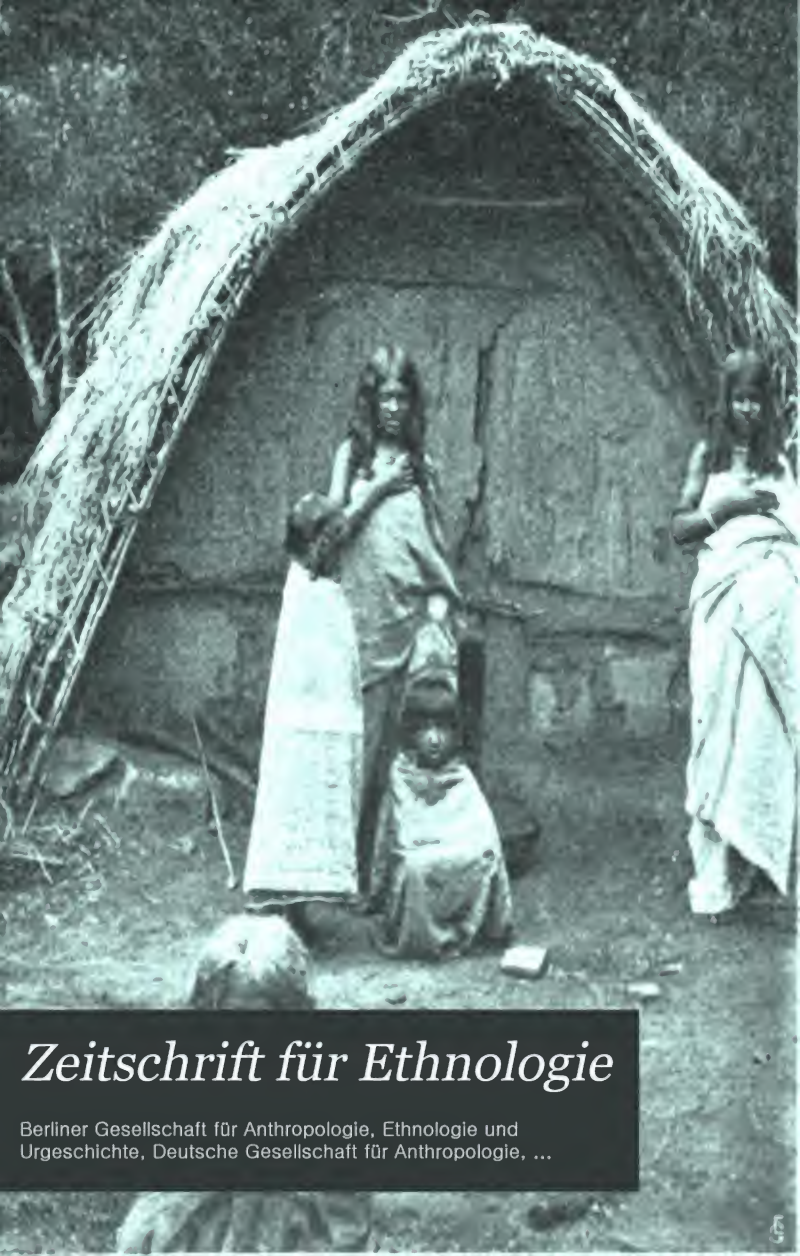


Zeitschrift für Ethnologie

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, ...

572.05
Z48

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redactions-Commission:

A. Bastian, R. Virchow, A. Voss.

Achtundzwanzigster Jahrgang.

1896.

Mit 11 Tafeln.

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & CO.

1896.

Digitized by Google

113743

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Paul Reinecke, Die skythischen Alterthümer im mittleren Europa. (Hierzu Tafel I) 1

Ph. J. J. Valentini, Das Geschichtliche in den mythischen Städten „Tulan". (Hierzu eine Karte, Taf. II) 44

Joseph Hampel, Neue Studien über die Kupferzeit. (Mit 50 zinkographischen Abbildungen im Text) 57

Rudolf Baier, Die Goldgefässe von Langendorf. (Hierzu Tafel IV) 92

Fr. Reinecke, Anthropologische Aufnahmen und Untersuchungen auf den Samoa-Inseln (Hierzu Tafel VI und VII, 2 Autotypien und 1 Zinkographie) 101

Wilhelm Schwartz, Volksthümliches aus Lauterberg am Harz 149

Hrolf Vaughan Stevens, Mittheilungen aus dem Frauenleben der Orang Belendas, der Orang Djäkun (Jakoon) und der Orang Laut, bearbeitet von Max Bartels (mit 13 Zinkographien im Text) 163

Gustav Oppert, Ueber die Toda und Köta in den Nilagiri oder den blauen Bergen (mit 4 Autotypien) 215

Eduard Seler, Noch einmal das Gefäss von Chamá. Quetzalcoatl und Kukulcan (mit 2 Zinkographien im Text) 222

Fedor Schulze, Der Stammbaum der Familie Martens in Niederländisch-Ostindien. (Hierzu Tafel X) 237

Besprechungen:

Dr. Anton Herrmann, Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn. IV. Band. Budapest 1895. S. 56. — Michael Haberlandt, Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Jahrg. I. Wien und Prag 1895. S. 97. — Fournereau, Le Siam ancien (Annales Guimet T. XXVI.) Paris 1895. S. 97. — Hansjakob, Unsere Volkstrachten. 4. Auflage. Freiburg i. Br. 1896. S. 98. — Th. Achelis Moderne Völkerkunde, deren Entwickelung und Aufgaben. Stuttgart 1896. S. 100. — Festschrift für Adolf Bastian. Berlin 1896. S. 146. — J. F. Pič, Mohyly Bechynski. Prag 1896. S. 147. — Revista do Museu Paulista por H. v. Ihering. Vol. I. S. Paulo 1895. — XVI. amtlicher Bericht des Westpreussischen Provincial-Museums für 1895, erstattet von Conwentz. S. 203. — A. H. Keane, Ethnology. Cambridge 1896. S. 204. — R. v. Erckert, Die Sprachen des kaukasischen Stammes, mit einem Vorwort von Fr. Müller. Wien 1895. S. 205. — W. Kükenthal, Forschungsreise in den Molukken und Borneo. Frankfurt a. M. 1896. S. 207. — L. Gentil Tippenhauer, Die Insel Haiti. Leipzig 1893. S. 209. — David Murray, An Archaeological Survey of the United Kingdom. Glasgow 1896. S. 211. — Konstantin Koenen, Gefässkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden. Bonn 1895. S. 211. — E. Martins Sarmento, Ora maritima. Porto 1896. S. 232. — Oscar Montelius, La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux. Stockholm 1895. S. 235. — M. von Chlingensperg-Berg, Die römischen Brandgräber bei Reichenhall in Oberbayern. Braunschweig 1896. S. 236. — J. Heierli und W. Oechsli, Urgeschichte des Wallis. Zürich 1896. S. 242. — Vilhelm Boyl, Fund af egekister fra Bronzealderen i Danmark. Kjøbenhavn 1896. S. 244. — Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. Band IV. Wien 1896. S. 245. — La vie d'un homme. Carl Vogt par William Vogt. Paris et Stuttgart 1896. S. 247.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte
mit besonderer Paginirung.

Ein chronologisches Inhalts-Verzeichniss der Sitzungen, sowie ein alphabetisches Namen- und Sach-Register befinden sich am Schlusse der Verhandlungen.

Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1896
mit besonderer Paginirung.

Digitized by Google

Verzeichniss der Tafeln.

Tafel I. Skythische Alterthümer im mittleren Europa (Zeitschr. S. 4—16).
„ II. Karte des mexikanischen Distriktes von Chiapvas, Central-America (Zeitschrift S. 55).
„ III. Defekte des Os tympanicum an künstlich deformirten Schädeln von Peruanern (Verh. S. 69–73).
„ IV. Goldgefässe von Langendorf, Pommern (Zeitschr S. 92—96).
„ V. Extremitäten-Knochen von zwerghaften Jakoons, Malacca und anderen Zwergstämmen (Verh. S. 144—146).
„ VI. Eingeborene von Santos und Mallicolo (Neu-Hebriden) (Zeitschr. S. 112).
„ VII. Fig. 1–4. Salomons-Insulanerinnen (Malayta), Fig. 5–6 Gilbert-Insulanerinnen (Zeitschr. S. 128).
„ VIII. Vorgeschichtliche Schmucksachen aus Gülaplu, Transkaukasien (Verhandl. S. 398—400).
„ IX. Bronzen der römischen Zeit von Raben, Kreis Belzig, Mark Brandenburg (Verh. S. 408—411).
„ X. Stammbaum der Familie Martens, Niederländisch-Ostindien (Zeitschr. S. 237).
„ XI. Situations-Skizzen der Gräfte bei Driburg, Wostfalen (Verh. S. 600).

Verzeichniss der Zinkographien, Autotypien und Holzschnitte im Text.

(A. = Autotypie, H. = Holzschnitt.)

1. Zeitschrift für Ethnologie, 1896.

Seite 60. Ungarische Kupfer-Celte (11 Abb.).
„ 61. „ „ (2 Abb.).
„ 64. „ Kupfer-Aexte (5 Abb.).
„ 65. „ „ (5 Abb.).
„ 66. „ Kupfer-Axt und Gussform (3 Abb.).
„ 67. „ Kupfer-Aexte (4 Abb.).
„ 68. „ „ (5 Abb.).
„ 70. „ „ (4 Abb.).
„ 71. „ Kupfer-Geräthe (6 Abb.).
„ 75. „ „ (13 Abb.).
„ 76. „ Kupfer-Schwertstab (2 Abb.).
„ 77. „ Kupfer-Panzerglieder (Fig 40).
„ 78. „ Kupfer-Ringe (6 Abb.).
„ 79. „ Kupfer-Halsring (3 Abb.).
„ 81. Ungarische Kupfer-Spiralen (2 Abb.).
„ 82. „ Muschelschmuck (39 Abb.).
„ 87. Cyprische Kupfergeräthe (41 Abb.).
„ 88. Kupferaxt aus Ungarn (Fig. 50).
„ 122 und 123. Salomons-Insulaner (2 A.).
„ 143. Tättowirung von Mallicolo, Neu-Hebriden (6 Z.).
„ 171. Chit-Nort-Muster des Bambugefässes der Orang-Belendas, für die Abwaschungen des Monatsflusses gebraucht (abgerollt).
„ 173. Horngeräthe der Belendas-Zauberer zum Bemalen der Chit-Norts (Bambugefässe) mit Zaubermustern (1 Abb.).

Digitized by Google

Seite 173. Karpet, Bambugefäss der Orang-Sinnoi und der Kenâboi zur Abwaschung des Monatsflusses der jungen Mädchen (abgerollt, um die Ornamentirung zu zeigen (2 Abb.).
. 182. Holzgeräth der Orang-Sinnoi zur Steigerung der Geschlechtslust der Weiber.
. 190. Tappar, Messer aus dem Stiel der B'rtam-Palme zum Durchschneiden der Nabelschnur bei den Orang-Semang.
. 190. Bambu-Messer der Orang-Benûa zum Durchschneiden der Nabelschnur.
. 191. Hölzernes Messer der Orang-hûtan zum Durchschneiden der Nabelschnur.
. 191. Smee-Karr, sägenförmiges Geräth von Holz, von den Hebammen der Orang-Sinnoi zum Durchschneiden der Nabelschnur und zum Aufmalen der Zaubermuster auf die Chit-Nort (Bambugefässe) benutzt (3 Abb.).
. 192. Chit-Nort, Bambugefäss der Orang-Bélendas, von der Hebamme zum Reinigen der Frisch-Entbundenen benutzt (2 Abb.).
. 192. Abgerolltes Muster von dem Bambugefäss der Hebamme der Orang-Bélendas, zum Füllen der von ihr benutzten Chit-Norts.
. 194. Chit-Nort, Bambugefäss der Orang-Bélendas, aus welchem die Hebamme die Frisch-Entbundene wäscht, nachdem sie sie vorher aus dem Chit-Nort Fig. 10 gereinigt hat (2 Abb.).
. 197. Chit-Nort, Bambugefäss, aus welchem sich die Wöchnerin der Orang-Bélendas wäscht (2 Abb.)
. 199. Chit-Nort, Bambugefäss der Orang-Bélendas, aus welchem das Neugeborene einen Monat lang täglich gewaschen wird (2 Abb.).
. 216. Gruppe von Toda von Marlimand. Dabei hockend ein Baloga-Junge von Ootakamand (A.).
. 217. Boa Tempel bei der Segur-ghat unweit von Ootakamand (A.).
. 218. Toda-Hütte auf dem Hulikaldrug unweit von Coonoor. Alte Frau, zwei junge Frauen, Mädchen und Junge (A.).
. 219. Gruppe von Toda-Frauen mit einem Jungen von Hulikaldrug (A.).
. 227. Maya-Figuren (Gott mit der proliferirenden Nase (2 Abb.).

2. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1896.

Seite 30. Zwei isländische Handschuhe (2 Abb.).
. 36. Birmanische Figuren mit dem Thanyet, einer merkwürdigen Waffe der Birmanen (2 Abb.).
. 37. Das birmanische Schwert.
. 38. Das Thanyet (birmanische Waffe).
. 39. Gotama-Jäger mit dem Thanyet (A.).
. 49. Die Cueva de Mengal bei Antequera (Spanien) (A.).
. 50. Angeblich mexikanischer Schuppenpanzer aus dem Artillerie-Museum in Madrid.
. 53. Statue eines kalläkischen Kriegers aus S. Jorje de Vizella im Musen Sarmento in Guimaraës, Portugal.
. 54. Citania, Portugal (A.).
. 58. Angeborene Anomalien der menschlichen Hand (8 Abb.).
. 59. Desgleichen (2 Abb.).
. 60. Desgleichen.
. 61. Desgleichen (6 Abb.).
. 62. Desgleichen (4 Abb.).
. 63. Trepanirter Guanche-Schädel von Tenerife (A.).
. 67. Bregma-Narbe an einem Guanche-Schädel von Tenerife (A.).
. 68. Desgleichen (A.).
. 70. Schematische Darstellung der Entwickelung des Paukenringes zum Os tympanicum beim Menschen (A.).

Digitized by Google

Seite 73. Verkümmerung des Paukenbeines an einem Flathead-Schädel aus Arica (Peru).
„ 78. Flachgedrückter Gehörgang eines Longhead-Schädels aus Arica (Peru).
„ 79. Grabhügel von Chodshali (Transkaukasien) (5 Abb.).
„ 81. Desgleichen (2 Abb.).
„ 82. Brandhügelgrab von Chodshali (Transkaukasien).
„ 83. Grabfunde von Chodshali (Transkausien) (6 Abb.).
„ 84. Ziegelstein von Chodshali (Transkaukasien).
„ 85. Alte Grab-Capelle in Chodshali (Transkaukasien).
„ 86. Kistengrab von Chodshali (Transkaukasien) (2 Abb.).
„ 87. Grabfunde aus dem vorigen (4 Abb.).
„ 91. Gräber von Dawschanli-Artschadsor (Transkaukasien) (2 Abb.).
„ 92. Grabfund daselbst.
„ 94. Desgleichen (15 Abb.).
„ 95. Desgleichen (11 Abb.).
„ 97. Gräber von Damgolu (Transkaukasien) (2 Abb.).
„ 99. Grabfunde von daselbst (9 Abb.).
„ 100. Funde aus den Königsgräbern von Ssachsagan (Transkaukasien) (4 Abb.).
„ 101. Situationsplan des Kurgans von Ssirchawande-Ballukaja (Transkaukasien).
„ 102. Skizzen dieses Kurgans (2 Abb.).
„ 104. Grabfunde aus demselben (16 Abb.).
„ 105. Desgleichen (7 Abb.).
„ 106. Urnenscherben von daselbst (6 Abb.).
„ 109. Zauberhölzer der Bawenda (Transvaal) (2 Abb.).
„ 115. Skizze der Wallburg der Martiuskirche bei Hetschburg (Sachsen-Weimar).
„ 116. Bronze-Celt von daselbst (2 Abb.).
„ 117. Plan der Himmelsburg bei Mellingen (Sachsen-Weimar).
„ 120. Feuerstein-Manufakte aus Arnstadt (Thüringen) (13 Abb.).
„ 122. Steinbeile und Bronzefibel von Arnstadt (Thüringen) (5 Abb.).
„ 127. Steinbeil und Bronzegeräthe von dem Urnenfelde bei Wilmersdorf (Kreis Beeskow-Storkow) (6 Abb.).
„ 128. Bronzenadeln und Armring ebendaher (8 Abb.).
„ 129. Plan des Burgwalles Räuberberg bei Görsdorf (Kreis Beeskow-Storkow).
„ 130. Plan des Burgwalles bei Buckow (Kreis Beeskow-Storkow).
„ 131. Plan des Burgwalles Schlossberg Borntuchen (Kreis Bütow, Pommern).
„ 136. Plan des Burgwalles Altes Schloss bei Carlthal unweit Bütow (Pommern).
„ 137. Thonscherben von daselbst (5 Abb.).
„ 138. Gewichte der Aschanti mit Hakenkreuz (6 Abb.).
„ 139. Tättowirte Basundi-Frau (West-Africa) mit Hakenkreuz-Ornamenten (2 Abb.).
„ 146. Schädel eines Jakoon (Malacca) (3 Abb.).
„ 164. Grabfunde von Hadrat (Transkaukasien) (4 Abb.).
„ 165. Situationsplan der Grabhügel am Köndalan-tchai (Transkaukasien).
„ 165. Glasirter Ziegelstein aus dem Hügel Kara-Köpak (Transkaukasien).
„ 168. Grabfunde aus dem Kreise Dschebrail (Transkaukasien) (7 Abb.).
„ 169. Gürtelschnallen-Fragment von Bronze aus Chankendi, Kreis Schuscha (Transkaukasien).
„ 169. Lampe aus Bronze aus dem Dschewanschirschen Kreise (Transkaukasien).
„ 172. Grabfunde von Chodshali (Transkaukasien) (5 Abb.).
„ 173. Desgleichen (4 Abb.).
„ 174. Desgleichen (9 Abb.).
„ 177. Steinkistengrab und Funde aus demselben ebenda (7 Abb.).
„ 178. Thonschale ebendaher (2 Abb.).
„ 179. Thonscherben ebendaher.
„ 180. Steinsetzung und Bronzenadel, ebendaher (2 Abb.).
„ 181. Goldblech und Perlen von Chodshali (Transkaukasien) 10 Abb.).
„ 182. Steingrab und Bronzering daraus, ebenda (2 Abb.).

Digitized by Google

Seite 183. Situationsplan von Gräbern ebenda (2 Abb.).
„ 190. Glasperle und Steinhämmer aus der Mark (5 Abb.).
„ 193. Portrait der Aline aus ihrer Mumien-Einwickelung (Fayum, Aegypten).
„ 194. Der Mumienkopf der Aline.
„ 195. Die Umrisse des letzteren in das Portrait eingezeichnet.
„ 223. Hypertrichosis universalis eines fast sechsjährigen Mädchens aus der Schweiz (2 A.).
„ 224. Dasselbe (A.).
„ 225. Armring und Fussring aus West-Africa (2 Abb.).
„ 231. Pagoden aus Ober-Birma (2 A.).
„ 232. Pagode ebendaher (A.).
„ 233. Ebenso (2 A.).
„ 234. Ebenso (2 A.).
„ 236. Rumänischer Zwerg (A.).
„ 241. Fensterurne von Sadersdorf (Kreis Guben) (3 Abb.).
„ 242. Deckeldosen von Thon aus Neuendorf bei Lübben i. L. (4 Abb.).
„ 243. Grabfund vom Mühlhart (Ober-Bayern).
„ 252. Skythischer Spiegel aus Schottland.
„ 262. Frühreifes Kind aus Dahlheim (Ostpreussen) (A.).
„ 265. Vier-Zeichen aus Deutschland (34 Abb.).
„ 267. Die Kornmutter, Steinfigur aus Westpreussen.
„ 275. Chinesische Armbrüste (2 Abb.).
„ 276. Desgleichen (3 Abb.).
„ 277. Desgleichen (3 Abb.).
„ 278. Desgleichen (3 Abb.).
„ 286. Hügelgrab bei Wandlitz (Nieder-Barnim).
„ 287. Urnen aus demselben (5 Abb.).
„ 289. Dreifigurige Alsengemme von Säckingen.
„ 292. Thongefäss aus Stradow (Spreewald).
„ 303. Karte der Verbreitung der Djâkun (Malacca).
„ 328. Carionecrosis des menschlichen Schädels.
„ 329. Desgleichen.
„ 330. Phallus von gebranntem Thon von dem Hrádek bei Časlau (2 Abb.).
„ 331. Skeletfund ebendaher (A.).
„ 332. Steinzeitgefässe und Steinbeile von Dobrovic (Mähren) (3 Abb.).
„ 340. Gebäck vom Niederrhein (2 Abb.).
„ 341. Desgleichen (4 Abb.).
„ 342. Desgleichen und Palmstock von dort und Salomonsknoten von der Goldküste (4 Abb.).
„ 348. Feuerstein-Manufakte aus der Provinz Posen (11 Abb.).
„ 352. Steinzeitliche Thongefässe von Rügen (6 A.).
„ 353. Desgleichen (6 A.).
„ 354. Desgleichen (8 A.).
„ 365. Schienen-Verband der Bawenda (Nord-Transvaal).
„ 369. Giebel-Verzierungen aus Westpreussen (23 Abb.).
„ 370. Desgleichen (27 Abb.).
„ 373. Desgleichen (5 Abb.).
„ 374. Kopce oder Grobe bei Leobain, Kreis Neustadt, Westpreussen.
„ 378. Plan des Burgwalles Schlossberg Bendargau, Kreis Neustadt, Westpreussen
„ 398. Plan von Kistengräbern bei Gülaplu (Transkaukasien).
„ 400. Desgleichen (2 Abb.).
„ 415. Kopf eines Bara (Madagascar) (A.).
„ 416. Desgleichen (A.).
„ 467. Steinerner Phallus aus Yucatan.
„ 510. Frisur eines Mangu-Mädchens (Togo).

Digitized by Google

Seite 511. Mangu- und Gurma-Frisuren und Panzerhemd (Togo).
„ 518. Schmucknarben der Mangu (Togo) (3 Abb.).
„ 519. Desgleichen und Tättowirungen (14 Abb.).
„ 520. Desgleichen (9 Abb.).
„ 521. Tättowirungs-Muster ebendaher.
„ 522. Desgleichen, sowie Topf und Gehöftanlagen ebendaher (5 Abb.).
„ 523. Anomalien von Hand und Fuss und Zwergin ebendaher (4 Abb.)
„ 525. Zwerge von Mergui und ihre Angehörigen (A.).
„ 527. Dieselben Zwerge und ein Salzburger Riese (A.).
„ 539. Schläfenring und Bronzefibel aus der Provinz Posen (2 Abb.).
„ 541. Knochen- und Horngeräthe aus Ostpreussen (5 Abb.).
„ 553. Tättowirte Samoaner (2 Abb.).
„ 555. Desgleichen (4 Abb.).
„ 557. Tättowirungen der Samoaner (3 Abb.).
„ 563. Ausführung einer Tättowirung in Samoa (A.).
„ 565. Altperuanische Thongefässe (3 Abb.).
„ 566. Figürliche Holzschnitzereien aus altpernanischen Gräbern (6 Abb.).
„ 585. Assyrisches Alabasterrelief von Ninive, Massage darstellend (A.).
„ 589. Ausmalung der Hausdiele in einem Bauernhause von Hackemühlen, Hannover (4 Abb.).
„ 590. Modernes Steingeräth zum Kartoffelpflügen von Dahlenburg, Hannover.
„ 595. Loch in der Squama occipitalis einer geisteskranken Frau.
„ 596. Weite Foramina parietalia und Missbildung der Lambdagegend an demselben Schädel.
„ 598. Solitäres weites Foramen parietale in der Medianlinie eines menschlichen Schädels von Schussenried.
„ 615. Apparat zur Bestimmung der Schädel-Capacität (2 Abb.).
„ 616. Ebenso (1 Abb.).

3. Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde, 1896.

Seite 2. Neolithisches Grab bei Worms (A.).
„ 3. Steinzeitliche Gefässe von Kaaso, Kreis Guben (2 Abb.).
„ 4. Desgleichen von Strega (2 Abb.).
„ 5. Kupfercelt von Neuzelle, Kr. Guben (Fig. 5) und La Tène-Fibel von Sadersdorf (2 Abb.).
„ 15. Urnen und Vogel-Kinderklapper vom Gräberfelde bei Kraesen, Kreis West-Sternberg (2 Abb.).
„ 19. Bronze-Fibel von Mitteldorf, Kreis Mohrungen, Ostpreussen.
„ 20. Thonscherben von Rombitten, Ostpreussen (5 Abb.)
„ 56. Deckelurne von Seebach, Kreis Ruppin.
„ 58. Urne und Bronze-Nadeln von Postlin, Kreis Westpriegnitz (6 Abb.).
„ 75. Hügelgrab und Urne von Kieselwitz, Kreis Guben (3 Abb.).
„ 75. Knopfsichel von Bronze von dem Depotfund von Riesdorf, Kreis Radegast, Anhalt.
„ 76. Armringe ebendaher (7 Abb.).
„ 78. Funde aus dem Gräberfelde von Johannisberg bei Grutschno, Kreis Schwetz (32 Abb. A.).
„ 80. Mützenurne mit Ohrringen von Weissenhöhe, Kreis Wirsitz, Provinz Posen
„ 82. Urnen von Heyrothsberge und Leitzkau, Provinz Sachsen (10 Abb.).
„ 83. Bronzen von ebendaher (11 Abb.).
„ 87. Urnen von Kabelitz, Kreis Jerichow II (2 Abb.).
„ 88. Funde von ebendaher (7 Abb.).
„ 96. Steinwerkzeuge von Retzin im Randowthal, Pommern (4 Abb.)

Digitized by Google

I.

Die skythischen Alterthümer im mittleren Europa.

(Hierzu Taf. I.)

Von

PAUL REINECKE.

Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 19. October 1895.

Wenig bekannt und wenig beachtet sind unter den Denkmälern vorgeschichtlicher Zeiten aus Mitteleuropa einige Alterthümer, merkwürdig wegen ihrer fremdartigen Form, welche in ihrer prähistorischen Umgebung räthselhaft erscheint, noch merkwürdiger wegen der Beziehungen, die sie zu sehr entlegenen Gegenden darbieten. Es muss überraschen, auf dem Boden Deutschlands und der Karpathenländer sibirischen Typen, Funden skythischer und skythisch-griechischer Herkunft, Gegenständen, welche einem so grundverschiedenen Culturkreise angehören, zu begegnen, und schwerlich vermöchte jemand eine richtige Deutung der Anwesenheit so differenter Alterthümer inmitten wohlbekannter, gut definirter, vorgeschichtlicher Zeitalter zu geben. An der Spärlichkeit des in Betracht kommenden Materiales muss eine befriedigende Erklärung dieser seltsamen Erscheinung vorläufig noch scheitern, aber trotz der Spärlichkeit lassen uns diese Denkmäler, welche einem anders gearteten Volke entstammen, den wahren Zusammenhang wenigstens ahnen und erlauben uns sehr interessante Vermuthungen, über deren Berechtigung allerdings die Zukunft zu entscheiden hat, wenn sich die Zahl der einschlägigen Funde vergrössert.

Mehrere Male wurde schon auf jene merkwürdigen Fremdlinge in Mitteleuropa hingewiesen, aber stets nur mit negativem Resultat, ohne dass unsere Kenntniss hinsichtlich dieses Gegenstandes dadurch wesentlich gefördert worden wäre. Vielleicht gelingt es den folgenden Zeilen, auf die richtigen Bahnen hinzudeuten oder auch nur den Anlass zu erneuten Forschungen in dieser Richtung zu geben.

Der erste, welcher, soweit mir bekannt ist, das Vorhandensein sibirischer (ural-altaischer) Typen im mittleren Europa feststellte, war Aspelin, und zwar in einem Aufsatze über die Chronologie des ural-altaischen Bronzealters, den er dem internationalen Congresse in Budapest

Digitized by Google

(im Jahre 1876) vorlegte[1]). Er hob als eine überraschende Thatsache hervor, dass unter den vorgeschichtlichen Alterthümern aus Ungarn, welche auf der bei Gelegenheit des Congresses arrangirten Ausstellung vereint waren, sich einige Dolche befanden, deren Form an die bekannten Kurzschwerter der sibirischen Bronzezeit erinnerte. Die Bemerkungen, welche Aspelin an diese unerwarteten Analogien knüpfte, vermochten jedoch nicht Interesse für diese Fragen zu erwecken.

Von neuem wurde die Aufmerksamkeit der Forscher auf diese seltsamen Beziehungen durch den Goldfund von Vettersfelde gelenkt. Wir verdanken Furtwängler eine richtige Erklärung und eingehende Würdigung dieses räthselhaften Fundes[2]), und seinen Ausführungen können wir uns, abgesehen von seiner Zeitbestimmung, nur rückhaltlos anschliessen. Ein jeder Kenner der südrussischen Alterthümer wird keinen Augenblick über die Herkunft des im Boden Norddeutschlands entdeckten Goldschatzes im Zweifel sein, und auch bezüglich seiner Zeitstellung werden keine Bedenken obwalten können, da wir an den Gestaden des schwarzen Meeres eine Reihe vortrefflicher Gegenstücke, welche sich mit ziemlicher Sicherheit datiren lassen, zu den Waffen und Schmucksachen von Vettersfelde antreffen.

In sehr unbestimmter Form gab Sophus Müller im Jahre 1882 in seiner Arbeit „Den europaeiske Bronzealders Oprindelse og første Udvikling, oplyst ved de aeldste Bronzefund i det sydostlige Europa“[3]), im Anschlusse an seine Untersuchungen über die Herkunft der Bronzecultur in Europa, auch einige Andeutungen hinsichtlich des Vorkommens sibirischer Alterthümer in Ungarn. Auf eine kritische Besprechung dieser Arbeit können wir uns hier unmöglich einlassen, obwohl gewisse Bemerkungen unser Thema streifen und Bezug auf die Fragen nehmen, mit denen wir uns hier beschäftigen. Die sachlichen Mittheilungen, welche S. Müller über den uns interessirenden Gegenstand machte, brachten jedoch nichts wesentlich Neues, sondern waren eher geeignet, Verwirrung hervorzurufen und eine Vermengung ganz differenter Begriffe herbeizuführen.

Fast ein Decennium später wies Schumacher auf jene wenig gekannten Verbindungen mit dem Osten hin[4]). Er knüpfte seine Betrachtungen an die Besprechung eines Bronzespiegels, welcher in einem reich ausgestatteten gallischen Grabe bei Dühren (Baden) gefunden wurde. Schumacher hebt hervor, dass diese Spiegelform auf keinen Fall aus

1) Compte-rendu du Congrès international etc. à Budapest, T. I, (Budapest 1877), p. 685.

2) A. Furtwängler, Der Goldfund von Vettersfelde. Dreiundvierzigstes Programm zum Winkelmannfeste der archäologischen Gesellschaft in Berlin. Berlin 1883.

3) Aarboger for Nordisk Oldkyndighed Kopenhagen 1882, S. 279–356. Deutsche Uebersetzung im Archiv für Anthropologie XV, 1884, S. 323–368.

4) W. Schumacher, Barbarische und griechische Spiegel. Zeitschr. f. Ethnologie, XXIII, 1891, S. 81–88.

Digitized by Google

Italien stamme, sondern auf griechische Vorbilder zurückgehe, und findet die nächsten Analogien zu ihr in den Ländern nördlich vom schwarzen Meere und am Nordabhange des Kaukasus. Die Entscheidung, ob dieser Spiegeltypus wirklich aus dem Osten, von den pontischen Colonien, herzuleiten oder etwa hierbei an eine Ausstrahlung von Massalia aus zu denken sei, wagt jedoch Schumacher nicht zu treffen und lässt somit die Beantwortung der Frage nach der eigentlichen Provenienz dieses Stückes noch offen.

Aus jüngster Zeit besitzen wir von Hampel eine vortreffliche Arbeit über die skythischen Alterthümer, welche im Boden Ungarns gefunden wurden[1]). Er stellt das ganze, bis dahin nachweisbare Material aus den Karpathenländern zusammen, beschränkt sich aber nur darauf, die ungarischen Fundstücke mit den identischen skythischen und sibirischen Typen zu vergleichen, ohne weiter auf eine exacte Zeitbestimmung einzugehen. In seinem Aufsatze bespricht er Schwerter, Bronzespiegel, Metallkessel und eigenthümliche Ziergegenstände; eine Kategorie der herangezogenen Alterthümer, die hohen cylindrischen Bronzekessel, gehört jedoch nicht in diese Reihe, da gerade diese Form bedeutend jünger ist und unmöglich den Namen „skythisch" beanspruchen darf. Sonst sind wir jedoch Hampel zu grossem Danke verpflichtet, weil er von Neuem auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes aufmerksam machte und ein reiches Material, welches bis dahin theilweise noch unedirt oder seiner Bedeutung nach nicht richtig erkannt und gewürdigt war, veröffentlichte.

Im Anschlusse an seine Abhandlung erschienen im vorletzten Jahre noch einige kurze Notizen, in welchen wiederum neue Mittheilungen über skythische Denkmäler aus Ungarn und Rumänien gemacht wurden[2]).

Eine deutsche Bearbeitung seines Aufsatzes gab Hampel im letzten Jahre in den „Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn" heraus[3]). Zu seinen früheren Nachweisen fügte er hier noch die nachträglich publicirten Funde hinzu, so dass an dieser Stelle das ganze, die Karpathenländer betreffende Material gesammelt ist.

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf diejenigen unter den mitteleuropäischen Funden vorgeschichtlicher Zeit, welche durch ihre Form und ihre fremdartige Stylrichtung eine östliche, vom schwarzen Meer ausgehende, skythisch-sarmatische Herkunft verrathen.

Am weitesten nach Westen führt uns ein Grabfund, welcher im Jahre 1865 bei Dühren unweit Sinsheim (Baden) durch Zufall zum Vorschein

1) Hampel J., Skythiai emlékek Magyarországban (Skythische Denkmäler in Ungarn), Archaeologiai Értesitő, N. F. XIII, 1893, S. 384—407.

2) Archaeologiai Értesitő, N. F. XIV, 1894, S. 356 – 357, 372 – 373, 385 – 388, 450.

3) Bd. IV, Heft 1, Budapest 1895, S. 1—26.

Digitized by Google

kam[1]). Es wurden hier, angeblich mit den Resten nur eines Skelets, in grosser Anzahl interessante Gegenstände ausgegraben, leider nicht von sachkundiger Hand oder dass ein Sachverständiger die Fundverhältnisse genau hätte feststellen können. Aus der Reihe der Beigaben bieten uns prächtige Mittel-La Tène-Fibeln aus Silber, Bronze und Eisen, charakteristische gläserne Armringe, ein gehenkelter Bronzekrug, welcher an campanisch-etrurische Arbeiten erinnert, sowie eine gallische Silbermünze, die mit den Münztypen der Volcae Tectosages grosse Verwandtschaft besitzt, den nöthigen chronologischen Anhalt. Wir werden für das Rheingebiet den Beginn der mittleren La Tène-Periode, welcher hier noch der Abschnitt mit der Früh-La Tène-Fibel und sodann der Beginn des keltischen Styles (Grabhügelfunde von Rodenbach, Dürkheim, Wald-Algesheim, Weisskirchen u. s. w.) vorausgehen, kaum vor 250 v. Chr. anzusetzen haben, so dass für den Dührener Fund im Wesentlichen das zweite vorchristliche Jahrhundert in Betracht käme.

Aus dem reichen Inhalt dieses Grabes interessirt uns ein Bronzespiegel von verhältnissmässig einfacher Form (Taf. I, Fig. 1). Er besteht aus einer runden, flach gewölbten Scheibe und einem langen, mit einem Grat versehenen Griff; beide Theile sind aus einem Stück. Nahe dem unteren Ende des Griffes ist der Grat nachträglich entfernt; an dieser Stelle machen sich Löthspuren bemerkbar, ein Anzeichen, dass hier ehemals wohl eine Zierplatte befestigt war. Es ist unzweifelhaft, dass dieser Spiegel ausserhalb Italiens entstanden sein muss, weil in Italien bisher noch nicht ein einziges Stück dieser Art angetroffen wurde, und da wir in den Skythen-Kurganen Südrusslands diesen Typus in ungefähr gleichaltrigen Gräbern wiederfinden, sind wir berechtigt, in ihm einen Einfluss des nordpontischen Gebietes zu erkennen.

Ob eine flache, runde Bronzescheibe mit einem Ueberzuge von Zinn zu den kleinen Weissmetallspiegeln aus den kaukasischen Nekropolen der römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderungsperiode in irgend welcher Beziehung steht, wie Schumacher annehmen möchte, halte ich wegen der beträchtlichen zeitlichen Differenzen, welche sich hierbei ergeben, kaum für möglich. Wir werden weiter unten nochmals auf diese Weissmetallspiegel zurückzukommen haben.

Die vollständige Prachtausrüstung eines vornehmen Skythen tritt uns in dem Goldschatze von Vettersfelde (Kreis Guben, Niederlausitz) entgegen. Furtwängler's Publication brachte eine richtige Beurtheilung

1) W. Schumacher, Ein gallisches Grab bei Dühren (etwa 200 v. Chr.), Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, N. F., V, Freiburg i. Br. 1890. S. 409–424, mit Tafel III; ferner Schumacher, Ueber den Stand und die Aufgaben der prähistorischen Forschung am Oberrhein u. s. w., Neue Heidelberger Jahrbücher, II, Heft 1, 1892, S. 136–137.

2) Zeitschr. f. Ethn. XXIII, 1891, S. 84. Anm. 1: abgebildet Zeitschr. f. Geschichte d. Oberrheins, N. F., V, Taf. III, Fig. 35.

Digitized by Google

und kritische Analyse dieses räthselhaften Fundes, welcher seiner Zeit seiner Bedeutung nach beinahe verkannt worden wäre und später noch mehrfach missverstanden worden ist.

Was wir so oft zu beklagen haben, dass unsere Funde, aus denen allein wir in der prähistorischen Wissenschaft den nöthigen Anhalt für unsere Forschungen gewinnen können, zum grossen Theil durch Zufall entdeckt werden, ohne dass ein zuverlässiger Beobachter zugegen ist oder die näheren Fundumstände sich noch feststellen lassen, gilt leider auch im vollsten Masse vom Vettersfelder Goldschatz. Handelt es sich hier um einen Grabfund? Ist Alles, was dieses Stück Land barg, zu unserer Kenntniss gelangt? Sind nicht noch werthvolle Stücke von unberufenen Händen bei Seite geschafft worden? Ich möchte an der Ansicht festhalten, dass dieser Goldschmuck einem Todten auf den letzten Weg mitgegeben wurde. Bei einer Untersuchung der Fundstelle, welche erst ein halbes Jahr nach Entdeckung des Schatzes erfolgte und sich nur auf eine oberflächliche Nachgrabung beschränken konnte, wurde nur constatirt, dass in der Nachbarschaft keine Anzeichen von Begräbnissen, etwa von einem Urnenfriedhof oder einem regelrechten Reihengräberfeld, vorhanden waren[1]). Ob aber der Finder der Gegenstände vielleicht die möglicherweise noch in den letzten Spuren erkennbaren Reste eines Skelets nicht übersehen hat, darüber können wir heute nichts Bestimmtes mehr erfahren. Mit einem Depotfund, der etwa in dem grossen Thongefäss geborgen war, haben die Vettersfelder Goldsachen sicherlich nichts zu thun, und gerade die Gründe, welche Furtwängler dafür anführt, dass die vollständige Prachtausrüstung niemals Gegenstand eines normalen Handels vom Pontus her und gar in so ferne Gegenden sein konnte, sprechen dafür, dass hier ein vornehmer Mann in fremdem Lande mit seinem Schmuck und seinen Waffen nach Sitte und Brauch seiner Nation bestattet wurde.

Da uns weniger der rein archäologische Charakter des Goldfundes, welcher Prachtstücke griechischer Goldschmiedekunst enthält, als die Feststellung der skythischen Typen in ihm und die Verwandtschaft mit gewissen südrussischen Alterthümern interessirt, können wir uns auf die Besprechung einiger Objecte beschränken.

Vor Allem kommt der kurze eiserne Dolch mit dem goldbelegten Griff, sowie der dazu gehörige goldene Scheidenbeschlag, letzterer reich von Künstlerhand verziert, in Betracht (Taf. I, Fig. 2 *a*, *b*). Der Griff des Dolches repräsentirt eine Form, welche dem westlichen und mittleren Europa vollständig fremd ist. Das freie Ende ist durch eine Querstange abgeschlossen, während das untere Ende mit einem herzförmigen Ausschnitte belegt ist. Auf der Griffstange selbst sind zur Verzierung kleine brillen- oder schleifenförmig gekrümmte Golddrähte aufgelöthet. Der Beschlag der Scheide

1) Zeitschr. f. Ethn. XV, 1883, Verh. S. 488—490.

Digitized by Google

dieses Dolches zeigt am oberen Ende eine zum Aufhängen der Waffe dienende Ausweitung, eine characteristische Eigenthümlichkeit, die das klassische Alterthum nicht kannte und welcher wir in Europa nur bei den Skythen Südrusslands wieder begegnen.

Die zweite Dolchscheide des Goldfundes, die wir eigentlich nicht mehr als einen typisch skythischen Gegenstand bezeichnen dürfen, trotzdem aus einem Grabe des Pontusgebietes das einzige Gegenstück zu ihr nachweisbar ist, zeigt uns ebenso, wie der Dolchgriff, an dem Ornamente, welches die Oeffnung umgiebt, die Technik des Auflöthens von Golddrähten: gedrehte und geperlte Fäden, Doppelspiralen und eine schleifenartige Verzierung wechseln mit einander ab. Den gleichen Filigranschmuck finden wir an der Goldfassung des Serpentinkeiles, an dem Hängezierrath und dem Ohrringe in Anwendung. Die leeren Kapseln des Ohrgehänges waren wohl einst mit Email gefüllt, und vermuthlich enthielten auch die aufgelegten Schleifen der Goldscheide und der anderen Zierstücke Emaileinlage. Ausdrücklich sei jedoch hervorgehoben, dass wir mit der Erwähnung der Email- und Filigrantechnik nicht sagen wollen, sie seien specifisch skythischer Gebrauch gewesen; sie gehören vielmehr im vollsten Masse der klassischen Goldschmiedekunst an, aber wir müssen deshalb hier auf sie hinweisen, weil wir dem Irrthume zu begegnen haben, dass sie etwa nur der Völkerwanderungszeit zukämen.

Die übrigen Stücke des Fundes von Vettersfelde, Zierplatte, Fisch, Hals- und Armring, Schleifstein u. s. w., lassen wir ausser Acht, da sie, obwohl wir als ihren Verfertiger einen griechischen Künstler aus den Colonien am schwarzen Meere und als ihren einstigen Träger einen vornehmen Skythen annehmen müssen, uns nichts bieten, was als besonders characteristisch für Südrussland oder überhaupt für die Skythenregion anzusprechen wäre.

Es ist vielleicht nicht unrichtig, wenn wir in Verbindung mit dem Goldschatz von Vettersfelde aus unmittelbarer Nachbarschaft das Vorkommen von dreikantigen Bronzepfeilspitzen, welche in West- und Mitteleuropa zur eigentlichen Bronzezeit vollständig fremd sind, hervorheben. Derartige Stücke sind bisher ausschliesslich auf dem „Heiligen Lande" bei Niemitsch (Kreis Guben) gefunden worden, und zwar in der älteren Culturschicht dieses grossen Burgwalles[1]). In welchem Zusammenhange hier jedoch diese Pfeilspitzen mit drei Schärfen, welche aus dem ganzen östlichen Deutschland die einzigen zu sein scheinen, angetroffen wurden, ist vor der Hand nicht nachzuweisen, zumal da in dieser prähistorischen Verschanzung keine umfassenden systematischen Ausgrabungen stattgefunden haben.

---

1) Z. f. Ethn. 1891, XXIII, Verh. S. 588, Fig. 11 (Jentsch über Funde aus dem Kreise Guben).

Digitized by Google

Von deutschen Funden sind in dieser Aufzählung noch einige Alterthümer zu nennen, welche bisher noch keine Beachtung erfahren hatten. Es handelt sich um eine singuläre Halsringform (Taf. I, Fig. 3), deren Verbreitungsgebiet, soweit es sich bis jetzt überschauen lässt, auf Ostpreussen beschränkt zu sein scheint[1]). Dieser Ringtypus zeichnet sich dadurch aus, dass seinen Enden, welche in Haken und Oehse auslaufen, sich ein grosser hohler Konus aus Bronzeblech aufsetzt; er steht somit einzig in seiner Art da, und wir könnten über ihn kaum etwas Bestimmtes aussagen, wenn uns nicht ähnliche Stücke aus Südrussland, freilich nicht aus Bronze, sondern aus Gold, mit geflochtenem Reif und Filigran- und Goldkügelchen-Verzierung, den richtigen Hinweis liefern würden. Aus dem gallischen Torques und dessen zahlreichen Modificationen, jener Form, welche allenthalben, wo wir La Tène-Cultur vorfinden, wiederkehrt, ist unser Ring entschieden nicht abzuleiten, trotzdem er diesem charakteristischen Schmuckstück zeitlich nahe steht. Die Enden der keltischen Halsringe sind stets massiv oder tragen höchstens eine napfförmige Vertiefung zur Aufnahme von Email; der grosse konische Abschluss aus Bronzeblech, welchem dazu ein mehr oder minder gewölbter Theil aufgesetzt ist, sowie Haken und Oehse, die in der Regel vorhanden sind, verrathen dagegen einen anderen Charakter. Wenngleich auch die Grundform des gallischen Torques bei den Germanen, welche von ihren Nachbarn auch diesen Zierrath übernahmen, mannichfache Abänderungen erlitt, und selbst in Ostpreussen und den angrenzenden lithauischen Gebieten besondere locale Ausbildungen erfuhr, unsere Ringe mit den hohlen kolbigen Enden aus dünnem Bronzeblech konnten aus ihr niemals entstehen.

Die wenigen Vertreter dieses eigenthümlichen Halsschmuckes gehören in Ostpreussen der Zeit um Christi Geburt an. Das Gräberfeld von Fürstenwalde[2]) ($1^1/_2$ Meilen nordöstlich von Königsberg), welches leider in wenig sorgfältiger Weise durchforscht wurde, hat mehrere Exemplare ergeben. Sehen wir von den Gräbern der jüngsten heidnischen Zeit ab, welche auf demselben Felde zum Vorschein kamen, so finden wir unter den Gegenständen der älteren, von Hensche publicirten Ausgrabungen ausser unseren Ringen nur noch Hals- und Armreife, welche auf die keltischen Vorbilder zurückgehen und hier wohl der zweiten Hälfte der La Tène-Periode angehören dürften, ferner eine frührömische Bronzefibel, ein Gürtelblech aus Bronze mit getriebenen Mustern u. dergl. m. Tischler

1) Photographisches Album der Prähistorischen und Anthropologischen Ausstellung zu Berlin 1880. Sect. I, Taf. 13, No. 520, 522, 524; Schriften der Physikalisch-Oekonomischen Gesellschaft zu Königsberg, X, 1869, Taf. III, Fig. 17.

2) A. Hensche, Der Gräberfund von Fürstenwalde. Schriften der Physik.-Oekon. Ges. zu Königsberg, X, 1869, S. 147—158: Tischler, ebend. XVIII, 1877, S. 274—275; Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa. Hamburg 1882, S. 157—158 Taf. XVI, 9.

Digitized by Google

setzte die Halsringe mit den hohlen kolbenförmigen Enden in seine Periode B, welche der älteren römischen Kaiserzeit entspricht, indem er sich anscheinend gerade auf das Vorhandensein einer frührömischen Fibel in diesem Gräberfunde stützte[1]). Betrachten wir jedoch das Inventar anderer ostpreussischer Nekropolen, die der ersten Kaiserzeit angehören, so sehen wir in ihnen ausschliesslich rein römische Formen vertreten, und dieser Umstand scheint mir dafür zu sprechen, dass wir die Ausbeute der älteren Ausgrabungen auf der Fürstenwalder Feldmark, Gegenstände, welche zum grössten Theil noch La Tène-Styl repräsentiren, in eine Zeit setzen müssen, in welcher der römische Einfluss noch nicht voll und ganz Platz gegriffen hatte, also etwa in die letzten Jahrzehnte vor Beginn unserer Zeitrechnung. Hoffentlich bringen uns neue Funde einen genügenden Anhalt für die Zeitbestimmung dieses fremdartigen, ganz isolirt dastehenden Halsschmuckes.

In Galizien, und zwar im östlichen Theile des Landes, treffen wir in dem Funde von Sapohowo an der Cyganka (Kreis Borszczow) Alterthümer unverkennbar skythischer Herkunft an[2]). Eine eingehende Publication der hier ausgegrabenen Gegenstände liegt leider noch nicht vor und, wie aus einigen kurzen Notizen hervorgeht, es scheinen über diese Ausgrabungen überhaupt nur unsichere Nachrichten vorhanden zu sein. Angeblich fand man die jetzt in der Sammlung der Krakauer Akademie aufbewahrten Alterthümer auf einem „mohyłki" (Gräber) genannten Felde, ohne dass sie jedoch aus Gräbern stammten[3]). In Krakau befinden sich von dieser Stelle zwei runde Bronzescheiben mit einem sternartigen Muster auf der einen Seite und geripptem Rande (Spiegel nach der Art der kaukasischen und sibirischen?), ein Bronzespiegel von ziemlicher Grösse mit langem Griff, ein siebartig durchbohrtes Stück Bronzeblech (die Löcher sind in Reihen angeordnet), einige Eisenpfeilspitzen, massenhaft dreikantige Bronzepfeilspitzen mit kurzer Schafttülle, Reste von kleinen Spiralringen aus

1) Katalog der Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde Deutschlands, Berlin 1880, S. 402.

2) A. H. Kirkor, Sprawozdanie i wykaz zabytków etc. w roku 1877, Zbiór wiadomości do antropologii krajowéj etc., Bd. II, Krakau 1878, S. 1—18: Kohn-Mehlis, Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa, Jena 1879—80, Bd. I, S. 250—251; Demetrykiewicz V., A Sapohowoi tükör, Archaeol. Ertes. XIV, 1894, S. 450.

3) Bei Kohn-Mehlis ist jedoch von Gräbern und gesonderten Grabinventaren die Rede. Wahrscheinlich liegt hier ein Irrthum von Seiten Kohn's vor, welcher die ihm von Krakau aus zu Theil gewordene Beschreibung missverstanden hat. Denn Demetrykiewicz sagt ausdrücklich, dass es sich hier um keinen Grabfund handelt („nem sírban, de mezőben, melynek a nép szajan sírmező a neve"). — Ich möchte doch glauben, dass hier die Beigaben aus einem Grabe, möglicher Weise aus einem Kurgane, vor uns liegen, da die Gegenstände in ihrer Gesammtheit weder einen Depotfund darstellen können, noch etwa aus einem Ansiedlungsplatze entstammen. Es wäre erwünscht, wenn dieser wichtige Fund zum Gegenstande einer ausführlichen Publication gemacht würde, damit die Beziehungen, welche er zu den Skythen-Kurganen darbietet, klar hervortreten könnten.

Digitized by Google

Bronzedraht mit breitem scheibenförmigen Ende (Fingerringe?)[1]), ferner schwarze Glasperlen mit gelber Einlage und ein Thonwirtel in Gestalt eines abgestumpften Kegels.

Als besonders charakteristisch seien der grosse Spiegel mit dem cannelirten Griff und einem rohen Thierkopf am Griffende (Taf. I, Fig. 4), sowie die zahlreichen dreikantigen Bronzepfeilspitzen hervorgehoben. Es ist schwer zu entscheiden, ob die beiden runden Bronzescheiben kleine Spiegel vorstellen, wie deren sehr viele aus Osteuropa und dem Kaukasus bekannt sind; bei den letzteren treten die Ornamente auf der Rückseite mehr oder minder plastisch hervor, mitunter nehmen sie sogar die Form scharfer Rippen an, was weder bei den Scheiben von Sapohowo, noch dem Exemplar aus dem Dühreuer Grabe der Fall ist. Dazu gesellt sich noch der Umstand, dass die wirklichen Weismetallspiegel jüngeren Datums sind, als die Skythengräber; im Kaukasus treten sie, soweit ich es überschauen kann, nur in den grossen Leichenfeldern der römischen und nachrömischen Zeit auf. In manchen Skythen-Kurganen kommen übrigens Bronzescheiben mit Oehr auf der Mitte der Rückseite vor, welche mitunter auch als Spiegel angesprochen wurden; jedoch steht auch ihre phalerenartige Form weder mit den kaukasischen Stücken, noch mit den Scheiben von Dühren und Sapohowo in irgend welchem Zusammenhange[2]). Der konische Spinnwirtel, welcher in Gemeinschaft mit den anderen genannten Alterthümern gefunden wurde, zeigt eine Form, welche wir in Norddeutschland geradezu typisch für die Gräber der römischen Kaiserzeit nennen würden. Trotzdem werden wir nicht fehl gehen, wenn wir unseren Fund, der im Uebrigen nichts mit irgend einem römischen oder provinzial-römischen Einfluss zu thun hat, obwohl gerade Ostgalizien, nach den bisherigen Entdeckungen zu urtheilen, einer verhältnissmässig starken römischen Beeinflussung ausgesetzt war, in vorrömische Zeit, in die letzten vorchristlichen Jahrhunderte, setzen.

Die typischen dreikantigen Bronzepfeilspitzen scheinen in der Bukowina nicht zu den Seltenheiten zu gehören, wie ein Fund von Satulmare (Bez. Radautz)[3]) vermuthen lässt. Möglicher Weise sind in der Bukowina schon andere Funde aufgesammelt worden, welche unsere Aufzählung skythischer Alterthümer vervollständigen könnten; vielleicht liegt auch in Privatsammlungen ein reiches diesbezügliches, aber leider noch nicht edirtes Material, welches bisher nicht die ihm gebührende Beachtung erfuhr.

---

1) Ungefähr gleich Zbiór wiadomości, Krakau, XV, 1891, Taf. II, 5—7, Taf. III, 4 *h*, *i*; Bobrinski, Kurgane u. s. w. von Smela (russ.), St. Petersburg 1887, Taf. IX, 10.

2) Vergl. bezüglich dieser Spiegel C. Neyman, Notatki archaeologiczne z Ukrainy, Zbiór wiadomości, Krakau, VIII, 1884, S. 33—47 (mit Tafel).

3) Mittheilungen der K. K. Central-Commission, N. F., XVI, 1890, Notiz 6 (S. 69—70); Romstorfer, Sereth als Fundort archäologischer Gegenstände, ibid. XVII, 1891, S. 82. Mittheilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, XXIV, 1894, Sitz.-Ber. S. [200]—[201].

Digitized by Google

Ob etwa der in der Sammlung Dzieduszycki zu Lemberg befindliche Goldschatz von Michałkow (Kreis Borszczow, Ostgalizien)[1]), welcher seit seiner Auffindung (1878) aus mir unverständlichen Gründen der archäologischen Forschung und Verwerthung vorenthalten wird, Beziehungen zu den südrussischen Funden skythischer Zeit darbietet, erscheint mir nach gewissen Anzeichen nicht ausgeschlossen. Andererseits dürfen wir nicht verhehlen, dass einige Gegenstände zu den ungarischen Goldfunden der jüngeren Bronzezeit gewisse verwandtschaftliche Punkte aufweisen. Nach der bisher vorliegenden, leider höchst mangelhaften Beschreibung des Goldschatzes wären beide Auffassungen möglich[2]). Es ist mir jedoch noch eine dritte Version bekannt, nach welcher die Alterthümer von Michałkow ausgesprochenen La Tène-Charakter tragen sollten. Vor der Hand entbehrt also jede Vermuthung über diesen Fund einer sicheren Unterlage und fürs erste werden wir über ihn kaum Aufklärung zu erwarten haben, da seine Publication, welche schon im Jahre 1878 angekündigt wurde, überhaupt noch gar nicht in ernster Weise in Angriff genommen worden ist.

Südlich von den Karpathen, aus Siebenbürgen und den nördlichen Theilen Ungarns, kennen wir eine grosse Anzahl skythischer Alterthümer, welche leider jedoch sämmtlich nur Einzelfunde darstellen und für uns folglich nicht von dem hohen Werthe sein können, als wenn wir wüssten, mit welchen einheimischen Typen vergesellschaftet diese fremden Formen auftreten.

Eine ausführliche Beschreibung dieser Stücke ist in der ungarischen und deutschen Ausgabe der Arbeit Hampel's enthalten; wir können uns daher auf die Aufzählung der einzelnen Gegenstände beschränken und verweisen im Uebrigen auf den genannten Aufsatz.

Aus dem nördlichen Ungarn sind drei skythische Kurzschwerter, welche sämmtlich aus Eisen gefertigt sind und deren Länge nicht über 40 *cm* hinausgeht, nachgewiesen. An Stelle der Parirstange finden wir bei ihnen den charakteristischen mondsichelförmigen oder herzförmigen Ausschnitt. Das Ende des Griffes schliesst bei zweien eine gerade Stange ab, während beim dritten Exemplar diese Endstange mässig gekrümmt ist. Der Griff des einen Kurzschwertes ist flach und gerade, beim zweiten ist er etwas nach aussen geschweift, so dass er in der Mitte beträchtlich verbreitert erscheint, beim dritten ist er gerippt. Gefunden wurde das eine Schwert (Taf. I, Fig. 5) in dem an Alterthümern reichen Hátgebirge (Comitat Bereg, nordöstliches Ungarn), und zwar, wie mir Herr v. Lehoczky, der Besitzer dieses Stückes, mittheilt, von Steinbrechern in einem leider zerschlagenen schwarzen Thongefäss; die beiden anderen (Taf. I, Fig. 6 und 7), von denen

1) Ueber diesen Goldfund s. Kohn-Mehlis Materialien, Bd. II, S. 228 ff.

2) Für die eine Auffassung würden die a. a. O. S. 233—234 genannten Thierfiguren aus Goldblech sprechen, während die länglichen, dreiblätterig geflügelten Plättchen (S. 230),

Digitized by Google

übrigens das mit dem gerippten Griffe einschneidig ist, stammen aus der Sammlung Nyary (jetzt im Budapester Nationalmuseum) und kamen bei den in der Umgebung von Pilin (Comitat Nógrád) veranstalteten Ausgrabungen zum Vorschein[1]).

Aus der Umgebung von Komorn hat das Budapester Nationalmuseum im vorletzten Jahre den Griff eines merkwürdigen Bronzedolches (mit Resten der Klinge) erhalten[2]). Die Parirstange dieses Stückes ist schmal und stabförmig, das Ende des Griffes bildet ein Knopf; die Griffstaude selbst ist abgerundet und nach dem Knauf zu etwas verjüngt. Ueber die genauere Herkunft und die Fundumstände dieses Dolchfragmentes scheint sonst nichts bekannt zu sein. Auffallend ist die Form dieser Waffe, welche sicherlich aus vorrömischen Zeiten stammt, da auch die Klinge aus Bronze hergestellt war. In Ungarn und auch im übrigen Mitteleuropa wurde bisher noch nicht ein einziges Gegenstück, welches denselben Typus repräsentirt, gefunden. Es ist nicht unmöglich, dass auch dieser Dolch dem skythisch-sibirischen Culturkreise angehört.

Nicht mit Stillschweigen dürfen wir hier das Vorkommen der dreikantigen Bronzepfeilspitzen in Ungarn, welche, wie oben schon hervorgehoben wurde, in Europa nicht bronzezeitlichen Ursprunges sind, übergehen. In seinem Atlas der Alterthümer aus dem Bronzealter Ungarns bildet Hampel mehrere derartige Pfeilspitzen ab. Einige sind in der Gegend von Aszód (nordöstlich Budapest)[3]) gefunden worden, und zwar an einer Fundstelle, deren Bedeutung nicht recht klar zu sein scheint und welche jedenfalls sonst keinen Anhalt für eine Datirung dieser Spitzen gewähren dürfte. Aus den Comitaten Szabolcs, Győr, sowie aus der Umgebung von Pilin sind gleichfalls einige Stücke publicirt worden[4]), und sicherlich liegen in den Localsammlungen des nordöstlichen Ungarns zahlreiche ähnliche Exemplare.

Eine überaus interessante Erscheinung bieten Bronzespiegel eigenthümlicher Form, welche durch die Art ihrer Verzierungen sich als skythisch verrathen, dar. Es handelt sich um Spiegel, deren cannelirter Griff am Fussende durch einen kauernden Hirsch, ganz in der Weise des häufig wiederkehrenden skythischen oder vielmehr sibirischen Ornamentes, ab-

---

sowie die Goldscheiben mit getriebenen Buckeln oder Kreisen (S. 231) an ungarische Formen erinnern.

1) Alle drei Schwerter sind erwähnt und abgebildet im „Catalogue de l'exposition préhistorique etc., Budapest 1876"; ferner im Aufsatze von Aspelin, C.-r. de Budapest, I, p. 685, Fig. 74, 75, 76. — Das Schwert aus der Sammlung Lehoczky-Munkács ferner bei Hampel, Antiquités préhistoriques de la Hongrie, Esztergom 1877, Pl. XXIII, Fig. 67; Lehoczky T., Adatok hazánk archaeologiájához etc., I, Munkács 1892, S. 52.

2) Hampel in Arch. Ert. 1894, S. 261 (mit Abb.).

3) Hampel J., A bronzkor emlékei Magyarhonban, I, Taf. XXVIII, Fig. 12, 13.

4) Antiquités préhistoriques de la Hongrie, Pl. XXIII, Fig. 33, 34. Archaeologiai Közlemények, VII, 1868, S. 168, Fig. 7 (Funde aus der Umgebung von Koronczó).

Digitized by Google

schliesst, während das freie Ende in einen Widderkopf oder in ein Postament, welches ein wolfähnliches Thier trägt, ausläuft. Ein Hinweis auf die Abbildungen wird uns eine eingehende Beschreibung dieser Stücke ersparen.

Aus der Sammlung Nyary stammen zwei Fragmente eines derartigen Spiegels, Abschluss und Fusstheil des pfeilerartigen Griffes, ersterer mit einem Wolf auf einer Basis (Taf. I, Fig. 8), letzterer mit dem auf die Scheibe übergreifenden Abschnitt. Beide Stücke wurden bei den Ausgrabungen in der Nachbarschaft von Pilin (Comitat Nógrád) gefunden[1]). Ferner besitzt das Museum zu Debreczin ein typisches Fragment, ein Griffende mit einem Wolf auf dem Postament[2]); leider ist die Provenienz nicht näher bekannt, aber jedenfalls dürfte es wohl im Gebiete des mittleren Theisslaufes gefunden sein. Unzweifelhaft ungarischer Herkunft ist auch ein Griffbruchstück aus dem Budapester Nationalmuseum (Taf. I, Fig. 9), ein hockender Hirsch auf dem cannelirten Pfeiler mit dem dazu gehörenden Theile des Spiegelrundes[3]).

Als eine andere Gruppe von Gegenständen des skythischen Culturkreises in Ungarn führt Hampel die hohen, nahezu cylindrischen Bronzekessel von Körös (Puszta Törtel, Comitat Pest) und aus dem Kaposthal (Comitat Tolna)[4]) an, zu welchen ja zweifellos Analogien in Russland und Sibirien existiren. Meines Erachtens gehören jedoch diese beiden Gefässe nicht hierher, da wir für ihre Datirung nur den Anhalt, welchen uns der

1) B. Nyary J., A Pilini régiségekről, Arch. Ért. III, 1870, S. 126—128, Fig. 6.

2) Arch. Ert. III, 1870, S. 267.

3) Anhangsweise möchte ich hier erwähnen, dass jene kleinen Spiegel mit einem Ueberzuge von Weissmetall (Zinn?), welche Schumacher zum Vergleich mit der Bronzescheibe aus dem Grabe von Dühren heranziehen will, in Ungarn nicht fehlen. Ich stelle hier diejenigen Exemplare zusammen, welche bereits publicirt sind: sie sind sämmtlich bedeutend jünger als unsere Skythenfunde und gehören ausschliesslich der Periode der Völkerwanderungen, dem IV. und V. Jahrhundert n. Chr., an. Aus dem Comitat Szabolcs stammen zwei Spiegel: einer von Székely, zusammen gefunden mit Silberfibelfragmenten und einer silbervergoldeten Gürtelschnalle, ausschliesslich Typen der frühen Völkerwanderungszeit (Antiquités préhistoriques de la Hongrie, Pl. XXIII, 3, 4, 5, 22): der zweite, nur ein Fragment, mit ähnlichen Alterthümern ohne nähere Ortsangabe (Arch. Értesitő XI, 1891, S. 91—92). Aus einem weiter nach Süden zu gelegenen Gebiete fand man ein derartiges Stück in dem Grabfelde von Bökenymindszent (Comitat Csongrád), welches zahlreiche „fränkische" Strahlenfibeln u. A. enthielt (Arch. Ert., N. F. I, 1881, S. 201—210; M. Much, Prähistorischer Atlas, Taf. XCV), desgleichen auf dem Gräberfelde von Csorna (Comitat Sopron), auf welchem auch jüngere Alterthümer zum Vorschein kamen (Arch. Ert., N. F. IX, 1889, S. 266, Taf. III). Aus Niederösterreich wäre noch ein Exemplar aus Reihengräbern der Völkerwanderungszeit von Gross-Harras (V. U. M. B) nachzutragen (Mittheil. Centr.-Comm., N. F. XVII, 1891, Notiz 12). — Dass diese Spiegelform aus dem Osten stammt, ist ja unzweifelhaft: da sie aber im Kaukasus und auch im Donaugebiet in weit jüngeren Nekropolen vorkommt, kann von einem Vergleich mit der Bronzescheibe von Dühren nicht die Rede sein.

4) Romer in Arch. Ert. II, 1870, S. 290—292; Wosinszky in Arch. Ert., N. F. XI, 1891, S. 427—431.

Digitized by Google

Fund von Höckricht (Kreis Ohlau, Schlesien — im Berliner Museum befindlich)[1]) gewährt, verwerthen können. Zeigt auch der Kessel von Höckricht nicht jene reichentfalteten kronenartigen Aufsätze, so fehlen ihm doch nicht die charakteristischen breiten Henkel, und seine langgestreckte Form beweist, ohne dass ein Irrthum obwalten könnte, den directen Zusammenhang mit den ungarischen und sibirischen Gegenstücken. Den Fund von Höckricht müssen wir trotz des kurzen und etwas unklaren Fundberichtes als ein geschlossenes Ganzes betrachten: die Goldblättchen mit den, Carneol- oder Almandintafeln enthaltenden Cloisons, die flache Bronzeschale, sowie die typischen Schnallen bilden für uns den einzigen Stützpunkt hinsichtlich der Zeitstellung dieser hohen Kessel. So lange uns nicht neue Funde von der Unrichtigkeit dieser Annahme belehren, müssen wir die Metalleimer von der Puszta Törtel und dem Kaposthal aus der Reihe der „skythischen" Alterthümer streichen, wenn wir uns nicht auf das Gebiet leerer Vermuthungen begeben wollen.

Anders verhält es sich mit einem flachen, breiten Metallkessel mit hohem Fuss, welcher erst jüngst vom Budapester Museum erworben wurde[2]) (Taf. I, Fig. 10). Angeblich stammt dieses Gefäss aus Ó-Szöny (Comitat Komárom), dem alten Bregetio; leider scheint sonst nichts über seine Herkunft und Fundumstände bekannt zu sein. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass dieses Metallbecken zu einer Zeit, welche vor der Ausbreitung der Römerherrschaft in Pannonien liegt, nach dem Westen gebracht wurde: denn mit der römischen Ansiedlung dürfte es überhaupt nichts zu thun haben, und vielleicht wurde es auch gar nicht im Bereich der alten Stadtstelle ausgegraben.

Ziemlich weit nach Süden führt uns ein seltsamer Bronzegegenstand, welcher wohl ein Klapperinstrument oder die Bekleidung eines Stabes oder einer Stange darstellt (Taf. I, Fig. 11). Dieses Stück wird aus einer langen Tülle und einem bienenkorbähnlichen, hohlen, eine eiserne Kugel enthaltenden Kegel, dessen Spitze von einer rohen Thierfigur gekrönt ist, gebildet; gefunden wurde es, angeblich einzeln, auf einem Acker bei Somlid (Comitat Arad). Ein Fragment eines ähnlichen Gegenstandes, dessen genauerer Fundort jedoch sich nicht mehr ausfindig machen lässt, obwohl ungarische Provinienz als sicher anzunehmen sein dürfte, kam aus der Sammlung Fr. Bakits in das Museum der Universität Budapest. Bei beiden Exemplaren zeigt der Hohlkegel mehrere langgestreckte Oeffnungen. Noch räthselhafter erscheint seiner Bedeutung nach ein Bronzezierrath[3]),

1) L. v. Ledebur, Das königliche Museum vaterländischer Alterthümer im Schlosse Monbijou zu Berlin, Berlin 1838. S. 46–49 (mit sehr schlechten Abbildungen).

2) Hampel in Arch. Ért, N. F. XIV, 1894, S. 373 (Abb. S. 374).

3) Abgebildet bei J. Smirnoff, Néhany skythiai régiség (Einige skythische Alterthümer), Arch. Ért., N. F. XIV, 1891. S. 386.

Digitized by Google

bei welchem wir in einer hohlen Doppelpyramide wieder die typischen dreieckigen Fenster, sowie die aufgesetzte rohe Thierfigur finden. Leider ist auch bei diesem Stück, welches das ungarische Nationalmuseum aufbewahrt, die Herkunft nicht näher festzustellen.

Werfen wir nochmals einen kurzen Rückblick auf die skythischen Funde im eigentlichen Ungarn, so sehen wir, dass die Zahl der fremden Typen, Kurzschwerter, Pfeilspitzen, Bronzespiegel, Metallkessel und eigenthümliche Stangenköpfe, nicht gering ist. Was besondere Beachtung verdient, ist der Umstand, dass das eigentliche Pannonien, Slavonien, sowie Südungarn bisher keine skythischen Alterthümer geliefert haben und sich diese nur auf das nördliche und nordöstliche Ungarn, ungefähr also auf das Flussgebiet der oberen und mittleren Theiss, beschränken. Die Funde von Koronczó (Comitat Raab), Ó-Szöny, Komorn?, Aszód und Somhid dürften nur vorgeschobene Posten bilden. —

Aus dem benachbarten Siebenbürgen sind gleichfalls einige skythische Alterthümer bekannt geworden, welche vor den ungarischen den Vorzug haben, dass sie vorzüglich erhalten sind. Sonst gilt aber leider auch von ihnen, was wir oben schon zu beklagen hatten, dass wir nicht wissen, von welchen einheimischen Typen sie begleitet waren.

Aus Al-Doboly am Olt (Comitat Háromszek) befindet sich im Szekler Nationalmuseum zu Sepsi-Szt.-György ein seltsames Eisenschwert, welches die riesige Länge von 113,5 *cm* aufweist[1]). Der Griff dieses Schwertes erscheint völlig fremdartig und es dürfte wohl schwerlich in irgend einer Sammlung ein Gegenstück zu dieser Waffe liegen. Als Parirstange dienen zwei im stumpfen Winkel zu einander gestellte Thierfiguren (Löwen?); das Griffende ist nach Art der Antennenschwerter gebildet, jedoch stellen die Voluten Delphine dar. Wenn wir mit Hampel an der skythischen Herkunft dieses Schwertes festhalten wollen, so können wir in Anbetracht der sehr grossen Länge kaum irgend welche zuverlässigen Beweisgründe dafür geltend machen. Es liessen sich für eine skythische Ableitung nur gewisse stylistische Eigenthümlichkeiten hervorheben, wenngleich auch der von Hampel vorgeschlagene Vergleich nicht ausreichend erscheint. Jedenfalls wollen wir dies merkwürdige Schwert nicht ganz ausser Acht lassen.

Von anderen Waffen wären aus Siebenbürgen nur noch dreikantige Bronzepfeilspitzen, welche nicht allzu selten sind, zu erwähnen. Hampel bildet aus dem Museum zu Klausenburg einige ab[2]), und auch andere dortige Museen besitzen derartige Exemplare. Auf die eigenthümliche Blattform einer zweischneidigen Bronzepfeilspitze aus dem Szeklerlande[3]) sei gleichfalls aufmerksam gemacht, weil auch dieser Typus in West- und Mittel-

1) Nagy G., Az Aldobolyi kardról, Arch. Ert., N. F., VI 1886. S. 234–238.
2) Hampel, Bronzkor I, Taf. XXVIII Fig. 9, 11.
3) ibid. Taf. XXVIII Fig. 6.

Digitized by Google

europa fremd ist, hingegen in skythischen Gräbern zahlreiche Analogien findet.

Die Gruppe der oben schon erwähnten characteristischen Bronzespiegel ist in Siebenbürgen durch drei vorzüglich erhaltene Exemplare vertreten. Bei zweien von ihnen, dem von Pókafalva (Comitat Alsó-Fehér; im Museum zu Nagy-Enyed) (Taf. I, Fig. 12) und von Oláh-Zsákod (Comitat Kis-Küküllö; Museum zu Schässburg)[1]) geht der pfeilerartige Griff in ein Postament aus, welches den typischen Wolf trägt; bei beiden ruht das Spiegelrund auf dem Rücken und Geweih eines hockenden Hirsches. Der dritte Bronzespiegel (Taf. I, Fig. 13), welcher im Jahre 1853 bei Fejérd (nördlich Klausenburg; jetzt im Kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien) gefunden wurde[2]), zeigt am Fusstheil des Griffes den kauernden Hirsch, während das Griffende dagegen in einen Widderkopf ausläuft. Dieses Stück wurde im genannten Jahre nach einem Regenguss von Landleuten nebst anderen Bronzen aufgelesen; leider hebt der hierüber vorliegende Bericht[3]) nicht hervor, ob alle Objecte an einer einzigen Stelle lagen und und somit einen geschlossenen Fund bildeten. Diese Möglichkeit dürfte jedoch schon deshalb ausgeschlossen sein, weil unter den gleichzeitig aufgesammelten Gegenständen sich ein Bronzecelt mit Oehr (wohl ein Hohlcelt), sowie eine jener typischen ungarischen Aexte, welche zum Theil noch der reinen Bronzezeit angehören, befanden.

Ein prächtiges Exemplar eines grossen glockenförmigen Zierstückes ist zu Gernyeszeg an der Maros (Comitat Maros-Torda: im Besitze des Herrn von Kállay) gefunden worden (Taf. I, Fig. 14). Der hohe, offene, bienenkorbähnliche Kegel zeigt zwei Reihen von dreieckigen Oeffnungen; oben auf sitzt eine characteristische Thierfigur, nach der Bildung des Kopfes und Halses zu urtheilen, einen Maulesel darstellend, während Körper und namentlich die eigenthümliche hockende Stellung auf einen Cerviden hinweisen.

Aehnliche Bronzegegenstände aus Rumänien, welche Smirnoff im vorletzten Jahre publicirt hat[4]), gehören schon beinahe nicht mehr in den Rahmen dieser Aufzählung, da derartige skythische Alterthümer auf einem Theil des rumänischen Bodens nicht mehr zu versprengten Fremdlingen zu rechnen sind. Eine kleine Thierfigur (Taf. I, Fig. 15) repräsentirt jenen eigenthümlichen Typus, den wir auch auf der Glocke von Gernyeszeg vertreten finden. Ein anderes Stück steht der genannten Glocke

1) Téglás G., Pókafalvai bronztükör, Arch. Ért., N. F. VIII 1888, S. 185—186. Téglás J., Az Oláhzsákodi bronztükörről, Arch. Ért., N. F. XIV 1894, S. 356—357.

2) E. v. Sacken und Fr. Kenner, Die Sammlungen des K. K. Münz- und Antiken-Cabinettes. Wien 1866. S. 291, Nr. 845a.

3) J. G. Seidl, Beiträge zu einer Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie, IV, im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen XIII, Wien 1854, S. 135.

4) J. Smirnoff, Néhány skythiai régiség, Arch. Ért., N. F. XIV 1894, S. 385—388.

Digitized by Google

sehr nahe: den hohen Conus mit den dreieckigen Wandöffnungen und die hockende Thiergestalt sehen wir hier, wie dort; der abschliessende Boden mit hinabstehendem Bronzezapfen und einem eisernen starken Dorn lässt uns auch auf die ehemalige Gestalt des siebenbürgischen Objectes schliessen. Ein identisches Exemplar ist leider nur in sehr schlechtem Zustande erhalten (Taf. I, Fig. 16). In typischer Ausbildung zeigt ein viertes Stück wiederum den hohen Kegel mit zwei Reihen von Fenstern, Bodentheil mit Zapfen und sehr langer Spitze. Alle vier Gegenstände sind im Besitze des archäologischen Museums zu Budapest; ihr Fundort ist nicht näher bekannt, nur steht fest, dass sie aus Rumänien stammen. —

Alle Formen, welche die in unserer Zusammenstellung hervorgehobenen Denkmäler aus Deutschland und den Karpathengebieten characterisiren, kehren in der südrussischen Steppe, fernerhin auch in Sibirien als einheimische, durchaus selbständige, durch eine grosse Anzahl von Belägen nachgewiesene Erscheinungen wieder, und zwar aus einer Zeit, welche, oberflächlich bestimmt, einige Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung liegt. Wir sind also berechtigt, unsere Funde, welche in ihrer prähistorischen Umgebung durchaus fremden Ursprung verrathen, als skythische oder eigentlich genauer als skythisch-sarmatische zu bezeichnen. Selbst der Goldschatz von Vettersfelde, der unzweifelhaft die Hand eines griechischen Künstlers erkennen lässt, verdient den Namen „skythisch", weil damit die Herkunft des Fundes am besten ausgedrückt ist.

Der Typus, welcher den drei ungarischen Kurzschwertern, sowie dem Dolch von Vettersfelde eigenthümlich ist, wurde längst als eine Form erkannt, welche von den Donaumündungen durch die rüdrussische Ebene hin bis zum Altaigebirge und dem Jenissei in der Zeit vor der Gründung des römischen Weltreiches verbreitet gewesen war; es ist der ἀκινάκης der griechischen Autoren. In grosser Zahl sind derartige Stücke namentlich in Sibirien gefunden worden[1]), und zwar aus Bronze, wie aus Eisen, ein Unterschied, auf welchen wir nicht allzuviel Gewicht legen dürfen. Die Nekropole von Ananino an der Kama (Bezirk Jelabuga, Gouv. Wjatka) hat gleichfalls derartige Waffen, und zwar aus Eisen, geliefert[2]). Aus

1) Aspelin, Antiquités du Nord finno-ougrien, Helsingfors 1877—84, Fig. 164—176. 292, 501—504; C. E. Ujfalu de Mező-Kövezd, Atlas archéologique des antiquités finno-ougriennes et altaïques etc. Paris 1880, Taf. XVII; Radloff, Aus Sibirien, Jena 1884, Bd. II, S. 86, 123. Taf III, 3, X, 11, 12; Martin, L'âge du bronze au Musée de Minoussinsk. Stockholm 1893, Taf. XXI, XXII, XXIII, XXIV; Radloff, Sibirische Alterthümer (russ.), Lieferung II, St. Petersburg 1891 (Heft 5 der von der Kais. russischen archäologischen Commission veröffentlichten „Materialien zur Archäologie Russlands"; in kurzem Auszuge, mit einigen Abbildungen in Zeitschr. für Ethn., XXVII, 1895, Heft 3 und 4). — Die Lieferung I und III der Radloff'schen Alterthümer (Heft 3 und 15 der genannten „Materialien"), sowie die von Klementz herausgegebenen „Alterthümer des Minussinsker Museums; Denkmäler aus der Metallzeit", Tomsk 1886, gleichfalls in russischer Sprache, waren mir leider nicht zugänglich.

2) Aspelin, Ant. du Nord. f.-ougr. 416-419.

Digitized by Google

Südrussland besitzen wir eine Reihe gleicher Schwerter mit demselben characteristischen Griff[1]); wenn diese zum Theil auf das Prächtigste von griechischen Künstlern geschmückt sind, so wird es niemand bei dem enormen Reichthum, der an den Gestaden des schwarzen Meeres herrschte, und der hohen Blüthe der Kunst, welche sich in den pontischen Emporien entwickelt hatte, befremden. Im Grabhügel Kul-Oba, in den Kurganen von Tomakowka und Tschertomlitsk sind, um bloss die berühmtesten Analogien zu nennen, derartige Kurzschwerter gefunden worden, deren Griff mit Gold plattirt ist und reiche Verzierung in getriebener Arbeit zeigt; das am meisten vollendete von allen, welches aus dem Riesenkurgan von Tschertomlitsk stammt[2]), ist allerdings schon stark modificirt, zeigt aber doch noch deutlich erkennbar den ursprünglichen Typus.

Sehr schwer dürfte es sein, zu der einzig in ihrer Art dastehenden Schwertform von Al-Doboly ein auch nur entfernt daran erinnerndes Gegenstück aufzufinden. Hampel weist auf die Löwen von Goldblech aus der Lugovaja Mogila bei Alexandropol[3]) hin; diese Schmuckplättchen haben jedoch mit der Parirstange eines Schwertes nichts zu thun. Sehen wir von der ungeheuren Länge der Waffe ab, so liessen sich vielleicht gewisse sibirische Dolche zum Vergleich heranziehen, deren Parirstangen und Griffenden eine ähnliche Verzierung durch Thierdarstellungen erfahren haben[4]). Dass das Griffende nach Art der Antennenschwerter Ansätze zu zwei Spiralen zeigt, ist ja übrigens auch von skythischen Kurzschwertern bekannt[5]). Will man diese Beziehungen, welche nicht ganz grundlos sind, unter Hinweis auf die riesige Grösse der Klinge von Al-Doboly in Abrede stellen, so müsste dieses Stück, da wir ausser Stande sind, sein Alter genau zu bestimmen, weil es sich um einen Einzelfund handelt, vorläufig noch aus der Reihe der Alterthümer skythischer Herkunft gestrichen werden.

Das Gleiche gilt von dem Bronzedolchfragment von Komorn, für dessen skythischen oder sibirischen Ursprung wir nur sehr wenige Gesichtspunkte geltend machen könnten. Dass die Parirstange an einigen Modificationen nordasiatischer Schwerter gerade, stabförmig, erscheint, würde ja dafür sprechen, desgleichen auch der Umstand, dass das Griffende in einen

1) Antiquités du Bosphore Cimmérien (1854). Pl. XXVII, 9, 10; Recueil d'antiquités de la Scythie (1866—1873). Pl. XXVI, 18, 18, XXXV, 2, XXXVII, 3, XL, 9, 12, 14; Graf A. Bobrinski, Die Kurgane und zufälligen archäologischen Funde in der Nähe der Ortschaft Smela (russ.), St. Petersburg 1887, Taf. VII, 2, 5. (Der zweite Band dieses Werkes, 1894 herausgegeben, mit Berichten über neue Funde in den Bezirken Smela, Kanef, Poltawa, Romny u. A.) war mir nicht zugänglich.

2) Rec. d'ant. de la Sc., XXXV, 2. 3) Rec. d'ant. de la Sc., XII, 4, 5.

4) Aspelin, A. du N. finougr, 174; Radloff, Aus Sibirien, Bd. II, Taf. III, 3; Sibirische Alterthümer, Lief. II, Taf. XI, 11, XII, 1—12, XIV, 8, 9; Martin, L'âge du bronze etc., Pl. XXII, 8 (= Zeitschr. f. Ethn. XXV, 1893, Verh. S. 39, Fig. 6).

5) Aspelin, A. du N. finougr, 173, 416, 416; Radloff, Sib. Alt., II, Taf. XI, 10, 11, 13, XII, 1—4, 8—12, XIII, 4, 7, XIV, 8, 9; Martin, L'âge du bronze, Pl. XXI, 11, XXII, 1—7, XXIII, 1, 2; Bobrinski, Kurgane u. s. w. bei Smela, Taf. VII, 2, 5.

Digitized by Google

Knopf ausgeht[1]). Wenngleich somit aus Sibirien ähnlich gebildete Griffformen nicht fehlen, sind wir doch nicht in der Lage, da gerade in diesem Falle ein exacter Beweis nothwendig ist, irgend ein schlagendes Beispiel anzuführen, welches die skythische Herkunft dieses Stückes unzweifelhaft machen würde. Es berechtigt uns ja einigermassen zur Annahme eines fremden, ausländischen Ursprunges, dass diese Waffe characteristische Merkmale besitzt, wie sie im europäischen Bronzealter bisher nicht vorgekommen sind, und welche auch das sonst so formenreiche Ungarn nicht aufzuweisen hat. Für den ural-altaischen Culturkreis sprechen manche Anzeichen, aber ehe wir nicht aus dieser archäologischen Provinz und womöglich aus Südrussland, ein identisches Stück kennen, müssen wir von weiteren Schlüssen hinsichtlich dieses Dolches Abstand nehmen.

Für den Scheidenbeschlag von Vettersfelde bieten uns, wie Furtwängler schon hervorgehoben hat, die prächtigen Beschläge aus dem Kurgan von Tschertomlitsk und dem Kul-Oba vortreffliche Analogien[2]). Der mit Thierdarstellungen reich verzierte Goldbeschlag von Vettersfelde gehört jedoch einem Dolche mit sehr kurzer Klinge an, dessen Griff nur an die skythische Provenienz gemahnt, während die genannten Vergleichsstücke auf ein normales Kurzschwert schliessen lassen.

Die eigenthümliche Ausweitung an den Beschlägen von Vettersfelde, Tschertomlitsk und Kul-Oba kehrt an den Scheiden von Kurzschwertern, mit welchen ein Theil der Krieger auf den altpersischen Reliefs ausgerüstet ist, in nahezu gleicher Form wieder und bringt uns erwünschten Aufschluss über die Art und Weise, wie diese Waffen getragen wurden. Ob aber aus der Aehnlichkeit der Schwertscheiden nun auch der Schluss gezogen werden darf, dass das Kurzschwert jener Unterthanen des Grosskönigs mit der typischen, unverkennbaren Waffe der Skythen und der alten Völker Westsibiriens identisch gewesen sei, wie Furtwängler annimmt, und woran er noch einige Combinationen über die ethnischen Verhältnisse Westasiens knüpft, möchte ich nicht als eine bestimmte, einwandsfreie Thatsache betrachten. Denn gerade das Characteristische des ural-altaischen Dolches liegt in der Ausbildung des Griffes, und über diesen Punkt erfahren wir aus den persischen Reliefs nur wenig, jedenfalls so wenig, dass wir nicht berechtigt sind, eine Ableitung des Skythenschwertes aus dem persischen oder umgekehrt als selbstverständlich anzusehen. Bisher können wir auf Grund der uns überkommenen Denkmäler nur den Zusammenhang der Kurzschwerter aus der südrussischen Steppe und Westsibirien feststellen, und weder aus dem Kaukasus, noch aus Armenien, Mesopotamien oder dem eigentlichen Persien kennen wir ähnliche typische Waffen. Wollen wir

1) Radloff, Sib. Alt., II, Taf. VIII, 14, XIV, 3: Martin, L'âge du bronze, Pl. XXI, 8, 16, 19, XXII, 12, 13, XXIII, 10; XXI, 3, 14, 16—22, XXIII, 8—11: Aspelin, A. du N. f.-ougr., 165.

2) Ant. du B. C., XXVI, 2; Rec. d'ant. de la Sc., XXXV, 1.

Digitized by Google

dennoch an der Identität der persischen und nordasiatischen Schwerter festhalten, so kann uns Furtwängler's Vermuthung nicht befriedigen. Denn die Völker des ural-altaischen Culturkreises haben mit den vorsemitischen und vorarischen Urbewohnern Vorderasiens nichts zu thun; vorläufig ist noch nicht der Nachweis geliefert, dass beide Nationen zu einer anthropologischen Rasse oder einer linguistischen Gruppe gehören. Am ungezwungensten würden wir, nach meiner Ansicht wenigstens, diese Uebereinstimmung so zu erklären haben, dass wir annehmen, jene (relativ gar nicht zahlreichen) Krieger, über deren Herkunft und Stammeszugehörigkeit uns natürlich die Denkmäler nichts verrathen, stellen Einwohner der nordöstlichen Satrapien des Achaemenidenreiches dar[1]). Am Oxus und Jaxartes, sowie am Ostufer des kaspischen Meeres für die zweite Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends als Grundstock der Bevölkerung dieselbe Nationalität, wie am Irtysch. Ob und Jenisei, zu vermuthen, dafür spricht mehr als ein Gesichtspunkt. Haben wir in den mit jenen Kurzschwertern Ausgerüsteten wirklich Leute aus den Ausländern der nordasiatischen Ebene vor uns, so wird es niemand verwundern, wenn sie im Heere des Grosskönigs dieselbe Waffe trugen, wie ihre Stammesverwandten am Altai und im fernen Westen, an den Ufern des schwarzen Meeres. Nur in dem Sinne können wir den von Furtwängler gegebenen Anregungen beipflichten. Die bisher noch fast völlig ausstehenden archäologischen Funde im transkaspischen Gebiete werden jedoch in dieser Angelegenheit das letzte Wort zu sprechen haben.

Form und Verzierung der goldenen Scheide des zweiten Dolches oder Messers von Vettersfelde finden sich an einem Scheidenfragment aus dem Kurgan von Tomakowka (tombe pointue)[2]) in nahezu gleicher Ausbildung wieder. Der Filigran- und Emailschmuck, welcher diese Stücke auszeichnet, ist jedoch in zahlreichen Gräbern Südrusslands aus der Zeit vor Christi Geburt vertreten, fällt somit noch im vollsten Maasse in das Zeitalter der Blüthe griechischer Kunst am Pontus, und gehört auch dem

1) Der grosse bei Takht-i-Kuwât (zwei Tagemärsche von Kunduz) am Amu-Darja gefundene Goldschatz (A. Cunningham, Relics from ancient Persia in gold, silver and copper. Journ. of the Asiatic Society of Bengal, Calcutta, Vol. L, P. I (1881), p. 151—186, mit Pl. XI—XIX, Vol. LII, P. I (1883), p. 64—67, 258—260, mit Pl. VI—VII, XXI) enthält ein Goldblech mit der Darstellung eines nach rechts schreitenden Kriegers (1881, Pl. XIV „magus or priest"), welcher gleichfalls mit diesem characteristischen Kurzschwert bewaffnet ist. Dieser reiche Goldfund, welcher aus Objecten rein persischen Geschmacks und Gegenständen, welche sich an spätgriechische Arbeiten anlehnen, daneben möglicherweise auch noch aus einheimischen barbarischen Producten besteht, ist, nach den zahlreichen Münzen zu urtheilen, erst um den Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts deponirt worden. Ob jene Darstellung für unsere Ansicht spricht, ist bei dem Gesammtcharacter des Fundes vorläufig nicht zu entscheiden. — Furtwängler hat es versäumt, bei der Besprechung des Fundes von Vettersfelde darauf hinzuweisen, dass in diesem Funde ein Gegenstück zu jener Zierplatte, freilich ohne den Figurenschmuck, existirt. Der Vergleich lag doch sehr nahe.

2) Rec. d'ant. de la Sc., XXVI, 16.

Digitized by Google

klassischen Goldschmiedehandwerk an. Durchmustern wir die aus der zweiten Hälfte des Jahrtausends vor Beginn unserer Zeitrechnung aus Griechenland, Cypern, Aegypten, Etrurien u. s. w. überkommenen Gegenstände von Gold und Silber, so sehen wir diese Technik in derselben Weise und unter Verwendung derselben Ornamente, wie am schwarzen Meer, wiederkehren. —

Die Anwesenheit der dreikantigen Bronzepfeilspitzen in der Lausitz und in den Karpathengebieten habe ich wesentlich nur deshalb betont, weil dieser Typus den älteren Metallperioden West- und Mitteleuropas fremd ist und trotz der Verwendung der Bronze gar nicht auf ein reines Bronzealter hindeutet. Die Skythen benutzten noch in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten neben zweischneidigen bronzenen Pfeilspitzen auch solche mit drei Schärfen, und diese Form wurde in den skythischen Kurganen Südrusslands fast noch häufiger, als die gewöhnliche, angetroffen[1]). Auch in Westsibirien und an der Kama werden derartige Spitzen in grosser Zahl gefunden[2]). Es muss andererseits hervorgehoben werden, dass sie auch in Griechenland, und zwar gar nicht selten, vorkommen[3]); in Persien, Mesopotamien, im Kaukasusgebiete und Aegypten sind sie gleichfalls nicht unbekannt[4]). Das westliche Europa hat nur einige Exemplare aufzuweisen[5]), welche sämmtlich nicht der reinen Bronzeperiode, sondern der Hallstattzeit angehören und hier in Anbetracht ihrer relativ geringen Zahl nicht als heimisch und allgemein gebräuchlich zu betrachten sind.

1) Ant. du B. C., XXVII, 11—19 (Kul-Oba u. s. w.); A. Uwaroff, Recherches sur les antiquités de la Russie méridionale, Paris 1855, XVI, 14, 15 (Olbia); Rec. d'ant. de la Sc., Pl. I, 11, 12 (Lugovaja Mogila bei Alexandropol); Bobrinski. Kurgane u. s. w. bei Smela, IV, 1, 5, 7 (Gulăi-Gorod, Smela u. s. w.), XXIII, 16, 18, 21 (Kurgane XX, XXVI), XXIV, 22 (Kurgan XXXVIII).

2) Aspelin, A. du N. f.-ougr., 262—266, 438—441; Radloff, Aus Sibirien, II, S. 86; Ujfalu, Atlas archéol. des ant. f.-ougr., Pl. XVII; Martin, L'âge du bronze u. s. w., Pl. XXVI; Axel Heikel, Antiquités de la Sibérie occidentale u. s. w., Helsingfors 1894. Pl. IV, 12, XXVIII, 4, XXIX, 1—3.

3) C. Carapanos, Dodone et ses ruines, Paris 1878, Pl. LVIII, 18; Helbig, Das homerische Epos u. s. w., S. 245; Bronzen u. s. w. von Olympia (Olympia, Bd. IV), Taf. LXVI; Schumacher, Beschreibung der Sammlung antiker Bronzen in Karlsruhe, 1890, S. 144 (Nr. 748), Taf. XIV, Fig. 30—36. — Zahlreiche Exemplare ohne nähere Bezeichnung des Fundortes liegen in vielen Antiquarien verstreut.

4) C. Rawlinson, The five great monarchies of the ancient eastern world (II. ed.), London 1871, I, p. 454; III, p. 175; Kemble, Horae ferales, Taf. VI, 3; Journ. of Asiat. Soc. of Bengal, Vol. I., P. I, 1881, Pl. XIX, 11—16; Zeitschr. f. Ethnol. XV, 1883, Verh. S. 171—172, Taf. III, 11; Montelius in Ymer, VIII, Stockholm 1888, p. 37, Fig. 44; ferner Bonstetten, Recueil d'antiquités Suisses, Bern 1855, Bemerkungen zu Taf. II 5.

5) Bonstetten, Rec. d'ant. Suisses, Pl. II, 5 (Châlons-sur-Saône); Sacken, Grabfeld von Hallstatt, S. 38 und Taf. VII, 10 (als einziges Exemplar bei einem Skelet); Much, Prähistorischer Atlas, Taf. LV 15, (St. Margarethen); Deschmann, Führer durch das Krainische Museum zu Laibach, 1888, S. 42 (Waatsch), 53 (St. Margarethen), 65 (Adamsberg bei Hof); Glasnik zemaljskog muzeja v Bosna i Hercegovini, 1893, S. 732 (Glasinać); in Mähren aus der Býčískála-Höhle, von einer „Höhenansiedelung" (Hradisko) bei Křepic unweit Znaim und vom Hradisko bei Wolframitz.

Digitized by Google

Wie aus den oberflächlichen Nachweisen schon hervorgeht, handelt es sich bei den dreikantigen Bronzepfeilspitzen um eine weit verbreitete Form, welche in Sibirien, Iran, Vorderasien, Südrussland, an der Kama, ferner in Griechenland und Aegypten zu Hause war. Woher sie stammt, von welchen Centren und auf welchen Wegen sie sich über jenes ungeheure Gebiet erstreckt hat, lässt sich vor der Hand nicht feststellen und wird uns wohl noch lange verschlossen bleiben. Jedenfalls besteht die Thatsache zu Recht, dass die Pfeilspitze mit den drei Schärfen in Mittel- und Westeuropa zur eigentlichen Bronzezeit, welche über andere Formen verfügte, vollständig fremd war, dass sie ferner in Griechenland noch ziemlich spät im Gebrauch stand und im Skythenlande noch zwei und drei Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung in überraschend grosser Zahl Verwendung fand. Die in der Lausitz, Ungarn, Siebenbürgen, Ostgalizien und der Bukowina aufgefundenen dreikantigen Exemplare deuten sicherlich auf einen Zusammenhang mit Südrussland, mit dem skythisch-sarmatischen Culturkreise hin, während die wenigen Vertreter aus den Hallstatt-Nekropolen eher aus Griechenland abzuleiten oder vielmehr auf die vielfachen Beziehungen, welche zwischen den Gebieten mit reich entfalteter Hallstattcultur im Norden und Nordwesten der Balkanhalbinsel und dem alten Griechenland bestanden, zurückzuführen sind. —

Gehen wir nun zu den Bronzespiegeln über, welche wir aus Baden, Galizien, Ungarn und Siebenbürgen kennen gelernt haben. Der Spiegel von Dühren repräsentirt einen sehr einfachen Typus, dessen Spuren Schumacher in Südrussland und am Kaukasus begegnet ist[1]). Die Uebereinstimmung mit der einfachen Spiegelform im Osten ist so beträchtlich, dass wir berechtigt sind, in jenem Stücke aus dem Dührener Grabe einen Einfluss der Pontusländer anzunehmen, zumal da zeitliche Differenzen hierbei nicht vorhanden sind. Auf eine etwaige Ausstrahlung Massalias möchte ich kein grosses Gewicht legen, da wir über die Verbindungen zwischen den griechischen Colonien des Westens und dem keltischen Hinterlande noch zu wenig wissen. Dass der La Tène-Styl griechische Beeinflussung erfahren hat, dass viele Motive griechischen Vorbildern entlehnt und seitdem von den Kelten beibehalten und weiter entwickelt worden sind, unterliegt ja keinem Zweifel; dies gilt jedoch

1) Ant. du B. C., XXXI, 7 (Kul-Oba); Rec. d'ant. de la Scythie, p. 123 (Tschertomlitsk); G. Ossowski, Wielki Kurhan Ryżanowski, Krakau 1888, VI, 2; Zbiór wiadomości etc., VIII, Krakau 1884, Taf. IV, 5 (Mikołajow, Kreis Taraszczánski), IV, 2 (Wasilkow = Kohn-Mehlis, Materialien Bd. I, Taf. IX, 1); Bobrinski, Kurgane u. s. w. bei Smela, Taf. XXIII, 11 (Kurg. XIV), XXIII, 20 (Kurg. XXVI), XXIII, 16, 17, 18 (Kurg. XX), X, 2 (Kurg. XXVIII); Zeitsch. f. Ethn. XV, 1883, Verh. S. 170—179, Taf. III, 14. — Wenn Schumacher (Z. f. E. XXII, 1891, S. 84) in der mit dem zuletzt citirten Spiegel gefundenen Thierfigur aus Bronze eine Verwandtschaft zum La Tène-Styl erkennen will, so ist dies schon in Anbetracht der zahlreichen sibirischen Analogien zurückzuweisen.

Digitized by Google

namentlich von den Denkmälern der älteren La Tène-Periode, während die jüngeren Abschnitte kaum mehr davon betroffen wurden.

Für die prächtigen Bronzespiegel von Oláh-Zsákod, Pókafalva u. s. w. wüsste ich aus Südrussland kein Gegenstück anzuführen, da ich das in russischen Sammlungen liegende unedirte Material aus eigener Anschauung nicht kenne. Hampel citirt jedoch Spiegel aus der Sammlung Samokwassof und dem historischen Museum in Moskau, welche den genannten ungarischen und siebenbürgischen Exemplaren sehr nahe stehen und ebenso, wie diese, am Griffende mit dem unförmlichen Wolf abschliessen[1]). Gesetzt, es würden uns auch directe Belege fehlen, so würden wir in dem dekorativen Element dieser Spiegel eine ganz sichere und zuverlässige Stütze für die Annahme einer skythischen Herkunft unserer Stücke besitzen, und zwar vornehmlich in dem kauernden Hirsch, auf dessen Geweih das Spiegelrund ruht. Ein Blick auf den goldenen Hirsch aus dem Kul-Oba, auf andere südrussische Funde und die zahlreichen, im Permischen, in Sibirien und am Altai gefundenen Bronzeplatten belehrt uns über die Zugehörigkeit dieses Ornamentes[2]). Zu dem Thiere, welches das Postament an dem Griffende ziert und das bei unseren ungarischen und siebenbürgischen Spiegeln fast mit einem Wolfe identificirt werden könnte, kennen wir gleichfalls Analogien aus dem Skythenlande[3]), die allerdings eine noch rohere, plumpere Ausführung bekunden.

Bezüglich des Bronzespiegels von Fejérd verweise ich auf ein nahezu gleiches Stück, welches Bobrinski in einem Grabhügel der Kurgangruppe von Guläi-Gorod bei Smela fand[4]). Der cannelirte Griff läuft bei diesem in einen Widderkopf aus, jedoch fehlt der knieende Hirsch, welcher die Scheibe trägt.

Der grosse Bronzespiegel von Sapohowo steht in der Ausbildung des Griffes den anderen Exemplaren dieser Reihe etwas fern, doch lassen Form und Gliederung keinen Zweifel über seine Herkunft aufkommen; überdies bestätigen die dreikantigen Bronzepfeilspitzen, und, wenn wir

1) Eine Abbildung eines derartigen Spiegels bringt J. de Baye in seinem Aufsatze: Note sur l'époque des métaux en Ukraine (L'Anthrop. Vol. VI, 1895, p. 374–392), Fig. 5.

2) Ant. d. B. C., XXVI, 1, XXII, 17; Rec. d'ant. de la Sc., I, 4, VIII, 23; Compte-rendu etc. 1876, p. 125, 135, 136, Pl. III, 18; 1877, p. 13 (No. 4, 5), Pl. III, 24; 1880, Pl. IV, 12; Bobrinski, Kurgane u. s. w., Taf. VI, 11 (Einzelfund — mit VI. 6, 7 — bei Smela); Aspelin, Ant. du N. f.-ougr. 307, 311, 313, 314, 315; A. Heikel, Ant. de la Sib. occidentale etc., IX, 6; Martin, L'âge du bronze, XXIX, 20–27; Kondakoff, Tolstoi et Reinach, Ant. de la R. mér., Fig. 325; J. de Baye, l. c. (L'Anthropologie, VI, 1895), Fig. 15. Furtwängler citirt noch einen sibirischen Goldfund aus der Ermitage (Goldf. v. Vettersf. S. 20, Note 1).

3) Bobrinski, Kurgane, XI, 1 (aus Bein); Martin, L'âge du bronze, XXII, 8 (als Schwertknauf), XXIX, 3; Zeitschr. f. Ethn. XXVII, 1895, Taf. IV; Radloff Taf. III, 23, Taf. IV, 13, 22, 23 (nach Radloff, Sib. Alterth. Lief. I).

4) Kurgane u. s. w. bei Smela, Taf. VIII, 3 (Kurgan XXXVIII; der Grundriss dieses Grabes Taf. XXIV, No. 22); gefunden mit dreikantigen Bronzepfeilspitzen, eisernen Lanzenspitzen, Trensen, Thongefässen u. s. w.

Digitized by Google

hierauf etwas Gewicht legen möchten, auch die kleinen Bronzedrahtringe in jenem Funde nur unsere Annahme.

Gerade bei der Gruppe der Bronzespiegel haben wir übrigens noch eine interessante Thatsache festzustellen. Die südrussischen Skythen haben vermuthlich schon frühzeitig von den Griechen den Gebrauch grosser Metallspiegel mit langem Metallgriff übernommen; allmählich nahmen diese Stücke localen Charakter an und wandelten sich zu einem für die Skythenländer ganz typischen, in seiner neuen Form ganz charakteristischen Gegenstand um, welcher mit seinem griechischen Vorbilde kaum noch in irgend einer Hinsicht sich deckt. Die drei siebenbürgischen Spiegel sind in dieser Beziehung daher für uns von grossem Werth. Das Entgegengesetzte beobachten wir hingegen an den oben besprochenen Kurzschwertern und dem goldenen Hirsch aus dem Kul-Oba. Der Conservatismus der Skythen war so stark, dass der mächtige Einfluss der griechischen Emporien am Pontus weder jene nationale Waffe mit ihrer typischen Scheide, noch jenes alte, einheimische Ornament verdrängen konnte; beide zeigen prächtige Verzierungen von der Hand klassischer Künstler, doch die alte, aus der Heimath in der sibirischen Steppe mitgebrachte Form wurde beibehalten.

Für die Schmuckgegenstände und die übrigen Geräthschaften aus dem Goldfunde von Vettersfelde mag der Hinweis auf Furtwängler's Vergleiche genügen. Für einige dieser Objecte, so für den Schleifstein in Goldfassung, das Amulet (Serpentinkeil in Fassung) und den Armring haben wir in Südrussland in Skythengräbern mehrfache Belege; der Filigranschmuck kehrt unter Verwendung von nahezu identischen Mustern am Pontus wieder. Zu einigen anderen Gegenständen, wie z. B. zu dem Halsreif, fehlen uns jedoch, wie wir zugestehen müssen, bisher Vergleichsstücke, und zwar fehlen sie sowohl am schwarzen Meer und in klassischen Ländern, als auch unter den vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern Mittel- und Nordeuropas.

Die Verwandtschaft, welche die Halsringe von Fürstenwalde und anderen ostpreussischen Fundorten zu einigen südrussischen Exemplaren aus Gold bekunden, war bisher der Aufmerksamkeit der Forscher entgangen, möglicher Weise, weil man geneigt war, in ihnen eine Modification des gallischen Torques zu erblicken. Wenngleich die ostpreussischen Ringe gewissen La Tène-Typen zeitlich nahe stehen, haben sie sich jedoch auf keinen Fall aus diesen entwickelt. Eine exacte Datirung unserer Schmuckstücke, so wie sie für uns nur erwünscht sein könnte, ist vor der Hand nicht möglich; nach allgemeinen Gesichtspunkten zu urtheilen, gehören sie, wie wir schon oben erörtert haben, etwa den letzten Zeiten vor Chr. Geb. an.

Bobrinski publicirt in seinem Werke einen beim Dorfe Salewki (unweit Smela, Gouv. Kiew) gefundenen Goldschatz, welcher unter Anderem auch zwei grosse Halsringe mit denselben hohlen, kolbenförmigen Enden

Digitized by Google

enthält[1]). Die Endkolben der ostpreussischen Exemplare sind unverziert; hier zeigen sie aufgelöthete Golddrähte, Spiralen, Kügelchen u. s. w., ganz in der schon mehrfach hervorgehobenen Weise. Dass der eine Ring von Salewki geflochten und der andere aus einem dicken und einem gefeilten dünnen Draht gewunden ist, darf uns nicht befremden, da ja derartiges in Südrussland aus der skythisch-sarmatischen Periode nicht zu den Seltenheiten zählt. Ein anderer derartiger Halsring aus Gold, welcher gleichfalls aus einem starken und einem feinen gefeilten Draht gewunden ist, wurde in einem Tumulus bei Olbia[2]) zusammen mit einer Goldmaske, einem goldenen Lorbeerkranz, Ohrgehängen und Fingerringen aus demselben Metall gefunden.

Da hinsichtlich der Zeitstellung des Schatzes von Salewki, sowie der Grabkammer von Olbia, kein Zweifel obwalten kann, und eine Uebereinstimmung der ostpreussischen Form mit den genannten aus dem Skythenlande nicht in Abrede gestellt werden darf, sind wir genöthigt, für die ostpreussischen Ringe eine Ableitung aus dem Pontusgebiet anzunehmen. Ich glaube nicht, dass es gelingen wird, eine Entstehung dieses Typus aus einer der zahlreichen Umbildungen des La Tène-Torques nachzuweisen, und halte daran fest, dass wir in jenen Halsringen Fremdlinge vor uns haben, deren Vorbilder am schwarzen Meere wiederkehren. —

Der angeblich in Ó-Szöny gefundene Metallkessel mit hohem Fuss erweist sich als ein für das Skythenland geradezu charakteristisches Geräth. Auf der Krim, in der südrussischen Steppe, am Ob und bis zum Jenisei und dem Altaigebirge, überall sehen wir diese typische Form vertreten. Das Königsgrab im Kul-Oba enthielt neben den wunderbaren Goldschätzen zwei dieser einfachen Bronzebecken[3]), im Riesenkurgan von Tschertomlitsk begegnen wir ihnen neben prächtigen Erzeugnissen griechischer Kunst[4]), und in Westsibirien, im Altai, in der Kirgisensteppe, wie am Jenisei und Akaban, werden aller Orten auf den Feldern derartige Kessel ausgegraben[5]). Wie in den Kurzschwertern und der Verwendung der Darstellung hockender Hirsche, müssen wir auch in diesen Metallgefässen eine Formenreihe, welche Sibirien mit dem nordpontischen Gebiete auf das Innigste verknüpft, erblicken.

Der andere Kesseltypus, welchen Hampel in seiner Arbeit vornehmlich zum Gegenstande seiner Betrachtung macht, verdient nicht mehr die Be-

1) Kurgane und zufällige Funde bei Smela, Taf. XXI (Fund von Salewki), Fig. 1, 2.

2) Comte A. Uwaroff, Recherches sur les antiquités de la Russie méridionale, Paris 1855, p. 38 (Tum. a), Pl. XIV, 2, 2[1].

3) Ant. du B. C., XLIV, 11, 13.

4) Rec. d'ant. de la Sc., p. 95, 112, 113 (= Aspelin, Ant. du N. f.-ougr., Fig. 358).

5) Aspelin, Ant. du N. f.-ougr., 316, 354 (Don, Gnilovsk); Radloff, Aus Sibirien, Bd. II, S. 88, Taf. IV, 4; Alterthümer (Drewnosti): Arbeiten der Moskauer archäologischen Gesellschaft (russ.), XI. Heft 2, Moskau 1887, Taf. VII, Fig. 13; Kondakoff, Tolstoi et Reinach, Ant. de la R. mér., p. 404; A. Heikel, Ant. de la Sib. occ., Pl. XIV, 4.

Digitized by Google

zeichnung „skythisch", weil er fast tausend Jahre jünger ist. Bei den Eimern von der Puszta Törtel und dem Kapostbal handelt es sich um unbestimmbare Einzelfunde; der Kessel aus dem Grabe von Höckricht weist auf die Völkerwanderungszeit hin. Wenn diese hohen, nahezu cylindrischen Eimer auch in Sibirien und Nordostrussland vorkommen, so ist deswegen für die Annahme skythischer Herkunft noch kein Grund vorhanden, zumal da wir die Datirung, welche der Fund von Höckricht bietet, nicht unberücksichtigt lassen dürfen. Die sibirischen und nordostrussischen Stücke können uns keinen Anhalt für die Zeitbestimmung gewähren, und die Skythen-Kurgane Südrusslands haben bisher nichts ergeben, was die Anschauung Hampel's rechtfertigen würde. In hohem Grade interessant und beachtenswerth bleibt trotzdem die von Hampel (und vor ihm von S. Müller) constatirte Thatsache, dass wir hier die Anzeichen eines neuen, wenngleich viel jüngeren Zusammenhanges Mitteleuropas mit Sibirien haben, wofür wir übrigens auch schon eine Reihe anderer, bisher freilich noch zu wenig gewürdigter Belege besitzen.

Möglicherweise sind diese hohen, fast cylindrischen Eimer aus dem breiten skythischen Becken mit hohem Fuss durch langsame Umbildung und Weiterentwicklung hervorgegangen; als Bindeglied wären dann vielleicht die namentlich in germanischen Ländern zur späten römischen Kaiserzeit so häufigen Bronzegefässe mit Fuss und Henkel, welche oft mit reichen Figurenfriesen geschmückt sind und aus provinzial-römischen Werkstätten stammen[1]), zu betrachten. Jedoch bedarf es auch hier noch genauerer Nachweise. —

Die Herkunft der merkwürdigen Klapperinstrumente und kegelförmigen Schmuckgegenstände aus Ungarn, Siebenbürgen und Rumänien kann keinem Zweifel unterliegen. Dass derartige Stücke in Mitteleuropa vollständig fremd sind, dafür bedarf es wohl keiner weiteren Erörterung; gewisse stylistische Eigenthümlichkeiten würden unsere Aufmerksamkeit schon auf das Skythengebiet lenken, wenn wir nicht selbst aus Südrussland und Sibirien ähnliche Geräthe kennen würden. Ueber den Zweck dieser seltsamen Zierrathe gehen die Ansichten noch sehr auseinander; wir müssen

1) Worsaae, Nord. Olds, 203; Rygh, Norske Oldsager, 344; Lorange, Bergens Museum, S. 73, No. 314; S. Müller in Aarb. f. Nord. Oldk. 1874, S. 363, Fig. 13, S. 364; Meklenb. Jahrb. XXXV (Lisch, Römergräber) Taf. I, 1, II, 17; H. Müller, Vor- und frühgeschichtliche Alterthümer der Prov. Hannover, Taf. XIII, 96, 98–102; Bericht über die Thätigkeit des Oldenburger Landesvereins f. Alterthumskunde, VI. Heft (1888), S. 37, Taf. VI, 18; Grempler, I. Fund von Sackrau, Taf V, 1. — Fund von Voigtstedt (Kreis Sangershausen) im Berliner Museum; Heddernheim (Museum Wiesbaden); im Rhein bei Speyer, Rheinzabern, Mühlbach (Museum Speyer). — Ein interessantes Metallbecken mit hohem Fuss, ganz in der Art der skythischen, jedoch mit seitlich unterhalb des Randes angebrachten Griffen, nicht mit auf dem Rande (wie bei sämmtlichen skythischen Exemplaren) stehenden Oehren, besitzt das Museum zu Bonn aus der Umgebung von Bonn. Ueber die Fundumstände dieses Gefässes scheint sonst nichts Genaueres bekannt zu sein, so dass auch über seine Zeitstellung sich nichts Bestimmtes aussagen lässt.

Digitized by Google

es dahin gestellt sein lassen, ob wir in ihnen zum Theil Klapperinstrumente, oder Zeltstangenbekleidungen, Wagenverzierungen, Scepter- oder Fahnenköpfe zu erblicken haben. Jedoch verdient hervorgehoben zu werden, was bei ihrer Deutung berücksichtigt werden muss, dass sie im eigentlichen Skythenlande meist paarweise oder in mehreren Exemplaren vorkommen.

Zu der Stockbekleidung von Somhid und dem Analogon aus der Sammlung Bakits kennen wir aus einem Grabe von Krasnokutsk (zwischen Nikopol und Ekaterinoslav) ein Gegenstück, welches uns den bienenkorbähnlichen Kegel, die dreieckigen, spitzen Oeffnungen, sowie die Thierfigur auf der Spitze (Taube mit ausgebreiteten Flügeln) zeigt[1]). Aehnlich ist ein Bronzeobject aus der Lugovaja Mogila bei Alexandropol gebildet, bei welchem wir wieder den Kegel mit dreieckigen hohen Fenstern, sowie die den Abschluss bildende Vogelfigur vorfinden[2]). Etwas Verwandtes bietet uns wohl auch ein anderer aus dem Kurgan von Krasnokutsk stammender Gegenstand, auf dessen Kegel ein Greif auf einem Postament steht[3]). Ein im Grabhügel von Tschertomlitsk gefundenes Stück[4]), welches eigentlich nur noch wenig an die Stabverzierung von Somhid erinnert, leitet uns zu einer anderen, aus mehreren südrussischen Gräbern bekannten Form über; letztere, welche man in der Lugovaja Mogila und in Kurganen von Krasnokutsk und Tomakowka fand[5]) und welche Hampel allein zum Vergleich herangezogen hat, haben direct mit den ungarischen Zierrathen nichts mehr zu thun, obgleich wir ja die eine Form mit der anderen durch einige Mittelglieder verbinden können.

Die grosse Glocke von Gernyeszeg, sowie die von Smirnoff publicirten Fundstücke aus Rumänien bilden eine zweite Gruppe dieser Stabbekleidungen; bei ihnen ist die Tülle durch einen starken Bronzezapfen, an welchen sich noch ein langer Dorn aus Eisen anschliesst, ersetzt, während sonst die Form des Kegels die gleiche bleibt, wie bei der ersten Gruppe. Smirnoff theilt mit, dass in den Kurganen im Kr. Romny (Gouv. Poltawa), im nördlichen Grenzgebiete der „Skythenkurgane", einige Exemplare gefunden wurden[6]), welche dieser Reihe sehr nahe stehen und sicherlich einst zu demselben Zwecke dienten, wie die oben genannten Gegenstände.

Wenn Hampel auf die Verwandtschaft, welche der Kegel mit aufgesetzter Thierfigur zu einigen Glocken aus Perm und Sibirien[7]) bekundet, hinweisen möchte, so können wir ihm hierin nur beistimmen, da wir trotz

1) Rec. d'ant. de la Scythie, XXIV, 3–5.
2) ibid. II, 6–8.
3) ibid., XXV. 1, 2.
4) ibid., XXVIII, 1, 2.
5) ibid., III, 1–4, IV, 1–4, XXIV, 1, 2, XXV, 1–4, XXVI, 1, 2.
6) De Baye, Note sur l'ép. des mét. en Ukraine (L'Anthropologie, VI, 1895).
7) Aspelin, A. du N. f.-ongr., 305, 306; Radloff, Aus Sibirien, Bd. II, S. 89, Taf. V, 4, 5; Martin, L'âge du bronze etc., Pl. XXXIII, 4; Kondakoff, Tolstoi et Reinach, Ant. de la Russie mér., p. 374, Fig. 327.

Digitized by Google

einiger Differenzen hier wie dort den gleichen Gedanken zum Ausdruck gebracht sehen. Wenn auch der hockende Cervide, welcher die Spitze der Stangenköpfe von Somhid, Gernyeszeg und der anderen Exemplare aus Ungarn und Rumänien abschliesst, in dieser Form nicht in Sibirien, und in Südrussland nur vereinzelt, wiederkehrt, so verrathen doch die citirten Analogien aus den pontischen Kurganen und eine Anzahl von Bronzefiguren aus Sibirien[1]) dieselbe merkwürdige Darstellungsweise und unbeholfene, plumpe Art der Ausführung.

Kleine Bronzeglöckchen mit den dreieckigen, in Zonen angeordneten Oeffnungen, jedoch ohne Thierfigur, sondern mit Oehr zum Aufhängen, — eine Form also, welche für unsere Bestimmungen nur wenig ausschlaggebend ist, — scheinen in Osteuropa zu ganz allgemeinen, häufig angewendeten Verzierungen zu zählen. Das Grabfeld von Ananino hat mehrere derartige Schmuckstücke aufzuweisen[2]); in südrussischen Kurganen dienen die Glöckchen zur Garnitur der oben zum Vergleich angeführten Stangenbekleidungen[3]). Im Kaukasus zeigen rohe Thierfiguren aus der Nekropole von Kasbek (Stepan-Zminda) diesen Glöckchenbehang[4]); in Russisch-Armenien fand er zur Verzierung von Gürtelketten Verwendung[5]). Auf diese Analogien dürfen wir jedoch nicht viel Gewicht legen.

Der von Smirnoff veröffentlichte Bronzegegenstand aus dem Budapester Nationalmuseum mag, wenn man seine rohe Form in Betracht zieht, an gewisse skythische Alterthümer erinnern, obwohl es schwer sein dürfte, für ihn aus Russland oder Sibirien auch nur ein ungefähr ähnliches Stück nachzuweisen. Dagegen sind in Olympia einige Zierstücke aus Bronze gefunden worden[6]), welche, von einigen Nebensächlichkeiten abgesehen, in jeder Hinsicht an diesen Gegenstand erinnern, nur dass sie etwas gedrückter und kleiner erscheinen. In Olympia werden diese Objecte zu den alterthümlichen Schmucksachen gehören, und möglicherweise ist das ungarische Analogon, wenn wir es aus Griechenland herzuleiten haben,

1) Martin, L'âge du bronze etc., XXXIII, 1 (= Z. f. Ethn. XXV, 1893, Verh. S. 40, Fig. 10); XXII, 8 (Schwertknauf); XIV, XVI (an Bronzemessern); XXIX (auf Zierplatten); Z. f. E. XXVII, 1895, Taf. IV — Radloff Taf. IV, 13, 22, 23 (nach Radloff, Sib. Alterth. Lief. 1).

2) Aspelin, A. du N. f.-ougr., 457, 458; C.-r. du congrès international etc. de Budapest, T. I (1877), p. 677 ff., Fig. 13.

3) Rec. d'ant. de la Sc., II, 3. III, IV (Alexandropol), XXIV, 1, 2 (Krasnokutsk), XXVIII, 1—4 (Tschertomlitsk).

4) Bayern, Untersuchungen über die ältesten Gräber- und Schatzfunde in Kaukasien, Berlin 1885 (Supplem. Z. f. E.), Taf. III, 4: Chantre, Recherches anthr. dans le Caucase, T. II, Pl. XXVII, 1, 3: LVII, 1, 4; Kondakoff, Tolstoi et Reinach, Ant. de la R. m., Fig. 432.

5) E. Chantre, Rech. anthr. dans le Caucase, T. II, p. 176; Bayern, Aelt. Gräber- und Schatzfunde X, 13; J. de Morgan, Mission scientifique au Caucase, Paris 1889, T. I (Les premiers âges des métaux dans l'Arménie russe), Fig. 9, 1—3, Fig. 104, 105, 106.

6) Olympia, Bd. IV (Bronzen u. s. w.), Nr. 413, 414 (hier als Hängezierrathe aufgefasst).

Digitized by Google

etwas älter, als die Skythenfunde, indem es dann den Styl der Hallstattzeit repräsentiren würde.

Mit Ausnahme dieses letzten Stückes, sowie der Schwerter von Al-Doboly und Komorn kehren alle hier erwähnten Formen, welche die genannten mitteleuropäischen Funde aufweisen, in dem sibirisch-südrussischen Culturkreise wieder, und zwar als einheimische, dieser archäologischen Provinz eigenthümliche, nicht von Griechenland übernommene Typen, denen wir mit Recht eine ethnische Bedeutung beimessen dürfen.

Ehe wir nun den Versuch machen können, die versprengten skythischen Alterthümer aus Mitteleuropa hinsichtlich ihres Alters und ihrer genauen Zeitstellung zu prüfen, ist es erforderlich, zuvor noch einige wesentliche Punkte betreffs der Chronologie der analogen Funde aus dem Pontusgebiet hervorzuheben. Es ist unerlässlich, auf diesen Gegenstand hier wenigstens kurz einzugehen, damit wir einen sicheren Anhalt auch für die Datirung unserer mitteleuropäischen Fremdlinge gewinnen und uns nicht auf allgemeine stylistische Betrachtungen zu beschränken brauchen.

Die Analyse der Alterthümer Südrusslands bietet der Wissenschaft viele Schwierigkeiten, und die Möglichkeit einer absoluten Zeitbestimmung ist uns bei ihnen nur in wenigen Fällen gewährt Nach allgemeinen Gesichtspunkten lassen sich ja die Funde leidlich gruppiren, aber eine bis auf ein halbes Jahrhundert genaue Angabe, welche bei diesen so interessanten und kostbaren Denkmälern der Vorzeit erwünscht wäre, lässt sich, von einigen Ausnahmen abgesehen, nicht treffen. Dazu kommt noch die Schwierigkeit, dass die etwas reicher ausgestatteten Gräber ein Inventar enthalten, welches häufig gar nicht homogen ist und aus Gegenständen verschiedenen Alters besteht. Die Angaben der Archäologen über diese Objecte sind mitunter sehr unbestimmt und widersprechend, und würde man ihren Bemerkungen Glauben schenken dürfen, so ergäben sich bei einigen Funden Zeitdifferenzen, welche mehrere Jahrhunderte umfassen.

Die ältesten Gräber Südrusslands gehören der neolithischen Periode an. Fast ohne Ausnahme sind sie schon von einem Tumulus bedeckt, welcher in späteren Epochen oftmals zu Nachbestattungen Verwendung fand und zu diesem Zweck dann meist beträchtlich erhöht wurde. Die jüngere Steinzeit in der nordpontischen Steppe dürfte sich in mehrere Abschnitte gliedern, deren einer von der schnurverzierten Keramik, welche hier eine reiche Ausbildung erfuhr, repräsentirt wird.

Gräber der eigentlichen Bronzezeit sind in den Gebieten nördlich vom schwarzen Meer fast gar nicht bekannt, so dass man an der Existenz eines Bronzealters hierselbst vielfach überhaupt gezweifelt hat. Ja selbst Einzelfunde dieser Periode sind nur spärlich vertreten. Es ist schwer zu entscheiden, ob die Bronzezeit wirklich nur eine schwache Entfaltung in diesen Ländern gehabt hat; vielleicht liegen aber auch die Gräber, deren

Digitized by Google

Ausstattung eine ärmliche sein mag, nicht unter Erdhügeln verborgen, so dass sie bisher der Aufmerksamkeit der Forscher entgangen sind.

Aus der zweiten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends stammen zahlreiche Tumuli mit mehr oder minder reichem Inhalt, und für diese Epoche, welche durch bestimmte Merkmale characterisirt ist, dürfte der Name der skythischen oder skythisch-sarmatischen der am meisten geeignete sein. Alterthümer ausgesprochen einheimischer, den Skythen oder vielmehr der Völkergruppe, welche um diese Zeit vom Pontus bis zum Altai und Jenisei wohnte, zuzuweisender Form liegen in diesen Kurganen neben prächtigen Erzeugnissen griechischen Kunstgewerbes, und einige Funde, welche der Raubgräberei vergangener Jahrhunderte entgangen sind, lassen uns den erstaunlichen Reichthum erkennen, welcher damals bei den Vornehmen im Skythenlande herrschte. Die Mehrzahl der Tumuli enthält jedoch nur einfache und bescheiden ausgestattete Gräber, wenn sie überhaupt nicht gänzlich ausgeplündert sind.

Die letzten Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung sowie der ältere Abschnitt der römischen Kaiserzeit sind in Südrussland etwas unklar und undeutlich ausgeprägt, soweit sich dies bei dem publicirten Material, welches fast nur die kostbarsten Funde umfasst, beurtheilen lässt.

Mit dem zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt werden die Gräber wieder zahlreicher. Neben gewissen spätklassischen Arbeiten treten neue einheimische Formen auf, welche zum Theil an die germanischen Alterthümer Norddeutschlands und Skandinaviens aus dieser Zeit gemahnen; die Vorboten der „orfèvrerie cloisonnée" machen sich schon in bemerkbarer Weise geltend. An Stelle der Skythen und Sarmaten sind im Hinterlande andere Nationen dominirend geworden. Im vierten Jahrhundert setzt mit prachtvollen Funden der Styl der Völkerwanderungszeit ein, dessen Uebertragung nach dem Westen man wohl zu einseitig nach der heute beliebten Theorie den Gothen zuschreibt.

Uns interessiren aus dieser Reihe nur die Grabfunde der skythisch-sarmatischen Zeit, als deren typische und zugleich am reichsten ausgestattete Vertreter wir den Tumulus Kul-Oba (westlich von Kertsch), den Riesenkurgan von Tschertomlitsk bei Nikopol (am Dniepr), sowie das Grab einer Skythin unter einem mächtigen Erdhügel bei Rijanowka (Bezirk Zwenigrod, Gouvernement Kiew) neben einigen anderen, weiter unten noch zu nennenden Grabfunden aus der Umgebung von Kertsch hervorheben wollen[1]). Wir finden gerade in diesen Gräbern ein ziemlich gleichartiges Inventar, welches sich aus unzweifelhaft skythischen und griechischen oder wenigstens

1) Die reichen Funde aus der „Grossen Blisnitza", der Kurgangruppe der „Sieben Brüder" u. s. w. lassen wir hier ausser Acht, wenngleich sie in diese Periode gehören und auch an einheimischen Typen nicht arm sind, weil wir in unserer Besprechung das Hauptgewicht auf diejenigen Kurgane legen, welche Formen, wie sie unsere mitteleuropäischen Alterthümer bieten, aufzuweisen haben.

Digitized by Google

die Hand eines griechischen Künstlers verrathenden Gegenständen zusammensetzt, und sind wegen dieser überraschenden Uebereinstimmung zu der Annahme berechtigt, dass diese Gräber zeitlich einander sehr nahe stehen und ungefähr alle das gleiche Alter haben.

Wir brauchen, um diese Ansicht zu begründen, hier nur die wesentlichsten identischen Formen, welche auch schon bei oberflächlicher Betrachtung auffallen müssen, zu nennen. Golddiademe mit verticalen Goldblechstreifen, von welchen Perlen in Gestalt von Oliven herabhängen, kommen in den Kurganen von Rijanowka und Tschertomlitsk und in einem Grabe von Hadschi-Muschkai (bei Kertsch) vor[1]). Goldbänder mit ähnlichen Bommeln, welche hier direct, ohne Verwendung von stützenden Lamellen, befestigt sind, finden sich in dem genannten Grabe von Hadschi-Muschkai, in Rijanowka und Kul-Oba[2]). Von sehr characteristischer Form sind die eigenthümlichen sphärischen Silbergefässe mit Vergoldung und Figurenfriesen in getriebener Arbeit vom Kul-Oba, aus einem Grabe bei Katerless (bei Kertsch), sowie von Rijanowka[3]). Der Bronzespiegel der Königin vom Kul-Oba ist nahezu identisch mit einem Exemplar, welches die Grabkammer der Skythin von Rijanowka enthielt, nur dass bei letzterem der Griff verloren gegangen ist; das aus einem Grabe im Tumulus von Tschertomlitsk stammende Stück gehört trotz seiner einfachen Form demselben Typus an[4]). Wir könnten die Reihe dieser Zusammenstellungen noch um ein Beträchtliches vermehren, wenn wir auf weitere Einzelheiten, kleinere Gegenstände und eine Anzahl dekorativer Motive eingehen würden.

Dazu kommen noch die oben bei der Besprechung der skythischen Alterthümer aus Mitteleuropa genannten Analogien, so die grossen breiten Metallbecken mit hohem Fuss aus den Grabhügeln von Tschertomlitsk und Kul-Oba, die typischen Schwertscheiden und Schwertgriffe aus diesen beiden Kurganen, wie aus anderen Gräbern, die Verwendung von Bronzepfeilspitzen u. s. w. Ein nicht unwesentlicher Punkt ist ferner der Umstand, dass an vielen Zierstücken dieser Gräber Filigranschmuck (aufgelöthete Goldkügelchen, Schleifen, Doppelspiralen u. s. w. aus Golddraht) auftritt, und zwar unter Bildung gewisser characteristischer, sehr häufig in gleicher Weise wiederkehrender Muster, wie z. B., wenn wir hier etwas weiter ausholen wollen, am Torques des Königs vom Kul-Oba, am Halsschmuck aus dem Grabe der Demeterpriesterin, an der Goldfassung eines Thierzahnes und an Gewandhaften aus der Kurgangruppe der „Sieben Brüder", an den Fassungen der Schleifsteine aus Kul-Oba, der Malaja Blisnitza, und an einem Ringe ebendaher, an dem Armringe aus dem

1) Ossowski l. c., III, 2; Rec. d'ant. de la Sc., XXXIX; Ant. du B. C., VI, 2.
2) Ant. du B. C., VI, 1, XIX, 6, 7; Ossowski, III, 9.
3) Ant. du B. C., XXXIV, 1, 3, XXXV, 1, 2; Ossowski, IV, 1.
4) Ant. du B. C., XXXI, 7; Ossowski, VI, 2; Rec. d'ant. de la Scythie, p. 123.

Digitized by Google

Grabe mit der Athenades-Gemme[1]). Ebenso wäre noch auf das Vorkommen von Hals- und Armringen, deren Reif aus einem dicken und einem gefeilten dünnen Golddraht zusammengewunden ist, hinzuweisen (Hals- und Armring des Königs vom Kul-Oba, desgl. aus dem Grabe der Demeterpriesterin, Halsringe von Salewki und Olbia u. s. w.[2]).

Diese kurzen Andeutungen werden schon genügen, um eine gewisse Gleichförmigkeit und Gleichartigkeit der Inventare dieser Gräbergruppe erkennen zu lassen und unsere Annahme zu rechtfertigen, dass die Entstehung der einzelnen Gegenstände, sowie ihre Beisetzung in den Kurganen einen Zeitraum von nicht langer Dauer umfassen und von einer über zwei und mehr Jahrhunderte sich erstreckenden Periode weder bei einem einzelnen Grabe, noch bei der ganzen Gruppe kaum die Rede sein kann.

Für die genauere Bestimmung des Alters des Grabes von Rijanowka besitzen wir in zwei goldenen Fingerringen, in deren Fassung sich je ein pantikapäischer Goldstater des vierten oder dritten Jahrhunderts befindet, einen gewissen Anhalt. Diese Münzen dienten hier nicht mehr als cursirendes Geld, sondern waren als Schmuckstück an Stelle von geschnittenen Steinen verwendet worden, und zwischen ihrer Prägung und dem Augenblick, wo sie in der unterirdischen Grabkammer von Rijanowka deponirt wurden, liegt sicherlich eine sehr lange Zeit. Die Katakombe von Rijanowka mit ihrem Inhalt stammt also wahrscheinlich frühestens vom Ende des dritten oder gar erst aus dem zweiten Jahrhundert vor Christo[3]).

Das oben erwähnte Grab von Katerless, aus welchem ein typisches sphärisches Silbergefäss stammt, enthielt gleichfalls eine städtische Goldmünze von Pantikapäum mit dem Pankopf und Greif. Leider ist nichts Genaueres über die Fundumstände dieser Münze bekannt, so dass wir nicht wissen, in welcher Weise sie zur Altersbestimmung zu verwenden ist. Jedenfalls dürften jedoch alle zu berücksichtigenden Punkte dafür sprechen, dass wir dieses Grab in das dritte Jahrhundert zu setzen haben und von einem viel höheren Alter auch hier nicht die Rede sein kann.

Auf die gleiche Zeit weisen uns auch die Punkte hin, welche für die Datirung der Gräber im Tumulus von Tschertomlitsk von Belang sind.

1) Ant. du B. C., VII, 1, XXX, 7, T. II, p. 239: Compte-rendu etc., 1869, Pl. I, 13; 1876, Pl. III, 32; 1877, Pl. II, 13; 1882—88, Pl. VII, 11, 16.

2) Ant. du B. C., XIII, 1, 2: Compte-rendu etc., 1865, II, 6: Bobrinski l. c. XXI, 2; Uwaroff l. c., XIV, 2.

3) Ossowski l. c., p. 21 will auf Grund dieser Münzen das Grab von Rijanowka in die Zeit zwischen 650 und 480 setzen, indem er sich hinsichtlich der Altersbestimmung der Münzen auf ganz veraltete, irrige Anschauungen stützt. In Pantikapäum waren gleichzeitig königliche und städtische Münzen in Umlauf, und zwei Exemplare des letzteren Typus fanden sich eben im Kurgan von Rijanowka. Im siebenten Jahrhundert kann von pantikapäischen Prägungen nicht die Rede sein, weil die Stadt überhaupt erst viel später gegründet wurde.

Digitized by Google

Unter den zahlreichen goldenen Zierplättchen aus diesem Kurgan befinden sich einige, welche grobe Imitationen von Münzen darstellen. Es handelt sich u. A. um barbarische Copien von Stateren Philipps II. von Makedonien, und somit dürfte die Zeit ihrer Anfertigung auch kaum über das dritte Jahrhundert hinausgehen. Ein grosser Theil des Inventars dieses Grabhügels gehört der Stylrichtung nach unzweifelhaft dieser Zeit an, so z B. die berühmte Silbervase, während manche Anzeichen sogar noch auf das zweite vorchristliche Jahrhundert hindeuten.

Bei der überraschenden Uebereinstimmung der oben characterisirten Gräberinventare, für deren einige wir eine ins dritte, möglicher Weise auch erst ins zweite vorchristliche Jahrhundert fallende Deponirungszeit nachzuweisen im Stande sind, ist der Rückschluss erlaubt, dass diese ganze Gruppe von Gräbern, so auch der Tumulus von Kul-Oba, gleichfalls dieser Epoche angehört und keineswegs in viel ältere Zeiten hinaufreicht. Für die einheimischen, rein skythischen Formen, die Fusskessel, die Kurzschwerter, die typischen Scheidenbeschläge, gewisse Dekorationsmotive und die Verwendung der Bronzepfeilspitzen u. s. w. haben wir in Südrussland gleichfalls diese Periode festzuhalten. Eine exacte Vergleichung des ganzen, aus den Pontusländern vorhandenen Materiales, welche sich bis auf die kleinsten Einzelheiten bezöge, würde diese Resultate nur bestätigen und den Nachweis liefern, dass die früheren Anschauungen über das Alter einer sehr wichtigen Gruppe der skythischen Kurgane vielfach irrige waren und man diese durchschnittlich etwas zu hoch ansetzte.

Entgegen der von Furtwängler geltend gemachten Ansicht, dass ein Theil des Inhaltes des Kul-Oba in das fünfte Jahrhundert vor Christo zu verlegen sei und damit der Goldfund von Vettersfelde, zu welchem die wichtigsten Analogien gerade in dieser Gräbergruppe existiren, sogar bis ins sechste Jahrhundert hinaufreichen müsste, finde ich mich in Uebereinstimmung mit den Autoren der „Russkia Drewnosti", welche die berühmtesten Skythengräber Südrusslands der überwiegenden Menge nach in das dritte Jahrhundert verlegen und vom fünften fast überhaupt Abstand nehmen. Wir können Furtwängler in jeder Hinsicht nur beipflichten, wenn er den Goldschatz von Vettersfelde als am Anfange einer langen Reihe von Arbeiten griechischer Künstler im Lande der Skythen stehend bezeichnet, aber jene grosse Differenz von nahezu zwei Jahrhunderten, welche sich nothwendiger Weise zwischen Vettersfelde und den analogen Skythenfunden ergeben würde, ist unbedingt unzulässig. Am schwarzen Meere fehlen bisher, wie Furtwängler selbst zugiebt, noch völlig Gräber jener Zeit, in welche er den Goldfund setzen will, — aus dem Ende des sechsten und den ersten Decennien des fünften Jahrhunderts, — und die isolirte Stellung der Vettersfelder Gegenstände aufrecht erhalten zu wollen, ohne dass sich das zeitliche, anderthalb bis zwei Jahrhunderte, wenn nicht gar mehr, umfassende Intervall irgendwie überbrücken liesse, ist von vorn herein

Digitized by Google

ausgeschlossen. Schwerlich dürfte sich auch eine ganze Reihe typischer Formen mehrere Jahrhunderte hindurch constant erhalten haben, ohne aus der Mode zu kommen oder durch die Mode starke Abänderungen zu erleiden; ebensowenig wären wir zu der Annahme berechtigt, dass in den Gräbern einer wohl characterisirten, durch die Gleichförmigkeit ihrer Inventare sich auszeichnenden, stylistisch wie chronologisch eine Einheit bildenden Gräbergruppe durchschnittlich Alterthümer (von Münzen abgesehen) enthalten sind, welche sich auf drei bis vier Jahrhunderte vertheilen. Als Ausnahme könnte dies einmal vielleicht möglich sein, doch nie als Regel.

Wenn auch die Zeitbestimmung der unverkennbar zusammenhängenden Gruppe, welcher die Kurgane von Rijanowka und Tschertomlitsk, sowie der Kul-Oba und auch der Vettersfelder Goldschatz angehören, viele Schwierigkeiten bietet, weil wir nur wenig Anhaltspunkte für ihre genauere Datirung besitzen, so muss nachdrücklich hervorgehoben werden, dass gerade diese wenigen Punkte auf eine verhältnissmässig junge Zeit hindeuten.

In dieser Analyse haben wir die Lugavaja Mogila bei Alexandropol und gewisse andere Tumuli am Dniepr, welche neben einigen griechischen Arbeiten zahlreiche merkwürdige einheimische Formen aufweisen, wie sie sich in den oben genannten Gräbern bisher nicht fanden, unberücksichtigt gelassen. Die eigenthümlichen barbarischen Darstellungen, an welchen namentlich der Kurgan bei Alexandropol reich ist, verrathen jedoch ebenso gut, wie die einheimischen Typen aus dem Kul-Oba u. s. w. „skythischen“ und „sibirischen“ Geschmack. Wenngleich die Verwandtschaft zwischen diesen beiden Gruppen sich nur auf einige wenige Momente beschränkt, dürften sie doch ungefähr gleichalterig sein; möglicher Weise ist auch die Gruppe von Alexandropol etwas jünger und repräsentirt eine spätere Phase der skythisch-sarmatischen Zeit, oder sie gehört einem anderen Stamme innerhalb der ethnischen Einheit, welche wir in Südrussland und Westsibirien annehmen müssen, an. In vorrömische Zeiten haben wir sie unbedingt zu setzen, wie wir auch an ihrer skythisch-sarmatischen Herkunft nicht zweifeln können.

Bleibt nun auch der Beginn der skythisch-sarmatischen Periode und ihrer characteristischen Stylrichtung noch unbestimmt, ihr Ende ist ziemlich scharf begrenzt. Aus der Zeit, welche um den Anfang unserer Zeitrechnung fällt, also ungefähr das Jahrhundert vor und nach Christi Geburt, kennen wir einige Grabfunde, in welchen derartige Formen, wie in den Skythen-Kurganen, nicht mehr vorkommen. In noch viel höherem Grade gilt dies von den Funden aus spätrömischer Zeit, als deren Repräsentanten wir aus Kertsch das Grab der Königin mit der Goldmaske (Tumulus bei Glinitsche), sowie den Inhalt eines Kurganes beim Steinbruch (von Aschik 1841 ausgegraben) und aus dem, weiter nach Osten zu gelegenen Gebiete

Digitized by Google

den Schatz von Nowo-Tscherkask nennen wollen. Wenn auch letzterer Fund „asiatischen" Styl und auch zu Sibirien verwandte Beziehungen bekundet, und diese auch in den beiden genannten Kertscher Gräbern nicht zu verkennen sind, mit unseren skythischen Alterthümern haben sie in keiner Weise mehr etwas zu schaffen.

Nach diesen Ergebnissen ist es nicht schwer, auch unseren mitteleuropäischen Fremdlingen innerhalb ihrer prähistorischen Umgebung ihre richtige Stellung zuzuweisen. Der Bronzespiegel von Dühren, welcher ja aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert stammt, sowie die anderen, oben gelegentlich schon angedeuteten Zeitangaben bestätigen überdies die Resultate hinsichtlich der Chronologie der südrussischen Skythengräber, wie der, sich von diesen ableitenden Einzelfunde in Deutschland und dem Karpathengebiete. Die versprengten skythischen Objecte auf mitteleuropäischem Boden treten uns also in einem Zeitabschnitte entgegen, welchen wir hier „La Tène-Periode" nennen, und zwar ungefähr in deren mittlerer Abtheilung. Es ist somit auch völlig ausgeschlossen, jetzt, wo wir mehr als einen derartigen Fund kennen, dass der Goldschatz von Vettersfelde aus dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert stammen könnte, und die Hypothese, mit welcher Furtwängler's Abhandlung schliesst, ist völlig gegenstandslos, in demselben Grade wie die Annahme, dass dieser Fund gerade um tausend Jahre jünger sein müsste, wie vor Kurzem noch Paul Clemen behauptet hat[1]).

1) Paul Clemen verkennt in seiner Abhandlung über „Merovingische und karolingische Plastik" (Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland, Heft XCII, Bonn 1892, S. 1—146) die Stylrichtung der Zeit der Völkerwanderungen so sehr, dass er den Vettersfelder Goldschatz mit dem Funde von Apahida (Museum Klausenburg) zusammenstellt und als seine nächsten Analogien die Gräberfelder von Keszthely anspricht (S. 16). Wenn er auf den Zierstücken von Vettersfelde „den gemeinsamen Ornamentenschatz der germanischen Völker" wiederfindet und der Zurückführung der einzelnen Motive auf griechischen Ursprung nicht beistimmen kann (S. 21, Note 42), so scheint er sich über den Ursprung dieser Ornamente, beziehungsweise der Punkte, welche die Funde von Keszthely mit den Vettersfelder Gegenständen gemeinsam haben sollten, völlig im Unklaren zu sein, geschweige denn, dass er überhaupt Kenntniss der südrussischen Alterthümer aus der griechisch-skythischen Zeit gehabt hätte. Griechische Arbeit zu verkennen und sie mit barbarischen Erzeugnissen aus nachklassischer Zeit zusammenzuwerfen, soweit war bis dahin allerdings noch kein Archäologe oder Kunsthistoriker gegangen. Es ist eben ein missliches Ding, auf Grund kurzer Notizen weiter bauen zu wollen, ohne das nöthige Material zu kennen oder sich in den betreffenden Gegenstand zu vertiefen. — In nicht geringerem Maasse gilt dies von P. Ladewig (Ueber südrussische Goldfunde und verwandte der Völkerwanderungszeit: „Der Karlsruher Alterthumsverein", Heft I 1881—1890, Karlsruhe 1891, S. 62—68), welcher vom Vettersfelder Goldschatz Folgendes constatirt: „Als im Jahre 1883 Furtwängler den Goldfund von Vettersfelde besprach, war ihm dieser in meisterhafter Motivirung ein verirrter Lichtstrahl aus dem sonnigen Griechenland. Ist es nun auch richtig, dass der Fisch mit seinen Reliefs, wie auch die Gorytplatte, in Form und Ausarbeitung sehr alt sind, so ist es ebenso wahrscheinlich, dass die meisten übrigen kleineren Fundstücke einer viel späteren Zeit angehören: der Völkerwanderung. In so früher griechischer Kunst, wie sie die grösseren Stücke zeigen, solche Dinge, wie die Cloisons auf Filigranarbeiten an den kleineren Fundstücken zu finden,

Digitized by Google

Andererseits gewinnen wir aus dem Anhalt, den uns die südrussischen Denkmäler gewähren, wie schon vor nahezu zwei Decennien Aspelin hervorgehoben hat, auch die Möglichkeit einer Datirung der sibirischen Bronzezeit, wenn wir von einer solchen überhaupt reden dürfen und es sich nicht bei dem Begriff eines sibirischen, ural-altaischen Bronzealters um ein trügerisches Phantom handelt, welches wir uns aus einer Reihe verschiedener, zeitlich differenter Typen willkürlich zusammenstellen. Die Kurzschwerter aus Bronze und Eisen, die dreikantigen und zweischneidigen blattförmigen Pfeilspitzen, die Kessel mit breitem Becken und hohem Fuss, gewisse Motive der Thierornamentik gehören auch in Sibirien den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt an. Ueber die Hohlcelte, gewisse Bronzemesser, Bronzeäxte u. s. w. fehlen uns so genaue und klare Beziehungen, wenn wir uns nicht auf einige in Ungarn uns wieder begegnende Anklänge, welche jedoch eher schon vom ethnologischen Standpunkte aus zu betrachten wären, stützen wollen; vermuthlich sind diese Formen in eine etwas ältere Periode zu setzen, in dieselbe, in welcher in Europa auch noch Bronzehohlcelte Verwendung fanden; sie haben mit unseren Kurzschwertern u. s. w. direct nichts mehr zu thun.

---

dürfte schwer halten. Und wie in so früher Zeit, wie Furtwängler will, in diese Gegend der Schatz eines skythischen Häuptlings gekommen sein soll, ist historisch unerfindlich." Ladewig und Clemen gehen in ihren specialisirten Ausführungen auf eine kurze Besprechung des Fundes bei Hampel (Goldfund von Nagy-Szent-Miklós, Budapest 1885, S. 122) zurück. Hampel's Irrthum, welchen er jetzt, wenigstens indirect (in der deutschen Bearbeitung seines Aufsatzes über die skythischen Alterthümer in Ungarn) zugegeben hat, war verzeihlich, da ihm eben das Hauptwerk über die griechisch-skythischen Funde Südrusslands, die „Antiquités du Bosphore Cimmérien", nicht zu Gebote standen (Goldfund, S. 79, Note 1). Unser Vorwurf richtet sich gegen diejenigen, welche auf dieser Notiz Hampel's, ohne ihre Richtigkeit zu prüfen und das Thema eingehender zu verfolgen, fussten und sie, jeder auf seine Weise, weiter entwickelten. Nicht nur die Grundidee übernahmen sie, sondern auch offenbare Irrthümer (Ladewig a. a. O. S. 64 redet von einer Gorytplatte, obwohl Furtwängler den unzweideutigen Beweis lieferte, dass es sich um einen Dolchscheidenbeschlag handele; desgleichen von „Cloisons" auf Filigranarbeiten, obwohl diese „Cloisons" nur selbst den Filigranschmuck ausmachen und von Goldzellen zum Fassen von Edelsteinen bei den Vettersfelder Schmucksachen gar nicht die Rede sein kann). — Denjenigen, welche trotzdem den Goldschatz von Vettersfelde und seine Analoga in Südrussland der Völkerwanderungszeit vindiciren wollen, möchten wir entgegnen, dass uns heute vom Pontus bereits eine Reihe von Funden der Völkerwanderungszeit bekannt ist, welche sich durch nichts von den abendländischen Alterthümern dieser Periode unterscheiden, dass man bisher niemals in einem Grabe mit griechischen Arbeiten jüngere Gegenstände aus der Völkerwanderungszeit, und umgekehrt in den Schätzen dieser Epoche niemals rein griechische Erzeugnisse zu finden vermochte. — Ebenso unverständlich ist es mir, wie L. Niederle, welcher in seinem Handbuche der Vorgeschichte des Menschen (V době předhistorické, se zvláštním zřetelem naze mě slovanské. Prag 1893) sogar Bezug auf die südrussischen Alterthümer nimmt, den Goldfund von Vettersfelde in die Völkerwanderungszeit setzen kann und ihn in einem Athemzuge mit den Schätzen von Petrossa, Szilágy-Somlyó, Morskoï-Tschulek, Mouza, Guarrazar u. s. w. erwähnt (a. a. O. S. 602). Eine Begründung seiner Annahme bleibt jedoch auch er uns schuldig.

Digitized by Google

Dass die Epoche, in welcher das skythische Kurzschwert in Sibirien in Gebrauch war, von sehr langer Dauer gewesen ist, halte ich für ziemlich unwahrscheinlich, da ich mir nicht vorstellen kann, dass eine so charakteristische Form durch viele Jahrhunderte gehen sollte. Betrachten wir zum Vergleich die Schwerter des nordischen Bronzealters, so haben wir für die verschiedenen Phasen desselben völlig selbständige Typen, welche unter einander sich kaum berühren und mit wenigen Ausnahmen überhaupt keine Verwandtschaft oder Ableitung bekunden. In gleicher Weise verhält es sich mit den Bronzeschwertern aus Süddeutschland und Oesterreich. Wenn wir annehmen, dass die ältesten sibirischen Kurzschwerter bis zur Mitte des Jahrtausends oder etwa bis ins sechste Jahrhundert v. Chr. hinaufreichen, dürften wir hiermit ungefähr bis an die Grenze des Zulässigen gegangen sein. Auf den Unterschied des Materiales, aus welchem diese Waffen hergestellt sind, ist nicht allzu viel Gewicht zu legen, und daraus Rückschlüsse hinsichtlich einer besonders langen Benutzungszeit dieser Form machen zu wollen, ist durch nichts begründet. Dass wir in Sibirien derartige ganz gleiche Stücke aus Bronze, wie aus Eisen, finden, beweist uns nur, dass dieser Typus in eine Uebergangsperiode vom Bronze- zum Eisenalter fällt; dass die Schwerter aus Bronze zum Theil etwas älter sind, als die eisernen, liegt ja in diesem Falle klar auf der Hand, aber einen Grund für die Vermuthung einer grossen Langlebigkeit können wir darin nicht erblicken. Erinnern wir uns an ähnliche Vorkommnisse, so sprechen auch diese nur für unsere Anschauung. Hat doch bisher niemand dem charakteristischen Hallstattschwert oder dem Antennenschwert eine besonders lange Existenz zuschreiben wollen, ersterem, weil es in den Gräbern des oberen Donaugebietes aus Bronze und Eisen vorkommt, letzterem, weil wir von ihm auch einige Exemplare mit eiserner Klinge kennen. Es braucht ja auch die Periode, in welcher in den Steppen am Ob und Jenisei noch Bronzewaffen in Gebrauch waren, während die nämliche Form in Südrussland stets nur aus Eisen verfertigt wurde, deshalb nicht sehr weit zurückzuliegen; erwähnt doch der Vater der Geschichte, dass zu seinen Zeiten die Massageten noch in einem reinen Bronzealter lebten.

In gleicher Weise erhalten wir auf Grund der südrussischen Gräber der skythisch-sarmatischen Zeit auch für die grosse Nekropole von Ananino (Gouv. Wiatka), welche an der Kama bisher einzig in ihrer Art dasteht, die Möglichkeit einer annähernd richtigen Datirung. Aspelin hat in seinem schon mehrfach erwähnten Aufsatz über die Chronologie des uralaltaischen Bronzealters die Aufmerksamkeit auch auf die Bedeutung dieses Gräberfeldes gelenkt und das wichtigste Vergleichsmaterial, welches die Verwandtschaft zwischen Ananino und den skythischen Kurgnen am Pontus erkennen lässt, zusammengestellt.

Digitized by Google

Die grosse Uebereinstimmung der besprochenen Alterthümer Südrusslands mit den sibirischen und denen von der Kama, welche sich nicht auf einige unbedeutende, unwesentliche Punkte erstreckt, sondern so ziemlich alle selbständigen Formen umfasst, spricht unzweifelhaft dafür, dass wir für die zweite Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends von der südrussischen Steppe an bis zum Altai und Jenisei hin eine einheitliche Bevölkerung von gleicher Herkunft und Abstammung annehmen dürfen. Wenn wir auf Grund unserer prähistorischen Betrachtungen für diese Länder einen geschlossenen Culturkreis, dessen einheimische Erzeugnisse in überraschend gleichartiger Weise constant überall wiederkehren, aufzustellen berechtigt sind, so erscheint es nicht unbegründet, auch auf eine Verwandtschaft der Stämme, welche trotz der ungeheuren Ausdehnung des in Betracht kommenden Gebietes aller Orten dieselben typischen Geräthe und Waffen hinterliessen, zu schliessen. Gerade in den Alterthümern, welche eine zusammenhängende Gruppe von den Donaumündungen bis tief nach Nordasien hinein bezeugen, während sie keine Anzeichen für irgend welche Beziehungen zu den Kaukasusländern, Armenien und Vorderasien überhaupt erkennen lassen, scheint mir der beste Beweis zu liegen, dass die Skythen nicht iranischer Herkunft waren und mit der arischen Völkerfamilie nichts zu thun hatten. Nach der üblichen Anschauung wäre mindestens ein Theil der südrussischen Völker, welchen die Griechen den Collectiv-Namen „Skythen" beilegten, indogermanischer Abstammung, aber auf Grund prähistorischer Studien werden wir gerade zu der entgegengesetzten Ansicht gedrängt. Und wenn Müllenhoff sogar die Alterthümer für einen Nachweis iranischer Herkunft ins Feld führte, so konnten diese nicht gründlicher verkannt werden, als es hiermit geschah[1]). Erst wenn es der Sprachwissenschaft gelungen ist, am Jenisei, Ob und der Kama zur Zeit des ural-altaischen Bronzealters indogermanische Stämme aufzufinden, werden wir gezwungen sein, in den Ueberbringern und Trägern der Alterthümer sibirischen Styles am Pontus, welche trotz des mächtigen griechischen Einflusses die eigenthümlichen Formen ihrer Waffen und Geräthschaften beibehielten, Iranier zu erblicken. Bis dahin bleiben für uns die skythischen Nationen nordasiatischer Herkunft, eine Annahme, welche sich heute erfreulicher Weise wiederum immer mehr Geltung und Beachtung verschafft.

Welcher speciellen Völkergruppe, die von der ural-altaischen Sprachforschung und Ethnographie unterschieden werden, die Skythen und die namenlosen Bewohner des Gebietes an der Kama, am Ob und Jenisei

1) K. Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde, Bd. III, S. 101: „Ein Blick auf die Werke der schönsten griechischen Kunst, die auf der Krim und in den Gräbern der skythischen Könige in dem von Herodot IV, 53, 56, 71 bezeichneten Bezirk an der Samara gefunden sind und skythische Fürsten und Leute mit allem Detail ihrer Erscheinung darstellen, genügt, um sich zu überzeugen, dass dies keine Nordasiaten waren."

Digitized by Google

angehörten, ob der ugro-finnischen, türkischen oder etwa mongolischen, ist bei dem ungenügenden Stande unserer Kenntnisse über die alte Geschichte Sibiriens und Central-Asiens vorläufig noch nicht zu entscheiden.

Kehren wir nun noch einmal zu unseren mitteleuropäischen Funden skythischer Provenienz zurück. Nicht die unwichtigste Frage, welche wir an diese räthselhaften Fremdlinge richten können, handelt davon, auf welche Weise sie von der südrussischen Steppe nach dem Westen übertragen wurden, und welche Bedeutung ihnen innerhalb ihrer prähistorischen Umgebung beizumessen ist. Bei der Beantwortung dieser Frage dürfte mehr als ein Punkt in Betracht gezogen werden müssen: so ihre relative Häufigkeit und ihre geographische Verbreitung im Westen, sowie die Aufhellung der ethnischen Verhältnisse in den Ländern, in welchen sie gefunden wurden. Dass etwa unsere Alterthümer in ihrem prähistorischen Milieu eine neue, sich scharf abgrenzende, bisher nicht beachtete „skythische" Phase der vorrömischen Eisenalter bekunden, erscheint mir auf Grund des heute vorliegenden Materiales für den grössten Theil des hierbei in Betracht kommenden Gebietes vollständig ausgeschlossen und durch nichts begründet. Hingegen dürften gerade diese versprengten skythischen Fundstücke, oder wenigstens eine Anzahl von ihnen, uns gewisse wichtige historische Ereignisse, von welchen die antiken Schriftsteller nichts melden, ahnen lassen, wenngleich noch eine Reihe von Jahren verstreichen wird, ehe die archäologische Durchforschung des unteren Donaugebietes, wie der nordkarpathischen Länder und des Weichselbeckens so weit vorgeschritten ist, dass wir von ihr einen Beitrag zur Lösung von verworrenen, durch die Nachrichten aus dem Alterthum nicht zu lösenden Problemen erwarten können. Gelingt es uns, die geschichtlichen Ereignisse der letzten vorchristlichen Jahrhunderte in eben diesen Ländern, welche uns heute noch fast verborgen sind, auch nur etwas aufzuklären, so treten ja diese vorläufig unsicheren Beziehungen ganz offen zu Tage.

Der Bronzespiegel von Dühren, oder, wenn es hier noch des vorsichtigen Ausdruckes bedarf, das Vorbild, nach welchem der Bronzespiegel von Dühren gearbeitet wurde, ist sicherlich auf dem Handelswege längs der Donau so weit nach Westen vorgedrungen. Derartige Handelsbeziehungen vom fernen Osten her finden ja schon genügende Erklärung in der Ausbreitung der Kelten im Donaugebiete bis zum schwarzen Meere hin und der Gründung von Keltenreichen hier überall. Dass ein inniger Verkehr zwischen den einzelnen stammesverwandten Nationen bestand, bekundet uns neben der gleichartigen Entwickelung und Ausbildung des La Tène-Styles in allen von diesem Volke occupirten Ländern auch die gallische Numismatik. Goldstateren Philipps II. von Makedonien wurden an der unteren Donau, im Ostalpengebiete, in Gallien und Helvetien, ja selbst in Britannien zum Vorbild für einheimische Nachprägungen gewählt, und zwar waren diese Copien schon im dritten Jahrhundert überall verbreitet.

Digitized by Google

Der Goldfund von Vettersfelde tritt uns in einer rein germanischen Umgebung entgegen, in einem Lande, in welchem vermuthlich seit der Bronzezeit kaum wesentliche Völkerverschiebungen stattgefunden haben. Für ihn werden wir nur schwer, wenn uns nicht in Zukunft verwandte Funde in Schlesien und Galizien Aufklärung verschaffen, eine Deutung finden können. Die Thatsache bleibt jedoch bestehen und muss stets berücksichtigt werden, dass die vollständige skythische Prachtausrüstung nie durch Handelsverbindungen an ihre Fundstelle gelangt sein kann, und auch nicht die Beute, welche ein Krieger aus weiter Ferne mit heimbrachte, darstellt. Inwiefern wir Recht haben, wenn wir unter Hinweis auf den Schatz von Vettersfelde das Vorkommen von dreikantigen Bronzepfeilspitzen in dem „Heiligen Lande" bei Niemitsch erwähnen, die Entscheidung dafür muss allerdings noch der Zukunft vorbehalten bleiben. Es hat jedoch etwas Verlockendes für sich, diese Stücke, welche in einiger Anzahl gerade auf einer alten germanischen (vorslavischen) Verschanzung gefunden wurden, in Verbindung mit jenen unzweifelhaft skythischen Alterthümern zu bringen. Noch schwieriger verhält es sich mit einer Erklärung bezüglich der ostpreussischen Halsringe, weil wir hier wiederum eine völlig isolirt dastehende Erscheinung vor uns haben.

Wenn für den Fund von Sapohowo, sowie für das Auftreten der dreikantigen Bronzepfeilspitzen in ihm, wie in der Bukowina, geltend gemacht wird, dass Ostgalizien und die Bukowina möglicher Weise an der Nordwestgrenze des Skythengebietes liegen, so dürfte vorläufig schwerlich sich etwas dagegen einwenden lassen, trotzdem ja eigentlich Russisch-Podolien und Bessarabien in prähistorischer Hinsicht fast noch gänzlich undurchforscht sind. Leider sind wir auch in Ostgalizien über die Zeit, welcher der Fund von Sapohowo angehört, die letzten vorchristlichen Jahrhunderte, nur sehr schlecht unterrichtet, weil uns beinahe vollständig Alterthümer dieser Periode bisher fehlen. Möglicher Weise herrschten in Ostgalizien zur La Tène-Zeit ähnliche Verhältnisse, wie in Norddeutschland; der Kronenring von Siemieniec am Zbrucz (Kreis Borszczow)[1]), welcher zur Gruppe der typischen, nur aus Norddeutschland und Skandinavien[2]) bekannten Charnierringe gehört, scheint dafür zu sprechen. Andererseits weisen eine seltsame bronzene Mittel-La Tène-Fibel von Horodnica am Dniester (Sammlung Przybisławski), sowie die Funde aus der späteren La Tène-Zeit vom Gräberfelde bei Lipica (Kreis Rohatyn), welche im Museum der Krakauer Akademie aufbewahrt werden, auf eine eigenartige, anscheinend selbständige Weiterbildung des keltischen Styles hin. Gerade das Gräberfeld von Lipica, welches eine Vermischung von Formen, die

1) Abgebildet bei Sadowski, Die Handelsstrassen der Griechen und Römer u. s. w., Jena 1877, Taf. V, 76.

2) Jütland, Dänische Inseln, Bohuslän, Gotland, Schleswig-Holstein, Hannover, Meklenburg, Pommern, Ostpreussen, Brandenburg, Posen, Schlesien.

Digitized by Google

im oberen Donaubecken sogar in die ältere La Tène-Periode hinaufreichen, mit frührömischen Gegenständen zeigt, andererseits auch eine gewisse Verwandtschaft mit den charakteristischen Urnenfeldern der letzten vorrömischen Zeit aus dem mittleren Rheingebiet erkennen lässt, erlaubt uns die Vermuthung, dass wir in Ostgalizien aus der Zeit, in welche wir den Fund von Sapohowo zu setzen haben, noch interessante Ergebnisse erwarten dürfen. Von den Resultaten langjähriger Arbeiten mit Spaten und Schaufel in Ostgalizien und der Bukowina, wie in den benachbarten rumänischen und russischen Bezirken, wird die Entscheidung abhängen, ob Sapohowo und die etwa neu noch hinzukommenden ähnlichen Funde nur die Nordwestgrenze skythischen Landes bezeichnen, oder ob es sich hier um versprengte Alterthümer innerhalb einer anderen Cultursphäre handelt.

Die relativ grosse Zahl unzweifelhaft skythischer Gegenstände im oberen Ungarn, in den Steppen an der Theiss und bis zur Donau hin, ferner im alten Dakien, muss unser Interesse in hohem Grade erregen, da wir zu bedenken haben, dass die archäologische Durchforschung dieser Länder bisher bei Weitem nicht so intensiv stattgefunden hat, als im westlichen Europa, und die bis jetzt bekannten geschlossenen Funde nicht so dicht gedrängt zusammen liegen, wie anderwärts, etwa wie in Deutschland oder Dänemark. Es ist somit überaus schwierig, bei den noch ungenügenden Resultaten der archäologischen Untersuchungen, sowie den wenig durchsichtigen Nachrichten der klassischen Schriftsteller sich ein klares Bild von den hier wohnenden Völkern zu machen.

Dass Stämme skythischer Herkunft um das fünfte Jahrhundert an den Küsten des Pontus bis zur Donau sassen, also einen Theil der Wallachei und der Moldau und auch die Dobrutscha inne hatten, ist wohl unzweifelhaft anzunehmen. Welcher Nationalität die gleichzeitigen Bewohner Siebenbürgens und Oberungarns angehörten, werden wir mit Sicherheit vorläufig nicht feststellen können; die kurzen, sehr unbestimmten Angaben Herodots dürften schwerlich in dieser Frage ausschlaggebend sein, wenn sie überhaupt hierfür nicht völlig belanglos sind. Im vierten und dritten Jahrhundert finden wir nördlich von der unteren Donau das grosse Reich der Geten, welche thrakischen Ursprungs waren und ehemals am Haemus gesessen hatten. Gleichzeitig lassen sich südlich der Donau keltische Stämme, welche aus ihrer Heimath längs der Donau gezogen kamen, nieder. In den ersten Decennien des zweiten Jahrhunderts erlagen die östlichen Gaue des Getenreiches dem Vordringen der germanischen Bastarner, der Vorläufer der Gothen, während die Geten Siebenbürgens, für welche ungefähr um diese Zeit der Name der Daker aufkam, ihre Nationalität, die vielleicht schon etwas mit Keltenblut versetzt war, gegenüber den Bastarnern bewahrten. Im dritten und zweiten Jahrhundert dürften sich von Osten her auch die Einfälle der Sarmaten, die möglicher Weise auch sogar die Karpathen überschritten, geltend gemacht haben. Im zweiten Viertel des

Digitized by Google

letzten vorchristlichen Jahrhunderts gründete Boerebistes von Dakien aus ein neues getisch-dakisches Reich, welches sich bald zu grosser Macht erhob. Um das Jahr 56 unternahm er einen Plünderungszug gegen die griechischen Städte an der linken Seite des Pontus bis Apollonia hin, auf welchem auch Olbia erobert wurde. Caesar plante noch kurz vor seiner Ermordung gegen den übermächtig gewordenen Boerebistes einen Feldzug, aber bald nach seinem Ende wurde auch sein gefährlicher Gegner durch Empörung gestürzt und das Gothenreich in vier Theile getheilt.

Die ethnischen Verhältnisse des eigentlichen Pannoniens, sowie der Theiss-Steppe und Nord-Ungarns in vorkeltischen Zeiten sind uns noch völlig räthselhaft und unaufgeklärt. Im vierten Jahrhundert wurden in Pannonien Reiche keltischer Nationalität gegründet. Dass einige gallische Stämme auch die Donau überschritten und nach der Theiss vorgedrungen sind, ist nicht unwahrscheinlich; wie weit sie aber vorrückten, ob sie für grosse Gebiete die vorgefundene Bevölkerung assimilirten, wie es am westlichen Donauufer in Pannonien der Fall war, oder ob das ältere Element überwiegend blieb und und nicht keltisirt wurde, für die Entscheidung und Beurtheilung dieser Punkte besitzen wir nicht den geringsten Anhalt.

Für unsere skythischen Alterthümer werden wir in diesen complicirten, noch sehr wenig gekannten Verhältnissen nur mit Mühe Platz finden können. Die Gegenstände rumänischer Provenienz haben wir ausser Acht zu lassen, da ihr genauerer Fundort nicht nachzuweisen ist; wir könnten annehmen, dass sie von skythisch-sarmatischen Stämmen herrühren, welche sich in den Kämpfen mit Geten und Kelten zeitweise hier niederliessen. Siebenbürgen ist in archäologischer Hinsicht leider auch nur ungenügend explorirt, so dass sich hier kaum die versprengten Skythenfunde einfügen lassen. Die Alterthümer der Hallstattzeit bleiben für uns ausser Betracht. Die Bildung des grossen Getenreiches nördlich von der Donau muss in die Zeit fallen, als hier sich schon die ältere La Tène-Stufe geltend machte, für welche wir ja aus Siebenbürgen einige Belege haben. Die bekannten siebenbürgischen Silberfunde, welche, nach den Fibeltypen zu urtheilen, in die mittlere und jüngere La Tène-Periode, ja selbst in den Beginn der frühen römischen Kaiserzeit zu setzen sind, gehören den getisch-dakischen Nationen an, die von der Ueberfluthung durch die Bastarner verschont blieben und aus deren Mitte sich das Reich des Boerebistes erhob. Da übrigens auch diese dakischen Silberfunde einige Anklänge an südrussische Alterthümer zeigen, ist wohl die Annahme erlaubt, dass Siebenbürgen zeitweise auch einem starken östlichen Einflusse ausgesetzt war und im dritten und zweiten Jahrhundert, vielleicht auf dem Wege des Handels, vielleicht auch als Kriegsbeute, manchen Gegenstand rein skythischen Geschmacks erhielt. Ob aber auch möglichen Falls die skythischen Alterthümer den gelegentlichen Aufenthalt skythisch-sarmatischer Horden oder Stämme im oberen Maros- und Altgebiete während der Blütheperiode des getischen

Digitized by Google

Reiches oder des Bastarneneinfalles bezeugen können, wage ich nicht zu entscheiden, so lange nicht aus Siebenbürgen auch einige typische Waffen nachgewiesen sind.

Am bedeutungsvollsten erscheinen mir die Fundstücke Oberungarns. Wir kennen hier characteristische Kurzschwerter, Pfeilspitzen und Bronzespiegel aus dem oberen und mittleren Theissgebiet; als vorgeschobene Posten erscheinen der so bezeichnende Kessel von Ó-Szőny und die Stabbekleidung von Somhid, während hinter dieser Linie die skythischen Gegenstände, sei es nun auch durch blossen Zufall, im Nógráder Comitat (Gegend von Pilin) relativ am häufigsten auftreten. Hinsichtlich aller dieser Waffen und Schmuckstücke können die Hallstattfunde Pannoniens, sowie die noch zum Theil auf der älteren Hallstattstufe stehen gebliebenen Bronzealterthümer Nord- und Oberungarns nicht in Betracht kommen. Aus der älteren La Tènezeit sind uns zahlreiche Skeletgräberfelder in Pannonien und dem Gebiete nach Mähren zu bekannt, so dass wir auf eine verhältnissmässig dichte Bevölkerung keltischer Herkunft schliessen dürfen. Ja auch am jenseitigen Donauufer, nach der Theiss zu, haben sich vereinzelt La Tène-Grabfelder, welche sich kaum von denen Pannoniens unterscheiden, erhalten. In die ältere La Tèneperiode ist auch das eiserne Schwert mit Bronzegriff aus der Gegend von Miskolcz (Comitat Borsod), welches eine Form repräsentirt, die Lindenschmit unbegründeter Weise als karthagisch ansprach, zu setzen. Dass das Gebiet zwischen dem Ostrande der Alpen und der Donau bis zur Unterwerfung durch die Römer von Kelten besetzt geblieben ist, beweisen uns die Alterthümer und die bei den griechischen und römischen Schriftstellern verstreuten kurzen Notizen; das Gleiche dürfen wir auch von den Landstrichen zwischen Donau und der unteren Theiss annehmen. Bezüglich des oberen Theissgebietes lässt sich jedoch bis zur Stunde keine Vermuthung aussprechen, ob bis hierhin Kelten vorgedrungen sind oder das Getenreich so weit seine Grenzen vorschob oder die unbekannten alten Bewohner hier ihre Nationalität bewahrten.

Besonderen Werth lege ich darauf, dass hier aus vorrömischer Zeit, als in Pannonien, Mähren und im Waagthal Volksstämme gallischer Abstammung sassen, deren Spuren wir in zahlreichen Gräbern begegnen, skythische Kurzschwerter, und zwar ganz einfache eiserne, ohne goldbeschlagenen Griff, gefunden wurden. Diese Waffen konnten sicherlich den uns unbekannten Bewohnern nicht besondere Werth- oder Prunkstücke sein, welche sie sich aus weiter Ferne kommen liessen, wo sie doch aus unmittelbarer Nachbarschaft das furchtbare keltische Hiebschwert hätten erwerben können. Wenn irgend eine Folgerung erlaubt ist, so ist es die, dass wir von diesen einfachen, aber so überaus characteristischen Waffen auf ihre Träger schliessen müssen. Von den anderen Gegenständen gilt deshalb auch das Nämliche.

Digitized by Google

Haben vielleicht die Jazyges Metanastai in vorrömischen Zeiten schon einmal Vorläufer gleicher Herkunft und Abstammung, welche in grossen Schwärmen bis zur Donau vordrangen, dann aber hier spurlos verschwanden und mit der angesessenen Einwohnerschaft verschmolzen, gehabt? Deckt sich diese Einwanderung mit dem Vorrücken der Sarmaten von Osten, jenseits des Don her, in die skythischen Länder? Gewährt uns das in der Gegend von Munkács gefundene Schwert vielleicht den Anhalt, dass der Einbruch durch die berühmten Pässe erfolgte, durch welche mehr als ein Jahrtausend später eine andere Nation asiatischen Ursprunges nach Ungarn einzog? Bieten uns die ungarischen Kurzschwerter, welche für die prähistorische Wissenschaft von gleichem Werthe sind, wie der Goldschatz von Vettersfelde, auch hinsichtlich des letzteren einen Fingerzeig, der das Dunkel, welches bisher noch diesen seltsamen Fund umhüllt, aufzuhellen vermöchte? Künftigen Entdeckungen und Forschungen bleibt die Entscheidung vorbehalten, wie weit wir diesen vorgeschichtlichen Alterthümern historische Bedeutung und Tragweite beizumessen haben.

Digitized by Google

II.

Das Geschichtliche in den mythischen Städten „Tulan".

Von

Professor **PH. J. J. VALENTINI**, New York.

(Hierzu eine Karte, Taf. II.).

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 19. October 1895.)

Weder hat es ein Reich der Tulteken, noch eine Nation der Tulteken, noch auch eine tultekische Sprache gegeben. Der indianische Fürstensohn von Tezcuco, Alva Ixtlilxochitl (1560), war es, der sich an der Erfindung und dem weiteren historischen Ausbau einer solchen Fabel verbrochen hat. Er hatte diese aus mündlichen Traditionen seines Hauses und aus Bilderschriften zu einem Werke zusammengewoben, das er dem Vicekönig von Mexico zur Einsicht überreichte und dessen Inhalt alsdann, nur in verkürzter Fassung, von dem Chronisten Torquemada durch Druck in seiner „Monarquia Indiana" in die Welt verbreitet wurde. Eine gesunde Kritik hat heutzutage die Thatsache des einstigen Bestehens und des tragischen Unterganges jenes so mächtigen Reiches vollständig erschüttert. War dessen Hauptstadt nach dem 7 Meilen nördlich von der Stadt Mexico belegenen Städtchen Tollan verlegt, so haben die hier vorgenommenen Ausgrabungen verhältnissmässig nur ganz unbedeutende bauliche Ueberreste blossgelegt. So auch weist gerade das ganze altmexikanische Ländergebiet, dieser von den angeblichen Tulteken ums Jahr 1050 verlassene und dann von einbrechenden Chichimeken-Horden besetzte Culturboden nur in den Ruinen von Teotihuacan und Xochismilca Spuren alter baulicher Hinterlassenschaft auf. Hat dagegen der tultekischen Fabel die Thatsache irgend einer historischen Tradition wirklich zu Grunde gelegen, so wird der Kern derselben allem Anschein nach nicht auf dem Boden Alt-Mexico's, sondern auf dem von Alt-Yucatan, Alt-Guatemala und Honduras zu suchen sein Denn es ist auf diesen südlichen Nachbargebieten, wo, alle nahe an einander gereiht, ob auf besonnten Hügeln, ob im Dickicht des beschatteten Urwaldes verborgen, halb zerfallen, halb auch voll erhalten, vereinzelt oder in weiten Complexen zusammengegürtet, sich den Augen der Entdecker eine Anzahl von sculpturbedeckten Palastfronten, von tempelbekrönten Pyramiden, von Thürmen und von breiten Treppenfluchten gezeigt haben, — eine Anzahl von Ruinenstellen, die jetzt nahezu die Höhe von Hundert erreicht hat und doch wohl kaum noch die Hälfte von dem erreicht, was noch zu weiterer Entdeckung bereit daliegt.

Digitized by Google

Im Nachstehenden soll nunmehr ein Beitrag zu den Gründen geliefert werden, wie es hat kommen können, dass die Fabel von einem grossen Tultekenvolke sich überhaupt bildete, und dass der Schauplatz seiner Culturwerkthätigkeit gerade in die Hochlande und nachbarlichen Hochthäler von Alt-Mexico verlegt wurde. Es wird sich nachweisen lassen, dass hierfür der Lautanklang der Mexico nahegelegenen und uralten Stadt Tollan mit dem von Tultecatl einen willkommenen Anlass bot, ein Name, der überall den Spaniern entgegentrat, wo es sich überhaupt um die Bezeichnung eines Stammes handelte, der in Handwerk und in Künsten aller Art erfahren war, und dass die Conquistadoren von Mexico, als sie nach Yucatan und Guatemala vordrangen, unter den eroberten Stämmen Sagen vorfanden, in denen ein fernes und verlassenes Tulan als Urheimath bezeichnet wurde. Was von solchen Sagen noch im Munde jener Stämme lebte, was die emsig sammelnden spanischen Missionare, die bekehrten und in ihrer Vaterlandsgeschichte wundervoll erfahrenen Häuptlinge davon niederschreiben liessen, hat mehr als drei Jahrhunderte lang im Staub vergessen dagelegen.

Erst im Jahre 1839 gelang es dem amerikanischen Reisenden John Lloyd Stephens, die Vorgeschichte von Yucatan zu entdecken. Das Manuscript war in Maya-Sprache und in spanischen Lettern niedergeschrieben und ist unter dem Namen „Die Katune der Maya“ bekannt. Ihm folgte im Jahre 1857 der Franzose Abbé Brasseur de Bourbourg mit der Entdeckung der Annalen der Quiche, eines Stammes der grossen Maya-Familie, der in dem Hochland von Guatemala angesessen ist, und schnell darauf auch mit der des benachbarten Caxchiquelen-Stammes. Die ersteren, die er Popol Vuh (das Buch der Nation), und die zweiten, die er das Memorial de Tecpan Atitlan nannte, übersetzte er an Ort und Stelle ins Französische. Von den zweiten erschien im Jahre 1885 eine revidirte englische Uebersetzung, besorgt von Dr. D. G. Brinton, mit reichen historischen, wie linguistischen Commentaren versehen. Ist nun nach dem Zugeständnisse beider Uebersetzer noch Manches in diesen Annalen sehr dunkel, vorzüglich weil man sich zu deren richtigem Verständniss in die ganz idiomatische Sprachweise des Indianers erst hineinzuleben und eine mehr logische Zusammenknüpfung des Erzählungsfadens vorzunehmen hat, so sind doch von vorn herein die Grundzüge der gebotenen Erzählung in sich selbst ganz klar, und man vermag eine Menge anfänglich ganz unbestimmt erscheinender Details mit Hülfe von Inductionen aus der gleichzeitigen und besser bekannten mexikanischen Zeitepoche (etwa 1300—1400 A. D.) aufzuhellen.

Hierzu soll im Nachstehenden ein erster Versuch gemacht und mit einer desfallsigen Durchsicht der Caxchiquelen-Annalen, für die der Kürze halber der Name ihres Verfassers Xahilá stehen mag, begonnen werden.

Digitized by Google

Gleich in den vier ersten und nur kurzgefassten Paragraphen wird die häufige Wiederholung des Namens Tulan dem Leser interessant. Im ersten bekennt sich der Verfasser zu seiner Aufgabe, die Geschichte seines Stammes niederzuschreiben, so wie sie ihm von seinen Vorvätern aus Tulan überliefert worden. Im zweiten nennt er deren Namen, Gagavitz und Zactecauh; „sie kamen von dem Lande Tulan am Meere, dort haben wir unseren Anfang". Im dritten zählt er alle die noch lebenden Familien auf, die damals von Tulan gekommen waren, und im vierten Paragraphen macht er auf die eigenen Worte aufmerksam, die betreffs des genannten Tulan von seinen Vorvätern hinterlassen waren. Denn Gagavitz und Zactecauh sprachen so: „Vier Männer kamen von Tulan. Im Sonnenaufgang ist ein Tulan; eines ist in Xibalba; eines ist im Sonnenuntergang, und eines, ‚wo Gott ist'. Es hat also vier Tulan gegeben, o meine Kinder, und wir sind von dem Tulan gekommen, das am Meere liegt, da, wo die Sonne aufgeht." — Im fünften gedenkt dann Xahilá der Kriegsleute, die Alles zu Wege gebracht und geschaffen, was irgend Ruhmvolles im Stamme geleistet worden. Er nennt sie mit dem symbolischen Sammelnamen „chay", das heisst, der scharfe Obsidiankiesel, mit welchem die Speere, Pfeile und Keulen dieser Krieger bewehrt waren. „Obwohl der chay", so sagt er, „nicht sprechen, nicht reden, nicht gehen kann, obwohl er bloss mit Holz und Zweigen und mit Erde gefüttert wird und weder Fleisch noch Blut hat, so ist es doch der chay, o meine Kinder, der uns Alle aus dem Elende erlöst hat." Er erinnert hierbei sein Volk an eine alte, viel besungene Heldenthat, wie einst einer ihrer Vorfahren mit seiner Familie im Walde verhungert wäre, hätte ihm nicht der chay geholfen, den in Paxil vom Wolfe und der Krähe aufgehäuften Maisvorrath zu erobern. So sei es auch der chay gewesen, der ihnen ihre Freiheit von dem Tribute verschaffte, den sie in Tulan hatten zahlen müssen, in jenem „ummauerten Tulan, wo der Zotzil als Wächter stand".

Diese Worte werden für unsere Untersuchung wichtig. Die vier vorher genannten Tulan lagen für uns noch in völliger topographischer Finsterniss. Das jetzt genannte tritt aber, weil „ummauert und bewacht von dem Zotzilen", betreffs der Stelle, wo wir es zu suchen haben, in das hellste Licht. Nicht blos durch ihre sprachliche Abgrenzung, sondern auch auf Grund geschichtlicher Ereignisse kann das Gebiet dieser Zotziles, in welche das genannte Tulan verlegt wird, als der heutige District von Chiapas erkannt werden. Seine Hauptstadt San Cristobal liegt zu Füssen jener Felsenburgen von Cinacatan, auf deren Eroberung es Bernal Diaz (Cap. 166 und 169) abgesehen hatte. Von der Mündung des Coatzacualco-Flusses, wo sein Hauptquartier war, ausgehend, giebt er uns eine vollständige ethnographische Uebersicht aller jener Stämme, die er auf seinem Zuge ins Hochland von Chiapas und Cinacatan antraf; er nennt unter anderen die

Digitized by Google

Zoque, die Quelenes, die noch heute auf dieser Route zu identificiren sind. So auch spricht er von einem seitwärts gelegenen Tulapan, das er jedoch nicht berührte. Angekommen in Cinacatan, hat er es dann besonders mit den Indianern von Chamula zu thun, noch heute nordwärts von der Hauptstadt an einer Lagune gleichen Namens angesessen. Cinacatan ist aber weiter nichts als der Maya-Name der Zotziles, ins Mexikanische mit Cinacatl übersetzt, beide Worte „die Fledermaus" bedeutend, welche der Totem dieser mächtigen, weit bis nach Copan und Quirigua verbreiteten Familie war. Alles dies sind Fingerzeige, die auf das Tribut erhebende Tulan als dasjenige Lokale hindeuten, wo wir unsere untergebenen Caxchiquelen an erster Stelle versammelt finden.

Wohin wenden sich diese, nachdem sie alle ihre Schätze dort abgegeben?

Mit Uebergehung der nun folgenden Paragraphen 8, 9, 10, wo des Breiten eine Organisation der ihrer Schätze beraubten Familien zu einem Wanderzuge beschrieben wird, auf welchem sie von ihrem Tulan im Berge nach einem andern Tulan ins Niederland herabzusteigen haben (s. Schluss des 7. Paragraphen), sehen wir sie ohne weitere Zwischenfälle dort angelangt. Es wird deutlich erkannt, dass sie aus ihrem Heimathgebiet an den Grenzen eines anderen Stammes angelangt sind. Die Marschorganisation wird hier zu einer Kriegsorganisation umgewandelt. Die Entmuthigten, die immer als im Packtrain der sieben Divisionen ziehend dargestellt sind, in dem sich die Alten, die Weiber und Knaben befanden, werden durch beredte Ansprache der Krieger zum Weitermarsche gestählt. Da heisst es im Paragraph 12: „Krieg wird es geben in Zuyva. Eure Herzen werden wieder froh werden. Abgegeben habt Ihr Eure Schätze in Tulan und tragt jetzt schwere Lasten. Neue Schätze werdet Ihr heimtragen. So sprachen die Krieger, sagt Mahucutah, als wir in Tulan ankamen."

An den Grenzen (Thoren) dieses neuen Tulan zeigen sie sich nun im vollsten Kriegerschmucke. Dass sie aber daselbst noch in Freundesland waren, beweist, dass sie keinen Angriff machten, noch einem solchen dort begegneten. Aber wohlmeinend werden sie vor einem Kriegszug gegen Zuyva gewarnt. Es nähern sich ihnen vier Gesandte, in der Verkleidung eines Schluchtenvogels, einer Eule und eines Papageien, die sie jedoch nur mit witzigen Spässen abfertigen. Wir sehen sie alsdann auf dem Weitermarsche an ein Wasser kommen, dass sie nicht gut zu Fusse überschreiten können. Dessen Anwohner liegen alle am Fieber krank. Dieselben können ihnen nicht helfen, wahrscheinlich nicht die Fuhrt zeigen. Der Tross ist gross, die später Ankommenden drängen nach. Aber die jungen kräftigen Männer schaffen Rath. Die Fuhrt wird gefunden und deren gesicherter Uebergang mit Hülfe der langen rothen Wanderstäbe angegeben. Sie nennen nun die Plätze, durch welche sie

Digitized by Google

alsdann gekommen. Dies sind Deoçacvaucu, Meahauh, Vulvul Xuxuc und Tapcu Oloman. An letzterem wird Kriegsrath gehalten, denn der Feind scheint in der Nähe zu sein, und zeigt sich auch, auf Kähnen einherrudernd. „Es waren die Nonohualcat und die Xulpit.“ Der Kampf beginnt und endet mit der Niederlage des Feindes und der Erbeutung seiner Boote. Mit Hülfe dieser glauben sie, noch ehe die Nachricht von dem Siege nach Zuyva anlangt, diesen Platz mit einem Handstreich überrumpeln zu können. Ein solcher wird gewagt, aber Zuyva zeigt sich dem kühnen Eindringling gewachsen. „Aus der Luft, aus der Erde, aus den Häusern schwirrten die Geister“, heisst es im Originale, „so gross ist Zuyva's Zauberkunst. Selbst von den Hunden (?) und den Wespen werden wir gepeinigt.“ Auch ein erneuter Angriff gelingt nicht. So mussten wir „gedemüthigt“ wieder umkehren und hielten erst in Tapcu Oloman unsere erste Rast.

Der Naturschauplatz des Erlebnisses ist augenscheinlich eine heisse Niederungsebene. Diese ist durchschnitten von Gewässern, kennzeichnet sich durch die Erwähnung von Fieberkranken, der grossen Mosquitoplage (§ 12) und der Wespen (§ 20). Von Land- oder Ortsnamen ist Tulan einmal da erwähnt, wo die Caxchiquelen aus ihrem Berggebiete in das der Niederung herüberschreiten, woselbst sie vier Ortschaften berühren, von denen wir Meahauh im heutigen Mecoacan wiedererkennen (siehe Karte). Hiermit ständen wir also an der Küste des Mexikanischen Golfes. Diese kennzeichnet sich nun noch näher durch die Begegnung mit den Nonohualcat und Xulpit. Der Name Nonohualco wurde bekanntlich der sich zwischen Veracruz bis nach dem Coatzacoalco- und Grijalva-Flusse hinziehenden Küste gegeben. Aus Xulpit, nur syncopirt, würde sich dann der dem erstgenannten Flusse nahe und parallel hinfliessende Cupilco ergeben, an welchem Zuyva lag, unzweifelhaft das heutige Ceiba. —

Mit diesen Funden bereichert, nehmen wir vor der Hand Abschied von den Caxchiquelen-Annalen, und wenden uns zu denen der Quiche, mit der Absicht, aus diesen etwas Näheres oder Weiteres betreffs des noch immer nicht fest localisirten Tulan „am Meere, wo die Sonne aufgeht“, zu erkunden.

Die Quiche waren etwa zwischen 1300 und 1400 A. D. die Grenznachbarn der Caxchiquelen in den Hochlanden Guatemala's geworden. Auch in ihren Annalen sind die Namen Tulan und Zuyva in häufiger Wiederholung zu lesen. Die Annalen ergehen sich auf den ersten 33 Seiten von Brasseur's Uebersetzung in einer jedenfalls historischen, aber mythisch stylisirten Erinnerung an die urältesten Zeiten ihrer „Schöpfung“. Dann folgt, von Seite 33—195, die Einreihung eines nationalen Epos, in welchem der heroische Kampf eines eingeborenen Brüderpaares, Vater und Sohn, gegen eine nachbarliche Tyrannenstätte, Xibalbay, geschildert

Digitized by Google

wird, welche mit deren Eroberung endet. Ob der Held aus dem Zotzilen-, dem Caxchiquelen- oder dem Quiché-Stamme entsprossen war, tritt nicht zu Tage. Nur liegt der Kampfplatz in den Bergen. Erinnern wir uns zugleich, dass eines der vier genannten Tulan, das wir erst späterhin näher zu localisiren im Stande sein werden, ganz denselben Namen Xibalba trug.

Nach diesem Zwischenspiele nimmt der Annalist den Faden wieder auf, den er (auf Seite 33) hatte fallen lassen. Die „Schöpfungsstelle“ der ersten Quiché-Urväter hatte er in eine Gegend versetzt, die, wie man sich überzeugen kann, auch jeglichem gewagten Errathen Trotz bietet. Auf Seite 213 führt er uns aber nicht blos in eine jüngere Zeitepoche, sondern stellt uns auch die jüngeren Vorväter als in einer Gegend angesiedelt dar, die wir nicht gar weit entfernt von jenem Tulan werden suchen müssen, das am Meere lag. Er knüpft mit ganz derselben Legende an, die uns schon die Caxchiquelen vortrugen, mit der vom Suchen und Finden des Mais. Dann aber erzählt er, wie die glücklichen Vorväter den Mais zur Saat benutzt, sich in dem Waldland niedergelassen, Kinder und eine grosse Familie gezeugt haben, und endlich aus der Dunkelheit ins Licht getreten seien. Sie sehen nun, „wie die Welt in der Nähe und Ferne aussieht.“ Sie erstarken und leben im Wohlstand. Sie lernen Leute kennen von heller und von dunkler Farbe, die von weither kommen. „Die laufen durch die Berge, wie toll, und haben keine Häuser; sie reden schön und sind sehr klug. Das sind Wanderer und Händler, und sie haben unser Land beleidigt“ (siehe S. 209). „Auf, lasst uns fortziehen, wir sind stark an Zahl, die Yaqui (die Opferer) werden uns begleiten. Lasst uns sehen, wie wir unsere Heiligthümer schützen“ (S. 213). „Und da gab es eine Stadt, die uns erhörte, als wir so sprachen, und diese Stadt war Tulan und Zuyva“. Als sie in ihr „den Gott“ erhalten, den Tohil, den Feuergott, der sie fortan beschützen soll, sind sie alsdann auf ihrem Weitermarsche ins Hochland von Guatemala auf dem Berg Hagavitz angelangt, wo sie vor ihren Augen ihr künftiges Kanaan ausgebreitet sahen, wo sie verblieben und, nach vielen Kämpfen, mit den dortigen Caxchiquelen und anderen Stämmen in Waffenbrüderschaft traten und die Sprache des Landes annahmen.

Somit hat sich ergeben, dass auch ein von fernher eingewanderter Stamm, wie es die Quiché waren, gleich den eingeborenen Caxchiquelen, ein gewisses Tulan-Zuyva an dieselbe Stelle, nehmlich an die Nonohualco-Küste, verlegt.

Schliesslich erwähnt noch ein drittes Maya-Manuscript, welches die Sondergeschichte Yucatan's behandelt und deren Verlauf, in Zeitepochen summarisch geordnet, darstellt, diesen Namen Tulan, nur dass er hier in seiner mexikanisirten Form als Tulapan gegeben ist. Der Einleitungsparagraph lautet folgendermaassen: „Hier folgt die Reihe der Katune (20jährigen Zeitepochen), wie wir sie von jenen vier Tutul Xiuh besitzen,

Digitized by Google

die aus dem Lande Nonohual, aus Zuyva und aus dem Tulapan im Westen stammen".

Diese Uebereinstimmung der einheimischen Tradition in ihrer Verlegung eines grossen Culturgebiets landeinwärts von der Nonohualco-Küste verdient insofern die Beachtung des amerikanischen Geschichtsforschers, als ein solcher Hinweis auch wirklich durch das Dasein einer Menge noch gar nicht voll gezählter Ruinenstellen daselbst bekräftigt wird. Fragt man den heutigen Eingeborenen danach aus, so pflegt er seine zwischen dem Coatzocalco- und Tabascoflusse sich erstreckende Heimath als „eine Aneinanderreihung von unabsehbaren Trümmerfeldern und hohen Todtenhügeln" zu bezeichnen. Von den Reisenden, die sich der Forschung halber nach jener Gegend hinbegaben, ist dem Schreiber dieses nur Dr. Berendt bekannt, der sich auf Centla beschränken musste. Seine Aufzeichnungen sind noch nicht veröffentlicht. Ein anderer, Herr Désiré Charnay, hat, von der Nonohualco-Küste nach dem Innern vordringend, sich offenbar in dem labyrinthischen Netze beider Mündungsdeltas etwas verirrt. Seine mitgebrachten Photographien und der beschreibende Text bezeugen aber die Thatsache, dass er sich auf einem Boden von alt-amerikanischer Cultur ersten Ranges bewegt hat. Die Ornamentik der Sculpturen, schreibt er, überflügelt noch die von Palenque. An einer Stelle fand er zwei noch wohlerhaltene zacualli. Thürme, vierstöckig, mit Wendeltreppe. An einer anderen Stelle machte ihn sein Führer auf eine lange Reihe in der Ferne sichtbar werdender teocalli-Pyramiden aufmerksam, die sich dem Auge wie eine symmetrisch aufgebaute Hügelkette darstellte. Leider fehlte es ihm an Zeit, dort weitere Aufnahmen zu machen. Für Näheres verweisen wir auf p. 162 und 177 seiner in „Les anc. villes du Nouv. Monde" gegebenen Mittheilungen.

Wo von den vier genannten Tulan das eine der Zotziles und des Tributes, wo das zweite, das am Meere, zu suchen sei, hatte uns bisher beschäftigt. Wenden wir uns jetzt zu dem dritten Tulan, welches die Caxchiquel-Annalen nach Xibalba verlegen.

Ueber die etymologische Erklärung dieses Ortsnamens herrscht kein Zweifel. Sowohl die alten Wörterbücher der Missionäre, als auch der heutige Sprachgebrauch lassen keine andere Uebersetzung zu, als die von Schreckenshaus, Gespensterhaus, Todtenhaus, xibal-hay. So wie der katholische Clerus in dem Maya-Ausdruck qabohil einen solchen fand, der der christlichen Auffassung eines im Himmel thronenden unsichtbaren Gottes am nächsten kam, so wurde, wenn das Wort infierno, die Hölle, zu übersetzen war, dafür das Wort xibalba oder dialektisch xibalbay, xibalhay, gebraucht. Dem bekehrten Indianer ist die Vorstellung von einer Hölle nach dem Tode erst dogmatisch aufgedrungen. Der vorchristliche Indianer kannte nur die Hölle, welche er schon bei Lebzeiten zu dulden hatte, und er empfand sie da im höchsten Maasse, wo er, der

Digitized by Google

Freiheit beraubt, unter unerbittlichem Zwange die schwere Arbeit unersättlicher Cultur verrichten musste. In der Cultur empfand er sich wie im Banne böser Geister, die ihm quälend sein Lebensmark entzogen. Die Geschichte der Conquista hat uns eine Menge solcher Beispiele von Furcht und Abscheu vor der Heranziehung an ein menschenwürdigeres Dasein aufbewahrt. Freiwilliger Massentod ist oft dem Zwangsgebot der Arbeit vorgezogen worden. Denken wir uns nun aber, in unserem besonderen Falle hier, in eine Zeit der Vor-Conquista zurück, die jene Mayavölker schon durchlebt hatten. Die Erinnerung an sie war immer noch wach; denn so bezeugen es die Annalen. Diese, von der herrschenden Klasse geschrieben, erwähnen freilich nicht aller der Gewalt und List, mit denen sich einst jene fremdhergekommenen „Zauberer“ im Lande eingenistet und den ungebundenen Eingeborenen die Riesenlast aller jener Arbeit aufgebürdet haben, mit deren alleiniger Hülfe sich nur der Aufbau von so vielen und so colossalen Bauten ermöglichen konnte.

Freilich trat dann auch eine Zeit ein, in welcher der mit Zwangsarbeit und mit Tribut Belastete den fremden Herrschern in den Städten allmählich all ihr Wissen und ihre Künste abgelernt hatte und im Stillen brütete, wie er mit gleicher Gewalt und List das zurückgewinnen könne, was er als seiner Vorväter Eigenthum betrachtete. In eine solche Zeitepoche führt uns nun das im Popol Vuh eingeschobene Nationalepos ein. In Xibalba wohnen die Tyrannen, auf deren Sturz das Brüderpaar Exbalanque und Hunahpuh bedacht ist. Wer das Epos gelesen hat, wird sich erinnern, mit wie vielen Emblemen der Macht und mit welcher strengen Disciplin der Dichter die königliche Hofhaltung daselbst ausgerüstet schildert.

Abbé Brasseur neigt sich zu der Ansicht, dass der Hof von Tulan-Xibalba nach Tulan-Çinacatan zu verlegen sei Er beruft sich hierbei auf die Aehnlichkeit gewisser landschaftlicher Bilder, welche in der Dichtung entworfen werden, und welche er in den Umgebungen jener hohen Bergfeste wieder zu erkennen glaubt. Dieselben Bilder passen aber eben so gut auch auf den Weg, der von Ococingo nach dem heutigen Santo Domingo de Palenque führt. Das alte Xibalba kann unmöglich in einer kühlen Bergzone, wie es die von Çinacatan ist, gelegen haben (S. 197). Die zwei Fruchtbäume, der Nantzé und der Guacal, um welche sich eine Fülle von köstlichem Zauberspuk dreht, mit dem sich die zwei Brüder und die Könige von Xibalba gegenseitig bekämpfen, gedeihen nur in einer warmen, ja heissen, etwa bis zu 800 Fuss über dem Ocean ansteigenden Zone, also gerade in einer solchen, in der die Ruinen des heutigen Palenque stehen. Weitere individuelle Winke für ein sogenanntes Tulan-Xibalba-Palenque sind in Folgendem zu finden. Der kleine Bach Mixol, der Palenque mit Trinkwasser versorgt, vereinigt sich in drei Meilen Entfernung mit einem grösseren, der

Digitized by Google

Tuli-já heisst (übersetzt: das Wasser von Tulan), und fällt dann weiter abwärts, bei einem Dörfchen Balancan, in den Tabascofluss. Man kann bis Balancan zu Boot den Fluss hinaufrudern, muss aber dort aussteigen, um die Ruinen zu Pferd oder zu Fuss zu erreichen. Man tritt also an jener Stelle in ein Landgebiet, das sich durch den Namen Balancan characterisirt, und in ein Wassergebiet von Tula. Es muss für unsere Untersuchung gleichgültig bleiben, wie der Name Balancan am besten aus der Mayasprache zu erklären sei, sobald er nur, wie es doch der Fall ist, mit dem hispanischen Namen Palenque lautlich in Harmonie steht. Eine gleiche Assonanz mit Palenque kehrt aber noch viel deutlicher in dem Namen des im Xibalba-Epos veranschaulichten Ex-balanque wieder. Als die Spanier um 1750 die Ruinen entdeckten und bei den Eingeborenen nach deren Namen forschten, mag sich ihnen neben den Namen von Tula und Xibalba der von Exbalanque in dem Gedächtniss festgesetzt haben, aus welchem das spanische Wort „palenque" heraustönte, was einen zu einer Festung hergerichteten Verhau bedeutet.

Liegen somit ziemlich schwer wiegende Gründe vor, warum Palenque mit Xibalba zu identificiren ist, so wird dies noch besonders durch folgende Betrachtung nahe gelegt. Xibalba war, wie schon erwähnt, bei den Eingeborenen der Ausdruck für einen Ort der Marter, der Gespenster, des Todes. Wir hätten dafür im Epos nur die Stellen (Seite 83) nachzulesen, in welchen die zwei Heldenbrüder erst den Qualen in einer Schädelkammer, dann in denen einer Kältekammer, einer Tigerkammer, einer Fledermauskammer und einer Waffenkammer ausgesetzt werden. Stellen wir uns nebenher auch den Eindruck vor, den die ganze Umgebung dieser Marterstadt auf das Gemüth des noch im tiefsten Aberglauben steckenden Eingeborenen machen musste. Palenque ist nicht bloss ein grosser Klosterpalast, es ist auch in seiner nächsten Umgebung eine Todtenstadt. Von einer Reihe aufgeschütteter Tumuli, gekrönt mit düsteren Todtenhäusern, schauten auf die Erschreckten die in Stein gehauenen Bilder der verstorbenen Grossen hernieder. Auch die Treppenwangen, die Wände der unterirdischen Gewölbe, die Säulenpfeiler waren mit ihren Gestalten bedeckt, und zwar in dem Priester- oder Kriegerschmucke, den sie im Leben getragen hatten. Ihre Form war nicht entflohen, sondern naturgetreu lebendig erhalten als geisterhafte Wächter über die grosse Stadt der Zauberer. So ungefähr mag sich das Wort Xibalba erklären und ganz besonders eben mit Palenque verbunden gedacht werden.

Ueber das vierte Tulan, „das, wo die Sonne aufgeht", fehlt uns specielleres Material. Wir werden aber augenscheinlich auf die nahe, pacifische Küstenprovinz von Soconusco hingewiesen. Hier hätten wir dieses Tulan unter den, Vielen wohlbekannten, aber noch gar nicht durchforschten Ruinen zu suchen, wie sie bei Tonalá, bei Huista und wohl

Digitized by Google

vorzüglich bei Huehuetan vorhanden sind. Hierhin soll der oftgenannte Votan den Cult des Tapir aus Chiapas heruntergetragen haben. Dort auch hat Dr. Berendt eine, angeblich dem Ben geweihte grosse Stele abgebildet. —

Wahrscheinlich ist das Tulan mit der Bezeichnung „wo Gott ist“, mit dem Tulan „wo der Tribut bezahlt wurde“, als eines und dasselbe aufzufassen. Unter dem Ausdrucke „Gott“ ist natürlich nicht der Christengott zu verstehen, denn die Hinweisungen auf die vier Tulan werden ja ausdrücklich den Stammvätern der Caxchiquelen in den Mund gelegt. Ressortirte nun dieser damals noch ganz unbedeutende Stamm mit seiner Tributzahlung nach Çinacatan, so ist auch anzunehmen, dass dort sein Stammgott, sein Totem, der in Gestalt der Fledermaus (S. 47) verehrt wurde, zu Hause war. Der Cult dieses nächtlichen Blutsaugers muss weithin unter vielen der Mayastämme Guatemala's verbreitet und wahrscheinlich der urälteste der dortigen Eingeborenen gewesen sein. So kennen wir z. B. eine Stele *E*, die der hochverdiente Forscher Mandsley in Quirigua, am Motagnaflusse abgebildet hat, wo einer der verstossenen Priester nicht blos ein Scepter, gekrönt mit der Idolfigur des Gottes Zotz (?) oder God Chac (?), in der Hand trägt, sondern auch der enorme Kopfputz aus den Köpfen von drei vorzüglichen Sculpturen der Fledermaus aufgebaut ist.

Es gab aber noch verschiedene andere Städte, die nicht auf heutigem Mayaboden, wohl aber auf dessen nördlichen Grenzgebieten liegen. Unter diesen Plätzen wäre unbedenklich die Stadt Tollan in die Betrachtung hineinzuziehen. Hat, wie schon Eingangs bemerkt worden, dieses der Stadt Tenochtillan-Mexico so nahe gelegene Städtchen die Rolle der Residenz eines ehemaligen Toltekenreiches spielen müssen, so beruht dies nach unserer Auffassung nur auf einer irrigen Verwerthung älterer Traditionen und der diesen entsprechenden Bilderannalen. Aus beiden scheint hervorzugehen, dass dieses Tollan und dessen benachbartes Tollantzinco schon lange vor dem 10. Jahrhundert ein Vereinigungs- und Sammelcentrum für nördlich heranziehende nahuatlakische Familien gewesen ist, eines Vortrabes jener, im folgenden Jahrhundert hereinbrechenden und gleichsprachigen sogenannten Chichimeken, Colhua und Azteken. Die Sprachenkarte lehrt, wie sich der Strom dieser neuen Auswanderer einen Weg bis ostwärts herunter nach dem heutigen Vera Cruz gebrochen hat. Auch ist der geschichtliche Verlauf dieser Stämme ziemlich vollständig aufbewahrt. An der Küste des Golfes, weiter ostwärts dringend, traf sie Hernan Cortes in den vier Gruppen von Colhuas an der Lagune von Mexico, von Tlaskalteken im Mittellande, von Totonaken an der Küste von Veracruz und von Nonohualcas bis zum Coatzacualcoflusse angesiedelt an. Aus derselben Sprachenkarte scheint aber auch geschlossen werden zu können, dass diese Nahuatlaken etwa schon auf

Digitized by Google

der Cholula-Ebene auf altangesessene Maya-Stämme trafen, welche sie in breiter Front durchbrachen, indem sie deren Einheit zerstückelten und hierbei den Mayastamm der Huasteca aus seiner alten Sprach- und Landverbindung, die er mit den weiter südlichen Maya gehabt, abtrennten. Dass bei diesem breiten Durchbruch auf beiden Grenzen allmählich Mischstämme entstanden, ist wohl begreiflich, und auch solche können nachgewiesen werden. Hiernach liesse sich ohne alle Gewalt in der alsdann mexikanisirten Stadt Tollan eine alte Mayastadt Tulan wiedererkennen. Wie der Interpret des Mendoza-Codex darauf verfallen konnte, dieses Tollan als eine „Stadt der Binsen" zu erklären, ist leicht begreiflich, da tol oder tul in seiner Nahoa-Sprache „Binse" bedeutet. Nur passt die linguistische Analyse des Wortes nicht auf das Local. So wird auch die in einem Gesange der Quiche ausgesprochene Sehnsucht nach einer alten Heimath Tulan verständlich. Wir fanden diesen Stamm nach einer Wanderung in der Nähe von Zuyva angesiedelt, dem äussersten Vorposten der Nahuatlaken an der Nonohualcoküste. Als fremde Eroberer dringen sie in das Land der Maya-Caxchiquelen ein. Sie bringen den Feuergott Xiuhteuctli oder Tohil mit, führen das aztekische Menschenopfer ein, und ihre Sprache ist, wie es der Text des Popol Vuh und der des Rabinal-Dramas bezeugt, reichlich mit mexikanischen Ausdrücken durchwebt. Die ganze Vorgeschichte, etwa vom Jahre 1000 bis 1500, ist als ein stetiger Kampf des nahuatlakischen Völkerelementes gegen das der Maya aufzufassen. Der Raubzug der Caxchiquelen gegen Zuyva („Es giebt Krieg in Zuyva") ist nur als eine von den vielen Episoden zu betrachten, in denen der nationale Hass des Eingeborenen gegen den gewaltsamen Fremdling geschichtlich grell in die Erscheinung tritt. —

Ueberblicken wir nun all' das im Vorigen Gesagte, so gelangen wir in Betreff der verschiedenen aufgeführten Tulan zu folgendem Ergebniss: Tulan kann unmöglich der Eigenname einer der genannten Städte gewesen sein, weder der, den sie sich selber gaben, noch der, welcher ihnen von den umgebenden Stämmen gegeben wurde. Tulan wird kurzweg als der Sammelbegriff für „Stadt" betrachtet werden müssen, im Gegensatz zum offenen Lande. In ihr concentrirte sich der Cult des Stammgottes. In ihr wohnten die Priester, die Könige, die Tyrannen. Auf ihrem Boden erhoben sich die Prachtpaläste, an ihren Thoren wurde der dem Schweiss des Landmannes abgerungene Tribut gezahlt. In ihnen war der Sitz der geschickten Werkleute, welche die Pläne zu den Sculpturwerken vorbereiteten, das Waschgold der Flüsse zu Geschmeiden umschmolzen, die bunten Steine zu schleifen, kurz, einen Luxus herzustellen verstanden, der den in Berg und Schluchten hausenden Umwohner mit eben so grossem Erstaunen, als mit stetem Neide erfüllte. Im Volksmunde erhielt der Tulanstädter den Beinamen eines tultecatl, eines Tulteken. Keiner der Ortseigennamen dieser Hauptstädte scheint in seiner Ursprünglichkeit

Digitized by Google

erhalten zu sein. Die Städtenamen der Maya, welche der erobernde Nahuatlake antraf, wurden sofort in solche seines eigenen Idioms umgetauft. Ebenso auch die der Städte auf dem noch nicht eroberten Gebiete, welche ihm durch Handel und Wandel bekannt geworden waren. Cortes und Bernal Diaz nennen auf ihrem Zuge vom Coatzacualco-Flusse aus durch die Chontalpa, durch Acalan bis nach dem Golfo dulce hin keine einheimischen Ortsnamen; alle sind mexikanisirt und in solcher Gestalt von den Spaniern übernommen worden. Der Spanier hat sich an keinem der vielen Ruinenplätze angebaut. Der Eingeborene mied sie aus angeborener Geister- und Gespensterfurcht, und der neue Herr siedelte sich begreiflich nur da an, wo er die Eingeborenen gesammelt fand.

Die Ruinenkarte, die man sich entwirft, bringt zwei interessante Thatsachen zur Anschauung. Zwei grosse Ruinenzonen kreuzen den Isthmus von Meer zu Meer. Eine andere bedeckt in ebenso reicher Fülle den Theil der atlantischen Küste, welcher sich zwischen der obengenannten Querzone, vom Golfo dulce an gerechnet, bis nach der Mündung des Panuco-Flusses hinaufzieht. Hier stehen sie nun alle an von der Natur gebotenen Einfahrtsstellen, entweder in dem Mündungsdelta grosser Flüsse, oder an felsgeschützten Binnengolfen, oder an offenen Lagunenhaffen. Die entsprechende Gegenküste am Pacifischen Ocean weist so gut wie gar nichts von Gross- und Prachtbauten auf. Und doch sollte man glauben, dass gerade diese Sonnen-, und nicht die atlantische Nebel- und Regen-Küste, die räthselhaften Bauherren zu Ansiedelungen dorthin hätte verlocken sollen.

Unter diesem Gesichtspunkte aufgefasst, scheint für den Forscher der centralamerikanischen Vorgeschichte ein neues Problem hervorzutauchen.

Digitized by Google

Besprechung.

Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn. Illustrirte Monatsschrift für die Völkerkunde Ungarns und der damit in ethnographischen Beziehungen stehenden Länder. Anzeiger der Ungarischen Landes-Gesellschaft für Archäologie und Anthropologie und der Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns. (Zugleich Organ für allemeine Zigeunerkunde.) Unter dem Protectorate und der Mitwirkung Sr. Kaiserl. und Königl. Hoheit des Herrn Erzherzogs Josef redigirt und herausgegeben von Professor Dr. Anton Herrmann. IV. Band. Heft 1—10. Budapest 1895.

Die unter der Redaction von Anton Herrmann stehenden Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn haben sich in ihren drei ersten Bänden eine solche Anerkennung der Fachkreise erworben, dass es überflüssig erscheinen möchte, auf sie hier noch einmal hinzuweisen, wenn nicht unter der hohen Protection, deren sie sich jetzt zu erfreuen haben, mit dem neuen Bande, dessen Hefte 1—10 bereits erschienen sind, sich wichtige Neuerungen vollzogen hätten. Die eine derselben besteht darin, dass die Zeitschrift jetzt als illustrirte Monatsschrift erscheinen wird, während ihr bisher Abbildungen fehlten. Die wichtigste Umänderung aber erfährt sie dadurch, dass „laut Uebereinkunft mit dem Ungarischen Landesverein für Archäologie und Anthropologie und mit der Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns" die wichtigeren Aufsätze der Amtsorgane der genannten zwei Vereine in Uebersetzung oder auszugsweise in den „Mittheilungen" zum Abdruck kommen werden.

Aus dem Inhalte des neuen Bandes sei hier genannt: Joseph Hampel, Skythische Denkmäler aus Ungarn (mit 38 Abbildungen); Friedrich S. Krauss, Ein Guslarenlied, das Fräulein von Kanisza (mit 2 Abbildungen); Bernhard Munkáczi, Prähistorisches in den magyarischen Metallnamen und die älteste historische Erwähnung der Ugrier; Erzherzog Joseph, Thiere im Glauben der Zigeuner; Heinrich von Wlislocki, Die Haarschur bei den mohammedanischen Zigeunern der Balkanländer; Anton Herrmann, Volkslieder bosnisch-türkischer Wander-Zigeuner; Franz Gönczi, Die Kroaten von Muraköz; E. v. Gyarmathy, Hochzeit in Kalotaszeg. Dann folgen Bücherbesprechungen und kleinere Mittheilungen u. s. w. Eine reiche Zahl von Abbildungen, zum Theil auf besonderen Tafeln, ist der Zeitschrift beigegeben. Sie bieten ein reiches volkskundliches Material. Wir wünschen der Zeitschrift in dem neuen Gewande ein rüstiges Fortschreiten und einen weiten Leserkreis. Mögen sich unsere Freunde in Russland ein Beispiel daran nehmen und auch ihre wichtigen Arbeiten aus der Landessprache wenigstens im Auszuge in einer der vier Hauptspracheu Europas weiteren Kreisen zugänglich machen.

Max Bartels.

Digitized by Google

III.

Neuere Studien über die Kupferzeit[1]).

Von

JOSEPH HAMPEL in Budapest.

Im Verlaufe meiner Untersuchungen über den Beginn der Bronze-Cultur in Ungarn kam ich zu der Ueberzeugung, dass dieselbe eine Kupferepoche zur Voraussetzung hat, während deren dem Kupfer eine ähnliche Rolle zufiel, wie später der Bronze.

Allerdings vermochte, wie Hoernes richtig bemerkte, das Kupfer nicht die Verwendung von Steinwerkzeugen in der Weise zu verdrängen, wie es später der Bronze gelang, und es ist begreiflich, wenn zunächst wegen dieser „Impotenz" des Kupfers manche Gelehrte mit der Anerkennung einer Kupferepoche zurückhaltend waren und im günstigsten Falle zugaben, dass diese Epoche im engen Anschlusse an die neuere Steinzeit, gleichsam als späteste Uebergangsphase der Steinzeit zur Bronzezeit zu betrachten sei, jedoch die Bezeichnung „Kupferzeit" nicht verdiene.

Es ist über diese Benennung viel und oft gestritten worden und wenn ich mich trotzdem für die Aufrechterhaltung dieser Bezeichnung entscheide, so thue ich es nicht nur deshalb, weil der Ausdruck in der Wissenschaft für einen Complex von Erscheinungen conventionell und allgemein verständlich geworden ist, sondern noch mehr, weil ich zu der Ueberzeugung gelangt bin, dass die Epoche, während welcher das Kupfer in gewissen Gebieten eine herrschende Rolle spielte, Generationen hindurch andauerte und deshalb mit Recht eine eigene Bezeichnung verdient, die wohl zweckmässig das Kupfer als das zu jener Zeit wichtigste Culturmetall hervorhebt.

Die Auffassung, dass der Gebrauch des Kupfers dem der übrigen Metalle vorausging, hatte in Ungarn bereits im Anfange der sechziger Jahre ihre Verfechter. Franz von Kubingi hatte derselben bereits im Jahre 1861 Ausdruck gegeben und Florian Romer hatte im Jahre 1868, von ihm unabhängig, sein Augenmerk den in Ungarn ziemlich häufig auftretenden Kupferaltsachen zugewendet. Fehr, ein in Ungarn mehrere Jahre ansässiger Industrieller aus der Schweiz, hatte bereits

1) Vom Verfasser bearbeitet auf Grund seines ungarisch publicirten Aufsatzes in den Abhandlungen der historischen Classe der Ungarischen Academie, erschienen 1895. Die Benutzung der dortigen Clichés ist der Ungarischen Academie zu verdanken.

Digitized by Google

Anfangs der fünfziger Jahre eine Reihe ungarländischer Kupferwerkzeuge gesammelt und dem Züricher Museum zugewendet, wo dieselben im Jahre 1863 Ferd. Keller Anlass gaben, als Erster seine Hypothese über ein Kupferalter in Ungarn aufzustellen. Zu jener Zeit waren die dreissig Kupferobjekte der Fehr'schen Sammlung so ziemlich die reichste Suite alter Kupfersachen an einem Orte. Im Nationalmuseum förderten Romer und Fr. Pulszky so eifrig die Sammlung von Kupfersachen, dass im Jahre 1876 der VIII. internationale prähistorische Congress in Budapest bereits mehrere hundert Exemplare vorfand, aus welchen eine Auswahl aus Anlass dieses Congresses in photographischer Reproduction und mit Begleitung eines französischen Textes vom Schreiber dieser Zeilen veröffentlicht wurde. Auch gab diese ziemlich grosse Reihe von Denkmälern Pulszky zur Entwickelung jener Hypothese über das Kupferalter Anlass, welcher der VIII. Congress mit ziemlich getheilten Empfindungen gegenüberstand. Ein Aufsatz über die Alterthümer der Kupferzeit im Schweizer Museum, welcher im Jahre 1878 erschien (Arch. Ert.), blieb in der Literatur unbeachtet und erst Pulszky's Abhandlung vom Jahre 1883 über die Kupferzeit in Ungarn fand in Fachkreisen die Aufmerksamkeit, welche die Wichtigkeit des vorgelegten Materials verdiente.

Much's Studien über diese Frage sind bereits zu einer Zeit erschienen, (1886, 1. Aufl., 1893, 2. Aufl.), als man derselben allgemeineres Interesse entgegenbrachte, und obgleich man dem verdienten Forscher wegen mancher Weitschweifigkeiten und der oft nicht genügenden Klarheit seiner Darstellung manches vorzuwerfen hatte, so ist es doch sein unbestreitbares Verdienst, dass er zuerst eine Gesammtübersicht des einschlägigen wissenschaftlichen Materials geboten hat, welche für fernere Untersuchungen als geeignetes Substrat benutzt werden kann.

In Ungarn war die Frage des Kupferalters fortwährend auf der Tagesordnung und nicht nur die Museen im Lande sammelten eifrig Objekte, sondern auch die Literatur hielt damit Schritt, wie denn schon zum Theile Much's Werk in seiner zweiten Auflage, Ungarn betreffend, darauf fusst.

Much's Statistik der Kupferfunde Ungarns (S. 167—179) weisst eine Gesammtzahl von nahezu 500 Objekten auf, während Pulszky's Verzeichniss vom Jahre 1883 nur 200 Stücke aufzählte. So erfreulich einerseits die hohe Zahl der Much'schen Statistik sein mag, so ist es doch andererseits zu bedauern, dass weder aus dem Texte (S. 47—79), noch aus den rubricirten Uebersichten (S. 167—179) zu ersehen ist, auf welchen Daten sich dieses Endresultat aufbaut; denn Detailangaben hat er nur für etwa 100 Objekte. Diese Zahl, zu den 200 Objekten der Pulszky'schen Statistik hinzugerechnet, lässt noch immer 200 Fundobjekte in der Schwebe, und so ist es wohl zur Zeit unmöglich, sicher anzugeben, mit welcher Zahl Ungarn an der internationalen Statistik prähistorischer Kupferfunde Theil nimmt.

Digitized by Google

Diese Statistik ist auf ganz sicheren Grundlagen für Ungarn nochmals anzufertigen.

Ohne die Absicht, hier in eine so detaillirte Statistik ungarländischer Kupfersachen einzugehen, erwähnen wir nur beispielsweise, dass am Schlusse des Jahres 1895 sowohl das Pulszky'sche, als das Much'sche Verzeichniss mit der Anzahl von mindestens 150 Fundobjekten zu ergänzen war. Das Nationalmuseum allein erwarb nehmlich seit der Pulszky'schen Zählung (1883) 116 Stücke. Ferner figuriren in keinem der beiden Verzeichnisse die 18 ungarischen Kupferobjekte der Museen in Biel und Lausanne, und da Much sich auf die Spöttl'sche Sammlung nicht bezieht, so ist nicht sicher zu stellen, ob die 18 Stücke dieser Sammlung in sein Verzeichniss aufgenommen wurden.

Zu diesen käme dann noch eine Reihe von neuerlich aufgefundenen Fundobjekten aus allen Theilen des Landes, welche Much nicht bekannt sein konnten, als er sein Verzeichniss aufstellte.

Mit Zuhülfenahme dieses reichlich erweiterten Materials ist es möglich, die Charakteristik, welche Pulszky und Much für die Kupferzeit in Ungarn geboten haben, in einer und der anderen Richtung zu ergänzen, was hier in der üblichen Reihenfolge geschieht, indem zuerst von den Werkzeugen, dann von den Waffen und den Schmucksachen die Rede sein soll, worauf schliesslich Material und Technik in Frage kommen.

A. Werkzeuge.

Pulszky brachte in seinen Abbildungen die meisten Formen der Flachbeile und Meissel zur Darstellung, welche uns in mannichfachen Uebergängen und Zwischenformen erhalten sind. Wohl für die meisten Formen gab es unter den Beilen und Meisseln der Steinzeit vorbildliche Typen. Für den Schmalmeissel bot die Thierrippe, für das Beil das Steinbeil das geeignete Muster; doch konnte bei der bald erkannten Consistenz des Kupfers, wie schon von vielen Seiten richtig bemerkt wurde, das Kupferbeil in geringerer Dicke hergestellt werden, als solche das Steinbeil erforderte, wodurch natürlich auch in der Form Aenderungen eintraten. Die Erhöhung des Seitenrandes ist manchmal eine zufällige Erscheinung, doch in vielen Fällen eine beabsichtigte Verbesserung zum Zwecke sicherer Einkeilung der Beilklinge in den Griff.

Zwei Varietäten der Flachbeile, die in ungarischen Funden vorkommen, sind wohl nach Vorbildern aus fremden Regionen entstanden. Die eine von beinahe ovaler Form (Fig. 1) dürfte nach elliptisch geformten Silexbeilen westlichen oder nördlichen Ursprunges angefertigt worden sein, denn hier zu Lande gab es unseres Wissens dafür keine Prototypen.

Wir besitzen von dieser Varietät 5 Exemplare im Ungarischen Nationalmuseum. Von einer anderen Varietät, welche wohl südlichen Ursprunges sein dürfte, besitzen wir 3 Stücke; es ist die Form (Fig. 2),

Digitized by Google

welche auf der einen Flachseite glatt und eben ist, während die andere sich in der Richtung der Längenachse emporwölbt und wohl manchmal daselbst eine stumpfe Kante bildet; auch endigt das stumpfe Ende in einer Rolle.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

a

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Die Erzeugung der Beile geschah durch Hämmern oder Guss. Aus der bekannten Ansiedlung in Szihalom besitzt das Nationalmuseum in

Digitized by Google

Budapest 2 einseitige Formen zur Erzeugung von Flachbeilen[1]). Diese Form ist nehmlich beiden Epochen gemeinsam.

Aus der Fehr'schen Sammlung in Zürich ist hier ein Schmalmeissel besonders zu erwähnen, den ich bereits im Jahre 1878 veröffentlichte[2]); wir wiederholen hier die damalige Abbildung (Fig. 3), weil die eine Seite mit kurzen Linien und Strichen verziert ist, — eine an Kupfersachen seltene Erscheinung.

Ein Beil von eigenthümlicher Form mit durchlochter Tülle hatte bereits Pulszky in seiner „Kupferzeit" veröffentlicht[3]), wir wiederholen hier die Abbildung (Fig. 4), und fügen einige Analogien bei (Fig. 5—8).

Fig. 7.

Fig. 8.

Das Exemplar, welches voransteht (Fig. 4), stammt aus Ungarn, die Analogien entstammen dem bekannten Werke Aspelin's[4]). Eines stammt aus Garajeva (Fig. 5) und ist aus Bein; zwei stammen aus Sibirien (Fig. 6 und 7), und eines wurde in der Kirgisensteppe gefunden (Fig. 8). Es ist die erste Form, welche aus Ungarn auf diese ferne Gegend hinweist und die ungarische Kupfercultur mit der uralaltaischen Kupfer- und Bronzeregion verbindet. Alle fünf Werkzeuge haben die Tülle gemein für die Einfügung des Stieles, welcher darin auch durch einen Nagel festgehalten wurde; die Klinge erweitert sich gegen die Schneide und die Schneide hat die Form eines Kreissegmentes. Martin, welcher aus dem Museum von Minussinsk zwei ganz ähnliche Werkzeuge veröffentlicht[5]), ist der Meinung, dass dieselben zur Reinigung von Thierhäuten dienten, was wohl alle Wahrscheinlichkeit für sich hat.

1) Abgebildet Alterthümer der Bronzezeit in Ungarn III, 1 und 3.
2) Arch. Ertesitö 1878, 203 l.
3) Figur 8.
4) Aspelin, Ant. du nord-finno-ougrien Nr. 152—155. Viatka Nr. 379.
5) L'âge du bronze au musée de Minoussinsk Pl. IX. 24 und 25.

Digitized by Google

Ein anderes Glied der Kette, welches die ungarische Region mit der uralaltaischen und den dazwischen liegenden Gebieten verbindet, ist die Sichelform mit zurückgebogenem hackenförmigem Stielansatze. Pulszky hat ein Kupferexemplar des Nationalmuseums abgebildet[1]) und zahlreich ist die Form aus Bronze besonders in Siebenbürger Funden vertreten[2]); nach dem Westen und Nordwesten hin kennen wir keine Analogien, doch kann man ihr in russischen Funden folgen, von welchen Aspelin ein charakteristisches Stück abbildet[3]).

Sichel und Häuteschaber mögen beide einem ziemlich vorgeschrittenen Stadium der Metallbereitung angehören; dafür spricht bei beiden die Form (die Tülle und der Hacken), sowie auch der Umstand, dass beide Formen gleicher Weise in Kupfer sowohl als in Bronze vorkommen.

Eine andere Gruppe von Werkzeugen der ungarischen Region, die durchlochten Beile, Hämmer und Doppelhacken, wurde schon von Pulszky und Much mit Recht als Specialität dieser Region angesprochen. Man hat das hohe Alter, bezw. den kupferzeitlichen Ursprung dieser Typen mehrfach angezweifelt; wohl mit Unrecht. Denn bereits Pulszky und Much konnten darauf hinweisen, dass die einfacheren Formen dieses Typenkreises sich eng den Formen der Steinzeit anschliessen. Auch konnten Beispiele angeführt werden, welche authentische Belege boten dafür, dass einzelne Exemplare in unzweifelhaft uralter Umgebung angetroffen wurden, so in Lucska (Ungarn), in Schweizer Pfahlbauten, in der zweiten trojanischen Schicht.

Wenn trotzdem Zweifel bezüglich der Alterthümlichkeit dieser Typen erhoben wurden, so geschah dies meist mit Berufung darauf, dass auch das Eisenalter ähnliche Formen in Eisen aufweist. Man hätte weitergehen, man hätte anführen können, dass das Kupferbeil, der Hammer und die Doppelhacke unserer Zeit in der Hauptsache gleicher Form sind, wie die Urformen aus dem ersten Eisenalter. Technologen und Culturhistoriker finden in der, Jahrtausende sich erhaltenden Gleichartigkeit von Werkzeug-Typen nichts Auffallendes; denn alle Werkzeuge, welche wesentlichen Bedingungen des alltäglichen Lebens entsprechen und deren Handlichkeit nicht durch ein specifisches Material, sondern durch ihre Form bedingt ist, haben, einmal in grauer Vorzeit erfunden, viele Jahrtausende bis auf den heutigen Tag überlebt; denn auch die einfachsten Verrichtungen des alltäglichen Lebens in Haus und Feld sind stets dieselben geblieben.

Trotzdem könnte es auffallend erscheinen, dass Beil, Hammer und Doppelhauen der Eisenzeit in den Ueberresten der Bronzezeit keine Vorbilder haben und so zwischen der Steinzeit und den entsprechenden Typen der Eisenzeit eine klaffende Lücke entsteht, für die keine Erklärung zu

1) Figur 2.
2) Alterthümer der Bronzezeit in Ungarn XV. 4, 5.
3) Ant. du nord-finno-ougrien Nr. 369.

Digitized by Google

finden wäre. Und doch ist die Erklärung eben in den besagten Kupferwerkzeugen gegeben.

Undset hat in seinen Studien über die Bronzezeit in Ungarn die Frage aufgeworfen, wo denn in den Ueberkommnissen der Bronzezeit diejenigen Handwerkzeuge seien, deren die Bronzezeit in Haus und Feld ebensowenig entrathen konnte, wie die Menschen der früheren sowohl, als der späteren Perioden; er meinte, man habe eben für diese Zwecke die Steinwerkzeuge beibehalten. Er hätte beifügen können: zu diesen Zwecken dienten in Regionen, die eine vorhergehende Kupfercultur gehabt hatten, die Kupferbeile, Hämmer und Doppelhauen, welche zu ihrer handwerklichen Verwendung nicht aus Bronze angefertigt wurden, vielleicht weil die Bronze zu kostspielig war oder weil das Kupfer in dieser Verwendung vollkommen dem gewünschten Zwecke entsprach.

Unserer Annahme gemäss giebt es demnach zwischen den Beilen u. s. w. der Steinzeit und den Beilen der Eisenzeit keine „klaffende Lücke", — da in Gegenden, wo genügender Kupferbergbau das Rohkupfer lieferte, die Kupferbeile die ganze Bronzezeit hindurch in Verwendung standen und an abgelegenen Orten wohl auch die Bronzezeit überdauern konnten. Dieses wäre eine genügende Erklärung dafür, dass die Objekte dieser Werkzeuggruppe manchmal jenen „modernen Habitus" zeigen, wegen dessen manche Prähistoriker die ganze Gruppe in die historische Zeit verbannen wollten, und weshalb hinwieder Much in seinen Ausführungen Stein- und Kupferbeilformen neben einander stellen konnte, welche oft gleichsam die Aehnlichkeit von Zwillingsbrüdern zeigen.

Für das Vorhandensein dieser fraglichen drei Werkzeugformen vor der Bronzezeit haben wir in der ungarischen Bronzeregion ausser den angeführten Gründen noch einen schwer wiegenden Beweis typologischer Natur. Wir besitzen nehmlich drei, mit den erwähnten Werkzeugtypen parallel laufende, entsprechende Waffentypen, deren Erzeugungscentrum ebenso in unserer Region zu suchen ist, wie dasjenige der genannten Werkzeuge, die sich nur durch die Differenzirung der ursprünglich einheitlichen Form zufriedenstellend erklären lassen.

Im Verlaufe der Bronzezeit entwickelte sich nach dem Muster des Beiles, das ganz in der Rolle des Werkzeuges verbleibt, das Streitbeil in seinen verschiedenen Varianten; ebenso geht aus dem Hammer der Streithammer hervor und aus der Doppelhaue eine Waffe, für welche die französische Terminologie den Ausdruck casse-têtes erfand.

Es ist offenbar, dass sich die Bronzecultur, ihrem neuen Metalle und ihrem eigenthümlichen Style entsprechend, diese Waffen geschaffen, welche auf dieser Entwickelungsstufe thatsächlich nur mehr Waffen waren, manchmal sogar nur Zierwaffen oder symbolische Zeichen kriegerischer Würde, während die alte Werkzeugform solche Veränderungen, die ihrem einmal richtig erkannten praktischen Zwecke nicht entsprochen hätten, nicht

Digitized by Google

durchmachte, sondern bis an das Ende der Bronzezeit ohne wesentliche Umgestaltung verblieb, wie sie war.

Dieser typologische Parallelismus lässt sich auf dem Gebiete der ungarischen Bronzeregion ebenso sicher nachweisen, wie sich behaupten lässt, dass die Differenzirung nicht durch die Vereinfachung der besagten drei Waffenformen entstehen konnte, denn das hiesse das Gesetz aller

Fig. 9.

Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 13.

Entwickelung umkehren wollen! Und das thun, ohne es zu wissen, diejenigen Gelehrten, welche behaupten, dass die besagten drei Formen der Kupferwerkzeuge nicht der Kupferzeit, sondern der Eisenzeit angehören.

Nach dieser Darlegung ist es wohl begründet, wenn wir uns etwas eingehender mit den drei Werkzeugen und ihren Hauptvarianten befassen.

Digitized by Google

a) Das Beil zeigt drei Varianten; jede Abart führen wir in einer Abbildung vor, denn ohne eine solche wäre jede Charakteristik mit Worten undeutlich. Das Nationalmuseum in Budapest besitzt gegenwärtig 32 Kupferbeile und einige Beile, die vermuthlich geringen Zinngehalt haben.

Fig. 14.

Fig. 17.

Fig. 15.

Fig. 18.

Fig. 16.

a) Eine Variante hat eine gebogene Klinge (Fig. 9), die Hülse für den Stiel steht schief auf die Längenaxe und ihr Rand erhebt sich nicht über den Klingenrand. Aspelin wies schon bei Gelegenheit des VIII. internationalen Congresses in Budapest auf ähnliche Beile aus der Wolga- und Uralgegend[1]) hin und wir wiederholen hier seine Abbildungen (Fig. 10—13).

1) Compte-rendu etc.-Budapest I, 681. Fundorte: Kasan, Perm, Jekaterinoslav. Vladimir.

Digitized by Google

Sämmtliche russische Stücke sind aus Bronze und Aspelin nahm damals an, dass dieselben vom Ende der Bronzezeit stammen.

Die Verbreitung dieser Form hat Much in Böhmen, Galizien, Görz, dem Laibacher Moore und Rumänien nachgewiesen[1]).

β) Bei einer anderen Variante hat die Klinge eine gerade Axe, die Axe des Stielloches steht darauf senkrecht und der Rand des Stielloches tritt nach unten manchmal in cylindrischer Verlängerung vor (Fig. 14).

Auch diese Form ist im uralaltaischen Gebiete verbreitet. Mortillet bildet ein Exemplar aus dem Museum in Tsarskoje Selo ab[2]) und Aspelin veröffentlicht deren eine ganze Reihe, sowohl im Compte-rendu

Fig. 19.

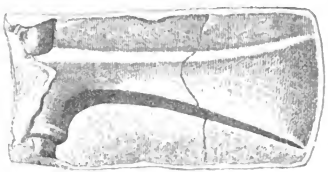


Fig. 20.

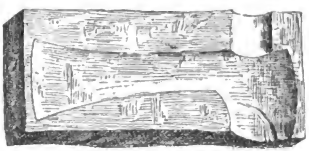


Fig. 21.

des Budapester Congresses, welche wir hier wiederholen, als auch in seinen Antiquités du nord-finno-ougrien[3]). Die Fundorte sind: der Altai, Orenburg, Smeinogorsk, Semipalatinsk, Kasan, Jekaterinoslav, Saratov, Perm, Vladimir. Die Exemplare, welche er anführt, sind aus Bronze oder Eisen.

γ) Die dritte Varietät (Fig. 19) unterscheidet sich vornehmlich darin von den übrigen, dass die Form meist eleganter und weniger schwerfällig ist, die Klinge gebogen verläuft, der Stiellochrand an dem inneren und äusseren Ende in spitzem Winkel sich erhebt und die Rückseite desselben sich in gefälliger Rundung erweitert. Diese Form war im Bronzealter beliebt[4]), wurde häufig als Prunkwaffe benutzt und dem entsprechend mit

1) Much a. a. O. S. 43, 45, 46, 59; eine Gussform aus dem Laibacher Moor S. 21.
2) Musée préh. 1881, XCIV, 1169.
3) C.-R. I, 681. — Antiquités Nr. 229—235 und Nr. 327—338.
4) Darauf hat schon Much hingewiesen a. a. O. S. 214.

Digitized by Google

Ornamenten verziert. Hin und wieder finden sich Ornamente schon an kupfernen Exemplaren.

Aus Siebenbürgen besitzen wir zwei Gussformen, welche zur Erzeugung solcher Beile dienten. Eine in Csáklya gefundene wurde zuerst von G. Téglás veröffentlicht und nach ihm wiederholen wir hier die Abbildung (Fig. 20), die andere ist Frl. Sophie v. Torma zu verdanken (Fig. 21); dieselbe wurde in Nándorválja gefunden und die hier publicirte Abbildung ist nach einem positiven Gypsabguss angefertigt, welcher sich im Ungarischen Nationalmuseum befindet.

Fig. 22.

Fig. 23.

Fig. 24.

Fig. 25.

In Russland werden Exemplare dieses Typus aus Eisen gefunden; eines von dem Gebiete der Mordwinen fügen wir hier in Abbildung (Fig. 22) nach Aspelin bei[1]).

b) Das Charakteristicum des Hammers oder Hammerbeiles ist, dass das Stielloch mit der Schneide parallel steht und das Werkzeug an dem der Schneide entgegengesetzten Ende stumpf ist; wenn dieses rückwärtige

1) Aspelin l. c. Nr. 841.

Digitized by Google

Ende sich verlängert, so entsteht die Form, welche unserem modernen Hammer entspricht. Ausser den angeführten gemeinsamen Eigenthümlichkeiten ist in Form und Grösse die grösste Verschiedenheit wahrnehmbar. Das Ungarische Nationalmuseum besitzt 66 Exemplare, unter welchen nicht zwei Exemplare einander vollkommen gleichen. Der stumpfe Arm ist an einigen Hämmern kaum 2 *cm* lang, während er an anderen die Länge von

Fig. 26.

Fig. 27.

Fig. 28.

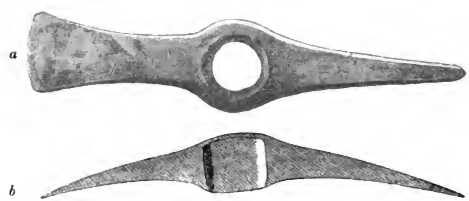


Fig. 29.

14 *cm* überschreitet; der Querschnitt der Klinge und des stumpfen Armes zeigen manchmal eine mehr rundliche, ein anderes Mal eine mehr viereckige Form, die Randlinie verläuft meist gerade. Doch ist sie auch gebogen und der Grösse entsprechend ist auch das Gewicht ein sehr verschiedenes.

Unsere Abbildungen zeigen drei charakteristische Formen (Fig. 23—25). Much erwähnt ein Exemplar von Rachitz (a. a. O. S. 42), zwei von der monte-

Digitized by Google

negrinischen Grenze, aus Vludma (S. 46), eines aus Dalmatien (S. 46) und eines aus der Schweiz (S. 68).

Auch die Hammerform ist ein Bindeglied zwischen unserer Region und der uralaltaischen, nur erscheinen dort die Formen, welche hier aus Kupfer angefertigt sind, in Eisen. Aspelin führt in seinem oft citirten Werke 4 Exemplare aus der bekannten Fundstätte von Ananino an der Kama an (Fig. 26 und 27) und zwei aus dem Gebiete der Mordvinen[1]). Wenn die Stücke, die er abbildet, mit den beigefügten sogenannten skythischen Dolchen zusammen gefunden wurden, so dürfte sich der Zeitpunkt ihrer Entstehung auf das V. oder IV v. Chr. festsellen lassen.

c) Die Doppelaxt oder Doppelhaue (Fig. 28 und 29), zeigt in den einzelnen Stücken verhältnissmässig wenig Abweichungen, vermuthlich deshalb, weil dieses Werkzeug vom Anbeginn seiner Entstehung einem speciellen Zwecke diente, zu dem nur die beiden über Quer gestellten Klingen geeignet sein mochten. Verschiedenheiten sind nur in der Grösse und in der geraden oder gebrochenen Längenachse wahrzunehmen. Unter den 37 Exemplaren des Ungarischen Nationalmuseums beträgt die Länge des kleinsten Stückes 15, die des grössten 30 *cm*.

Much führt ein Exemplar aus Strassnitz in Böhmen an (S. 41), eines aus Galizien in Krakauer Privatbesitz (S. 45), drei aus Serbien (S. 59) und eines aus der Schweiz (S. 68).

Doppelhauen sind auch auf dem uralaltaischen Gebiete heimische Erscheinungen, doch sind die beiden Klingen nicht über Kreuz gestellt, so dass die Schneiden in dieselbe Linie fallen, und ihr Material ist nicht Kupfer, sondern Bronze. Aspelin hatte bereits im C.-R. des VIII. internationalen Congresses in Budapest diese Form behandelt (I, p. 679) und in seinem Atlas Exemplare abgebildet[2]), die aus der Gegend von Minussinsk stammen.

Die griechische Form dieses Werkzeuges ist der russischen ähnlich und diese Form kommt auch auf südrussischem Gebiete vor (Aspelin, Cherson l. c. p. 82, Nr. 361); hingegen stimmt ein Exemplar aus Troja, auf welches wir noch zurückkommen, mit dem ungarischen Typus überein.

Eine specielle Varietät dieses Typus ist die sogenannte Bergwerkshaue, mit einem gleichsam verkümmerten, kurzen, stumpfen Arme hinter dem Stielloche, während die Gesammtgrösse und der schneidende Arm sehr stark entwickelt zu sein pflegt (Fig. 30). Im Ungarischen Nationalmuseum befinden sich zur Zeit 5 Exemplare dieser Varietät; ihre Länge beträgt 30, 37, 38, 40 und 42 *cm*; doch existirt daselbst auch ein Exemplar, welches nur 11,2 *cm* lang ist. Ausser diesen Stücken sind mir nur noch 4 andere Exemplare bekannt.

1) Aspelin l. c. Nr. 411—414 und Nr. 835—837.
2) l. c. Nr. 218—220, 226 und 232.

Digitized by Google

Diesen Werkzeugen schliessen wir einige Specialitäten an, deren Bestimmung verschiedene Deutungen zulässt. Eines befand sich im Jahre 1878 im k. k. Münz- und Antikencabinet in Wien; unsere Abbildung (Fig. 31) wurde nach einer Gypscopie angefertigt. Der Hauptarm endet nicht mit einer Schneide, sondern läuft in eine Spitze aus und hat runden, nicht flachen Durchmesser, auch ist die Längenaxe gekrümmt; den stärksten Durchmesser hat das Werkzeug (wie gewöhnlich) in der Gegend des Stielloches, hinter welchem in der Richtung der Längenaxe ein dreieckig endigender stumpfseitiger Arm folgt.

Fig. 30.

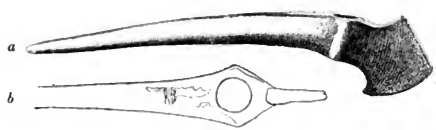


Fig. 31.

Fig. 32.

Von Analogien zu diesem eigenthümlichen Kupferwerkzeuge könnte ich nur ein ziemlich ähnliches Objekt aus Knochen bei Aspelin (Fig. 32) anführen.

Ein anderes, gleich räthselhaftes Kupferwerkzeug erwarb vor Kurzem das Ungarische Nationalmuseum im Budapester Antiquitätenhandel (Fig. 33). Das eine Ende ist abgebrochen, doch verlief das Objekt wohl in eine schmale Spitze; es besteht demnach aus einem spitzendigenden Arme mit rundem Durchmesser, welcher sich gegen das Stilloch zu erweitert und hinter dem Stielloche mit stumpfer, viereckiger Fläche abschliesst. Obgleich beides erratische Einzelerscheinungen sind, so können wir doch an beiden so charakteristische Züge wahrnehmen, dass sie dieselben dem Bestande der Kupfer-, bezw. der Bronzezeit anzuschliessen gestatten. An letzterem (Fig. 33) Objekte ist es der wulstige Rand am Stielloche, welcher an die Randbildung der Kupferbeile und Hämmer gemahnt.

Digitized by Google

An ersterem hinwieder (Fig. 32) erinnert die rückwärtige Ausweitung an ähnliche Erscheinungen an der Tülle von Bronzebeilen[1]).

Fig. 33.

Fig. 34.

Fig. 35 *a*.

Fig. 35 *b*.

Fig. 36.

Much erwähnt unter den Werkzeugen, die speciell dem Bergbau dienten, aus dem Mitterberger Bergwerke sechs Pickel mit Dülle, darunter

1) Ungarisches Nationalmuseum, I. Saal XIV, 4—7.

Digitized by Google

waren fünf aus Kupfer, einer aus Bronze[1]). Ein Exemplar aus Bronze befindet sich auch im Nationalmuseum in Budapest.

Wir sind gewöhnt, das Erscheinen der Werkzeuge mit Tüllen einer vorgeschrittenen Phase des Bronzealters zuzuschreiben, und diese Annahme scheint wohlberechtigt zu sein. Demnach müssen wir annehmen, dass auch diese Pickel, obgleich deren einige aus Kupfer sind, nicht der früheren Epoche jenes Bergwerkes, sonderen der späteren Phase desselben angehören, was natürlich durchaus kein Argument gegen die Annahme eines Kupferalters zu sein braucht, weil es ja offenbar, wie oben erwähnt wurde, mehr als wahrscheinlich ist, dass Kupferwerkzeuge für bestimmte Zwecke, wohl auch im Bergbau benutzte, weit in die Bronzezeit hineinreichten, ja auch dieselbe überleben konnten.

Nach diesem kurzen Excurse zu der oben behandelten Gruppe (*a*, *b*, *c*) zurückkehrend, haben wir am Schlusse der eigenthümlichen Erscheinung zu gedenken, dass dieselben oder mindestens sehr nahe verwandte Werkzeugsformen im mittleren Donaugebiete sowohl, als auf uralaltaischem Gebiete am zahlreichsten erscheinen, mit dem Unterschiede, dass sie an der Donau aus Kupfer, in jenem Gebiete jedoch zumeist aus Bronze oder Eisen angefertigt sind.

Wir müssen es hier unentschieden lassen, wie sich der Parallelismus beider Gebiete am befriedigendsten erklären lässt; nur vermuthungsweise sei angedeutet, dass die einfachste Deutung diejenige ist, welche sich auf die prähistorische Uebersiedelung eines Volksstammes aus dem uralaltaischen Gebiete nach unseren Gegenden stützt. Diese Erklärungsweise ist befriedigender, als die andere, welche annimmt, dass der Handel oder ein anderer Culturstrom diese Formen bis hierher und nicht weiter gebracht hat; auch lässt sich beinahe mit Wahrscheinlichkeit behaupten, dass zunächst Siebenbürgen dieses Ansiedelungsgebiet war, weil da verhältnissmässig die meisten hierhergehörigen Kupferfunde gemacht wurden und weil da auch in der Bronzezeit Typen wahrzunehmen sind, welche sich eng diesen Formen anschliessen.

Der Name eines prähistorischen Volkes in Siebenbürgen, derjenige der Agathyrsen, von welchen Ethnologen annehmen, dass dieselben mit zu den uralaltaischen Stämmen gehörten, reicht bis an die historische Zeit des Landes heran, Herodotos kennt ihren Ruf als den eines eifrig Bergbau treibenden Volkes.

Diese Hypothese sei mit allem Vorbehalt späterer Prüfung erwähnt; sie ist nicht zwingend, da ebenso gut ein anderes, unbekanntes, prähistorisches Volk aus der Altai- und Uralgegend hierher gewandert sein kann und hier seine Kenntnisse im Bergbau auf Kupfer und Edelmetalle verwerthen mochte.

1) a. a. O. 257.

Digitized by Google

Diese Ansiedelung musste noch vor der Culturepoche geschehen sein, in welcher die am Altai und Ural zurückgebliebenen Völker zur Bronze und zum Eisen übergegangen waren; denn offenbar würden die Auswanderer sonst wohl nicht beim Kupfergebrauch verblieben sein, auch wäre hier in der Donaugegend nicht jene oben betonte Differenzirung der Kupferwerkzeuge und Bronzewaffen eingetreten, welche dieser Region eigenthümlich ist, während der Culturkreis an der Wolga, am Ural, am Altai seit Eintritt der Bronzeepoche eine ganz andere Entwickelung zeigt.

Dieses scheint ein zwingender Grund zu sein zu der Annahme, dass die erste Entstehung der Typen der zuletzt behandelten Kupferwerkzeuge thatsächlich in die Kupferzeit hinaufreicht, was, wie wir wieder betonen müssen, nicht den kupferzeitlichen Ursprung jedes einzelnen Fundobjektes bedeutet.

B. Waffen.

Unter den Waffen kommt im Kupferalter den Dolchen die wichtigste Rolle zu. Pulszky und Much gaben in ihren Abhandlungen eine Uebersicht der bekannten Dolchformen, doch lassen sich den von ihnen erwähnten Typen für unsere Gegend zwei charakteristische Typen anreihen:

a) Den einen führte ich aus der Fehr'schen Sammlung bereits im Jahre 1878 in einer Abbildung vor[1]), welche wir hier wiederholen (Fig. 34); er nähert sich der Pfeilform, die Pulszky abbildete (Fig. 35*a*). An beiden tritt die Griffzunge als flache Fortsetzung aus der Basis der Klinge hervor, doch sowohl die Klinge, als die Griffzunge sind breiter.

Neben diesem Kupferexemplar können wir auch auf ein Bronzeexemplar des Ungarischen Nationalmuseums hinweisen. Es wurde wohl behauptet, dass diese Form nicht als Dolch, sondern vielmehr als Messerform zu betrachten sei; doch ist diese Annahme nicht wahrscheinlich, da schon die Steinzeit Messer- und Dolchform gekannt und folgerichtig ausgebildet hatte.

Wo Silex vorhanden war, diente derselbe zu beiden Zwecken. Hier zu Lande benutzte man Silex zur Dolcherzeugung nicht.

Der Obsidian wurde zu Messerklingen verwendet, doch eignete sich derselbe nicht für Dolchklingen. Steindolche kennen wir also aus der ungarischen Steinzeit nicht. Wenn trotzdem diese einfache Form hier zu Lande entstanden sein sollte, müsste wohl die Pfeilspitze aus Quarz oder Jaspis, welche die meisten Steinzeit-Ansiedelungen im Lande in ziemlicher Menge aufweisen, den Weg zur Erfindung dieser Dolchform gewiesen haben.

b) Einen andern, auch sehr einfachen Typus weist ein Kupferdolch auf, welchen das Ungarische Nationalmuseum aus dem ungarischen

1) Arch. Ert. 1878, XII, 204.

Digitized by Google

Antiquitätenhandel im Jahre 1882 erwarb (Fig. 35, *b*). Die Gesammtform erinnert an gewisse Silexwerkzeuge der nördlichen und der westeuropäischen Steinzeit und es mag wohl sein, dass diese Kupferform aus jenen Vorbildern entstand. Natürlich konnte jedoch die Klinge dünner sein, mit flacherem Rückgrate, das im vorliegenden Falle rasch absetzt, um der Vertiefung Raum zu geben, in welcher der Griff beiderseitig einsetzen konnte, um mittelst zweier Nietnägelchen, deren Löcher vorhanden sind, befestigt zu werden.

c) Etwas häufiger ist die Form (Fig. 36), welche schon aus Pulszky's Abhandlung bekannt ist, wo sie durch drei Exemplare vertreten wird. Die Klinge läuft in eine scharfe Spitze aus, der ganzen Länge nach ist die Mittelaxe in scharfem Grate hervorgehoben, das Griffende ist spitz zulaufend und dienten drei, fünf oder mehr Löcher daran, dasselbe in dem Griffe mittelst Nieten festzuhalten.

d) Gleichfalls eine bekannte Form ist diejenige, welche wir in Fig. 37 nach Pulszky's Abbildung aus dem Nationalmuseum hier wiederholen, ein sehr interessanter Typus, dessen Eigenthümlichkeit nicht so sehr in der Form der Klinge, als in der Ausbildung des Griffblattes besteht, welches am Schlusse in einem Kreissegment ausladet. Bereits Undset hatte nachgewiesen, dass sich dieser Typus mit geringen Abweichungen von Griechenland bis hinab nach Aegypten verfolgen liesse[1]). Montelius hat aus Athen und Ialepos ähnliche Typen aufgeführt und abgebildet[2]). Diese südlichen Exemplare sind aus Bronze, während das Stück im Nationalmuseum aus Kupfer besteht. Zu diesem gesellte sich im Jahre 1889 ein analoger Dolch aus Bronze, welchen Hr. Franz von Rakovszky einem Hügelgrabe in Nyitra Novák entnahm[3]). Den Dolch mitsammt den übrigen Bronze- und Steinbeigaben fügen wir hier in der Abb. Fig. 38 bei. Der Kupferdolch und der Bronzedolch zeigen nur geringe Abweichungen von einander; die wichtigste ist wohl die, dass sich an dem Bronzeexemplar die Grifferweiterung am Schlusse beinahe zu einem Halbkreise vergrössert hat. Bei der Spärlichkeit der Exemplare, in welchen der Typus auftritt, muss angenommen werden, dass derselbe hier zu Lande nur eine erratische Erscheinung sei, welche jedoch immerhin, wie viele andere Erscheinungen im Kupfer- und Bronzealter, eine ziemlich enge Verbindung zwischen den beiden südlichen Halbinseln und der mittleren Donaugegend beweist.

e) Gleichfalls ein südlicher, seit Langem bekannter Typus (Fig. 39) ist die aus Cypern stammende Dolchform mit schmalem Blatte und stabartigem Grifffortsatze, welcher am Ende hackenförmig umgebogen ist.

---

1) Etudes sur l'âge de bronze de la Hongrie 148 ff.

2) Arch. f. Anthr. 1892, XXI, 29 und 31.

3) Zuerst veröffentlicht in Arch. Ert 1889, IX, 389; ferner in Bronzkor emlékei, Bd. II., CXXXVII, 25.

Digitized by Google

Pulszky führt davon mehrere Kupferexemplare an. Merkwürdiger ist ein Bronzeexemplar aus dem Funde von Aranyos[1]) in Ungarn.

Fig. 37.

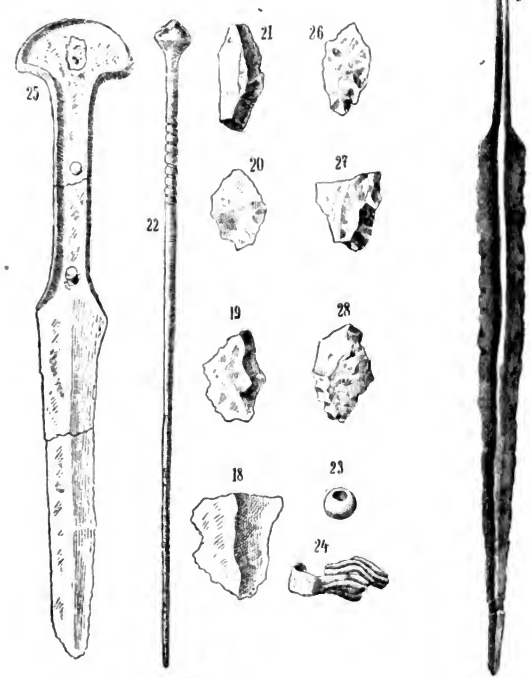


Fig. 38.

Fig. 39.

Kupferschwerter. Bekanntlich bildet Pulszky in seiner Monographie über die Kupferzeit in Ungarn das Fragment eines Kupferschwertes

1) Abgebildet Arch. Ert. 1895, S. 194, Nr. 9.

Digitized by Google

ab, welches im B. Bruckenthal-Museum in Hermannstadt aufbewahrt wird. Much erwähnt ausserdem in seiner Statistik noch ein Kupferschwert aus „Szlivas", setzt jedoch zu beiden ein Fragezeichen, offenbar deshalb, weil er nicht dafür einsteht, dass die zwei angeführten Objekte thatsächlich Schwerter seien. Das von Much citirte Exemplar ist mir nicht bekannt, auch das von Pulszky erwähnte kenne ich nur nach einer Photographie. Es hat die vergrösserte Form eines cyprischen Dolches, doch ist es ein Fragment, über welches keine endgültige Meinung zu fassen gestattet ist. Ein drittes Exemplar, das Fragment einer Kupferklinge, befindet sich in der Fehr'schen Sammlung in Zürich; die Länge desselben beträgt 23 *cm*, die grösste Breite 2,5 *cm* und die grösste Dicke in der

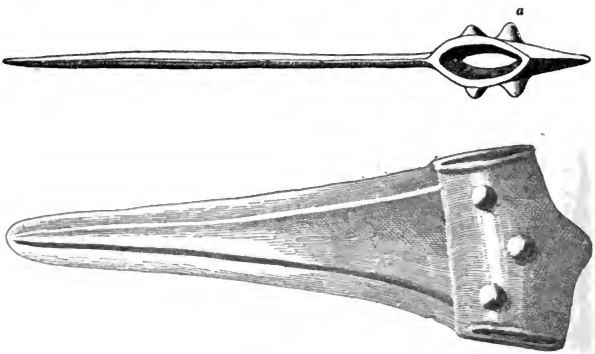


Fig. 40.

Mitte 3 *mm*. Die beiden Schneiden sind etwas abgenützt. Eine analoge Schwertklinge im Ungarischen Nationalmuseum, welche ganz gleiche Dimensionen und dieselbe Form zeigt, ist aus Bronze und gehört zu den Klingen, die wir Schilfblattklingen nennen und die in einer früheren Phase der Bronzezeit entstanden ist[1]).

„Schwertstab". Diese eigenthümliche Waffe mit dem unrichtigen Namen war bis vor Kurzem in Ungarn unbekannt. Erst vor einigen Jahren erwarb das Ungarische Nationalmuseum ein Exemplar (Fig. 40), welches aller Wahrscheinlichkeit nach bei Gelegenheit eines Eisenbahnbaues im Comitat Hont zum Vorschein kam. Das Exemplar wurde noch nicht chemisch analysirt, doch scheint es nicht aus Kupfer, sondern aus zinnarmer Bronze zu bestehen. Bekanntlich sind Schwertstäbe am häufigsten in Irland und England, sowie in Spanien gefunden worden.

1) Beschrieben im Arch. Ert. 1878, S. 205.

Digitized by Google

In beiden Regionen ist die Waffe aus Kupfer: in Spanien zeigt sie eine ältere Form, deren Entstehung aus dem breiten Dolche offenbar ist; die irländische Form scheint eine spätere Entwickelung zu sein. In der nördlichen Region setzte sich die Entwickelung weiter fort, was sich besonders in der hinzutretenden Tülle, die den Handstiel durchlässt, bekundet. Diese Tülle nimmt manchmal, wie an dem Gödinger Exemplare, die Form

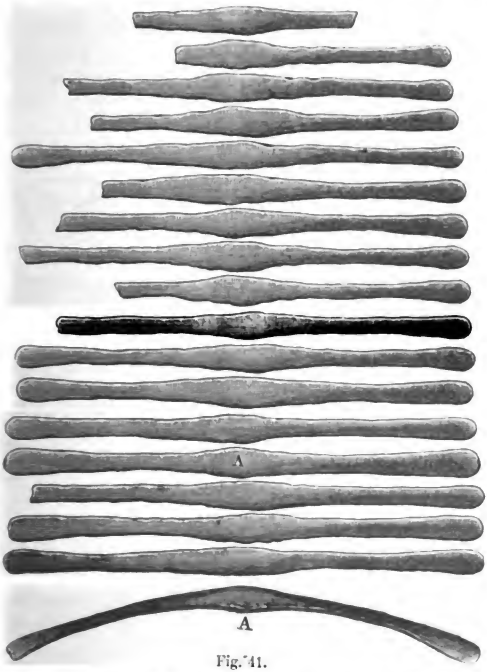


Fig. 41.

eines verlängerten Rohres an, doch ist die Tülle in der Regel mit der Klinge in einem Stücke gegossen. Doch auch in diesem Stadium ist noch die Reminiscenz der einstigen Befestigung in Form von decorativ hervortretenden Buckeln wahrnehmbar, aber dieser Typus gehört bereits der Bronzezeit an. Das Exemplar im Nationalmuseum steht zwischen der irländischen und der norddeutschen Form und scheint demnach eine frühere Entwickelungsform zu sein, als die norddeutsche[1]).

1) Much beschäftigt sich a. a. O. eingehend mit dieser interessanten Waffe, welche die Kupfer- und Bronzezeit in so klarer Weise verbindet. Seiner Ansicht (S. 133, Anmerk. 3),

Digitized by Google

Von Schutzwaffen können wir nur Panzerglieder anführen, welche das Nationalmuseum aus der Gegend von Miskolcz erworben hat. Es sind 17 ähnlich geformte Glieder (Fig. 41), deren Breite übereinstimmt, während die Länge zwischen 22 und 24 *cm* variirt. In *A* ist die Seitenansicht eines solchen Gliedes zur Darstellung gebracht. Die Annahme, dass die Kupfer-

Fig. 42.

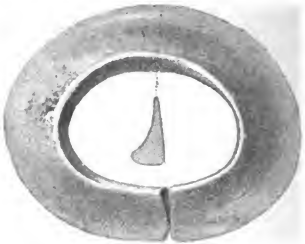


Fig. 43.

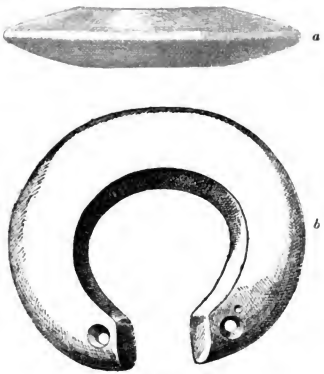


Fig. 44.

stäbe zur Fütterung einer Panzerrüstung dienten, hat Vieles für sich, und wenn sich ähnliche Stücke, wie ich zu wissen glaube, in schweizer Pfahlbauten gofunden haben, so dürfte auch die Miskolczer Suite ihre Stelle unter den Ueberresten der Kupferzeit mit Recht behaupten.

dass die norddeutschen Schwertstäbe mit Recht als eigenthümlich germanische Waffe betrachtet werden können, schliessen wir uns nicht an.

Digitized by Google

C. Schmucksachen, Gefässe.

Die Schmucksachen der Kupferzeit bestehen aus Gold oder Kupfer, aus Muscheln oder mineralischen Stoffen. Wosinszky fand in Lengyeler Gräbern kleine Kupferspiralen, die mit Muschel- und Kupferperlen abwechselten. Pulszky erwähnt (a. a. O.) Goldscheiben, die denen aus dem Funde von Stallhof ähnlich sind, ferner Kupferringe. Von besonderem Interesse sind auch kupferne Doppelspiralen, konische Knöpfe mit ∧ Bohrung und Objekte aus Spondylusmuscheln. Die Statistik dieser Denkmälergruppe lässt sich in mancher Richtung ergänzen.

Fig. 45.

Von Ringen ist das verdrehte Fragment eines Kupferringes in der Fehr'schen Sammlung (Zürich) von besonderem Interesse (Fig. 42), weil es mit Strichen in verschiedenen Lagen verziert ist[1]).

Aus dem Museum in Esseg erwähnen wir einen massiven Kupferring eigenthümlicher Form (Fig. 43), dem wir wegen der Aehnlichkeit einen schön polirten Steinring aus der Szegediner Gegend (Fig. 44) an die Seite stellen[2]).

Eine wichtige Rolle scheinen am Anfange der Bronzezeit die offenen Ringe von der Form der Fig. 45 gespielt zu haben, zu deren Eigenthümlichkeiten die Ausbiegung der abgeflachten Enden gehört. Die Oeffnung

1) Publicirt im Arch. Ert. XII. 1878, p. 204, Fig. 6 u. 7.
2) Arch. Ert. 1892, 98. — Arch. Ert. 1892, 90.

Digitized by Google

ist in der Regel nicht gross genug, um den Hals durchzustecken; eher könnten die Ringe als Fussringe gelten, doch sind sie nicht elastisch, auch ist die Oberfläche nur selten mit Linien verziert, in den meisten Fällen ist dieselbe unverziert. Man hat nach vertrauenswürdigen Angaben im Jahre 1884 oder 1885 in der Nähe von Ungarisch-Altenburg über 1000 solcher Ringe an derselben Stelle gefunden; vermuthlich aus diesem Depot stammen 122 Exemplare, welche Herr Delhaes in Wien erwarb und dem Ungarischen National-Museum schenkte. Einen der Ringe aus diesem Depotfunde stellt die Abbildung (Fig. 45) dar. Der grosse Depotfund und der Umstand, dass diese allgemein europäische Form so häufig vorkommt, lässt die Annahme begründet erscheinen, dass wir in derselben eine der verschiedenen Arten kennen lernen, wie am Ende der Kupferzeit das damals noch sehr kostbare Metall in den Verkehr gebracht wurde; die schleifenartige Bildung der Enden würde sich bei dieser Bestimmung dazu geeignet haben, eine beliebige Menge, welche etwa auf Stangen transportirt wurde, zusammenzubinden.

Wir haben einen triftigen Grund zu der Annahme, dass Exemplare dieser Ringform noch aus der Zeit vor allgemeiner Kenntniss der Bronzemischung in Verwendung standen. Darauf deutet nehmlich die chemische Analyse eines Exemplares im Ung. National-Museum, welche der Chemiker des Institutes, Herr Joseph Loczka, veranstaltete und welche ergab, dass in einem solchen Ringe, der aus Dabas (Pester Comitat) stammt, neben Kupfer nur Antimon in in Betracht kommender Menge vorhanden sei, nicht aber Zinn. Auch kann es wahrscheinlich gemacht werden, dass die Mischung (Kupfer und Antimon) der Bronzemischung vorausging.

Die Doppelspiralen gehören zu den charakteristischen Formen der Kupferzeit. Sacken machte 8 Exemplare bekannt. Dazu kommen: ein Fragment der Fehr'schen Sammlung in Zürich, ein Exemplar von Domahida, vier Fragmente im National-Museum in Budapest und ein Exemplar von Vládháza. Dieser Reihe ist anzufügen ein Exemplar aus Köbölkut (Comitat Gran), wohl aus der ursprünglichen Form gerathen, aber sonst complet[1]) (Fig. 46).

Die Doppelspirale aus Kupfer von Vládháza mit dem dabei gefundenen Doppelhaken und der wahrscheinlichen Ergänzung geben wir nach Fenichel's Zeichnung (Fig. 47). Much hatte das Verbindungsglied analysiren lassen; es wurde darin bei einem Kupfergehalte von 98,36 pCt. in den restlichen 1,64 pCt. kein Zinn angetroffen.

Die Spirale von Vládháza vertritt die weibliche Form der Schliessen, während die von Domahida der männliche Theil einer solchen Schliesse wäre.

---

1) Zuerst publicirt von Hrn. Rećsei, Arch. Ert. 1892, p. 343, Fig. 2.

Digitized by Google

Die Knöpfe mit ^ Bohrung erfreuten sich in Much's Darstellung eingehender Würdigung. Die so häufigen Gefässe mit kreidegefüllten Ornamenten, welche in Ungarn zahlreicher vorkommen, als in anderen Kupfer- und Bronzeregionen, können hier um so weniger eingehend behandelt werden, weil die grosse Masse derselben nur in einer umfangreichen Monographie gehörig vorgeführt werden könnte.

Leichter ist es, eine einigermaassen genaue Uebersicht der Schmucksachen aus Spondylus gederopus (S.-Muscheln) zu geben. Auf der um-

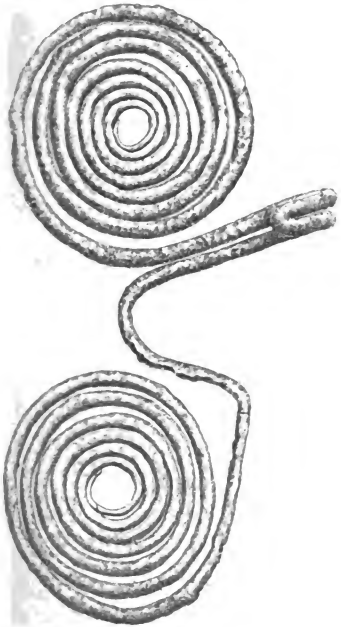


Fig. 46.

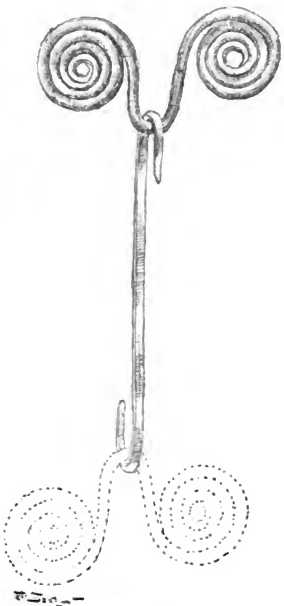


Fig. 47.

stehenden Tafel (Fig. 48) haben wir die Haupttypen zusammengestellt. Ein kurzer Commentar dazu wird dieses Mal genügen müssen. Nr. 1—22 Perlen verschiedener Form; man fand deren über 300 Stücke im Jahre 1851 in Szücs (Comitat Veszprém) bei der Arbeit im Weingebirge, zusammen mit Steingeräthen und drei kupfernen Doppelhauen. Nr. 23, Perlenreihe, ver-

Digitized by Google

muthlich auch aus Szűcs. Nr. 24—25, gefunden in Tisza Bura in einem Skeletgrab zusammen mit Nr. 28 und 30. Nr. 26, Ring aus Spondylus, gefunden in Nagy Kajdács (Comitat Tolna). Nr. 27, gefunden im Comitat

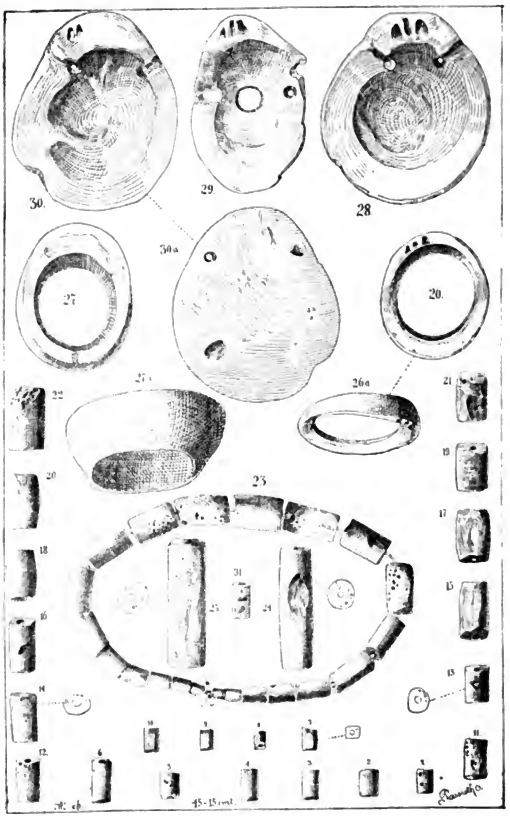


Fig. 48.

Tolna. Nr. 28 und 30, Spondylus, an je zwei Stellen durchlocht. Nr. 29, durchlochte Spondylusschale aus Batonya (Comitat Csanád), kam 1880 zusammen mit einem Steinwerkzeuge in das Ungarische National-Museum.

Digitized by Google

Zahlreiche ähnliche Stücke aus Spondylus gelangten von verschiedenen Orten Ungarns in das National-Museum. Meist sind die Fundumstände unbekannt geblieben, doch sind sichere Daten (Szerb-Keresztur, Köves Kali) bekannt, welche bezeugen, dass Schmucksachen dieser Art auf Ansiedelungsstätten der Steinzeit gefunden wurden.

D. Material und Technik.

In den meisten Fällen gestatten bereits Typus und Farbe des Metalls den Schluss darauf, ob ein Fundobjekt aus Kupfer sei oder nicht; doch ob dem Kupfer fremde Bestandtheile in geringer Menge beigemischt seien, lässt sich nur auf dem Wege chemischer Untersuchung feststellen.

Die Analyse ist häufig ausschlaggebend für die Zeitbestimmung und bietet andererseits die einzige Möglichkeit, die Provenienz des Materials zu bestimmen. Ungarn war in alten Zeiten reich an nativem Kupfer und ist auch heute noch reich an Kupfererzen; es waren also die natürlichen Bedingungen für eine Kupferindustrie vorhanden.

Ich bin noch nicht in der Lage, die Analysen der ungarischen Kupfererze in gehöriger Anzahl vorzuführen; sobald diese gesammelt sein werden, müssen sie mit einer Reihe von Analysen aus alten Stücken verglichen werden, um einen sicheren Schluss aus dem alten Material auf einheimische Provenienz oder fremden Ursprung festzustellen.

Vor der Hand müssen wir zufrieden sein, dass wir wenigstens bezüglich der chemischen Analysen von Altsachen fortgeschritten sind. Die Analysen sind Herrn Joseph Loczka, Chemiker am Ungarischen National-Museum, zu verdanken; davon sind einzelne bereits früher veröffentlicht worden[1]), andere erst vor einigen Monaten[2]). Alle diese Daten schliessen wir den bereits bei Much vorhandenen Daten über ungarische Kupferobjekte an; so bekommen wir folgende Reihen:

a) Analyse eines Kupferbeiles von Grahovište[3]). 99,10 Cu, 0,34 Fe, Spuren von Ars. und Ant.

b) Doppelspirale von Vládháza[4]) 98,36 Cu; Zinn fand sich nicht.

c) In einer Spirale, die vermuthlich aus Ungarn stammt[5]), 99,20 Cu und 0,32 Fe.

d) In einem Armringe, vermuthlich ungarischer Provenienz[6]), 97,70 Cu; 0,27 Ni; 0,63 Fe; 0,60 S; 0,22 Ars. und Ant.

---

1) Anzeigen mathem. und naturw. (ung.) der ung. Akademie VII, 275.
2) In der ungarischen Bearbeitung vorliegender Abhandlung p. 44 ff.
3) bei Much, S. 22.
4) bei Much, S. 48.
5) bei Much, S. 30.
6) bei Much, S. 48.

Digitized by Google

e) In einem Beile des Ungarischen National-Museums (Loczka) 99,91 Cu; 0,05 Ag.

f) In einem Beile aus Békás megyer (Loczka) 99,22 Cu; 0,02 Ag; 0,06 Pl; 0,38 Su; 0,12 Ni Fe.

g) In einem Hammerbeile aus Tapió Recsö (Loczka) 100,21 Cu; 0,13 Fe (Ni?) und 0,02 unlösbar.

h) In einer Doppelhaue aus Tòt Györk (Loczka) 100,16 Cu und Fe-Spuren.

i) In einem Beile aus Siebenbürgen (Loczka) 98,50 Cu; 1,64 Fe, Co, Ni und 0,43 S.

Diese neun Analysen ergaben demnach für sehr charakteristische Stücke der ungarischen Kupferzeit einen Kupfergehalt von 97,7—100,21 pCt. mit minimalen fremden Bestandtheilen, welche bereits in ungeschmolzenem Zustande dem Kupfer beigewohnt hatten.

Herr Loczka hatte auf unsere Bitte seine chemischen Untersuchungen auch dem Rohmetall zugewendet, das in einheimischen Bronzefunden so häufig in Form von Klumpen, Barren oder Gussresten vorhanden ist.

j) In einem Klumpen von Puszta Szent Imre 95,83 Cu; 0,04 Co; 1,79 Ni; 0,57 Fe; 10,3 S; 0,34 As; 0,06 P.

Aus dem grossen Grabstättenfunde von Bodrog Keresztúr kamen vier Stücke in Untersuchung:

k) 98,87 Cu; Fe-Spuren; 0,08 Co; 0,04 Ni; 0,33 As; 0,03 P; 6,11 unlöslich.

l) 99,50 Cu; 0,01 Fe; 0,05 Co; 0,04 Ni; 0,02 Ag; 0,01 P; 0,39 S.

m) 97,45 Cu; 0,53 Fe; 0,53 Co; 0,19 Ni; 0,46 As; 0,02 P; 0,17 S.

n) 98,47 Cu; 0,31 Fe; 0,42 Co; Ni-Spuren; 0,02—0,04 Ag; 0,25 As; 0,04 P; 0,35 S; Spuren von Zn.

o) In einem Gussklumpen des Fundes von Sopronyujfalu: 98,93 Cu; 0,26 Ag; 0,89 S; Spuren von Fe, As und P.

Aus dem Vergleiche der beiden Reihen a—i und j—o erhalten wir Beweise dafür, was wir bisher nur als Vermuthung annahmen, dass die Bronzecultur ihren Bedarf an Kupfer aus denselben Quellen bezog, denen das Kupfer in der Kupferperiode entstammte; denn es begleiten den Hauptbestandtheil, das Kupfer, in minimalen Theilen dieselben übrigen Stoffe (Eisen, Blei, Arsenik, manchmal Antimon, besonders Schwefel), welche im Rohmetall, das zur Bronzeerzeugung diente, figuriren. Die Annahme, welche bereits Much und andere Forscher vertraten, dass die Kupferwerkzeuge selbst oft das Material zur Erzeugung der Bronzemischung geliefert haben, erhält durch diese Analysen neue Stützen.

Wohl ist die Anzahl der sorgfältigen chemischen Untersuchungen noch keine genügende, um dieses doppelte Ergebniss als unumstössliche Thatsache verkünden zu können, doch zusammen mit den früher angeführten typologischen und anderen Beobachtungen tragen auch die Analysen zu

Digitized by Google

der Auffassung bei, dass wir auf die Aufeinanderfolge von Kupfer- und Bronzecultur zu schliessen berechtigt seien.

In zwei Fällen hat die Analyse dargelegt, dass neben dem Kupfer Antimon die Hauptrolle spielt; eine ähnliche Beobachtung hat an westpreussischen Fundobjekten Helm gemacht[1]). Wenn auch die ferneren Untersuchungen die Beobachtung ergeben werden, dass dem Kupfer (mit Ausschluss von Zinn) Antimon in solcher Menge beigeschlossen ist, dass es wirksam das Kupfer beeinflussen konnte, so wird die Annahme, es sei der Kupfer-Zinn-Mischung eine Kupfer-Antimon-Mischung vorangegangen, welche gleichsam die Bronzecultur vorbereitete, nicht mehr abzuweisen. In Ländern, wie Ungarn, wo das Antimon bereits in den Kupfererzen erscheint, musste man häufig die Beobachtung machen, dass dessen Anwesenheit den Härtegrad der Erzmischung wesentlich beeinflusst; der fernere Schritt von dieser Beobachtung zu zielbewusster Anwendung konnte dann nicht ausbleiben. Deshalb scheint es mir kein blosser Zufall zu sein, wenn in einem Schwerte, das jüngst von Herrn Loczka analysirt wurde, mit Antimon gemengtes Kupfer (ohne Zinn) angetroffen wurde[2]). Zur Verwendung in Waffen musste diese neuentdeckte Metall-Mischung als besonders geeignet erscheinen, da schon die Beigabe eines ziemlich geringen Quantums von Antimon viel zur Härtung des Materials beiträgt.

Nach unseren Beobachtungen können wir der Annahme mancher Gelehrten, dass die meisten Werkzeuge der Kupferzeit durch einfaches Hämmern hergestellt wurden, nicht beistimmen.

Der Hammer hatte wohl seinen Antheil bei der Herstellung, doch kam derselbe meist nach dem Gusse, besonders zur Härtung der Kanten und Schneiden, zur Anwendung. Much hat die mit der Verhüttung verbundenen Proceduren ausführlich behandelt.

Den beiden Techniken schlossen sich als fernere Metalltechniken im Kupferalter das Treiben und Drahtziehen, und als verzierende Technik das Graviren und Glätten an. Alle diese Proceduren fanden ihre Anwendung auch an Goldobjekten, da das Gold in vielen Beziehungen sich ähnlich verhält, wie das Kupfer. Neben diesen Metallen kamen ausserdem alle jene Stoffe im Kupferalter zur Verwendung, welche auch den früheren Culturperioden bereits bekannt waren, doch konnten dieselben in Folge der neuerworbenen metallurgischen und technischen Erfahrungen in geeigneterer Weise behandelt werden.

---

1) Helm, Untersuchung u. s. w., Nr. 10 und Nr. 21; in acht anderen Fällen fand der verdiente Chemiker in der Bronze beträchtlichen Antimongehalt.

2) Im Schwerte von Tugár. Abbildung mit Beschreibung im Arch. Ert. 1895, XV. 444—445.

Digitized by Google

An die Beobachtungen, welche in jüngster Zeit zur erweiterten Kenntniss der Kupferzeit in Ungarn beitrugen, schliessen wir hier analoge Erfahrungen aus anderen Regionen der Kupferzeit an und können uns dabei um so kürzer fassen, als wir dabei meist auf leicht zugängliche Literatur hinzuweisen in der Lage sind. Diese Erfahrungen, welche besonders Aegypten, Cypern, Troja, Italien und Schweden betreffen, tragen alle dazu bei, die in der ungarischen Region gewonnenen Resultate zu kräftigen und zu erweitern. Besonders von diesem Standpunkte aus sei eine kurze Uebersicht, wenn auch bekannter Thatsachen, gestattet.

Montelius hat in drei wichtigen Arbeiten das Capitel, welches uns beschäftigt, gefördert. Von diesen ist zunächst auf seine Abhandlung über die Bronzezeit im Orient und in Griechenland (Arch. f. Anthr., XXI) zu verweisen. Wichtig ist darin von unserem Standpunkte aus die Berufung auf die Zeitbestimmung zweier Objekte aus Kahun mit geringem Zinngehalte, welche aus der Zeit der XII. Dynastie stammen und demnach dem Ende des dritten Jahrtausends vor Chr. angehören. Die Kenntniss der Bronzemischung war demnach zu dieser Zeit in Aegypten schon vorhanden, doch der geringe Zinngehalt deutet darauf hin, dass man dieses aus fernen Gegenden stammende Metall spärlich verwendete. Auch an anderen Orten wurde die Beobachtung gemacht, dass am Anfange der Bronzezeit die Bronzemischung arm an Zinn sei; Much hat in seinem bekannten Werke zahlreiche Daten dafür angeführt.

Doch giebt es für die Existenz des Kupferalters in Aegypten und anderen Gebieten der alten Welt noch ein anderes sehr gewichtiges Argument, das den Metrologen und Numismatikern wohlbekannt ist: nehmlich die Thatsache, dass in Aegypten sowohl, als z. B. in Italien noch in historischer Zeit das Kupfer als Gewicht und Werthmesser des alltäglichen Lebens galt[1]). Für Aegypten genügt es, auf einige Daten, die bei Chabas, Bergmann und Lenormant gesammelt sind, hinzuweisen[2]). Was Italien betrifft, so ist es allgemein bekannt, dass Rom Jahrhunderte hindurch seit seinem Bestande an der Rechnung nach Kupferpfunden festhielt. — Wie konnte man darin die Remanenz des prähistorischen Kupferalters verkennen!

Cypern's Kupferalter war seit 1874, als Franks auf dem Congresse in Stockholm drei analysirte Kupferdolche vorlegte, stets Gegenstand eingehender Forschungen. Neuerlich erfuhren unsere Kenntnisse besonders durch Ohnefalsch-Richter's Untersuchungen reichliche Erweiterung. Jüngst gelangten eben durch diesen verdienten Forscher ganze Reihen cyprischer Metallobjekte in europäische Museen; auch das Ungarische

1) Vergl. meinen Aufsatz darüber in Arch. Ert. 1887, p. 17 ff.

2) Chabas, Recherches sur les poids, mésures et monnaies des anciens Egyptiens. — Bergmann, Die Anfänge des Geldes in Aegypten. Num. Zeitschr. 1872, 161—180. — Lenormant, La monnaie dans l'antiquité 1878, I, 97.

Digitized by Google

National-Museum erwarb eine solche Suite, welche wir hier (Fig. 49) vorführen. Die Objekte sind noch nicht analysirt worden, und deshalb ist der Kupfer- oder Bronzegehalt derselben noch nicht mit sicheren Daten

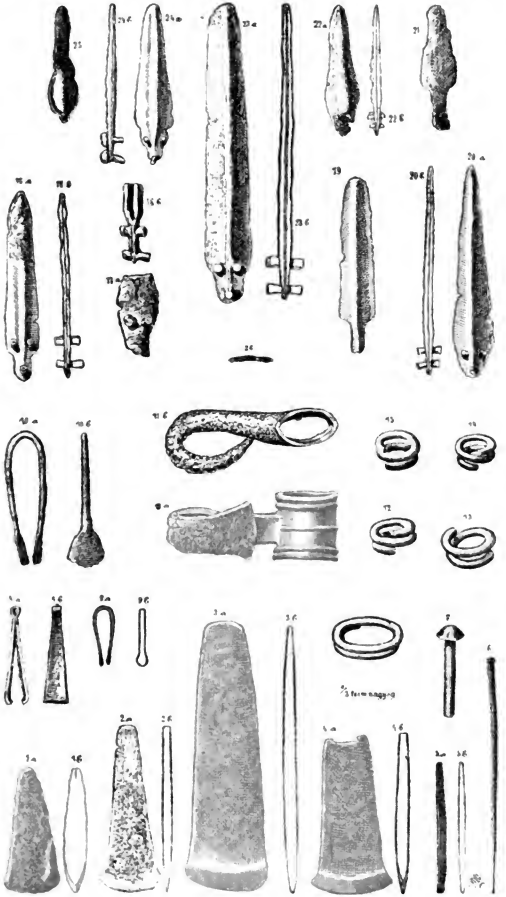


Fig. 49.

Digitized by Google

zu belegen, doch auch als Zusammenstellung typischer Formen ist die Reihe sehr lehrreich.

Die Reihe eröffnen einige Flachmeissel (1—4); es folgen zwei Schmalmeissel (5 und 6), eine Nadel mit halbkugelförmigem Kopfe (7) und drei Pincetten (8—10). Das eigenthümlichste Werkzeug (11) ist ein Tüllenbeil, dem wir aus Ungarn nur ein ziemlich ähnlich geformtes Werkzeug an die Seite stellen können (Fig. 50). Mehrfach gewundene Ringe (12—15)

Fig. 50.

finden im Bronzealter ziemlich häufige Nachahmung. Unter den Dolchformen (16—25) suchen wir vergeblich die Form, welche wir oben als cyprisch bezeichneten. Dagegen sind die Formen 20, 22 und 24 auch in unserer Bronzeregion gewöhnliche Erscheinungen. Weniger häufig ist der Typus Nr. 21, dem wir aus unsern Gegenden nur ein Kupfer- und zwei Bronze-Exemplare gegenüberstellen können.

Die trojanischen Funde gewannen seit Dörpfeld's Untersuchungen für die Datirung europäischer Analogien erhöhte Bedeutung. Das interessanteste Fundstück der Schicht, welche Dörpfeld mit 1b bezeichnet, war eine Doppelhaue, abgebildet bei Montelius[1]), welche einen Zinngehalt von höchstens 3—8,6 pCt. aufwies. Nach Dörpfeld's Berechnungen[2]) liegt die zweite trojanische Schicht tief unter derjenigen (VI. Schicht), welche er als homerisch oder mykenisch bezeichnet. Die dazwischen liegenden Schichten (III—V) stammen zwar von unbedeutenden Ansiedelungen her, trotzdem muss die Fundschicht der Doppelhaue um mehrere Jahrhunderte vor den Beginn der mykenischen, welche etwa bis ins XIV. Jahrhundert v. Chr. zurückreicht, angesetzt werden.

Für die italienischen Funde haben wir unlängst das grundlegende Werk von Montelius erhalten[3]), welches für Oberitalien eine Fülle werthvoller Belege aus der Kupferzeit bietet und die Much'sche Zusammenstellung vielfach ergänzt.

Lehrreich ist die Erscheinung, dass die Pfahlbaufunde mehrfach Typen aus Bronze aufweisen, für welche wir in Ungarn Analogien aus Kupfer haben. Im Pfahlbau von Mercurago fand man eine kurze, dreieckige Dolchklinge mit zwei Nietlöchern (I, 7); fünf Exemplare dieser primitiven Dolchform stammen aus dem See von Varese (III, 8, 10, 12, 13, 20). Sie

1) Arch. f. Anthr. XXI, 20.
2) Athen. Mitth. 1893, VIII, 204.
3) La civilisation primitive en Italie I. Text und Tafeln 1895.

Digitized by Google

sind alle aus Bronze und schliessen sich theils der b-Form, theils der c-Form der oben angeführten ungarischen Kupferdolche an. Eine Pfeilspitze mit flacher, breiter Klinge und zwei bartförmigen Ansätzen (III, 81) gleicht der bekannten Kupferform, und zwei Bronze-Angelhaken (III, 24, 25) stimmen vollständig mit unsern Angelhaken aus Kupfer überein (Pulszky, Fig. 7 und 8).

Aus dem Moor von Brabbia führt Montelius ein viereckiges Flachbeil an (IV, 7), wie deren viele in Ungarn vorkommen, und ein Steinring derselben Provenienz (III, 4) kann als Analogie zu dem Ringe aus Esseg betrachtet werden.

Aus dem Mincio stammt eine kurze Dolchklinge mit zwei Nietlöchern an der Basis (IX, 20). Die Pogegend bot ein kupfernes Flachbeil (X, 1) in Gesellschaft zweier Perlen mit ∧ Bohrung: die eine ist aus Stein (X, 3), die andere aus Bernstein (X, 8). Ferner sind aus der Pogegend zu erwähnen drei Kupfermeissel (XXVII, 1, 2, 11). Aus der Terramare von Castione stammt ein Flachmeissel (XIV, 2) und eine Schwertklinge aus Bronze (XIV, 8), welche mit der obenerwähnten Klinge des Bruckenthalschen Museums wenigstens in dem wesentlichen Punkte übereinstimmt, dass die Grifffortsetzung daran auch stabförmig gebildet ist.

Diese Form tritt in der Pogegend noch zweimal auf (XXXI, 2. XXXIII, 8). Beide Male hat sich auch das Ende des Griffstabes erhalten; derselbe erinnert mit seiner hakenförmigen Umbiegung an die ähnlichen Formen cyprischer und ungarischer Dolche. Ein anderes charakteristisches Merkmal, welches gleichfalls an dem Kupferschwerte des Bruckenthal-Museums in die Augen sticht, nehmlich die scharfgratige Mittelrippe, findet sich nur an einem Exemplare der Pogegend, und dieses steht demnach auch den cyprischen Dolchformen näher, als die übrigen. Das scharfe Hervortreten der Mittelrippe ist auch an einem Schwerte aus Monza (XL, 4) auffallend, dessen Querschnitt beinahe rhombische Form zeigt.

Die Form der Kupferbeile und Doppelhauen treffen wir nur zweimal an, beide Male in anderer Gestalt. Eines (XXXIV, 14) ähnelt am meisten den durchlochten Knochenhämmern. An der Doppelhaue stehen beide Schneiden mit dem Stielloche parallel. Flache Kupferbeile finden wir in der Pogegend (XXXV, 1), in Remedello (XXXVI, 6, 7); von da stammen auch zwei dreieckige Dolchklingen (XXXVI, 8, 11) und ein Kupfernagel mit konischem Kopfe (XXXVI). Schliesslich seien noch hervorgehoben aus Cumarola ein Kupferdolch (XXXVI, 25), ein viereckiger Flachmeissel (XXXVI, 24) und ein anderer viereckiger Meissel (?), welcher deshalb bemerkenswerth ist, weil den Rand Zickzacklinien, die breite Fläche Wellenlinien zieren (XXXVI, 23). Alle drei wurden zusammen mit Objekten aus Silex und aus polirtem Stein gefunden.

Auf den Zusammenhang zwischen den ungarischen und italienischen Terramaren haben bereits Pigorini, Undset und Helbig hingewiesen;

Digitized by Google

letzterer hatte behauptet, dass die Italiker vermuthlich im Stadium der beginnenden Bronzecultur waren, als sie die Donaugegend verliessen und nach Norditalien wanderten. Nun gewinnen diese Ansichten im Gefolge der sich häufenden Fundanalogien in Ungarn und in Norditalien immer sichereren Boden.

Spanien, die Alpengegend und Irland bei Seite lassend, welche in Much's Werk eingehende Behandlung erfahren haben, sei nur mit wenigen Worten der jüngsten Abhandlung von Montelius gedacht, in welcher der ausgezeichnete Forscher die schwedischen Ueberreste des Kupferalters eingehend behandelt[1]).

Es sind im Ganzen 47 Exemplare angeführt, darunter viele aus Kupfer, andere mit geringem Zinngehalt; am zahlreichsten sind die verschiedenen Formen der Meissel, Flach- oder Dickbeile. Es sind ferner drei Ringe gefunden worden und eine Doppelhaue. Von letzterer und von einer Anzahl von Flachmeisseln nimmt Montelius mit Recht an, dass es Importformen (wohl aus der Donauregion) seien. Doch auch die übrigen können Importwaare sein, denn der Kupferbergbau in Schweden reicht nicht in prähistorische Zeiten zurück.

Sehr methodisch ist die Entwickelung der einzelnen Kupferformen dargestellt, und wichtig ist die Erfahrung, dass der Zinngehalt der Objekte um so reicher wird, je mehr sich die Form in ihrer Entwickelung den Typen der vollendeten Bronzezeit nähert. Bereits Much hatte die Meinung verfochten, dass der geringe Zinngehalt von Fundobjekten auf deren Zwischenstellung zwischen Kupfer- und Bronzezeit deute; nun hat Montelius durch methodische Zusammenfassung typologischer Beobachtungen und chemischer Analysen diese Ansicht in wissenschaftlicher Weise gekräftigt.

Montelius versucht auch den Zeitpunkt für den Beginn und die Dauer der Kupferzeit in Schweden zu fixiren. Natürlich muss der Import von Kupfersachen nach Schweden noch in die Epoche der mitteleuropäischen Kupferepoche fallen, denn sonst wäre nicht Kupferwaare, sondern schon Bronzewaare dahin eingeführt worden; dieses muss also Jahrhunderte vor der Blüthe der Bronzecultur in Schweden (welche Montelius um das XV. Jahrhundert v. Chr. ansetzt) geschehen sein. So gelangt er zu der Annahme, dass die Kupferzeit beiläufig an den Anfang des XX. Jahrhunderts v. Chr. anzusetzen sei.

Dass dieser Ansatz nicht der Wahrscheinlichkeit entbehrt, dafür sprechen die chronologischen Ansätze, zu welchen man auf Grund trojanischer und ägyptischer Funde gelangt ist. —

Nach diesen Detailuntersuchungen dürfte es geboten sein, kurz die Resultate, zu welchen unsere jüngsten Studien über das Kupferalter in

1) Arch. f. Anthr. XXIII, 1895, 425—449.

Digitized by Google

den verschiedenen Gegenden der alten Welt geführt haben, zusammenzufassen:

1. Eine lokale Kupfercultur konnte sich überall entwickeln, wo die natürlichen Vorbedingungen vorhanden waren, wo es reines Kupfer oder Kupfererze gab; so im Altaigebirge und am Ural, auf der Insel Cypern, am Sinai, in Mittelitalien und den erzreichen italienischen Inseln, auf der iberischen Halbinsel, in England, in der Alpen- und Karpathengegend.

2. In allen diesen Regionen war die Kupfercultur in engem Anschluss an die Steinzeitcultur vermuthlich autochthon und im Ganzen unabhängig von anderen Regionen entstanden.

3. Internationale Berührungen der Steinzeit erhielten sich auch während der Kupferzeit, und es lassen sich im Verlaufe der Entwickelung Einwirkungen einzelner Regionen auf andere constatiren.

4. In der ungarischen Region lassen sich solche Berührungen deutlicher wahrnehmen, als in anderen, weil diese Gegend eine centrale Lage hatte und so nach vielen Seiten Einfluss ausüben und Einflüsse empfangen konnte.

Hier finden wir a) neben Typen, welche, wie überall, autochthon, als Nachahmungen von Formen des Steinalters, entstanden waren; b) Formen lokaler Entwickelung; c) Formen südlicher Provenienz; d) Formen, welche diese Region mit der ural-altaischen verbinden; e) erratisch erscheinende Stücke aus den westlichen und nördlichen Regionen.

5. Waffen, Werkzeuge und Schmucksachen wurden durch Guss und Hämmern erzeugt; die Ornamentik war eine geometrische, aus Punkten, Geraden und Kreisen gebildete. In der Keramik brachte es die Kupfercultur zu achtungswerthen Leistungen; sie benutzte zum Schmucke auch Materialien aus fernen Ländern.

6. Der Uebergang zur Bronzecultur ging langsam und schrittweise vor sich. In Ungarn und vielleicht auch anderwärts kam als Vorläufer der Bronze der Antimonmischung eine gewisse Rolle zu; mit der stufenweisen Entwickelung der Formen nimmt auch der Zinngehalt der Bronze zu. Dieselben natürlichen Vorbedingungen, welche das Kupferalter erzeugten, bestanden und wirkten auch im Bronzealter auf die Cultur ein. Chemische Analysen zeigen, dass auch das im Kupferalter bereits benutzte Material in der Bronzezeit von Neuem verarbeitet wurde.

7. Vermuthlich geschah der Uebergang von der Kupferzeit zur Bronzezeit in ganz Europa approximativ zu gleicher Zeit, beiläufig um den Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr. Dieser Uebergang ertödtete nicht überall sämmtliche Formen der Kupferzeit, einige überlebten nicht nur die Kupfercultur, sondern auch alle übrigen prähistorischen Zeiträume, und reichen bis auf unsere Tage.

Digitized by Google

IV.

Die Goldgefässe von Langendorf.

(Hierzu Taf. IV.)

Von

Dr. **RUDOLF BAIER** in Stralsund.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 15. Februar 1896.)

Die beiden Goldgefässe, deren Abbildung Tafel IV giebt, sind auf der Feldmark des der Stadt Stralsund gehörenden Gutes Langendorf (Kreis Franzburg) gefunden. Dieses Gut, etwa 7 *km* im Südosten von der Stadt gelegen, wird im Süden vom Borgwallsee bespült, einem Gewässer, welches einer Reihe von Landseen angehört, die, durch Wasserläufe mit einander verbunden, von Südosten nach Nordwesten die in gleicher Richtung laufende, Rügen gegenüber liegende Küste Neuvorpommerns begleiten.

Dort in Langendorf auf einem Ackerstücke, welches sich vom Hofe aus leicht gegen den See neigt und an dessen hochbordigem Ufer endet, waren im Jahre 1892 eines Tages zwei Arbeiter beschäftigt, vermittelst einer Maschine Superphosphat auszustreuen. Während der eine das die Streumaschine ziehende Pferd leitete, ging der andere nebenbei, die Maschine regulirend.

Dieser letztere, namens Pich, als Kathenmann seit längeren Jahren in Langendorf ansässig, bemerkte im Fortschreiten ein Häuflein zusammengeballter Erde, aus dem es ihm zu blinken schien. Er sah nach und fand, von Erde umhüllt, ein Blechgefäss und erwiderte auf den Zuruf seines Gefährten, doch das „Jux“ liegen zu lassen, er könne es ja für die Kinder zum Spielen mitnehmen. So geschah es denn. Nach Hause gekommen, schüttete er die Erde aus und fand nun in dem einen Gefässe ein zweites kleineres stehend. Des Putzens der Gefässe bedurfte es kaum. Als die Erdtheile leicht abgewaschen waren, glänzten sie hell und klar. Was nun aber mit ihnen thun?

Der Gedanke, dass es werthvolles Metall sein könne, blieb dem Finder völlig fern. Er hielt es für geringwerthiges Messingblech. Zum Spielen für die Kinder erschienen die Becken denn aber doch zu schade. Man beschloss also Blumen hineinzupflanzen, und in dieser Benutzung haben sie dann Jahre lang auf dem Fensterbrette gestanden, an welchem die Dorfstrasse unmittelbar vorbeiführt. Und so viele Personen auch

Digitized by Google

vorübergegangen sind und so viele auch die Stube betreten und längere oder kürzere Zeit darin verweilt haben (Hausierer, ferner bei Krankheit und eingetretenem Todesfall), niemand hat eine Ahnung von der Bedeutung und dem Werthe der seltenen Blumentöpfe gehabt. Pich hat wohl öfters zu seiner Frau geäussert, man könne sich doch einmal erkundigen, was es denn eigentlich für Metall sei. Aber dabei ist es geblieben, bis seine Aufmerksamkeit im Laufe der Jahre durch den Umstand rege wurde, dass die Töpfe ihre Farbe nicht veränderten, dass sie nicht schwarz wurden, wie er doch wusste, dass es mit dem Messing geschehe. So wurde denn einmal im vergangenen Herbste eines der Gefässe der Tochter mit in die Schule gegeben, um es dem Lehrer zu zeigen und von diesem Erkundigung einzuziehen.

Der Lehrer sprach die Vermuthung aus, dass es wohl Gold sein dürfte; man möge sich des Weiteren in Stralsund unterrichten. Dies geschah denn auch. Die Frau des Pich brachte die beiden Gefässe am Sonnabend, den 23. November vorigen Jahres, hierher in die Stadt und wandte sich zunächst an einen Goldschmied. Dieser bestätigte ihr die Goldbeschaffenheit der Schalen, empfahl ihr indess mit anerkennenswerthester Uneigennützigkeit, sich zum Zwecke des Verkaufs an mich als Leiter des hiesigen Museums zu wenden. Es war unmittelbar vor dem Mittagessen, als die Frau mit dem Schatze bei mir eintrat, und, ich gestehe, als ich diesen erblickte und die Möglichkeit, ihn zu erwerben, hörte, bemächtigte sich meiner eine solche Aufregung, dass ich keinen Bissen geniessen konnte. Die Frau theilte mir mit, der Goldschmied habe die Töpfe wohl über 300 ℳ geschätzt. „Aber" — setzte sie hinzu — „das ist ja viel zu viel, das brauchen Sie nicht dafür zu geben." Ich erklärte ihr die Gefässe kaufen zu wollen, diese aber für den Augenblick zurückbehalten zu müssen, um den dafür zu zahlenden Preis festzustellen. Ich ersuchte sie, nach einigen Tagen wiederzukommen, hielt dann indess für rathsam, den Ankauf für das „Provinzial-Museum für Neuvorpommern und Rügen" möglichst schnell zum Abschluss zu bringen, und begab mich schon am nächsten Morgen in Begleitung des Rathsherrn Israël, als Vorsitzenden der Kämmerei, deren Verwaltungsgebiet Langendorf angehört, dorthin. Als ich dem Pich und seiner Frau die von ihnen nicht erwartete hohe Summe nannte, die ich für die Schalen zahlen könne, brachen beide in Thränen aus. Das Geschäft wurde abgeschlossen und der grössere Theil des Kaufgeldes sofort ausgezahlt.

Ich unterrichtete mich dann über die eben mitgetheilten Einzelheiten der Auffindung und liess uns, Herrn Israël und mich, an die Ackerstelle führen, wo Pich meinte, den goldbergenden Erdenkloss aufgenommen zu haben. Sie befindet sich 430 Schritte vom nördlichen Ufer des Borgwallsees. Doch wurde es als möglich, ja als wahrscheinlich angesehen, dass die Gefässe nicht gerade unterhalb des Fleckes, wo sie an der Oberfläche

Digitized by Google

gefunden wurden, in der Erde verborgen gewesen seien. Unzweifelhaft sind sie durch die in neuerer Zeit geübte, bis auf 11 Zoll gehende Tiefkultur aus dem Schoosse der Erde herausgewühlt. Die grössere der beiden Schalen (Fig. 1) hat unterhalb des oberen Randes einen 9 *cm* langen Riss, der durch Eingreifen der Pflugschaar verursacht sein wird. Da ist es denn sehr leicht möglich, dass das Eisen die die Gefässe umschliessende Erdscholle eine Strecke weit fortgeschleift hat. Dafür spricht auch der Umstand, dass neben dem Riss ein kleiner Theil des Goldbleches abgebogen war, so dass er nur noch lose mit dem Gefässe zusammenhing. Die Frau Pich hat, da sie das Material für werthlos hielt, das Stück vollends abgebrochen und weggeworfen.

Die Gefässe bestehen aus feinem, nach Schätzung durch den Probierstein 23 1/2 bis 24karätigem Golde (das kleinere aus etwas bleicherem Golde, als das grössere) und haben ein Gewicht von zusammen 383 *g*. Das grössere (Fig. I, *a*, *b*) allein wiegt 253 *g*, das kleinere (Fig. II, *a*, *b*) 130 *g*.

Sie sind aus gehämmerten oder gewalzten Platten getrieben, die oben am Rande eine Dicke von ungefähr 1 1/2 *mm* haben, weiterhin aber dünner werden.

Das grössere Gefäss (Fig. I) hat einen Durchmesser an der Mündung von 16,3 *cm*; die Höhe beträgt 10,5 *cm*. Es ist reich ornamentirt. Oben legt sich an die Mündung ein 14 *mm* breiter glatter Rand, den nach unten eine Schnurverzierung abschliesst. Mit dieser parallel läuft eine Perlenreihe und dann folgen fünf umlaufende horizontale Streifen; in jedem von diesen sind concentrische Ringe an einandergereiht, diese letzteren bestehend aus zwei Reifen und einem von diesen umschlossenen Buckel. An einer Stelle des obersten Streifens ist anstatt des Ringes eine dem ϒ ähnliche Figur, aus an einander gereihten Perlen gebildet, eingestellt. Der Grund für diese Vertretung scheint der zu sein, dass der noch auszufüllende Raum für einen weiteren Ring zu gross war, durch die Hineinfügung eines solchen also in den Abständen von den Nachbarringen eine Asymmetrie entstanden wäre. Die horizontalen Streifen sind von je zwei in Relief aufliegenden Linien eingesäumt, zwischen welchen sich ein parallel laufender Perlreif hinzieht. Diese Perlreihe fehlt nach dem vierten Streifen, der also von dem fünften nur durch die Relieflinien getrennt ist. Der fünfte Streifen wird durch eine kreisförmige Schnurverzierung begrenzt, welche den glatten, 4,6 *cm* imDurchmesser haltenden Boden einschliesst.

Das kleinere Gefäss (Fig. II), mit einem Durchmesser an der Mündung von 12,8 *cm*, hat eine Höhe von 8 *cm*. Es ist ebenfalls mit Schmuckformen bedeckt. Die Mündung wird von einem glatten, 6 *mm* breiten, nach unten durch eine Schnurverzierung begrenzten Rande eingeschlossen. Dann folgen drei horizontale Streifen, jeder oben und unten umsäumt von einer,

Digitized by Google

der eben erwähnten gleichen Schnurverzierung. Zwischen diese Schnursäume sind in Abständen von 3 und 4 *mm* vertical laufende, leicht gewundene Stäbchen gestellt. Auf den dritten derartigen Streifen folgt dann eine den Boden einhegende Strichverzierung.

Innerhalb dieser letzteren, also am Boden, befinden sich zwei concentrisch geordnete Kreise, deren gemeinsame Mittelfigur aus drei concentrischen Reifen und einem von diesen umschlossenen Buckel gebildet ist. Die um diese Figur sich bewegenden beiden Kreise bestehen aus an einander gereihten, mit der Mittelfigur gleich gestalteten Kreisbildern, nur dass deren Durchmesser ein wenig kleiner ist, als der Durchmesser der Mittelfigur.

In beiden Gefässen sind die Ornamente durch Punzen von innen herausgetrieben, und zwar dienten dazu wahrscheinlich Bronzepunzen, da Holzstempel wohl nicht so sichere und gleichmässige Gebilde hervorgebracht haben würden. —

Die beiden Schalen gehören einer Gruppe gleichartiger Goldgefässe an, die mehrfach in Norddeutschland, Dänemark und Schweden gefunden sind und über die am ausführlichsten bisher wohl Herr Dr. Olshausen in diesen Verhandlungen 1890, S. 284 und 290—294 geschrieben hat. Er zählt aus Schweden 2 Gefässe, von den dänischen Inseln 28, aus Jütland 3, aus Schleswig 2, aus Holstein 5, aus Hannover 3, aus Bayern 3, vom Rhein 1, aus Frankreich 1, aus England 1, aus Irland 2[1]), also in Summa 51. Von diesen haben das eine in Bayern gefundene Geräth, der sogenannte „goldene Hut" (Lindenschmit, Heidnische Vorzeit I, 10, Taf. 4, 1) und das ähnliche aus Westfrankreich (Lindenschmit, ebenda) in ihrer Bestimmung und Form so viel Abweichendes, dass sie kaum mit den übrigen zusammengestellt werden können. Es bleiben somit nach Abzug dieser beiden letztgenannten noch 49. Dieser Zahl würden dann noch drei Goldgefässe zuzuzählen sein: die beiden hier in Rede stehenden und ein im Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin befindliches, bei Werder an der Havel gefundenes, mit Zeichnungen von Vögeln geschmücktes Gefäss.

So weit sich die Fundumstände bei den vorstehend aufgeführten Gefässen (Schalen, Bechern und Schöpfgefässen) haben feststellen lassen, sind diese fast alle Einzel- und Depotfunde. Professor Engelhardt in Kopenhagen hat daher behauptet, dass, wenigstens im Norden, die Goldgefässe niemals Grabbeigaben gewesen seien. Aus unserem Funde von Langendorf lässt sich freilich kein Gegenbeweis hernehmen, doch ist beachtenswerth, dass auf dem Ackerstück, auf welchem die Goldgefässe gefunden sind, noch vor 30 bis 40 Jahren mehrere Kegelgräber vorhanden

1) Olshausen nennt aus Irland 7 goldene Gefässe, davon lassen sich indess nur 2 mit den Langendorfern vergleichen: die übrigen 5 sind Dosen mit flachen Deckeln und Böden. Verhandl. 1890, S. 294.

Digitized by Google

waren. Diese sind sicherlich nicht aus antiquarischem, sondern lediglich aus landwirthschaftlichem Interesse weggeschafft. Da wäre es also nicht unmöglich, dass bei deren Beseitigung von der Oberfläche die Gefässe in der Tiefe verblieben wären. Noch gegenwärtig befindet sich, einige hundert Schritte von der angegebenen Fundstelle, unmittelbar am Borgwallsee, ein ansehnliches Kegelgrab. Es soll dieses in allernächster Zeit aufgenommen werden; möglicherweise treten dabei Erscheinungen hervor, die sich in Beziehungen zu den Goldgefässen setzen lassen.

Mit Ausnahme einer einzigen, bei Karlskrona in Schweden ans Licht gekommenen Schale sind die Gefässe von Langendorf die am weitesten nach Osten gefundenen ihrer Art.

So weit ich nach den mir zur Verfügung stehenden Abbildungen der oben verzeichneten Goldgefässe urtheilen kann, ist die Ornamentation des grösseren unserer beiden Gefässe (Fig. I) eine häufig vorkommende. Dagegen muss die des kleineren Napfes (Fig. II) als eine seltenere bezeichnet werden. Ich finde dieses letztere nur in Uebereinstimmung, aber wie die Vergleichung zeigt, in überraschender Uebereinstimmung mit der im Museum zu Kiel aufbewahrten Schale von Gönnebeck, Kreis Segeberg. Holstein. Vgl. Mestorf, Vorg. Alterth. aus Schleswig-Holstein, Nr. 356.

Nach den mit einigen dieser Goldgefässe zusammen gefundenen Altsachen, z. B. den mit der schon genannten Schale von Gönnebeck beigefundenen Bronzegegenständen, ferner nach der grossen, im Amte Odense auf Fünen gefundenen, 11 Goldschalen bergenden Bronzevase (Madsen, Bronzealderen II, Taf. 25—27) muss man die Goldgefässe der Hallstattperiode zuweisen, und zwar die meisten der ältesten Zeit dieses Styls, wie denn auch Montelius sie in die 4. bis 5. seiner Perioden, also in die Zeit von 1050—650 v. Chr., setzt.

Durchaus unsicher dagegen ist die Heimath der Goldgefässe und die Nationalität ihrer Verfertiger. Die wohl von den meisten getheilte Ansicht ist, dass diese kostbaren und schönen Arbeiten den Italikern angehören. und man kann wohl anerkennen, dass manche von ihnen an Villanova-Funde erinnern. Doch ist wohl die Frage der Untersuchung werth, ob nicht osteuropäische, längs der Donau gehende Einflüsse (Scythen, Agathyrsen) und durch diese indirect westasiatische Einwirkungen stattgehabt haben können.

Digitized by Google

Besprechungen.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Organ des Vereins für österreichische Volkskunde in Wien. Redigirt von Dr. Michael Haberlandt. I. Jahrgang. Wien und Prag. 1895.

In Wien haben sich in der letzten Zeit zwei bemerkenswerthe Neuerungen vollzogen: es hat sich daselbst ein Verein constituirt für die österreichische Volkskunde mit der ausgesprochenen Absicht, das Material für ein entsprechendes Museum zu sammeln und zweitens ist als Organ dieses Vereins eine Zeitschrift für österreichische Volkskunde von Michael Haberlandt herausgegeben worden, von welcher bereits zehn Hefte vorliegen. Wir begrüssen beide Unternehmungen mit grosser Freude; schliessen sie sich doch in erfreulichster Weise an Bestrebungen an, wie sie auch aus dem Schoosse unserer Gesellschaft hervorgegangen sind. Die Zeitschrift soll in Monatsheften erscheinen. Im ersten Hefte bringt sie nach der Einleitung des Redakteurs einen Aufsatz von Alois Riegl, Das Volksmässige und die Gegenwart; ferner von Richard von Kralik, Zur österreichischen Sagengeschichte. Dann folgen kleine Mittheilungen, nächstdem die Ethnographische Chronik aus Oesterreich, die Literatur der österreichischen Volkskunde und schliesslich Vereinsnachrichten.

Aus dem reichen Inhalte der anderen Hefte möge ein von Wilhelm Hein veröffentlichtes salzburgisches Hexenspiel hervorgehoben werden; ferner Altes und Neues vom Tatzelwurm von Frh. von Dohlhoff; Sitten, Bräuche und Meinungen des deutschen Volkes in Steiermark von J. Krainz; die Bevölkerung am Zahori in Mähren von Franz Přikryl; aus dem ruthenischen Volksglauben von Bugiel; mehrere linguistische Aufsätze von Nagl, Neubauer, Schreiber u. s. w. Eine grosse Zahl von Abbildungen erhöht die Bedeutung dieses Unternehmens, dem wir ein glückliches Gedeihen wünschen.

Max Bartels.

Fournereau. Le Siam ancien. Annales du Musée Guimet. Première Partie. T. XXVI. Paris 1895.

„L'étude du Siam, on peut le dire, n'est qu'à peine ebauchée, les Indianistes ne se sont pas encore livrés à des études très approfondies sur ce pays, si intéressant à plus d'un point de vue". Und dies werthvolle Ergebniss der im Jahre 1891 übernommenen Expedition erweist die hohe Bedeutung der archäologischen Studien auf einem Forschungsfelde, das bei bisheriger Schwerzugänglichkeit vernachlässigt geblieben ist, jetzt aber desto wirksamer in Angriff genommen werden muss, um die reichen Ernten, die hier in Aussicht stehen, baldigst gesichert zu haben, im Interesse culturhistorischer Probleme und einer universalgeschichtlich ethnischen Bearbeitung derselben.

An den Besuch Sajjanalaya's bei Kamphæng-Pet, von dessen alter Ruinenstadt sich Erzählungen bewahrt hatten (cf. V. d. östl. As., III, S. 32), schliesst sich die Geschichte der Statue Siva's, die 1886 aufgefunden wurde und „occupe aujourdhui une place d'honneur dans le nouveau musée d'Ethnographie de Berlin" (p. 180), im Bronzeabguss des Originals im „Musée de Vangna à Bangkok"). Die Uebersetzung der Inschriften (Capitel 6) begreift auch die bereits mitgetheilte (N. VIII).

Siam's neuere Geschichte folgt den Einwanderungen der Laos, die, an den vom Ostrande Tibets abfliessenden Strömen niedersteigend, längs derselben ihre Hauptstädte erbauten, auf den Trümmerstätten eines mit alter Cultur bereits gedüngten Bodens, von deren einstiger Pracht die kambodischen Tempel zeugen, ihren Schatten werfend, im javanischen Reflex, über die indonesische Inselwelt (mit dem Ausgangsthor in oceanische Weiten).

Digitized by Google

Was hier in den von Hastinapura redenden Gründungssagen auf dem Seewege herbeigetragen ist, wurde aus den Mutterstätten brahmanischer Cultur auf nördlichen Heerstrassen ins Land der Byamha geführt, wo aus Verknüpfung mit dem Herrschergeschlecht Tagaung's in Prome sich der Dreibund zusammenschloss, bei dessen Zersprengung die Dsit auf jener Hochfläche siedelten, wo staunend jetzt der Blick dahinschweift über die „tausend Tempel Pagan's", — was von ihnen übrig geblieben aus letzter Zerstörung.

Die Verschiedenheit im architektonischen Styl der Ruinen weist auf den Wechsel der Residenzen, wie ihre Geschichtsbücher bereits bekunden, in der Bezeichnung der „drei Pagan" (s. V. d. östl. As. I, S. 11), und dem, was sich anschliesst: in der Heldensage, sowie in volksthümlichen Ueberlieferungen.

In die Allgemeinkenntniss literarischer Umschau ist Hinterindien kaum noch eingetreten, da von der, vorübergehend durch die siamesischen Gesandschaften an den Hof Louis XIV. erweckten Aufmerksamkeit abgesehen, der Beginn einer fachgerechten Durchforschung erst von der Mitte des Jahrhunderts datirt, seit dem ersten der englisch-birmanischen Kriege, oder eigentlich seit dem zweiten, als Yule's „Narrative of a mission to the court of Ava" (1869) deutlichere Kenntniss brachte, zumal auch von der archäologischen Bedeutung Pagan's (durch Beschreibung der dortigen Bauwerke).

Gleichzeitig wurden die Monumente Angkor Vat's, die nach kurzer Notizgabe im XVI. Jahrhundert der Vergessenheit wiederum anheimgefallen waren, neu entdeckt durch Mouhot, und sie beginnen jetzt ihre Wunder zu enthüllen mit den durch die französischen Expeditionen (von Sagun aus) nach europäischen Museen[1]) übergeführten Abgüssen der Bildwerke (vgl. Ausland, 1865, Heft XVII u. flg.).

Das dortige Geschichts-Areal, sobald ihm der historische Blick eindringlicher zugewendet sein wird, hat sich als ein bedeutungsvoll lehrreichstes auf der Erdoberfläche zu erweisen, da die in der Continentalmasse Asiens getrennten Culturkreise seiner turanisch-sinischen oder eranisch-arischen Hälften auf engstem Raume hier zusammentreffen, auf einem durch die monosyllabische einheimische Sprache nach China verweisenden Boden, während ihre alphabetische Schrift von den Zuwanderungen redet, welche aus der (vorder-) indischen Halbinsel dort indo-germanisch verwandte Civilisations-Elemente hineingetragen haben.

Durch eine Combination günstiger Umstände findet sich im hiesigen Museum für Völkerkunde relativ umfangreichstes Material vereinigt für das systematische Studium der in indochinesischer und indonesischer Ethnologie gestellten Probleme. Dank schätzenswerther Gönnerschaft zeigen sich die Alterthümer Pagan's, die im nächsten Bande der „Veröffentlichungen" ihre wissenschaftliche Behandlung erhalten werden, ausgiebiger vertreten, als irgendwo sonst, ebenso die, in ihre Bergfesten zersprengten, autochthonische Bodenunterlage kennzeichnenden Stämme des Brahmaputra-Thals, zumal seit die Sammlungen des in der Zwischenzeit seiner verdienstlichen Thätigkeit leider entrissenen Reisenden hinzugekommen sind und die Kenntniss der indonesischen Inselwelt durch die mit Unterstützung des Ethnologischen Hülfs-Comité's ausgerüsteten Reisen hat vervollständigt werden können, im Anschluss an eine Reihe werthvoller Geschenke, die durch dortige Freunde und Gönner überwiesen sind. A. Bastian.

Hansjakob. Unsere Volkstrachten. Ein Wort zu ihrer Erhaltung. Vierte, erweiterte Auflage. Freiburg i. Br. Herder. 1896. 32 S.

Der Verf., der als Volksschriftsteller bekannte Pfarrer Hansjakob, hat durch das kleine Büchlein, dessen Titel voransteht, eine so grosse Wirkung erzielt, dass zu Ostern

1) Das Musée Khmer, das eine Zeitlang den ethnologischen Sammlungen des Trocadero angeschlossen war, findet sich jetzt mit dem Musée Guimet vereinigt. Durch eine, mit der Verwaltung eingeleitete Correspondenz wird die Erwerbung einer Serie der Gypsabgüsse im Austauschverkehr als in Aussicht stehend hoffentlich betrachtet werden dürfen um Studien zugänglich zu sein, denen sich hier eine Vielheit neuer Gesichtspunkte bietet, vgl. J. M. (p. 553).

Digitized by Google

1895 von 491 Gemeinden der Kreise Freiburg, Lörrach und Offenburg in 226 Gemeinden die Jugend bei der Erstcommunion, bezw. Confirmation in Volkstracht erschienen ist. Der Trachtenverein Freiburg, als Vorort sämmtlicher badischer Vereine, hat im Mai desselben Jahres eine Ausstellung von Trachtenbildern und am 21. September ein grosses Trachtenfest veranstaltet, welche in weiten Kreisen anregend gewirkt haben. Der Verf. theilt am Schlusse (S. 30) die „Satzungen des Volkstrachtenvereins Freiburg und Umgegend" mit. Es mag daraus angeführt werden, dass nach § 2 nur solche Personen als Mitglieder aufgenommen werden können, die im Vereinsbezirk wohnen und die ortsübliche Tracht tragen. Diese sind beitragsfrei, während ausserordentliche Mitglieder jährliche Beiträge im Mindestbetrage von 2 ℳ zu zahlen haben.

Der Verf. behandelt eingehender folgende Fragen:

1. Wie sind die Volkstrachten entstanden? Er beginnt mit der Fellbekleidung der alten wilden Deutschen und mustert dann cursorisch die verschiedenen Moden, welche durch die Berührung mit südlichen und westlichen Nationen ins Land drangen, bis in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die sog. „deutsche Tracht" in Gebrauch kam. Nachdem diese für kurze Zeit durch die spanische Tracht zurückgedrängt war, trat sie zu Anfang des 17. Jahrhunderts wieder in den Vordergrund, und aus ihr entstand die heutige Volkstracht, indem nach dem dreissigjährigen Kriege die Bewohner der grösseren Städte sich der französischen Mode ergaben, während man in den Landstädtchen und auf dem Lande der alten deutschen Tracht, wie sie vor dem Kriege bestanden hatte, treu blieb. Obwohl diese Darstellung nicht für alle Theile von Deutschland gleichen Werth hat, so kann man ihr doch im Grossen beistimmen.

2. Warum haben die Volkstrachten abgenommen? Nach dem Verf. ist dies hauptsächlich der französischen Revolution zuzuschreiben. Vom deutschen Landvolk legten die Bauern am deutschen Ober- und Mittelrhein zuerst die alte Tracht ab. Dann steckten die Bewohner der kleinen Städtchen die Schwarzwälder Bauern an; Uhrenhändler bringen die Pariser Mode herein; junge Leute, die als Soldaten eingezogen werden, lernen schnell ihre Tracht verachten. Ganz besonders schädlich wirkt in neuerer Zeit „die sogenannte Freizügigkeit."

3. Warum soll man die Volkstrachten erhalten? Zunächst im Interesse des Bauernstandes selbst. Der Verf. wünscht, dass der alte „Standesgeist" der Bauern erhalten werde: die Bauern sollen stolz darauf sein, dass sie dem ältesten, dem ehrenwerthesten und dem nothwendigsten Stande der Welt angehören. Aber auch der Geld- und Kostenpunkt kommen in Betracht: die neue Tracht bedinge neue Stoffe und die Beschaffung neuer Kleider in jedem zweiten Jahre, welche die Mittel der Leute erschöpfe. Mit der Abnahme der alten Trachten schwinde auch der alte Glaube und die alte Glaubensübung, und damit die gute, alte christliche Sitte. Darum habe auch der Staat ein wichtiges Interesse an der Erhaltung der alten Trachten, die mit eines der Vorwerke sind für den Bestand eines geordneten, conservativen Volkslebens. „Eine sociale Revolution ist unmöglich, so lange der Bauer in seinem Sonderleben erhalten bleibt." Daher hat die Gesellschaft allen Grund, für die Erhaltung der Eigenart des Landvolkes einzutreten. Denn aus diesem „kommen die meisten, geistig hervorragenden, auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft grossen Männer"; aus den Bauern „belebt sich immer und immer wieder das blutarme, nervöse Geschlecht der Culturmenschen, das ohne Regeneration längst versiecht wäre." Es mag an diesen Proben genügen, um zu zeigen, zu welchen Uebertreibungen auch ein an sich berechtigter und lobenswerther Enthusiasmus führen kann. Wenn der Verf. in einer neuen Auflage wenigstens die stärksten Auswüchse seiner nicht immer objektiven Darstellung beseitigen würde, so dürfte der Rest immer noch ausreichen, der von ihm vertheidigten guten Sache Freunde zuzuführen. Er selbst sagt (S. 23): „Ich bin durchaus nicht der Ansicht, als ob unter allen Umständen die alten Volkstrachten beizubehalten wären; ich bin auch mit Aenderungen derselben und mit einer neuen Volkstracht einverstanden, wenn sie nur nicht die lumpige, ewig wechselnde Modetracht ist, bei der man das Mädchen und die Frau vom Lande nicht mehr unterscheiden kann von der Dienstmagd und der Waschfrau in der Stadt." Wozu dann aber selbst die Gottgefälligkeit der alten Tracht in den Kampf führen, wenn man diese Tracht selbst preiszugeben geneigt ist?

Digitized by Google

4. Wie können die Volkstrachten erhalten werden? In diesen Abschnitt bringt der Verf. manches Beherzigenswerthe, woranf hier verwiesen sein mag. Dabei muss jedoch nochmals erwähnt werden, dass der Verf. (S. 25) findet, es wäre „kein kleines Verdienst, wenn die deutsche Künstlerwelt sich endlich einmal zusammenthäte, um eine deutsche Tracht zu schaffen, unter Berücksichtigung unserer schönen, alten Trachten." Vor der Hand wäre es gewiss nützlicher, die alten Trachten, wie sie nun eben sind, im Gebrauch zu erhalten. Dafür geben Trachten-Museen die beste Unterlage. An sie schliessen sich zeitgemässe Illustrationen, wie sie ja schon in mustergültiger Form vielfach verbreitet sind. Noch mehr hilft die Einführung der alten Tracht in den städtischen Gebrauch, wenn auch für den täglichen Gebrauch nur bei den dienenden Klassen, für festliche Gelegenheiten in die Gewohnheiten der Wohlhabenden. Die von dem Verf. erwähnten Trachtenfeste, wie die anthropologische Gesellschaft ein solches 1894 in Innsbruck gesehen hat, wirken mehr, als alle Moralpredigten, die doch zuletzt immer auf einem confessionellen Grunde beruhen.

Rud. Virchow.

Th. Achelis. Moderne Völkerkunde, deren Entwickelung und Aufgaben. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gemeinverständlich dargestellt. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1896. 487 S. gr. 8vo.

Es ist ein glücklicher Gedanke des Verfassers gewesen, unter den Schriftstellern des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts Umschau zu halten, und diejenigen ihrer Aussprüche herauszusuchen, welche man als die Anfangsstadien der heutigen ethnographischen Anschauungen betrachten kann. Er lässt diese Forscher selber zu Worte kommen, und zwar, entsprechend der Bedeutnng, welche sie ihm für die Entwickelung der Ethnologie zu haben scheinen, in knapperer oder ausführlicherer Weise. Wir begegnen manchen überraschenden Anschauungen, welche uns bisher als völlig neuen Datums erschienen sind. Vieles ist aber auch natürlicher Weise durch unsere heutigen Kenntnisse längst widerlegt uud überflügelt. Der Verf. stellt als Entwickelungsstadien der Ethnologie die folgenden Gruppen auf: die Anfänge der Völkerkunde in der ethnographischen Darstellung; die culturgeschichtliche Bearbeitung; die philosophische Perspective; die geographische Beleuchtung und die anthropologisch-prähistorische Betrachtung.

Die Anfangsgründe der ethnographischen Darstellung lässt er durch Lafiteau, Dobrizhoffer, Cook, Forster und Chamisso vertreten sein; die culturgeschichtlichen Bearbeiter sind Montesquieu, Rousseau, Voltaire, Condorcet, Klemm und Buckle. Herder und Schiller boten die philosophische Perspektive, während Ritter, Kapp, Kohl, Réclus, Klöden und Humboldt die geographische Belenchtung gaben. Prichard, Virchow, Hartmann, Ranke, Alsberg, Caspari und Hoernes werden als die Vertreter der anthropologisch-prähistorischen Betrachtung vorgeführt.

In einem zweiten Abschnitt betrachtet der Verf. die Entwickelung der Völkerkunde als einer sociologischen Wissenschaft. Von den uns hier beigebrachten Vertretern mögen Quetelet, Quatrefages, Spencer und Letourneau als Bearbeiter specieller sociologischer Disciplinen, Waitz, Bastian, Peschel, Gerland, Müller, Lubbock, Tylor, Ratzel, Post, Lippert und Hellwald als diejenigen genannt werden, welche die eigentliche ethnologische Ausführung übernommen haben.

Ungefähr die Hälfte des Werkes ist der Betrachtung der psychischen Grundzüge der Völkerkunde gewidmet, in welchen über den Begriff der Oekumene, über die Einheit des Menschengeschlechts, über die materielle und die geistige Cultur gehandelt wird. Zum Schluss sucht dann der Verfasser das Verhältniss der Völkerkunde zur Geographie, zur Anthropologie und Urgeschichte, zur Geschichts- und zur Rechtswissenschaft, zur Sociologie, zur Mythologie und Religionswissenschaft und zur Philosophie näher zu begründen. Ein Sachregister ist dem Werke beigegeben; die Ausstattung des letzteren, namentlich in Bezug auf den gut lesbaren Druck, möge anerkennend hervorgehoben werden.

Max Bartels.

Digitized by Google

V.

Anthropologische Aufnahmen und Untersuchungen,

ausgeführt auf den Samoa-Inseln 1894—1895 für die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Hierzu Tafel VI. u. VII.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 21. März 1896.)

Von

Dr. **FR. REINECKE**, z. Z. in Schmolz bei Breslau.

Während ich mich zum Zweck naturwissenschaftlicher Studien und Arbeiten auf den Samoa-Inseln aufhielt, empfing ich durch Vermittelung des Herrn Rudolf Virchow im Jahre 1884 die Nachricht, dass die Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin mir eine Summe für anthropologische Forschungen zur Verfügung gestellt habe.

Mein Hauptstreben war hiernach darauf gerichtet, diese Mittel möglichst auf Erlangung guter und zuverlässig bestimmter Skelette zu verwenden. Da ich auf Grund guter Beziehungen zu den maassgebenden Persönlichkeiten und in Sonderheit zu dem ersten Leiter der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft zu Hamburg nicht zu befürchten hatte, bei Ausübung meines Vorhabens auf Schwierigkeiten in diesen Kreisen zu stossen, sondern sogar liebenswürdigstes Entgegenkommen fand, veranlasste ich sofort, dass alle Arbeiter von anderen Inselgruppen, welche während meiner Anwesenheit starben, in geordneter Reihenfolge so beerdigt wurden, dass die Identificirung ihrer Skelette später an der Hand des Krankenhaus-Journales und der Sterbeliste leicht und sicher möglich wurde. Auf diese Weise konnte ich bis zu meiner Abreise im Juni 1895 Herrn Virchow 11 sicher bestimmte Skelette melanesischer Abstammung übersenden, die ich, sowie 5 weitere, früher beerdigte, und 2 Schädel persönlich auf den Beerdigungsplätzen der obigen deutschen Firma ausgrub.

Zur Konservirung frischen Alkoholmaterials konnte ich leider geeignete Gefässe nicht rechtzeitig mehr erhalten, obwohl ich die Ausgrabung schliesslich, nachdem auch die Eingeborenen und die fremden Arbeiter sich allmählich an die ihnen von Anfang an missfallende Thätigkeit und vermeintliche Entweihung ihrer Todten gewöhnt hatten, ohne erhebliche Bedenken wagen zu dürfen glaubte.

Digitized by Google

Den Wunsch, auch samoanische Skelette zu erhalten, sah ich mich genöthigt, vorwiegend aus persönlichen Rücksichten aufzugeben; denn der eigentliche (botanische) Zweck meiner Reise und dessen möglichst ungestörte Durchführung machte ein dauernd gutes Einvernehmen mit den Eingeborenen und die Bewahrung ihrer Achtung und ihres Vertrauens zu einer Nothwendigkeit, zumal da ich auf ihre Führer- und Trägerdienste und Gastfreundschaft vielfach angewiesen war.

Ohne Schädigung dieser Beziehungen ist an eine Ausgrabung samoanischer Skelette nicht zu denken, da die Eingeborenen die Gräber ihrer Angehörigen sehr in Ehren halten und bewahren. Dies geht zur Genüge aus der Thatsache hervor, dass dieselben schon in frühesten Zeiten bei Landverkäufen mit Reservaten belegt und von dem Verkauf ausgeschlossen wurden. Immerhin ist für jemand, der die eben genannten Rücksichten ausser Acht lassen kann und mit dem Volke und den Verhältnissen vertraut ist, ein erfolgreiches Vorgehen keineswegs ausgeschlossen.

Da ich hoffte, ohne Inanspruchnahme der Samoaner und ohne Trübung meiner vielfach freundschaftlichen Beziehungen, mich meines Auftrages in befriedigender Weise entledigen zu können, verzichtete ich auf eine solche bis auf einige Messungen, deren Ausführung jedoch von Seiten der Eingeborenen auch nur mit Unbehagen und nach Ueberredung gestattet wurde, soweit ich nicht befreundete Leute dazu heranzog. Um so bereitwilliger verhielten sie sich gegenüber photographischen Aufnahmen.

Von besonderem Interesse erschien mir, in Rücksicht auf die schnell fortschreitende Veränderung der Original-Typen und die bevorstehende Auflösung derselben, ein vergleichendes umfangreiches Studium der individuellen Rassen- und Vererbungspotenz dieses Volksstammes und deren Einfluss auf die Produkte aus Mischehen, besonders mit der kaukasischen Rasse, welche einen sicheren Untergang dieses prächtigen Menschenschlages lediglich als eine Frage der Zeit erscheinen lässt. Es ist dies eine Aufgabe, deren baldige Ausführung, wie die solch' ethnologischer und anthropologischer Art überhaupt, nicht genug empfohlen werden kann; denn die rasch vordringende Cultur und Civilisation erweist sich gerade in jenen Gebieten bei der numerisch geringen Zahl der Individuen, welche den einzelnen, heute nur noch theilweise rein erhaltenen Typen angehören, als besonders verhängnissvoll und setzt der Sicherheit und Zuverlässigkeit diesbezüglicher Forschungen und Sammlungen schnell wachsende Schwierigkeiten entgegen. „Bis dat, qui cito dat" kann man seltener mit besserem Recht sagen.

Eine wissenschaftlich werthvolle Ausführung der vorher erwähnten vergleichenden Studien, mit Heranziehung genügenden oder wenigstens möglichst umfangreichen Materials, ohne erforderliche Vorstudien erschien mir jedoch wenig durchführbar in der Zeit, welche ich mir für anthropo-

Digitized by Google

logische Arbeiten vorbehalten hatte, so dass ich nach einigen vorbereitenden Beobachtungen und photographischen Aufnahmen hierauf verzichtete.

Ich möchte aus meinen wenigen hierbei gewonnenen Anschauungen nur erwähnen, dass in den meisten Fällen der von mir beobachteten Mischehen zwischen einer Samoanerin und einem Weissen (das umgekehrte Verhältniss fehlt noch) das erste oder die ersten Kinder vorwiegend die Rasseneigenthümlichkeiten des Vaters zu erben scheinen, während in Ehen mit zahlreichen Nachkommen das mütterliche Element progressiv zu prävaliren scheint. Das schwarze, seidenartig weiche, selten straffe Haar und die braunen Augen erweisen sich hingegen von Anbeginn und auch auf Generationen ausgedehnt als ein besonders vererbliches konstantes Merkmal. Auffallend jedoch ist in den meisten Fällen das rasche Verschwinden des bläulichen Aussenringes der Iris.

Schlecht erzogene, bezw. samoanisch aufgewachsene Sprösslinge aus Mischehen zeigen psychologisch in hohem Maasse die Untugenden der väterlichen Rasse ausgeprägt; und deshalb geniessen auch auf Samoa Halfcasts ein gewisses Vorurtheil Seitens der Fremden.

Als zweite Hauptaufgabe meiner anthropologischen Thätigkeit betrachtete ich die Messung lebender Individuen und die photographische Aufnahme solcher. Die Resultate der ersteren folgen hier nach den gemessenen Stämmen geordnet; sie umfassen die meisten zu jener Zeit auf der Mulifanua-Pflanzung beschäftigten angeworbenen Arbeiter. Ohne zeitgemässe Instrumente, mit einem primitiven Schädeltaster, den ich im Besitz des dortigen Arztes, Dr. Funk, vorfand und wegen Ausbleibens eines bestellten Instrumentes benutzte, sowie mit einem Stahl-Bandmaass ausgeführt, möchte ich die absolute Genauigkeit der Maasse nicht zu hoch veranschlagen; auf ihre relative Richtigkeit hingegen glaube ich mehr Werth legen zu dürfen, wenigstens insofern, als gerade Messungen an lebenden Bewohnern pacifischer Inseln fast ganz unterblieben sind. Denselben liegt eine kurze persönliche Unterweisung, die ich der Güte des Herrn Dr. von Luschan verdanke, sowie Virchow's Anleitung in Neumayer's „Anleitung für wissenschaftliche Reisen" zu Grunde. Ueber meinen photographischen Aufnahmen waltete ein Unstern. Die grösste Zahl meiner Negative (gegen 300) wurde ein Opfer des grossen Brandes, der am 1. April 1895 den Haupttheil Apia's (Matafele) in Asche legte; unter den vom Feuer zerstörten Gebäuden befand sich auch das des Photographen Davis, bei welchem ich meine Negative entwickelt und aufbewahrt hatte. Da auch dessen Apparate vernichtet oder für längere Zeit gebrauchsunfähig geworden waren, musste ich auf eine Ergänzung der mir gebliebenen Sammlung und der schönsten Erinnerungen verzichten. Copien der der Zerstörung entgangenen Platten, sowie einige wenige vor dem Feuer angefertigte, habe ich Herrn Virchow ebenfalls

Digitized by Google

zur Verfügung gestellt. Durch Zurücklassung meines Apparates und sofortige Nachbestellung der ebenfalls verbrannten Kassetten hoffte ich mir Aussicht auf einigen Ersatz des Verlustes versprechen zu dürfen, leider aber fehlte dem betreffenden Herrn die nöthige Musse und Gelegenheit zur Realisirung dieser Hoffnung.

Einige Copien werden immerhin als Vergleichsmaterial oder Belag der folgenden Messungen dienen können.

Anm. Die Literatur ist bisher ausserordentlich arm an anthropologischen Beobachtungen und Aufnahmen der hier angeführten Südsee-Stämme. Wilhelm Volz stellt a. a. O. S. 67—70 die darüber erschienenen Mittheilungen übersichtlich zusammen.

I. Salomons-Insulaner. (Taf. VII, Fig. 1—4 und S. 122 und 123, Fig. 1 und 2.)

Nr. und Name	Geschlecht, Stamm, Alter, Ernährungszustand	Hautfarbe an Stirn, Wangen, Lippen, Brust	Tättowirung	Auge Iris, Conjunctiva Form, Stellung	Haar Farbe, Structur	Bart	Kopf
1[1]) Saago	♂ Aula 30 J., kräftig	dkl.-braun-schw. mit leicht gelber Beimischung Br. u. Arme dunkler, L. mattbraunroth	farbige Zeichen auf der Brust	I. dklbr mit grünlich-blauem Aussenring C. schmutzigweiss. — leicht schief gestellt nach aussen oben	schwarz, kraus, Körper stark behaart, Gruppenhaare auch kraus, kurz	schwarz, kraus, gering	lang, oben ab gerunde
2 Oletta	♂ Malayta 28 J., kräftig	braun zu dunkelbraun, gleichmässig, sonst = 1	Punkte a. d. Stirn, Zeichen a. d. Brust, blau	dto. gerade gestellt	dto	rasirt	hoch
3 Rau	♂ Malayta 35 J., kräftig	dto.	Nur im Gesicht, blaue Winkel	dto. C. leicht röthlich injicirt	dto.	dto.	hoch, breit
4 Queiramu	♂ Malayta 35 J., kräftig	dto	im Gesicht Punkte	dto.	schwarzbr., mehr lockig. Körper gleichmässig, nicht sehr stark behaart	dto.	hoch, lang
5 Dologan	♂ Malayta 25 J., kräftig, untersetzt	dto. St. u. W. etwas heller, Br. und Arm dunkler, Unterarm sehr dkl. (Bootsmann)	Gesicht, Punkte u. Striche, auf Br. u. A. diverse Zeichngn. (belanglos)	dto. mit blauem Aussenring	dto. in Folge von Kalken röthlich braun	dunkelblond, gering	hoch, schmal
6 Otinga	♂ Malayta 30 J., gut	röthl.-gelbbraun, L. grauroth, matt Br. u. A. chokoladebraun	St., W., O.-A. verschiedene Zeichen	dto.	tief schwarz, kraus	= Kopfhaar	= 1

1) Nicht beschnitten.

Digitized by Google

Inhalt.

I. Salomons-Inseln (Aula-Malayta-Guadalcanar).
II. Neu-Hebriden (Melio-Mallicolo-Santos-l'enticost-Aoba).
III. Gilbert- oder Kingsmill-Inseln (Taputeuãa).
IV. Neu-Meklenburg (= New Ireland).
V. Neu-Hannover.
VI. Samoaner.
VII. Maasse und Indices.
VIII. Ausgrabungen.
IX. Die Mal(l)icolos. Zusammengestellte Beobachtungen und Notizen.

I. Salomons-Insulaner.

esicht, Stirn	Wangenbeine	Nase Wurzel, Rücken, Scheidewand, Flügel, Pflöcke, Ringe	Lippen	Zähne Stellung, Aussehen, Farbe	Ohr anliegend, abstehend, durchbohrt	Brüste Form, Warze, Warzenhof	Hände, Nägel	Füsse
hoch, chmal, . Unterefer, St. hoch, leicht zurückeneigt, gerade	stark vortretend	W. eingesenkt, R. gerade, Sch. dick, kurz, F. dick aufgeblasen, Pfl. 0, R. früher getr	voll vortretend	gerade, gelblichweiss, massig, leichter Vorderkauer	flach anliegend, L. angewachsen, durchlocht	kräftig, voll, W. u. Wh. dunkelbraun, klein	—	—
dto. t. niedr., gerade	vortretend	= 1 Spitze dick	dto. Ob.-L. stärker vortr.	leicht einwärts gerichtet, blauroth (Betelkauer) leicht Vorderkauer	anliegend, L. frei	dto.	—	—
sehr schmal, St. hoch gewölbt	dto.	= 1 W. nicht eingesenkt	dick, nicht wulstig vortr.	massig, gerade (Betelkauer), Vorderkauer	leicht anl., L. frei, durchbohrt (f. d. Pfeife)	dto.	—	—
dto.	dto.	= 1 Sch. etwas nach unten geneigt, dick	dto.	Kiefer schief gestellt, nicht deckend, sonst = 1	gross, L. frei, durchbohrt	dto. Wh. dunkler	—	—
hoch, St. leicht gewölbt	anlieg.	= 1 hat Pfl. und R. getragen	wulstig vortret., Kinn leicht zugespitzt	unregelmässig schief gestellt, besonders die Schneidezähne (Betelkauer)	L. frei, durchbohrt	= 1	—	—
oval. St. hoch, gerade	vortretend	W. tief eingesenkt, R. gerade, Sch. breit absteigend, Fl. aufgeblasen, hat Pfl. u. R. getr.	dick, wulstig	die beid. mittl. oberen Schneidezähne kolossal, gerade, opak, gelblich-weiss, l. Hinterkauer	dto.	= 1, Wh. dick, abgerundet	—	—

Digitized by Google

Nr und Name	Geschlecht, Stamm, Alter, Ernährungszustand	Hautfarbe an Stirn, Wangen, Lippen, Brust	Tättowirung	Auge Iris, Conjunctiva, Form, Stellung	Haar Farbe, Structur	Bart	Kopf
7 Romlay	♂ Malayta 23 J., stark untersetzt	wie 1	Gesicht u. Wange blaue Zeichen	wie 6 C. schmutzig-weiss, röthl. injicirt. Form länglich, St. gerade	wie 6	0	= 1
8[1] Koschertila	♀ Guadalcanar 30 J., sehr gut	dto. Mittelges. heller, L. röthlich, faltig	Schnitte zerstreut über den Oberkörp. (Brust)	wie 7	schwarzbraun (Kalk), künstlich gelockt, 3 *cm* lang	0	dick
9 Welia	♂ Guadalcanar 35 J., sehr gut	dkl.-chokoladenbraun (bereits 12 Jahre in Samoa)	0	wie 5	schwarzbraun, kraus, sonst = 1	= Kopfhaar	hoch, lang
10 Ramo	♀ Malayta 25-30 J, gut	hellkaffeebraun, W. leicht gelblich	= 8	= 1 leicht schlitzäugig	schwarzbraun, durchsch. braun, kraus fein, Körper dto.	0	hoch, Hinterk abgerun
11 Unei	♀ Malayta 15/18 J, schlank	hell kaffeebraun, W. leicht ins Gelbliche, Br. und A. dunkler, L. mattbraun	Schnittmuster, kurze Striche und Winkel auf der Stirn, Warzen auf dem Arm, farbige Zeichen auf St. und Br.	= 1	schwarzbraun, krauss, feinwoll., gekalkt, sonstig. durchscheinend braun	0	länglich abgerundet
12[2] Ri	♂ Malayta 18 J., gut	dto.	blaue Punkte u. Zeichen auf Stirn, Wange u. Brust	I. wässerigbraun mit intensiv blauem Aussenring, C. schmutzigweiss, St. gerade	schwarz, kraus	0	hoch, breit, knochi
13[3] Tambula	♂ Malayta 20 J., gut	dto	0	leicht geschlitzt, I. dklbraun m. bl. Aussenring, C. leicht röthlich injicirt	dto.	spärlich, schwarz, a. d. Sp. br., leicht gelockt	hoch, knochi
14 Runga	♂ Guadalcanar 25 J., gut	dto.	0	dto. Aussenring graublau	schwarzbraun, kraus, 1 *cm* lang	dto.	dto. schma
15 Tabotta	♂ Guadalcanar 35 J., stark	dto.	Schnitte a. Gesicht u. O.-Arm (erst in Samoa gemacht)	dto. Aussenring graugrünlich, innen blau	dto.	0	hoch dick
16 Urrana	♀ Malayta 20 J., gut	dto. L. mattröthlich	Schn. lgs. d. Brustb. u. a. Oberarm. Punkte auf der Stirn.	= 7	dto. ganz kurz geschnitten	0	dto.

1) Genitalien schwarz behaart. Haare sehr struppig, weit am Bauch hinaufsteigend. — 2) Ni

Digitized by Google

Gesicht Stirn	Wangenbeine	Nase Wurzel, Rücken, Scheidewand, Flügel, Pflöcke, Ringe	Lippen	Zähne Stellung, Aussehen, Farbe	Ohr anliegend, abstehend, durchbohrt	Brüste Form, Warzen, Warzenhof	Hände, Nägel,	Füsse
sic 6	vortret.	W. tief eingesenkt, R. kurz, vorspring., Sch. wulstig, Fl. dick aufgeblasen, Pfl. u. R. = 0	dick, Unterlippe aufgeworfen	= 3	klein, L. angewachsen, Löcher keine	W. hervortretend, Wh. klein, röthl., chokoladenbraun	—	—
oval, St. hoch, gerade	anlieg.	dto.	O.-L. dick wulstig, U.-L. dick mattröthlich	gerade, leicht Hinterkauer (Betelkauer)	gross, unvollständig, zerrissen und abgeschnitten	hängend, voll, W. kurz, stark, Wh. gross, äuss. Warzenring	—	—
schmal, hoch, St. hoch, schräg	dto	= 1	leicht wulstig geschwungen	ob. gerade, unt. etwas schief, weiss, massig, Vorderkauer	= 1	= 1	—	—
kl. oval, St. riem. hoch, leicht zurückgewölbt	leicht vortr.	W. leicht eingesenkt, schöne Form, leichte Stülpnase	wulstig, geschwungen	gerade, leicht Hinterkauer, opak (Betelkauer)	leicht anliegend, stark durchlöchert, L. wenig frei	schlaff, hängend, W. gr., geschrumpft, Wh. chokoladenbraun, strahlauslauf	—	—
hoch, schmal, breiter Unterkiefer, St. hoch, schräg	stark vortretend	W. eingesenkt, R. gerade, Sch. dick, kurz, F. dick, aufgeblasen, Pfl. 0, hat R. getragen	voll, vortretend	gerade, gelblich, leicht massig, Hinterkauer	flach anliegend, L. angewachsen, durchbohrt	voll, abstehend, W. gross, Wh. klein, chokoladenbraun	kräftig zugespitzt, N. gewölbt, oval, grau	flach, normal
hoch, breit, St. leicht zurückgewölbt	—	breit, dicke Scheidewände, Spitze etwas überhängend	wulstig, geschweift, leicht mattroth	gerade, schön opak, Betelk., Hinterkauer	gross, L. frei, durchbohrt	W. klein, Wh. dunkel chokoladenbraun	gross, knochig, N. breit, gewölbt	gross
hoch, breit-oval, St. hoch, gerade	leicht vortretend	= 11	dto.	dto.	dto. klein	dto.	klein, N. gelbl. weiss, lang	entspr. den Händen
schmal, hoch, St. hoch, schräg	anliegend	dto. W. tief eingesenkt	dto.	dto.	dto.	dto.	dto.	dto.
dto.	dto.	dto. W. weniger tief eingesenkt	dto.	dto.	dto.	dto. Wh. stark warzig	normal, N. lang, oval	dto.
dto.	dto.	= 10	dto.	dto.	leicht anliegend, stark durchlöchert, L. wenig frei	—	dto.	dto.

beschnitten. Waden gut ausgebildet. — 3) Nicht beschnitten. Elegante Fesselgelenke, hoher Spann.

Digitized by Google

Nr. und Name	Geschlecht, Stamm, Alter, Ernährungszustand	Hautfarbe an Stirn, Wangen, Lippen, Brust	Tättowirung	Auge Iris, Conjunctiva, Form, Stellung	Haar Farbe, Structur	Bart	Kopf
17 Lugau	♀ Malayta 20 J., gut	wie 11	0	wie 7	wie 14 leicht bräunlich	0	oben abgerundet, schmal
18 Turittu	♂ Guadalcanar 30 J., sehr gut	dto.	= 15	dto.	= 14	= 13	hoch, schmal
19 Agnesgau	♂ Malayta 18 J., gut, schlank	dto.	0	dto. C. bläulichweiss	= 14	0	dto.
20 Rongai	♂ dto.	dto.	0	= 1	bräunl. schwarz, kraus, 2 *cm* lang	0	dto. oben abgerundet

II. Neu-Hebriden. (Taf. VI.)

1[1] Eiliss	♂ Melio 20—25 J., sehr gut	dkl. chokoladbr., Br. tiefer, Arme etwas heller	0	I. braun mit blaugrauem Aussenring, C. schmutzig weiss, St. leicht geneigt, etwas schief nach aussen oben	schwarz, kraus, fein wollig. Auf d. Körper ebenso, spärlich	= Kopfhaar, spärlich	hoch, schmal
2 Lelakelak	♀ Melio 25-30 J., dick	hellbr., Br. u. A. dunkler	Erhabene Schnitte, Crustaceen, Fische u.s.w. darstellend, auf den Armen. Kreuzschn. längs des Bauches	dto.	dto.	0	lang, hoch, ob. zugespitzt
3[2] Lengälen	♀ Melio (?) 16—17 J., schlank	graubraun ins Gelbliche, Brust heller	0	dto. C. leicht röthlich injicirt	dto. von d. Schläfen bis nahe an die Augen herablauf.	0	länglich oval
4 Lagavomesale	♂ Mallicolo 20—30 J., kräftig	hellbr., leicht gelblich	Schnitte vom Arm zur Brust laufend u. auf dieser	= 1	dto. ob. Theile röthl.-br. durch Kalken. Auf dem Kopf kraus in Gruppen	schwarz, kraus, Spitzen braun	eckig, hoch, oben zugespitzt
5[3] Leleara	♂ Mallicolo 25 J., gut	= 1	0	= 1	schwarzbr. kraus geringelt, tief in d. Stirn u. zu den Augen gewachs., sonst = 1	dto.	dto.

1) Nach Angabe der Mallicolos stammen die typischen Spitzköpfe aus der Gegend der South-Bay. — gewachsenen Eindruck; sie ist bereits 2 Jahre als Arbeiterin in Samoa. — 3) Beschnitten. Hat 1 Jah

Digitized by Google

Gesicht Stirn	Wangenbeine	Nase Wurzel, Rücken, Scheidewand, Flügel, Pflöcke, Ringe	Lippen	Zähne Stellung, Aussehen, Farbe	Ohr anliegend, abstehend, durchbohrt	Brüste Form, Warze, Warzenhof	Hände, Nägel	Füsse
länglich-oval. St. hoch, leicht zurückgeneigt	leicht vortretend	W. eingesenkt, R. schmal, Spitze etwas platt, sonst schöne Form, Pfl. u. R. 0.	wie 12	wie 12	= 11	wie 12	wie 15	wie 13
schmal, oval, St. leicht gewölbt	anliegend	= 15	dto. stark geschweift	gerade, massig, leicht schief gestellt. Beteik., Hinterkauer	= 12	= 12	dto.	gross, platt
dto.	leicht vortretend	= 17	= 12	= 12	= 12	Wh. kaum erkennbar, W. sehr klein	dto. gross	normal
dto.	anliegend	= 17	= 12	= 12	= 12	= 12	schön geformt, N. breit, bläulichweiss	dto.

II. Neu-Hebriden.

lang, oval, St. hoch, zurückgeneigt	vortretend	W. leicht eingesenkt, R. gerade, Sch. dick, absteigend, Fl. aufgeblasen, Spitze leicht hängend, Pfl. u. R. = 0	wulstig, leicht geschwung., matt roth br.	gerade, opak, schön weiss. Vorderkauer	klein, anliegend. L. leicht, frei	voll u. stark, Wh. klein, wenig abstehend	lang, schmal, N. leicht gewölbt, lang	stark, Ferse weit zurückstehend
hoch, oval, St. hoch, spitz, zurückgeneigt	anlieg.	dto. Spitze aufgestülpt	dto. leicht röthlich	gerade, prachtvoll dicht, weiss; leicht Hinterk.	dto. L. leicht angewachsen, durchbohrt	gr., schlaff, W. kaum hervortret., Wh. sehr gr., dunkelbr.	kräftig, gross, N. schmal, lang	relativ klein, vorn breit
länglich oval, St. gerade	leicht vortretend	dto.	dick, leicht vortret.	dto.	= 1 L. durchbohrt	fehlen. W. u. Wh. kaum erkennbar	kurz, breit, N. oval	schmal, 2. und 3. Zehen v. einander entf. u. bewegl.
schmal, hoch, St. dachartig zurückgeneigt	stark vortretend	dto. breiter	= 1	gerade, gelblich weiss; leichter Vorderk.	dto.	= 1	= 1 Fing. nach d. Daumen zu seitlich bewegbar	breit, flach
oval, St. leicht zurückgewölbt	leicht vortretend	dto. = 1	= 1	dto.	dto.	= 1	dto. N. sehr lang, gewölbt	dto.

2) Genitalien normal, unbehaart, pflegt starken Geschlechtsumgang und macht sonst einen völlig aus- ang bei den Samoanern gelebt, deren Farbe er sehr nahe steht. Ob dadurch?

Digitized by Google

Nr. und Name	Geschlecht, Stamm, Alter, Ernährungszustand	Hautfarbe an Stirn, Wangen, Lippen, Brust	Tättowirung	Auge Iris, Conjunctiva, Form, Stellung	Haar Farbe, Structur	Bart	Kopf
6[1]) Marikuti	♂ Mallicolo 20 J., gut	wie 1	0	wie 1 Aussenrand mit schmutzig Grüngelb in die schmutzig weisse C. übergehend	= 1	rasirt	hoch leicht gespit
7[2]) Dambos	♂ Mallicolo 14 J., klein, aber gut	chokoladenbr. mit gelbl. Ton	0	Aussenr. innen bl., aussen schmutzig grau, sonst = 1	= 1	0	breit oval oben wölb
8[3]) Jo	♂ Mallicolo 18 J., gut	dto.	0	= 1	= 1	kraus, schwarzer Schnurrbart, spärlich	dto.
9 Maria	♀ Mallicolo 24 J., gut, Neigung z. Fett	etwas heller, mehr gelblich	unregelmässige blaue Zeichen im Gesicht	= 1	= 1	0	lang hoch ob. lei zugesp
10 Tarra	♀ Mallicolo (?) 16 J., gut	dto.	0	dto. N. gerade, F. leicht geschlitzt	= 5	0	dto. mehr e
11[4]) Charly	♂ Santos 30 J., kräftig	hellkaffeebr. ins Gelbliche, Untergesicht sehr dunkel	0	= 1	schwarz, kraus, tief in die Stirn gewachsen	schwarz, kraus, geschnitten	längli oval, o dach förm
12 Fagassa	♂ Penticost 18 J., gut	dto.	0	= 1	gekalkt, gelbbr., Grund schwarz, sonst = 1	0	brei hoch rundl
13 Singole	♂ Aoba 15 J., gut	dto. Untergesicht heller	0	= 1	= 1 lange Ringel	0	abg rund
14 Tarita	♂ Aoba 15-16 J., gut	etwas dunkler	0	dto. C. leicht röthlich injicirt	= 11	0	dto

III. Gilbert- oder Kingsmill-Insulaner. (Taf. VII. Fig. 5—6.)

1 Tiadi	♂ Arorai 30 J., kräftig	hell kastanienbraun, leicht in's Röthl., Br. u. A. dunkler	0	br. mit hellbl. Aussenring, C. schmutzig weiss, A. gross, gerade, länglich	schwarz, glänz., straff, glattgekämmt	= Kopfhaar, gering	hoc schn lan

1) Taf. VI, unten, Nr. 8. — 2) Nr. 7 ebendas. — 3) ebendas. Nr. 5. — 4) Vergl. Taf. VI. oben.

Digitized by Google

sicht, Stirn	Wangenbeine	Nase Wurzel, Rücken, Scheidewand, Flügel, Pflöcke, Ringe	Lippen	Zähne Stellung, Aussehen, Farbe	Ohr anliegend, abstehend, durchbohrt	Brüste, Form, Warze, Warzenhof	Hände, Nägel	Füsse
lmal, loch, zugepitzt	leicht vortretend	= 1	wulstig, Obl. sehr stark geschwung., fast von Gesichtsfarbe	massig, gerade, Ob.-Schneidez. sehr gross, leichter Vorderk.	abstehend, gross, L. leicht, frei, durchbohrt	wie =	dick, breit, N. gewölbt	wie 3
hmal, oval, leicht ewölbt	anlieg.	= 1	dto.	dto.	dto.	dto.	dto.	dto.
it, ov., t. fast erade, wenig neigt	anlieg.	= 1 sehr wulstig	dto. mattroth	dto. leicht schief gestellt	= 1	dto.	dto.	lang, N. lang, rosa fleischfarben
lang. hoch, hoch, leicht schräg	leicht vortretend	= 1	= 6	= 2	= 2	schlaff, matt gefärbt, Wh. kolossal, rhomboid	relativ gross, N. schmal, gewölbt	breit
nglich oval, gerade	dto.	= 1	= 6	= 2	= 1	klein, schlaff, W. u. Wh. klein, leicht röthlich	kurz, N. dto., breit	dto.
chmal, val, St. b. dachartig zurückgeneigt	leicht vortretend	W. eingesenkt, R. gerade, Sch. dick, Fl. leicht aufgeblasen, keine Pfl. und R.	dick, schwach wulstig, nicht vortretend, br. roth	gerade, massig, gelblich; leichter Vorderk. Oberk. seitl. weit übertretend	klein, L. angew.	= 1	gross, N. breit, Finger seitwärts z. Daumen beweglich	normal
reit, nach st. spitz, d. flach, hoch	abg.	= 1	dto.	= 1	anliegend, L leicht, frei, durchbohrt	= 1	= 1	dto
breit, und, St. niedrig, leicht zurückgebogen	anlieg.	= 1	= 1 Ob.-L. stark geschwung., mattroth	= 1 leichter Hinterk.	klein, anliegend, angewachsen	= 1	dto. N. rosa fleischfarben	dto.
dto.	dto.	= 1	= 11	dto.	dto.	dto.	dto.	dto.

III. Gilbert- oder Kingsmill-Insulaner.

hoch, St. leicht gewölbt	leicht vortretend	W. hoch in Stirnhöhe, R. gerade, kurz, breit, Fl. dick, aufgeblas., keine Pfl. u. R.	leicht wulstig, geschwung., bläulich mattroth	gerade, unregelmässig, opak, durchscheinend, Hinterk. Rechter unt. Eckzahn nach auss. schief (Kareve)	klein, anliegend, tief stehend, L. frei	kräftig, W. stark, lang, Wh. klein, warzig, mattroth	breit, kurz, N. breit, lang und leicht gewölbt	breit, hoch, massig

Waden sind meist schwach, wie die ganze Muskulatur, die nur bei einzelnen plastische Formen erreicht.

Digitized by Google

Nr. und Name	Geschlecht, Stamm, Alter, Ernährungszustand	Hautfarbe an Stirn, Wangen, Lippen, Brust	Tättowirung	Auge Iris, Conjunctiva, Form, Stellung	Haar Farbe, Structur	Bart	Kopf
2 Sidsi	♂ Arorai 20-25 J., gut	wie 1 L. mattroth	0	wie 1 Aussenr. grünlich	wie 1	wie 1	wie 1
3 Aurai	♂ Arorai 20 J., schlank	dto.	0	= 1 malayischer Typus	dto. Haare tief in d. Stirn gewachsen	rasirt	dto.
4 Arara	♀ Arorai 16 J, schlank, gut	dto. etwas dunkler	0	= 1 leicht geschlitzt	dto. schwarzbraun, lang	0	länglich rund
5[1] Tebore	♂ Arorai 30 J., mager	dto. = 2	0	dto. äuss. Augenhöhlen klein, stark hervortretend	= 1 leicht lockig	= 1	lang hoch knoch
6[2] Tabeta	♀ Arorai 13 J., gut	dto. = 4 Lippen frisch roth	0	dklbr. grünlicher Aussenring. C. röthlich injic.	= 1 tiefschwarz, lang, hängend	0	breit lang
7 Loeti	♀ Arorai 14 J., voll	= 4	0	dto.	dto. Spitzen bräunlich	0	hoch brei
8 Egarge	♀ Arorai 40 J.?, mager, knochig	= 2	0	= 1	= 1	0	ecki brei
9 Sagolin (Occalina)	♀ Arorai 35 J., knochig	= 1	0	dto. leicht geschlitzt	= 1	0	brei ova
10 Ritaia	♂ Arorai 30 J., gut, knochig	dto. braunroth, mehr Samoafarbe	0	= 1	= 1	schwarz, straff, borstig, glatt	dick rundl
11 Elia	♀ Arorai 15 J., schlank	= 2	0	= 2	= 1 lang	0	längl run
12 Tuutana	♀ Namuti (?) 20—25 J., mager	= 2	0	= 1	= 1, lang	0	längl run
13 Maba (Emarba?)	♀ Nukunau 15—17 J., schlank	= 2	0	= 1 leicht geschlitzt. St. nach ob. aussen	dto. schwarzbraun	0	dto

1) Muttermal auf der Wange, etwa wie ein Fünf-Markstück gross, mit schwarzen Borstenhaaren

Digitized by Google

sicht tirn	Wangen-beine	Nase Wurzel, Rücken, Scheidewand, Flügel, Pflöcke, Ringe	Lippen	Zähne Stellung, Aussehen, Farbe	Ohr anliegend, abstehend durchbohrt	Brüste, Form, Warze, Warzenhof	Hände, Nägel	Füsse
och, l. St. wölbt	wie 1	wie 1	wie 1	wie 1 link. unt Eckzahn abnorm	ob. Muschelgang breit, L. klein	wie 1	wie 1	wie 1
= 1	dto.	dto.	dto.	= 1 (typ. Eckz.)	= 1	dto.	dto.	dto.
iglich val, gerade	dto.	dto.	dto.	gerade, massig, kolossales Gebiss, schön weiss. Hinterk.	anliegend, L. leicht angewachsen	klein, schön geformt, plastisch, W. eingesenkt, Wh klein, mattroth	schmal, lang, N. schmal	klein
hmal, noch	stark vortretend	dto. sehr lang, hoch, R. leicht eingesenkt	dto.	unt. Vorderz. angefeilt, leicht gespitzt; Hintk. sonst = 1	= 1 L. gross, durchbohrt, angewachsen	= 1	= 1	= 1
reit, al. St. wölbt	leicht vortretend	= 1	dick, mattroth, O.-L. hervortretend	= 4 obere mittl. Schneidezähne gegen einander geneigt	= 1	= 4 Wh. warzig	= 4	= 4
noch, oval, hochwölbt	dto.	= 1	dto.	= 4	= 1	dto.	dto.	dto.
oval. nochig, gerade	stark vortretend	= 1	dto.	gelb, gerade, sechs lückenhaft	gross, dto.	sehr schlaff, W. geschrumpft, Wh auslaufend in die Brustfarbe	lang, dick, runzlig	relat. gross
ndlich	leicht vortretend	= 1	= 1	= 4	= 5	sehr klein, W. lang vortretend, Wh. braunroth	dick, breit, N. oval	dto.
breit-oval, t. flach, rückgeneigt	dto.	= 1	dto. Obl. stark geschwung.	= 1 typ. Eckzahn	= 1	= 1	= 1	= 1
änglich val. St. gerade, rückgeneigt	dto.	= 1	dto.	= 9	= 4	= 8	= 8	= 1
eit, oval, leicht schräg	leicht vortret.	= 1	= 1	= 1 unterer Eckzahn sehr klein, prachtvolles Gebiss	= 1 L. angewachsen	schlaff, W. gross, schlaff, Wh. gross, röthlich, glatt	gross, N. breit, lang	proportionirt
dto.	dto.	= 1	= 1	dto.	gross, anliegend, tief stehend, L. frei	klein, weich, stehend, wenig entw., W. eingesenkt	schmal, lang, N. schmal	dto.

gewachsen. — 2) An den Genit. und unter den Armen starke, ausgebreitete, schwarze Behaarung.

Digitized by Google

Nr. und Name	Geschlecht, Stamm, Alter, Ernährungszustand	Hautfarbe an Stirn, Wangen, Lippen, Brust	Tättowirung	Auge Iris, Conjunctiva, Form, Stellung	Haar Farbe, Structur	Bart	Kopf
14 Willi	♂ Nukunau 25 J., gut	= 1	0 (blaue Striche auf d. Arm. Samoan!)	wie 1	= 1	gering, schwarz, glatt	hoch knochi
15 Devarrek	♂ Nukunau 25 J., gut	= 1	0	= 1	= 1	= 10	lang hoch
16 Katiko	♀ Nukunau (?) 30 J., mager, knochig	= 2	0	= 13	= 12	0	länglic rund
17 Temigoar	♀ Onatoa 25 J., gut	= 2	0 = 14	= 2	= 1 leicht wollig	0	= 15
18 Tebudiki	♀ Onatoa 30 J., gut	= 2	blaue Zeichen, Sterne u. s. w. auch auf d. Brüsten	= 13	dto.	0	dto.
19 Elu	♂ Onatoa 40 J., gut	= 10	0	= 13	= 1	= 1	hoch schm
20 Tiata	♀ Onatoa 25 J., gut	= 2	= 18	= 2	= 1	0	längli run
21 Rabiddi	♂ Onatoa 25 J., gut	= 2	= 14	= 2	= 17	= 10	= 9
22 Tabick	♂ Manouti 20 J., schlank (Namut!!?)	dto. etwas dunkler, schwarze Beimischung	0	= 1	= 1	0	seh hoc
IV. Neu-Meklenburg.							
1[1]) Mariella	♀ Wonowank 20—24 J., schlank	braunschwarz, br. St., Br. u. A. dunkler, L. braunroth	blaue Zeichen im Ges. u. auf d. Brust	I. graubraun, C. schmutzigweiss, F. norm., St. gerade, Aussenrand graubl.	schwarzbraun, kraus, geringelt	0	lan hoc schr

1) Waden fehlen. Die Schienbeine stehen bei den meisten seitlich auswärts vor.

Digitized by Google

cht, irn	Wangenbeine	Nase Wurzel, Rücken, Scheidewand, Flügel, Pflöcke, Ringe	Lippen	Zähne Stellung, Aussehen, Farbe	Ohr anliegend, abstehend, durchbohrt	Brüste, Form, Warze, Warzenhof	Hände, Nägel	Füsse
oval, chig	stark vortret.	W. hoch, R. gerade, lang, Sch. lg., gerade, absteigend, Fl. wenig aufgeblasen	= 1	= 1 die unteren Eckzähne nach innen zusammengeneigt	anliegend, gross, durchbohrt	= 1	= 1	= 1
oval, chig, flach rückneigt	dto.	dto.	dto.	dto. typ. Eckzahn	dto	= 1	proport.	prop.
eitral, die 15	leicht vortret.	= 1	dto.	gerade, massig, grosses Gebiss, schön weiss. Hinterkauer	anliegend, L. angewachsen	= 13	schmal, sehr lang, N. lang, oval	schmal, lang
13	dto.	= 1	dick, O.-L. vortret., mattroth	= 1	gross, anlieg., L. frei, durchbohrt	häng., voll, weich. W. schlaff. Wh. warz., runzl., strahl. auslaufend	sehr schmal, N. langoval, gewölbt, wss.-röthl.	klein, schmal
13	dto.	= 1	dto.	= 1	dto.	dto.	dick, breit, N. schmutzweiss	klein, dick
1	stark vortret.	= 1	= 1	= 15	dto.	= 1	proport	prop.
oval, leicht rückneigt	leicht vortret.	= 1	= 17	= 6	= 13	= 17	klein, schmal, N. lang, gekrümmt	klein
h, abundet, gerade, rückneigt	dto.	= 1	= 1 Obl. stark geschweift	= 1 kolossale Eckzähne	= 17	= 1	normal	normal
g, oval, gerade, rückneigt	dto.	= 14	= 1	= 15	= 16	= 1	lang, N. gebogen	lang

IV. Neu-Meklenburg.

val, niedr, erade	anlieg.	W. wenig eingesenkt, R. gerade, Sch. herunterhängend, dick, Fl dick, erweitert. Pfl. 0, hat R. getragen	wulstig geschwungen. L. mattbraunroth	gerade, weiss, leichte Vorderkauerin, klein, opak	klein, L. wenig frei, durchbohrt	hängend, kl., W. klein, Wh. rhombisch, röthlich-braun	zierlich. N. breit	klein

Digitized by Google

Nr. und Name	Geschlecht, Stamm, Alter, Ernährungszustand	Hautfarbe an Stirn, Wangen, Lippen, Brust	Tättowirung	Auge, Iris, Conjunctiva, Form, Stellung	Haar Farbe, Structur	Bart	Ko
2 Igua (Jehova)	♂ Ungat 12—15 J., gut	dunkelbraun, Br. erheblich heller, A. dkler, L. mattröthlich	unregelmässige Schnitte auf Brust u. Armen	wie 1 C. röthlich injic.	schwarz, kraus	0	wie
3 Sagovit	♂ Kockolau 15 J., gut	schmutzig-chokoladenbr., Br. u. A. dunkler, L. mattroth	dto. u. farbige Zeichen	I. braun mit bläulichem Aussenrand, C schmutzig-weiss. St. gerade	dto.	0	abg run
4[1]) Lipusil	♀ Göros (gr. Insel!) 25—30 J., stark	dunkelbraun, St. leicht heller, W. heller als St. L matt, leicht röthlichbraun	kettenartige Schnitte a. d. Br. u. d. Arm.	= 2 Augenhöhle oben hoch gewölbt	= 2	0	ru
5 Wowai	♀ ? 30 J., dick	dto.	dto. auf dem Bauche Kreuzschnitte	= 3 C. röthlich injic.	= 2	0	läng eck oben geru
6 Roborry	♂ Sibrr 25 J., voll	= 2	Schnitte = 2 symmetrisch	= 1	dto. tief in die Stirn gewachsen	0 rasirt	läng dick, ab run
7 Blacksmith !?	♂ Kodalik 30 J., gut	dto. etwas heller, Ges. leicht gelbl.	= 1	= 1	dto.	schwarz, kraus, gering	läng dick, geru
8 Wiwiri	♂ Kockolau 30 J., sehr gut	schwarzbraun, mit gelblichem Schein	dto. sehr regelmässig	= 3	= 3	dto.	lang-
9 Bamli	♂ Kanambu 25 J., mager	= 3	0	= 3	dto. Kopfhaare bräunlich	dto.	ov lan Hi k
10 Tamut	♂ Kockolau 25 J., kräftig	dto. leicht röthlichbraun scheinend	blaue Sonne a. d. Br.	= 3	dto. am Körper hellbraun	dto. straff	ha ol ab ru
11 Beining	♂ Rutumba 20 J., kräftig	dto.	0	= 1	= 8	dto. gering	ova

V. Neu-Hannover.

1 Kaskapi	♂ 20 J., gut	hell, chokoladenfarbig	0	braun, mit blauem Aussenring C. schmutzigweiss	schwarzbraun, kraus	schwarzbraun, kraus, fein	sc h

1) Genitalien kahl. Schamlippen sehr vergrössert (vielleicht Anlage zu Elephantiasis)

Digitized by Google

...sicht ...tirn	Wangenbeine	Nase Wurzel, Rücken, Scheidewand, Flügel, Pflöcke, Ringe	Lippen	Zähne Stellung, Aussehen, Farbe	Ohr anliegend, abstehend, durchbohrt	Brüste Form, Warze, Warzenhof	Hände, Nägel	Füsse
...hmal, ...och, hoch ...wölbt	wie 1	wie 1 leicht gebogen, Ringe 0	wie 1 wenig wulstig	wie 1	wie 1 nicht durchbohrt	wie 1 Wh. mit Warzenringen	schmal, N. lang,	proport.
...l, oben ...breit., ...niedr., ...ht gewölbt	dto.	W. eingesenkt, sonst = 2	leicht vortret., schön geformt, sonst = 1	dto. früher Betelkauer	= 1	dto.	prop., N. kurz, oval, gewölbt	breit
...rund, ...hoch, ...eicht ...wölbt	dto.	= 3 Spitze herabhängend	= 3	= 3	gr., anlieg., L. durchb., leicht frei, trägt Papierröllchen darin	gross, voll, hängend, W. kaum hervortret., Wh. glatt	schön geformt, schmal, N. breit, kurz	schmal, lang
...oval, ...niedr., ...rückretend	dto.	= 3	dto.	leicht schief, ob. Schneidez. gegen einander geneigt, leichter Vorderkauer, Betelkauer	gr., L. angewachsen, ausgerissen	dto.	schmal, N. lang	dto.
...oval, ...niedr., ...rückretend	dto.	= 3	= 1	= 3	abstehend, dünn, L. leicht frei, Ringe	dto.	dick, N. breit, rosa	dick, starke Gelenke
...nglich-oval, ..., leicht ...gewölbt	dto.	W. eingesenkt, R. schmal, convex (jüdischer Typus)	= 1	= 3	gross, abstehend, L. leicht frei	—	kurz, dick, breit, N. klein, oval	dto.
...ng, oval, ...neflieg., ... leicht gewölbt	leicht vortret.	dto.	= 1 Farbe des Gesichtes	= 3	gross, abstehend, L. leicht frei	—	dto.	dto.
...oval, ...t. niedr., leichte Höcker	dto.	= 1 Spitze aufschiessend	dto.	= 3	anliegend, klein, L. leicht frei, durchbohrt	—	schmal, lang, N. breit	dto.
...ng. oval, ...t gerade, Augenwülste	dto.	dto.	dto.	= 1 Oberzähne scheinen gefeilt	dto. L. angewachsen	—	gross, N. flach, breit, lang	dto.
...oval, ...t. niedr., gerade Augenwülste	dto.	= 3 hat Pfl. u. R. getragen	Mund schmal, L. dick, faltig	gerade, massig, Oberkiefer sehr gross, leichter Hinterkauer, Betelkauer	= 4	—	prop., N. rund, breit	dto.
Neu-Hannover.								
...ang-oval, ...N. breit, ...seitlich ...zurückgebogen	leicht vortret.	W. eingesenkt, R. kurz, leicht gewölbt, unt. br., Fl. aufgeblasen, Pfl. 0, hat R. getr.	wulstig, Ob.-L. gewunden, faltig	gerade, weiss, zugespitzt, Vorderkauer, Betelkauer	anliegend, L. angewachsen	—	proport.	schmal, vorn breit

Digitized by Google

Nr. und Name	Geschlecht, Stamm, Alter, Ernährungszustand	Hautfarbe an Stirn, Wangen, Lippen, Brust	Tättowirung	Auge Iris, Conjunctiva, Form, Stellung	Haar Farbe, Structur	Bart	Kopf
2 Huss	♂ 20 J., gut	etwas dunkler	0	wie 1	wie 1	0	hoch gewöl

Keine Vermessungen. Es wurden Proteste dagegen erhoben.

VI. Samoaner.

1[1]) Teevale	♀ Savaii Tufu 15-16 J., gut	hellbr., in's röthl. variirend mit mehr od. wenig. schwarzem Grundton	Hände u. Arme	braun mit blauem Aussenring, C. bläulich weiss, St. gerade	durch Kalken röthlich braun, wellig, dicht, stark	0	schm
2 Ipoamo	♂ Satapuale (Upolu) 20-22 J., gut, untersetzt	dto.	Samoan	dto.	dto.	rasirt	schm ova
3 Michaelo	dto. 16—18 J.	leicht dunkler, mehr die Farbe eines Italieners	dto.	dto.	schwarz, glänz., leicht gelockt, tief in d. Schläfen gewachsen	0	run
4 Mulipola	♂ Saraea 30-35 J., stark	= 1	dto.	I. hellbr., Aussenr. intensiv blau, C. weiss	dto. schwarzbraun	schwarz, Schnurrb.	hoc
5 Pepi Tochter v. 4	♀ 12 J., schlank	= 1	0	= 1	= 3	0	hoc schi
6 Tatoe Sohn von 4	♂ 5—6 J.	= 1	0	= 1	= 3	0	hoch gesp
7 Seuvini	♂ Savaii Matautu 30 J.	dto., aber leicht mattgraue Beimischung	= 2	= 1	= 1	rasirt	=
8 Leu	♂ dto. 25 J.	= 1	= 2	= 1	= 3	= 4	dt
9 Malia	♀ Alipata 16 J., kräftig	= 3	Sterne u. Kreuze in geraden Reihen an Beinen und Armen bis zum Gelenk	= 1	dto. lang	0	sch

1) Haare um die Genitalien mit Glas abrasirt.

Digitized by Google

Gesicht Stirn	Wangenbeine	Nase Wurzel, Rücken, Scheidewand, Flügel, Pflöcke, Ringe	Lippen	Zähne Stellung, Aussehen, Farbe	Ohr anliegend, abstehend, durchbohrt	Brüste Form, Warze, Warzenhof	Hände, Nägel	Füsse
lang-oval, Stirn gerade, zurückgeneigt	wie 1	wie 1	wie 1	wie 1 kolossale mittl. obere Schneidezähne	anliegend, L. frei	—	klein	wie 1

Keine Vermessungen Es wurden Proteste dagegen erhoben.

VI. Samoaner.

oval, niedrig, St. schräg	anliegend	W. hoch angesetzt, leicht gebog., Sh. normal, Fl. etwas aufgeblasen	dick, leicht vortret., geschwung., matt roth	gerade, schön weiss, leichter Vorderk.	—	voll, etwas herabhäng., W. gross, Wh. ziemlich stark vortret., warzig	schmal, schön geformt, N. kurz, gewölbt	kräftig, breit
oval, St. gerade, schön geformt	leicht vortretend	W. sehr wenig eingesenkt, R. gerade, Nase schön geformt	dto.	dto.	leicht abstehend, L. angewachsen	—	dto.	dto.
dto	dto.	W. leicht eingesenkt, etwas Stülpnase	dto.	dto.	dto.	—	prop.	prop.
breit, oval, St. gerade, wulstig	anliegend	dto. breit gedrückt, Fl. aufgeblasen	leicht vortret., geschwung, br.-roth	dto.	anliegend, L. leicht, frei	—	dto.	dto.
oval, ziemlich spitz	dto.	W. hoch, R. gerade, schmal, schön geformt, Fl. nicht aufgeblasen	wenig geschwoll., schön geformt, L. frischroth	dto. leichter Hinterk.	anliegend, L. = 0	klein, weich, W. gross, Wh. klein, braunroth	sehr fein, schmal, dünn, N. gewölbt	dto.
lang, oval, oben breit	—	W. leicht eingesenkt, leichte Stumpfnase	dto. etwas wulstiger	dto. prachtvolles Gebiss	abstehend, gross, L. frei	—	prop.	dto.
= 2	—	Stülpnase = 3	= 4	= 1	= 4	—	dto.	dto.
dto. St. leicht gewölbt	—	dto.	dto.	= 1	= 4	—	dto.	dto.
oval, St. leicht schräg	—	hoch angesetzt, R. leicht gebog., Fl leicht verdickt	= 5	= 1 prachtvoll dicht, weiss	= 4	voll, zugespitzt, gerade abstehend, Wh rund, klein	sehr fein, schmal, Fing. zugespitzt, N. gewölbt	dto.

Digitized by Google

Nr. und Name	Geschlecht, Stamm, Alter, Ernährungszustand	Hautfarbe an Stirn, Wangen, Lippen, Brust	Tättowirung	Auge Iris, Conjunctiva, Form, Stellung	Haar Farbe, Structur	Bart	Kopf
10 Nofo	♀ Aliipata 50 J., knochig	= 1	= 1	= 4	= 3 kurz, straff	0	abgerundet
11 Laumata	♀ Matautu Savaii 15 J.	= 1	= 10 gering	= 1	= 9	0	dto.
12 Fatu	♂ Tutuila 25 J., kräftig	= 1	typ.	= 1	= 1	= 4	abgerundet
13 Tunafaí	♀ Laulii 13 J., schlank	= 1	0	= 1	= 3 bezw. 9	0	dto.
14 Alo	♂ 28 J., stark	= 1	typ.	= 1	dto.	0	hoch, dick
15 Tui	♀ Apolu 16 J., schlank	= 3	= 1	= 4	dto.	0	hoch, gerund
16 Asi	♂ Apia 35 J., stark	typ. = 1	typ.	= 1	= 1	= 4 stark	abgerunde
17 Siumann	♂ Upolu 40 J., dick	= 1—3	„	= 1	= 3	= 4 leicht röthlich	dto.
18 Ala	♂ Malua 36 J., kräftig	= 1	„	= 1	= 3	0 rasirt	hoch dick
19 Tuala	♀ Savaii 16 J., kräftig	= 3	= 9	= 1	= 9	0	schm abge rund
20[1] Toi	♂ Falevao 18 J., schlank	= 1 viel schwarz beigemischt	typ.	dto. C. leicht röthl. injicirt	= 1 aber straffer u. doch mehr gelockt	dto.	dick knoch
21 Fasi	♂ Falevao 24 J., schlank	= 20	„	= 1	= 20	= 17	= 2
22 Tali	♂ Vailele 28 J.	= 1	„	= 4	= 16	= 16	= 1

1) Scheint Fijiblut; entsprechend der Mischung mit Fijianern in Falevao.

Digitized by Google

esicht Stirn	Wangenbeine	Nase Wurzel, Rücken, Scheidewand, Flügel, Pflöcke, Ringe	Lippen	Zähne Stellung, Aussehen, Farbe	Ohr anliegend, abstehend, durchbohrt	Brüste, Form, Warze, Warzenhof	Hände, Nägel	Füsse
al, St. wölbt	—	W. eingesenkt, R. schmal, gerade, unten verbreitert	= 6	= 1	= 4	mehr häng., Wh. sehr gross, W. dto.	prop.	gross, dick
dto.	—	= 5	= 1	= 9	= 6	= 9/10	dto.	prop.
breit-oval, leicht gewölbt	anliegend	= 1	= 4	= 6	= 6	—	prop.	prop.
dto.	leicht vortretend	= 9	= 6	= 1	= 4	= 5	= 5	„
breit-oval, gerade	dto.	= 1	= 1	= 1	= 1	—	= 1	= 1
nd, St. rückgewölbt	anliegend	= 1 Fl. wenig aufgeblasen	= 4 schön geschnitten	= 1	leicht abstehend, L. wenig frei	—	prop.	prop.
oval, hoch, gerade	vortretend	= 5 R. etwas convex	= 4	dto. gelblich	dto.	—	dto.	dto.
dto.	mehr anliegend	W. leicht erhaben, R. kurz, dick, Fl. aufgeblasen, dick, Sh. dick	= 1	= 1 Vorder- und Hinterkauer in gleichem Maasse	dto. L frei, durchbohrt	—	gross, dick, N. breit, gebogen	gross, breit
breit-oval	leicht vortretend	= 1	= 1	= 1	= 4	—	prop.	prop.
oval, it. leicht schräg	anliegend	= 17	= 1	= 1	= 17	B. W. chokoladenbraun	prop.	prop.
breit-oval, St. stark zurückspringend	vortretend	W. eingesenkt, R. kurz, nach unten stark verbreitert, Fl. aufgebl., dick, Sch. dick	wulstig, dunkelbraun, geschwung.	= 1	= 6	dto.	knochig, lang, Finger dünn. N. bläulich	gross, knochig
breit-oval, knochig	vortretend	= 20	leicht wulstig, dick	= 1	= 4 durchbohrt	= 1	knochig, lang	knochig, breit
16	= 16	= 16	= 16	= 16	= 16	= 16	= 16	= 16

Digitized by Google

Die nachstehenden Autotypien (Fig. 1 und 2), welche nach Original-Aufnahmen des Photographen Andrew hergestellt sind, können als gute Typen von Salomons-Insulanern gelten. Fig. 2 auf S. 123 zeigt einen mit selbstgefertigten Perlenarbeiten geschmückten Eingebornen.

Die Gruppenbilder auf Taf. VI sind von Herrn Reinecke mit einem Apparat des Photographen Davis aufgenommen worden.

Die obere Gruppe zeigt Leute von Santos (Neu-Hebriden). Der mittelste derselben, der durch helle Färbung auffällt, war schon 5 Jahre in Samoa.

Die untere Gruppe stellt Leute von Mallicolo (Neu-Hebriden) dar. Darunter befinden sich 3 der in der vorhergehenden Liste II behandelten Personen: Marikuti, in der Liste Nr. 6, hier mit 8 bezeichnet, Dambos, in der Liste und in der Photographie mit 7 aufgeführt, und Jo, in der Liste Nr. 8, hier als Nr. 5 numerirt.

Fig. 1.

Digitized by Google

Taf. VII giebt Copien nach stark verletzten Negativen, die Herr Reinecke im Anfange seines Aufenthalts auf den Inseln hergestellt hatte; dieselben liessen sich nur lithographisch vervielfältigen. Durch letztere Operation sind sie natürlich nicht verbessert worden.

Die beiden Doppelbilder Fig. 1—4 (Vorder- und Seitenansicht) stellen Salomons-Insulanerinnen von Malayta dar, welche gemessen worden sind: Liste I und VII, Nr. 10 (ältere Nummer 21), Ramo, und Nr. 11 (ältere Nummer 22), Unei.

Die einfachen Bilder (Fig. 5—6) zeigen in anschaulicher Weise Gilbert-Insulanerinnen: Liste III und VII, Nr. 12 (alte Nummer 23), Tuntana, und Nr. 13 (alte Nummer 24), Maba.

Die Redaktion.

Fig. 2.

Digitized by Google

VII. Maasse und Indices.

1. Salomons-Inseln.

Lfde. Nr.	Körpermaasse	♂ 1	♂ 2	♂ 3	♂ 4	♂ 5	♂ 6	♂ 7	♀ 8
1	Grösste Breite des Kopfes . .	140	148	149	142	136	153	151	135
2	Grösste Länge	185	196	193	187	183	200	186	187?
3	Nasenwurzel	183	185	189	188	184	192	186	177?
4	Stirnbreite	132	117	125	129	116	134	145?	119
5	Gesichtshöhe	198	179	191	197	173	192	197	162
6	Nasenwurzel bis Kinn	116	105,5	121	114	163	112	115	92
7	Mittelgesicht	73	72	77,5	74	66	70	70,5	64,5
8	Gesichtsbreite (Jochbogen). .	135,5	142	151,5	134	134	133	143	128
9	Distanz der inneren Augenwinkel	36,5	315	33,5	34	35	30	37	31
10	Distanz der äusseren Augenwinkel	89	98	113	94,5	96	98	111	93
11	Nasenhöhe	46,5	45	49	46	42	48	46	39
12	Nasenbreite.	30	30,5	36	35	31	32	30	28
13	Mundlänge	56,5	52	57	53,5	52	48	49	51
14	Ohr, Höhe	66	56	57,5	68	57	60,5	61	?
15	Nasenwurzel bis Ohrloch. . .	116	116	120	115	110	111	116	109,5
16	Horizontaler Umfang	525	576	560	557	544	570	537	532?
17	Ganze Höhe des Körpers. . .	154	160	166,5	165	160,2	160,7	166,5	141
18	Kinnhöhe	—	136	—	—	—	—	—	139
19	Schulterhöhe	—	134,5	—	—	—	—	—	118,5
20	Ellenbogenhöhe	—	105	—	—	—	—	—	92
21	Handgelenkhöhe.	—	76,8	—	—	—	—	—	70,5
22	Mittelfingerhöhe.	—	48,5	—	—	—	—	—	49
23	Nabelhöhe	—	96	—	—	—	—	—	87,5
24	Crista ilium-Höhe	—	81	—	—	—	—	—	81,5
25	Patella.	—	48	—	—	—	—	—	46
26	Malleol. ext.-Höhe	—	—	—	—	—	—	—	—
27	Ganze Höhe im Sitzen. . . .	—	81,4	—	—	—	—	—	79
28	Schulterhöhe im Sitzen . . .	—	54,5	—	—	—	—	—	56,5
29	Klafterweite	166,5	170,5	174,1	179,7	168	166	173	141
30	Brustumfang	83,3	86,7	90,3	90,8	82,5	86,7	89,2	77,2
31	Handlänge	181	182	183,5	192	181	178	185	165
32	Handbreite	89	91	82,5	84	80	82	82	71
33	Fusslänge	251 2. Z	253	257	270	254	254	253	229
34	Fussbreite	96	109	96	110	105	100	106	80
35	Umfang des Oberschenkels. .	478	540	516	513	46	495	540	470
36	Umfang der Wade	362	365	337	351	325	352	352	280

Digitized by Google

VII. Maasse und Indices.

1. Salomons-Inseln.

♂ 9	♀ 10	♀ 11	♂ 12	♂ 13	♂ 14	♂ 15	♀ 16	♀ 17	♂ 18	♂ 19	♂ 20
140	139	131	144	140	146	154	136	132	141	148	142
191	176	186	190	183	196	196	181	188	193	184	184
186	175	185	191	185,5	185	197,5	180	187	186	184	184
119	129	118	131	126,5	124	132	126	117	119,5	140	128
181	171	172	180	172,5	189,5	182	165	173	184	191	190
113	98	98	113,5	108	116	114	97	102,5	115	115,5	114
67	65	65	75	71	70	66	63	66	66,5	68	69
137	128,5	122	139,5	134	138	129?	121	124	131	149	154
35	28	30	35,5	33,5	35	35	30	30	36	36,5	36
96	89	93	98	98,5	95,5	96	90,5	93,5	96	108	101
47	44	47	50	49	49	47	43	46,5	47,5	45	48
32	30	34	32,5	40,5	32,5	32	30	30,5	32	30	31
55	52	45	57	53	57	56	50	47	57	49	48
62	55	56	64	61	57	56	51	54	61	60	61
113	110	106	116	115	115	114	110,5	108	110	114	116
555	512	522	556	546,5	561	569	521	518	560	538	544
165,1	160,2	144,5	164,5	160,4	169,8	166,4	151,4	146,4	160,5	164,6	163
—	137	124,5	141	139,2	—	—	—	—	—	143	—
—	134	119,5	135,5	134,5	—	—	—	—	—	136	—
—	103	92	115	104,5	—	—	—	—	—	118	—
—	77,5	70	79	78,2	—	—	—	—	—	76	—
—	50,5	51	50,5	51	—	—	—	—	—	51,5	—
—	98,5	86	100,8	99	—	—	—	—	—	99,5	—
—	84	82,5	89,6	86	—	—	—	—	—	90	—
—	47,5	43	50,5	—	—	—	—	—	—	51	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	78,5	76.5	—	77,5	—	—	—	—	—	79?	—
—	51,5	53,5	—	56,5	—	—	—	—	—	64,5	—
176,8	172	154	172	167,3	174,4	173,5	161,2	154,8	171	173,5	172
93,7	83	83	88	84,2	91,4	90,2	81	77,1	91,2	86,5	83,9
190	187	172	190	194	178	180,5	185	163	186	179	180
87	76	71	82	83	79	82	74	78	86	81	78
270	253	226	266	255	266	257	242	231	282	250	241
		1. u. 2. Z.									
113	94	80	117	117	110	95	90	81	112	108	106
532	465	435	510	482	526	521	456	451	521	530	521
362	321	295	355	366	360	339	210	361	345	341	325

Digitized by Google

2. Neu-Hebriden.

lfde. Nr.	Körpermaasse	♂ 1	♀ 2	♀ 3	♂ 4	♂ 5
1	Grösste Breite des Kopfes . . .	146	135	136	141	143
2	Grösste Länge	181	184,5	176	189	192
3	Nasenwurzel	187	185,5	177	188	193
4	Stirnbreite	123	122	120	122	126
5	Gesichtshöhe	186	187,5	164	182	184
6	Nasenwurzel bis Kinn	111	110	100	111	112
7	Mittelgesicht	71	67	62,5	71	72,5
8	Gesichtsbreite (Jochbogen) . . .	141	127	124	139	132
9	Distanz der inneren Augenwinkel	35	25	30	34,5	31,5
10	Distanz der äusseren Augenwinkel	100	94	93	95	94,5
11	Nasenhöhe	40	42	45	48	48
12	Nasenbreite.	37	35	34	35,5	38
13	Mundlänge	65	55	47,5	58	49,5
14	Ohr, Höhe	58	62	63	57,5	53,5
15	Nasenwurzel bis Ohrloch. . . .	113	111	112	115	114
16	Horizontaler Umfang	540	520	515	547	565
17	Ganze Höhe des Körpers. . . .	160	166	150	163	160
18	Kinnhöhe.	—	—	—	139,5	135
19	Schulterhöhe	—	—	—	137	128,5
20	Ellenbogenhöhe	—	—	—	105	98,5
21	Handgelenkhöhe.	—	—	—	82	73,5
22	Mittelfingerhöhe.	—	—	—	61	53
23	Nabelhöhe	—	—	—	101,5	96
24	Crista ilium-Höhe	—	—	—	—	—
25	Patella.	—	—	—	50,5	47
26	Malleol. ext.-Höhe.	—	—	—	77	54
27	Ganze Höhe im Sitzen.	—	—	—	80	79,2
28	Schulterhöhe im Sitzen	—	—	—	50,5	49,5
29	Klafterweite	172	181	156	175,5	166,4
30	Brustumfang	90	92	73	87	84,8
31	Handlänge	189	193	150?	198	182,5
32	Handbreite	84	83	75	81	77
33	Fusslänge	235 1. u. 2. Z.	266	334 2. Z.	270	243,5
34	Fussbreite	101	99	89	107	87
35	Umfang des Oberschenkels. . .	507	487	385	508	46,4
36	Umfang der Wade	345	36	260	354	30,5

Digitized by Google

2. Neu-Hebriden.

♂ 6	♂ 7	♂ 8	♀ 9	♀ 10	♂ 11	♂ 12	♂ 13	♂ 14
136	140	139,5	141	137	142,5	145	143	134
179,5	189,5	189	190	174	183	191	179	173
186,5	192	191,5	191,5	176	188	192	187	181
118,5	122	126	124	118	124	132	124,5	117
189	180	177	188,5	167,5	192	178	152	167
122	98	103,5	113	103	118,5	108	94,5	104
79	67	65	69	61,5	73	71	64	60,5
135	129	136,5	131	128	139	135	130	129
28	37	35	25	31,5	36	33	31,5	29
93	97	97	95	95	95	100	96	94
55	43,5	43,5	44,5	43	46,5	42,5	43	41,5
37	36	39,5?	34	30	36	33	33	30,5
48	57,5	49	52	48	55	50,5	48	48
64	58	33,5	60	59	55	57,5	59,5	55
102	116,5	112	114	113	120	114	109	111
531	537	555	531	524	543	556	539	515
160,1	160	—	152,3	152,2	164	161,5	—	150,5
—	—	—	129,5	—	140	138	—	128,6
—	—	—	123,5	—	134,5	135	—	123,4
—	—	—	95,5	—	103	104	—	96,5
—	—	—	71,5	—	77,5	77,5	—	72
—	—	—	49	—	50	56,5	—	48,5
—	—	—	94,5	—	103,5	96,8	—	92,5
—	—	—	—	—	137?	—	—	—
—	—	—	43	—	315	51,5	—	41
—	—	—	56	—	74	76	—	56,5
—	—	—	81,4	—	79	78,8	—	82,1
—	—	—	51,6	—	54	51	—	51,8
170,5	—	—	158,5	164,4	177,5	168	—	156,5
78	—	—	79,5	81	81,3	84	—	78,5
176	—	—	168	172	188	207	—	164
84,5	—	—	76	81,5	87,5	88	—	76
256	—	—	228	235	263	274 2. 2.	—	282
94,5	—	—	87	94	97	111	—	88
40,5	—	—	39,1	—	42,5	49,5	—	39,5
251	—	—	270	305	254	372	—	264

Digitized by Google

3. Gilbert-Insulaner (Taputenaea).

Lfde. Nr.	Körpermaasse	♂ 1	♂ 2	♂ 3	♀ 4	♂ 5	♀ 6	♀ 7	♀ 8
1	Grösste Breite des Kopfes . . .	147	147	143	135	145	143	142	143
2	Grösste Länge	189	192	181	180	184	184	175	179
3	Nasenwurzel	195	190	186	185	191	182	181	183
4	Stirnbreite	130	135	131	130	121	123	125	123
5	Gesichtshöhe	203	197	188	185	207	187	180	170
6	Nasenwurzel-Kinn	125	124	120	115	136	108	109	92
7	Mittelgesicht	83,5	75	71	66	81	63,5	70	60
8	Gesichtsbreite (Jochbogen) . . .	141	139	141	129	138	132	131	132
9	Distanz der inneren Augenwinkel	34	38	34	35	31	36	36	33
10	Distanz der äusseren Augenwinkel	100	103	100	98	102	98	102	90
11	Nasenhöhe	53	58	50	41	59	44	43	39
12	Nasenbreite	44	44	40,5	30	40	32	30	30
13	Mundlänge	55	53	47	50	46	44	45	54
14	Ohr, Höhe	63	61	64	58	68	63	51	72
15	Nasenwurzel bis Ohrloch. . . .	123	125	117	114	118,5	114	114	112
16	Horizontaler Umfang	570	572	545	530	545	540	520	545
17	Ganze Höhe des Körpers. . . .	164,5	172,5	173	157	181,5	145,7	145,2	159
18	Kinnhöhe	140	162	147,7	134	156,5	123	123,7	138,6
19	Schulterhöhe	133	140	144	130	152	118	118,3	133
20	Ellenbogenhöhe	100	104,5	111	98,5	119,5	90	89	106
21	Handgelenkhöhe	78	81,5	86	79	93,5	70,5	70,5	84
22	Mittelfingerhöhe.	58,5	62,5	66	59,5	74	54	53	64
23	Nabelhöhe	—	—	—	—	—	—	—	95,5
24	Crista ilium-Höhe	—	—	—	—	—	—	—	—
25	Patella	44,3	48	51	47	56	40	42	46,8
26	Malleol. ext.-Höhe	65	69	84	68	90	59	60	64
27	Ganze Höhe im Sitzen.	—	—	—	—	—	—	—	79
28	Schulterhöhe im Sitzen	—	—	—	—	—	—	—	54
29	Klafterweite	172,5	129,5	178	151,5	186(?)	149,5	152	157,5
30	Brustumfang	89	87,5	92,5	71,5	89,5	77,5	80	77,1
31	Handlänge	191	196	198	185	213	158	162	187
32	Handbreite	82	91	93	71	87	66	73	79
33	Fusslänge	255 z. Z.	290(?)	257 1. u. 2. Z.	247	296 ?	227	234	242 z. Z.
34	Fussbreite	105	116	100	82	105	90	85	89
35	Umfang des Oberschenkels. . .	58,8	53,2	51,0	47	47,5	48	46	51,5?
36	Umfang der Wade	36,5	36,4	37,5	31	35,5	29,3	32	27,4

Digitized by Google

3. Gilbert-Insulaner (Taputenaea).

♀	♂	♀	♀	♀	♂	♂	♀	♀	♀	♂	♀	♂	♂
9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22
131	145	136	143	141	136	138	143	136	132	148	138	143	143
171	191	181,5	178	181	174	175,5	175	171	166	181	178,5	180,5	185
174	194	185	181	186	180	182,5	180	177,5	177	188	178,5	185	189
117	127	121	131	121	122	120	126	113	115	122	120,5	129	125
167	194	188	183	180	204,5	205,5	173	180	172	202	181	200	197
105	130	117,5	117	106	125	126,5	112	112	101	122	114	136	126
68	77	68	72	71	74,5	74	64	69	67	72,5	71	72	75
129	145	128,5	137	128	136	136,5	129	128	128	134,5	129	138	141
33	37	34	32	36	34,5	34	35	31	28	31,5	35	33	34
92	102	99	106	99	99,5	98,5	104	99	98	91,5	105	98	99
40	56	43,5	53	48	51	52	46	42	39,5	49	42,5	49	52
31	43	39,1	40	38	31,5	35	40	30,5	30	40	30	37	34,5
48,5	54	48	55	50	51,5	52,5	47	48	47	46,5	50,5	58	52
62	65	56	65	50	64	64,5	60	55	67	64,5	55	63	63
111	122	119	126	120	118	119	120	109	112	116	113	120	124
525	552	540	550	515	527	532	530	530	502	535	529	525	540
151,5	164	152	162	158	167,8	168,5	148,5	153,5	154,5	167	154,4	176,1	175,3
130,2	140,2	131	139,5	135,5	142,6	143	127	129,8	132,8	142,3 (1352)	134	148	151
125	137	126	134	131	139	140,5	122,5	126,5	128	147	126,4	144	147,5
97	102	98,5	105	99	108	110	95,5	97,3	102	104	98,2	108,5	115
74,5	80	76,2	81	78	81,5	82,5	76	76	77,8	78,5	74	87	89,2
56,3	60,5	57,4	61	60	61	62	58,5	58	60,5	59	56,4	66,5	68,5
93	98,5	93	—	—	93	94,5	—	90,4	—	97	95,5	98,5	112,5
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
44,1	44	45,2	46,5	45,5	48	49	46,5	43	45,5	48,5	44,6	52,5	50,2
60	65	65	68	66	67	68	67	58,5	62	67,5	60	75	69
76	83,6	78,2	—	—	82,5	85,6	—	79,5	84,5	83	78,5	79,5	89,5
55	59,2	57	—	—	54	58,2	—	52,5	58,5	55,5	57,2	48,5	61
157,5	176	156	165,5	157,5	174	176,5	150	153,3	154,2	176	156,5	184	182
76,4	84,5	73	89	73	84,7	89,4	76,5	79	84	84,5	76	94	87,5
173	182	182	190	178 (70?)	192	190,5	165	173	168	182	172	176?	208
77	83	71,5	80	71	80	81	71	72	73	83	72	70	94
244 2. Z.	254 1. u. 2. Z.	244	255	242	255 1. u. 2. Z.	248? 2. u. 3. Z.	205	232 2. Z.	230 2. Z.	254 1. u. 2. Z.	227	246	272 2. u. 3. Z.
91	100	80	98	80	100	98,5	91	90	93	100	88	78	102
48,5	51	46,5	52,8?	53	49,5	49,5	43,6	47	51,5	51	47	50,5	50,5
30,1	33	35	36	36	30,1	28	27	28,1	32,3	33	26	38	34,5

Digitized by Google

4. Neu-Meklenburg (New Ireland).

Lfde. Nr.	Körpermaasse	♀ 1	♂ 2	♂ 3	♀ 4	♀ 5
1	Grösste Breite des Kopfes . . .	144	143	154	139	145
2	Grösste Länge	184,5	176	179	170	179
3	Nasenwurzel	185	177	174	168	176
4	Stirnbreite	110	122	143	131	132
5	Gesichtshöhe	173	181	165	175	171
6	Nasenwurzel bis Kinn	104	106	97	100	110
7	Mittelgesicht	67	68	60	65	65
8	Gesichtsbreite (Jochbogen) . . .	123	132	138	126	126
9	Distanz der inneren Augenwinkel	32	28	31	30	31
10	Distanz der äusseren Augenwinkel	86	88	91	90	90
11	Nasenhöhe	47	49	45	45	47
12	Nasenbreite	30	34	35	33	30
13	Mundlänge	54	49	52	46	46,5
14	Ohr, Höhe	35,5	51	56,5	56	64
15	Nasenwurzel bis Ohrloch. . . .	118	110	113	117	102
16	Horizontaler Umfang	543	512	553	520	545
17	Ganze Höhe des Körpers. . . .	137	149	160,5	146	153,5
18	Kinnhöhe.	—	—	—	143,2	138
19	Schulterhöhe	—	—	—	138	133
20	Ellenbogenhöhe	—	—	—	106,5	103
21	Handgelenkhöhe	—	—	—	81	78,5
22	Mittelfingerhöhe.	—	—	—	59,5	60,5
23	Nabelhöhe	—	—	—	100,5	96,5
24	Crista ilium-Höhe	—	—	—	—	—
25	Patella	—	—	—	51	49
26	Malleol. ext.-Höhe.	—	—	—	—	—
27	Ganze Höhe im Sitzen.	—	—	—	87,5	83,5
28	Schulterhöhe im Sitzen	—	—	—	59(?)	154
29	Klafterweite.	152	158	167	142,5	155
30	Brustumfang	840	760	850	775	87,6
31	Handlänge	165	177	181	156	173
32	Handbreite	76	80	77	72	70,5
33	Fusslänge.	238	235	246 2. Z.	227	234 1. u. 2. Z
34	Fussbreite	93	101	100	83	85
35	Umfang des Oberschenkels. . .	460	430	472	440	555
36	Umfang der Wade.	310	310	311	290	338

Digitized by Google

4. Neu-Meklenburg (New Ireland).

♂ 6	♂ 7	♂ 8	♂ 9	♀ 10	♂ 11	♀ 12	♂ 13	♂ 14
157	147	150	141	135	135	136	151	144
187	177,5	182	180	170	175	186	184	186
192	187	184	189	172	179	184	185,5	186,5
144	133	133	128	119,5	124	114	119	108
212	197	196	176	170	187,5	170	172	181
126	121	124	112	104	112,5	109	106,5	115
76	73	76	66	60	69	68	70,5	69
150	145	137	135	130	138	134	143	131
32	31	33	28	29,5	36,5	31	32	30
100	90	100	91	95	98	92	98	84
51	43,5	56,5	42,5	38	47	48	50	48,5
39	33	36,5	30,5	30	40	31	34,5	31
52	59	55	50,5	50	54	54	51	54
60	65	61	61,5	56	61	53	60	52,5
118	116,5	100,5	111	100	111,5	114	108	111
565	543	55,3	548	517	528	551	541	52,9
169	162	157	160,5	154,5	166	156,5	160	139
131,8	137	—	—	—	—	129	139,5	—
126,5	131,5	—	—	—	—	127,5	138	—
97,5	102	—	—	—	—	96,3	104	—
76	77,5	—	—	—	—	76	80	—
56	56,8	—	—	—	—	56,5	59,5	—
98,5	96	—	—	—	—	92	102,5	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—
48,5	47	—	—	—	—	56	52,5	—
—	—	—	—	—	—	63	64	—
80	82,2	—	—	—	—	78,5	80	—
49,5	52,2	—	—	—	—	51,7	55,3	—
181,8	164,5	161,5	163,5	167,4	180	167	164	143
94,5	885	78,5	86,5	81,3	87,7	84,5	86	79
194	175	188	192	184	186	161	172	167
90	82	90	88	77,5	83	79	80	—
271	251	258	255 1. u. 2. Z.	248	247	241	251	—
104	104	110	95	96	100	93	100	—
472	512	452	485	—	—	441	468	—
355	335	322	351	269	315	318	342	—

Digitized by Google

6. Samoaner.

Lfde. Nr.	Körpermaasse	♀ 1	♂ 2	♂ 3	♂ 4	♀ 5	♂ 6	♂ 7	♂ 8
1	Grösste Breite des Kopfes . . .	145	161	160	173	154	143	163	158
2	Grösste Länge	170	183	195	178	171	171	175	168
3	Nasenwurzel	175	124	196	186	176	166	176,5	184,5
4	Stirnbreite	140	140	136	151	127	120	141	128
5	Gesichtshöhe	182	212	200	208	166	172	210	207?
6	Nasenwurzel bis Kinn	122	121	120	122	116	97	122	124
7	Mittelgesicht	71	76	72	81	63,5	60	79	73
8	Gesichtsbreite (Jochbogen) . . .	140	151	144	153	132	122	157	140
9	Distanz der inneren Augenwinkel	33	35	34	32	32	29	40,5	34,5
10	Distanz der äusseren Augenwinkel	102	108	105	103	98	93	111	101
11	Nasenhöhe	51	60	48	59	50	39	56	54
12	Nasenbreite	35	42	37	40	35	30	40,5	40
13	Mundlänge	51	56	54	67	42	40	57	52
14	Ohr, Höhe	61	60	61	63	60	44	62	60
15	Nasenwurzel bis Ohrloch. . . .	110	130	113	122	114	102	125	118
16	Horizontaler Umfang	550	590	583	582	552	494	586	571,4
17	Ganze Höhe des Körpers. . . .	168,5	160,9	165	182,3	152,9	124,2	170,5	162,4
18	Kinnhöhe	—	144	140	156,7	130,5	101	—	—
19	Schulterhöhe	—	139,5	136	150,2	126,6	96,8	—	—
20	Ellenbogenhöhe	—	109	104,5	?	97	77,4	—	—
21	Handgelenkhöhe.	—	82,5	78,6	87	74,5	60,8	—	—
22	Mittelfingerhöhe.	—	61,3	57,8	68,5	56,8	45	—	—
23	Nabelhöhe	—	101,2	97,8	102,5	—	—	—	—
24	Crista ilium-Höhe	—	101,6	96,2	100,2	—	—	—	—
25	Patella.	—	52	49	54,6	—	—	—	—
26	Malleol. ext.-Höhe.	—	87(?)	82(?)	92	62	58	—	—
27	Ganze Höhe im Sitzen.	—	87	87	122,4	—	—	—	—
28	Schulterhöhe im Sitzen	—	59	55,7	92,6	—	—	—	—
29	Klafterweite	175	171,3	178,1	191,2	161,3	126	176,5	169,1
30	Brustumfang	80,4	94,5	87,7	102,8	78,8	65,7	86,7	86,5
31	Handlänge	186	198	188	214	176	144	196	192
32	Handbreite	76	93	86	98	78	69	98	86
33	Fusslänge	232	267	250	277	223	205	268	248
34	Fussbreite	87	108	105	112	82	72,5	104	98
35	Umfang des Oberschenkels. . .	51,8	—	—	—	—	—	564	548
36	Umfang der Wade	351	353	332	410	311	248	402	362

Digitized by Google

6. Samoaner.

♀ 9	♀ 10	♀ 11	♂ 12	♀ 13	♂ 14	♀ 15	♂ 16	♂ 17	♂ 18	♀ 19	♂ 20	♂ 21	♂ 22
152	142	140	160	164	157	156	169	150	161	169	153	150	160
169,5	170	161	178	123?	191	195	196	189	189	198	187	169	181
178	169	170,5	175	122,5	140	196	194	191	188,5	189	191	177,5	188
134	134	129	141	140	129	139	144	139	132	139	119	134	123
170,5	168	163	209	208	196	199,5	210	189	199	201	173	170,5	181
120	111	132	129	129	124	126	133,5	129	131	119,5	120	119	116
72,5	62	61	79	76	73,5	79,5	81	70,5	80,5	81	69	71,5	82,5
136	130	141	150	153	149	147	154	143	151	138	145	146	131
32	31	27	34	36	34	32	33,5	34	31	32	35	32	34
96	100	98	101,5	109	97	96	100	99	101	108	96	96	97,5
49	49	48,5	58	58,5	59,5	61,5	56,5	60	59	59	49	50,5	49
36	31	36	41	41	41	41	38	44	38,5	46	31	36	33
52	57	44	56	56,5	53	56	49	51	60,5	66	52	50	51
60	58	59	60,5	59,5	60,5	61,5	58	60,5	66,5	64	58	59	60
113	108	112,5	108	121	128	111	113,5	132	118	122	110	113	111
564	542	548	580	581	579	578	581	572	568	576	546	568	551
156,4	156,1	156,4	176,3	177,4	181,5	176	181,5	167,7	170	183,4	160	157,1	161
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
160,9	171	156,3	177,8	181,6	189	179,1	188,3	173,1	185,7	192	161,5	161,4	168
76,5	71,5	74,5	96,5	100,5	92,4	96,5	95,4	82,0	94,1	100,5	82,5	87,0	81,1
180	180	180,5	206	204	210	212	203	193	201	211	181	184	179
74	72	76	90,5	95	100	91	98,5	100,5	101	99	80	79	79
214	221	218	274	268	271	272	268	269	264	281	249	221	251
86	81	80,5	113	110	108	114	101	108	98	114	105	89	108
—	—	468	541	555	524	—	—	521	—	—	478	—	491
365	—	324	396	401	380	371	415	398	381	418	358	401	376

Digitized by Google

Indices.

Stamm-Nummer	I. Salomons-Inseln				II. Neu-Hebriden				III. Gilbert-		
	L.-Br.	Ges.	Nas.	Laufende Nr., Geschlecht, Heimath	L.-Br.	Ges.	Nas.	Laufende Nr, Geschlecht, Heimath	L.-Br.	Ges.	Nas.
1	75,6	85,6	64,4	1 ♂ Aula	80,6	78,7	90,2	10 ♂ Melio	77,9	88,6	83,0
2	75,5	74,4	66,6	2 ♂ Malayta	73,1	86,6	83,3	16 ♀ Melio	76,5	89,1	75,8
3	77,2	79,8	62,2	4 ♂ Malayta	77,2	80,6	75,5	17 ♀ Melio	79,0	85,1	81,0
4	75,9	85,0	76,0	5 ♂ Malayta	74,7	79,8	73,9	33 ♂ Malicolo	70,5	89,1	73,1
5	74,3	84,9	73,9	11 ♂ Malayta	74,5	84,8	79,2	36 ♂ Malicolo	78,8	91,3	67,8
6	76,5	80,4	66,6	12 ♂ Malayta	75,7	90,3	67,2	74 ♂ Malicolo	77,6	81,7	72,7
7	81,1	84,1	75,2	13 ♂ Malayta	73,8	75,9	82,7	75 ♂ Malicolo	81,5	83,1	69,7
8	74,5	71,9	71,8	6 ♀ Guadalc.	73,8	75,8	90,8	76 ♂ Malicolo	79,8	69,7	75,7
9	73,3	82,4	68,0	8 ♂ Guadalc.	74,2	86,2	76,4	78 ♀ Malicolo	76,5	81,6	77,5
10	78,9	75,4	68,1	21 ♀ Malayta	78,7	80,4	69,7	79 ♀ Malicolo	75,9	89,6	76,8
11	70,4	80,3	65,9	22 ♀ Malayta	77,8	85,2	77,4	32 ♂ Santos	75,4	92,9	71,2
12	75,8	85,2	65,0	31 ♂ Malayta	75,9	80,0	78,0	39 ♂ Penticoast	80,3	85,5	75,5
13	76,5	80,6	82,6	66 ♂ Malayta	79,8	72,7	76,7	77 ♂ Aoba	77,8	82,8	79,1
14	74,5	84,0	66,3	67 ♂ Guadalc.	77,4	80,6	75,9	80 ♂ Aoba	78,1	91,9	61,9
15	78,5	83,3	68,1	68 ♂ Guadalc.	—	—	—	—	78,6	92,6	67,3
16	75,1	80,1	69,7	69 ♀ Malayta	—	—	—	—	81,7	86,8	86,9
17	70,2	82,6	65,5	70 ♀ Malayta	—	—	—	—	79,5	87,5	72,6
18	73,1	87,7	67,3	71 ♂ Guadalc.	—	—	—	—	79,5	78,9	75,9
19	80,4	77,1	66,6	72 ♂ Malayta	—	—	—	—	81,8	90,8	81,6
20	77,0	74,0	64,5	73 ♂ Malayta	—	—	—	—	77,3	88,3	71,4
21	—	—	—	—	—	—	—	—	79,2	98,5	75,5
22	—	—	—	—	—	—	—	—	77,3	89,3	66,5

Digitized by Google

Indices.

Inseln	IV. Neu-Meklenburg				VI. Samoaner				
Laufende Nr., Geschlecht, Heimath	L.-Br.	Ges.	Nas.	Laufende Nr., Geschlecht, Heimath	L.-Br.	Ges.	Nas.	Lfd. Nr., Geschlecht, Heimath	Alter
19 ♂ Arorai	78,0	84,5	63,8	3 ♀ Nonowak	83,3	87,1	68,6	7 ♀	16
20 ♂ Arorai	81,2	80,3	69,4	9 ♂ Ungat	87,4	80,1	70,0	54 ♂	21
27 ♂ Arorai	86,6	70,3	77,7	14 ♂ Kockolau	82,0	83,3	77,0	55 ♂	17
26 ♀ Arorai	81,8	79,3	73,3	15 ♀ Goar.	79,2	79,7	67,8	56 ♂	30
28 ♂ Arorai	81,0	87,3	63,8	18 ♀ Goar.	90,0	87,8	70,0	57 ♀	12
29 ♀ Arorai	83,9	84,0	76,5	34 ♂ Siarr.	83,0	79,5	76,9	58 ♂	5
30 ♀ Arorai	82,8	83,4	73,5	35 ♂ Kodalik	93,1	77,6	72,3	59 ♂	30
44 ♀ Arorai	82,4	90,5	65,2	37 ♂ Kockolau	94,0	88,5	74,0	60 ♂	25
45 ♀ Arorai	78,3	84,4	71,7	38 ♂ Kanambu	89,6	88,2	73,5	61 ♀	16
48 ♂ Arorai	79,4	80,0	78,9	40 ♂ Kockolau	83,5	80,5	63,3	62 ♀	50
52 ♀ Arorai	77,1	91,5	85,1	41 ♂ Rutumah.	86,9	93,5	74,2	63 ♀	15
23 ♀ Namut.	72,1	81,3	64,6	92 ♀ Rutumah.	89,9	86,0	70,8	64 ♂	25
24 ♀ Nukunau	82,0	74,4	69,0	93 ♂ Ungat	?	84,3	70,0	65 ♀	13
46 ♂ Nukunau	77,4	87,7	63,9	94 ♂ Nonowak	82,2	83,2	68,9	81 ♂	28
50 ♂ Nukunau	—	—	—	—	80,0	85,0	66,5	82 ♀	16
25 ♀ Nukunau	—	—	—	—	86,2	86,6	67,2	83 ♂	35
42 ♀ Onatoa	—	—	—	—	79,8	90,2	73,3	84 ♂	40
43 ♀ Onatoa	—	—	—	—	85,2	86,7	65,2	85 ♂	36
47 ♂ Onatoa	—	—	—	—	85,3	86,9	77,9	86 ♀	16
53 ♀ Onatoa	—	—	—	—	81,8	89,4	63,2	87 ♂	18
51 ♂ Onatoa	—	—	—	—	88,7	84,1	71,8	88 ♂	24
49 ♂ Namut.	—	—	—	—	88,4	88,5	67,3	89 ♂	28

Digitized by Google

Stellt man die Indices aus dieser Tabelle zusammen, so ergiebt sich folgendes Resultat:

I.

1. Dolichocephalie (bis 75,0) findet sich in 15 Fällen unter 91 Maassen und zwar beanspruchen die Salomons-Insulaner und Neu-Hebriden hiervon mit 7, bezw. 6 fast die Gesammtheit, während bei den Gilbert- und Neu-Meklenburg-Insulanern Dolichocephalie bei je einem Individuum vorhanden ist, bei den Samoanern jedoch gänzlich fehlt.
2. Mesocephalie tritt in 42 Fällen auf, wiederum vorwiegend bei den Salomons (11), den Neu-Hebriden (7), besonders den Gilbert (17) und auch bei 5 Individuen der Neu-Meklenburgs. Die Samoaner sind auch hier mit 2 Nummern am geringsten vertreten.
3. Brachycephalie ist 21mal vorhanden, und zwar am häufigsten bei den Neu-Meklenburgern (7) und Samoanern (7), sie tritt bei den Salomons (2), Neu-Hebriden (1), Gilbert (4) stark zurück.
4. Hyperbrachycephalie ist die typische Form für die Mehrzahl der gemessenen Samoaner (12); sie tritt ausser bei diesen nur noch an 1 Beispiel der Neu-Meklenburgs auf.

II.

Breitgesichtige Schädel sind 72mal vertreten; sie überwiegen allgemein. Sie erscheinen als ausnahmslose Regel bei den Salomons, mit je 1 Ausnahme bei den Neu-Hebriden und den Neu-Meklenburgern, denen sich die Samoaner bis auf 2 Individuen anschliessen. Auch bei den Gilberts prävaliren sie mit 16 gegenüber einer Zahl von 6 schmalgesichtigen Vertretern noch ganz erheblich.

III.

1. Leptorrhinie begegnet uns in 35 Fällen, prädominirend bei den Salomons (14) und den Neu-Meklenburgern (7); auch die Samoaner sind darunter 9mal vertreten; während Gilberts (4) und Neu-Hebriden (1) nicht wesentlich in Betracht kommen.
2. Mesorrhinie ist mit 48 Fällen am stärksten vertreten; sie überwiegt bei den Neu-Hebriden (9), den Gilberts (15) und den Samoanern (13), während sie bei den Salomons (5) und Neu-Meklenburgs gegen die Leptorrhinie zurücksteht.
3. Platyrrhinie, nur bei 7 Individuen vertreten, ist auf die Salomons (1), Neu-Hebriden (2), Gilberts (3) und Neu-Meklenburger (1) beschränkt.

Digitized by Google

4. Hyperplatyrrhinie begegnet uns nur zweimal bei Neu-Hebriden.

Hieraus ergiebt sich weiter, wenn man aus diesem verhältnissmässig sehr geringen Material überhaupt weitere Schlüsse ziehen will, Folgendes:

1. Bei den **Salomons-Insulanern:**
   a) dass die Mesocephalie 55 pCt. beansprucht und neben ihr als häufigere Form nur noch die Dolichocephalie mit 35 pCt. in Betracht kommt;
   b) dass die Breitgesichter den ausgesprochenen, hier einheitlichen Typus charakterisiren;
   c) dass Leptorrhinie mit 70 pCt. dominirt, während Mesorrhinie nur zu 25 pCt. mitwirkt und Platyrrhinie mit 5 pCt. eine Ausnahmestellung bekleidet.
2. Bei den **Neu-Hebriden** sind:
   a) Dolicho- (6) und Mesocephalie (7) ziemlich als gleichwerthig zu betrachten; nur 1 Fall von Brachycephalie wurde nebenher beobachtet;
   b) Breitgesichter gelten mit einer Ausnahme als normale Erscheinung;
   c) Mesorrhinie herrscht zu 63 pCt. gegenüber 5 Fällen von Lepto-, Platy- und Hyperplatyrrhinie vor.
3. Von den **Gilbert-Insulanern** (Taputenaea) sind:
   a) 77 pCt. mesocephal. Der Rest vertheilt sich auf 4 brachy- und 1 dolichocephales Individuum;
   b) 73 pCt. haben breitgesichtige Schädel;
   c) Mesorrhinie steht mit 68 pCt. der Lepto- und Platyrrhinie gegenüber, die sich auf 4, bezw. 3 Fälle vertheilt.
4) Die **Neu-Meklenburg-Insulaner** zeigen gegenüber dem Vorstehenden:
   a) vorherrschende Brachycephalie, die zwar nur 50 pCt. beansprucht; 36 pCt. entfallen auf Mesocephalie, während Dolicho- und Hyperbrachycephalie nur durch je 1 Fall vertreten sind;
   b) der Breitgesichts-Typus prädominirt hier wieder, wie bei den Hebriden.
5. Die **Samoaner** weichen von den vorstehenden dadurch erheblich ab, dass:
   a) die Hyperbrachycephalie bei ihnen an erste Stelle tritt; sie wird durch 54 pCt. der Fälle vertreten. Die Brachycephalie nimmt mit etwa 32 pCt. erst den zweiten Platz ein, während die Mesocephalie auf 2 Fälle beschränkt ist;

Digitized by Google

Indices.

Stamm	Längen-Breiten-Index (cfr. Frankfurter Verständigung)												Gesichts-Index (cfr. Frankfurter Verständigung)						Nasen-Index (cfr. Virchow)											
	Dolicho-cephalie bis 75,0			Meso-cephalie 75,1—79,9			Brachy-cephalie 80,0—85,0			Hyper-brachyceph. über 85,0			Breit-Gesicht bis 90			Schmal-Gesicht über 90			Leptor-rhinie bis 69,4			Mesor-rhinie 69,5—81,4			Platyr-rhinie 81,5—87,8			Hyper-platyrrh. über 87,8		
		♂	♀		♂	♀		♂	♀		♂	♀		♂	♀		♂	♀		♂	♀		♂	♀		♂	♀		♂	♀
I. Salomons-Insulaner .	7	4	3	11	9	2	2	2	—	—	—	—	20	15	5	—	—	—	14	11	3	5	3	2	1	1	—	—	—	—
II. Neu-Hebriden. . . .	6	4	2	7	5	2	1	1	—	—	—	—	13	9	4	1	1	—	1	1	—	9	6	3	2	1	1	2	2	—
III. Gilbert-Insulaner (Taputenäer)	1	—	1	17	9	8	4	1	3	—	—	—	16	5	11	6	5	1	4	4	—	15	4	11	3	2	1	—	—	—
IV. Neu-Mecklenburger (New Ireland). . . .	1	—	1	5	3	2	7	5	2	1	1	—	13	9	4	1	1	—	7	4	3	6	5	1	1	1	—	—	—	—
VI. Samoaner[1]	—	—	—	2	2	—	7	4	3	12	8	4	20	13	7	2	1	1	9	6	3	13	8	5	—	—	—	—	—	—
Summa . .	15	8	7	42	28	14	21	13	8	13	9	4	82	51	31	10	8	2	35	26	9	48	26	22	7	5	2	2	2	—

1) Messungen an lebenden Samoanern wurden bereits im Jahre 1890 von Herrn Virchow ausgeführt und in den Verhandl. der Berl. anthropolog. Ges., Sitzungsber. vom 21. Juni, veröffentlicht. Auffallend in dieser Liste ist die bei den Samoanern überwiegende Brachy- und Hyperbrachycephalie im Vergleich zu der an Schädeln bisher vorherrschend beobachteten Mesocephalie, wie aus Dr. Volz „Beiträge zur Anthropologie der Südsee" hervorgeht.

Digitized by Google

b) der Breitgesichts-Typus ist auch hier maassgebend; ihm stehen nur 2 Fälle von Schmalgesichts-Schädeln gegenüber;

c) nur im Vergleich der Nasenindices zeigen die Samoaner einige Verwandtschaft mit den Gilbert-Insulanern, zu denen sie genetisch zweifelsohne in Verwandtschaft stehen; auch hier herrscht Mesorrhinie mit 59 gegenüber 41 pCt. Leptorrhinie vor, fehlen aber Beispiele von Platyrrhinie gänzlich.

Die Tabelle S. 138 veranschaulicht diese Beziehungen und Resultate in übersichtlicher Weise.

VIII. Verzeichniss der Ausgrabungen.

Die Skelette stammen theilweise von der Begräbnissstätte der Krankenstation Samea (Mulifanua-Pflanzung), — zum Theil aus dem Busch-Beerdigungsplatz bei Aële (Vaitele-Station). Auf ersterer Station waren die Leichen seit 1894 in geordneter Reihenfolge, entsprechend den Krankenhaus-Nummern, begraben worden und deshalb ihre Abstammung feststellbar. Auf letzterer Station, wo seit 2 Jahren nur 1 Todesfall vorgekommen, war die Zugehörigkeit nicht mehr festzustellen, sie konnte nur vermuthet werden.

Die Angestellten der Pflanzungen unterstützten in liebenswürdigster Weise die Ausgrabungen und ermöglichten solche ohne die Gefahr, bei den Arbeitern auf Schwierigkeiten oder Störungen zu stossen.

Die farbigen Arbeiter pflegen auf den in die Grube versenkten Leichnam erst schwere Steine zu rollen, bevor sie ihn mit Erde bedecken. Dies verursacht mit fortschreitender Verwesung eine Verschiebung der Knochen, so dass Messungen der ganzen Skelette, falls man nicht vorbeugt, nur zu Irrthümern und Fehlern führen würden.

Die Verwesung geht sehr rasch vor sich, in trockenem Terrain ist der Körper oft schon nach 2 Monaten völlig skelettirt. Bei der Zersetzung wirken Maden, deren Larven als braune Krusten die Knochen bedecken, sowie Krabben mit. Letztere erweisen sich als störend insofern, als die Gänge und Löcher, in denen sie den Verkehr zwischen dem Leichnam und der Aussenwelt bewerkstelligen, leicht zur Verschleppung von Knochen und Theilchen dienen. — Ist der Boden feucht, so sind die Knochen dicht darin eingehüllt, und kleinere Theile, speciell Fuss- und Handknochen, sind dann oft sehr schwer herauszufinden. Dies ist besonders störend und nachtheilig, wenn häufige, plötzliche Regengüsse die Arbeit unterbrechen, oft auf Tage die Fortsetzung ausschliessend.

Der Aële-Begräbnissplatz, auf welchem seit Jahren zahlreiche Skelette liegen, die jedoch zum grössten Theile schon völlig morsch und zerfallen sind, zeigte bereits Spuren früherer Ausgrabungsversuche. Man ver-

Digitized by Google

muthete, dass ein Mann, Namens Wolff, daselbst bereits heimlich gearbeitet hatte. Seine Erfolge können jedoch nur sehr untergeordnete gewesen sein, denn die Abstammung seiner Funde ist für ihn nicht einmal mit Wahrscheinlichkeit festzustellen gewesen.

Ausgrabungen[1]).

Skelette.

Kiste I. Mulifanua-Krankenstation.

Skelet 1. 1. Ausgrabung vom 14. bis 16. 1. 95. „Dambesi". Skelet eines Mannes von Neu-Hannover. Gestorben nach der Ankunft in Samoa im Februar 1894. Vollkommen erhaltenes Skelet. — Ein oberer mittlerer Schneidezahn fehlt.

Skelet 2. Malayta-Kind (Salomons-Inseln). Kind von Skelet 4. Ausgegraben am 17. 1. 95. War durch die aufgeworfenen schweren Steine stark zusammengedrückt und verschoben, zum Theil auch schon stark zerfressen. Gestorben Februar 1894.

Skelet 4. Ausgrabung am 19. 1. 95. „Longarar". Malayta-Weib (Salomons-Inseln). Gestorben an Fieber und Abscessen April 1894.

Kiste II. Mulifanua.

Skelet 3. Ausgrabung am 20. 1. 95. „Marikirai". Malayta-Weib (Salomons-Inseln). Gestorben am 16. 3. 94 an Altersschwäche.

Skelet 5. Ausgrabung am 26. 1. 95. „Wonto". Mann von Neu-Hannover, etwa 30 Jahr alt. Gestorben am 19. 4. 94 an Schwindsucht.

Skelet 6. Ausgrabung vom 27. bis 29. 1. 95. „Baisa". Junge von Neu-Hannover, etwa 16 Jahre alt. Gestorben 24. 4. 94 an Skorbut (?).

Kiste V.

Skelet 7. Ausgrabung am 4. 2. 95. „Albo". Frau von Neu-Meklenburg. Gestorben 19. 4. 94 an Gelenk-Rheumatismus.

Kiste VI. Mulifanua-Station.

Skelet 8. Ausgrabung am 23. 2. 95. „Robinin". Malayta-Mann (Salomons-Inseln). Gestorben 14. 4. 94.

Skelet 9. Ausgrabung vom 25. bis 26. 2. 95. „Penticost". Neu-Hannover. Gestorben 17. 6. 94.

Skelet 10. Ausgrabung am 1. 3. 95. Misbel. Neu-Irland.

---

1) Sämmtliche Skelette wurden, nachdem sie 1—2 Tage getrocknet worden waren, mit Gaze umhüllt und, in Cocoskörben verpackt, in Wasser gebracht. Nach eintägigem Liegen darin wurden sie mit der Bürste gereinigt, in Flusswasser abgespült und danach in Blechkästen auf Dächern der Sonne preisgegeben, bis sie völlig ausgetrocknet waren. Die Knochen zu bleichen, erwies sich wegen der häufigen Regenschauer und feuchten Niederschläge als wenig empfehlenswerth. —

Eine sehr häufig beobachtete Abnormität zeigen die Zehenknochen. Sie sind oft mit Wucherungen bedeckt, oft verkümmert, oder fehlen theilweise.

Digitized by Google

Kiste III. Vaitele-Station.

Skelet 11. Ausgrabung am 10. 3. 95. Malayta (?). Salomons-Inseln (nicht ganz sicher!). Aus dem Buschbegräbnissplatz der Vaitele-Pflanzung bei Aële.

Skelet 12. Ausgrabung am 11. 3. 95. Malayta. Salomons-Inseln. Wie 11. Das Grab war durchwühlt von Krabben, das Skelet morsch und zerfressen.

Skelet 13. Ausgrabung am 13. 3. 95. Zugehörigkeit nicht feststellbar, stark zerfressen und durchwühlt.

Kiste IV. Vaitele-Station.

Skelet 14. Ausgrabung am 15. 3. 95. Zugehörigkeit zweifelhaft, wahrscheinlich Salomons-Inseln. Skelet sehr zerfallen, Grab schon geöffnet gewesen, Zähne fehlen.

Skelet 15. Wie 14.

Skelet 16. Wie 14.

Nr. 17. Schädel. Neu-Hannover oder Malayta?

Nr. 18. Schädel. Malayta? Beide von Aële.

IX. Die Mal(l)icolos.

Heimath: Südliche Inselgruppe der Neu-Hebriden.

Stamm: Melanesier.

Unter den Neu-Hebriden im Allgemeinen nehmen sie durch ihre Kopfform eine Sonderstellung ein. Die typisch deformirten Schädel stammen von einer besonderen Insel (vergl. Aufnahmen). Sie sind in der Neuzeit nur noch vereinzelt anzutreffen, da die sie formenden Sitten und Proceduren durch die Missionare mehr und mehr verdrängt werden.

Ich selbst habe keinen ächten Spitzkopf mehr gesehen, aus glaubwürdigen Quellen jedoch noch einige Notizen entnommen.

Noch vor 8 Jahren fielen neu angeworbene Arbeiter von den Neu-Hebriden, sofern sie den Malicolos angehörten, durch ihre Kopfformen stark auf. Die abnorme Gestaltung der Schädeldecke soll derartige Dimensionen erreicht haben, dass dieselbe, buchstäblich spitz zulaufend, die Höhe des ganzen Schädels in normalem Zustande verdoppelt hat. — Bei besonders hochgradig in dieser Weise verunstalteten Malicolos sind — wie leicht glaublich — meist Symptome geistiger Störung beobachtet worden. Besonders häufig sind Fälle von ganz ungewöhnlichem Stumpfsinn und Wahnvorstellungen vorgekommen. Verschiedene dieser Leute waren deshalb als Arbeiter, obwohl nie bösartig, fast ganz unbrauchbar.

Die unnatürliche Form des Schädels ist, wie alle Schiffskapitäne erzählen und einige Malicolos bestätigten, — Aussagen jener Völker

Digitized by Google

sind allerdings stets mit Reserve aufzunehmen —, auf folgende Weise erzielt worden:

Im Alter von $^3/_4$—1 Jahr hat man den Kindern aus Pandanusblättern und Cocosnussfaser einen hohen, festen Hut geflochten und diesen, nach dem Halse zu über den Hinterkopf abschliessend, dem Kopf fest aufgepasst, nachdem schon von frühester Kindheit an die Schädeldecke durch allseitiges Zusammendrücken nach oben die einleitenden Manipulationen zur Erzielung der erwünschten Form durchgemacht hatte.

Ein solcher Hut, dessen Festigkeit jede Erweiterung des Schädeldaches zu Gunsten der Vergrösserung nach oben ausschliesst, soll von den in dieser Weise misshandelten Kindern mehrere Jahre getragen oder im Falle eintretender Unbrauchbarkeit sofort erneuert worden sein.

Auf diese Weise wurde der Horizontalumfang des Schädels stark verkleinert, aber die absolute Schädelhöhe, wie angegeben, fast verdoppelt.

Auf welche Motive diese grausame Peinigung und Verunstaltung der Kinder und später der Erwachsenen zurückzuführen ist, hätte höchstens an Ort und Stelle der Gewohnheit und Ausübung genau festgestellt werden können. Die von mir darüber befragten Malicolos auf Samoa wussten selbst darüber nichts Weiteres anzugeben, was eine glaubhafte Erklärung ergeben könnte. Sie begnügen sich mit der Versicherung, dass man es eben bei ihnen zu Hause schön und gut gefunden habe, und drücken dies in dem üblichen Pitchen English durch „father belong me he like him head belong me all same, he good!“ u. s. w. aus.

Wie im Allgemeinen bei den Südseevölkern, gelten die Idioten und mit krankhaften Ideen belasteten Stammesgenossen als besonders achtbar und interessant. Man sieht in ihnen anscheinend eine abnorme Kraft, eine übernatürliche Merkwürdigkeit verkörpert, die wahrscheinlich mit früheren religiösen Vorstellungen und Gebräuchen irgendwie in Verbindung gestanden hat. Die Angehörigen und Stammesgenossen haben eine „heilige Scheu“ vor solchen geistig gestörten Menschen. Sie haben sich, anstatt Götzen aus Lehm oder Thon zu formen oder aus Steinen zu arbeiten, eine Gottheit, ein überirdisches Wesen auf diese Weise künstlich erzeugt. Eine derartige Auffassung dieser Frage würde zu der Art der Stellung eines Geisteskranken recht wohl passen. — Auch die Samoaner, obwohl geistig und an Prädisposition für Civilisation den Melanesiern weit überlegen, betrachten einen Verrückten keineswegs mit Mitleid oder Angst. Wie jene, bewahren auch sie eine gewisse Scheu im Verkehr und Zusammensein mit ihm, vermeiden aber nähere Berührung, lassen ihn ehrfurchtsvoll oder mit Gleichmuth gewähren oder belustigen sich an seinem Gebahren, zu welchem ihn eine ihnen unverständliche Macht veranlasst.

Digitized by Google

Die Stirn typischer Malicolos springt meist seitlich stark zurück und führt ohne Wölbung und Abgrenzung zu dem gehobenen Hinterhaupt über, das auch seitlich abgeflacht ist.

Die Hautfarbe ist dunkel chokoladenbraun, im Mittelgesicht und auf der Stirn zum Theil mit gelblicher Beimischung (Malayengelb mit schwärzlicher Beimischung). Der Körper ist selten heller, meist ein wenig dunkler, als das Gesicht. Die innere Hand ist fast völlig pigmentfrei.

Die Haare des Kopfes sind schwarz, kraus gelockt, straff, auch leicht wollig. Sie sind in den beobachteten Fällen kurz, 1—$2^1/_2$ *cm*, mit Bambu oder dem Messer geschnitten, aufrecht stehend. Von den Schläfen aus springen sie nach den Augen zu in das Gesicht vor, lassen aber meist eine tiefe Schläfeneinbuchtung frei. — Der Bart ist meist stark entwickelt, besonders der obere Backenbart (Cotelettes), ebenfalls schwarz, glänzend, straff und wenig gekräuselt. — Besonders die Schnurrbarthaare sind fast glatt; die äusseren Enden bestehen aus büschelartig langen, wenig gebogenen Haaren. Die Spitzen langer Haare zeigen meist einen bräunlichen Schimmer.

Die Behaarung des Körpers war in den beobachteten Fällen meist in Farbe und Structur analog dem Kopfhaar; sie besteht aus krausgelockten Gruppenhaaren.

Die Tättowirung, soweit vorhanden, ist meist durch Glas- (früher Bambu-, Muschel- oder Gräthen-) Schnitte bewerkstelligt. Sie ist nicht constant, fehlt vielfach, zeigt aber in Anordnung und Länge der Schnitte gewisse Regelmässigkeiten. — Häufig verlaufen von der Wange über das Auge zur Nasenwurzel blaue Punktlinien in symmetrischen Bögen, oder auch statt der Punkte kleine, leicht erhabene Schnitte (Fig. 3, 1 und 2). Auf dem Arm oder auch bis auf die Brust wieder herabsteigend, sieht man winkelartig parallele Schnitte, meist mit den Schenkeln nach oben sich erweiternd (Fig. 3, 3, umgekehrt). Diese verlaufen bei Weibern besonders tief auf der Brust. Dazu kommen noch farbige Schnittzeichnungen, sonnenartig auf der Brust oder von beiderseits über der Brustwarze angebrachten Punkten ausgehende, einander entgegenlaufende Linien (Fig. 3, 4—6). — Die mit Knochenmessern oder Bambu ausgeführten feinen Schnitte und Punkte werden nach Aussage der Malicolos, wie allgemein in der Südsee, mit dem Russ der Aleurites (Lichtnuss) getränkt und dadurch später blau.

Fig. 3.

Die Stellung der Augen ist meist gerade oder doch nur wenig geneigt. Die Form zeigt keine besonderen Charaktere. Die meist kleinen

Digitized by Google

Augen liegen in tiefen, abgerundeten Höhlen, von dem meist vorspringenden Os frontale und temporale eingeschlossen.

Die Iris zeigt braune bis graublaue Abstufungen. Die Farbe variirt in demselben Auge bei verschiedener Beleuchtung. Beim Blick auf die Irisoberfläche habe ich in einigen Fällen, besonders bei 16 und 36, einen eigenthümlichen, röthlichen Lichtreflex wahrgenommen. — Die Iris ist gross und innen am dunkelsten. Von diesem dunkelsten Centralkern hellt sie sich allmählich nach aussen hin auf und läuft schliesslich mit einem nicht selten grünlich wässerigen oder in ganz unbestimmten Farben-Compositionen strahlenden Ton in einen bläulich grünen, grüngrauen oder seltener tiefblauen Aussenring über. Auch dieser äussere Irisring zerläuft meist in allmählichen Abstufungen in die schmutzig weisse Nuancirung der Conjunctiva. Diese ist in den häufigeren Fällen schmutzig grauweiss, stark gewölbt, selten weiss oder röthlich injicirt. — Der Blick der Augen ist unstät, oft ängstlich.

Die Nase ist wenig constant. Meist ist die Wurzel tief eingesenkt, der Rücken lang, gerade und breit, die Flügel sind dick und stark aufgeblasen und die Scheidewand ist dick, sehr kurz. Das ganze Aussehen der Nase ist kulpig, dick. — Die Flügel, auch die Scheidewand, sind häufig durchbohrt.

Der Mund ist relativ breit. Die Lippen sind wulstig, die Unterlippe stark vorspringend, die Oberlippe geschwungen und nicht selten in der Mitte eingeschnitten. Die Lippen sind matt braun oder braunroth, leicht faltig. Die Zähne sind meist gerade gestellt, massig, gelblich-weiss. — Vorzugsweise sie Vorderkauer.

Bei den Männern ist Beschneidung üblich. Die Weiber rasiren ihre Genitalien häufig. Bei letzteren verläuft die Behaarung nach oben weit aufsteigend, mit fast gerader Linie.

Die Hände zeigen sehr verschiedene Gestaltung, meist sind sie knochig, nicht breit, eher lang und schmal. Die Fingernägel sind breit und gebogen, röthlich oder bläulich-weiss oder auch schmutzig grauweiss.

Die Füsse zeigen im Allgemeinen nichts Auffallendes; sie sind proportionirt, knochig. Der Spann ist meist hoch.

Die Muskulatur des Körpers ist fest und gut, aber nicht plastisch. Daher sind die Extremitäten scheinbar sehr lang und dünn. Die Oberarm-Muskeln sind sehr wenig sichtbar, ebenso sind ausgeprägte Waden selten. Dagegen treten besonders an Armen und am Halse die Blutgefässe stark hervor und bilden direct vorspringende Läufe.

Normal gewachsene und geistig unbeeinflusste Malicolos zeichnen sich durch lebhaftes Wesen, Gewandheit und auch Intelligenz aus. Sie sind verschlagen, wenig anhänglich, aber auch sklavisch gehorsam.

Der Hals ist meist kurz, die Schultern sind oft steil abfallend. Der

Digitized by Google

Ansatz des Ober-Armknochens ist wegen häufiger, überliegender Muskelpolster schwer genau festzustellen.

Die Brust ist im Gegensatz zur sonstigen Muskulatur des Körpers meist wohl entwickelt, kräftig und gedrungen. Die Brustwarze ist beim männlichen Geschlecht wenig auffallend und von einem matt braunen, platten, leicht warzigen Warzenhof umgeben.

Die Fussgelenke sind theilweise auffallend fein, die Knöchel aber stark hervortretend. —

Die vorstehenden Notizen beruhen auf Beobachtungen, welche ich an etwa 30 Malicolos machte, die noch mit relativ typischen Spitzköpfen nach Samoa gekommen waren, die aber leider in ihre Heimath zurückgeschickt wurden, bevor ich von der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin durch gütige Benachrichtigung des Herrn Rudolf Virchow den Auftrag zu anthropologischen Aufnahmen erhielt.

Die vorausgehenden Aufnahmen wurden später an einem neu angekommenen Trupp von 18 Neu-Hebriden vorgenommen; darunter befanden sich leider nur 10 Malicolos, und unter diesen wiederum nur 2 mit noch schwach typischem Oberkopf.

Digitized by Google

Besprechungen.

Festschrift für Adolf Bastian zu seinem 70. Geburtstage, 26. Juni 1896. Berlin 1896. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). gr. 8 vo. 630 Seiten und 16 Tafeln.

Ein stattlicher Band von ungemein reichem Inhalt ist es, gleichsam ein prächtiger Kranz von Geistesblüthen, den die Verehrer des abwesenden Jubilars vor seiner Büste an seinem 70. Geburtstage dargebracht haben Zwei und dreissig Forscher, Bastians Mitarbeiter oder Schüler, lieferten grössere oder geringere Beiträge, wie es Zeit und Gelegenheit erlaubte, aus dem weiten Gebiete der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu dieser Festschrift, ein beredtes Zeugniss für das rege Leben in den Kreisen deutscher Anthropologen. Es würde die Fähigkeit eines einzigen Menschen weit übersteigen, sämmtliche Arbeiten sachgemäss zu besprechen; um aber den Lesern dieser Zeitschrift von dem Reichthum und der Bedeutung des dargebotenen Stoffes eine Vorstellung zu geben, genügt es schon, die einzelnen Abhandlungen und die Namen ihrer Autoren anzugeben.

Beiträge zur allgemeinen Anthropologie und Ethnologie lieferten:

1. R. Virchow über „Rassenbildung und Erblichkeit";
2. H. Steinthal über „Dialekt, Sprache, Volk, Staat, Rasse";
3. F. Heger über „die Zukunft der ethnographischen Museen";
4. E. Grosse über „den ethnologischen Unterricht".

Der physischen Anthropologie gehören an die Abhandlungen von:

5. J. Ranke, „Vergleichung des Rauminhalts der Rückgrat- und Schädelhöhle als Beitrag zur vergleichenden Psychologie";
6. H. Meyer, „Ueber die Urbewohner der Canarischen Inseln";
7. E. Schmidt, „Die Rassenverwandtschaft der Völkerstämme Südindiens und Ceylons".

Zur Volkskunde europäischer Nationen gehören die Arbeiten von:

8. W. Schwartz, „Von den Hauptphasen in der Entwickelung der altgriechischen Naturreligion";
9. F. S. Krauss, „Vidirlijić Ahmo's Brautfahrt".

Die Beiträge zur Ethnographie und Linguistik aussereuropäischer Länder sind am zahlreichsten:

10. Müller-Beck, „Die Holzschnitzereien im Tempel Matsunomori in Nagasaki";
11. W. Joest, „Eine Holzfigur von der Loango-Küste und ein Anito-Bild aus Luzon";
12. F. v. Luschan, „Das Wurfholz in Neu-Holland und in Oceanien";
13. M. Buchner, „Zur Mystik der Bauten";
14. K. Weule, „Die Eidechse als Ornament in Afrika";
15. K. Th. Preuss, „Menschenopfer und Selbstverstümmelung in Amerika";
16. M. Bartels, „Ueber Schädel-Masken aus Neu-Britannien, besonders über eine mit einer Kopfverletzung";
17. E. Kuhn, „Die Sprache der Singpho oder Ka-khyen";
18. A. Weber, „Ein indischer Zauberspruch";
19. E. P. Dieseldorff, „Wer waren die Tolteken?";
20. E. Seler, „Die Ruinen auf dem Quie-ngola";
21. F. Boas, „Die Entwickelung der Geheimbünde der Kwakiutl-Indianer";
22. W. Grube, „Taoistischer Schöpfungsmythus";
23. A. Grünwedel, „Ein Kapitel des Ta-she-sung";
24. F. Hirth, „Die Insel Hainan nach Chao In-kra";
25. F. W. K. Müller, „Ikkaku sennin, eine mittelalterliche japanische Oper";

Digitized by Google

26. Th. Achelis, „Der Maui-Mythus“;
27. J. Kollmann, „Flöten und Pfeifen aus Alt-Mexico“;
28. O. Frankfurter, „Die Emancipation der Sklaven in Siam“;
29. P. Ehrenreich, „Ein Beitrag zur Charakteristik der botokudischen Sprache“.

Der Prähistorie gehören an:

30. K. von den Steinen, „Prähistorische Zeichen und Ornamente“;
31. A. Götze, „Ueber neolithischen Handel“;
32. A. Voss, „Der grose Silberkessel von Gundestrup in Jütland, ein mithräisches Denkmal im Norden“.

Referent behält sich vor, auf einzelne, seinen eigenen Studien verwandte Abhandlungen ausführlicher zurückzukommen. Lissauer.

J. L. Pič, Mohyly Bechyňskí. Separat-Abdruck aus den Památky XVII 1896. Prag 1896. 4°. 18 Seiten und 7 Tafeln.

Böhmen ist nicht nur im Westen im Gebiet der Beraun, sondern auch im Süden, im Gebiet der oberen Moldau, ausserordentlich reich an Hügelgräbern: allein im Gebiet der Smutina, eines kleinen Flüsschens, welches unterhalb der Stadt Bechin in die Luschnitz mündet, zählt man über 1000 solcher Hügel, welche gruppenweise in den dortigen Waldrevieren zusammenliegen. Herr Pič hat in den Jahren 1894 und 1895 eine grössere Anzahl derselben untersucht und die Ergebnisse seiner Ausgrabungen in der obigen Abhandlung beschrieben und abgebildet. Die Hügel bestanden aus Schichten von Lehm und Steinen und zeigten oft auch einen Steinkranz; zuweilen fehlte der letztere ganz, zuweilen bestand der ganze Hügel nur aus Lehm. In der Mitte war oft auf dem gewachsenen Boden ein Steinkern vorhanden, in dessen näherer Umgebung sich dann die Ueberreste des eigentlichen Grabes vorfanden. Die Hügel waren von verschiedener Grösse: der Umfang schwankte zwischen 4 und 15 *m*, die Höhe zwischen 0,4 und 1,7 *m*. Alle untersuchten Gräber enthielten Leichenbrand, und zwar stand die Urne mit Asche, Kohle und den gebrannten Knochen gewöhnlich in der Mitte auf dem gewachsenen Boden, während die Beigaben oft mehr oder weniger entfernt davon lagen. Diese letzteren bestanden in Waffen, Geräthen, Schmucksachen, Gefässen. Die Dolche, Speerspitzen und Messer sind aus Eisen, dagegen die Pfeilspitzen aus Bronze; auch die Nadeln, Armbänder und Ringe aus Bronze, ein Fingerring aus Bernstein, ein anderer aus doppeltem Golddraht, wie die Oehsenringe: die Perlen sind aus farbigem Glasfluss.

Die Gräber gehören offenbar verschiedenen Culturperioden an. Die Bronzezeit ist durch charakteristische Armbänder und Nadeln vertreten, wie wir sie durch Naue aus Ober-Bayern kennen gelernt haben; die Hallstattzeit durch eine Paukenfibel, einen Armwulstring und besonders durch die Keramik, welche hier sowohl durch eine aus parallelen Linien und aus Grübchen reich variirte Ornamentik, als besonders durch schnabelförmig ausgezogene Henkel sich zu lokalen, hoch entwickelten Formen ausgebildet hat; die La-Tenezeit endlich durch eiserne Messer, Lanzen und Pfeilspitzen. Von zwei Hügelgruppen glaubt der Verfasser sogar, dass sie, nach den Funden zu urtheilen, aus dem Ende der heidnischen Zeit herstammen.

Als besonders merkwürdig muss konstatirt werden, dass ein Grabhügel der Uebergangszeit von der älteren zur jüngeren Bronzezeit ein aus kleinen Bronzespiralen bestehendes Halsband, wie solche nach Naue durch die ganze Bronzezeit hindurch in Ober-Bayern üblich waren, mit zwei Glasperlen, einer grösseren dunkelblauen und einer kleineren dunkelgrünen, enthielt. Wenngleich nun in Ober-Bayern bereits in einem Grabe der älteren Bronzezeit eine blaue Glasperle gefunden wurde, so gehören immerhin diese Perlen von Bechin zu den frühesten Exemplaren, welche aus Aegypten nach Mittel-Europa gelangten. Die sorgfältige Beschreibung und anschauliche Abbildung der Funde zeichnet diese Abhandlung wie die früheren des Verfassers aus. Wir möchten nur den dringenden Wunsch aussprechen, dass der Herr Verfasser in Zukunft alle Funde aus einem Grabe auf einer Tafel zusammen und nicht zerstreut auf verschiedenen Tafelnabbilden lassen möchte; dadurch würde das Studium der einzelnen Gräber bedeutend erleichtert werden.

Lissauer.

Digitized by Google

Revista do Museu Paulista, publ. por H. von Ihering, Dr. med. et phil. Vol. I. S. Paulo, 1895. Mit 3 Tafeln.

Ausser einigen zoologischen Aufsätzen enthält das Heft eine grössere Arbeit ethnologischen Inhalts: A civilisação prehistorica do Brasil meridional, des Direktors Dr. Ihering, dem die Zeitschrift für Ethnologie schon mancherlei wichtige Beiträge zur Vorgeschichte des Landes verdankt.

Es werden zunächst die heutigen Reste der Urbevölkerung von Rio Grande do Sul, die sogenannten Coroados, besprochen; es folgt die historische Darstellung über die Zeit der Entdeckung, die Jesuitenmissionen, sowie eine Liste der Stämme, die am Anfange des XVIII. Jahrhunderts im Lande ansässig waren, mit einer Erörterung der späteren Schicksale ihrer Reste. Einige Irrthümer laufen dabei unter. Die Coroados der Provinz Rio de Janeiro sind keine Tupi-Guarani (p. 46), sondern mit den Puri identisch, ebensowenig die Guayana, deren Sprache sich nach den spärlichen Proben noch der Classification entzieht. Der Abschnitt IV, p. 60ff. behandelt die prähistorischen Funde, die eingehend mit instructiven Abbildungen besprochen werden. Bezüglich der Tabakspfeifen aus gebranntem Thon entwickelt der Verfasser dieselben Ansichten, wie seiner Zeit in den Verhandlungen der anthropologischen Gesellschaft. Ihr Gebrauch soll europäischen Ursprunges, also postcolumbianisch sein. Vorher sei Tabak nur als Cigarre verwendet oder geschnupft worden (p. 80ff.).

Die beigebrachten Argumente sind indess nicht recht stichhaltig. Wenn auch das Wort Caximbo wohl afrikanischen Ursprungs ist, so ist die Form der Pfeifen doch eine recht eigenartige. Bewiesen wird höchstens, dass irdene Pfeifen vor Ankunft der Europäer nicht üblich waren, warum aber nicht hölzerne oder aus Fruchtkapseln hergestellte, wie die der Karaya, die sogar ihren Holzpfeifen die Form der ursprünglichen Jequitiba-Frucht geben? Dass die Bakairi den Tabak nicht kennen sollen (p. 87), ist ein wunderliches Missverständniss.

Die Sambaquis von Rio Grande werden kurz abgethan (p. 94).

An der Oberfläche einiger Sambaquis von Paranagua fand sich eine aus Asien stammende, wahrscheinlich mit der Banane eingeführte Landschnecke (Helix similaris) p. 101. Alle Schichten, in denen sie sich findet, sind also postcolumbisch.

Der Abschnitt VI (p. 105ff.) enthält die vergleichende Betrachtung der Prähistorie von Rio Grande, S. Paulo und den La Plata-Ländern. Wir finden hier werthvolle Mittheilungen über die Stämme der Cayua und Coroados (Kamẽ) p. 112—119 mit linguistischen Notizen.

Im Gegensatz zu Löfgren spricht sich Verf. für die natürliche Entstehung der Sambaquis von S. Paulo aus, hauptsächlich mit Rücksicht auf seine Untersuchungen an dem grossen Muschelhügel Boguassú bei Paranagua, der freilich keine Spuren menschlicher Thätigkeit aufwies, wie so viele andere.

Der Schluss der Arbeit bespricht die Cultureinflüsse, die von Bolivien her über das La Plata-Becken nach Süd-Brasilien sich verbreiteten. Ob diese sich aber bis zur Insel Marajo erstreckten (p. 152), dürfte doch zweifelhaft sein. In der Anmerkung wird mit Recht die Frage nach dem Verbleib des berühmten Grünstein-Idols (Unze auf einer Schildkröte oder Lama(?) sitzend) aufgeworfen. Ref. sah das Original im Privatbesitz des Entdeckers, Dr. Barboza Rodriguez, während das Museum zu Manaos sich mit einem Abguss begnügen musste, was der Verf. nicht zu wissen scheint. Jedenfalls ist es dringend zu wünschen, dass das seltene Stück endlich einmal einem Museum einverleibt wird.

Die erste Tafel giebt eine Ansicht des neu eröffneten Prachtbaus des Museu Paulista. Mögen die Arbeiten des Instituts unter der bewährten Leitung seines Direktors einen erfolgreichen Fortgang nehmen! P. Ehrenreich.

Digitized by Google

VI.

Volksthümliches aus Lauterberg am Harz.

(Mit einzelnen ethnologischen und mythologischen Excursen.)

Von

WILHELM SCHWARTZ.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 16. Mai 1896.)

Die Bevölkerung des Harzes ist (abgesehen von den im Laufe der Zeiten des Bergbaus halber meist aus dem Erzgebirge besiedelten Orten) niederdeutsch und nur der Südosten zeigt einen mitteldeutschen, d. h. nordthüringischen Volkstypus.

Die Sprachgrenze hebt sich hier trotz mancher Uebergänge in grammatischen Erscheinungen noch heut zu Tage ziemlich scharf ab. Lauterberg, sowie Scharzfeld und Herzfeld, sprechen niederdeutsch, hingegen die nur ein paar Stunden südlicher liegenden Dörfer: Nixei, Steina, Sachsa, Wieda u. s. w. mitteldeutsch[1]).

Aber nicht nur im Dialekt tritt eine Verschiedenheit des Volksthums hier hervor. Auch in den Ueberbleibseln altheidnischer Traditionen, wie sie sich in Sage und Gebrauch noch erhalten haben, fand ich bei einem wiederholten Sommeraufenthalt in Lauterberg und Umgegend in den Jahren 1893 und 1895 in Folge eingehender Nachforschungen eine zum Theil analoge Erscheinung.

Gemeinsam ist den beiden, dort sprachlich sich also unterscheidenden Landstrichen auf dem Gebiet der niederen Mythologie (d. h. der primitiven, an die Natur sich anlehnenden mythischen Vorstellungen) die noch zum Theil fortlebende Erinnerung an die mythische Holda (Frau Holle, Hulle, Wulle u. s. w.), welche ja auch sonst sich in der Tradition noch weiter über den Harz und einige, westlich angrenzende Theile Niedersachsens fortzieht[2]), wenngleich ihr charakteristisches Stammgebiet das thüringisch-hessische Land ist, wo namentlich um den Hörselberg, bezw. den Meissner,

1) Vergl. Haushalter, „Die Mundarten des Harzgebietes (nebst einer Karte) Halle 1884. —

2) Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen und Gebräuche. Leipzig 1848, S. 417. — Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen. Göttingen 1855. S. 349.

Digitized by Google

sich noch besonders Sagenmassen von ihr concentriren[1]), in welchen sie, entsprechend den verschiedenartigsten, einst mit ihr verknüpften Naturauffassungen von Unwetter und Sonnenschein und den sich daran schliessenden mythischen Vorstellungen und Bildern, bald als eine „böse Wetterhexe", bald als ein lichtes Wolkenwesen" (als eine „weisse" Frau, ein „wittes" wibje) erscheint, bei der, wenn sie gnädig ist, alles zu eitel Gold wird.

Eine gewisse Sonderung aber in den Traditionen der erwähnten Grenzgebiete am Südharz tritt sofort ein in den Sagen, welche noch an mythische Vorstellungen anknüpfen, in denen speciell einst ein „rasch vorüberziehender" Sturm- und Gewitterzug gefasst wurde. Wie in Niedersachsen ein solcher vorwiegend als eine wilde Jagd, die vorbeirast, gedeutet ward, in Thüringen aber mehr als ein Aus- und Umzug allerhand gespensterhafter Wesen galt, so erzählt man in Lauterberg, sowie am ganzen Harz (und weiter noch besonders im Braunschweigischen bis zur Altmark hin) vom wilden Jäger Hackelberg[2]); im Mansfeldischen hingegen tritt sofort die thüringische Sage vom „wüthenden Heer" auf, mit dem man auch dann Frau Holle, wie weitere Sagen ergeben, als Windsbraut und Wetterhexe im Gewitter hinziehend wähnte, deren „wirres" Haar in den sich „ringelnden" Blitzen leuchtend zu flattern schien, eine Anschauung, die, wie sie auch sonst auftritt, in Hessen speciell noch in Beziehung zur Frau Holle in der Bezeichnung „Hollenzopf" für ein struppiges Haar überhaupt sich reflektirt[3]).

Ein noch entschiedeneres Wahrzeichen einer direkt in diesen Landstrichen hervortretenden ursprünglichen Stammesverschiedenheit in der Bevölkerung ist es aber, wenn ich feststellen konnte, dass man in Lauterberg und Umgegend ächt niedersächsisch vom Mahr(t)drücken redet, um Sachsa aber vom Alpdrücken, und sich so eine alte Differenz in der Bezeichnung des betreffenden Nachtgespenstes als Mahrt, bezw. Alp hierin bekundet, wie sie auch sonst an den Grenzen nieder- und oberdeutschen Volksthums hervortritt.

Dazu stellt sich dann u. A. ferner, wenn in den betreffenden Harzstrichen, abgesehen von einzelnen oberdeutschen Kolonien, wie Andreasberg, noch heut zu Tage mehr die sogenannten Osterfeuer angezündet werden, südlicher hingegen, sowie im altthüringischen Lande Johannis-

1) Praetorius, Blockes-Berges Verrichtungen. Leipzig 1669 an verschiedenen Stellen. Vergl. Witzschel, Sagen aus Thüringen, sowie Lynckers hessische Sagen, desgl. Schwartz, Mythologisch-Volkstümliches aus Friedrichsroda, in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1890, S. 131ff. — Auch in Franken tritt Frau Holle übrigens noch auf.

2) Norddeutsche Sagen, die im Register unter Hackelberg angegebenen Stellen, desgl. Schambach und Müller, S. 70ff. 420ff.

3) Grössler, Mansfelder Sagen. Eisleben 1880. Ueber den Hollenzopf, s. Grimm, Myth[3] I. 247. 433. Demselben entspricht der mythische Alp-, Druten- und Wichtel(Weichsel)-Zopf. Ueber die dabei zu Grunde liegende Naturanschauung der strähnenartig erscheinenden Blitze s. Schwartz, Poet. Naturanschauungen u.s.w. II. 1879. S. 102f.

Digitized by Google

feuer üblicher sind, ein Moment, welches auch für den Charakter des Volksthums und den hier in dieser Beziehung hervortretenden Gegensatz bezeichnend ist, wie auch schon J. Grimm in seiner Deutschen Mythologie[2] I. S. 581 einen solchen ganz allgemein in Hinsicht auf die beiden erwähnten Feuerkulte hervorhebt, wenn er sagt: „Nicht unwichtig ist es, wahrzunehmen, dass diese Art Feuer im nördlichen Deutschland „auf Ostern", im südlichen „auf Johannis" stattfinden. Dort bezeichnen sie des Frühlings Eintritt, hier die Mitte des Sommers (Sonnenwende); es läuft wieder auf den alten Unterschied zwischen sächsischem und fränkischem Volk hinaus. Ganz Niedersachsen, Westfalen und Niederhessen, Geldern, Holland, Friesland, Jütland, Seeland kennt Osterfeuer; am Rhein, Franken, Thüringen, Schwaben, Bayern, Oesterreich, Schlesien gelten Johannisfeuer[1])".

Entsprechend dieser, also auch am Unterharz hervortretenden Differenz ist es nun gleichfalls, wenn in den durch fast ganz Deutschland gehenden und auch hier wiederkehrenden Sagen von der angeblichen „Erlösung" einer hier oder dort umgehenden und sich gelegentlich sehen lassenden sogenannten „weissen, verwunschenen Jungfer, Prinzess, Burg- oder Ahnfrau, Schlüsseljungfer" u. s. w. speciell in dem Strich von Lauterberg neben der zuletzt erwähnten Bezeichnung meist der Name Osterjungfer wiederkehrt, und so ihr Erscheinen, bezw. ihre Erlösung in die Frühlingszeit gesetzt wird, während in Thüringen die betreffenden Sagen mehr auf den Hochsommer hinweisen, indem u. A. in ihnen charakteristisch eine „mythische" Blume den Zugang zu dem Berge öffnet, in den jene Jungfrau gebannt gilt, und die irdischen Substitute jener himmlischen Zauberblume meist Blumen sind, die um Johannis blühen[2]).

Wenn die Beobachtung derartiger, so verschiedentlich hervortretender Differenzen auf dem Gebiet des Folklore an dem Grenzstrich bei Lauterberg schon das Sammeln sagenhafter Ueberlieferungen der Art hier interessant machte, so wurde dies noch gemehrt, als es mir gelang, obwohl die Gegend schon verschiedentlich gleichsam abgesucht war, mit der Zeit doch noch einzelnes, bedeutsames Neue hier aufzufinden.

Vor allem hebe ich hervor, dass die sogenannten Zwölften an der Wende des December und Januar, welche, nach christlichem Kalender zurechtgelegt, die Tage von Weihnachten bis Heilige drei Könige umfassen, für die heidnische Zeit aber das Fest der Wintersonnenwende (entsprechend dem schwedischem Julfest) repräsentiren, durch allerhand, hier sich an die-

1) Diese Feuerfeste, sowie die sogenannten Nothfeuer sind nichts weiter als eine „Nachahmung" des in den Gewittern im Sommer sich dort oben angeblich stets erneuernden „himmlischen Feuers". Ueber eine solche, vielen Gebräuchen zu Grunde liegende μίμησις siehe u. A. meine Abhandlung über die Anfänge einer prähistorischen Ethik. Berliner Zeitschr. f. Ethnol. v. J. 1885, S. 595.

2) Siehe S. 150, Anm. 1: W. Schwartz, „Mythologisch-Volksthümliches aus Thüringen vom Jahre 1890", sowie zur allgemeinen Orientirung: Elard Hugo Meyer, „Deutsche Mythologie" 1890. S. 282.

Digitized by Google

selben schliessenden Aberglauben noch besondere Eigenthümlichkeiten aufweisen.

Wie überall in Deutschland auf dem Lande mehr oder weniger noch festgehalten wird, dass in den Zwölften gefeiert und keine besondere Arbeit vorgenommen, namentlich bei Leibe nicht gewaschen und gesponnen werden dürfe, so gilt es auch hier. Und wie in den verschiedenen landschaftlichen Kreisen von den Alpen bis zur Ostsee speciell in Betreff des Spinnens höchst eigenthümlicher Weise noch eine aus dem Heidenthum nachklingende Redensart gewohnheitsmässig sich erhalten hat, die mit dem Erscheinen eines bestimmten Schreckgespenstes droht, falls zu der Zeit sich noch Flachs auf dem Rocken fände, so ist es hier ebenso. Sagt man im Süden Deutschlands und in Tirol, wenn dann nicht abgesponnen sei, so käme die Berchta und zerzause und verunreinige den Flachs, im Nordosten aber, je nach den verschiedenen Landschaften, Frau Harke, Frau Gode, die Frick, der Wode u.s.w., so fällt diese Rolle am Harz, wie in Thüringen, Hessen und Franken, der Frau Holle (s. weiter unten) zu[1]). Bei der Frau Berchta knüpft sich der erwähnte Aberglaube dann besonders an den Heiligen Dreikönigstag, und dieser heisst geradezu „Perchtenabend". Interessant war es nun Kuhn und mir seiner Zeit, da J. Grimm noch in seiner Mythologie vom Jahre 1844, S. 253 bemerkt hatte, wie er den betreffenden Tag nie nach Frau Holle benannt finde, als wir nicht bloss in der Gegend von Jena (Norddeutsche Sagen S. 417), sondern auch bei der letzten Wanderung, die wir im Jahre 1849 noch gemeinsam machten, auch in dem oben erwähnten Nixei die Bezeichnung Hollenabend für den Abend des Heiligen Dreikönigstages vorfanden[2]).

1) Vergl. Elard Hugo Meyer, S. 273 und Mogk, „Germanische Mythologie" in Paul's Grundriss der Germanischen Philologie. Strassburg 1891, S. 1103ff. — Aus Golthers kürzlich erschienenen „Deutschen Mythologie" (S. 494 und 429) ersehe ich aber, dass Herr Veckenstedt in seiner „Zeitschrift für Volkskunde" (vom Jahre 1889—92) im Verein mit Herrn Knoop gegen die Geltung der oben erwähnten, altbezeugten Frau Harke, sowie der anderen, von Kuhn und mir auf unseren gemeinsamen Wanderungen s. Z. neu festgestellten mythischen Wesen derselben Art doch nicht ganz ohne Folgen agitirt, wenigstens z. Th. etwas Verwirrung in die Sache gebracht hat. Wenngleich ich nun nach der ganzen Haltung der Zeitschrift und nach dem Ton, der von Hrn. Veckenstedt u. A. dabei speciell gegen meinen damals schon längst verstorbenen Schwager A. Kuhn, bezw. auch gegen mich — in vollstem Kontrast zu seinem früheren Verhalten — plötzlich wegen unsers Sagensammelns da angeschlagen wird und sich in erbitterter, unbegreiflicher Leidenschaftlichkeit bis zum „Schlusswort" der Zeitschrift steigert, glaube, Anstand nehmen zu sollen, mich auf eine „persönliche Auseinandersetzung" darüber einzulassen, so werde ich doch gegenüber den theils unvollständigen, theils bei der Unkenntniss der Verhältnisse verzerrt wiedergegebenen Berichten des Hrn. Knoop die betreffenden Thatsachen und Resultate noch einmal im Zusammenhang vollständig und objectiv an geeigneter Stelle darzulegen Veranlassung nehmen, um ihnen „im Interesse deutscher Mythologie und Prähistorie" die Geltung, welche sie verdienen und seit 50 Jahren in der Wissenschaft allgemein gehabt haben, auch fernerhin „ungeschmälert" zu erhalten. Hier möge diese Erklärung genügen.

2) Pröhle brachte dann denselben Namen aus Lerbach bei Klausthal bei, s. seine Harzsagen, Leipzig 1854, S. 156, von welchem Ort er auch berichtet, dass daselbst früher

Digitized by Google

Bei meinen beiden letzten Sommeraufenthalten in Lauterberg nach mehr als vierzig Jahren trat mir nun als ein neues charakteristisches Moment hervor, dass, obgleich das Spinnen und der damit verbundene Aberglaube inzwischen sehr in Wegfall gekommen ist, doch noch die Erinnerung geblieben war, wie man früher nicht bloss vom „Besudeln" des Flachses durch Frau Holle u. dergl. gesprochen, sondern auch gemeint habe, Flachs auf dem Wocken zu der Zeit könne sogar „todbringend" werden (siehe weiter unten), was, wenn man in den Zwölften wäscht, eine gewöhnliche Drohung ist[1]). Noch interessanter war aber der Fund, den ich zufällig machte, dass nicht bloss der Frau Holle, sondern auch „dem wilden Jäger" dann ein besonderer Tag angeblich gehört habe, nehmlich der sogen. Wâldmannstag — nach dem Kalender der 28. December, der sogen. „Unschuldige Kinder-Tag" —, und dass die Alten an demselben sich besonders scheu von Allem zurückgehalten hätten, namentlich nicht in den Wald gegangen wären, weil „der wilde Jäger" dann dort sein Wesen treibe und meist ein Unglück passire (siehe weiter unten).

Ist das Auftreten beider so besonders bezeichneter Tage hier „neben einander" in den Zwölften an sich schon bedeutsam, indem ich kein weiteres Beispiel davon weiss, so knüpfen sich an den „Wâldmannstag", bezw. den „Wâldmann" anderweitig in Thüringen noch andere analoge Momente.

Wird gleich der Name „Wâldmannstag" dabei nicht gebraucht, so ist es doch dem an demselben in Lauterberg haftenden Aberglauben und Gebrauch entsprechend und erscheint nur an einen anderen Tag der Zwölften geknüpft, wenn Witschel in seinen Thüringischen Sagen, Wien 1878, S. 187, vom 2. Januar berichtet: „Derselbe gilt als ein Unglückstag, an dem nichts Besonderes vorgenommen werden darf. Niemand geht ins Holz, man fürchtet zu fallen oder etwas zu zerbrechen. In verschiedenen Orten bei Eisenach heisst der Tag „Waldvîr" (Waldfeier) und alle Arbeit, besonders im Walde, ruht." — Dass ferner der sogen. mythische Wâldmann in dem letzterwähnten Landstrich auch noch sonst eine Rolle gespielt hat, dürfte sich aus dem Umstande ergeben, dass ebendort nach Witschel, S. 223, an der Puppe, die man bei der Ernte aus einem Busch bis zuletzt stehen gelassenen Getreides anfertigt und, nachdem man sie mit Laub und Blumen ausgeschmückt hat, festlich um-

an dem betr. Tage Frau Holle, ähnlich wie sonst der sogen. Schimmelreiter, mit einem weissen Laken angethan, bei einem Umzug von Haus zu Haus zur Darstellung gebracht wurde.

1) Dann nicht zu waschen ist fast allgemeiner Gebrauch in Norddeutschland, wie auch selbst in Berlin in aller Stille noch daran festgehalten wird, in der Zeit „keine Leine" auf dem Boden zu ziehen, während auf dem Lande in der Mark ein Spruch noch gang und gebe ist, der heisst: „wer (dann) den tün bekledt, möht den kerkhof beklêden", d. h. er selbst oder einer in der Familie stirbt bald.

Digitized by Google

tanzt, unter anderen Bezeichnungen, wie „Wichtelmann", „Feldmann" oder „der Alte", auch der Name „Waldmann" haften geblieben ist.

Die Sache zieht aber noch weitere Kreise. Wenn nehmlich der thüringische Waldmann nicht isolirt dasteht, sondern auch in Süddeutschland und Tirol mythische Wald- oder wilde Leute beiderlei Geschlechts in Parallele zum „wilden" Jäger, bezw. zur „weissen" Frau, einem der Frau Holle identischen oder wenigstens zum Mythenkreise derselben gehörenden Wesen, ganz gewöhnlich auftreten[1]), so bekommen wir für den „Wâldmannstag" mit dem Meiden des Waldes an demselben und dem sich anschliessenden „Hollenabend", an welchem Frau Holle umzieht und alles Gespinnst, was sie vorfindet, zerzaust und beschmutzt oder, was auch gesagt wird, „anzündet", noch einen Hintergrund der alterthümlichsten Art in analog abergläubischen, auch an die Zwölften sich schliessenden Gebräuchen der vicentinischen und veronesischen Deutschen, die in ihrer Abgeschlossenheit inmitten einer italienischen Bevölkerung treu ihr altes, deutsches Volksthum bewahrt haben. „In den zwölf Nächten und in den Fasten", sagt J. Grimm, Myth.[3] 882 nach Hormayr's Tirol, „wagt der kühnste Jäger dort nicht die Wildbahn zu besuchen, „aus Furcht" vor dem wilden Mann und der Waldfrau. Kein Hirt treibt das Vieh aus, die Herden werden im Stall getränkt. Der Waldfrau aber spinnen die Weiber ein „Stückchen Flachs am Rocken und werfen es zum Sühnopfer ins Feuer". — Das angebliche Sühnopfer ist dabei wohl nicht besonders zu betonen, sondern nur das „Abbrennen" des Gespinnstes, was sonst angeblich, wie oben erwähnt, meist Frau Holle thut, hier aber die Weiber selbst übernehmen, wie auch in der Lausitz diese am Abend des betreffenden Tages am Wocken den Flachs „anzünden", damit die Murrane, wenn sie in der Nacht kommt, solchen nicht mehr vorfindet, in Westfalen aber zu Fastnacht, wo auch abgesponnen sein muss, die Knechte dabei eintreten und es ebenso machen[2]).

Weisen die schlagend hier hervortretenden Parallelen zwischen dem Volksthum in Thüringen und dem in den sogen. Sette Communi schon auf einen alten, gemeinsamen Hintergrund und damit auf eine weite Perspective rückwärts der an denselben sich schliessenden Gewohnheiten hin, so geben dieselben besonders mit dem Hineinziehen des Waldterrains, das gefährlich sei zu betreten, wenn der wilde Jäger, bezw. der Waldmann oder die Waldfrau, ihr Wesen dort treiben, auch einen charakteristischen Fingerzeig behufs des Ursprunges des sich hierin bekundenden Volksglaubens und des Naturkreises, aus dem er hervorgegangen. Wenn nehmlich die meisten Sagen vom wilden Jäger und einem ihm zur Seite tretenden Weibe, wie ich seiner Zeit nachgewiesen, mit den mannich-

1) Mannhardt, „Der Baumcultus", Berlin 1875, S. 122 und 127. — Elard Hugo Meyer, S. 130.

2) Veckenstedt, Wendische Sagen. 1880, S. 136. — Kuhn, Westfäl. Sagen II, S. 130.

Digitized by Google

fachsten, in denselben hervortretenden „feurigen“ Accidentien speciell auf den „Gewittersturm“ und die ihn begleitende „Windsbraut“ und damit nicht auf die Winterzeit der Zwölften, an denen sie später besonders in der Tradition haften geblieben sind, sondern ursprünglich auf eine mehr „sommerliche“ Zeit gehen[1]) und nur bei einem an die betreffenden Wesen sich allmählich anschliessenden Cultus, der sie schon zu allgemeiner geltenden göttlichen Persönlichkeiten stempelte, zugleich mit ihnen auf alle Zeiten, welche ihnen geheiligt wurden, — unter denen die Zwölften allerdings je länger je mehr in den Vordergrund traten, — übertragen bezw. angewandt worden sind, so gilt dies auch in dem vorliegenden Falle vor Allem von der Scenerie mit dem Meiden des Waldes, sowie von dem angeblich stattfindenden Umzug der Frau Holle mit dem wilden Heer und ihrem Verhalten dem Spinnen gegenüber. Wenn in beiderlei Hinsicht nehmlich Beziehungen auch zur Fastenzeit hervortreten, — an welche sich sowohl sommerliche Feuerculte (von denen ich oben S. 151 Anm. schon geredet habe), als auch allerhand andere ins Heidenthum hinaufreichende Frühlingsgebräuche knüpfen, — und der wilde Jäger, sowie Frau Holle auch dann ihren Umzug halten, bei letzterer zumal der Bezug auf das Spinnen ursprünglich im Anschluss an die Gewitterscenerie sich erklärt[2]), so dürfte das erwähnte Feiern von jeder Arbeit gerade in dieser Zeit als das ursprünglichere und den natürlichen Verhältnissen noch näher stehende, das an den Zwölften aber als ein später erst eingetretenes und auf dieselben übertragenes Factum anzusehen sein. Das Enthalten von jeder Arbeit entwickelte sich eben nach Allem im Heidenthum unmittelbar zunächst an einer erklärlichen Scheu beim Gewitter überhaupt, wie eine solche sich z. B. in Norddeutschland sprüchwörtlich noch erhalten hat, indem neben anderem sogar schon „das Essen“ dann noch jetzt verboten wird[3]). Und wenn dann weiter das Unterlassen aller Arbeit sich speciell ebenso an die den Gewittergöttern, dem Wode, bezw. Donnar, später geheiligten Wochentage knüpfte, so wird es erklärlich, wenn gleichsam wie ein Prototyp einer Sabbath-, bezw. Sonntagsruhe sich jene „Gewitterruhe“, wie ich sie

1) Siehe W. Schwartz, Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum u. s. w. 1849 (in den Präh. Studien wieder abgedruckt).

2) Die Formen, in denen sich Frau Holle und die analogen Wesen jedem „Gewebe“ gegenüber verhalten, das sie auf ihrem Umzug vorfinden, sind sämmtlich eben ursprünglich der Gewitterscenerie entlehnt worden und spiegeln nur die Art und Weise wieder, wie „die Windsbraut“ sich „dem Wolkengewebe“ gegenüber zu verhalten schien, indem sie dasselbe angeblich zerzauste, besudelte oder ansteckte u. s. w., Vorstellungen, über die ich schon z. Th. gehandelt, aber nächstens noch einmal in weiterem Zusammenhang zu den hier vorliegenden Aberglaubensformen handeln werde; siehe zunächst: Poet. Naturansch. II, 5, 64, desgl. meine Schrift über Urspr. der Myth., Berlin 1860, 6, 74, 196 f., 246 Anm.

3) Im Hildesheim'schen heisst der im Gewitter angeblich im Donner ertönende, warnende Ruf: „Den Beter lass beten, den Schläfer lass schlafen, den Fresser schlag todt.“ Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen, Göttingen 1855. Nr. 61 und die Anmerkung dazu.

Digitized by Google

nennen möchte, auf alle Festtage der betreffenden Götter im Cultus überhaupt übertrug, und diese Ruhe von jeder Arbeit gleichsam so ein allgemeiner, ethischer Typus derselben wurde.

In waldreicher Gegend kommt übrigens speciell noch ein besonderes Moment dafür hinzu, dass sich gerade auch im Frühjahr jene Scheu, speciell dann in den Wald zu gehen, am lebhaftesten bekundete, wo erfahrungsgemäss bei einem mit Sturm und Gewitter heranziehenden Unwetter leicht ein sogenannter Windbruch mit allen seinen Schrecknissen und Gefahren in Aussicht stand, weshalb auch dieser vor allem dann besonders gemieden werden zu müssen schien.

Man braucht nur einmal die Verheerungen gesehen zu haben, die ein solcher Windbruch in einem Wald- und namentlich in einem Hochgebirge anrichtet, wie die grössten Bäume da, wo die Windsbraut entlang gerast, bald reihenweise, bald in weitem Umkreise aus ihren Wurzeln gedreht wie zerbrochene Stecken über- und durcheinander gethürmt daliegen, der Boden rings aufgewühlt und zerstampft erscheint, Steinblöcke beim Ausdrehen der Baumriesen theils blossgelegt, theils durch die angeschwollenen Giessbäche ins Rollen gekommen und wie verstreut daliegen, und man wird die Scheu begreifen, mit welcher der Naturmensch unter solchen Verhältnissen und Eindrücken — wenn eine derartige drohende Gewitternacht hereinzubrechen, der Sturm immer wüthender anzuschwellen, nichts mehr den immer heftiger werdenden Windstössen widerstehen zu können und die Welt fast unterzugehen schien, wie ein gewöhnlicher volksthümlicher Ausdruck ist, — in Scheu jene gefährlichen Waldesstätten vor allem mied, wo die Geister sich besonders auszutoben und ihre Sturmesschlachten zu schlagen schienen, und Alles nachher einem Kampffeld glich, das von dem wildesten, dämonischen Ringen zeugte. Wenn überhaupt schon bei jedem losbrechenden Gewitterzug der Naturmensch Schutz in seiner Hütte suchte, und war sie auch noch so dürftig, so schien es ihm unter solchen Reflexen doppelt gefährlich, etwas vorzunehmen, wodurch er den Zorn jener Dämonen gleichsam herausfordere.

So wird der in Thüringen aufgefundene „Wâldmannstag“ mit den sich daran knüpfenden Bezügen und weiteren Parallelen und dem an dieselben sich knüpfenden realen Hintergrund bedeutsam für die ganze Entwicklung der Vorstellungen von den mythischen Waldleuten, den sogen. wilden Männern und Weibern überhaupt. Nicht etwa in einer Concentration eines Glaubens an Baumseelen und Vegetationsdämonen, wie Mannhardt will, ist der Ausgangspunkt für jene Vorstellungen zu suchen, sondern in den verschiedenen Eindrücken, welche der Mensch im und vom Walde selbst empfing. Wie schon namentlich zur Nachtzeit das eigenthümliche Leben und Weben besonders in einer Art von Urwald leicht unheimliche Gedanken an allerhand Spuk weckt, oder, wenn jemand bei Tage in einem solchen die Richtung verloren, ein neckischer Dämon, wie Rübezahl, ihn ver-

Digitized by Google

blendet und in die Irre geführt zu haben scheint, so musste sich ein solches Empfinden bei dem Naturmenschen, wie wir gesehen, bei einem unter solchen Verhältnissen sich abspielenden Unwetter zu Furcht und Grauen steigern. Natürlich geschah es aber unter den Reflexen, wie er sonst die atmosphärischen Naturerscheinungen fasste, die sich jetzt im Walde abzuspielen schienen, mit einem Wort, die Gewitterdämonen wurden zu Walddämonen, wie man auch nachher noch, wenn das Wetter ausgetost, überall ihre Spuren sichtbarlich im Walde fand.

Dies gilt nicht bloss, um dies auch noch hier kurz zu streifen, von den germanischen Walddämonen, die sich so auf das Mannichfachste mit dem wilden Jäger berühren, sondern in noch erhöhtem Maasse tritt Aehnliches z. B. auf griechischem Boden bei den Kentauren hervor, den wilden Leuten, von denen die Sage an den verschiedensten Waldgebirgen dort erzählte, und die in ihrer reichen mythischen Ausbildung dann für die Poesie den reichsten Stoff abgegeben haben. In ihrer Gestaltung und in ihrem Charakter sind es theromorphische Gewitterwesen, analog ähnlichen göttlicher Art, wenn sie z. B., selbst „rossgestaltig“ bald den Wolkenweibern nachjagen, wie Kronos oder Poseidon gleichfalls in Rossgestalt es thun[1]), bald hinter den mythischen Gewitter-Stieren her sind, bezw. mit ihnen kämpfen, wie Hercules und Theseus[2]), bald Feuerbrände schleudern u. dgl. m. Aber wenn ausgerissene Baumstämme auch ihre Waffen sind oder Felsblöcke, die im Gebirge herumgestreut schienen, so erinnert dies an die Scenerien auf dem Hochgebirge, in denen man nachträglich Wahrzeichen von dem Treiben der wilden Waldleute zu erblicken wähnte.

Natürlich bedarf die Sache noch weiterer Ausführung. Es mag hier genügen, sie angedeutet zu haben, und ich wende mich nach dieser Abschweifung wieder zu den Berichten von den Lauterberger Funden, und gebe sie so, wie ich sie gleich an Ort und Stelle seiner Zeit aufgezeichnet habe.

I. Der wilde Jäger Hackelberg und der Wâldmannstag.

Der Tag der „Unschuldigen Kindlein“ am 28. December (oder wie die Leute sagen: „der Unschuldigen-Kindertag“) hiess früher allgemein „Fickertag“, weil an demselben die Kinder mit Ruthen aus den Betten „gefickert“ wurden, auch die Burschen und Mädchen, wenn sie ankommen konnten, sich gegenseitig so „herausfitschelten“. Wer sich so von den letzteren hatte überraschen lassen, musste zu einer Kaltenschale beitragen, die aus Branntwein und Pfefferkuchen-Brocken bereitet und gemeinsam ausgelöffelt wurde[3]).

1) s. meine Schrift über „Ursp. d. Myth.“ vom Jahre 1860 unter „Pferdegottheiten“

2) s. Ursp. d. Myth. unter „Rindergottheiten“. Ueber die Kentauren im Allgemeinen vergl. u. A. Elard Hugo Meyer, Indogerm Mythen, Berlin 1883.

3) Diese eigenthümliche Kalteschale ist noch z. Th. weit verbreitet, obgleich von der Geistlichkeit gegen dieselbe angekämpft wird, z B. im Havellande. Ebenso erwähnt sie

Digitized by Google

Der Tag hiess aber aus alter Zeit her noch Wâldmannstag, und man hielt ihn auch sonst so hoch, wie den ersten Weihnachts-Feiertag, und jeder scheute sich, an demselben etwas vorzunehmen, ja überhaupt aus dem Hause zu gehen, denn da passirte besonders leicht, hiess es, etwas. Man hielt ihn eben für einen Tag, der zum Unglückstag werden kann, wenn man sich nicht in Acht nahm.

Ein Schneider lachte einmal darüber, als die Rede am Wâldmannstage darauf kam, und legte sich auf das Sopha und meinte, da könne ihm nichts ankommen. Er sollte aber seinen Spott schwer büssen. Denn plötzlich fiel ein Plätteisen von dem Brett, das über dem Sopha angebracht war und auf dem ein solches stand, auf ihn, wie er so dalag, herab und schlug ihn todt. — Solche und ähnliche Geschichten erzählte man früher vielfach zur Warnung, dass man besonders an diesem Tage in den Zwölften sich vor allem Unnützen hüten müsse.

Namentlich scheuten sich aber die Waldarbeiter, an dem Tage „in den Wald" zu gehen und da etwas vorzunehmen, denn „am Wâldmannstage", hiess es, juche „der wilde Jäger" vor allen „im Walde" und treibe dort sein Wesen, und es sei gefährlich, ihm dann zu begegnen.

Mit dem wilden Jäger oder, wie sie ihn gewöhnlich nennen, dem Hackelberg, hängt es aber so zusammen.

Es war einmal ein Jäger, dem träumte, er würde durch ein wildes Schwein zu Tode kommen. Da ging er den folgenden Tag, wo eine grosse Jagd angesagt war, nicht mit. Sie hatten nun ein zehnjähriges, starkes Schwein geschossen und wollten es eben zurecht machen, wie es damals der Gebrauch war. Der Kopf war schon abgeschnitten, um in gewohnter Weise ausgeputzt zu werden; die Borsten waren schon in der Schmiede mit einem glühenden Eisen abgesengt, — denn bei einem wilden Schweine gehen sie nicht mit blossem heissem Wasser ab —; da kam unser Jäger vorbei. Und wie er so den Kopf da nun liegen sieht, nimmt er ihn lächelnd in die Hand und meint, „der werde ihm nun auch nichts mehr thun". Ehe er sich aber dessen versah, glitt der Kopf ihm aus der Hand, und der Hauer fiel ihm ins Bein. Zuerst achtete er dessen nicht. Die Wunde wurde aber immer schlimmer, und als er sah, dass es zu Tode ging, sagte er, dann wolle er in Ewigkeit jagen, und so jagt er noch.

Diese Version der Sage, welche besonders mit der Ausführung der Scene in der Schmiede eigenartig und anschaulich vor sonstigen Berichten wird, verdanke ich u. A. dem Spediteur und Fuhrherrn Steinecke, einem alten Lauterberger, der nicht bloss wie Einer in der Umgegend Bescheid wusste, sondern auch noch mancherlei Derartiges von seinem Vater und Grossvater her treu im Gedächtniss bewahrt hatte und bei vertraulicher

---

Max Ebeling, „Blicke in vergessene Winkel", Leipzig 1889, S. 247, vom Drömling als früher üblich, nur sei jetzt an Stelle des Branntweins das Bier getreten.

Digitized by Google

gewordenem Verkehr gern davon erzählte. Er meinte u. A. noch, es solle bei Wildemann passirt sein und daher der Ort auch den Namen bekommen haben; einige freilich behaupteten, es sei nicht da geschehen, sondern bei Vienenburg, und da läge auch noch sein Leichenstein an einer Kette!

II. Frau Holle.

Frau Holle erscheint noch als eine Art „Wettermacherin", wenn man den Kindern, wenn es schneit, sagt: „Frau Holle mache ihr Bett, davon stöben die Federn". Auch droht man denselben noch mit ihr als einer bösen Hexe. Wenn sie unartig sind, heisst es, Frau Holle würde kommen mit ihrem grossen, grossen Sack und sie in denselben stecken. Den bände sie dann mit ihrem Seil so fest zu, dass es kein Entrinnen gäbe.

Zu den Zwölften (namentlich am Frau Hollen-Abend) musste stets abgesponnen sein, sonst kam Frau Holle und zerzauste oder besudelte den Flachs oder, wie es überall ähnlich in derber Weise heisst: „Frau Holle k . . . t in die Hede". — Daneben hörte ich im Jahre 1893: „Frau Holle spinne mit dem Flachs, den sie noch vorfände, ein Netz, mit dem sie finge, die das nächste Jahr sterben müssten." Für diese etwas dunkle Redensart, bei der ich zunächst an die nordische Rân dachte, die mit einem Netz die Ertrunkenen an sich zieht, gab mir erst im Jahre 1895 mein oben erwähnter Sagenfreund Steinecke die volle Lösung, indem er meinte, was dann Andere bestätigten, Frau Holle drehe aus dem Flachs einen „Strick", mit dem sich die Spinnerin oder einer aus ihrer Familie im nächsten Jahr „aufhängen" werde. —

Wenn in weiterer Entwicklung dieser Vorstellung, dass Frau Holle die faulen Mädchen, die nicht abgesponnen, bestrafe, sie in anderen Sagen die fleissigen belohnt, so habe ich in Lauterberg nicht gerade derartige Sagen gehört; dass sie aber auch dem Harz nicht fremd sind, zeigen die Sagensammlungen desselben von Proehle, Ey und Günther. Bei letzterem ist besonders eine Geschichte interessant, in der Frau Holle, wie eine Sonnenkönigin erscheinend, des Spinnens waltet und unter ihren Händen Alles, wie auch sonst, wenn sie gnädig ist, sich in Gold wandelt. Wie sie selbst nehmlich in strahlend weissem Gewande, mit goldgelb schimmerndem Haar, eine wunderbare, silberne Spindel in der Hand, auftritt, wandelt sie des fleissigen Mädchens Spinnrad in eitel Gold, und das Garn erglänzt auf der Rolle desselben plötzlich wie die feinste Seide und nimmt beim Abhaspeln gar kein Ende, während die faule Dirne auf ihrer Diesse (Wocken) nur Stroh findet und, als sie ihren Kasten öffnet, in dem sie ihre Leinewand verwahrt, diese sich in Häcksel verwandelt hatte.

III. Die sogenannten weissen Frauen.

Auf dem Burgberg bei Lauterberg lässt sich eine „weisse" Frau sehen. Die Leute nennen sie die Osterjungfer oder Schlüsseljungfer. In

Digitized by Google

der Nacht vor Ostern kommt sie vom Burgberg herab nach dem Lutterbach und wäscht dort ihren Schleier. Dann kann sie erlöst werden, es ist aber noch keinem geglückt.

Auf der Ruine Scharzfeld spukt auch eine solche. Einer, der sie einmal erlösen wollte, sollte ihr das lange Haar mit einem silbernen Kamme strähnen und sich durch nichts dabei abhalten lassen, was auch geschehe. Wie es aber so weit kam, hat er es sich doch nicht getraut. Uebrigens sollte auch sie zur Osterzeit erlöst werden, und eine alte Verkündigung gab davon noch das Nähere an. Auf dem Schlossberge, hiess es, werde eine Tanne wachsen, wenn die so stark wäre, dass aus ihrem Stamm in der Quere „eine Wiege" könnte gemacht werden, dann werde der geboren und in der Wiege geschaukelt werden, der sie erlösen könne. Das ist aber eine halbe Ewigkeit, und wann die abgelaufen, wer weiss es?

Im Einzelnen habe ich noch weiter Folgendes notirt:

1. an historischen Reminiscenzen.

Die Burg Scharzfeld, um von der gleich noch zu reden, ist zu einer Ruine durch die Franzosen gemacht worden. Weil sie sich ihnen im siebenjährigen Kriege (1761) nicht ergeben wollte, belagerten sie das Felsennest, und als es ihnen durch Verrath in die Hände fiel, sprengten sie es ergrimmt in die Luft (und stimmten in Paris ein feierliches Tedeum an, dass eine der stärksten Festungen Deutschlands erobert sei). In der Volkstradition hat sich daran die bekannte Weinsberger Sage geknüpft. Die alte Gräfin, heisst es, die da noch mit ihrem Manne wohnte, hatte sich bei der Uebergabe ausgemacht, dass sie Alles, was sie selbst tragen könne, mitnehmen dürfe. Und so trug sie ihren achtzigjährigen Mann „Huckepack" herunter. Die Sage weiss eben nichts von den historischen Verhältnissen, dass die Grafen von Hohnstein, die alten Besitzer der Burg, längst ausgestorben waren und die Burg nach dem dreissigjährigen Kriege keine Grafen mehr hatte, sondern nur noch ein Staatsgefängniss war, das, als die 11 000 Franzosen unter Victor und Vaubecourt es belagerten, nur von 250 Invaliden und 40 Artilleristen vertheidigt wurde.

Die übrigen geschichtlichen Erinnerungen im Volke schliessen sich vor Allem an die Streitigkeiten des letzten Grafen von Lutterberg, der auf dem Hausberge gesessen, mit dem Kloster Walkenried. Von diesem, dem Grafen Herrmann, wie man ihn nennt, erzählt man noch viel (oft), und ein Leichenstein in Walkenried frischt die Sage immer wieder auf. Er wollte, heisst es, die Tochter des Grafen, der auf Scharzfeld sass, heirathen. Man warnte ihn immer vor den Anschlägen der Walkenrieder Mönche, er achtete dessen aber nicht. Lange konnten sie ihm auch nichts anhaben, zuletzt haben sie ihn aber doch bei der Stelle, die man noch davon „die Schandburg" nennt, gefangen. Sie hatten einen unterirdischen Gang

Digitized by Google

von Walkenried bis dahin angelegt (?), und wie er einmal da entlang kam, fingen sie ihn mit einer Schlinge und schleppten ihn nach Walkenried. Da sollte er ihnen allen Wald verschreiben. Das wollte er aber nicht. Da hieben sie ihm zuerst die linke Hand ab und, als er sich auch da noch weigerte, auch die rechte. So ist er auf einem Leichenstein in Walkenried angeblich noch dargestellt[1])! Er hatte 99 Hochöfen, die hatten sie ihm in einer Nacht niedergebrannt; nach Anderen hat er es selbst gethan, damit sie nicht den Mönchen in die Hände fielen.

Die Mönche waren überhaupt sehr gewaltthätig und grausam. Einem andern Ritter, der ihnen nicht zu Willen war, schlugen sie einen Nagel durch den Leib. So ist es auch noch auf einem Leichenstein, unter dem er begraben lag und der noch in Walkenried in der Halle liegt, zu sehen[2]).

Auch Dr. Martin Luther wollten sie fangen; erst an der sogen. Sperr-Lutter, die davon auch den Namen hat[3]), dann in Walkenried selbst[4]). Da ist noch das Loch zu sehen, wo sie eine Falle gemacht, und wo er, wenn er auf das Brett träte, in die Tiefe stürzen solle. Ihn rettete aber sein Pudel. Die Falle war nehmlich mit Reisig zugedeckt, und als sein Pudel ihm vorauslief, versank dieser. Da merkte Luther, was ihm bevorstand, und kam so noch glücklich davon.

2. Aberglauben und Gebräuche.

1. Dem Todten pflegte man auch hier ein Geldstück unter die Zunge zu legen; sonst, meinte man, werde er zum Nachzehrer und hole andere aus der Familie nach. Daran knüpfte sich ein besonderer Spruch, der hiess:

Ich gebe Dir Deinen Zehrpfennig,
Nun lass mir meinen Nährpfennig[5]).

Auch sonst schliesst sich noch allerhand an die Beerdigung, um dies oder Aehnliches zu vermeiden und überhaupt dafür zu sorgen, dass der Todte seine Ruhe im Grabe fand. So müssen auch die beiden Lichter, die auf dem Sarge stehen, niederbrennen und dazu, wenn der Todte hinausgetragen wird, beiseite gestellt werden; sonst kommt er auch wieder.

2. Am Himmelfahrtstag darf man nichts vornehmen, selbst nicht stricken, sonst wird der, welcher dann gefertigte Strümpfe anzieht, beim ersten Gewitter vom Blitz erschlagen. Andere meinen, das gelte vom Charfreitag.

1) Bei der Zerstörung des Klosters ist ein Leichenstein verstümmelt und gerade die Hände sind an der Figur abgehauen worden, woran der obige Zug der Sage anknüpft.

2) d. h. ein langer, eiserner Nagel ist einfach später in einen Leichenstein hineingeschlagen worden und steckt noch darin, daran knüpft diese Sage an.

3) Die Sperr-Lutter hat mit Luther nichts zu thun. Der Name bezeichnet einen Graben im Oderthal, der das durch den Rehberger-Graben der Oder entzogene Lutterwasser wieder derselben zuführt.

4) Luther ist nie in Walkenried gewesen. Das Hineinziehen seiner Person in die Gegend von Lauterberg hängt überhaupt nur mit dem an ihn anklingenden Namen der Lutter zusammen.

5) vergl. „Ursp. der Myth." S. 273, Anm. 1.

Digitized by Google

3. Der Ausdruck Kobold und Drak ist in Lauterberg und Umgegend unbekannt. „Der Stepchen“ (Diminutiv von Stephan) trägt den Leuten es zu, wie sonst der Drak.

4. Andreasberg hat allerhand Eigenthümlichkeiten, wie es ja auch eine oberdeutsche Colonie ist. Statt der sonst in der Umgegend üblichen Osterfeuer zündet man hier zu Johannis ein Feuer an, pflanzt vor den Häusern Bäume, die man ausschmückt, und dergl. mehr. — Im Frühjahr lässt man auch dort sich noch die Stiere stossen, um zu ermitteln, welcher von ihnen für die Heerde der kräftigste sei.

Nun zum Schluss noch ein paar volksthümliche Miscellen.

3. Das Verstopfen des Wetterlochs.

Als es in Lauterberg einmal tagelang regnete, fragte ich einen Steinarbeiter: „Wo ist denn hier eigentlich das Wetterloch, wo der viele Regen herkommt.“ — „Ja“, sagte er, „wenn ich das wüsste, hätte ich es schon längst zugestopft. Der fortwährende Regen ist nicht bloss für die Badegäste, sondern für unser einen doppelt schlimm, der den ganzen Tag draussen sein muss, und dann jetzt das schöne Heu, es verfault ja Alles[1]).“

4. Der Schafhirt wandert mit seiner Heerde von Haus zu Haus.

Als ich einmal den Schafhirten, der für meine Zwecke mir besonders geeignet schien, fragte, wann und wo ich ihn des Abends zu Hause treffen könne, meinte er, die nächsten Tage wäre er noch beim Oberförster, und wo er dann sei, wisse er noch nicht. Ich dachte zuerst, er wechsle, wie früher stellenweise selbst die Geistlichen in ihren Filialen die Reihe herum assen, und würde so ähnlich unterhalten, bis ich dann erfuhr, die Schafheerde wird „ihres Düngers“ halber vom Gemeinde-Vorstand immer für so und so viel Nächte „verpachtet“. — Der jedesmalige Pächter, der beim Ausbieten den Zuschlag erhalten, holt sich dann des Abends die Heerde mit den Hürden, dem Hirten und den Hunden nach seinem Acker und weist ihr daselbst eine geeignete Stelle an, fürwahr eine praktische Lösung der betreffenden Frage, wie ich auch nachher hörte, dass es meist überall in Niedersachsen noch so üblich sei.

1) Das projectirte Zustopfen des Wetterlochs und das damit verbunden gedachte Absperren des Regens klingt an verschiedene mythische Bilder an, nach welchen z. B. die Winde in den Wolkenbergen wie in einem Gefängniss eingeschlossen und ihr Ausgang durch Steinblöcke versperrt zu sein schien, in letzter Hinsicht eine Erweiterung der Scenerie in Analogie zum Gewitter, in welchem man im Donnergepolter das Fortrollen der Steine wahrzunehmen wähnte und so sich erklärte, dass die Stürme nun ungehemmt losbrächen. — Auch an die Sonne knüpften sich ähnliche, sogar noch näher stehende Vorstellungen an, indem sie beim Gewitter, wie bei Sonnenfinsternissen, verstopft zu werden schien. s. meine Schrift „Ueber den Ursprung der Stamm- und Gründungssage Roms“, Jena 1878, S. 18.

Digitized by Google

VII.

Mittheilungen aus dem Frauenleben der Ôrang Bêlendas, der Ôrang Djâkun und der Ôrang Lâut.

Von

HROLF VAUGHAN STEVENS.

Bearbeitet von Dr. **MAX BARTELS.**

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 16. Mai 1896.)

Unter den zahlreichen Einsendungen und schriftlichen Nachrichten, welche das Königliche Museum für Völkerkunde in Berlin dem bei den Eingeborenen von Malacca reisenden Herrn Hrolf Vaughan Stevens verdankt, befinden sich auch Gegenstände und sehr wichtige Angaben, welche sich auf das Leben des Weibes beziehen. Herr Professor Dr. Albert Grünwedel hatte die Güte, mir dieselben zur Bearbeitung und zur systematischen Gruppirung nach den vielen zerstreuten Tagebuchnotizen zu übergeben. Die Uebersetzung aus dem Englischen hat Herr E. Sinogowitz ausgeführt.

Die Stämme, von welchen Stevens handelt, bezeichnet er mit dem gemeinsamen Namen Orang hûtan, Waldmenschen. Ihnen gehören sowohl helle Völker, als auch Negritos an. Die letzteren sind die Orang Sĕmang oder Mĕnik, von denen die Panggang eine Unterabtheilung bilden.

Keine Negritos sind die Tĕmiâ („Tummiyor"), die Orang Djâkun, denen die Orang Lâut angehören, und die Orang Bĕlendas („Blandass"), deren Unterabtheilungen die Orang Bĕrsîsi, die Orang Kĕnâboi und die Orang Sinnoi sind[1]). Die Orang Lâut bewohnen die Küste und nicht die Wälder, sie sind daher die einzigen, welche keine Orang hûtan sind.

Was nun hier geboten wird, ist Alles den Berichten des Reisenden entnommen. Sollte eine zusätzliche Bemerkung zur besseren Erklärung erforderlich scheinen, so ist dieselbe, um nicht Herrn Stevens dafür die Verantwortung tragen zu lassen, in eine eckige Klammer [ ] gesetzt.

---

1) (Grünwedel). H. V. Stevens: Materialien zur Kenntniss der wilden Stämme auf der Halbinsel Malâka. Veröffentlichungen aus dem Königl. Museum für Völkerkunde. Band II, Heft 3 und 4. Berlin 1892

Digitized by Google

[Stevens macht wiederholentlich darauf aufmerksam, dass die Berührung mit den Nachbarvölkern manchen alten Gebrauch bei diesen Stämmen bereits in Vergessenheit gerathen lässt. Und so kann der Auskunft gebende Eingeborene leicht in den Verdacht der Unaufrichtigkeit kommen.] Es ist die Verschiedenheit zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart, welche so leicht den heutigen Sâkei[1]) dem unverdienten Tadel aussetzt, dass er in der Erwiderung auf Nachfragen, welche die Gewohnheiten seines Volkes betreffen, falsche Angaben mache. Er mag vielleicht die alten Gebräuche beschreiben, und der Fragesteller sieht einige Stunden später etwas, das gänzlich davon verschieden ist, und nun brandmarkt er in Folge dessen gedankenlos den Mann als einen Lügner.

[In dem Sammeln der Nachrichten scheint unser Reisender unermüdlich gewesen zu sein[2]), und es ist ihm nicht immer leicht gemacht worden, die erwünschte Auskunft zu erhalten.] Ueber manche Dinge wollten die Zauberer überhaupt nichts aussagen und sie wiesen ihn an die Hebamme. Aber das hat seine grossen Schwierigkeiten. Denn „wenn es schon schwer genug ist, von den Männern der Bölendas bei ihrer Zurückhaltung und Schweigsamkeit eine Aufklärung zu erhalten, so ist der Medicinmann noch hundertmal zurückhaltender und die Hebamme noch tausendmal mehr. Ueber die meisten Dinge ist es für den Fremden fast hoffnungslos, von den Hebammen etwas zu erfahren, wenn nicht die Frau des Häuptlings oder der Zauberer, vor denen sie grossen Respekt haben, sich ins Mittel legen. Häufig ist es Stevens begegnet, dass ein Zauberer, den er zu eindringend fragte, sich einfach umdrehte und fortlief. Aber öfter warfen ihm in solchen Fällen Hebammen, welche zu alt und schwach waren, um wegzulaufen, alles nach, was sie ergreifen konnten, „eine sonst seltene Erscheinung unter den friedlichen und ruhigen Orang hûtan."

„Dann komme ich wieder und frage immer und immer wieder. Die alte Dame hat zu wenig Willenskraft, um endgültig zu widerstehen. Endlich bricht sie zusammen und fängt zu weinen an; sie giebt dann ihre Opposition auf und giebt Bescheid, und immer glaubwürdigen, wie ich mich zu überzeugen vermochte. Die Männer lachen, aber ich bin immer froh, wenn dieses grausame Spiel zu Gunsten der Wissenschaft vorüber ist."

[Aehnlich sind seine Berichte über die Orang Lâut.] In jeder Familiengruppe derselben giebt es eine oder mehrere unter den alten Frauen, welche eines Rufes als Hebamme geniessen und anderen vorgezogen werden. Ich habe aber die gleiche Schwierigkeit gehabt, dieselben zum Sprechen zu bringen, wie bei allen anderen Hebammen auf der Halbinsel; und so ungern auch die Männer auf Fragen antworten, welche

1) [Diese über die Sâkei gemachte Bemerkung hat auch für die hier zu besprechenden Stämme ihre Gültigkeit.]

2) (Grünwedel.) H. V. Stevens, Materialien zur Kenntniss der wilden Stämme auf der Halbinsel Malâka. Veröffentlichungen des Königlichen Museums für Völkerkunde. Band III, Heft 3 und 4, S. 96. Berlin, 1894.

Digitized by Google

die Weiber betreffen, so hat doch die Wehemutter eine noch grössere Abneigung dagegen und die Männer der Orang Lâut wollten nicht den alten Hexen befehlen, wie das die Bĕlendas thaten, sondern sie schienen vielmehr sehr wenig geneigt, sich mit ihnen einzulassen.

Die Wohnung der Hebamme ist bei den Orang Bĕlendas leicht zu erkennen, denn während die Häuser dieses Stammes immer 4 bis 6 englische Fuss über der Erde stehen, ruht das Haus der Hebamme stets unmittelbar auf der Erde, nur die Holz- oder Bambustücke, welche den Boden des Hauses bilden, liegen noch dazwischen. Wenn der Gatte der Hebamme noch lebt, was aber nur in seltenen Fällen vorkommt, so hat die Hebamme zwei Hütten; die eine, welche sie mit ihrem Manne gemeinsam bewohnt, ist von der gewöhnlichen Bauart; ausserdem besitzt sie aber noch die Medicinhütte, welche unmittelbar auf dem Boden steht.

Kein Mann der Orang hûtan betritt das Haus einer Hebamme, sondern er bleibt in einiger Entfernung vor demselben stehen. Die Frauen aber dürfen hinein, wenn sie dazu eingeladen werden. Den Kindern ist der Zutritt verboten, damit sie keinen Unfug darin treiben können.

[Es wurden Stevens verschiedene Gründe angegeben, warum das Haus der Hebammen anders gebaut sei, als dasjenige der übrigen Stammesgenossen.] Einige sagten, das Haus stehe so niedrig, weil die Hebamme alt und schwach sei, andere, damit die Hantu's [die spukenden Seelen] nicht unter den Boden desselben schlüpfen können. Am zutreffendsten ist vielleicht die Auskunft, damit ihr Haus sich so unterscheide, dass kein Fremder und Unberufener es betrete.

Seitdem ich das geschrieben habe, habe ich auch gleichfalls gefunden, dass diese Hütte die einzige ist, in welcher die Thür absichtlich eine geringere Höhe besitzt, als die Gestalt eines Erwachsenen. Der Grund hierfür ist der gleiche, wie jener, der die Vorsorge veranlasst hat, das Dach und die Wände eng und dicht zu machen, dass nehmlich die Männer nicht sehen sollen, was im Innern vor sich geht.

Männern ist, wie gesagt, der Eintritt in diese Hütten absolut verboten, auch dürfen sie nicht um dieselben herumgehen; es ist ihnen jedoch gestattet, an der einen Seite vorbei zu gehen. Auf keinen Fall würde es ein Bĕlendas wagen, in eine solche Hütte einzutreten.

Aber diese Hütte ist nicht nur für die Hebamme hergestellt, sondern sie ist ein ausschliesslicher Rückzugsplatz für Weiber in Geburtswehen, und sie verbleiben darin noch 14 Tage nach der Entbindung. Zu der Zeit, als die Niederlassungen grösser waren und nicht eine so verminderte Zahl von Bewohnern hatten, wie jetzt, war auch die Hütte viel grösser im Umfange.

Die Stellung der Hebamme ist insofern eine besondere, als diese alte Frau von jeder allgemeinen Arbeit befreit war, aber doch ihren regel-

Digitized by Google

rechten Antheil von dem Ertrage derselben erhielt. Zu ihren Obliegenheiten gehörte es dafür aber auch, dass, wenn alle Weiber ausgingen, um Wurzeln zu suchen, Rotang zu binden, oder ähnliche Arbeiten zu verrichten, sie dann alle Kinder des Dorfes unter ihre Obhut nehmen musste. Früher durften aber die Kinder nicht [in ihre Hütte] hinein. Mütter jedoch, welche in den Djungel gingen, um dort Wurzeln u. s. w. zu suchen, und die dann auf dem Rückwege eine Last zu tragen hatten, brachten ihre kleinen Kinder in diese Hütten.

Wenn es in der Gruppe von Hütten, welche eine Niederlassung bilden, keine Hütte für eine Hebamme giebt, so werden die Kinder, um sie vor Schaden zu bewahren, nicht selten aufgehängt.

Den Orang Lâut ist die Wahl freigestellt, ob sie eine der Hebammen von grösserem oder geringerem Ansehen nehmen wollen. Das Honorar bildet ein Geschenk, welches schon vorher besorgt worden ist.

Ueber die sociale Stellung der Frau bei den verschiedenen Stämmen der Halbinsel äussert sich unser Reisender folgendermaassen. In der Achtung der Männer am höchsten stehen die Weiber der Orang Bĕlendas. Es ist ihnen gestattet, so lange sie unverheirathet sind, getrenntes Eigenthum zu besitzen und sogar sich an den häuslichen Berathungen zu betheiligen; hierbei gerathen sie sehr selten in Zorn. Alsdann würde die zweite Stelle den wilden Panggang-Weibern einzuräumen sein; nächstdem folgen die Tĕmiâ („Tummiyor"), dann die zahmen Mĕnik oder Sĕmang und am tiefsten stehen die Djâkun. Die letzteren betrachten ihre Weiber als ein schätzenswerthes Werkzeug, um die Arbeiten zu verrichten und die Kinder aufzuziehen. Ihr Loos würde ein noch schlimmeres sein, wenn der Djâkun grausamen Sinnes wäre und Vergnügen daran empfände, Anderen einen Schmerz zu bereiten. Das ist aber nicht der Fall, und so handelt es sich bei den Weibern weniger um eine direkte Bedrückung, als vielmehr um eine Geringschätzung von Seiten der Männer und um einen Mangel an Beachtung.

Als ganz besonders „erbärmlich" bezeichnet Stevens aber die Stellung der Weiber bei den Orang-Lâut; dieselben werden von ihren Männern mit einer Gleichgültigkeit und schlechter behandelt, als bei allen anderen Stämmen. [Dass die Orang-Lâut zu Fremden von ihren Weibern nicht sprechen, hat aber, wie wir sehen werden, nur theilweise seinen Grund in dieser Geringschätzung.]

Die Weiber und Kinder, die bei den Orang-Lâut, wie gesagt, schlecht behandelt und vernachlässigt werden, müssen alle harte und unangenehme Arbeit verrichten und die Lebensmittel beschaffen. „Ich habe oft gesehen, dass ein Orang-Lâut-Mann alle die Fische und Wurzeln, welche seine Familie an jenem Tage gesammelt hatte, für sich nahm und das Ganze mit Stillschweigen verzehrte und nur die Köpfe und die Abfälle der Nahrung für sein Weib und seine Kinder übrig liess. So schlecht

Digitized by Google

sind sie in dieser Hinsicht, dass, wenn ein Orang-Lâut (was er sehr selten thut, und nur, wenn er aus irgend einem Grunde dazu gezwungen ist) zu Bĕlendas, Djâkun oder Malayen in Geschäften geht, die Männer und Weiber dieser höheren Leute öffentlich dem Orang-Lâut befehlen, dass er nicht alle die Nahrung, welche sie ihm geben oder verkaufen, für sich selber nehme, sondern seinem Weibe und seinen Kindern auch etwas davon abgeben solle. Sie sind bei Weitem die niedrigsten in der Skala der wilden Männer hier.

Die Orang-Lâut sind die einzigen hier, welche bei allen Gelegenheiten essen, bevor es den Weibern gestattet ist, das zu thun. Bei feierlichen Anlässen, oder wenn männliche Gäste, besonders Freunde, anwesend sind, werden die Bĕlendas-Weiber den Männern aufwarten und erst nach ihnen essen. Dasselbe gilt auch von den Djâkun bei ihren grossen Festen, sowie z. B. bei den Pâdi-Ernten; aber dort liegt der Grund in der Nothwendigkeit, dass einige auf die Nahrung zu warten haben. Est ist bei ihnen nicht, wie bei den Orang-Lâut, dass das Weib zu tief unter dem Manne stehend angesehen wird, um mit ihm zu derselben Zeit essen zu dürfen. Bei den Panggang essen Mann und Weib zusammen und helfen sich bei allen Gelegenheiten. Die Djâkun und Bĕlendas stehen sich in ihrem gewöhnlichen, häuslichen Leben gegenseitig bei, Männer und Weiber; aber nur jene, welche von gemischtem, und daher in diesem Falle verbessertem Blut unter den Orang-Lâut sind, betrachten das Weib als etwas mehr als einen Beistand, auf welchen sie die unangenehme Last abwälzen können.

Sogar wenn ich dem Orang-Lâut-Weibe Nahrung gab, so wagte sie doch nichts davon zu essen, wenn ihr Mann gegenwärtig war; und selbst dann, wenn nicht ihr Gatte, sondern ein anderer Mann da ist, zieht sie sich aus seiner Nähe zurück, bevor sie es wagen wird, zu essen und ihren Kindern etwas davon zu geben.

Zu der Zeit, als die Bĕlendas ihre eigenen Bâtin oder Häuptlinge hatten, konnte kein Weib diese Stellung einnehmen. Sie konnte überhaupt kein Amt bekleiden, aber Landbesitz durfte sie haben. Bei ihrer Verheirathung wurde das Land das Eigenthum ihres Mannes, und sie verlor alles Anrecht darauf. Aber alle Durian- und andere Bäume, welche sie persönlich gepflanzt hatte oder auf ihren Befehl hatte pflanzen lassen, gehörten ihr ausschliesslich und konnten von ihr, während Lebzeiten ihres Mannes, zu irgend Jemandem, den sie auswählte, hingebracht werden. Hier wurden dann in Gegenwart des Häuptlings die Zeichen des neuen Eigenthümers (Schnitte in die Rinde, für jeden Mann besonders) in den Baum gemacht.

Eine verheirathete Frau lief nicht Gefahr, in Schulden zu gerathen. Wenn sie Schulden vor ihrer Verheirathung hatte, so wurde der Bräutigam davon unterrichtet; wenn die Heirath stattfand, so war er für dieselben

Digitized by Google

verantwortlich, als wenn es seine eigenen wären. Wenn er nicht davon in Kenntniss gesetzt war, so waren die Eltern des Mädchens dafür haftbar. Hatte sie keine Eltern, oder war sie Wittwe und machte ihrem Bräutigam keine Mittheilung, so konnte sie von dem Unterhäuptling wegen Betruges bestraft werden, aber der Gläubiger durfte sich nicht wegen seiner Forderung an den Ehemann halten, da es des Gläubigers Sache gewesen wäre, darauf zu sehen, dass der Ehemann es wusste; denn von allen Heirathen wird lang und breit gesprochen, bevor sie stattfinden.

Fehlschlagen von verkauften Ernten konnten ein Weib, welches Land besass, in Schulden bringen, und sie konnte nicht arbeiten, wie die Männer, um dadurch die Schuld zu tilgen, ausgenommen durchden langsamen Process des Matten- uud Körbe-Flechtens, so dass es in den Augen der Bĕlendas eine Entschuldigung für ihre Schulden gab.

[Es hat den Anschein, als wenn man eine reine Jungfrau in gewisser Beziehung als Glück bringend betrachtet habe, und es scheint ihr aus diesem Grunde ein bestimmtes Vorrecht bei den Djâkun eingeräumt worden zu sein, welches in Folgendem bestand.]

Wenn sich ein Trupp auf der Reise befand und sein vorübergehendes Lager aufzuschlagen oder eine länger dauernde Niederlassung anzulegen beabsichtigte, so wurde das erste Lagerfeuer von einem unverheiratheten Mädchen mit Hülfe des Feuer-Drillbohrers für „gutes Glück“ angezündet. Gewöhnlich war dieses Mädchen die Tochter desjenigen Mannes, welcher dem Trupp zum Führer diente. Es wurde ein besonderes Gewicht darauf gelegt, dass in dieser ersten Nacht der Niederlassung das Feuer einer jeden Abtheilung von der unverheiratheten Tochter eines Führers entzündet wurde. Aber sie durfte dieses nur ausführen, wenn sie nicht gerade ihre Menses hatte. Dieser Gebrauch ist um so beachtenswerther, als die Djâkuns auf ihren Wanderungen stets ein schwälendes Rindenseil mit sich führen. (Eine Probe von solchem Rindenseile wurde eingesendet.) Es handelt sich hier aber um ein Ueberbleibsel von einer früheren Gewohnheit. Mit dem vertikalen Feuerbohrer wird nehmlich das Feuer auf einem weichen Holze erzeugt, demselben, aus welchem die Djâkun auch ihre Parang- [Schwert-] Griffe fertigen. Ein kleines Stück von diesem Holze wird von den Leuten auf dem Leibe oder gelegentlich auf dem Stirnbande von Rindenseil getragen, „gerade wie wir Zierrathen an einer Kette tragen“. Dieses Holzstückchen war wie die Seemuscheln gestaltet, welche, wie sie erzählen, ihre Vorväter gebrauchten, bevor sie das Eisen erhalten hatten, um ihre Fische aufzuschneiden und ausserdem auch, wenn ein Trupp auf der Reise war, um die Lage ihrer mehr oder weniger temporären Niederlassung festzustellen.

Sollte das Feuer nun entzündet werden, so nahm das Mädchen das Stück weichen Holzes und hielt es auf den Erdboden, während ihr Vater, oder sonst irgend ein verheiratheter Mann, den verticalen Drillstab auf

Digitized by Google

demselben rund herumdrehte. Sie wartete auf den entstehenden Funken und fachte ihn zu einer Flamme an, entweder dadurch, dass sie auf ihn blies, oder dass sie das Holzstück schnell in ihrer Hand herumwirbelte und zu diesem Zweck den Funken mit einem Bündel zerfaserter Rinde umgab und ihn einem Luftzuge aussetzte.

[Ob das hierzu benutzte Holzstück die Muschelform hat oder ungeformt ist, geht aus den Worten des Reisenden nicht deutlich hervor. Es heisst, dass des Führers Tochter das Holzstück „aus dem Besitz des Vaters entnommen hatte, (denn die unverheiratheten Mädchen und die unverheiratheten Knaben führen allein das gewöhnlich nicht zur Form gestaltete Holzbruchstück zur Feuer-Erzeugung, obgleich die Männer und Weiber gewöhnlich auch noch das muschelförmig gestaltete Stück mit sich führten, jedoch war das nicht Bedingung)." Da sie es nun also, wie es scheint, nicht von ihrem mitgeführten genommen, sondern „aus dem Besitz des Vaters entnommen hatte", so wird es doch wohl das muschelförmige gewesen sein. Auch giebt Stevens später an, dass diese muschelähnlichen Holzstücke jetzt sehr selten sind und dass sie niemals mehr ihres ursprünglichen Zweckes wegen, d. h. zum Feueranmachen, getragen werden, da diese Gewohnheit längst aufgehört habe. Somit müssen also die geformten Holzstücke verwendet worden sein.]

„Dieses so erzeugte Feuer diente dazu, die anderen Feuer für jene Nacht anzuzünden, und man schrieb ihm gutes Glück beim Kochen zu und auch grössere Wirksamkeit, die Tiger u. s. w. fern zu halten, als wenn das erste Feuer einer Niederlassung durch einen Funken des langsam schwälenden Rindenseiles entzündet worden wäre." Uebrigens war es keine ganz unumstössliche Vorschrift, dass ein Mädchen diese Feuerentfachung vornehmen musste, „denn jede Person, Knabe, Mann oder Weib (vorausgesetzt, dass letztere nicht zur Zeit menstruirte), konnte das thun, wenn es gerade besser passte."

Als ein Zeichen der Jungfrauschaft kann das Tragen bestimmter Armringe nicht angesehen werden, von denen man dem Reisenden sagte, dass auf einigen der Inseln dieses Gewinde, wenn es von einem weiblichen Wesen getragen wird, Jungfrauschaft bezeichnet. Es sind das Armringe aus spiralig zusammengerolltem Messingdraht [ohne jede Ornamentirung], welche die Weiber der Tĕmiâ („Tummiyor"), der Bĕlendas und, von ihnen überkommen, auch diejenigen der Djâkun und der zahmen Sĕmang des Westens tragen. „Aber hier hat es gewiss keine solche Bedeutung, da eine Mutter von einem halben Dutzend Kindern ebenso viele Ringe von Messing an den Armen und in einigen Fällen auch an den Knöcheln zu tragen pflegt."

Die Neigung, ihren Körper zu schmücken, findet man auch bei den Weibern der Orang-Lâut trotz ihrer niedrigen und verachteten Stellung. Irgend ein glänzender Gegenstand wird von den jungen Mädchen um die

Digitized by Google

Arme, den Nacken oder die Brust getragen. Heut zu Tage sind das beinahe alles moderne Dinge, welche durch die Halbblütigen von den Malayen und Chinesen erhandelt wurden. In früheren Zeiten gebrauchten sie gefärbte Muscheln, Samenkörner u. s. w. Ich sah eine sehr niedlich hergestellte Halskette, aber das Weib weigerte sich aus irgend einem Grunde ganz entschieden, sie zu verkaufen. Sie bestand aus den verschieden gefärbten Sämereien der Küste, kleinen farbigen, aus dem Sande aufgelesenen Seemuscheln, und, was mir anfänglich sehr schwer zu erklären war, aus kurzen Abschnitten von Krebsbeinen, wie die Korallen einer Halsschnur in Europa.

Ueber die Schamhaftigkeit sagt Stevens, dass er nie ein Orang hûtan-Mädchen habe erröthen sehen, auch nicht bei solchen Gelegenheiten, welche sonst bei einem heirathsfähigen Mädchen sicherlich dieses veranlasst haben würde, so z. B. bei den Hantierungen, welche unvermeidlich waren, als er die Aussenlinie von Owee's Brust abformte[1]). „Ich kann mir nicht denken", fährt er fort, „dass die nackten Orang hûtan irgend eine Empfindung von Schamgefühl in Bezug auf ihren unbekleideten Zustand besitzen, welche ein Erröthen veranlassen sollte. Auf die Unterweisung der Malayen hin legten die zahmen Bĕlendas vielleicht zum ersten Male Kleider an, aber sie verstanden nur undeutlich, aus welchem Grunde sie dieses thun mussten, wenn sie jene besuchen wollten."

[Dass menstruirende Mädchen und Frauen das Lagerfeuer nicht anzünden durften, das haben wir oben bereits gesehen. Eine eigentliche Absonderung der Menstruirenden, wie bei so vielen anderen Völkern, findet jedoch bei diesen Stämmen nicht statt.]

Aber die Bĕlendas-Frauen benehmen sich während der monatlichen Reinigung sehr sonderbar; alle bleiben in dieser Zeit zu Hause, oder so nahe bei dem Hause, wie möglich; manche schliessen die Thür des Hauses. Das ist aber nicht Scham, da der Ehemann jeden Zutritt erhält. Sie wissen selber nicht, warum sie das thun; es handelt sich jedenfalls um irgend einen jetzt vergessenen Aberglauben.

„Bei den Orang-Lâut wird ein Weib in der Menstruationszeit als etwas Unreines betrachtet, mit dem man in nahe Berührung zu kommen vermeidet, jedoch nur theoretisch; in der Praxis macht dieser Zustand wenig oder gar keinen Unterschied. Die Weiber behaupten, dass die Männer den Glauben hätten, dass, wenn sie ein Weib in diesem Zustande berührten, ihre Mannbarkeit geschwächt würde. Die Männer selber wollen keinen Grund angeben; aber, wie ich schon bemerkt habe, in Wirklichkeit wird wenig Rücksicht darauf genommen."

1) R. Virchow, Die wilden Eingeborenen von Malacca. Verh. d. Berliner Anthropologischen Gesellschaft. Zeitschr. f. Ethnologie, Bd. XXIII, S. (840), (841), Berlin 1891.

Digitized by Google

[In einer neuen Zuschrift sagt Stevens]: An der Menstruirenden haftet der Begriff der Unreinheit; ein Mädchen in solchem Zustande vermeidet es, irgend eine Nahrung zu berühren, welche ein Mann später essen soll. Wenn aber ein Weib zu dieser Zeit Wurzeln gegraben hat, so wird es von den Männern für genügend erachtet, um die Unreinheit zu entfernen, wenn sie den äusseren Theil davon abschälen. Ein menstruirendes Weib wird so weit entfernt, wie möglich, von ihrem Ehemann schlafen, und in dieser Zeit findet kein geschlechtlicher Verkehr statt.

Ein Weib durfte während der Menstruation bei den Orang-Laut ihren Bambu [zum Trinken] nicht in den [allgemeinen] Topf tauchen, sondern nur in ihre eigene, getrennt gehaltene Muschel, Topf oder in ein, wie ein Krug, kurz abgeschnittenes Bamburohr. Bei den Djâkun giebt es darüber keine Vorschrift, ob ein menstruirendes Weib sein Bamburohr in das Trinkgefäss eintauchen darf oder nicht, aber in der Praxis hält sich ein Weib in solchem Zustande fern und würde nicht eher trinken, als bis die Männer und alle Anderen getrunken haben.

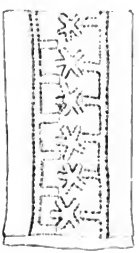


Fig. 1.

„Chit-Nort", Muster des Bambugefässes der Orang Belendas, für die Abwaschungen des Monatsflusses gebraucht (abgerollt).

Für die Abwaschungen des Monatsflusses ist bei den Bělendas ein besonderes „Chit-Nort" im Gebrauch.

[Diese „Chit-Norts", deren der Reisende mehrere eingeschickt hat, sind Bambustücke von verschiedener Länge und Dicke, die mit bestimmten Ornamenten verziert sind. Sie dienen, wie wir aus den Berichten ersehen, als Wassergefässe.]

[Das für den erwähnten Zweck benutzte (Fig. 1)[1]) ist nur 38,5 *cm* lang und hat einen Umfang von 18,3 *cm*. Es ist circulär aus einem Bambustück herausgeschnitten und zwar in der Weise, dass die obere Schnittfläche unterhalb eines Internodium liegt, so dass der Hohlraum des Stengels eröffnet ist. Die untere Schnittfläche ist dicht unterhalb des nächsten Internodium angelangt, so dass es auf diese Weise den (etwas vertieften) Boden des Rohres bildet. So ist dasselbe nun wohl geeignet, als Wassergefäss

1) Inventar-Nummer I. C. 27 220 *a*, *b*. 154, 155.

Digitized by Google

benutzt zu werden. Es ist in seiner ganzen Ausdehnung rings herum mit aufgemalten Ornamenten verziert, welche zwei schmale Längsstreifen mit gegen einander rechtwinkelig vorspringenden Seitensprossen bilden, zwischen denen sich unregelmässige, fünfstrahlige Sterne befinden. Die Conturen dieser Ornamente werden durch abwechselnde, schwarze und weisse Punkte gebildet. Stevens hat dem Originalstück immer zum Vergleiche ein Stück Bambu beigefügt, auf welchem er die „orthodoxen" Muster unter Anleitung der Medicinmänner aufgemalt hat. Dieselben stimmen nicht in allen Fällen völlig mit denen der Originalstücke überein.]

[Ueber unser „Chit-Nort" sagt Stevens:]

„Die Verzierung des Bambu stellt eine Pflanze vor, welche nach der Angabe der Hebamme nicht in dem jetzigen Wohnbezirke des Stammes wächst. Sie wurde früher in das Waschwasser gelegt. Heute dient die aufgemalte Blume dazu, „das Blut zu zerstören." Wird das Blut nicht auf diese Weise „zerstört", so entstehen die Hantu Dârah[1]) daraus, welche sofort in den Leib des Weibes kriechen, um ihren Blutfluss zu vernichten. Dann ist die Frau ferner nicht mehr im Stande, gesunde Kinder zur Welt zu bringen."

Die Männer haben mit dem Hantu Dârah nichts zu thun; sie sagten: Wir wissen nichts von ihm, frage die Hebamme. Auch die Zauberer, welche für alle anderen Mittel verantwortlich sind, welche die Hebammen gegen die Hantu's gebrauchen müssen, wollen das Muster gegen diesen Blut-Hantu nicht anerkennen. Kein Bĕlendas-Mann wird diese Art von „Chit-Nort" berühren; gewöhnlich wird es nach der Wasserseite zu versteckt gehalten. Ist keins vorhanden, so kann es sehr schnell hergestellt werden, und an dem gebrauchten Stück wäscht der Regen die geringe Bemalung bald herunter, so dass das Stück in kurzer Zeit aus dem Gesichte der Männer verschwunden ist. Sie bekümmern sich auch wenig darum, ob ein Fremder dieses „Chit-Nort" sieht, oder nicht.

[Die Bemalung wird mit Instrumenten ausgeführt, welche auch zum Abschneiden der Nabelschnur benutzt werden. Sie sind in Fig. 9 abgebildet. Die Ornamentirung der übrigen „Chit-Norts", von denen noch mehrere besprochen werden müssen, ist ein ausschliessliches Vorrecht der Zauberer. Sie bedienen sich dazu eigenthümlicher Geräthe, welche in ihrer Form eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Kammreiniger besitzen. Sie sind aus einer Hornplatte geschnitten (Fig. 2)[2]), haben oben ein Loch, mit dessen Hülfe sie angehängt getragen werden können, nach unten zu verbreitern sie sich und sie tragen an ihrem unteren Rande grobe, zahnartige Vorsprünge. Die grösste Breite des grösseren beträgt 5,3 *cm*, die des kleineren 3,5 *cm*; das grössere ist 5 *cm* hoch, während das kleinere eine Höhe von 4,6 *cm* besitzt.]

1) [mal. Dârah, „Blut". Grünwedel.]
2) Inventar-Nummer I. C. 27199. 116.

Digitized by Google

Die unverheiratheten Mädchen der Bĕlendas bedienen sich für die Abwaschungen nach den Katamenien eines Wassergefässes, welches „Karpet“ heisst. Da es für die Wirksamkeit dieser Gefässe nothwendig ist, dass sie von dem Zauberer alter Tradition geschnitten werden, so kommen sie nur bei den nicht malayisch sprechenden wilden Clanen der Bĕlendas vor. [Stevens hat zwei derselben eingesendet. Das eine (Fig. 3)[1]) stammt von den Orang Sinnoi. Es ist ein kurzes Bambustück, das so circulär aus dem Stengel herausgeschnitten ist, dass es ein oben offenes, unten durch ein Internodium geschlossenes Rohr von nur 28 *cm* Länge und 13 *cm* Umfang bildet. Ueber seine ganze Länge hin ziehen sich in gleichen Abständen von einander drei schmale Streifen eines Blätterornamentes.

Fig. 2.

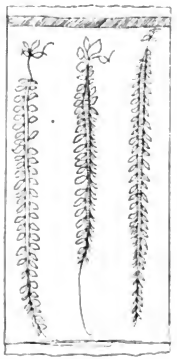


Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 2. Horn-Geräthe der Belendas-Zauberer zum Bemalen der „Chit-Norts“ (Bambugefässe) mit Zaubermustern.

Fig. 3. „Karpet“, Bambugefäss der Orang Sinnoi und Fig. 4 der Kĕnâboi zur Abwaschung des Monatsflusses der jungen Mädchen (abgerollt, um die Ornamentirung zu zeigen).

Das andere „Karpet“ (Fig. 4)[2]) stammt von den Orang Kĕnâboi. Es ist ebenfalls ein einfaches, circulär geschnittenes Bamburohr von 39,5 *cm* Länge und 17,1 *cm* Umfang. Als Ornamentirung hat es drei ähnliche Längsstreifen, von denen zwei auch Blattwerk, der dritte aber einen dicht gefiederten Blattstiel darzustellen scheint.] Die Zeichnung stellt eine Pflanze dar, deren Wurzelende sich an der Ausgussstelle befindet.

1) Inventar-Nummer I. C. 27 259*b*. 208.
2) Inventar-Nummer I. C. 27 259*a*. 208 *A*.

Digitized by Google

„Die Abweichungen in den Figuren zeigen, dass ein Muster durch leichte, in der Eile entstandene Fehler des Graveurs der Zeichnung nicht machtlos wird, wenn auch die Erklärung und Identification der Muster durch gewisse Flüchtigkeiten erschwert, ja fast unmöglich gemacht werden kann. [So bedeutet die aus zwei senkrechten und zwei schrägen kurzen Strichen gebildete Figur], correkter ausgedrückt, „Blättchen am Stiel ansitzend".

Das Heirathsalter bei den Bĕlendas ist bei den Mädchen von 14 Jahren und bei den Männern von 15 bis 16 Jahren aufwärts.

[Bei den Orang-Lâut, also einem Zweige der Djâkun, besteht das Matriarchat und die Exogamie.] „Die Orang-Lâut waren ursprünglich in Familien getheilt, welche einen bestimmten Platz oder Distrikt als ihr Heim anerkannten, und wenn sie auch überall zerstreut in ihren Booten leben mochten, so sagten sie doch, wenn sie von sich sprachen, dass sie zu jenem Platze gehörten. Heirath änderte dieses nicht, und es galt als unumstössliche Regel, dass nicht ein Mann und ein Weib von demselben Platze sich heirathen durften, sondern dass sie ihr Ehegespons aus einem anderen Platze nehmen mussten. Diese Regel ist, wie viele andere, seitdem der Flächeninhalt des Gebietes der Orang-Lâut auf die gegenwärtigen Grenzen eingeengt worden ist, in Vergessenheit gerathen. Aber noch immer wird, soweit dies thunlich ist, der Ehegatte aus einem Orte gewählt, der möglichst weit abgelegen ist." Der Sohn pflegte gewöhnlich bei der Heirath ein Boot für sich zu bauen, wenn er nicht bereits (was meist der Fall war) ein solches hatte. Aber er und sein Weib konnten in dem Boote eines der beiden Väter leben, je nachdem der Beistand von ihm und seinem Weibe dort verlangt wurde. Das Heirathen begann sehr früh, mit 15 oder 16 Jahren; jetzt, wo weniger Weiber vorhanden sind, geschieht es später.

„Ich habe bereits bemerkt, dass die Gewohnheiten der Bĕlendas und Panggang in Bezug auf die Auswahl der Weiber jenen der Djâkun und der Orang-Lâut dem Anscheine nach sehr ähnlich sind. Nehmlich die Männer einer Gemeinschaft konnten nur ein Weib von einer anderen, aber nicht von ihrer eigenen, nehmen in den Tagen, wo beide Gemeinden auf der See lebten (Exogamie). Wenn die beiden Gemeinwesen in Fehde waren und so die jungen Leute keine Gelegenheit hatten, sich Weiber zu wählen, so brachen die Parteien plündernd auf und Weiber wurden mit Gewalt genommen, sowie auch ihr Heirathsgut, ohne die Zustimmung von der anderen Seite. Diese organisirten Einfälle, an denen einzelne Männer theilnahmen, kommen niemals bei den Leuten im Innern des Landes vor, da der Panggang bezüglich der Wahl seiner Gattin nicht beschränkt ist und der Bĕlendas durch die Totem-Regeln gebunden wird."

„Communale Ehen, wo das Weib für alle Männer des Gemeinwesens frei war, oder ihre mildere Form, die Familien-Ehe, wo dasselbe gleich-

Digitized by Google

mässig die Gattin aller Brüder war, bestanden nicht; Polyandrie überhaupt und auch Polygamie waren gleichfalls unbekannt. Bei der Durchsicht meiner vorhergehenden Notizen bemerke ich, dass vielleicht ein Missverständniss entstehen könnte, wenn ich mich nicht klarer ausdrückte. Als ich die eine Heirathsregel mit dem Worte Exogamie bezeichnete, mag ich vielleicht nicht den richtigen Ausdruck gebraucht haben. Die Regel beabsichtigt, dass Heirathen nur stattfinden sollen ausserhalb der localen Gemeinschaft, aber nicht gänzlich ausserhalb des Stammes mit Leuten, die der Rasse nach fremde sind. Obgleich dieses nun in den letzten Jahren ziemlich häufig geschehen ist, so war doch die conservative Partei stets dagegen und blickte auf die Leute aus gemischtem Blute mit Verachtung herab; ja in vielen Fällen weigerten sie sich sogar, in naher Gemeinschaft mit ihnen zu wohnen. Bei den Orang-Lâut liegt also die Sache so: Wenn die Gemeinwesen A, B und C zwanzig Meilen von einander getrennt sind und jedes derselben von Orang-Lâut ungemischten Blutes bewohnt wird, während D eine Niederlassung von Mischlingen von Orang-Lâut und Djâkun ist, so können die Männer von A Weiber nehmen aus B und C, diejenigen von B aus A und C, und die von C aus A und B; aber keiner von A, B oder C darf nach D gehen, um sich ein Weib zu holen." „Wilde Ehen bestehen in Nachahmung der Malayen nur unter den meisten malayisirten Bĕlendas."

Die Kinder gehören bei den Orang-Lâut nicht dem Vater, sondern der Mutter.

„Angenommen, dass ein Weib von der Niederlassung A einen Mann von der Niederlassung B heirathet, so würden die aus dieser Ehe hervorgehenden Kinder den A-Leuten gehören, und wenn der Vater stürbe, so würden sie mit der Mutter in die Heimath derselben ziehen." Vielleicht ist hierin der Grund zu suchen, warum der Vater sich so wenig um seine Söhne kümmert und so wenig Interesse an ihnen nimmt, und warum die Orang-Lâut nach europäischen Begriffen ihre Frauen und Kinder so hart und gefühllos behandeln. „Die Ursache hiervon scheint zu sein, obgleich es die Orang-Lâut thatsächlich nicht in jene Worte fassen, dass sie wohl sagen können, wer die Mutter, aber nicht, wer der Vater ist, wie das auch von irgend einem anderen wilden Volksstamm gesagt worden ist. Als ich diesen Ausdruck gebrauchte, sie darüber befragend, lachten sie und stimmten dem bei."

[Stevens giebt hier eine interessante und wichtige Bestätigung dafür, dass das Matriarchat nicht ein Beweis für eine bevorzugte Stellung des weiblichen Geschlechts, sondern gerade im Gegentheil für die Missachtung desselben ist.]

Nur eine Art eines Heirathscontraktes findet sich gleichmässig bei allen wilden Stämmen der Halbinsel, nehmlich die Erstattung eines Brautpreises an die Eltern der Braut durch den Ehemann als Entschädigung

Digitized by Google

für die ihnen nun fehlenden Dienste der Tochter. Er überliefert ihnen Gaben von seinem Eigenthum, soviel er zu gewähren im Stande ist. Auf einigen Plätzen besteht dieser Kauf oder Austausch nur in einem Gastmahle, welches von dem jungen Ehemanne ausgerichtet wird, aber unter den malayisirten Bĕlendas nimmt er die Gestalt von Dollars an, welche an die Eltern der Braut zu entrichten, und einer schweren Beisteuer von Schmucksachen, Kleidern u. s. w., welche der Braut zu geben sind. Diese verbleiben ihr Eigenthum, wenn sie von dem Manne geschieden oder von ihm verlassen wird. Wenn aber von dem Weibe der Contrakt gebrochen wird, so fallen die Sachen an den Mann zurück.

Die Höhe und der Werth der Geschenke an die Brauteltern bei den Orang Lâut schwankte je nach den Eigenschaften des Mädchens und je nach dem Umstande, ob sie nur von einem oder von mehreren zur Ehegattin begehrt worden war.

Wenn die Weiber aber Gefangene waren, die bei einem Plünderungs-Einfalle gemacht wurden, so gab der Ehemann selbstverständlich keine Geschenke vor der Heirath. Ich habe wiederholt Nachfragen angestellt, ob die Gewohnheit bestände, dass der Bräutigam hinter der Braut herlaufen und sie fangen muss, bevor es ihm erlaubt ist, sie zu besitzen, und ich habe mich vergewissert, erstens, dass dieses ein Gebrauch nur in einem beschränkten Gebiete nahe der Stadt Malacca war, den einige Halbblütige eingeführt hatten. In diesem Gebiete werden die complicirtesten Bastardformen gefunden. Zweitens aber haben die ursprünglichen Verbreiter dieses Berichtes ein Spiel für einen Ritus angesehen. Bei dem Feste, welches jede Heirath begleitete, trieben die Knaben verschiedene Spiele, zu denen auch gehörte, den Bräutigam zu reizen, seine Braut zu verfolgen; aber es war durchaus nicht nothwendig, dass er sie nun auch fing, obgleich er unbarmherzig verhöhnt wurde, wenn er seinen Zweck nicht erreichte. Es war aber keineswegs Bedingung, und es wurde auch nicht bei jeder Heirath beobachtet.

Sie werden sich erinnern, wie ich Ihnen beschrieb, welchen Spass die Gäste bei dem Fest mit dem Ehemann hatten, wenn die Braut „Lattah“ war, [die nervöse Erkrankung hatte, bei welcher sie alle gesehenen Bewegungen nachmacht], und wie sie dem Manne in die Finger biss, sobald er die erste Nahrung in ihren Mund steckte. Nun, dieses Wettrennen ist nur eine andere Art der Unterhaltung von derselben Natur, aber es wird ganz ernstlich in den Büchern als die Heiraths-Ceremonie erwähnt.

Bei den Chinesen in Singapore besteht bei der Heirath eine Gewohnheit, die ich gesehen habe, wo die Braut mit geweisstem Gesicht und geschlossenen Augen in vollem Schmuck dazustehen hat und gezwungen wird, auf die oft recht verwirrenden Fragen und Bemerkungen zu hören und zu antworten, welche von den männlichen Gästen gestellt werden; und diese Fragen sind oft sehr in Verlegenheit setzend. Es ist

Digitized by Google

dieses ganz gleich der temporären Freiheit, welche bei den Bĕlendas die Gäste mit der Braut haben. Aber es könnte mit dem gleichen Rechte behauptet werden, dass dieses den chinesischen Heiraths-Ritus ausmache, wie das Wettlaufen bei den Bĕlendas.

Ich nehme an, dass in Europa das Fangen der Mädchen, um sie zum Weibe zu nehmen, aus einigen Ländern als Thatsache bekannt gewesen ist, und dass dieser Bericht missverstanden und es als ein Ueberlebsel der Erwerbung eines Weibes durch Gefangennahme aufgefasst und so ernsthaft von den Schriftstellern erwähnt wurde. Es kann ein Ueberlebsel bei jenen gewesen sein, von welchen die Bĕlendas es entnahmen, aber die Bĕlendas betrachteten es einfach als ein harmloses, aber muthwilliges Spiel. Es ist auch auf einen sehr kleinen Theil der Bĕlendas beschränkt, während die anderen es nicht einmal dem Hörensagen nach kennen.

Bei den Orang Lâut herrscht die Monogamie [die nur durch das Bestehen der sogenannten Leviratsehe durchbrochen wurde]. Denn wenn jemandem der Bruder stirbt, so unterstützt er sehr oft die Wittwe desselben dadurch, dass er sie „als eine Art von Weib zu sich führt, welches aber nach seinem eigenen Weibe den zweiten Rang einnimmt. Früher war es Bedingung, dieses zu thun; aber später haben die Weiber gefunden, dass sie stark begehrt werden, da es mehr Männer als Frauen giebt, und so finden sie sehr bald einen Ehemann für sich allein."

Wenn die Wittwe zu dem Bruder ihres ersten Ehegatten ging, so hatten die Kinder, falls sie alt genug waren, um für sich selber zu sorgen, die Wahl, entweder bei der Mutter zu bleiben oder die Niederlassung derselben zu verlassen[1]).

In Bezug auf die Berichte über die Leichtigkeit, mit welcher unter gewissen Stämmen mit dem Einverständniss der Ehemänner die Weiber Fremden ihre Gunstbezeugungen gewähren, habe ich zu bemerken, dass dieses bei keinem der Orang hûtan oder der Orang Lâut der Fall ist. Obgleich es wahr ist, dass die Weiber sehr häufig an Chinesen, Malayen und Siamesen als Gegenleistung für Werthsachen übergeben, also verkauft wurden, so darf das doch nicht mit offener Prostitution verwechselt werden. Wenn der Panggang z. B. eine Tochter an einen Siamesen für den hochgeschätzten und zu jener Zeit auf irgend eine andere Weise unerreichbaren Parang [Schwert] verkaufte, so that er das, weil der eingetauschte Gegenstand für ihn von höherem Werthe war, als der verkaufte, und weil er das Gefühl hatte, dass das Mädchen, welches den Stamm verliess, als eine Art von Gattin angesehen werden würde. Wenn andererseits von den Malayen die Weiber mit Gewalt gefangen und fortgenommen wurden, so vermochte sich der „Wilde" nicht zu helfen.

1) Die Uebersiedelung der Wittwe zu ihrer verheiratheten Tochter wurde von Stevens früher besprochen. Siehe Grünwedel I. a. a. O. S. 90.

Digitized by Google

Dieses sind die beiden Haupt-Ursachen, warum eine so grosse Anzahl von Menschen gekreuzten Blutes existirt. Aber diese sind aus dem reinen Stamme streng ausgeschlossen, und einem Weibe, welches aus Gunst oder durch Gewalt mit einem nicht zu dem Stamme gehörigen Manne geschlechtlich verkehrt hat, wird niemals gestattet, unter denselben Bedingungen, wie bisher, in den Stamm zurückzukehren: sie muss an dem äusseren Umfange der Ansiedelung leben, und es wird ihr deutlich kundgegeben, dass sie nicht mehr als voll betrachtet wird. Fleischliche Vergnügungen wurden nicht schrankenlos gestattet, wie es in einigen anderen Ländern der Fall ist. Jeder, der den Verkehr seines Weibes oder seiner Tochter mit einem Manne gewahr werden würde, würde dieses öffentlich bekannt geben, und sie würde aus dem streng gewahrten Kreise ausgewiesen werden, wenn nicht in dem Falle, dass der Mann von demselben Stamme ist, er sie heirathet, um die Schande auszulöschen. Wenn der Mann aber ein Fremder ist, so wurde das Weib nicht mehr länger als zum Stamme gehörig betrachtet[1]).

Bei den Halbblütigen, welche nahe bei den Malayen leben, ist die Prostitution nicht unbekannt; aber aus Gerechtigkeitsgefühl für die unvermischten Leute wünsche ich es klar auszusprechen, dass sie die Einführung derselben bei ihnen nicht dulden. Es würde keinem Manne einfallen, einem Freunde oder Gaste für die Nacht, die er bei ihm zubringt, sein Weib zu überlassen. Er möchte vielleicht gezwungen, aus Furcht, dieses thun, aber freiwillig niemals, obgleich er, gleichwie der Orang Lâut, das Weib so ansieht, als wäre es nur zu Bequemlichkeiten und zum Arbeiten vorhanden. Auch ist dem Priester-Zauberer oder Häuptling nicht, wie anderswo, erlaubt, das Jus primae noctis auszuüben.

Die, wie versichert wird, nur sehr selten ausgeübte Strafe für den Ehebruch eines Weibes bestand bei den Bĕlendas darin, dass der Ehemann ihr die Hände und Füsse band und sie in einiger Entfernung von den Hütten auf dem Erdboden niederlegte. Darauf nahm er ganz in der

1) „Persönlich habe ich niemals in meinem ganzen Leben mit einem Weibe aus einem von mir beobachteten Volke geschlechtlich verkehrt. Die Thatsache, dass ich gezwungen war, eine (sogenannte) Gattin zu nehmen, hatte ihren Grund darin, dass ich nur so zu den vollen Einzelheiten und der genauen Kenntniss ihres Lebens zugelassen wurde, weil bei den Orang hûtan ein Junggeselle ein „Kind“ ist, und ihren Gewohnheiten nach von vielen Dingen nicht unterrichtet werden kann, — nicht, weil ich dadurch selbst ein Orang hûtan geworden wäre. Denn das Weib, dass ich ihrer Annahme nach geheirathet habe (obgleich ich „niemals die Ehe vollzogen habe“), hatte die Stellung, die sie vorher inne gehabt hatte, verloren, obgleich sie die Schwester des Häuptlings war, und es wurde ihr nicht gestattet, mit ihren Verwandten wieder auf gleichem Fusse zu leben, weil sie dadurch, dass sie aus dem Stamme heraus geheirathet hatte, degradirt war. Die Kenntniss hiervon mochte theilweise vielleicht der Grund ihres Widerstrebens gewesen sein. Die Männer würden mir nicht erlaubt haben, mich mit einem ihrer Weiber ohne die formelle Heirath einzulassen.“

Digitized by Google

Nähe, im Unterholz verborgen, mit drei hölzernen Speeren aus Bambu oder Nibang bewaffnet, seinen Posten als Wächter ein. Keine Nahrung und kein Wasser wurde ihr gegeben, und dort musste sie liegen, bis sie durch die Bisse der Ameisen oder durch Erschöpfung getödtet war. Mittlerweile musste der schuldige Mann die Gelegenheit abpassen, ihre Bande zu durchschneiden und sie in das Haus ihres Gatten zurückzuführen. Dem im Verborgenen Wache haltenden Ehemanne stand es frei, jeden seiner drei Speere einmal auf seinen Gegner zu schleudern. Wenn er ihn tödtete, so konnte er, wenn er wollte, sein Weib dort sterben lassen; wenn er aber nach dem Tode ihres Geliebten milder gestimmt war, so konnte er sie erlösen und fortschicken. Wenn die Speere den Versuch des Liebhabers nicht verhinderten, so konnte der Ehemann nichts weiter unternehmen, er durfte nur noch das Weib, das der Liebhaber ihm in sein Haus geführt hatte, wenn es ihm beliebte, fortschicken. Weigerte sich der Liebhaber, den Versuch zu machen, dem Weibe zu helfen, so konnte der Ehemann ihn zur Bestrafung vor den Häuptling bringen. Dem Beleidigten wurde dann gestattet, die Strafe zu bestimmen. Er wandte sich an den Unterhäuptling, der, wenn er es für passend erachtete, wegen der Bestätigung an den Häuptling appellirte. Dem Unterhäuptling stand es aber auch frei, es abzulehnen, sich an den Bâtin zu wenden, wenn er nach Berathung mit den vier Aelteren der Meinung war, dass die geforderte Bestrafung übermässig sei. Der Bâtin konnte das Prozessverfahren dadurch aufhalten, dass er die Entscheidung darüber auf unbestimmte Zeit verschob. Privatstreitigkeiten, die oft mit Wunden oder dem Tode endigten, entstanden häufig aus diesen Fällen, die für einen mildernden Umstand angesehen wurden, der die zu bezahlende Entschädigung darauf beschränkte, dass die Angelegenheit zur öffentlichen Discussion gelangte.

Das Weib konnte übrigens nicht einen sündigen Ehemann vor den Bâtin zur Bestrafung bringen, da er nur anzugeben brauchte, dass ihm absichtlich eheliche Rechte vorenthalten wären, um sein Abweichen von der ehelichen Treue verzeihlich zu finden. Es konnte alsdann auf seinen Antrag eine Ehescheidung erfolgen.

In früheren Tagen wurde die Ehescheidung nicht mit der Gleichgültigkeit angesehen, wie das jetzt nach der Berührung mit den Malayen der Fall ist, sondern sie wurde höchlichst gemissbilligt und kam sehr selten vor. Bei den Orang Laut war sie überhaupt gänzlich unbekannt. Auch verstiess ein Mann seine Ehefrau nicht, weil er sonst die Kinder verlieren und Schwierigkeiten haben würde, eine andere Frau zu bekommen. Wenn aber ein Weib ihrem Ehemann fortlief und er es nach Ablauf eines Monats nicht für passend erachtet hatte, sie wiederum zurückzuholen, sei es wegen ihrer Faulheit, oder wegen ihres Mangels an Geschicklichkeit, oder ihres bösen Temperamentes wegen, so wurde das Paar für frei angesehen und jeder Theil durfte sich von Neuem verheirathen. Der Ehemann hatte

Digitized by Google

dann aber das Recht, die Kinder für sich zu behalten, die nun für ihn arbeiten mussten.

Dass die Männer, wie oben erwähnt, nicht gern von den Angelegenheiten sprechen, welche sich auf die Weiber beziehen, dehnt sich auf alles aus, was dieselben betrifft. Einerseits halten es die Männer unter ihrer Würde, zu Fremden über ihre Weiber zu reden, da Weiber für zu unbedeutend angesehen werden; andererseits existirt aber da irgend eine unbestimmte Idee, dass ein Fremder durch Weitererzählen über ihr Weibervolk irgend eine Art von Gerücht verbreiten könne, dass sie zwischen den Forderungen eines Fremden und denen eines Ehemannes nicht unterscheiden können. Diese Idee ist so undeutlich, dass ich sicher bin, dass sie irgend eine Bemerkung von irgendwo ausserhalb aufgegriffen haben, verwandt dem bösen Blick, dass sie aber deren Bedeutung niemals ganz verstanden haben. Wenn die Weiber nicht augenblicklich fortlaufen und sich verbergen, sobald ein männlicher Fremder erscheint, so werden sie von ihren Ehemännern mit irgend einem Stocke geschlagen, der gerade zur Hand ist.

[Ueber das Verhältniss des Ehemannes zu seiner Schwiegermutter sagt Stevens:] Die Behauptung des Nordamerikaners Franklin, dass es der Schwiegermutter verboten sei, mit ihrem Schwiegersohn zu sprechen oder ihn anzusehen, ist nicht stichhaltig. Die Orang Lâut haben aber irgendwo gehört, (was ich nicht bestätigen kann), dass solch eine Gewohnheit besteht. In alter Zeit war aber bei ihnen die Schwiegermutter weit entfernt in einem anderen Gemeinwesen. Es besteht bei ihnen auch überhaupt keine Einschränkung in Bezug auf die Nennung des Namens von irgend jemandem, er sei lebendig oder todt. Bei den Témiâ („Tummiyor") jedoch wird der Ehemann, wenn er mit seiner Frau in der Hütte ist, deren Mutter nicht darin haben, und ohne dass irgend ein absolutes Verbot besteht, werden die Schwiegermutter und der Schwiegersohn sich in der Unterhaltung und Gesellschaft und in allen Dingen soviel als möglich von einander entfernt halten. Ich fragte, ob dieses geschähe, weil die Schwiegermutter durch ihren Einfluss auf die Frau dem Ehemann Unruhe bereiten würde. Aber die Männer lachten und sagten „Nein". Dort wird übrigens sehr fleissig geheirathet und alle leben zusammen, so dass eine Schwiegermutter leicht Verwirrung anrichten könnte.

Der Geschlechtstrieb bei den Bělendas ist nur in geringem Grade entwickelt; sie sind nicht wollüstig und der verheirathete Mann wohnt seiner Frau gewöhnlich nicht öfter als dreimal im Monate bei. Auch die Frauen sind nicht hitzig und ihr Verlangen geht bald wieder vorüber. Die Orang Lâut dürften nach den Auskünften, die mir von den Geschlechtern gegeben wurden, wollüstiger sein, als die Djâkun. Die letzteren sind übrigens mehr zu obscönen Scherzen und Redensarten geneigt, als ihre Nachbarn.

Digitized by Google

[Zu Dalton's Angabe in Betreff des Vergleiches der Halbinsel mit Borneo: „Die Geschlechter treffen sich im Dschungel, oder der Mann entführt ein Weib aus irgend einem Kampong", bemerkt Stevens]: „Dieses bezieht sich, wie ich annehme, auf geschlechtliche Zwecke. Was sonst kann der Panggang thun, wenn wochenlang bei seinem umherschwärmenden Leben der einzige Schutz, den er hat, ein aus zwei oder drei B'rtam- oder anderen Palmblättern zusammengefügter, lose in den Erdboden befestigter Windschirm ist. Aber, was das anbetrifft, ein Weib aus irgend einem anderen Platze zu entführen, durch Gewalt oder Ueberredung, so etwas kommt hier nicht vor.

„Bei den Bĕlendas giebt es bei dem geschlechtlichen Verkehre wenig oder gar kein Liebesspiel. Die Frau nimmt die Rückenlage ein, mit den Beinen sehr weit seitwärts und den Knieen etwas nach oben. Oft wird ein Stück Holz oder anderes Material von ihr unter das Hintertheil geschoben, um dieses ein wenig höher zu bringen."

[Hiermit ist wohl nicht ein anderer Apparat zu verwechseln, über welchen Stevens sich folgendermaassen äussert:]

„Sie werden sich einiger kleiner, aus Holz gemachter Gegenstände erinnern, die ich Ihnen vor langer Zeit sandte und die ich bei den Sinnoi fand. Sie werden unter die Schlafmatten gelegt und gebraucht, um bei den Weibern während der Copulation den Geschlechtstrieb u. s. w. zu erhöhen. Ich finde, dass dies nicht, wie ich zuerst ihrer Gestalt wegen dachte, Nachbildungen der Zeugungsorgane sind, sondern roh gemachte Nachahmungen eines Apparates, welchen die Tĕmiâ (Tumniyor) (und nur diese) in ein queres Loch in der Glans penis oberhalb der Harnröhre, d. h. in der oberen Abtheilung der Eichel, einzuschieben pflegten." [Es ist dieses also ein Analogon des auf den Sunda-Inseln gebräuchlichen Ampallang[1])]. Die Gewohnheit ist jetzt ausgestorben, aber es giebt Männer, welche angeben, dass ihre Väter diese Dinge gebrauchten. Der Apparat bestand aus einem kurzen Stäbchen aus Schildkrötenschale, Horn oder Holz mit einem festen Knopf an dem einen Ende und einem diesem Knopfe ähnlichen Wirbel, der mit einem Loche im Innern versehen war und der, nachdem das Stäbchen durch das Loch im Penis geschoben war, auf das andere Ende des Stäbchens aufgesetzt wurde. So waren die beiden Enden gleich und das Stäbchen konnte beim Gehen u. s. w. nicht herausfallen. Der Zweck desselben war, den Geschlechtstrieb zu steigern, und es gab eine Zeit, in der kein Weib einen Mann geheirathet haben würde, der nicht mit einem solchen Apparate versehen war.

Die Stücke, welche ich Ihnen geschickt habe, waren von den Sinnoi, welche in Wirklichkeit niemals diese Apparate in dem Penis ge-

1) v. Miklucho-Maclay: Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft, Zeitschrift für Ethnologie Bd. VIII, 1876, S. 22–28.

Digitized by Google

brauchten, gefertigte Nachbildungen. Sie hatten sie von den Tĕmiâ (Tummiyor), bei denen sie einst in allgemeiner Gewohnheit waren, entlehnt, da sie dachten, dass es ihnen eine gewisse Kraft verleihen würde, wenn sie sich nur im Besitze dieser Dinge befänden. Aber sie konnten nur eine Beschreibung davon geben, da nicht ein einziger von ihnen jetzt ein ächtes Original besitzt. Ich stellte dieses letztere nur vermittelst eines Dajaks fest, welcher aussagte, dass in seinem Lande die Stäbchen (aber dort von Metall) in dem Penis getragen werden. Ich hatte bei einigen Sinnoi-Männern, die sich in der Nähe befanden, nach diesen Artikeln gefragt; das führte zu dem Dajak, der auch Fragen an die Männer richtete, und da gaben die Sinnoi die obige Erklärung.

Es scheint, dass das Stäbchen, welches durch den Penis der Tĕmiâ (Tummiyor) ging, oft ähnlich, wie Penis und Scrotum, gestaltet war, d. h. das Stäbchen mit festem Kopf, und dass es daher indirekt beabsichtigte,

Fig. 5.

Holzgeräth der Orang Sinnoi zur Steigerung des Geschlechtstriebes der Weiber.

dieses Organ zu repräsentiren (Fig. 5)[1]. Nur jene Sinnoi, welche Vermittler für die Tĕmiâ (Tummiyor) waren, nahmen diese Gewohnheit an, die aber jetzt unter ihnen nur noch selten beobachtet wird; daher ist es mir auch nur möglich gewesen, an einem Platze ein Stück zu bekommen.

Hierdurch soll auch bewiesen werden, dass die Behauptung der Tĕmiâ (Tummiyor), sie seien in Borneo gewesen, richtig ist, da sie diese Gewohnheit von dort hergebracht haben müssen. Dieselbe ist aber später hier aus der Mode gekommen, während der Dajak behauptet, dass sie noch jetzt in seinem Lande üblich sei. Er gab an, dass der Apparat während des Beischlafes in dem Penis verbleibe, obgleich ich auf den Schmerz hinwies, den es dem Träger verursachen müsse. Ich weiss nicht, ob er in diesem Falle die Wahrheit sprach, oder nicht, aber sicherlich hat er meine Frage vollständig verstanden, und ich seine Antwort. Ich werde weitere Nachforschungen über diese Angelegenheit anstellen, wenn ich weiter nördlich unter die Tĕmiâ (Tummiyor) selbst vordringe; denn für jetzt habe ich nur die Behauptung der Sinnoi, auf welche ich mich stütze.

Aphrodisiaca werden bei den Bĕlendas von beiden Geschlechtern gebraucht. Eines dieser Mittel heisst „Mong Dar". Es ist die [ungefähr

1) Inventar-Nummer I. C. 24 449, Nr. 46.

Digitized by Google

apfelgrosse, kuglige] Blüthe einer langen Schlingpflanze, welche auf den Hügeln wächst[1]). Ein wenig von der getrockneten Blume in Wasser gelegt und verschluckt, soll geschlechtliche Erregung und Stärke beim Manne hervorrufen; bei den Frauen hat das aber keine Wirkung. „Ich habe", schreibt Stevens, „seine Wirkung an mir selbst nicht versucht, aus einleuchtenden Gründen, ich bin aber sehr zweifelsüchtig".

Ein anderes Aphrodisiacum mit Namen „Chin-Weh" wird nur von den Frauen gebraucht und zwar in gleicher Weise, wie das vorige, nur dass die ganze Pflanze genommen wird, „die es nur sein kann: ein einzelner Stiel ist wie ein Schwamm". Dieses Mittel ist sehr schwierig zu bekommen.

Unter dem Namen Chinweh-Kasih[2]) werden verschiedene Pflanzen von den Frauen der Bĕlendas-Clane als Aphrodisiaca gebraucht. Alle sind localer Natur oder von den Fremden erborgt. Die Zauberer der Orang Bĕlendas aber haben eine bestimmte Pflanze, welche sie geheim halten und welche ihnen ein bedeutendes Ansehen verschafft. Noch heute haben nur die alten professionsmässigen Zauberer Kenntniss von der Pflanze, die übrigens selten ist. Stevens hat sie von einem Manne der alten Ordnung erhalten. Um sie dem Laien unkenntlich zu machen, wurde sie in Wasser zerquetscht, und dieses Wasser wurde von Bĕlendas- und Malayen-Weibern, die es als Liebestrank verwendeten, theuer bezahlt. „Die Orang Sĕmang haben ein Aphrodisiacum, welches Chinweh genannt wird. Der Name ist vermuthlich den Orang Bĕlendas entlehnt, aber da die Pflanze eine ganz andere ist, und nicht von anderen Zauberern zubereitet wird, so liegt der Gedanke nahe, dass sie ihre eigene Wahl ist[3]).

Die Weiber der Bĕlendas wenden auch ein Mittel an, um dem Manne die Potenz zu nehmen. Dazu wird der „Sengulong", eine Art von „Holzlaus", benutzt. Dieses Thier wird im Feuer verbrannt, bis es verkohlt ist. Ebenso verbrennt man auch ein kleines Stück von einem Tuch, mit dem ein todter Mann gewaschen wurde. Dann werden beide Aschen gemischt, und wenn es nun der Frau gelingt, diese Asche irgend

1) Diese „Mong Dar" ist nicht, wie Stevens früher glaubte, die *Rafflesia*, sondern eine derselben ähnliche, aber kleinere Blüthe. Es ist eine kletternde Ranke, auf einem Baume und nicht auf dem Erdboden wachsend; ihre Wurzeln sind in dem Stamme des Baumes befestigt, von dem sie dem Anscheine nach Halt und Nahrung nimmt. Blätter sind nicht vorhanden, sondern nur die grossen, kolbenartigen Knospen, welche in Zwischenräumen der Ranke direkt (oder nur mit sehr kurzem Fussstiel) aufgepflanzt zu sein scheinen. Diese Knospen öffnen sich plötzlich mit hörbarem Geräusch. Ein dicker fleischiger Kelch mit verschiedenen Abtheilungen oder „Blumenblättern" erscheint geschwärzt und gefleckt in eigenthümlichen Schattirungen von dunkelbraun bis purpurfarben.

2) Die eingeschickten Proben konnten nicht botanisch bestimmt werden.

3) Aphrodisiaca bei Grünwedel 3: Orang Panggang und Orang Bonua. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Zeitschrift für Ethnologie XXIV. S. (468). Berlin 1892.

Digitized by Google

einem Manne in sein Essen zu mischen, so hat er für immer die Kraft verloren, mit irgend einer Frau geschlechtlich zu verkehren.

Um sich vor Untreue des Mannes zu schützen, ist die folgende Methode in Gebrauch. Es wird etwas Baumwolle von dem „Seiden-Baumwollen-Baume" an einem dünnen Stäbchen befestigt und dieses post cohabitationem in die Vagina eingeführt, um das Semen virile aufzusaugen. Die Baumwolle wird alsdann getrocknet und, so lange sie sorgfältig trocken gehalten wird, vermag der Mann nur mit der Frau zu verkehren, in deren Besitz sich dieselbe befindet. Macht sie sich nichts mehr aus den Aufmerksamkeiten des Mannes, so braucht sie die Baumwolle nur fortzuwerfen, und sobald dieselbe nass geworden ist, so ist die Fähigkeit des Mannes zurückgekehrt, auch mit anderen Weibern Umgang zu haben. Wünscht nun aber ein Ehemann, dass seine Frau sich nicht darüber errege, wenn er sich mit einem anderen Weibe abgiebt, so nimmt er ein Stück von einer bestimmten Pflanze und legt es unter die Matte, während er seiner Frau beiwohnt. Diese Pflanze macht ihn dann der Ehegattin so widerwärtig, dass sie keinen Widerspruch erhebt, wenn sie zufällig dahinter kommt, dass er mit einem anderen Weibe verkehrt.

„Diese drei Mittel werden selten gebraucht, obgleich viele von ihnen wissen." [Auf die eheliche Treue der Bĕlendas wirft das kein sehr glänzendes Licht.]

Auch bei den Weibern der Bĕlendas wird das Ausbleiben der Menstruation („Batu-Susu-Pichâh") als das Anzeichen betrachtet, dass eine Schwangerschaft eingetreten sei; dann unterhalten sie keinen geschlechtlichen Verkehr mehr mit ihrem Ehemanne. Sehr gewöhnlich haben die Frauen in diesem Zustande des Morgens von Uebelbefinden zu leiden. In ihrer täglichen Lebensweise wird bis zu dem Beginne der Niederkunft nichts geändert.

Auch bei den Djâkun-Weibern besteht, wenn sie schwanger sind, keinerlei Beschränkung in ihrer Ernährung.

Bei den Bĕlendas betrachtet man ein Weib in gesegneten Umständen als in empfehlenswerthem und repräsentablem Zustande; sie steht, selbst bei vorgeschrittener Schwangerschaft, im vollen Anblick der Männer, ohne eine Empfindung, dass es schicklich wäre, sich zurückzuziehen, aber auch ohne die geringste Unbescheidenheit oder Absicht, ihren Zustand den Danebenstehenden bemerklich machen zu wollen. Die Djâkun-Weiber aber ziehen sich, obgleich sie den Wunsch haben, sich zu zeigen, dennoch in den Hintergrund zurück, wenn Fremde, gleichviel, ob von ihrer Rasse, oder nicht, zugegen sind, oder sie wenden sich um. Hierdurch tragen sie, wenn auch nicht mit Absicht, vielmehr dazu bei, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, als die Bĕlendas-Frauen, die auf ihre Körperrundung gar keine Rücksicht nehmen.

Digitized by Google

„Ein Djâkun-Ehemann geht niemals, wenn er es irgend vermeiden kann, aus dem Gesichtskreis seines Weibes, wenn dasselbe in gesegneten Umständen ist. Das machte mir recht oft Schwierigkeiten, Männer als Träger oder Führer zu erhalten. Durch die Anwesenheit des Mannes soll gewissermaassen das Gedeihen des ungeborenen Kindes im Mutterleibe gefördert werden."

[Es ist weiter oben von den muschelförmig gestalteten Stückchen weichen Holzes die Rede gewesen, wie sie in früherer Zeit zum Entzünden des ersten Lagerfeuers gebraucht worden sind.] Ein schwangeres Djâkun-Weib trägt stets ein solches bei sich [um dadurch ihrem Kinde einen Schutz angedeihen zu lassen].

Wenn das Gewicht des sich entwickelnden Kindes der Bělendas-Frau Schmerzen verursacht, so wird von ihr eine Leibbinde angelegt, welche „Anoo" genannt wird. „Diese geht einfach von vorn nach dem Rücken und wird dort gebunden."

[Es ist nun wohl ein ganz natürlicher Wunsch eines Weibes, das sich Mutter fühlt, auf irgend eine Weise zu erfahren, welchen Geschlechtes der Sprössling sein wird, und ob er auch die nöthige Lebensfähigkeit besitzt. Bei den Djâkun-Weibern herrscht in dieser Beziehung folgende Sitte:] Die Frau wartet ab, „bis sie von einer bestimmten Zahl träumt, was, da sie sich von der Erwartung erfüllt zur Ruhe begiebt, stets erfolgt. Diese [geträumte] Zahl von Nächten von dem Morgen der Traumnacht an, das heisst, nicht einschliesslich der Nacht des Traumes, sondern die, von der nächsten Nacht als erster gerechnet, hinter einander folgenden Nächte sitzt sie mit so vielen Freundinnen reiferen Alters, als ihr beliebt, die ganze Nacht auf, wenn es nöthig ist, und lauscht auf den Schrei oder Ruf irgend eines wilden Vogels oder Thieres von dem Untergang der Sonne bis zu ihrem Aufgang. Der erste Ruf, welcher von allen diesen Weibern deutlich gehört wird, entscheidet darüber, ob die Schwangere einen Knaben oder ein Mädchen zu erwarten hat. Wenn der Ruf auf der rechten Seite der Gruppe der Wachenden erschallt, so wird es ein Knabe sein, wenn auf der linken, so wird es ein Mädchen. Wenn es mit Bestimmtheit festgestellt werden kann, dass der Ruf von vorne und nicht von einer der beiden Seiten gekommen ist, so herrscht grosse Trübsal, denn das Kind wird nicht bis zu seiner Reife leben bleiben. Da aber der Wunsch der Vater des Gedankens ist, so ist es ziemlich sicher, dass sich die Freundinnen in dem Ausspruche vereinigen werden, dass der Ruf nicht von vorne, sondern von einer der Seiten gekommen ist. Aber noch viel schlimmer ist der Ruf von hinten, welcher vorhersagt, dass das Kind todt geboren werden oder bald nach der Geburt sterben wird. In diesem Falle warnt eine schmerzliche Aeusserung aller Anwesenden den Ehemann, dass er schnell aufstehen und den unwillkommenen Urheber des Rufes forttreiben soll. Wenn das geschieht, und wenn dann der Ruf

Digitized by Google

noch einmal auf der einen oder der anderen Seite gehört wird, so ist das Uebel abgewendet. Da nach der alten Anordnung die Weiberhäuser stets die See im Rücken hatten, so erklärten dann die jungen Leute mit Bestimmtheit, dass sie das gehörte Geräusch gemacht und dass die Weiber sich geirrt hätten, oder der Ehemann stieg in sein Boot und ruderte in der Richtung des Tones fort, und da er ziemlich sicher sein konnte, dass es ein Vogel gewesen war, so jagte er ihn nach einer Seite hin, so dass er wieder von der Seite her gehört und die harrende Mutter beruhigt wurde. Der Ehemann vermag auch das Uebel abzuwenden, wenn er es in gleicher Weise von vorne her nach der Seite treibt, gesetzt dass seine Frau nicht die freundlichen, aber täuschenden Ableugnungen ihrer Freundinnen annehmen will, dass der Ruf von jener Richtung gekommen sei."

„Wenn, wie das als verbürgt angenommen werden kann, die Djâkun in Wirklichkeit an diese Warnungen geglaubt haben, so sind sie doch sicherlich heut zu Tage in den meisten Fällen aus ihrer Leichtgläubigkeit herausgewachsen. Vielleicht spuken sie wirklich noch in einigen der weiblichen Gemüther; aber da meine Berichterstatter die wohlgemeinten Täuschungen, welche von den Freundinnen angewendet werden, zugegeben haben, so würde das den Beweis liefern, dass die Beibehaltung des Gebrauches in der Gegenwart und für viele vergangene Generationen nur noch die Kraft einer alten Gewohnheit hat. Die Beibehaltung desselben zu unterstützen, wird noch dadurch gesteigert, dass er an dem darauffolgenden Tage ein kleines Fest veranlasst, zu welchem alle Nachbarn eingeladen werden. Dieses Fest wird „das kleine Futter" genannt, während das vollkommenere und reichlichere Fest, welches auf die Geburt des Kindes folgt, „das grosse Futter" heisst. Das Hochzeitsfest ist ausser anderen Ausdrücken auch unter der Bezeichnung „das doppelte Futter" bekannt, und der Leichenschmaus endlich wird „das letzte Futter" genannt."

Bei den Orang Lâut gab es keine Maassnahme, sich vor Kindern zu schützen; solch eine Abscheulichkeit wurde nicht für möglich gehalten.

Abortiren im dritten oder vierten Monat kommt bei den Bĕlendas-Weibern „ziemlich gewöhnlich" vor. Wenn eine Fehlgeburt stattgefunden hat, so wird das Ganze irgendwo ohne besondere Feierlichkeit begraben, nachdem ein einfaches Loch für die Aufnahme des Abortus ausgehöhlt worden ist.

Die absichtliche Abtreibung der Leibesfrucht war den Weibern der Djâkun wohlbekannt; sie fand statt, um die Arbeit zu vermeiden, welche mit der Aufziehung des Kindes verbunden war. Sie wurde aber doch nur sehr selten ausgeübt; denn wenn sie bei einem verheiratheten Weibe entdeckt wurde, so war es dem Ehemann gestattet, seine Frau streng mit einer Keule zu bestrafen; und wenn er sie bei dieser Gelegenheit durch

Digitized by Google

unbeabsichtigte Gewalt tödtete, was er gewöhnlich nicht bezweckte, so wurde er dafür nicht zur Rechenschaft gezogen. Wenn eine vorzeitige Geburt vorkam, so fand ein gerichtliches Verhör von Hebammen oder älteren Frauen statt, die von dem Ehemann ausgewählt waren, um festzustellen, ob das Weib sich absichtlich die Frucht abgetrieben hatte. Wenn sie für schuldig befunden wurde, so durfte, wie gesagt, der Ehemann seine Frau bestrafen. Er war aber dazu nicht verpflichtet, und that er es nicht, so ging sie frei aus.

Wenn ein unverheirathetes Mädchen bei den Djâkun zur Fruchtabtreibung ihre Zuflucht genommen hatte, so verlor es jeden Halt und Platz in dem Stamm; es wurde von den anderen Weibern verachtet und von den Männern als Ehefrau verschmäht; auch setzte es sich der Schande aus, von den Eltern gezüchtigt zu werden. —

Ich habe nun schon zum dritten oder vierten Male, seitdem ich die Djâkun auf diesem zweiten Ausfluge erreicht habe, gehört, dass die leuchtenden „Jelly-Fische" der See von einigen von ihnen (nicht von allen) für die Seelen herumwandernder Menschen gehalten werden, welche auf die bevorstehende Geburt eines Kindes warten um in den Körper desselben hineinfahren zu können.

Nach dem Glauben der Orang Lâut ist die fliegende Eidechse der Halbinsel auf dem Ausguck nach Geburten, und sie veranlasst die neue, junge, so eben auf der Erde ankommende Seele, ihr Quartier in einem neugeborenen Kinde aufzuschlagen, wodurch sie dann ihren zukünftigen Körper findet. Diese fliegenden Eidechsen sind der mythischen fliegenden Eidechse unterstellt, welche die [Lebens-] Steine, die der Schöpfer für diesen Zweck gemacht hat, bewacht. Sie können von der Erde zu dem unbekannten Raume fliegen, um mit ihrem blinden Meister zu verhandeln. Kein Orang Lâut wird eines dieser kleinen Thiere tödten, denn die anderen würden diese Tödtung dadurch rächen, dass sie sich weigern würden, der für ein neugeborenes Kind dieses Mannes bestimmten Seele dieses zu zeigen.

Die kleinen fliegenden Eidechsen vermögen sich nach Belieben in ein Krokodil zu verwandeln. Das Krokodil und der Haifisch sind Brüder, und wenn die fliegende Eidechse von der oben genannten blinden „Wacht"-Eidechse erfährt, dass des und des Mannes Stein (als Vertreter seiner Seele) beschmutzt und begraben wurde, so wird sie beauftragt, den Befehl der Todesvollstreckung an dem Betreffenden zur Ausführung zu bringen. Entweder thut sie das in eigener Person, oder in der Gestalt einer Schlange, deren Gestalt sie am Lande nach Belieben annehmen kann, oder in der Gestalt eines Krokodils, wenn sie im Wasser ist, oder irgend eines anderen „Agenten". Wenn daher ein Orang Lâut durch den Biss einer Schlange stirbt oder von einem Krokodil oder Haifisch erfasst wird (die wahrscheinlichsten Todesarten bei seiner Lebensweise), oder hinabgezogen

Digitized by Google

und ersäuft wird durch der Eidechse unsichtbare Wirksamkeit, so wissen alle mit einander, dass dieses die That der kleinen fliegenden Eidechse war, welche unter dem Befehle der blinden, mythischen Eidechse steht.

Wenn die Bĕlendas-Frau die ersten Wehen, „Tran", empfindet, so legt sie sich nieder und steht nicht eher wieder auf, als bis die Niederkunft vollendet ist. Der Name für die Niederkunft ist „Anak Kasee Kluar".

Bei den Djâkun wurde an einer in die Augen fallenden Stelle ein Bündel von „Ejoo"-Fasern aufgehängt, um den Vorübergehenden anzuzeigen, dass in der Hütte oder hinter dem Schirm oder Schutzdach eine Frau in Kindesnöthen liege. Die „Ejoo"-Fasern bilden die schwarze, faserige Umhüllung der Basis der Blattstiele der Arenga-Palme. Von den Weibern werden solche Bündel von der Grösse eines Kinderkopfes für diesen Zweck stets vorräthig gehalten. Bei dem Anblick jenes Zeichens wendete jeder Mann sofort um.

Der Djâkun-Ehemann jedoch muss bei der Entbindung, obgleich er thatsächlich nicht in Sicht ist, dennoch stets in der Nähe bleiben, weil sonst das Kind späterhin an seiner Gesundheit Schaden nehmen würde. Aber wie sich mit der Malayisirung der Djâkun die alte Gewohnheit verändert hat, so weicht auch der zahme „Sakai" von Perak bis zu der westlichen Seite Malacca's abwärts soweit von dem alten Gebrauche ab, dass der Ehemann in einem Winkel der Hütte sitzt, während sein Weib in einem anderen entbunden wird; unmittelbar nach dem Ereigniss begiebt er sich wieder an ihre Seite. — [Dass auch die Hütte der Hebamme als Niederkunftsstätte dient, wurde oben angegeben.]

Bei den Bĕlendas nimmt die Kreissende die Rückenlage ein, wobei die Kniee durch untergelegte Kissen oder Bündel etwas in die Höhe gelagert werden. Eine Freundin, oder der Ehemann, wenn kein anderer Beistand in der Nähe ist, hockt sich an der rechten Seite des Lagers nieder. Eine andere Frau hockt zu den Füssen der Kreissenden, um das Kind zu empfangen. Die Gebärende stemmt „gegen die Kniee dieser Gehülfin ihre Fersen auf dem Fussboden." [Nach dieser Angabe muss man annehmen, dass die zweite Gehülfin nicht hockt, sondern mit ihren Knieen den Fussboden berührt.] „Es giebt keine Hebammen von Profession." [Das ist nicht in Einklang zu bringen mit den oben gemachten Angaben, dass die Hebammen dem Reisenden Mittheilungen gemacht haben und dass sie besondere Häuser bewohnen.]

Bald nach den „Tran", den ersten Wehen, wird der „Powang"[1]) über die Frau gesprochen, und die drei Pflanzen „Mirian" werden mit

1) „Powang", Pāwang bedeutet den Zauberer, aber auch den Zauberspruch. Stevens hat über diesen Entbindungszauber ausführlich gehandelt. Siehe Grünwedel 1, a. a. O. S. 142—144.

Digitized by Google

heissem Wasser übergossen; diesen Aufguss muss die Kreissende dann reichlich trinken.

Rund um ihren Leib wird in der Höhe der falschen Rippen ein Tuch ziemlich fest gebunden. Die zu ihrer Rechten hockende Person drückt von oben nach unten auf den Unterleib und streicht mit der Hand das Tuch zum Nabel abwärts. Dieses Herunterdrücken, das „Tampoo" genannt wird, wird in der Weise ausgeführt, dass der dem Handgelenke zunächst liegende Theil beider Hände gebraucht und die Finger nach aussen zurückgebogen werden. Die Kraft, welche angewendet wird, ist nicht gross, aber doch sehr wirkungsvoll. Diese Manipulation wird mehrere Male mit geringen Zwischenräumen wiederholt. Sobald das Kind zu Tage getreten ist, wird mit dem „Tampoo" aufgehört. Das Kind ist indess von der zweiten Gehülfin in einem bereitgehaltenen Tuche in Empfang genommen worden.

Das Drücken wird, wie gesagt, unterbrochen, „bis zur Entfernung der Nachgeburt". [Nach dieser Angabe hat es den Anschein, als ob für die Entfernung der Nachgeburt noch einmal das „Tampoo" angewendet würde.] Die Placenta führt den Namen „Osok". „Nachdem dieses geschehen ist, [das soll wahrscheinlich heissen, nachdem die Nachgeburt abgegangen ist], wird das Neugeborene für einen Augenblick mit dem Kopfe nach unten gewendet, „um die Nasenlöcher zu reinigen", und in dieser Stellung wird es sanft geschüttelt. Danach wird es dann auf den Rücken gelegt, und nun wird ein kleines Stückchen Zeug zu einer Spitze zusammengedreht und auf kurze Zeit in jedes Nasenloch gesteckt, „um das Kind zum Schreien zu veranlassen."

[Wenn eine Schwangere auf dem Boote von den Wehen überrascht wurde, so musste ihre Lagerung natürlicher Weise gewissen Abänderungen unterliegen. Stevens sagt hierüber:] „In den Booten war, wie es mir beschrieben wird, das Weib bei der Niederkunft sehr beschränkt. Entweder wurde sie in aufrechter Stellung gehalten, oder sie wurde hintenüberliegend auf einen Querbalken des Bootes gesetzt, den man, um einen sicheren Sitz herzurichten, durch die zeitweise Hinzufügung von Querstäben verbreitert hatte. Hinter die Kreissende hockte sich ein Weib, welches sie von hinten her festhielt, während eine andere auf dem Boden des Bootes kauerte, um das Kind in Empfang zu nehmen und, wenn dasselbe abgenabelt war, es auch gleich zu waschen."

Ueber die Unterbindung der Nabelschnur liegen folgende Angaben des Reisenden vor. „Die Nabelschnur wird so weit, wie das Knie des Kindes von dem Nabel entfernt ist, gebunden" und „die Nabelschnur wird alsdann von dem Leibe des Kindes bis zu dem Knie gemessen und dort (an dem Knie) mit einer Schnur fest zusammengebunden." [Hierunter ist wohl kaum zu verstehen, dass die Nabelschnur an dem Knie angebunden wird; denn einerseits würde die Unterbindung nicht die nöthige

Digitized by Google

Festigkeit haben können, ohne auch das Knie des Kindes in bedenklicher Weise einzuschnüren; andererseits würden aber auch die Bewegungen, welche das Neugeborene mit seinen Beinen macht, nicht unerhebliche Zerrungen an dem Nabelringe verursachen.]

Die Durchtrennung der Nabelschnur kann von irgend einer Frau oder auch von dem Vater des Kindes vorgenommen werden. Das geschieht auf einer „Potong Pusat" genannten Unterlage aus dem weichen „Juletong"-Holz. Zum Durchschneiden darf kein Eisen benutzt werden. Man nimmt dazu ein Bambu-Messer, das als „Semilow" bezeichnet wird. Auch aus dem Stiele des B'rtām werden Messer, Namens „Tappar", hergestellt (Fig. 6)[1]), welche ausschliesslich zum Abschneiden der Nabel-

Fig. 6. „Tappar", Messer aus dem Stiel der B'rtām-Palme zum Durchschneiden der Nabelschnur bei den Orang Sĕmang.

schnur dienen. Nach einer anderen Angabe war das Geräth aus der Blatthaut des B'rtām gemacht. Der B'rtām ist die stammlose Palme, aus welcher sie auch die Sumpitan-Pfeile machen. Die Sĕmang nennen diese Palme „Chin-Beg". Die Malayen bezeichnen mit dem Namen B'rtām verschiedene verwandte Palmenarten. In früheren Zeiten benutzte man zum Durchschneiden eine weisse Schnecke.

[Stevens hat mehrere Geräthe, welche zum Durchschneiden der Nabelschnur benutzt werden, eingeschickt. Von der mit dem Namen „Tappar" bezeichneten Art liegen fünf Exemplare vor, deren eines Fig. 6 vorführt. Es sind schmale Streifen, die an ihrem vorderen Ende nach Art eines Federmessers zugeschärft sind. Sie haben eine Länge von 16,2 bis 19 *cm*. Diese Stücke stammen nach der beigefügten Bemerkung von den Orang Sĕmang.]

Ein Nabelschnurmesser der Orang Bĕnûa wird aus der harten Rinde eines Bambustücks hergestellt (Fig. 7)[2]). Es ist ein Streifen von 36,5 *cm*

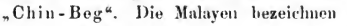


Fig. 7. Bambu-Messer der Orang Bĕnûa zum Durchschneiden der Nabelschnur.

Länge bei nur 1 *cm* Breite. An dem einen Ende ist das Stück dicht oberhalb eines Internodiums zackig abgetrennt; am anderen Ende ist es rechtwinklig zur Längsaxe durchschnitten und gegen den Rand hin zugeschrägt. Eine beigefügte Notiz besagt, dass ein Weib des Stammes die

1) Inv.-Nr. I. C. 25 192 [63].
2) Inv.-Nr. I. C. 24 588 [103].

Digitized by Google

Operation ohne weitere Ceremonie vollzieht. Ein aus dünnem Holze hergestelltes Messer zur Durchschneidung der Nabelschnur (Fig. 8)[1]) hat die ungefähre Form eines gewöhnlichen Küchenmessers. Es hat eine Länge von 26,5 *cm*; die (hölzerne) Schneide ist 1,6 *cm* hoch und besitzt eine Rückenbreite von 0,3 *cm*.

Eine sehr eigenthümliche Art von Instrumenten benutzen die Orang Sinnoi zum Durchschneiden der Nabelschnur. Stevens hat drei derselben eingesendet (Fig. 9)[2]). Sie haben eine gewisse Aehnlichkeit mit einer sogenannten Fuchsschwanzsäge, nur dass sie bedeutend kleiner sind (8,4 *cm*, 9,3 *cm*, 9,2 *cm* lang). Sie sind aus Holz geschnitzt und zeigen einen zierlichen Handgriff, der sich zu einem schmalen Talon verjüngt;

Fig. 8. Hölzernes Messer der Orang hûtan zur Durchschneidung der Nabelschnur.

Fig. 9.

„Smee Kärr", sägenförmige Geräthe von Holz, von den Hebammen der Orang Sinnoi zum Durchschneiden der Nabelschnur und zum Aufmalen der Zaubermuster auf die „Chit-Nort" (Bambugefässe) benutzt.

an diesen fügt sich das hölzerne, an der einen Seite in grobe Sägezähne auslaufende Blatt, dessen Höhe 0,6 bis 0,7 *cm* beträgt. Das eine derselben hat eine doppelte Reihe von Sägezähnen. Diese Instrumente heissen „Smee Kärr"; sie werden von den Hebammen auch dazu benutzt, um das von ihnen herzustellende „Chit-Nort" mit den vorgeschriebenen Ornamenten zu bemalen[3]).

Die Orang Lânt schneiden die Nabelschnur kürzer ab, als die Djâkun. Das Maass beträgt drei Breiten des Bambumessers, welches hierfür in Gebrauch ist, und dieses ist von der Breite des Mittelfingers der Hebamme.

„Ich habe früher von dem an dem Bette eines kranken Mannes durch Trommeln und Schreien verursachten Lärm geschrieben, wie er vor langer

1) Inv.-Nr. I. C. 27 799a [59].
2) Inv.-Nr. I. C. 27 200 [117].
3) vergl. S. 172.

Digitized by Google

Zeit bei den östlichen Benar üblich war. Jetzt finde ich, dass der gleiche Lärm bei den Orang Lâut gemacht wird, sobald ihnen ein Kind geboren ist. Alle Anwesenden vereinigen sich, um zu schreien und auf irgend einem Gegenstande, welcher Lärm verursacht, zu trommeln, und zwar je mehr, desto besser. Das machen sie 10 Minuten bis eine halbe Stunde lang, und zwar in der Absicht, irgend welche bösen Geister zu verscheuchen, welche vielleicht den Versuch machen könnten, in die Mutter oder das Kind zu fahren. Sobald aber die Nabelschnur durchschnitten

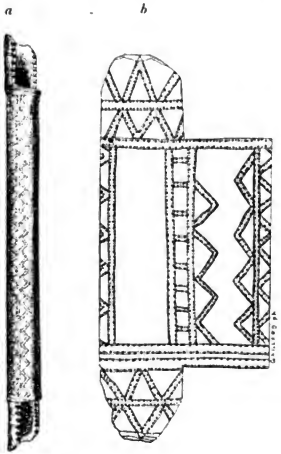


Fig. 10.

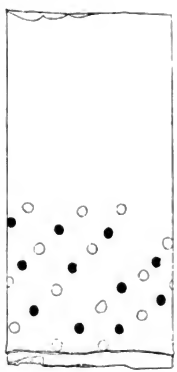


Fig. 11.

Fig. 10. „Chit-Nort", Bambugefäss der Orang Bĕlendas, von der Hebamme zum Reinigen der Frisch-Entbundenen benutzt.
a das Gefäss, *b* das Muster desselben (abgerollt).

Fig. 11. Abgerolltes Muster von dem Bambugefäss der Hebamme der Orang Bĕlendas, zum Füllen der von ihr benutzten „Chit-Norts".

wurde, ist die Gelegenheit für die Geister vorüber. Es ist das kein Zauber, wenigstens wird er von den Orang Lâut nicht dafür angesehen; aber das alte Weib, welches bei der Entbindung Beistand geleistet hat, bläst in den Zwischenpausen des Geschrei's aus ihren Lungen auf das Kind. [Jedenfalls erfahren wir hieraus, welchen Zeitraum die Orang Lâut vergehen lassen, bis sie die Nabelschnur durchschneiden.]

In dem Augenblick, wo die Nabelschnur durchschnitten wird, geben die Bĕlendas dem Kinde den Namen.

Digitized by Google

Das Kind wird danach mit „Mirian"-Wasser gewaschen; dann wird um dasselbe ein Tuch gefaltet und man übergiebt es darauf der Mutter.

Die Hebamme benutzt ein besonderes „Chit Nort", um diese Waschung des Neugeborenen vorzunehmen; auch wäscht sie damit das Blut bei der Mutter weg.

Dieses „Chitnort" ist wieder ein Stück Bamburohr, das aber sowohl oben als unten nur ungefähr zur Hälfte seines Umfanges circulär abgeschnitten ist (Fig. 10*a*)[1]. An der anderen Hälfte hat man oben und unten ein Stück der Seitenwand des Bambu stehen lassen, so dass je eine tüllenartige Verlängerung entstanden ist. Diese Tüllen sind an ihrem freien Ende wiederum circulär abgeschnitten und an ihren senkrechten Rändern zeigen sie eine Reihe von Einkerbungen. Der eine Rand jeder dieser Tüllen hat 6, der andere 7 solcher Einkerbungen aufzuweisen. Der eigentliche Körper dieses Rohres ist so aus dem Bambu herausgeschnitten, dass die beiden trennenden Schnitte dicht über zwei benachbarten Internodien geführt wurden. Das eine dient dem Gefässe als Boden, das andere, das den Eingang verschloss, ist bis an die Peripherie des Stammes hin herausgeschnitten worden. Das Gefäss hat bei einem Umfange von 22 *cm* eine Länge von 56,5 *cm* ohne, und von 76 *cm* mit den beiden Tüllen. Diese letzteren sind mit zwei Reihen von Zickzacklinien geschmückt (Fig. 10*b*) und zwei doppelte Längsstreifen laufen am Körper des „Chit-Nort" entlang. Zwischen dem einen Doppelstreifen finden sich horizontale Querstriche, zwischen dem anderen eine Zickzacklinie. An die einander zugekehrten Seiten dieser Längsstreifenpaare sind ebenfalls Zickzacklinien angefügt. Die Linien sind wiederum durch schwarze und weisse Punkte markirt.]

Um dieses „Chit-Nort" der Hebamme mit Wasser zu füllen, ist ein besonderer, ebenfalls mit Ornamenten gezierter, Bambu erforderlich (Fig. 11)[2].

[Dieser Bambu hat nur eine Länge von 29 *cm* bei 13,3 *cm* Umfang. Oben ist er zwischen zwei benachbarten Internodien durchgeschnitten, unten dicht unterhalb eines solchen, so dass dasselbe dem Gefässe als Boden dient. Das Durchschneiden erfolgte halb circulär und halb mit schrägen Schälschnitten. Die obere Hälfte ist ohne Verzierung, die untere aber ringsherum mit erbsengrossen, schwarzen und weissen Punkten geschmückt. Stevens giebt eine Beschreibung der Ornamente, welche sich auf diesem „Chit-Nort" befinden sollen, die aber in Wirklichkeit nicht an demselben sind. Es muss ihm hier eine Verwechselung untergelaufen sein. Seine Beschreibung lautet:] „Die Figuren, welche darauf abgebildet sind, sind der Rôtan „riong" und „butong" der Tâbong-Legende. Beginnt man bei dem offenen Ende, so sind die ∧ förmigen

1) Inv.-Nr. 27 192*e* [105].
2) Inv.-Nr. 27 201 [118].

Digitized by Google

Figuren (α) wieder die Fingerspuren Tûhans. Die liegenden Kreuze mit durchgehendem Strich (β) sind die Dornen des „Butang"-Rôtans. Die Figur ist der Rôtan „butong", wobei die daran entlang laufenden Spiralen die Dornen darstellen und die Kreuzstriche den Begriff der Menge mit dem des sich kreuzenden Wuchses verbinden. Darüber in der Mitte ist ein Ring von „Butong"-Dornen (γ) und darunter der Rôtan „riong". Die Stacheln an dem letzteren sind in natura viel kürzer, als an dem ersteren. Spiralen von weissen und schwarzen Punkten (mit roth) werden beim Gebrauche über das ganze Muster geführt. Eine Erklärung war nicht zu erhalten.

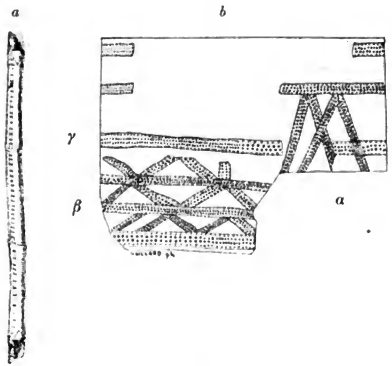


Fig. 12.

Fig. 12. „Chit-Nort", Bambugefäss der Orang Belendas, aus welchem die Hebamme die Frisch-Entbundenen wäscht, nachdem sie sie vorher aus dem Chit-Nort Fig. 10 gereinigt hat.
a das Gefäss, *b* das Muster desselben (abgerollt).

Wenn das Blut der Mutter fortgewaschen ist, wird aus dem so eben beschriebenen Bambu von der Hebamme ein anderes „Chit Nort" gefüllt (Fig. 12)[1]) und die Entbundene daraus mit einem warmen Aufguss von „Mirian" gewaschen.

[Dieses „Chit-Nort" (Fig. 12*a*) ist das längste von allen. Es ist ebenfalls nur zur Hälfte des Umfanges circulär herausgeschnitten, während auf der anderen Hälfte oben und unten ein tüllenartiger Anhang erhalten ist. Diese beiden Tüllen entsprechen nicht ganz genau der gleichen Bambuhälfte, so dass ihre Längsachsen sich nicht treffen, sondern einander parallel

1) Inv.-Nr. I. C. 27 192 [101].

Digitized by Google

laufen. Mit diesen Tüllen ist das Gefäss 185,5 *cm* lang, ohne dieselben 157,5 *cm*, sein Umfang beträgt 23,5 *cm*. Die freien Ränder der Tüllen sind sorgfältig zugeschnitten und mit zierlichen Einkerbungen versehen. Der eigentliche Körper des Gefässes ist so herausgeschnitten, dass oben und unten gerade noch ein Internodium mitgenommen wurde. Es befinden sich aber ausserdem noch zwei Internodien an dem Gefässe. Diese beiden, sowie das oberste, sind bis an die Peripherie heran ausgeschnitten worden; nur das unterste Internodium ist erhalten und bildet den Boden des Gefässes. Die Tüllen (Fig. 12*b*) sind mit Querstrichen und dazwischen laufenden Schrägstrichen ornamentirt, und ein durch Querstriche unterbrochener Ornament-Längsstreifen läuft jederseits an dem Körper des Rohres entlang. Auch hier sind wiederum die Linien durch schwarze und weisse Punkte markirt.]

[Nachdem die Entbundene nun auf diese Weise gewaschen wurde], legt ihr die [zweite] Gehülfin eine reine Matte unter und geht dann hinaus, um diejenige, welche sie fortgenommen hat, zu waschen. Die erste Gehülfin nimmt unterdessen die Nachgeburt, und wenn das Neugeborene ein Knabe ist, so bindet sie dieselbe in ein Tuch und hängt sie auf einem Baume auf. Wenn aber ein Mädchen geboren wurde, so wird die Nachgeburt irgendwo in der Nähe des Hauses ohne weitere Ceremonie begraben. Der Grund für diese Unterscheidung ist, dass die Frauen zu Hause bleiben müssen, während die Männer im Gegentheil unter die Bäume des Waldes gehen und nicht, wie die Frauen, an einer Stelle bleiben dürfen.

Von dem Packet auf dem Baume wird weiter keine Notiz genommen.

Wenn einem Djâkun ein Sohn geboren war, so wurde die Nabelschnur an einen von des Vaters Wurfsteinen gebunden, mit welchem dieser schon einmal einen Feind getödtet hatte. Dann wurde sie in Seewasser getaucht und gewaschen und in dem Rauch zum Trocknen aufgehängt. Wenn sie trocken war, wurde sie mit dem Stein sorgfältig aufbewahrt, bis der Knabe erwachsen war. Bei seiner Verheirathung wurde ihm der Stein übergeben und von ihm sorgfältig bewahrt, da solch ein Stein niemals sein Ziel verfehlt.

Ein Kind, das in Schädellage geboren wird, wird von den Bĕlendas mit „Betul" bezeichnet, während sie ein Kind, das mit den Füssen zuerst kommt, „Junyong" nennen. Fusslagen kommen aber sehr selten vor. Die Entbindungen sind in der Regel sehr leicht und Todesfälle der Mutter sehr selten. Aber die Niederkunft mit einem todten Kinde ist „ziemlich gewöhnlich".

Wenn das Kind todt geboren ist, so wird die Nabelschnur durchschnitten; danach wird ein Grab hergerichtet[1]). In dieses wird der sorgfältig in Zeug eingewickelte Leichnam des Kindes gelegt.

1) Die Gräber hat Stevens ausführlich beschrieben, s. Grünwedel 1, S. 136.

Digitized by Google

Auch die Nachgeburt wird in Zeug oder in eine Matte gebunden und dem Kinde an die Seite gelegt, aber dazwischen wird ein Stück Rinde gepackt, so dass die Nachgeburt den Körper des Kindes nicht berühren kann. Alsdann wird die Erde darüber aufgeworfen.

Wenn sich die Entbindung lange hinzieht, was bisweilen, aber nicht häufig vorkommt, so wird der zweite „Powang" über die Kreissende ausgesprochen[1]) und es wird ihr der Leib mit dem Fett der grossen Python-Schlange eingerieben; auch muss sie ein wenig von diesem Fett verschlucken. Wenn, was in seltenen Fällen geschieht, irgend ein bedenkliches Anzeichen eintreten sollte, so gebraucht die vor der Kreissenden knieende Gehülfin ihre Hand, um die Oeffnung der Genitalien nach einer Seite hin etwas zu erweitern; sie versucht aber niemals, das Kind herauszuziehen.

„Fliessende" oder „zerrissene" Blutgefässe kommen selten vor. Wenn es geschieht, so muss, da die Bĕlendas von der Wundarzneikunst nichts verstehen, die Natur über das Resultat entscheiden."

Sollte sich [bei der Entbindung auf dem Boote] irgend eine Verzögerung in der Niederkunft bemerkbar machen, so wird noch ein drittes Weib gerufen, welches seinen Fuss auf den Unterleib der Gebärenden setzt und mit ihm fest aufdrückt, bis die Entbindung vor sich geht. Schaden soll, wie mir gesagt wurde, durch diese rohe Behandlung niemals geschehen. Wenn aber irgend ein Hinderniss vorkommt, so wissen sie nicht, was sie thun sollen, um dem armen Weibe zu helfen. „Wenn sie es übersteht, so ist es gut, wenn sie es nicht übersteht, so stirbt sie," war in der That die Antwort auf die an einen Mann gerichtete Frage.

Sollte der Tod der Mutter während der Entbindung eintreten und das Kind auch unmittelbar darauf sterben oder todt geboren werden, so werden beide in einem Grabe und in einer Umhüllung beerdigt, und zwar so, dass das Kind auf der Brust der Mutter, mit dem Gesicht nach unten, liegt.

Um das Zusammenziehen der Genitalorgane zu beschleunigen, muss die Wöchnerin zehn Tage hindurch einen warmen Aufguss von „Mirian Sejok" trinken. Bisweilen legt sie auch eine Binde an, welche nach Art der „Chavat"-Rinden-Binde oder des Lendentuches zusammengeschlungen ist. Dieses findet aber nicht immer statt.

Zehn Tage lang ist es der Wöchnerin verboten, kaltes Wasser zu trinken oder sich mit kaltem Wasser zu waschen. Zu ihren Waschungen benutzt sie dann wieder ein anderes „Chit-Nort" (Fig. 13*a*, *b*)[2]), das aber ebenfalls aus dem oben beschriebenen Bambu der Hebamme (Fig. 11) gefüllt werden muss.

---

1) Derselbe wird von Stevens mitgetheilt; s. Grünwedel 1, S. 144.
2) Inv.-Nr. I. C. 27 192c. [103].

Digitized by Google

[Dieses „Chit Nort“ (Fig. 13*a*) besitzt wiederum am oberen und am unteren Ende einen tüllenartigen Ansatz, dessen unterer Rand etwas mehr als den halben Umfang des Bambu umgreift. Die freien Ränder der Tüllen sind in gefälliger, doppelter Bogenlinie ausgeschnitten. Das Heraustrennen des Bambugefässes hat wieder dicht oberhalb zweier Internodien stattgehabt, aber so, dass noch zwei Internodien sich an dem Gefässe befinden. Diese beiden und das eine der vorher erwähnten sind bis an die Peripherie herausgeschnitten, um den Bambu zu einer gleichmässigen Röhre zu gestalten. Das vierte Internodium ist erhalten und dient dem Gefässe

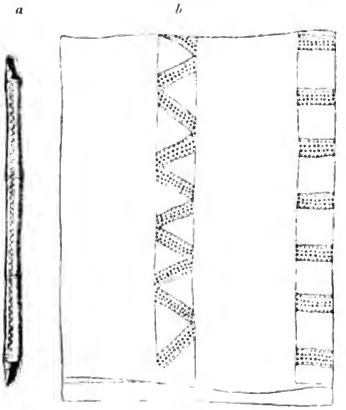


Fig. 13.
„Chit-Nort“, Bambugefäss, aus welchem sich die Wöchnerin der Orang Belendas wäscht.
a das Gefäss, *b* das Muster desselben (abgerollt).

als Boden. Ein kleines Loch in demselben ist wahrscheinlich unabsichtlich hineingerathen. Die Länge des Gefässes beträgt mit den Tüllen 177 *cm*, ohne dieselben 153 *cm*, sein Umfang ist 19,3 *cm*. Die Tüllen sind hier nicht mit Ornamenten verziert, aber an dem Körper des Gefässes (Fig. 13*b*) laufen zwei ornamentirte Längsstreifen herab, deren einer Querlinien, der andere aber eine Zickzacklinie zeigt. In jeder dieser Linien finden sich je vier Reihen von kleinen Punkten, und zwar sind immer die äusseren Reihen aus weissen, die inneren Reihen aus schwarzen Punkten gebildet.]

Fünf bis sechs Tage hindurch darf die Wöchnerin nur „Kadi“ (eine Knollenart), sowie Reis und Pisang (Musa) essen. Chili und heisse, gewürzte Brühen sind ihr ganz besonders verboten.

Nach der Entbindung von einem lebenden Kinde ist die Mutter gewöhnlich schon nach fünf bis sechs Stunden wieder im Stande, sich frei

Digitized by Google

in dem Hause zu bewegen. Nach drei Tagen kann sie wieder ausgehen.

[In einem früheren Berichte gab Stevens an, dass bei den Bĕlendas nach der Niederkunft „der Ehemann oder, um correkter zu sprechen, die Ehefrau vierzehn Tage ausser Sicht bleibt." Es handelt sich wahrscheinlich hier um eine frühere Sitte, nach der die Entbundene vierzehn Tage lang die Hütte nicht verlassen durfte.]

Bei den Orang Lâut wäscht sich die Mutter eine halbe Stunde nach der Niederkunft in der See, und nach wenigen Tagen geht sie schon wieder ihren Verpflichtungen nach. Bei einem als so natürlich erachteten Ereignisse wird nichts Besonderes vorgenommen; nur einen Monat lang wird jetzt ein Sarong um die Magengegend gebunden, während sie früher hierzu einen Rinden-Chavat benutzten.

Bei dem Neugeborenen fällt der Nabelschnurrest „nach einigen Tagen" ab und wird dann einfach fortgeworfen. Einen ganzen Mondmonat hindurch wird das Bĕlendas-Kind täglich an jedem Morgen aus einem bestimmten „Chit-Nort" (Fig. 14)[1]) gewaschen, dessen Füllung wieder aus dem mehrfach erwähnten Bambu (Fig. 11) erfolgt.

[Von den bisher beschriebenen „Chit-Norts" unterscheidet sich dieses dadurch, dass an seinem unteren Ende zwei lange Spähne, die sich gegenüberstehen, ausgespart sind (Fig. 14*a*). Sie haben bei einer Breite von nur 1,7 *cm* eine Länge von 11,4 *cm*, während das gesammte übrige „Chit-Nort" nicht mehr als 23 *cm* Länge besitzt, bei einem Umfange von 13,8 *cm*. Oben ist das Gefäss circulär aus dem Bambu, ein wenig unterhalb eines Internodiums, herausgeschnitten. An der Basis der erwähnten beiden Spähne ist ein Internodium erhalten worden, das den etwas vertieften Boden des Gefässes bildet. Die beiden Spähne zeigen keine Bemalung, das ganze übrige Gefäss ist aber mit fingerkuppengrossen schwarzen und blassrothen Tupfen bedeckt (Fig. 14b).]

Bei den Orang Lâut wird die Geburt eines Kindes durch einen Stab mit gespaltenem Ende, in das ein Blatt eingeklemmt ist, angezeigt. Ist das Kind ein Mädchen, so hat der Stab seine Rinde; ist es ein Knabe, so ist der Stab abgeschält.

Von den Djâkun-Weibern wurde schon früher berichtet, dass sie zum Schutze ihres Kindes im Mutterleibe das muschelförmige Holzstück bei sich trugen. Sobald nun das Kind geboren war, befestigten sie dieses Holz an dem Neugeborenen, um dieses gegen Kälte (d. h. gewöhnlich Krankheiten) zu schützen. „Ich habe in früheren Jahren oft die kleinen Kinder der gegenwärtigen Djâkun so geschmückt gesehen. Aber da das Holz so sehr ähnlich dem herzförmig gestalteten Silberschmuck ist,

1) Inv.-Nr. I. C. 27 195 [110].

Digitized by Google

welchen Indianer-Mädchen u. s. w. [hier sind sicherlich Mädchen der Inder gemeint] tragen, so lange sie noch jung sind, so hielt ich ihn für dasselbe und habe über die Sache nicht weiter nachgefragt; denn ich dachte mir, dass diese Sitte von den Malayen entlehnt worden sei. Zweifellos geschah es in der Mehrzahl der Fälle, dass nur hie und da gelegentlich einmal solch ein muschelähnliches Stückchen Holz zum Vorschein kam. Es kommt bei Kindern noch vor, wird aber nicht mehr

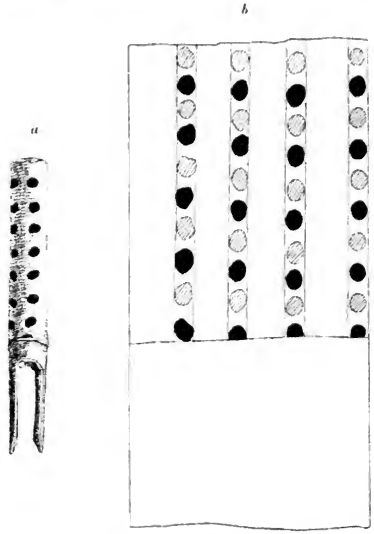


Fig. 14.

„Chit-Nort", Bambusgefäss der Orang Belendas, aus welchem das Neugeborene einen Monat lang täglich gewaschen wird.
a das Gefäss, *b* das Muster desselben (abgerollt).

getragen oder doch nur kurze Zeit von der Mutter vor der Geburt des Kindes."

Stevens hörte von einem Gebrauche, welchen die Djâkun-Weiber in früherer Zeit hatten, und den sie „auch jetzt noch in einer geringen Anzahl von Fällen" befolgen: „Wenn eine Djâkun-Mutter ihr erstgeborenes Kind verliert, und wenn dasselbe ein Knabe ist, so zieht sie das Baumwollenzeug aus, welches sie als Unterrock trägt, und legt statt dessen einen „Rindengürtel", den „chawat", an. Ueber diesem Gürtel kann Baumwollenzeug getragen werden, aber das Tragen der Rinde un-

Digitized by Google

mittelbar auf dem Körper war Vorschrift und musste so lange fortgesetzt werden, bis ein neuer Monat nach dem Tage des Todes begann; dann durfte der Rindengürtel abgelegt werden."

Dass Kindermord bei ihnen vorkäme, leugnen die Orang Lâut, auch wird keine solche Anklage gegen sie erhoben. Nahrung haben sie reichlich, und die Kinder werden frühzeitig daran gewöhnt, sich selbst zu helfen, so dass auch gar keine Versuchung hierfür vorlag.

Zwillinge sind bei ihnen fast unbekannt. Es kann kaum ein Zufall sein, dass ich keinen Fall hiervon unter ihnen gesehen habe, denn die Djâkun sagen mir, dass sie auch keine gesehen hätten. Wenn Zwillinge vorkommen sollten, so würden sie an und für sich als ein Vortheil betrachtet werden, da nun später zwei Kinder bei der Arbeit helfen würden. Aber der Vater würde doch zweifelhaft sein, ob nicht ein anderer Mann ihm geholfen hätte. Ich wies sie darauf hin, dass Thiere oft viele Junge gleichzeitig zur Welt brächten, aber dennoch vermochte ich die Männer nicht zu überzeugen, und sie beharrten hartnäckig dabei, dass sie mehr als einem Kinde in einer Niederkunft misstrauten. Sie sahen es aber nicht gerne, dass ich bei diesem Thema verweilte.

Die Couvade oder das Männerkindbett ist den Orang Lâut ebenso wenig bekannt, als den Orang hûtan im Innern der Halbinsel.

„Bei dem Tragen der Kinder wendet die Djâkun-Mutter oft genau dieselbe Methode an, wie ich sie bei drei oder vier Gelegenheiten von den Chinesen-Weibern der unteren Klassen in den Strassen von Singapore habe ausführen sehen. Sie tragen ihre Kinder nehmlich auf dem Rücken mit einer Schlinge von Zeug oder Rinde um des Kindes Rücken und Unterkörper und vorn über der Mutter Brust, aber mit einem oberen Streifen noch über der Mutter Stirn, was die Chinesinnen nicht thun, so weit ich wenigstens gesehen habe. Die Beine des Kindes sind aufwärts und nach vorn längs der Mutter Hüften gebunden. Aber sobald das Kind saugen will, wird es nach vorn herumgezogen und nicht auf die Weise gesäugt, wie ich es bei den Bĕlendas gesehen habe, dass nehmlich die Mutter die Brust auf die Schulter wirft; hiervon sind wenige Fälle ausgenommen, wo die Djâkun-Mutter durch zahlreiche Entbindungen ungemein verlängerte Brüste hat. Ich habe auch das Djâkun-Kind mit seinem Köpfchen nach vorn unter dem Arme der Mutter saugen sehen. Auf der Hüfte wurde das Djâkun-Kind früher nicht getragen, wie das die Weiber der Bĕlendas und der Malayen oft thun. Aber jetzt herrscht in dieser, wie in vielen anderen Gewohnheiten grosse Unregelmässigkeit, da der Djâkun seine Sitten dadurch sehr verändert hat, dass er die anderen um ihn herum wohnenden Stämme copirt."

„Die Bĕnûa-Mutter trägt ihr Kind in einem Stück Rindenzeug, welches über den Rücken des Kindes und über eine Schulter der Mutter hinweg und unter der anderen hindurchgezogen wird, und dessen Enden

Digitized by Google

geknotet werden. Wenn das Kind noch zu jung ist, um sich mit seinen Armen um den Nacken der Mutter festhalten zu können, so wird es hinten auf dem Rücken getragen, so dass seine Beinchen den Leib der Mutter umklammern. Es wird niemals auf der Hüfte getragen, ausgenommen, wenn dieses von den Malayen erlernt ist."

Auch die Weiber der Orang Lâut werfen beim Säugen die Brust nicht zurück über die Schulter, aber oft wird sie von der Seite unter dem Arme der Mutter hindurch gegeben. Sowohl bei den Djâkun, als auch bei den Orang Lâut säugen die Weiber ihre Kinder solange, bis die Milch fehlt. Es ist sehr ungewöhnlich, dass sie anfänglich nicht genügende Nahrung hätten. Wenn das vorkommen sollte, so würde eine Verwandte oder Freundin ihre Milch mit ihr theilen. Sie verbergen sich nicht vor den Augen anderer Männer, wenn sie dem Kinde die Nahrung geben. Ein Kind, welches an der Nahrung theilgenommen hat, wird später mit dem rechtmässigen Kinde nicht als enger verbunden betrachtet, als irgend ein anderes sonst.

Die Bĕlendas-Mütter reissen oft einem jungen Hornvogel, wenn die Männer einen solchen beschafft haben, die Flügel- und Schwanzfedern aus und geben sie ihren kleinen Kindern, damit sie die Kiel-Enden aussaugen. Das unterhält die Kinder nicht nur und macht sie ruhig, sondern es wird auch angenommen, dass es in einer gewissen, noch nicht aufgeklärten Weise eine wohlthätige Wirkung auf des Kindes „gutes Glück" ausübe.

Die Djâkun lassen ihre ganz kleinen Kinder niemals allein, wie die Anderen das thun. Wo nur immer die Eltern gehen, da trägt die Mutter das Kind, oder auch der Vater, wenn mehrere Kinder da sind, die noch nicht laufen können, und eine weibliche Verwandte oder Freundin nicht zur Stelle ist. Die Bĕlendas hängen in ihren Niederlassungen, wo weniger Gefahr vor Tigern u. s. w. besteht, die kleinen Kinder in einem Korb aus Bastmatte an der Wand der Hütte zwei bis drei Stunden lang auf. Die Panggang pflegen sie in derselben Weise an dem Ast eines Baumes aufzuhängen, wenn sie nicht weit davon beschäftigt sind, aber nicht in beträchtlicherer Entfernung. Die Tĕmiâ (Tummiyor) überlassen die Kinder auf dem Boden ihrer luftigen Hütten sich selber, bis es wieder Zeit wird, ihnen Nahrung zu geben.

Sehr oft werden die kleinen Kinder dieser Stämme beim Campiren in des Vaters oder der Mutter ausgespanntem Sarong (Kleid) unter einem Blätterdache aufgehängt, das in zwanzig Minuten hergestellt und befestigt ist. Das geschieht nicht nur, um die Mutter frei zu machen, damit sie die Mahlzeit kochen und zubereiten kann, sondern auch, weil dieser Platz für das Kind bequemer und angenehmer ist und mehr Sicherheit gegen die herumschwärmenden Landblutegel, Ameisen, Tausendfüsse und Skorpione bietet. Es ist das also eine Rücksicht gegen das Kind und keine Vernachlässigung. Ueber Nacht hängt die Wiege niemals, auch nicht bei

Digitized by Google

den Orang Lâut, von einem Baume herab: ein Leopard würde sehr bald interveniren.

Beim Schlafen nehmen die Bĕlendas-Mütter eine Lage ein, bei welcher der Säugling quer über der Brust der Mutter liegt, aber so, dass es für das Kind möglichst bequem ist.

[Die Fruchtbarkeit der Bĕlendas-Weiber scheint nach Stevens' Berichten eine günstige zu sein, aber die Kindersterblichkeit ist gross.] „Nach meinen Ermittelungen gilt es als eine allgemeine Regel, dass durchschnittlich von 6 Kindern eines todt geboren wird und zwei in den ersten drei Jahren sterben. Diejenigen, welche nur ein oder zwei Kinder, letztere in langen Zwischenräumen, bekommen, haben gewöhnlich einen guten Erfolg mit ihnen. 16 Kinder sind (in einem Beispiel) die grösste bekannte Anzahl, aber von diesen 16 starben 12, bevor sie die Reife erreicht hatten, und 7 von diesen hatten das erste Lebensjahr noch nicht vollendet." [Uebrigens waren unter diesen Kindern die Mädchen in beträchtlicher Ueberzahl, denn] „es waren 11 Mädchen und 5 Knaben".

Die gewöhnliche Altersgrenze für das Kindergebären ist nach Stevens' Ermittelungen das Alter von 42 Jahren. Aber eine Frau war bekannt, welche sogar noch in ihrem fünfzigsten Jahre ein Kind bekommen hatte.

Digitized by Google

Besprechungen.

XVI. amtlicher Bericht über die Verwaltung der naturhistorischen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen des Westpreussischen Provinzial-Museums für das Jahr 1895, erstattet von dem Direktor desselben, Professor Conwentz. Mit 20 Abbildungen. Nebst einer Sonderanlage mit 9 Abbildungen. Danzig 1895. 4°. 63 Seiten.

Der Bericht legt ein erfreuliches Zeugniss von der fortschreitenden Entwickelung des Museums ab und giebt ein anschauliches Bild von dem Fortgange der Landesforschung in Westpreussen. Von dem rein naturhistorischen Abschnitt interessiren uns hier besonders zwei Mittheilungen. In Schönwarling bei Danzig und in Scharnow bei Wilhelmswalde wurden Rapakivi-Stücke gefunden, welche so vollständig mit dem Viborg-Rapakivi in Finland übereinstimmen, dass deren Transport von dort her (wahrscheinlich doch mittelst des einstigen Gletschers) nicht in Zweifel zu ziehen ist. — Von dem Vorkommen des Succinit an der Küste Englands, besonders an der Südostküste, konnte Verfasser sich bei seinem Aufenthalte im Lande selbst überzeugen.

Der reiche Zuwachs der archäologischen Sammlung ist nach prähistorischen Perioden geordnet: wir können hier nur die wichtigsten Untersuchungen und Funde anführen. Wiederholt zeigten die neu erworbenen Gefässe eine Ausfüllung der Ornamente mit einer weissen Masse, welche von Herrn Helm genauer untersucht wurde. An einem Scherben von Kaldus haftete die weisse Füllmasse fest in dem Ornament, so dass sie nicht ganz rein erhalten werden konnte; sie bestand aus Phosphorsäure, Kalkerde, Thonerde und Eisenoxyd, wogegen Kohlensäure und Schwefelsäure fehlten. Die Analyse der weissen Füllmasse aus dem Ornament einer Gesichtsurne von Zakrzewke ergab ferner fast reine phosphorsaure Kalkerde, welche wahrscheinlich aus gebrannten, zermahlenen Knochen gewonnen wurde, die, mit Wasser zu einem Brei verrührt, in die Zeichnungen eingetragen wurde.

Der um die Untersuchung der westpreussischen Hügelgräber besonders verdiente Dr. Lakowitz hat in diesem Jahre wiederum 5 Hügel bei Gapowo, Kr. Carthaus aufgegraben, welche im Ganzen die früheren Ergebnisse bestätigten: wir möchten nur die obere Steinkiste im Gipfel des Hügels III (S. 35) für eine Nachbestattung halten, welche nicht zu dem eigentlichen Hauptgrabe gehört. — Die grosse Zahl der Gesichtsurnen, welche das Museum besitzt, wurde um 9 zum Theil ausgezeichnete Exemplare vergrössert. So hat eine Gesichtsurne eine stark hervortretende Augenbrauenleiste, welche sich von der Nasenwurzel bis zum Ohre hinzieht; eine andere zeigt grosse elliptische Augen mit Wimpern, eine dritte endlich die Darstellung eines reichen Schmuckes, eines Armes, zweier Jagdspeere und eines Vierfüsslers.

Die Skeletgräber von Pentkowitz bei Neustadt, in denen ein Hakenring von Blei in der Schläfengegend gefunden wurde, gehören wohl nicht in die römische, sondern entschieden schon in die spätere Periode, da die andern Beigaben nichts für die römische Zeit Charakteristisches zeigen und die Grabform, niedrige Hügel von kreisförmigem oder abgerundet vierseitigem Grundriss, allein nicht entscheidend ist.

Von grösstem Interesse ist der Fund von Ueberresten eines alten, zusammengesetzten Bootes aus Eichenholz mitten im Lande, unter einer etwa 1 *m* mächtigen Moorschicht, 3 *km* nördlich vom Dorfe Baumgarth bei Christburg, Kr. Stuhm und 10 *km* südlich vom jetzigen Ufer des Drausensees. Wir entnehmen darüber dem ausgezeichneten Sonderbericht des Verfassers, der durch die Bergung und wissenschaftliche Verwerthung dieses seltenen Fundes sich ein grosses Verdienst um die Kenntniss der westpreussischen Vorgeschichte erworben hat, die folgenden Daten. Es wurden dort nach und nach ausgegraben: der Kiel, mehrere Plankentheile, durch eiserne Nieten verbunden, 6 Rippen (Spanten), 2 Bänke

(Duchten), eine Querwand (Schott), zahlreiche Nieten und ein Ring von Eisen, viele Holznägel und 3 Holzstangen. Die einzelnen Theile konnten von sachverständiger Hand montirt und so die Form des Bootes wieder hergestellt werden. Der Kiel hatte ursprünglich wohl eine Länge von 9 *m* und beweist, dass das Boot zur Fahrt auf dem Meere bestimmt war; die weiteren Details müssen im Original selbst nachgesehen werden. Auf Grund einer eingehenden Würdigung aller topographischen Verhältnisse und aller technischen Eigenthümlichkeiten des Bootes im Vergleich mit den bekannten ähnlichen nordischen Funden aus der römischen und der Vikinger Zeit kommt der Verfasser zu dem Schluss, dass dasselbe der Vikinger Zeit angehören dürfte. Lissauer.

A. H. Keane, Ethnology. Cambridge 1896. University press. kl. 8°, XXX u. 441 p.

Es ist keineswegs ein Zufall, dass die beiden wichtigsten Werke, die in England als Einleitung in die Wissenschaft vom Menschen erschienen sind, ihre Titel zu Unrecht führen, d. h. dieselben gleichsam vertauscht haben. Tylor's „Anthropologie" ist nehmlich fast ausschliesslich ethnologischen, Keane's „Ethnologie" wesentlich anthropologischen Inhalts. Nichts beweist besser die noch gegenwärtig herrschende Unklarheit der Begriffsbestimmungen und Grenzen beider Wissenschaften. Diese macht sich auch im vorliegenden Werke in so hohem Grade fühlbar, dass das Buch bei der Fülle des beigebrachten, in ansprechender Form gebotenen Materials zwar den Fachleuten manche Anregung geben kann, aber als einführendes Handbuch für „Students", auf die es berechnet war, nur mit Vorsicht zu benutzen ist. Das erste Kapitel enthält die Definitionen. Obwohl „Ethnology" ausdrücklich von ἔθνος, Volk, abgeleitet wird, sind als Aufgaben der Ethnologie Probleme hingestellt (p 3'), die mit der Völkerkunde nicht das Mindeste zu schaffen haben, wie Monogenismus und Polygenismus, Einheit und Alter des Menschengeschlechts, Zahl der Rassen und deren Unterschiede u. s. w., während die an dieser Stelle gleichfalls erwähnten geistigen Eigenschaften, Religion, Sprache, Begriffe von Familie, Clan, Nation, Totem, nicht in einem Werk über physische Anthropologie zu erörtern sind.

Unter dieser Begriffsverwirrung leidet natürlich das ganze Werk, besonders diejenigen Abschnitte, in denen das Verhältniss von Sprache, Volk und Rasse, also die wichtigste Grundfrage überhaupt, behandelt wird.

Die Capitel II—VI sind bei weitem die besten des Buches. Sie erörtern das Verhältniss des Menschen zur Thierwelt, besonders zu den Anthropoiden und geben eine treffliche Uebersicht des gegenwärtigen Standes der urgeschichtlichen Forschung (Glacialzeit, Alter des Menschengeschlechts, ältere und jüngere Steinzeit).

Weniger befriedigt das Capitel VII, „Specific unity". Der Verfasser beweist zwar die Arteinheit, aber nicht die Ursprungseinheit des Menschengeschlechts, auf die es ihm doch ankommt. Seine angenommenen vier Rassen entwickeln sich unabhängig von einander aus pleistocänen Vorfahren, die auf eine pliocäne Grundform zurückgehen. Damit wird im Grunde eine Vielheit, eine Polygenesis bewiesen.

In diesem Capitel werden über die Sprache Ansichten entwickelt, die seitens eines Sprachgelehrten doppelt befremdend sind (p. 159). Danach sollen Sprachen sich im Laufe der Jahrtausende so verändern können, dass keinerlei Aehnlichkeit zwischen ursprünglich verwandten mehr bestehen bleibt. They will become radically distinct.

Im Widerspruch mit dieser ganz unbegründeten Annahme stehen Keane's eigene, sehr richtige Ausführungen p. 199, in denen die Persistenz des grammatischen Baues nachdrücklich hervorgehoben wird.

Das Capitel VIII „Physical criteria" ist etwas dürftig und nicht frei von Irrthümern; so wird z. B. die Bartlosigkeit der Amerikaner, Mongolen und „Negroid peoples" behauptet. Für die Haarbeschaffenheit hätten neuere Untersuchungen, z. B. die von Fritsch und Waldeyer, benutzt werden müssen. Der Werth der Craniologie wird zwar mit Recht bezweifelt, dennoch werden im Text fortwährend Schädelindices als Beweismittel mit herangezogen. Auch ein neuer barbarischer Terminus wird eingeführt, der sich hoffentlich

Digitized by Google

nicht einbürgert: wir finden nehmlich p. 181 prognathism und orthognathism als „varying degrees of gnathism" bezeichnet.

Das Capitel IX „Mental criteria" behandelt hauptsächlich die Sprache. Sehr beachtenswerth sind die Bemerkungen über Sprachmischung, die in Wirklichkeit nicht vorkommt. Dagegen ist der Abschnitt über die Sprache als Rassenmerkmal p. 200 ff. ganz ausserordentlich konfus und jeder Kritik sich entziehend.

Der zweite Theil behandelt die Rassenemtheilung im Besonderen. Adoptirt werden die Linné'schen Gruppen Homo Aethiopicus, Mongolicus, Americanus, Caucasicus. Der Stammbaum des Menschengeschlechts, sowie der einzelnen Rassen wird durch Diagramme veranschaulicht, ist aber gänzlich phantastisch.

Die Entstehung der vier pleistocänen Vorfahren der Menschheit wird auf dem hypothetischen untergegangenen indoafrikanischen Continent gesucht. Durch diesen erklärt der Verfasser gleichzeitig den Zusammenhang der afrikanischen und der Austral-Neger (Papuas). Der Beweis dafür ist keineswegs erbracht. Den craniologischen Argumenten von Quatrefages wird niemand, der nicht voreingenommen ist, Gewicht beilegen. Keane macht sich einer Inconsequenz schuldig, indem er andrerseits mit guten Gründen die Amerikaner von der mongolischen Rasse trennt, denn dieselben Gründe sprechen gegen eine Vereinigung der australischen und der afrikanischen Schwarzen. Eigentlich genügen dazu schon die Abbildungen des Buches. Die amerikanische Rasse wird im Ganzen zutreffend behandelt, nur vermisst man eine Berücksichtigung der neueren Forschungen in Südamerica.

Eine malayische Rasse erkennt Verfasser nicht an. Er rechnet sie theils den Mongolen, grösstentheils aber den Kaukasiern zu, z. B. sämmtliche Polynesier, Dajaks und Battaks! Diese Auffassung dürfte schwerlich Anklang finden. Am meisten befriedigt im Uebrigen die Behandlung der kaukasischen Rasse, eine Bezeichnung, der mit Recht das Wort geredet wird. Ebenso dankenswerth ist die ausdrückliche Anerkennung der engen Rassengemeinschaft der Europäer mit den dunklen hamitischen Stämmen Nordafrica's. Die Bemerkungen über die Arier, ihre Wanderungen und Ursitze p. 395 ff. sind sehr lehrreich und wichtig: „the language has persisted, — but the community, with whom it originated has disappeared as a distinct ethnical group dispersed amid the innumerable populations on whom it imposed one form or another of the Aryan mother tongue". Ebenso willkürlich, wie den grössten Theil der Malayen, bringt Keane auch die Aino und die Dravidier bei den Kaukasiern unter.

Von den zahlreichen Abbildungen genügen nur die der kaukasischen und mongolischen Rasse, während die der übrigen vielfach Karrikaturen sind, so z. B. der Akka p. 247, Ardi, Kalang p. 262, Caraibe p. 355.

Trotz seiner erheblichen Mängel verdient Keane's Werk doch eingehendes Studium wegen der Reichhaltigkeit des darin niedergelegten Beobachtungmaterials aus der ganzen neueren anthropologischen Literatur. Es ist lehrreich auch wegen seiner Irrthümer, die vielleicht endlich einmal eine klare Aufstellung der Grundbegriffe für Anthropologie und Ethnologie veranlassen werden. P. Ehrenreich.

R. von Erckert. Die Sprachen des kaukasischen Stammes. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Friedrich Müller. I. Theil. Wörterverzeichniss. II. Theil. Sprachproben und grammatische Skizzen. Mit einer lithographirten Sprachenkarte. Wien 1895. Alfred Hölder.

Seit die Erforschung der Sprachen der kaukasischen Bergvölker durch die bahnbrechenden Untersuchungen des Barons Peter von Uslar zum ersten Male ernstlich in Angriff genommen und durch die mustergültigen Bearbeitungen A. Schiefner's der Wissenschaft zugänglich gemacht wurde, ist auf dem bezeichneten Gebiete keine Arbeit zu nennen, die sich dem vorliegenden Werke auch nur annähernd an die Seite stellen liesse. Wer je einen Blick in dieses räumlich so eng begrenzte und dabei inhaltlich so unendlich reich gegliederte und mannichfaltige Sprachgebiet geworfen hat, weiss, mit wie ungewöhnlichen Schwierigkeiten der Forscher hier zu kämpfen hat; nicht nur, dass er

Digitized by Google

zum Theil mit den formenreichsten Gebilden der Sprachenwelt zu thun hat: auch das Lautwesen ist ein so ausserordentlich reiches und eigenartiges, dass der Linguist auf Schritt und Tritt in Verlegenheit geräth, wie er den gegebenen Lautwerth fixiren soll, und oft genug zu den umständlichsten Beschreibungen seine Zuflucht nehmen muss, ohne dennoch ein genaues Verständniss und eine vollkommen exakte Wiedergabe ermöglichen zu können, — ein Uebelstand, den auch General von Erckert nicht ganz zu vermeiden vermocht hat.

Das Werk gliedert sich, wie schon aus dem Titel ersichtlich, in zwei getrennte Abschnitte: ein encyclopädisch geordnetes Wörterverzeichniss, welches 545 Ausdrücke enthält, und eine reichhaltige Sammlung von Satzproben in 40 Sprachen und Dialekten mit beigefügten grammatischen Bemerkungen. Eine höchst interessante und lehrreiche „Allgemeine Charakteristik und Begründung der Classification der Sprachen des kaukasischen Stammes" bildet den Schluss des Werkes.

Dass bei der Mannichfaltigkeit und dem Umfange des Stoffes die Behandlung der einzelnen Idiome mehr oder weniger summarisch ausfallen musste, liegt auf der Hand und ist erklärlich genug. Wenn dieser Mangel überhaupt erwähnt wird, so soll damit nicht der leiseste Tadel ausgesprochen sein; vielmehr wissen wir dem Verfasser Dank, dass er gegeben hat, was und soviel er besitzt, denn bis dat, qui cito dat.

Es ist hier nicht der Ort, um auf die Einzelheiten des Buches einzugehen, daher will ich mich darauf beschränken, die Classification der kaukasischen Sprachen wiederzugeben, wie sie auf S. 385fgde. aufgestellt und durch folgende Tabelle erläutert wird:

I. Die südkaukasische oder iberische (Khartvel-) Sprache.

a) Svanisch.
b) Gruzinisch, Xevsurisch, Pšavisch, Ingiloi.
c) Mingrelisch, Lazisch.

II. Die nordkaukasischen oder Bergsprachen.

A. Westliche Bergsprachen.

1. Abxazisch.
2. Čerkessisch.
   a) Südliches Abadzexisch. Kuban-Čerkessisch.
   b) Kabardinisch.
   c) Šapsugisch.

B. Oestliche Bergsprachen.

Nordwestliche Hauptgruppe.

1. Čečenische Sprache oder Gruppe.
   a) Thušisch.
   b) Ingušisch.
   c) Central-Čečenisch.
2. Mittlere Gruppe.
   a) Dido-Dialekte.
   b) Andi-Dialekte.
   c) Avarisch.
3. Oestliche Gruppe.
   a) Dargua-Dialekte.
   b) Lakisch.

Südöstliche oder kürinische Hauptgruppe.

1. Nordwest-kürinische Gruppe.
   a) Arčinisch.
   b) Rutulisch.
   c) Caxurisch.

Digitized by Google

2. Nordost- und Central-kürinische Gruppe.
   a) Tabassaranisch (Nord- und Süd-).
   b) Agulisch (Burkixan und Košan).
   c) Kürinisch (Eigentliches und Axty).
3. Südkürinische Gruppe.
   a) Budux.
   b) Džek.
   c) Xinalug.
4. Udisch.

Der Verf. kommt zu dem Schlusse, dass alle diese Sprachen sich mit einander so innig verwandt erweisen, dass sie Abkömmlinge einer in ihnen aufgegangenen Ursprache zu sein scheinen.

Es bleibt nur zu wünschen, dass sich jüngere Kräfte finden mögen, die im Stande sind, auf dem von dem Verf. gelegten Fundamente und nach dem von ihm entworfenen Grundrisse weiter zu bauen, das Material, das er mühsam an Ort und Stelle zusammengetragen, zu vervollständigen und die Lücken allmählich auszufüllen. Die russische Regierung aber würde sich im höchsten Maasse um die Wissenschaft verdient machen, wenn sie sich entschlösse, diesem Gebiete friedlicher Eroberung Unterstützung und wohlwollendes Interesse zuzuwenden. W. Grube.

W. Kükenthal. Forschungsreise in den Molukken und in Borneo im Auftrage der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft. Frankfurt a. M. 1896. 321 S. 4to. mit 10 Farbentafeln, 52 photographischen Tafeln und einigen Karten.

Der Verfasser, Zoologe von Fach und erfahrener Reisender, giebt hier eine anziehende Darstellung seiner Erlebnisse und Resultate während einer Reise nach Niederländisch-Indien und seines Aufenthaltes auf Ternate, Halmahera, Batjan, Celebes und Sarawak auf Borneo, — die Resultate selbstverständlich nur so weit, als sie ohne eingehende systematisch-zoologische Bearbeitung des Gesammelten sich auf der Reise selbst der Anschauung eines mit dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft vertrauten, denkenden Forschers darbieten. So findet denn der Leser Reise-Erlebnisse, Ethnographisches und Naturschilderungen in reicher anziehender Abwechslung neben einander. Die Reise-Erlebnisse entsprechen der jetzigen Leichtigkeit und Bequemlichkeit des Reise-Verkehrs und den geordneten friedlichen Zuständen der besuchten Gegenden, enthalten aber doch mancherlei, was für die Lebensweise und die geselligen Verhältnisse daselbst sehr charakteristisch ist und das Ethnographische kräftig illustrirt.

Die eingehende Schilderung der Lebensweise, Sitten und Anschauungen der Alfuren auf Halmahera und der „Kayars" auf Borneo wird durch zahlreiche photographische Aufnahmen ihrer äusseren Erscheinung und durch sorgfältig ausgeführte farbige Abbildung ihrer Geräthe, Waffen, Kleiderstoffe u. dgl. unterstützt; freilich hat die nur photographische Darstellung der Eingeborenen bei aller Zuverlässigkeit doch immer den Nachtheil, dass wir ihren Gesichtsausdruck nie in den günstigsten Augenblicken geistiger Belebung, sondern nur in solchen blöder Erwartung oder Verlegenheit erhalten; eine rühmliche Ausnahme macht die Photographie der durch das Fenster des Laboratoriums hereinblickenden neugierigen Bewohner von Ternate (S. 44). Auffällig ist, dass Verf. bei den Kayans nichts von den aus Holz geschnitzten Thierbildern fand, welche der Unterzeichnete, theils in Relief, theils allseitig ausgeführt, Nashornvogel, Krokodil und die grosse Wassereidechse darstellend, bei den Dayakern vom Batang-lupar-Gebirge erhielt und seiner Zeit in der anthropologischen Gesellschaft vorzeigte.

Unter den Naturschilderungen tritt ganz besonders diejenige des bunten Thierlebens auf den Korallenriffen anschaulich hervor: es ist das, was auf den vom Binnenland kommenden

Digitized by Google

Zoologen den gewaltigsten Eindruck macht und in entsprechender, wenn auch individuell anderer Weise, z. B. von Klunzinger betreffs des Rothen Meeres und vom Unterzeichneten ebenfalls für die Molukken und Singapore geschildert wurde.

Interessant ist es, dass Verf., der ja auch die hochnordische Thierwelt aus eigener Anschauung kennt, die allgemeine Annahme bestätigt, dass nach dem ersten Eindruck das Litoral im hohen Norden eine grössere Anzahl von Thier-Individuen darbietet, aber eine weit geringere der Gattungen und Arten. Charakteristisch ist es auch, dass er hier in den Tropen von der Bedeutung der Farbe für das Leben der Thiere eindringlich ergriffen wird und derselben einen längeren, auch ins Theoretische und Physikalische eingehenden Exkurs widmet.

Betreffs der zoogeographischen Abgrenzungen und verwandter Fragen ist er mit seinem Vorgänger Wallace, den er stets mit Hochachtung nennt, vielfach in Widerspruch, und mit Recht; die natürlichen Verhältnisse sind viel zu komplicirt, um sich mit so einfachen Theorien erschöpfen zu lassen, wie Wallace und Andere es lieben.

Verf. betont besonders die indischen Thierformen, welche auf Celebes vorkommen: er vermuthet, dass die baumkletternden Beutelthiere durch gelegentlich angetriebene Baumstämme dahin gekommen sein könnten, und nimmt an, dass in sehr alter Zeit eine Landverbindung Australiens mit dem ostasiatischen Festlande stattgefunden habe, da Spuren der altindischen Fauna noch bis Halmahera, Batjan und Flores sich vorfinden.

Diese Verbindung sei zuerst durch einen zwischen Celebes und den Molukken eintretenden tiefen Meeresarm unterbrochen worden; einerseits hätten sich dann die Molukken von dem noch länger mit Australien in Verbindung bleibenden Neuguinea getrennt, aber dennoch in Folge der fast ununterbrochenen Inselverbindung mancherlei neue Einwanderer von dort erhalten, — andererseits habe sich dann Celebes von dem bis in späte Zeit unter sich in Landzusammenhang gebliebenen Complex von Borneo, Java und Sumatra abgetrennt. Die für Celebes so charakteristischen Säugethiere, Anoa, Babirussa und schwarzer Pavian, seien alterthümlich-indische, nur auf Celebes in Folge seiner ziemlich frühen Abtrennung erhaltene, während Wallace darin Zeugen einer einstigen Landverbindung mit Africa finden wollte. Das Schlussresultat Kükenthal's ist: „eine scharfe Grenze zwischen indischer und australischer Fauna ist überhaupt nicht zu ziehen; bis Celebes und Flores einschliesslich haben wir eine verarmte indische Fauna; dann tritt ein Mischgebiet auf, das, je weiter wir nach Osten kommen, um so reiner australisch wird." Zu einem ähnlichen Resultat, dem des abgestuften Ineinandergreifens der indischen und australischen Fauna mit näherem Anschluss von den Molukken an Neuguinea, von Nord-Celebes an die Philippinen, von Borneo und Sumatra an Malacca, Siam und überhaupt Hinterindien, ist der Unterzeichnete schon auf seiner Reise in jenen Gegenden 1861—1863 gekommen und hat es auch zuerst als Reisebemerkungen in Pfeiffer's malakozoologischen Blättern 1863, dann in den zwei zoologischen Bänden der Preussischen Expedition nach Ostasien 1876 und 1877, näher ausgeführt. Wenn Kükenthal diese Ausführungen berücksichtigt hätte, so würde er nicht gesagt haben, dass die Fauna von Celebes auch bei der Untersuchung anderer Thierklassen durchweg einen verarmten indischen Charakter zeige; denn unter den Land- und Süsswasser-Mollusken treten eigene Formen auf, die keine näheren Verwandten auf dem Festlande von Indien, auch nicht auf Sumatra, Java oder Borneo finden, wohl aber auf den Philippinen und auf den Molukken (Xesta, Obba, Chloritis, Neritina labiosa), und er würde auch die auffällige Thatsache erwähnt haben, dass zwei grosse Familien von Süsswasserthieren, welche auf dem Festlande von Indien, sowie auf Sumatra, Borneo und Java eine grosse Rolle spielen, die Cypriniden unter den Fischen und die Unioniden unter den Mollusken, auf Celebes trotz seiner Seen und Flüsse vollständig fehlen, wie auf den Molukken. Wenn bei Wallace Celebes zu sehr australisch, so erscheint es bei Kükenthal ein wenig zu indisch.

E von Martens.

Digitized by Google

L. Gentil Tippenhauer. Die Insel Haiti. Leipzig 1893 (F. A. Brockhaus). Kl. fol. 693 S. mit 30 Holzschnitten, 29 Abbildungen in Lichtdruck und 6 geologischen Tafeln in Farbendruck.

Das grosse, vortrefflich ausgestattete Werk ist die erste eingehende Darstellung über Haiti, welche die deutsche Literatur besitzt. Der Verf., der sich selbst einen „Enkel dithmarschener Germanen und haitianischen Afrikaner" nennt, — Cap Haitien habe ihn „entstehen sehen", — erklärt, dass er „die deutschen Gaue, wo während 15 Jahren sein Geist deutsches Wissen, deutschen Edelsinn und deutsche Erziehung empfing, als seine psychische Heimath betrachtet" habe. So wollen wir das für deutsches Publikum bestimmte Prachtbuch als eine erwünschte landsmännische Gabe empfangen und dasselbe der Aufmerksamkeit unserer Landsleute auf das Beste empfehlen. Es ist einer solchen Empfehlung in der That in hohem Maasse würdig. Möge die Absicht des Verf., durch seine Arbeit auch eine stärkere Betheiligung Deutschlands an der wissenschaftlichen, culturellen und commerciellen Erschliessung des Antillen-Edens hervorzurufen, voll in Erfüllung gehen!

Aus dem reichen Inhalte des Buches, welches sowohl die naturwissenschaftlichen, als die socialen und politischen Verhältnisse in den mannichfaltigsten Richtungen und mit ausgiebigen Detail-Nachweisen erörtert, kann für unseren Leserkreis hauptsächlich die dritte Abtheilung (Quisqueya als Wohnsitz des Menschen) hervorgehoben werden.

Der erste Abschnitt derselben (S. 369—473) behandelt die Einwohner seit der Entdeckung bis auf die Jetztzeit, und zwar zunächst die ehemalige Bevölkerung. Diese ist bekanntlich durch die scheussliche Wirthschaft der Conquistadores gänzlich vernichtet worden. Der Verf. glaubt jedoch, dass noch Spuren derselben in Blut, Sitte und Sprache der jetzigen Einwohner existiren (S. 385). So gebe es noch Frauen mit indianischem Blut, die im dominikanischen Theil Indios, in Haiti Ignes genannt würden und sich durch symmetrische Form, grosse schwarze Augen und langes, überreiches, schwarzblaues, straffes Haupthaar auszeichneten. Dagegen hält er die Erzählungen von den Vicnviens in den Bahoruco-Bergen, die sich noch in der Reinheit ihres Ursprunges erhalten hätten, für unglaubwürdig. Trümmer der alten Sprache jedoch hätten sich bis in die heutige Zeit erhalten. Ganz besonders seien jedoch zu erwähnen „Hunderte von Resten indianischer Cultur in Höhlen, auf den Spitzen der Berge und im Sande der Ebenen". Von diesen, die zum Theil auch bei uns seit längerer Zeit bekannt sind, giebt er eine Aufzählung (S. 386), theils aus literarischen Quellen, theils nach mündlichen Mittheilungen; soweit sich erkennen lässt, hat er selbst keine der Stellen selbst besucht. Sie sind merkwürdig genug, um der Aufmerksamkeit späterer Forscher empfohlen zu werden.

In einer Beziehung ist dieses Kapitel etwas dunkel. Der Verf. sagt, dass zur Zeit der Entdeckung die Antillen von dem Stamme der Cibuneys, zu welchen auch die Taïni (die Edlen) gehörten, bewohnt waren, dass aber in einigen Theilen der Insel auch Kariben und Arrowaken sassen. Von den Taïni giebt er, leider ohne genaue Citate, eine Beschreibung, in der er auch schildert, wie die Mütter durch Einschnüren zwischen Brettern die Köpfe ihrer Kinder deformirten. An dieser Stelle bringt er die lineare Profil-Zeichnung eines „Kariben"-Schädels, auch wieder ohne Angabe, woher dieser Schädel stammt und auf Grund welcher Merkmale er als karibisch angesehen wurde. Ref. möchte durch diese Bemerkungen nicht etwa einen Zweifel an der Richtigkeit der Deutung ausgedrückt haben; hat er doch selbst in seinen Crania americana (S. 18) die Beweise für das Vorkommen so deformirter Schädel bei Kariben gesammelt. Aber er würde es doch gern gesehen haben, wenn der Verf. für den von ihm abgebildeten Schädel nachgewiesen hätte, dass er in Haiti gefunden ist und dass er ein karibischer und nicht ein tainischer war. Nach seiner Angabe (S. 372) sassen die Kariben im ganzen Nordosten und Südosten der Insel, in Magua und Higuey: „die Ciguayen und die Bewohner Higueys", heisst es, „waren fast rein karibischen Blutes". Die Kariben, die er von Guyana herleitet und gegen das Jahr 1400 eindringen lässt, unterschieden sich von den „Insulanern, die ausschliesslich Marien und Xaragua bevölkerten", durch hohen Wuchs, grössere Muskelstärke, moralische Energie und kriegerische Geberdung. Während die Taïnis nur Steinäxte, Kolben (macana) und Schleudern als Waffen führten, kannten die Kariben ausserdem Bogen, Pfeile und Köcher.

Digitized by Google

Alles dieses hätte genauer Belege bedurft, zumal da im weiteren Verlauf seiner Darstellung der Verf. häufig nur von „Indianern" spricht, ohne dieselben genauer zu bezeichnen. Nur bei der Beschreibung der Zemes oder Chemis (S. 377), der Familien-Götterbilder, von denen er eine Anzahl bemerkenswerther Abbildungen liefert, wird erwähnt, dass sie nitainischen Ursprunges seien.

Es folgt dann das zweite Kapitel: Herren und Sklaven der Colonialepoche (S. 389), ein sehr trauriges, aber auch sehr gut geschriebenes Kapitel. Hier schildert der Verf. die Entstehung der Flibustier und Boucaniers, welche ihre Namen von den Flyboten und von Boucan erhielten; mit letzterem Namen bezeichneten die Kariben die Orte, wo sie das Fleisch ihrer Gefangenen kochten und räucherten, und derselbe übertrug sich auf die Boucaniers, weil sie vorzugsweise das geräucherte Fleisch der auf der Insel verwilderten Ochsen genossen. Schon 1503, vor Las Casas, wurden Neger in Santo Domingo eingeführt, und 1510 der Negerhandel förmlich legalisirt. So entwickelte sich der in jeder Beziehung verderbliche Gegensatz zwischen den Kreolen (auf der Insel geborenen Abkömmlingen weisser Eltern) und den farbigen Mischlingen, der in dem dritten Kapitel über die Freien der Jetztzeit (S. 408) in seinen Consequenzen genauer ausgeführt wird.

Wir erfahren hier, dass die meisten schwarzen Sklaven von der afrikanischen Westküste eingeführt wurden (S. 440): Senegal-Neger, Joloffs und Fulahs, Fulup von der Gambia, Nagos, Neger der Pfeffer-, Zahn- und Goldküste, namentlich Kru, Fanti, Aschanti und Dahome, Ibos vom Alt-Calabarfluss, Mandingos, Bambara vom Rio Nunez, Haussa, Bewohner von Benguela, Angola, Congo und Loango, nur vereinzelt von Mozambique und Madagascar. In den 7 Jahren von 1783 bis 1789 betrug die Zahl der gekauften Neger 171362. Im Anschlusse daran mag hier auf das höchst interessante Kapitel III im III. Abschnitt der III. Abtheilung verwiesen werden, welches überschrieben ist: „Polytheistische Reminiscenzen im Vaudondienste" (S. 507). Es handelt sich dabei um einen aus Africa eingeführten Götzendienst, der in heimlichen Versammlungen geübt wurde und dessen Mittelpunkt eine Schlange war. Trotz aller Verfolgungen erhielt derselbe sich, zum Theil in höchst barbarischen Formen, während der ganzen Colonialzeit; „augenblicklich besteht er nur in seinen Auswüchsen und civilisirten Entartungen" (S. 509). Nichtsdestoweniger führt der Verf. (S. 519) auch aus neuerer Zeit Fälle an, wo Menschenopfer gebracht und Kannibalismus geübt wurde. Wenn er sich trotzdem, so schon in dem Vorwort, mit Entrüstung gegen die grausenerregenden Berichte wendet, welche Zeitungsschreiber und andere Autoren über die Kannibalen von Haiti in die Welt geschickt haben, so mag es sein, dass dabei eine unzulässige und verwerfliche Verallgemeinerung stattgefunden hat, aber er selbst kann doch nicht umhin, Fälle, die gerichtlich controlirt und gestraft wurden, bis zum Jahre 1863 anzuführen, und sein zusammenfassendes Schlusswort lautet (S. 521): „Diejenigen, die Menschenopfer verrichten, thun dies in tiefster Unwissenheit und abergläubischer Furcht vor den von den Papalois aufgeschwindelten Geistern. Dass aber, wie ab und zu behauptet wird, Menschenfleisch auf den Märkten verkauft wird, ist absolut zu leugnen".

Es mag endlich noch auf das höchst interessante Kapitel über die kreolische Sprache auf Haiti (S. 474) aufmerksam gemacht werden, in dem Proben dieses verunstalteten Jargons in grösserer Zahl geliefert sind.

Wir schliessen, indem wir der gewissenhaften und lehrreichen Arbeit des Verf. volle Anerkennung zu Theil werden lassen. Die naturwissenschaftlichen Abschnitte über Meteorologie, Geologie, Flora und Fauna machen den Eindruck erschöpfender Kenntniss. Wenn die, an sich naheliegende Frage über den Einfluss des Klimas auf die Gesundheit der Menschen und die Acclimatisation der Europäer in dem betreffenden Abschnitt (S. 528) nicht befriedigend gelöst wird, so erklärt sich dies aus dem, für alle spanischen Colonien geltenden Erfahrungssatz, dass die amtliche Statistik in dieser Richtung höchst defekt ist. Was der Verf. über die Fruchtbarkeit des Bodens, über die paradiesische Schönheit der Vegetation und über die Abwesenheit schädlicher Thiere beibringt, scheint dafür zu sprechen, dass die herrliche Insel auch für europäische Colonisation ein geeigneter Platz werden könnte, sobald die politische Entwickelung mehr Bürgschaften des inneren Friedens und der gesicherten Ordnung bieten wird. Rud. Virchow.

Digitized by Google

David Murray. An Archaeological Survey of the United Kingdom. Glasgow 1896. 8vo. 113 p.

Der Verf. legt in einer sehr warm geschriebenen Abhandlung die Nothwendigkeit dar, eine staatliche Aufsichtsbehörde für die gesammten archäologischen Ueberreste in dem vereinigten Königreich, wir würden vielleicht sagen, eine archäologische Landesanstalt einzusetzen. Er zeigt, wie trotz mannichfacher Akte der Gesetzgebung die Erhaltung der Alterthümer sowohl in England und Irland, als namentlich in Schottland empfindliche Lücken hat, die seiner Auffassung nach in vielen anderen Ländern nicht bestehen. Was letzteren Punkt anbetrifft, so hat er sich bemüht, den Stand der Gesetzgebung in einer grossen Zahl von Ländern zu ermitteln, aber es ist ihm dies nur sehr unvollkommen gelungen, da er sich vorzugsweise an das codificirte Recht hält; die überall so zahlreichen Specialverordnungen und noch mehr die actuelle Handhabung derselben hat sich fast ganz seiner Kenntniss entzogen. Genau genommen, zeigt er sich nur über die französischen Verhältnisse vollständiger unterrichtet. Wie es scheint, sind ihm die deutschen Verhältnisse aus eigener Anschauung nicht bekannt; nicht einmal von dem Mainzer Museum spricht er eingehend, obgleich die Einrichtung desselben seinem Gedanken in vielen Stücken entspricht.

Es muss dabei erwähnt werden, dass nach seinem Wunsche die archäologische Landesanstalt ihre hauptsächliche Thätigkeit auf die Registrirung der vorhandenen Alterthümer, ihre genaue Beschreibung und Kartirung richten soll. Zu diesem Zwecke giebt er in einem Anhange A einen umfassenden Fragebogen, wie derselbe von dem Comité historique des arts et monuments seinen Correspondenten vorgelegt worden ist. Wir besitzen genug solcher Fragebogen, aber sie erstrecken sich nicht auf das Mittelalter, welches in dem französischen Questionnaire einen so grossen Raum einnimmt; wir überlassen das den historischen Vereinen und den Provinzial-Conservatoren, welche diese Aufgaben mit besonderer Vorliebe verfolgen. Dagegen legen wir besonderen Werth darauf, die prähistorischen Verhältnisse bis zur Völkerwanderungszeit durch Vereine erforschen zu lassen, welche nach deutschem Sprachgebrauch meist anthropologische genannt werden. Diese Vereine finden ihren Mittelpunkt in der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, deren jährliche Generalversammlungen hauptsächlich den Zweck verfolgen, die Agitation in die einzelnen Landestheile zu tragen. So ist es gelungen, nicht nur in allen Landestheilen Deutschlands Localmuseen entstehen zu lassen, wie sie Mr. Murray wünscht, sondern auch die locale Forschung überall in Gang zu bringen und gemeinsame Anschauungen über den Fortschritt der Cultur zu gewinnen. Der schwierigste Punkt ist der der Localmuseen, für welche Mr. Murray besonders plaidirt. Auch wir fördern sie, wo es irgend möglich ist, aber wir empfinden daneben doch die Nothwendigkeit, grosse Nationalmuseen zu haben, in denen Repräsentanten aller Culturepochen gesammelt und auch für das Studium derjenigen, welche weder Zeit, noch Geld für immer neue Reisen haben, zugänglich gemacht werden. Immerhin wird man dem Gedanken, archäologische Landesanstalten zu gründen, nicht abhold sein können, so sonderbar es uns Continentalen auch erscheinen mag, dass gerade in England die freie Thätigkeit der Bürger durch ein staatliches Organ angeregt werden soll.

Rud. Virchow.

Konstantin Könen. Gefässkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden. Mit 21 Tafeln. Bonn 1895 (P. Hanstein). 8vo. 154 S.

Der Verf. hat die günstigen Umstände, welche ihm seine langjährige Localforschung und seine Stellung gebracht haben, dazu benutzt, eine zusammenfassende und durch ihre gedrängte Form übersichtliche Darstellung der rheinischen Gefässe bis zur Zeit der Karolinger zu liefern. Er folgt dabei der jetzt meist angenommenen Chronologie, so dass die Vergleichung mit anderen Aufzeichnungen und Sammlungen sehr erleichtert ist. Noch mehr würde dies der Fall sein, wenn eine übersichtliche Erklärung der Abbildungen ge-

Digitized by Google

geben wäre; man muss dieselben im Text, natürlich meist in Einschiebseln, suchen und Ref. ist nicht einmal sicher, ob alle Figuren im Texte aufgeführt sind. Und doch wäre eine genaue Bezeichnung doppelt nöthig, da Verf. ausser rheinischen Gefässen gelegentlich auch andere abbildet. Es mag dabei sofort bemerkt werden, dass die Abbildungen allerdings nicht sehr fein ausgeführt, aber durchweg recht charakteristisch und lehrreich sind. Von besonderem Interesse ist der freilich nicht besonders reichhaltige Abschnitt über die neolithische Zeit (S. 11), weil gerade jetzt die Aufmerksamkeit sich mehr und mehr derselben zuwendet und weil gerade das niederrheinische und zum Theil selbst das mittelrheinische Gebiet in dieser Beziehung noch recht wenig bekannt sind. Nur wäre es wichtig, dass bei solchen Angaben auch die geographische Lage der angeführten Orte auf irgend eine Art kenntlich gemacht würde. Die Schilderung des schon von Dorow beschriebenen Hügelgrabes von Hebenkies bei Wiesbaden, dessen Topfgeräth auf Taf. III, Fig. 1—8 abgebildet ist, kann als ein lehrreiches Beispiel angeführt werden, wie viel mehr eindruckvoll eine ausgiebigere Anführung der Befunde ist.

Der persönlichen Erfahrung des Verf. lagen die römischen Funde (S. 65) besonders nahe; er hat hier auch eine sehr dankenswerte Ausführlichkeit der Darstellung eingehalten. Er unterscheidet die römischen Gefässe der römischen Zeit und die germanischen Gefässe derselben Zeit. Unter den ersteren trennt er ferner die Gefässe der ersten, der mittleren und der späteren Kaiserzeit, deren besondere Merkmale er angiebt. Für die erste Zeit beklagt er mit Recht den Mangel italischer Stücke aus der keramischen Industrie der Kaiserzeit, eine Klage, die nach den Erfahrungen des Ref. in den italienischen Sammlungen übrigens auch die metallische Industrie trifft, von der in den ehemaligen römischen Provinzen, ja selbst in den fernerliegenden Gegenden Deutschlands mehr erhalten ist, als in Italien selbst. Dabei findet der Verf. zugleich eine Aenderung der keramischen Kunstweise, die er in die Zeit der Flavier verlegt, die also wahrscheinlich unabhängiger von der eigentlich römischen Technik ist und auf örtliche, provinzielle Kunstübung hinweist. Sehr eingehend behandelt er die Gefässe aus Terra sigillata (S. 87), bei denen auch der Import samischer Erzeugnisse unterschieden wird; letztere erscheinen am Rhein zuerst mit Münzen des Augustus und Tiberius (S. 91). Auch glasirte Gefässe, namentlich gelbe und grüne, treten schon in dieser Periode auf; Verf. ist geneigt, bei denselben an orientalisch-römischen Import zu denken (S. 95, 102). Auch die Zeitfolge der römischen Lampen ist in einem kleinen Anhange dargestellt (S. 113).

Von den germanischen Gefässen römischer Zeit sagt Verf. (S. 115), dass sich in der ersten Kaiserzeit Einflüsse der La Tène-Cultur geltend machen, die in der mittleren Kaiserzeit fortdauern und einen höchst eigenartigen, künstlerisch bedeutsamen Ausdruck erlangen, um allmählich dem Inhalte der merovingisch-fränkischen Skeletgräber sich anzunähern. Die Hinweise auf reindeutsche Grabfunde gewähren lichtvolle Ausblicke auf die Beziehungen der beiden Nationen.

Auf die wichtigen Schlusscapitel über die merovingisch-fränkische, die frühkarolingische und die spätkarolingische Zeit mag es genügen, hier hingewiesen zu haben. Sie vervollständigen das Bild dieser wichtigen Seite menschlicher Kunstfertigkeit und sie werden dazu beitragen, manche Zweifel über die Zeitstellung und die Provenienz keramischer Produkte zu zerstreuen. Der Dank Vieler wird die mühselige und sorgsame Arbeit des Verf. lohnen.

Rud. Virchow.

Digitized by Google

VIII.

Ueber die Toda und Kota in den Nilagiri oder den blauen Bergen[1]).

Von

GUSTAV OPPERT in Berlin.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 13. Juni 1896.)

Die Toda und Kōta bewohnen mit den Baḍaga, Kurumba und Irula die berühmten, zu den westlichen Ghats gehörigen blauen Berge oder Nilagiri, welche bekanntlich am Vereinigungspunkte der östlichen und westlichen Ghats im 11. Grade der nördlichen Breite und im 76. und 77. Grade östlicher Länge von Greenwich liegen. Während die schwarzen Irula am Fusse der Berge in den Gebüschen hausen, nehmen die Kurumba die waldigen Mittelregionen ein und die Baḍaga, Kōta und Toda bevölkern die anmuthigen hochgelegenen Thäler, Matten und Bergrücken.

Die Kurumba, Kōta und Toda gehören zu dem gaudischen Zweige der Urbevölkerung Indiens, wie dies auch ihre Sprache bezeugt, worüber ich in meinem Buche „On the original inhabitants of Bharatavarsha India" ausführlich berichtet habe.

Die Frage, ob die Toda Einwanderer in das jetzt von ihnen innegehaltene Land sind oder nicht, ist vielfach discutirt worden; auf jeden Fall sind sie indischen Ursprungs und gehören nicht, wie häufig behauptet worden ist, zu den Semiten oder den afrikanischen Aethiopiern. Wahrscheinlich haben sie in früher Zeit, wie auch ihre Traditionen besagen, ihre anfänglich nordöstlich gelegene, auf den Bergen befindliche Heimath verlassen, vor vielen Jahrhunderten den Gajalhatti-Pass überschritten und Besitz von dem Plateau der Nilagiri-Berge ergriffen. Sie besitzen, so weit man wahrnehmen kann, weder zuverlässige Ueberlieferungen, noch In-

1) Siehe über die Kōta und Toda: „The Antiquities of the Neilgherry Hills by Captain Congreve, Madras Journal of Literature and Science, 1847. — Geographical and statistical Memoir of the Neilgherry Mountains by Captain J. Ouchterlony, 1847. — The Tribes inhabiting the Neilgherry Hills, by Rev. F. Metz, Mangalore 1864. — An Account of the tribes of the Neilgherries, by J. Shortt, M. D., Madras, 1868. — An Account of the primitive tribes and monuments of the Nilagiris, by the late James Wilkinson Breeks, London, 1873. — A Phrenologist among the Todas, by Lieut. Col. W. E. Marshall, 1873. — Manual of the Nilagiri District by H. B. Grigg, Madras, 1890."

Digitized by Google

schriften, noch auch andere, auf ihre Urgeschichte hinweisende Schriftwerke.

Die Toda führen jetzt keine Waffen, sondern leben als friedliche Hirten, allerdings im Rufe der Zauberei, weshalb die Badaga das Entstehen von Viehseuchen, Missernten und sonstigen Unfällen den Hexereien der Toda zuschrieben und sie deshalb häufig ermordeten. Die Kōta fürchten allerdings nicht die Zauberkünste der Toda, diese hingegen betrachten ihrerseits wieder die von allen Bergvölkern gefürchteten Kurumba mit Scheu als Zauberer. Die Hügelbewohner erkennen die Toda als die Herren des Grundes und Bodens an und entrichten ihnen eine Grundsteuer (gūḍu), welche jedoch jetzt weniger regelmässig bezahlt, manchmal sogar verweigert wird. Wie die Toda sich ihre Macht und ihr Ansehen erworben, ist unbekannt. Vielleicht waren sie ehemals nicht, wie jetzt, der Führung der Waffen abgeneigt, sondern bedienten sich derselben, und manche Zeichen deuten wirklich auf eine frühere kriegerische Thätigkeit. Zwar zeigen die Toda meistens kein Interesse für die alten Cairns, Kistvains und Gräber, die sich an vielen Stellen finden, obwohl sie einige für sich beanspruchen, so dass competente Männer, wie der Missionar Metz, die Errichtung dieser Alterthümer ihnen absprechen und, was sehr wahrscheinlich, sie den Kurumba oder einer noch älteren Rasse beimessen. Andererseits befinden sich aber in den Steincirkeln oder ṛṭzāram, innerhalb deren die Toda ihre Todten verbrennen, häufig solche Cairns, die mit metallenen Schmucksachen, werthvollen Gegenständen, eisernen Lanzen, Sicheln und Meisseln angefüllt sind. Hierbei darf auch der Umstand nicht unerwähnt bleiben, dass noch die heutigen Toda bei den Leichenverbrennungen mit der Leiche zugleich einen kleinen Bogen und Pfeil nebst Hausgeräth den Flammen übergeben, und dass bei der Heirathsceremonie der Bogen ebenfalls figurirt. Auch verbrennen die Toda zugleich mit der Leiche ein in Baumwollenzeug gewickeltes, in Form allerdings der Sichel unähnliches, grosses, gebogenes Messer, das sogenannte Kafkatti. Die Leiche liegt, wie dies bei einigen Völkerschaften Centralindiens üblich ist, mit dem Kopfe der Erde zugewandt. Die Verehrung eines besonderen Jagdgottes, des Bṛṭakhan, dessen Tempel sich in Nambalakod im Wynaad befindet, deutet vielleicht auf die frühere Jagdlust der Toda, denn Bṛṭakhan (Vṛdan bedeutet, wie bekannt, Jäger) war der Sohn des Dirkish, Enkel des Ēn, des ersten Toda.

Die Toda behaupten, die Sänftenträger des gewaltigen Rāvaṇa gewesen zu sein, und dass sie aus Furcht vor seiner Härte sich in die Berge geflüchtet hätten. An mehreren Stellen der Nilagiri habe ich die seiner Schwester Śūrpaṇakhā, welcher Rāma die Nase abgeschnitten hatte, errichteten Tempel vorgefunden. Sie heisst auf den Bergen Mukkaraśu, und der Mukurti-Hügel soll nach ihr benannt sein. Diese Legenden und Tempel deuten auf den nichtarischen Ursprung der Toda hin, denn Rāvaṇa muss

Digitized by Google

als der Repräsentant der gaudo-dravidischen Rasse angesehen werden. In der brahmanischen Sage figuriren allerdings — aber fälschlich — die Toda als Anhänger Râma's.

Den Namen der Toda, Todavar, hat man verschiedentlich zu erklären gesucht. Dr. Shortt und Dr. Pope behaupten, dass es Schäfer im Tamil bedeutet. Letzterer will es vom Tamulischen Toṛavam und Tôṛam, Heerde, und aus einem hieraus entstandenen Toṛavan oder Tôṛan, Hirt, ableiten. Ausser Tôṛam (dem Tôlam unten entsprechend) existirt keines dieser Wörter, so viel ich weiss, im Tamil, wohl aber kommen Toṛu (Toḷu) Kuhheerde; Toḷuvam (Tôlam) Stall; Toḷuvar, Ackerbauer (Arbeiter); Tôḷan, Gefährte; und Toṛuvar, Hirten, vor. Ueberdies ist das d in Toda dental, und nicht lingual.

Der Name der Toda ist meiner Ansicht nach ursprünglich nicht Toda, sondern Koda, d. h. das T ist an die Stelle von K getreten. In der That nannten sich die Toda, wie mir einige Toda, welche ich in ihrem Stammsitze im Kôdanâd antraf, versicherten, früher Kodavar und nennen sich heute noch zuweilen so. Koda oder Kuda ist von der gaudo-dravidischen Wurzel Ko, ku, Berg abzuleiten, und bedeutet Bergbewohner, ähnlich wie die Gond von den Telugu Kôdulu, Bergbewohner, genannt werden. Uebrigens sind die Toda ursprünglich mit den Gond oder Khond verwandt.

Weshalb die Koda ihren Namen in Toda veränderten, ist nicht bekannt; der Umtausch von k in t ist nicht ungewöhnlich[1]), aber auch andere Ursachen mögen es veranlasst haben. Mir wurde gesagt, dass die Toda häufig Kôḍan, Affe, geschimpft wurden, und, dass sie deshalb ihren Namen veränderten. Im Toda-Dialekte bedeutet kôḍan, Affe, und kôḍe ist das Kôta-Wort für Affe. Kôḍanâd soll auch seinen Namen dem kôḍan (brauner Affe) verdanken, was vielleicht zum Ursprung dieser Ableitung beigetragen haben mag.

Kôtên hiess einer der berühmten Vorfahren der Toda, und der Hulikaldrug wurde, nach dem Gott Kodâtha, Kodâthabetta genannt.

Mit den Gond haben die Toda viele Gebräuche gemeinsam. Auch gehen letztere, ebenso wie die Kôta, barhaupt (Fig. 1). Noch heutzutage opfern sie, wie die Gond, alljährlich der Erdgöttin Milch und Blut. Milchspenden, zumal am Neujahr, sollen eine reichliche Grasernte und viele und gute Büffelmilch zur Folge haben. Deshalb wurde Milch am Neujahrstage auf die Erde gegossen. Das Blutopfer findet jetzt bei dem trockenen Kêḍu statt, das die Hauptfeier für die vor zwölf Monaten gestorbenen Todten ist, bei der früher so viele Büffel zu Tode geschlagen wurden,

1) Vergleiche: kêl, fragen, im Tamil, mit tal im Gond; kâlage im Irula unterhalb, mit tâla im Tamil und Malayâlam; kidatu, unterhalb (und kurz), und kilê im Tamil mit tirt im Tulu. Die von Ptolomaeus erwähnte Stadt Kondôta heisst auch Tondota, das sanskritische tilaka wird im Tamulischen tilatam neben tilakam, und sâttvika wird sâttuvitam neben sâttuvikam.

Digitized by Google

dass die englische Regierung einschritt und die Zahl der Opferthiere herabsetzte, um die Vernichtung des Viehes zu verhüten. Um ein grösseres Opfer zu veranstalten, werden die Feierlichkeiten für mehrere Todte auf einmal jetzt begangen. Das sogenannte grüne Kĕdu findet unmittelbar nach dem Tode statt. Ursprünglich wurden, wie mir einzelne Toda selbst versicherten, Menschen anstatt der Büffel der Erdgöttin geopfert, doch halten sie gern diese Sache geheim. Dieser Gebrauch erinnert an das Meriah-Opfer, welches die Khond bis vor Kurzem der Erdgöttin darbrachten.

Der Büffel spielt übrigens bei den Toda eine wichtige Rolle. Er ist, wie bekannt, nur im Südosten Asiens, d. h. in Südindien, Birma und einigen Theilen China's, heimisch, aber nicht im Nordwesten. Das werthvollste

Fig. 1.

Gruppe von Toda vom Marlimand. Dabei hockend ein Badaga-Junge von Ootakamand.

Eigenthum der indischen Bevölkerung bestand in ihren Heerden, deshalb wurden Rinder und Büffel so hoch gehalten. Der Büffel ward bei den Toda zum Träger des Symbols der Gottheit, der heiligen Glocke, erkoren, welche ihren Hauptgott, den Hiriadêva, repräsentirte. Die Verehrung des Büffels ist uralt und findet sich in vielen Distrikten Indiens; auch manche Städte, Völker und Länder wurden nach ihnen benannt. König Mahishmat gab der von ihm gegründeten Residenz den Namen Mahishmatî, wo Agni oder das Feuer verehrt wurde und den Frauen unbegrenzte Freiheit in der Wahl ihrer Gatten zustand. Mahishmatî hiess auch die Hauptstadt des Königs Kartavîrya, der daselbst den gefürchteten Râvaṇa in Bande schlug. In Mahishmatî herrschte ebenfalls über die Mahishaka König Nîla

Digitized by Google

von Dakṣiṇāpatha, der an einer Stelle des Mahābhārata (Udyōgaparva XVIII, 23, 24) als Verbündeter des Duryōdhana erscheint, während er an einer andern (Drōṇaparva XXXI, 24, 25) von dem Sohne Droṇa's getödtet wird. Mysore oder Mahishāsura, welches nach dem büffelförmigen Asura Mahisha

Fig. 2.

Boa-Tempel bei der Segur-ghat unweit von Ootakamand.

hiess, bildete wahrscheinlich einen Bestandtheil des Reiches des Königs Nila, und die Mahisha oder Mahishaka repräsentirten das Volk von Mysore, das im Süden an das Nilagiri-Plateau grenzt. Noch jetzt wird der Dämon Mahsobā von den Ackerbauern im Mahrattalande verehrt. Der Name ist aus einer Verbindung des Wortes Mahisha mit Bā, einer Ab-

Digitized by Google

kürzung von Bāpa, ähnlich wie Gaṇobā, Viṭṭhōbā, Viṇobā, entstanden. Interessant ist, dass das Vorherrschen der Polyandrie in Mahishmati besonders erwähnt wird, weil bei den Toda dieser Gebrauch noch besteht, wie er überhaupt den Gaudo-Dravidiern eigenthümlich ist.

Die Toda zerfallen in fünf Klassen: Paiki, Pekkan, Kuttan, Kenna und Todi, welche sich nicht unter einander verheirathen. Der höchsten Klasse, den Paiki, gehören die Pālāl, die angesehensten Priester, an. Der Ausdruck Paiki findet sich wieder bei den Hale-paiki von Nāga und den

Fig. 3.

Toda-Hütte auf dem Hulikaldrug unweit von Coonoor. Alte Frau, 2 junge Frauen, Mädchen und Junge.

Kumara-paiki von Nord-Kanara, deren Hauptbeschäftigung das Toddi- oder Palmwein-Abziehen ist. Die Halepaiki von Manjarabad werden Dêvara makkalu oder Kinder Gottes genannt, und die Paiki nennen sich Dêr mokh oder Kinder Gottes. Die Ableitung des Wortes Paiki ist unbekannt; ich verknüpfe es mit der im Telugu vorkommenden Postposition pai, oben.

Es giebt bei den Toda fünf verschiedene Arten von Priestern, welche den beiden höchsten Klassen, den Paiki und Pekkan entnommen werden. Sie heissen Pālāl, Varlāl, Kokvali, Kurpali und Pālikarpal. Die Palal, die

Digitized by Google

Hüter der heiligen Heerde und der Milch – Pālāl bedeutet: Herr der Milch — bereiten sich durch strenge Ceremonien auf ihre Würde, durch welche sie der Welt gänzlich entsagen, vor. Kein Weib darf sich ihrem Mand nähern, und auch Männer dürfen nur aus einiger Entfernung und mit besonderer Erlaubnis in Unterredung mit ihnen treten. Der Pālāl gilt für sehr heilig, er besucht von Zeit zu Zei die Mand und die Dörfer der Baḍaga, und erhält von ihnen Alles, was er verlangt. Als alleinige Bedeckung dient ihm ein um die Hüften gewickeltes Stück Wollenzeug. Früher gab es sieben solcher heiliger Mand oder Tiriari mit je einem

Fig. 4.

Gruppe von Toda-Frauen mit einem Jungen vom Hulikaldrug. (Die Männer sind mit den Büffeln abwesend.)

Pālāl, jetzt existiren nur noch drei. Dem Pālāl steht als Aufwärter der Kavilāl zur Seite, der in einer besonderen Hütte abseits wohnt. Jedes Todadorf hat ausserdem seinen besonderen Priester, einen Varlāl, der aber nur auf eine gewisse Zeit und nicht lebenslänglich angestellt ist; der Pālikarpāl überwacht die Dorf-Melkerei. Dem Dorfpriester wird ein Tārvāli als Diener beigegeben, der zu jeder Toda-Klasse gehören kann. Die Kurpāli sind Diener des Glockengottes Kurpulli, und finden sich bei den Kenna, die besonders reich an Büffelheerden sind.

Die Tempel der Toda sind in verschiedenen Stylen errichtet: die Palci, Milchhäuser, gleichen in Form den Wohnhäusern, und liegen abseits

Digitized by Google

vom Dorf; die Boa (Fig. 2) ähnelt einem Zuckerhut. Es existiren nur noch vier Boa in den Nilagiri, die für nicht so heilig gelten, weil ihr Priester ein Varlál, also ein Priester zweiten Ranges, ist. Sie gehörten vielleicht ursprünglich gar nicht den Toda, sondern einer anderen Rasse. Obgleich die Toda viele Götter haben, auch die grossen Lichtkörper des Himmels, die Sonne und den Mond, und ebenfalls das Feuer für heilig halten, bekümmert sich die Masse des Stammes gar nicht um religiöse Gebräuche und Gebete und überlässt alle religiösen Verrichtungen den Priestern. Die Ceremonien, welche sie bei Geburten, Hochzeiten und Begräbnissen beobachten, obgleich recht merkwürdig, brauchen nicht besonders beschrieben zu werden, da über sie schon so viele Berichte vorliegen.

Die Toda sind ein schöner, hochgewachsener Menschenschlag, und in Gestalt und Benehmen sehr von den übrigen Bergvölkern und den Ebenenbewohnern verschieden; sie sind freundlich, frei und würdevoll in ihrem Auftreten (Fig. 1, 3 und 4). Früher wurden die Kinder weiblichen Geschlechts gewöhnlich gleich nach der Geburt getödtet, da ein Mädchen für eine Familie ausreichte; die englische Herrschaft hat auch hierin Wandel geschafft. Trotzdem hat die Zahl der Toda sehr abgenommen; nach dem letzten Census von 1891 existirten ihrer nur noch 736. Der übermässige Genuss von Branntwein scheint ausser der schädlichen Einwirkung der Polyandrie die Ursache dieser Abnahme zu sein. In den letzten Jahren hat jedoch eine kleine Zunahme stattgefunden.

Die Kōta.

Nächst den Kurumba und den Toda sind die Kōta die ältesten Einwohner der Nilagiri. Nach der Toda-Ueberlieferung führte sie Kōten in die Berge. Nach ihrer eigenen Ueberlieferung lebten sie vormals auf dem Kolli malai, einem Berge in Mysore. Die Beschäftigung der noch in Mysore lebenden Kōta als Handwerker und ihr Cultus begünstigen diese Legende. Sie leben in sieben ziemlich grossen Dorfschaften, haben keine Kasten-Unterschiede und theilen sich in Strassen oder Keri ein. Sie sind sehr fleissig, treiben Ackerbau und verschiedene Handwerke, zeichnen sich besonders als Tischler, Gerber und Korbmacher aus, und agiren als Musikanten und Tänzer bei den Begräbnissen der Toda und Badaga. Sie verzehren das Fleisch gefallener Thiere, und eine Viehseuche ist für sie ein freudiges Ereigniss. Sie gelten deshalb für die Pariah der Hügellande.

Nach ihrer Ueberlieferung schwitzte einst ihr Gott Kümatarāya (auch Kamate und Kambata genannt) gar sehr und wischte sich drei Schweisstropfen von der Stirn, aus denen er die drei ältesten Hügelstämme, die Toda, Kurumba und Kōta, formte. Die Toda sollten sich vorzugsweise mit Milch ernähren, die Kurumba durften das Fleisch von Büffelkälbern essen, den Kōta aber wurde allgemeine Freiheit in der Wahl ihrer Nahrung ge-

Digitized by Google

stattet, selbst Aas durften sie essen, falls sie nichts Besseres finden konnten, auch Ochsenfleisch, was den Hindu ein Gräuel ist.

Sie haben in jedem Dorfe zwei Tempel, einen für ihren Gott, den anderen für die Göttin, seine Gemahlin (Kahasuma oder Kalikai).

Sie bezahlten den Toda bisher als unbestrittenen Herren des Bodens Tribut (Gāḍu), in neuerer Zeit haben sie sich aber vielfach geweigert, ihn zu entrichten. Obwohl sie äusserlich noch den Toda, sowie den Baḍaga, wenn sie ihnen begegnen, ehrerbietigen Gruss durch Erheben ihrer Hände zum Gesicht aus der Ferne darbringen, fürchten sie sich nicht, wie die Baḍaga, vor der Zauberei der Toda, welche sie auch Annatamalu, Brüder, nennen. Wahrscheinlich wohnten beide Stämme schon vor ihrer Uebersiedelung nach den Nilagiri nahe bei einander. Auch ähneln sich die Dialekte beider sehr, nur hat die Todasprache einen rauheren Ton. Die Kōta sind gut gewachsen. An Zahl scheinen sie sich etwas zu vermehren; sie beliefen sich nach dem letzten Census auf 1201.

Nach der Angabe des Mr. Ramiah, Deputy Superintendent of Mysore, heissen die Lingayet Panchāla oder Metallarbeiter und die Huttagar in Harihar ebenfalls Kotar, und verehren den Gott Kāma und die Göttin Kurymena. Dr. Francis Buchanan berichtet in seiner Reise von Madras durch Mysore, Kanara und Malabar, dass die besondere Gottheit der Pañchāla daselbst Kamachuma oder Kalima heisst. Mr. Breeks (p. 47) behauptet, dass in Marwar und Guzarat eine ähnlich genannte Kaste wohne; in der That wurden auch 55 Kōta im Census von 1881 der Bombay Präsidentschaft von 1881 aufgeführt.

Man hat bisher, aber unrichtig, den Namen der Kōta mit Kuhtödten verknüpft und denselben von gō-hatya, Kuhtödten, abgeleitet. Hierbei hat man sich des corrumpirten Namens Kohatur für Kotar (Kotĕr) bedient. Mr. Breeks behauptet in seinen Primitive tribes of the Nilagiris (p. 46), dass die Toda die Kōta Kuof oder Kuhvolk nennen; merkwürdigerweise ist aber das Toda-Wort für Kuh danam, das dem dana in den Kurumba- und Badaga-Dialekten entspricht. Dr. Pope meint dagegen, was ebenfalls nicht richtig ist, dass die Toda für Kuh kein Wort besässen. Auf jeden Fall können die Toda die Kōta wohl nicht Kuof (Kuhvolk) benannt haben, wenn danam ihr Wort für Kuh ist, oder wenn sie für Kuh keinen Ausdruck besitzen; überdies ist es sehr sonderbar, den Namen Kuof vom Sanskritischen gō, Kuh, ableiten zu wollen, zumal da die Toda ebenso wenig, wie die übrigen Hügelvölker, Sanskrit kennen. Auch sind die Kōta eigentlich keine Kuhtödter, denn sie leben meistens von gefallenem Vieh und von den Büffeln, welche bei Leichenfeiern von den Toda getödtet werden. Die Etymologie des Wortes kōta stammt, ebenso wie das der Toda (Koda), von der gaudo-dravidischen Wurzel ko (ku), Berg, und bedeutet ursprünglich gleichfalls Bergbewohner, wie auch beide Stämme noch heute auf den Bergen wohnen.

Digitized by Google

IX.

Noch einmal das Gefäss von Chamá. Quetzalcouatl und Kukulcan.

Von

Dr. **EDUARD SELER**, zur Zeit in Guatemala.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 21. November 1896.)

In dem vorigen Bande der Zeitschrift [S. (770)] hat Herr Erwin P. Dieseldorff einige Bemerkungen über meine Interpretation des Vasenbildes von Chamá [Verhandlungen 1895, S. (307)] veröffentlicht, die mir, in Folge meiner Abwesenheit von Berlin, erst heute zu Gesicht kommen, die mir aber einige Richtigstellungen zu erfordern scheinen.

Herr Dieseldorff bemerkt im Eingang, dass das Fehlen der Nasen in den Hieroglyphenbildern der Steinreliefs und eine falsche Ergänzung derselben in Maudsley's grossem Werke zu Irrthümern Veranlassung gäbe. Insbesondere hätte ich in meiner Abhandlung „Alterthümer aus Guatemala" (Veröffentlichungen aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde, Bd. IV, Heft 1) zwei verschiedene Götterköpfe als die des Sonnengottes ausgegeben, welcher Irrthum durch das Fehlen der Nase veranlasst worden sei. Als solche bezeichnet er meine Figuren 43 und 44 (Seite 37 der genannten Abhandlung). Die letztere Zeichnung sei „unfraglich" Kukulcan[1]) — d. h. der von ihm so genannte Kukulcan. Die erstere stelle den Kopf des Gottes mit der langen, nach unten gebogenen Nase vor. Ich kann, um den Grund oder Ungrund dieser Behauptungen zu beleuchten, natürlich hier weder die betreffenden Steinbilder, noch auch gute Photographien derselben vorführen. Wenn aber Fig. 44 deshalb „unfraglich" der Dieseldorff'sche Kukulcan sein soll, weil die betreffende Figur aus dem Rachen einer Schlange hervorsieht, so steht der Grund doch auf recht schwachen Füssen. Und in Betreff der Fig. 43 ist Herr Dieseldorff selber in der Weise unsicher, dass er in dem mir zugeschickten Separatabzuge den Passus „Kopf des Gottes mit der langen, nach unten gebogenen Nase" durchstrichen und in „wahrscheinlich auch Kukulcan" verbessert hat. Im Uebrigen wird man sich gewärtig halten müssen, dass Herrn Dieseldorff's abweichende Auffassung bezüglich der

1) Der Name ist korrekter Weise mit K und nicht Cuculcan zu schreiben.

Digitized by Google

von Maudsley gegebenen Nachzeichnungen noch keine Richtigstellung derselben bedeutet. Meine Ansicht, dass die alten Maya-Steinmetzen durch das Kin-Zeichen auf der Stirn den Sonnengott oder ihm verwandte mythologische Gestalten bezeichnen wollten, stützt sich vor Allem auf die Hieroglyphen, von denen ich in meinen Figuren 45 und 46 ein paar Typen wiedergegeben habe, welche die „Sonnen", d. h. die einzelnen Tage in der grossen Aufrechnung der Zeitdistanzen, zum Ausdruck bringen. Wenn aber Herr Dieseldorff bestreitet, dass in meiner Fig. 43 das auf der Stirn angebrachte Zeichen das ächte Kin-Zeichen sei, so verweise ich auf die in meinen Figuren 47 und 48 wiedergegebenen Hieroglyphen, die ebenfalls „Sonnen", d. h. einzelne Tage bezeichnen. Letztere Figur enthielt das Kin-Zeichen in seiner vollständigen typischen Form, Fig. 47 aber in der Form, wie sie auf der Stirn der von mir in Fig. 43 wiedergegebenen Gottheit zu sehen ist. Ich habe deshalb in meiner Abhandlung mit gutem Bedacht diese beiden Hieroglyphen unter dem Bilde Fig. 43 angebracht.

Meine Interpretation des Bildes von Chamá ging davon aus, dass ich unter Heranziehung von Bildern aus mexikanischen Bilderschriften den Gebrauch des Fächers, der nach Herrn Dieseldorff den Mayavölkern unbekannt gewesen wäre, erläuterte. Wenn Herr Dieseldorff jetzt sagt, er hätte gewusst, dass die Mayavölker auch solche (Fächer als Rangzeichen) besassen, dass jedoch „das kostbare Gegenstände, aus schillernden Federn zusammengesetzt und sogar mit Jadeïtstücken verziert", waren, so ist das eine nachträgliche Erkenntniss, die Herr Dieseldorff in seiner ersten Mittheilung nicht zum Worte hat kommen lassen. Im Uebrigen handelt es sich bei meinen Abbildungen und, wie ich glaube, auch bei dem Bilde von Chamá, nicht um Fächer als Rangzeichen, sondern um das Geräth, welches das ständige und unentbehrliche Requisit des Reisenden war, und welches schwerlich „aus schillernden Federn zusammengesetzt und sogar mit Jadeïtstücken verziert war."

Zur Stütze seiner Ansicht, dass die lanzentragende Hauptfigur auf dem Bilde von Chamá nicht ein Kriegshäuptling, wie Herr Förstemann und ich annehmen, sondern ein Priester sei, führt Herr Dieseldorff folgende Stelle aus Bischof Lauda's „Relaciones" an: — „Nacon waren zwei Aemter. Das eine auf Lebenszeit und wenig ehrenvoll, weil derjenige, welcher dieses verwaltete, die Brust der zu opfernden Personen öffnete. Das andere wurde durch die Wahl eines Kriegshauptmannes besetzt, und kam ihm die Verwaltung der Kriegsangelegenheiten und anderer Feste zu, und es dauerte dieses Amt drei Jahre und stand in grossem Ansehen." — Für einen, der lesen kann, meine ich, beweist diese Stelle weiter nichts, als dass eben mit dem Worte nacom[1]) von den

[1]) Das Wort nacom hat auch gar keine besondere prägnante Bedeutung. Es heisst einfach: „der in die Höhe steigt". Vielleicht hiess der Opferpriester so, weil er in dem entscheidenden Augenblicke die Stufen der Pyramide emporstieg, um dort oben auf dem

Digitized by Google

Yukateken zwei verschiedene Aemter bezeichnet wurden. Einerseits hiess so der auf drei Jahre erwählte General und Leiter der nationalen Feste. Andererseits der Priester, dem die blutige Arbeit des Aufschneidens der Brust des Opfers zukam und der diese als ständiges Handwerk übte. Dass aber deshalb der General ein Priester gewesen sein müsse, wird man ebensowenig folgern dürfen, wie dass der Priester-Schlächter der bestellte Kriegshauptmann der Gemeinde gewesen sei.

Auch das Reliefbild von Chipolém [Fig. 2 und 2*a* der Dieseldorff'schen Abhandlung, a. a. O. S. (772) (773)] beweist nichts für Herrn Dieseldorff's Annahme. Allerdings sind auf diesem Bilde zwei waffentragende Figuren darstellt. Die zur Linken hält eine Lanze, die zur Rechten ein Speerbündel, und umgekehrt auf dem anderen Bilde die zur Linken das Speerbündel. Beide Personen könnten Krieger sein. Richtiger sind sie wohl als Göttergestalten zu deuten. Denn die zur Linken ist augenscheinlich Sinnbild des Lebens. Die zur Rechten, der Bärtige, hat geschlossene (todte) Augen und ist mit Todessymbolen (einem Todtenkopf hinten am Gürtel) ausgestattet. Eie Handlung aber ist kaum als Opferhandlung, oder auch nur als priesterliche, zu betrachten. Es ist das Aufnehmen von Erde als Unterwürfigkeitszeichen, das in so packender Weise in dem Bericht über das Eintreffen Gerónimo's de Aguilar und seiner Begleiter vor Hernan Cortes in Cozumel beschrieben wird. Es ist ein Adoriren vor der in der Mitte gezeichneten symbolischen Gruppe, ein Gebet. Dieses adorirende Paar scheint übrigens in der dortigen Gegend ein typischer und oft wiederholter Vorwurf für bildliche Darstellung gewesen zu sein. Einzelne Hälften solcher Darstellungen finden sich auch unter den Bruchstücken der Guatemala-Sammlung des Königlichen Museums für Völkerkunde und sind von mir in der oben angeführten Abhandlung (Veröffentlichungen aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde, Band IV, Heft 1, S. 36, Figuren 37, 38) abgebildet und beschrieben worden. Ich habe diese Figuren aber dort nicht deuten können, weil ich eben nur unvollständige Bruchstücke vor mir hatte.

Herr Dieseldorff ist der Ansicht, dass es dem „unbefangenen Beschauer" keine Schwierigkeiten mache, das Bild von Chamá in der von ihm und Herrn Förstemann versuchten Weise zu deuten, und meint dann [a. a. O. S. (772)]: — „Das Chamá-Bild stellt auf andere Weise dieselbe Handlung dar, welche auf den Altarbildern von Copan und Palenque veranschaulicht ist, mit dem Unterschiede, dass hier das Opfer in der Vorbereitung ist." — Ich glaube, den „unbefangenen Beschauer", der diese Dinge zusammenbringen kann, wird mir Herr Dieseldorff schwerlich nennen können. Wenn er aber weiter bemerkt, dass ich

Stein das Opfer abzuthun. Warum der Kriegshauptmann so genannt wurde, darüber habe ich keine Nachricht.

Digitized by Google

versucht hätte, das Bild von Chamá mit dem mexikanischen Material in Einklang zu bringen, dass dieses Vorgehen aber nicht am Platze sei, weil die Maya-Kultur aus sich heraus entstanden sei, und bei dem Kulturaustausch die Maya-Rasse die Geberin, die Naua die Empfänger gewesen seien, so ist darauf zunächst zu erwidern, dass es für diese Frage ja vollständig gleichgültig ist, wer die Geber und wer die Empfänger waren, wenn nur überhaupt ein Austausch von Kulturelementen stattgefunden hat. Dass aber in der Kultur der Stimme des mexikanischen Völkerkreises und der der Maya-Stämme viele gemeinsame, ähnliche oder verwandte Elemente sich finden, wird nur der leugnen können, der von dem handschriftlichen und dem geschichtlichen Material keine Kenntniss hat. Man braucht deshalb kein „glühender Anhänger der Nauatl-Kultur" zu sein, um sich für berechtigt zu halten, Elemente der einen Kultur für solche der anderen zum Vergleich heranzuziehen. Eine Identität beider Kulturen habe ich nirgends behauptet, wie ich meines Wissens auch niemals ausgesprochen habe, dass ich es für erwiesen betrachte, dass die Maya all' ihre Kunst und Wissenschaft von den nauatlakischen Stämmen erhalten haben[1]).

In einer zweiten Mittheilung, die im unmittelbaren Anschluss an die eben besprochene abgedruckt ist [a. a. O. S. (777)], bringt Herr Dieseldorff ein interessantes Reliefbildchen aus Chipolém seiner Sammlung zur Veröffentlichung [a. a. O. S. (778), Fig. 1]. Er bemerkt zum Schluss: — „Das Bild von Chipolém hat mit Palenque in der Dastellung des jungen [von Dieseldorff so genannten] Kukulcan viel Gemeinsames." — Ich finde eine noch weitergehende Analogie mit gewissen Darstellungen auf den Blättern des Codex Perez. Und beide scheinen mir in der That nicht nur mit den Altarplatten von Palenque viel Gemeinsames zu haben, sondern geradezu des gleichen Inhalts, wie diese, zu sein. Betreffs der Blätter des Codex Perez habe ich schon auf dem Amerikanisten-Congress in Huelva die Mittheilung gemacht, dass ein Vergleich mit gewissen Stellen der Bücher des Chilam Balam mich zu der Anschauung gebracht hat, dass jene Blätter sich auf die chronologische Fixirung und die augurische Bedeutung, die schicksalkündende Kraft der dreizehn grossen Zeitperioden, der ahau katun oder Zeiträume von 20×360 Tagen, beziehen. Es spricht Vieles dafür, dass das auch der räthselhafte Inhalt der grossen Altarplatten von Palenque ist. Und damit stimmen die prächtigen Stelen von Copan, Quiriguá und anderer Plätze, auch zwei Bruckstücke, die ich

1) In meiner Abhandlung „Alterthümer aus Guatemala" a. a. O. S. 46 bemerkte ich Folgendes: — „Auf all diesen drei Wegen kamen die Naua-Stämme in mehr oder minder intensive Berührung mit den Maya-Stämmen. Ein Austausch von Kulturelementen hat zweifelsohne stattgefunden..... Es ist eines der wichtigsten und interessantesten Probleme der centralamerikanischen Archäologie, „die Frage, wie dieses Geben und Empfangen sich vertheilte.....

Digitized by Google

vor Kurzem im Distrikt Neuton, im nordwestlichsten Winkel von Guatemala, gefunden habe. Ich hoffe, wenn ich nach meiner Rückkehr die Ergebnisse meiner Eindrücke und Studien zusammenstelle, einiges Material zur Klarstellung dieser Frage beibringen zu können.

Eine dritte Mittheilung des Herrn Dieseldorff beschäftigt sich mit einer mythologischen Figur, die auf den Steinbildern von Copan, Quiriguá, Menché, Tikal, Palenque überaus häufig dargestellt ist. Er sucht diese mit dem Kukulcan der yukatekischen, dem K'ucumatz der Quiche-Tradition zu identificiren, indem er die letzteren gleichzeitig dem Quetzalcouatl der Naua-Stämme gleichsetzt. Der Kern und Ausgangspunkt seiner Ausführungen liegt in seiner Fig. 1 [a. a. O. S. (781)], die ich hier in Fig. 1 noch einmal wiedergebe, und die er auf einem seiner Gefässe von Chamá antraf. Indem er hier in dem vorderen Theile des Bildes einen Quetzalfederschwanz, in dem hinteren einen Schlangenrachen erkennt, kommt er dazu, dieses ganze Gebilde gewissermaassen als Stammwiedergabe, als Hieroglyphe Quetzal-couatl oder Kukul can anzusprechen, und er glaubt, diese beiden Elemente, den Quetzalfederschwanz (in eine Nase metamorphosirt!) und den Schlangenrachen, überall in dem Gesichte der Figur, die er mit Quetzalcouatl-Kukulcan identificirt, wiedererkennen zu müssen. Ich meine aber, schon seine Figur 9, die ich in Figur 2 noch einmal wiedergebe, hätte ihn an der Richtigkeit seiner Deutung irre machen können. Der vordere Theil ist hier kein Quetzalfederschwanz, sondern zweifellos ein besonderer Schmuck, ein Busch von Quetzalfedern. Ein solcher ist in zahllosen Darstellungen mexikanischen, mixtekisch-zapotekischen und Maya-Ursprunges vor den Nüstern von Schlangen, Krokodilen und anderen Wesen angegeben und soll schwerlich etwas anderes, als den Hauch, den feurigen Athem oder das Leben, bedeuten. Noch heute wird ja die Feder, z. B. von den Zuñi-Indianern, so bei ihren Idolen verwendet). Dass der hintere Theil der Dieseldorff'schen und meiner Fig. 1 aber kein Schlangenrachen, sondern das wohlbekannte Bild der mythologischen Gestalt ist, die ich seinerzeit als „Gott mit der proliferirenden Nase" beschrieben habe, zeigt, meiner Ansicht nach, ein Vergleich mit Dieseldorff's Fig. 9, meiner Fig. 2, und mit verschiedenen anderen der von Dieseldorff wiedergegebenen Ornamentfiguren zur Evidenz. Wenn demnach die von Herrn Dieseldorff für so zweifellos gehaltene hieroglyphische Interpretation hinfällig wird, so steht der Beweis, den er durch den Hinweis auf die Häufigkeit der Darstellungen zu erbringen sucht, erst recht auf schwachen Füssen. Denn auf Grund desselben Arguments haben Schellhas den Regengott Chac und

1) Vgl. Cushing in „Veröffentlichungen aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde", Band IV, Heft 1, S. 2, Fig. 1: — „Aus dem rechten Nasenloch ragt eine Feder heraus, die von einem Raubvogel (dem Sperber) genommen ist, und die daher zugleich das Symbol ist für den Hauch des Krieges oder der Zerstörung." ...

Digitized by Google

Brinton den alten Gott, den ich seinerzeit mit Itzamuá identificiren zu müssen glaubte, für Kukulcan erklärt. Die von Herrn Dieseldorff besprochene und als Kukulcan gedeutete, so vielfach auf den Steindenkmälern der Chol- und Chorti-Region abgebildete Gestalt ist zweifelsohne identisch mit dem Gott mit der proliferirenden Nase, dessen Hieroglyphe aus der Dresdener Handschrift sich ergiebt, und den Schellhas in seiner Liste mit dem Buchstaben *K* bezeichnete. Ich habe seinerzeit den Nachweis zu führen versucht, dass ihm der Name Ah bolon tz'acab, „Herr der neun Generationen", zukommt, und ich bin noch heute dieser Ansicht. Es ist das ein Name, welcher der Rolle, die dieser Gott zu spielen spielen scheint, vortrefflich entspricht. Denn dieser Gott ist ein Genosse

Fig. 1

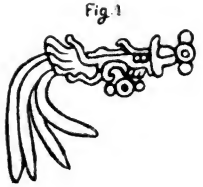


Fig. 2

oder Verwandter des Regengottes Chac, des Gottes mit der langen herabgebogenen Nase. Wie an den Palästen und Steindenkmälern von Chichen itza, Uxmal und anderen Ruinenplätzen von Yukatan wir den Regengott Chac in mannlicher Variation ornamental wiederholt finden, so in der Chol- und Chorti-Region Ah bolon tz'acab. Es ist demnach thatsächlich falsch, wenn Herr Dieseldorff behauptet, dass man „in allen Ruinenstätten der Maya-Rasse" die Bilder der Gottheit, die er mit Kukulcan identificirt, viel häufiger träfe, als die irgend eines anderen Gottes. Das gilt eben nur für die Chol- und Chorti-Region. Und ebenso ist es thatsächlich falsch, dass „der ganze Religionskultus der Maya sich um Kukulcan drehe." In Wahrheit wird, ausser Mani in Yukatan und

Digitized by Google

Chichen itza kein Ort von den Historikern genannt, wo in den Zeiten vor oder nach der Conquista Kukulcan oder K'ucumatz ein wirklicher Kultus gewidmet worden wäre. Welche Figur der Maya-Handschriften und der Maya-Reliefs etwa als Kukulcan zu bezeichnen sei, das bleibt demnach auch heute noch zu eruiren. Und wenn die Gleichung Quetzalcouatl, Kukulcan, K'ucumatz zu Recht besteht, so scheint der erstere Name das Original, die letzteren die Wiedergabe gewesen zu sein. Denn in dem yukatekischen Gebiet verknüpft sich der Name Kukulcan mit den Orten Mayapan und Chichen itza, die, wie ich nachgewiesen habe[1]), ihre Bedeutung einer Invasion von Naua-Stämmen oder einer Periode der Naua-Herrschaft verdankten. Und in der Quiche-Tradition ist der Name K'ucumatz geradezu unlösbar verbunden mit dem anderen Stamme Tepeu. Der letztere aber ist ein mexikanisches Wort. Tepeuh und tepeuani heisst der Eroberer[2]). Es ist gewiss eine merkwürdige Thatsache, dass in dem Sagenbuch der Quiche, dem Popol Vuh, ein Gott, — eben dieser K'ucumatz, — als Urgott und Schöpfergott, insbesondere als Menschenschöpfer, eine so grosse Rolle spielt, während doch die Quiche einen ganz anderen Gott, Tobil genannt, als Haupt- und Nationalgott verehrten. Und noch mehr widerstrebt es zunächst, anzunehmen, dass diese Hauptperson der Schöpfungsmythen eine importirte Gestalt sein, einem fremden Volksstamme ursprünglich angehören soll. Wer sich indess einmal genauer mit diesen Dingen beschäftigt hat, der weiss, wie leicht Märchen, Erzählungen und ganze Sagenkreise von einem Volk auf das andere übergehen. Ist ja doch, worauf ich gleich noch zu sprechen kommen werde, der ganze Sagenkreis von Tollan augenscheinlich das Produkt der nanatlakischen Stämme. Und doch finden sich Bezugnahmen auf denselben sowohl im Popol Vuh, wie in den Cakchiquel-Annalen, wie in den yukatekischen Büchern des Chilam Balam.

Herr Dieseldorff zeiht mich des „grossen Irrthums", Kukulcan und K'ucumatz als Sonnengötter ausgegeben zu haben. Ich habe Kukulcan und K'ucumatz gar nicht genannt und nur die Ansicht ausgesprochen, dass der Quetzalcouatl der Naua-Stämme „seine Verwandtschaft mit dem Sonnengott der Maya nicht wird verleugnen können." Die Gründe, die ich für diese Ansicht habe, kann ich hier nicht des Näheren auseinandersetzen. Wenn aber eine solche Auffassung Herrn

1) Globus 1895.

2) In dem Popol Vuh kommt der Name Tepeu noch in einer anderen Verbindung vor, nämlich als Tepeu Oliman, ein Zweig der Yaqui, d. h. der Mexikaner, die im Osten zurückgeblieben wären. Es ist aber wahrscheinlich, dass dies Tepeu nur Schreibfehler für Tapeu ist. Denn in den Cakchiquel-Annalen wird Tapeu Oloman genannt als der Ort, wo sich die Cakchiquel befanden, als sie mit den Leuten von Nonoualcat und Xulpit und mit Zuyva in Streit geriethen. Dieses Tapeu ist aber unzweifelhaft das mexikanische Alapco, „im Osten".

Digitized by Google

Dieseldorff nicht zu seinen Identificationen passt, so möge er eingedenk sein, dass die Schuld sowohl an ihm, wie an mir liegen kann.

Herr Dieseldorff seinerseits ist thatsächlich im Irrthum, wenn er den K'ucumatz des Popol Vuh als „Erschaffer der Sonne und des Lichts" erklärt. Der betreffende Ausdruck ratit k'ih ratit zak, den er so übersetzt, wird erstens in der Regel gar nicht vom Tepiu K'ucumatz, sondern von Xpiyacoc und Xmucane gebraucht. Und darin bedeutet er durchaus nicht „Erschaffer der Sonne und des Lichts", sondern gleich den synonymen Ausdrücken ratit k'ih ratit bit oder ah k'ih ah bit, „Grossmutter oder Herren der Sonnen", d. h. der Tage und ihrer Glück oder Unglück bedeutenden Kraft, und „Grossmutter oder Herren des ans Licht Kommens, der Entstehung, der Geburt." Xpiyacoc und Xmucane sind nehmlich die Wahrsager (ri e nicvachinel), die Loswerfer, die mit Maiskörnern und der rothen Bohne (tzité) das Schicksal befragen, und demnach auch die Astrologen, die ah k'ih, — wie noch heute bei den guatemaltekischen Indianern dergleichen Zeichendeuter genannt werden —, die sich auf den Kalender verstehen und aus den Zeichen, der Ziffer und der Stellung der Tage das Schicksal des an dem betreffenden Tage geborenen Menschen voraussagen.

Die Ideen, die sich Herr Dieseldorff über Quetzalcouatl-Kukulcan und seine Darstellung auf den Maya-Denkmälern gebildet hat, führen ihn endlich noch zu weiteren Folgerungen. Nachdem er zuvor die Ansicht ausgesprochen hat, dass sein Kukulcan der Hauptgott der Maya-Rasse gewesen sei, fährt er [a. a. O. S. (776)] fort: — „Die Nahuas hatten jedoch Quetzalcoatl angenommen von den Tulteken und ihm wahrscheinlich eine veränderte Form gegeben, unter welcher sie ihn dann weiter verehrten. Ihr ganzes Trachten lenkte sich auf Eroberung, ihr Charakter war kriegerisch, und deshalb setzten sie als obersten Gott der Hauptstadt den Kriegsgott Uitzilopochtli ein. Quetzalcoatl kann aber nur Hauptgott einer ganz verschiedenen Rasse gewesen sein. Diese Betrachtungen scheinen anzudeuten, dass die Tolteken ein Maya-Volk gewesen sind." — Herr Dieseldorff glaubt hier augenscheinlich eine neue und wichtige Entdeckung gemacht zu haben. Denn er hat über denselben Gegenstand ausführlich auch in der ausserordentlichen Sitzung des Amerikanisten-Congresses, die im vorigen Jahre in Mexico stattfand, und mit fast gleichen Worten, wie die vorhin angeführten, in der Bastian-Festschrift berichtet. Aber abgesehen davon, dass der Grund und Ausgangspunkt seiner Betrachtungen durchaus nicht so fest und sicher ist, wie Herr Dieseldorff annimmt, im Gegentheil, wie ich oben näher ausgeführt habe, zum Theil durch thatsächlich unrichtige Auffassung gewonnen ist, so zeugt auch die ganze Argumentation von einer Verkennung der wirklichen geschichtlichen Verhältnisse. Die Naua sollen als obersten Gott der Hauptstadt den Kriegsgott Uitzilopochtli eingesetzt

Digitized by Google

haben! Als ob die von Zacatecas bis Nicaragua verbreiteten Naua-Stämme sich überhaupt eine Hauptstadt geschaffen hätten, und als ob anderwärts, als von den Mexikanern der Stadt Mexico, Uitzilopochtli irgendwie verehrt worden wäre. Mexico ist Hauptstadt, d. h. wichtigste, einflussreichste Stadt, durch eigene Kraft und in sehr später Zeit geworden. Und der Stamm- und Nationalgott der Mexikaner, Uitzilopochtli, ist deshalb berühmt und in aller Mund gekommen. Wie Uitzilopochtli Stammgott der Mexikaner der Stadt Mexico, so war Tezcatlipoca der von Tetzcoco, Ciuacouatl der von Xochimilco, Xocotl der von Tlacopan und der Otomi-Region, Comaxtli der von Tlaxcala, Quetzalcouatl endlich der von Cholula, der Kaufmannsstadt, und all der weit nach Süden und Osten verbreiteten Kolonien, die sicher nicht der kriegerische Drang, sondern das commercielle Interesse geschaffen. Quetzalcouatl war der Stammgott der Pipiles von San Salvador, wie Palacios berichtet, und ebenso nennt der Popol Vuh Yolcuat Quitzalcuat, d. h. Youalli eëcatl Quetzalcouattl als den Gott der Yaqui-vinak — ri xzakiric chila Mexico n binaam vacamic, „die dort, wo es jetzt Mexico heisst, entstanden (geboren wurden)" —, d. h. der mexikanisch redenden Leute. Nicht Kukulcan-K'ucumatz war allgemeiner Gott der Maya-Stämme, aber Quetzalcouatl war der Gott wenigstens aller oder der meisten derjenigen Zweige des Naua-Volkes, mit welchen die Maya-Stämme in Berührung kamen. Nun ist ist es ja richtig, dass Quetzalcouatl auch als Gott der sagenhaften Tolteken genannt wird. Aber es besteht wohl kaum ein Zweifel, dass der ganze Sagenkreis von Tollan von den Naua-Stämmen ausgebildet ward. In den mexikanischen Quellen, den Anales de Quauhtitlan, und im Sahagun und den aus mexikanischen Quellen schöpfenden Historikern, wie Torquemada, finden wir die ausführlichen und zum Theil recht poetisch uns ansprechenden Berichte über Quetzalcouatl, seine Herrschaft in Tollan, seine Macht und seinen Fall und seine Wanderung bis zu den Küsten des Ostmeeres. Und wo in den Traditionen der Maya-Stämme Tollan erwähnt wird, da wird es immer nur erwähnt, und in Verbindung mit Namen augenscheinlich mexikanischer Form, wie Chicouathan (eigentlich Chiconauhtlan), Nonoualcat (eigentlich Nonoualcatl) u. a. Freilich waren wohl gerade die Naua-Stämme, die in historischer Zeit politisch besonders hervortraten, bei der Entstehung und Ausbildung dieser Sagen kaum besonders betheiligt, wie sie es sicher auch nicht waren, die den Kalender und den Grundstock der Priesterwissenschaft, die in den Bilderschriften niedergelegt ist, geschaffen haben. Auf dem Nonoualcatepetl, dem Berge der Nonoualca, d. h. aus den den Maya-Ländern benachbarten Gegenden, kamen der Sage nach die Tolteken zusammen. Im Anauac, im Küstenlande, da haben wir wohl die alten Cultur-Centren zu suchen, von denen die Weisheit ausging, die nachher Gemeingut der

Digitized by Google

sämmtlichen civilisirten Stämme des mexikanischen und centralamerikanischen Völkerkreises wurde.

Die Federschlange ist eine weitverbreitete Conception. Wir finden ihr Bild nicht nur auf den Steindenkmälern von Copan, Quiriguá und Merche Tinamit. Auch in dem mexikanischen Gebiet tritt sie uns in zahlreichen monumentalen Darstellungen entgegen, und die europäischen, wie die amerikanischen Museen bergen eine nicht geringe Zahl von Bildern, aus dem harten Lavagestein des mexikanischen Hochlandes gefertigt, wo aus dem geöffneten Rachen der Schlange ein Menschengesicht hervorsieht. Noch heute endlich ist die Federschlange, als Balúlúkong, in dem Glauben und den mythischen Vorstellungen der Hopi von Arizona lebendig. u c'ux cho, u c'ux palo, „Herz (d. h. lebendige, belebende Kraft) des Sees und des Meeres", wird K'ucumatz, die Federschlange, im Popol Vuh genannt, im Gegensatz zu Hurakan Cakulha, der u c'ux cah u c'ux uleu, „Herz des Himmels und der Erde" heisst, insbesondere aber das erstere ist. Die belebende Kraft, wie sie sich im Wasser verkörperte, mag die ursprüngliche Conception gewesen sein. Als belebende Kraft überhaupt, als Schöpfer, als Urgott, insbesondere als Menschenschöpfer, tritt uns der Gott im Popol Vuh entgegen. Es ist nur natürlich, dass die veränderte Auffassung, oder eine besondere Rolle, auch in veränderter oder besonderer Gestalt zum Ausdruck kommt. So hat ja in der That der Quetzalcouatl der Naua-Stämme, wie er in zahlreichen Bildern in Stein und auf den Bilderschriften dargestellt ist, weder Schlangenleib, noch Quetzalfedern. Es ist demnach durchaus berechtigt, sich vorzustellen, dass die Person, die in der yúkatekischen Tradition unter dem Namen Kukulcan bekannt ist, in menschlicher Gestalt dargestellt worden sei. Die Identification aber, die Herr Dieseldorff versucht hat, steht vorläufig in der Luft. Sie müsste durch andere Gründe als die, welche er bisher beizubringen gewusst hat, glaubhaft gemacht werden.

Digitized by Google

Besprechungen.

F. Martins Sarmento. R. Festus Avienus, Ora maritima. 2ª. Edição. Porto 1896. 8vo., 164 pag. c. 1 Carta geographica.

Der berühmte Erforscher von Sabroso, der Citania dos Briteiros und anderer prähistorischer Plätze im nördlichen Portugal hat das bekannte Lehrgedicht des Festus Avienus über die Küsten des westlichen Europa zum Gegenstande einer ausführlichen Erörterung gemacht. Er zeigt dabei eine sehr ausgedehnte Kenntniss der Literatur, auch der deutschen; so ist ihm Müllenhoff's wichtige Abhandlung wohl bekannt. Gleich diesem weitsichtigen Interpreten der klassischen Schriftsteller geht Herr Sarmento weit über die beglaubigte Geschichte hinaus in das Gebiet der Sage und der volksthümlichen Tradition. Er unterscheidet sich nur dadurch von den meisten seiner Vorgänger, dass er die sagenhaften Schilderungen der Thaten des Hercules, der Argonauten-Fahrt und der uralten Völkerwanderungen wörtlich nimmt und so das grosse Gebiet von der Donau und vom baltischen Meere bis zum atlantischen Ocean mit Bildern der frühesten Seefahrten und Landnahmen erfüllt. Grosses Geschick in der Aneinandergliederung mythologischer und historischer Erzählungen wird ihm gewiss gern zugestanden werden, aber sein Material ist nach der Meinung des Ref. nicht so reich, um allen seinen Hypothesen sichere Unterlagen zu gewähren. Immerhin bietet es einen grossen Reiz, ihm auf seinen Pfaden durch zum Theil deutlich erkennbare, zum Theil ganz phantastisch umgestaltete Landschaften zu folgen. Die physische Anthropologie kommt dabei gar nicht, die prähistorische Archäologie nur gelegentlich zur Mitwirkung

Der Verf. zerlegt seine Auslegung der Ora maritima in zwei Theile, einen geographischen (p. 1—60) und einen ethnographischen (p. 61—162).

Für den ersteren ist zunächst entscheidend der Abschnitt über die Säulen des Hercules in der Vorrede. Die Angabe des Avienus, dass dieselben auf einem nördlichen Vorgebirge am Sinus Oestrymnicus standen, widerstreitet so sehr allen anderen Ueberlieferungen, welche sie an die Meerenge von Gibraltar versetzen, dass Müllenhoff angenommen hatte, es seien an dieser Stelle einige Halbzeilen des Gedichtes verloren gegangen. Hr. Sarmento weist diese Annahme zurück und erklärt die zweifellose Verwechselung aus einem, durch griechische Autoren herbeigeführten Missverständniss des phönicischen Periplus, das von Avienus vorgefunden und bei der Unsicherheit der damaligen Erdkunde gläubig aufgenommen sei. Jedenfalls ist seine Deutung, dass das Oestrymnische Vorgebirge, an dessen Fuss sich der gleichnamige Sinus öffnete, das westliche Vorgebirge der Bretagne sei, einigermaassen verträglich mit den Voraussetzungen, welche man auf Grund des Textes der Ora maritima machen kann. Denn der Sinus Oestrymnicus muss die westliche Oeffnung des Kanals la Manche sein. Ob jedoch Hr. Sarmento dieses Vorgebirge, das er auf seiner Karte als Pr. Oestrymnis bezeichnet und dem er den, soweit Ref. sieht, sonst ungebräuchlichen Namen Finisterrae de Bretanha (Bretagne) beilegt (p. 4), nicht mit dem Vorgebirge Finisterre (Landsend) von Britannien (England) verwechselt, lässt Ref. um so mehr dahingestellt, als der Verf. selbst die nördlichen Säulen des Hercules an das andere, nördliche Ende des Kanals, an den Pas de Calais, verlegt. Diese Annahme erscheint auch zulässig, wenn man das Vorgebirge Landsend als das Prom. Oestrym. des Avienus ansieht. Auch bleibt dabei die Reihenfolge in der Aufzählung der geographischen Punkte unberührt. Diese geht, wie Verf. nachweist, von dem Sinus Oestrymnicus aus, überschreitet den Biscayischen Meerbusen (magnus aequoris fusi sinus), ohne die Küsten zu berühren, geradeswegs und folgt dann der Küstenlinie der iberischen Halbinsel in ihrer ganzen nördlichen und westlichen Ausdehnung bis zur Bai von Sado und zum Cyneticum jugum, dem jetzigen Cap S. Vicente, ungefähr bis zu der Grenze zwischen Cyneten und Tartessiern am Rio Aua.

Digitized by Google

Das ganze iberische Küstenland bis zu dieser Gegend erscheint in der Ora unter dem Namen Ophiusa: der nördliche Theil als Ophiusae latus, der westliche als Ophiusae frons. Das Innere des Landes wird kaum berührt. Von den nördlichen Inseln kennt Avienns Irland (insula Hiernorum), England (insula Albionum) und die insulae Oestrymnides.

Der ethnographische (oder, wie wir sagen würden, ethnologische) Theil behandelt die verschiedenen Völker, die in der Ora erwähnt werden, unter Beibringung eines grossen literarischen Materials, das auch die Nachbarvölker und zum Theil alle grossen europäischen Völkerwanderungen der Vorzeit umfasst. Da diese Betrachtungen sich vielfach in weit zurückgelegene Zeiten erstrecken, so sind sie mit umfangreichen linguistischen, namentlich aber mit mythologischen Excursen ausgestattet; auf diese kann hier nur hingewiesen werden. Von den Völkern der Ora werden folgende besprochen:

1. Die Albionen, die damals den Norden Englands bewohnten. Der Verf. bringt sie mit Albion, dem mythischen Gegner des Hercules auf seinem Zuge nach Erythia, mit den Pseudo-Colchidiern oder Albionen des Argonautenzuges und mit den Kymri von Hu Gadarn in Beziehung. Seiner Meinung nach ging eine grosse prähistorische Wanderung von Kleinasien aus, zunächst in gemeinsamem Zuge bis zu den Quellen der Donau, dann in zwei getrennten Linien, die eine längs der Rhone zum Mittelmeer (Umbrier und italiotische Völker), die andere, wozu auch die Albionen gehörten, längs des Rheins. Letztere suchten der Sage nach ein wunderbares Goldland; es zeigte sich aber, dass das Gold Zinn war. Daraus entwickelte sich ein reicher Handelsverkehr sowohl nach der Nordsee, als über Calais nach dem Rhein, der Rhone und dem Mittelmeer, und es begann die Herstellung der Bronze, mit der besonders das in der Argonauten-Sage erwähnte „Seenland", d. h. die Schweiz, versehen wurde. Da traten (seit dem 12. Jahrhundert) die Phönicier (Tyrier) in diesen Handel ein, und die Bronzekultur verbreitete sich längs der Donau und der Rhone.

2. Die Ligurer der oestrymnischen Bezirke. Sie hätten ursprünglich in kalten Gegenden (regiões geladas da ursa) gewohnt, seien aber von da durch Celten vertrieben und nach England geflüchtet, wo sie sich in Morinia, in der Nähe von Dover, ansiedelten. Als ursprünglichen Sitz der Ligurer betrachtet Verf. die Ufer des baltischen Meeres; die Invasion der Celten erfolgte von Scandinavien aus. Diese Auffassung sei zweifellos. Gegen die Ansicht mancher Linguisten, dass die Albionen ein celtischer Stamm gewesen seien, spreche die Thatsache, dass sie schon zur Zeit des Periplus ein alter Stamm in England waren, während Celten auf der Insel noch nicht erschienen waren, nicht einmal auf dem linken Rheinufer. Schon Jacob Grimm sei mit starken Gründen gegen die These aufgestanden, dass die Celten eines der ältesten Völker Europa's waren. Sie seien nicht, wie die anderen, aus Kleinasien auf der Donau-Strasse angelangt, sondern von Scandinavien aus über das baltische Meer eingebrochen, hätten den Rhein erreicht, die ligurischen Stämme vertrieben und längs der grossen Ströme Europa durchzogen. Nachdem sie sich in Central-Gallien zu einer starken Macht entwickelt hatten, begannen sie mit dem Ende des 7. Jahrhunderts ihre Verwüstungszüge. Wiederholt erhebt Verf. Klagen über die Wildheit der Celten und ihre brutale Zerstörungswuth; nicht sie seien die Civilisatoren Europas gewesen, im Gegentheil, sie hätten die Ligurer, die zweifellos die Bronzecultur an das baltische Meer gebracht hätten, verjagt und zum Theil vernichtet. Sie waren es, die auch den continentalen Zinnhandel über die Rhonestrasse unterbrachen; sie brachten den grossen Kataklysmos des 5. Jahrhunderts.

3. Die, von keinem alten Schriftsteller sonst erwähnten Oestrymnier bewohnten einen grossen Theil von Süd England, speciell Cornwall. Von da aus entwickelte sich der neue Zinnhandel, der über See zu den Tartessiern und den karthagischen Colonien in Spanien ging. Nach der Ora hatten die Oestrymnier früher die nordspanische Ophiusa bewohnt, von wo sie der Sage nach durch Schlangen vertrieben wurden; Verf. glaubt jedoch, dass sie in ältester Zeit die ganze Ophiusa einnahmen und auch Colonien bis in den Kanal la Manche vorgeschoben hatten, dessen beide Ufer von ihnen besetzt waren. Als Hu Gadarn mit den Kymri einrückte, fand er hier ein verwandtes Volk mit gleicher Sprache und von derselben Abstammung vor, ebenso in Armorica (Llydaw) und der Gascogne (Gasconha). Die als Lloegrwys (Ligurer) bezeichneten britannischen Oestrymnier könnten Auswanderer aus der Ophiusa gewesen sein. Der Verf. kommt hier auf seine Vermuthung von der Ver-

Digitized by Google

wandtschaft der Albionen mit den Kymri zurück, ja er hält es für möglich, dass diese die reinsten Repräsentanten der Oestrymnier sein könnten. Man müsse dann freilich bis auf die tyrische Zeit zurückgehen.

4. Die Hierner. Die Tyrier (prisci) nannten Irland die heilige Insel; nach der Tradition war sie von Nemediern bewohnt, als die Milesier aus Spanien, gleichfalls in tyrischer Zeit, dahin kamen. Letztere hält Verf. für Oestrymnier.

5. Die Oestrymnier der Bretagne gehörten demselben Stamme an, wie die eben besprochenen.

6. Die Ligurer und Draganer der nördlichen Ophiusa. Ihr Land entspricht der Lusitania Strabo's; es reichte von der Küste bis zu einer Linie, welche von der Quelle des Douro nach Westen lief. Der Verf. setzt die Ankunft dieser Völker gleichfalls an das Ende des 7. Jahrhunderts und betrachtet sie als eine Folge der grossen Celten-Wanderung. Das Land war damals leer (vacua gleba).

7. Die Cempsen und Saefen. Nach der Ora wohnten die ersteren ursprünglich auf der Insel Cataria im südwestlichen Spanien. Verf. betrachtet beide als tartessische Stämme.

8. Die Cyneten, nächste Nachbarn der Tartessier, welche die alten Schriftsteller streng von den Iberern trennen. Der Verf. hält die Tartessier für ursprüngliche Ligurer mit Bronzecultur. Ihre spätere Einwanderung ins Innere von der westlichen Küste her erfolgte im 7. Jahrhundert. Aber sonderbarerweise erscheint hier der Name eines Flusses Sicanos, dessen Umgegend im 15. Jahrhundert erobert wurde (Thucydides); es ist daher wahrscheinlich, dass eine wiederholte Invasion stattgefunden hat. —

Die Zeit wird lehren, ob diese Auffassungen vor einer strengen Kritik standhalten werden. Nach unserer Auffassung wird im Einzelnen Vielerlei dagegen einzuwenden sein. Wer sich aber in die Beweisführung des Verf. vertieft, wird anerkennen müssen, dass darin gewisse Hauptpunkte mit Geschick und Consequenz entwickelt sind, welche verdienen, genau geprüft zu werden. Dahin gehört insbesondere der Gedanke, der schon von Unger und neuerlich wiederholt von Hrn. S. Reinach entwickelt ist, dass in der Bronzezeit über ganz Europa eine gemeinsame Cultur geherrscht habe, die an verschiedenen Orten verschieden bezeichnet worden ist, für die aber der Name der mykenischen dem Gedankengange der klassischen Archäologen am meisten entspricht. Mit grosser Schärfe weist der Verf. die Bezeichnung einer uralten celtischen Cultur zurück. Aber ebensowenig will er von einer skandinavischen oder irischen oder ligurischen Bronzekultur im Sinne einer ursprünglichen etwas wissen. Ein lehrreiches Beispiel dafür bietet er in seiner Betrachtung der alten Cidades (p. 130—132, 140, 142) von Portugal, die er selbst in mustergültiger Weise ausgegraben hat. Leider hat er noch jetzt keine ausführliche Darstellung derselben gegeben, und so kommt es, dass er auch hier auf den Bericht verweist, den Ref. für den Compte-rendu des IX. internationalen prähistorischen Congresses in Lissabon geliefert hat, sowie auf das bekannte Werk des Hrn. Cartailhac über die prähistorischen Perioden in Spanien und Portugal. Verf. knüpft seine nur zu kurzen Bemerkungen an ein Paar Zeilen der Ora (v. 195—196): Cempsi atque Saefes ardnos colles habent Ophiusae in oris. In der That liegen die berühmten Cidades in der Gegend, wo diese Völkerschaften zur Zeit des Periplus (oder des Avienus) sassen. Verf. sagt: Estas povoações nos altos são sem duvida alguma os montes fortificados, em que os Lusitanos e os Gallegos defenderam a sua liberdade contra a invasão romana, as cidades, que eram o centro da sua civilisação material, e de qua não faltam ruinas por todo o nosso paiz. Mit Recht findet er, dass diese Reste eine approximative Idee von der Cultur der alten Weststämme geben, wenn man die Einflüsse abrechnet, welche seit jener Zeit über sie hingegangen sind. Die in Bas-relief eingegrabenen Ornamente der Steine, welche namentlich in der Citania sich in unzähligen Varianten wiederholen, zeigen stets denselben Styl. Es ist derselbe, der an den Bronzegegenständen der beiden Hauptstationen und aller gleichzeitigen Stationen hervortritt, kurz der Styl der Bronzecultur; da derselbe aber auch an den Portalen der Wohnungen und an anderen Architekturstücken erscheint, so beweist er eine, in diesem Theil der Halbinsel naturalisirte Kunst. In Sabroso erkennt man deutlich, dass dies eine vorrömische Cultur ist.

Digitized by Google

Die Frage, woher diese Cultur stammt, lässt der Verf. unberührt. Er schliesst damit, sie den alten arischen Einwanderern zuzuschreiben. Aber damit ist die Untersuchung erst eröffnet, welches arische Volk der erste Träger derselben war. Dass nicht jedes arische Volk daran gleichbetheiligt war, ist leicht ersichtlich. Wenn die Celten sie nicht erfunden haben, so wird ihnen doch nicht bestritten werden können, dass sie an der Entwickelung derselben stark betheiligt waren. Haben sie die Cultur aber erst von einem anderen Volke empfangen, so muss dieses aufgefunden werden. Vorläufig weisen alle Indicien nach dem Orient, und das war auch der Grund, warum Ref. bei den skulpirten Steinen der Cidades, deren mykenischen Styl er wohl zuerst hervorgehoben hat, auf die Phönicier hinwies. Es ist dieselbe Frage, welche auch in Mykenae selbst nicht übergangen werden kann. Sind die Cidades Gründungen der Cempsi und Saefes, wie recht wohl möglich ist, so mögen die Phönicier, die ihre Küsten rings umschwärmten, an der Gründung derselben einen ebenso grossen Antheil gehabt haben, wie ihnen derselbe für die Akropolen von Hellas und Kleinasien nicht abgesprochen werden kann. Möge der fleissige und geistvolle Mann, dessen Werk uns vorliegt, dessen in der von ihm zu erwartenden Arbeit über die Argonauten nicht vergessen!

Rud. Virchow.

Oscar Montelius. La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux. Stockholm 1895. gr. 4to. 547 Col. avec des figures insérées dans le texte et un Atlas de Pl. XXI dans la Série A et de Pl. 113 dans la Série B.

Diese Publikation des berühmten schwedischen Alterthumsforschers verspricht eines der grössten und wichtigsten Quellenwerke für die ältere Metallzeit zu werden. Der vorliegende Abschnitt umfasst als ersten Theil eine typologische Uebersicht der italischen Fibeln, vorzugsweise nach Funden, die in Norditalien, wenigstens diesseits des Apennin, gemacht sind (Série A, p. I—VI et Col. 1—28); der zweite Theil bringt „Materialien für die Geschichte der primitiven Civilisation in Italien", nehmlich die Erläuterungen zu den in der Ueberschrift bezeichneten Tafeln (Série B, p. 29-548). Ein dritter Theil wird Süditalien, Sicilien und Sardinien behandeln. Nach einer Angabe des Verf. sollen diese überwiegend topographischen Materialien demnächst in typologischer und chronologischer Ordnung vorgeführt werden; zugleich sollen die hauptsächlichsten ethnologischen Fragen diskutirt und die Entwickelung der italischen Civilisation in den verschiedenen Perioden, unter Berücksichtigung des Einflusses der Völker des östlichen Mittelmeerbeckens (Griechen, Kleinasiaten und Phönicier), dargestellt werden. Die Genauigkeit in den Beschreibungen der einzelnen Funde und Fundplätze, die Vollständigkeit in der Aufzählung derselben, die Fülle und die prächtige Ausführung der Tafeln zeigen schon jetzt, dass für alle künftigen Arbeiten im archäologischen Gebiet dieses Werk eine sichere und zugleich unentbehrliche Grundlage bilden wird.

Gerade in Deutschland, wo von jeher die Aufmerksamkeit auf die altitalische Archäologie eine so allgemeine und gespannte war, wird ein solches Werk, das in bequemster Form und in ganz authentischer Weise das Zurückgehen auf die vielen und so sehr zerstreuten Funde in Italien gestattet, mit besonderem Danke aufgenommen werden. Mit hoher Anerkennung wird man erfahren, dass die höchst kostbare Ausstattung des Werkes durch eine Vereinigung officieller und privater Kräfte erzielt ist: die schwedische Regierung, die Akademie für Archäologie und die Gesellschaft Letterstedt in Stockholm, Herr J. W. Wilson in Gothenburg und ein Anonymus haben zu den Kosten gesteuert. Ein schönes Beispiel, dem wir recht zahlreiche Nachfolge wünschen.

Der Verf. bezeichnet die Zeit vom Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrtausends bis zu den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung als den Spielraum für seine Ausführungen. Er begrenzt speciell für die Fibeln folgende Perioden:

1. Die ältesten Typen stammen aus dem 15. Jahrhundert v. Chr., wie parallele Funde aus griechischen Gräbern der Zeit des ägyptischen Königs Amenophis III. beweisen.

Digitized by Google

2. Die Certosa-Fibeln beginnen mit dem 5., die ältesten wahrscheinlich mit dem 6. Jahrhundert v. Chr., denn sie finden sich in etruskischen Gräbern, welche gemalte griechische Vasen aus dieser Zeit enthalten.
3. Die ältesten La Tène-Fibeln sind nahezu gleichalterig mit den Certosa-Fibeln, denn sie gleichen diesen mit Ausnahme der Schleife vollständig.
4. Jede dieser Perioden beträgt mit Einrechnung der Zwischenzeiten 150—200 Jahre.

Eine in das Einzelne eingehende Besprechung verbietet sich bei der Fülle des Materials. Es mag also nur darauf hingewiesen werden, dass Funde aus reinem oder fast reinem Kupfer öfter in den ältesten Gräbern Italiens vorgekommen sind, als man gewöhnlich annimmt. So in den Bestattungsgräbern von Remedello, Provinz Brescia (eine Axt und 2 Dolche, Col. 194). Die für Kupfer gehaltenen Stücke aus der Nekropole von Cumarola, Provinz Modena, sind leider nicht analysirt worden (Col. 198). Dagegen lieferten die Brandgräber von Norditalien durchweg Bronze.

Von grösstem Interesse ist die Nebeneinanderstellung der Ergebnisse aus den norditalischen Pfahlbauten und den Terramaren, sowie die ausführliche Schilderung der Funde aus den weltberühmten Nekropolen von Bologna, Villanova, Marzobotto und Este, welche viele unserer vaterländischen Alterthümer erläutern. Auch die Ansae lunatae und die Buckelurnen aus der Terramare von Gorzano, Provinz Modena (Pl. 18), werden nicht verfehlen, Eindruck auf unsere Landsleute hervorzubringen.

So wünschen wir denn dem prächtigen Werke recht zahlreiche Leser und aufmerksame Betrachter. Möge es dem arbeitsamen und kenntnissreichen Verf. bald gelingen, dasselbe zu Ende zu bringen! Der Dank der Mit- und Nachwelt ist ihm schon jetzt gesichert. Rud. Virchow.

Max von Chlingensperg auf Berg. Die römischen Brandgräber bei Reichenhall in Oberbayern. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1896. kl.-fol. 66 Seiten mit 1 Karte, XXII Tafeln und 2 Ansichten der Brandgräber.

Der, durch seine treffliche Untersuchung der merovingischen Gräber bei Reichenhall allgemein bekannt gewordene fleissige Forscher hat ein neues, diesmal römisches Gräberfeld aufgedeckt und liefert jetzt eine musterhafte Beschreibung desselben. Er hat in diesem Friedhofe (Verf. schreibt „Frithof") 307 Brandgräber des I. und II. Jahrhunderts geöffnet und daraus eine Fülle der mannichfaltigsten, freilich vielfach durch Bruch oder Brand beschädigten Beigaben zu Tage gefördert, die jetzt im Nationalmuseum zu München aufgestellt sind. Er hebt namentlich die norisch-germanische Fibeln (Flügelfibeln nach Tischler) hervor. Ref. möchte ausserdem auf die zahlreichen Gefässe aus Terra sigillata (Taf. XVI—XX) hinweisen, welche z. Th. an die römische Töpferei in Westerudorf erinnern, deren Verschiedenheit Verf. jedoch mehrfach darlegt. Unter den rohen Thongefässen sind für uns Nordländer namentlich die auf Taf. I und II abgebildeten, sowohl nach Form, als nach Ornament (Welle, wichtig. Verf. bemerkt (S. 49), dass dies Ornament im römischen Gallien und Britannien weniger auftrat, dagegen vom Rhein an nach Oesterreich hinein immer häufiger erscheint und in Ungarn zwischen dem 4 und 7. Jahrhundert von den Südslaven übernommen wurde. Auch die Thonfiguren, die als Kinderspielzeug gedeutet werden und vorzugsweise Vögel, doch auch Reiter darstellen (Taf. XIII), sind bemerkenswerth. Dagegen sind Waffen so spärlich, dass man an eine überwiegend friedliche Bevölkerung denken muss.

Unter den sonstigen Ausführungen erwähnt Ref. besonders die interessanten Schilderungen der alten Alpenwege und der sich daran schliessenden Handelsstrassen nach Norden und Osten. Einige Funde, so namentlich ein keltischer Quinar (Taf. V, Fig. 21) und das Fragment einer eisernen Spät-La Tène-Fibel, beweisen durch ihre Seltenheit, dass die alte norische Bevölkerung schon fast ganz geschwunden war.

Wir begrüssen die schöne Arbeit als ein sehr werthvolles Glied in der Kenntniss der Cultur der römischen Occupations-Periode. Rud. Virchow.

Digitized by Google

X.

Der Stammbaum der Familie Martens in Niederländisch-Ostindien.

Von

Capitain **FEDOR SCHULZE** in Batavia.

Hierzu Taf. X.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 21. November 1896.)

Ist in Europa im Allgemeinen ein Stammbaum, bezw. ein Geschlechtsregister etwas ganz Gewöhnliches, — hier, in Niederländisch-Ostindien, ist dies keineswegs der Fall: ja man kann wohl sagen, dass es nicht allein etwas ganz Besonderes ist, sondern dass dieser Stammbaum vielleicht der Einzige ist, der in so genauer Führung jetzt besteht, — und dass nicht leicht ein anderer ähnlicher zu entwerfen ist.

Vor vielen Jahren bereits war es mein Streben, solch' ein Indisch-europäisches Geschlechtsregister zu entwerfen, doch immer wieder stiess ich auf so grosse Hindernisse, dass ich wiederholte Male die Arbeit aufgeben musste. —

Ganz im Allgemeinen genommen, waren die alten Holländer keine Männer der Wissenschaft: jetzt ist dies ja ganz anders geworden. In früherer Zeit aber hatte kein holländischer Colonist (mit wenigen Ausnahmen) Interesse an wissenschaftlichen Forschungen; nur im Handel, im materiellen Gewinn lag der Anreiz zur Arbeit, — Alles, was nicht direct darauf Bezug hatte, wurde einfach ignorirt. Demzufolge ist für die Geschichte, für Ethnographie u. s. w. viel verloren gegangen. Hätten nicht Rumph (ein Deutscher) und Valentijn (ein holländischer Prediger) uns etwas aus dem 17. Jahrh. von Ostindien erzählt, wir würden wenig oder nichts besitzen, um auch nur die dürftigste Geschichte dieser Zeit zusammenzustellen. Nach Valentijn (1740) ruhte die Feder wieder in Niederländisch-Ostindien; ein beinahe hundertjähriger Schlaf folgte, bis fremde Forscher diesen schönen Archipel besuchten und der Aussenwelt Mittheilungen darüber machten. — Ausser Rumph's und Valentijn's Werken wurden allerdings noch einzelne Reisebeschreibungen geliefert, doch etwas Zusammenhangendes fehlte. So braucht man sich dann wohl auch nicht zu wundern, dass in den Familien keine Geschlechtsregister geführt

Digitized by Google

wurden. Die meisten Europäer, wenn sie sich einem reiferen Alter näherten, verliessen ja früher „de Oost", um in patria den Rest des Lebens zu geniessen.

Selbst heutigen Tages noch ist es mit der Forschung in Niederländisch-Ostindien traurig bestellt. Nur wo diese directen materiellen Gewinn verspricht, findet man wirklichen Eifer. Kein Theil der Welt ist vielleicht so reich an mineralischen Schätzen, als unser Archipel, dies hat man in jüngster Zeit eingesehen; darauf beruht wohl gänzlich der sehr recente Eifer für geologische Forschungen. — Die Ethnographie jedoch verspricht keine Schätze, weshalb dieses Studium denn auch beim indo-europäischen Publikum nicht gerade in hoher Achtung steht. —

Man fragt einfach: welchen Nutzen hat es doch, solch' einen Stammbaum zu entwerfen, sich so colossale Mühe zu geben, um Daten aufzuspüren und die Fortpflanzung eines Stammes in all' seinen Gliedern zu verfolgen? — Antwortet man darauf, dass dies im Interesse der Wissenschaft sei, so kann man sicher darauf rechnen, ein mitleidiges Lächeln und Achselzucken als Replik zu erhalten, nicht nur von Einzelnen, sondern vielleicht von 80 pCt. der indisch-europäischen Einwohnerschaft. Oder man hört die Frage: „Wie viel beträgt die Erbschaft, wonach Du suchst", mit dem guten Rathe: Spare die Mühe, denn hier in Indien ist aus alter Zeit nichts zu finden, — das Standesamt besteht ja erst seit 1828. — So ging's auch mir bei dieser Arbeit, oft begegnete ich bei meiner Forschung totaler Gleichgültigkeit, oft Unwillen, manchmal selbst Gegenwehr. Viele scheuten sich vor Publicität. Doch dies Alles reizte mich nur noch mehr, meinem Ziele nachzustreben.

Seit ungefähr 10 Jahren spürte ich, wo sich die Gelegenheit bot, nach Geschlechtslisten, doch alle Mühe war vergebens; etwas Zusammenhangendes, etwas Sicheres war nicht zu finden. Und doch gehöre ich wohl zu den Wenigen, die durch ihre Connexionen und ihre Bekanntschaft mit den Verhältnissen im Stande sind, die Frage zu lösen; fremden Forschern dürfte dies unmöglich sein. — Endlich diente mir der Zufall bei einer mir bereits seit 30 Jahren bekannten Familie. Ich klagte dem alten Herrn Martens meine Noth, der mir darauf erzählte, dass er alle Familien-Acten und -Journale aufbewahrt habe; ein Register bestehe allerdings nicht, doch erklärte er sich bereit, mir seine ganze Hülfe bei seinen Verwandten leihen zu wollen. Dem 80jährigen Herrn Martens verdanken wir es denn auch hauptsächlich, dass ich das Material erhielt, um solch einen höchst merkwürdigen Stammbaum entwerfen zu können. —

Die Stammeseltern kamen Anfang des vorigen Jahrhunderts aus Holland nach Ambon. Aus ihrer Ehe entspross 1817 Robbert Martens, von dessen erster Frau Catharina van Spelt (von holländischen Eltern) die jetzt noch im 6. Geschlechte lebende Familie Martens herstammt. Am Sterbetage des Robbert Martens wurde das Silberzeug mit Inschriften

Digitized by Google

versehen, wie dies früher in vornehmen holländischen Familien Gebrauch war. — Die Martens schrieben sich früher mit „sz", d. i. Marten'sz oder Marten's Zoon. Seit Robbert's Tode schreibt die Familie sich mit „s". — Wo keine Jahreszahlen in dem Stammbaume u. s. w. hinter dem Namen der Personen vermeldet sind, waren diese entweder nicht aufzuspüren, oder die Daten waren unsicher, weshalb sie besser weggelassen werden konnten. Nur ganz sichere Facta sind angeführt; wo nur einiger Zweifel bestand, oder wo Conclusionen gemacht werden mussten, liess ich im Register die Sache in statu quo. —

Von der zweiten Gattin des Robbert Martens, der Jacomina Hendrik'sz, die von holländisch-portugiesischer Herkunft war, stammt der Zweig Cordesius. Die Tochter von Robbert Martens und Jacomina Hendriks, die schöne Louisa Cornelia, zur Zeit die Rose Ambons genannt, heirathete (1770) den deutschen Doctor medicinae Frischen und aus dieser Ehe entspross Catharina Maria, welche einen „Cordesius" heirathete und Stammesmutter eines sich zahlreich fortpflanzenden Geschlechtes wurde. Durch drei männliche Enkel, wovon zwei sogenannte Mestizen und einer eine Holländerin heiratheten, besteht jetzt eine grosse Nachkommenschaft; ein Zweig davon hat sich durch Javanerinnen zahlreich fortgepflanzt (Indramajoe). — Der Typus des Cordesius-Zweiges ist schön und kräftig. Zwei Kinder der Catharina van Spelt haben sich fortgepflanzt; der Sohn wurde Stammhalter der Martens, während die Tochter Johanna, durch eine Heirath mit Cornelis Leonardus van Rijswijk Stammesmutter des Zweiges van Rijswijk wurde, der mit der Familie Luijke jetzt vielleicht aussterben dürfte; — nur von Fritz Luijke giebt es Kinder von einer Malayin; ob diese legitimirt sind als ächte Nachkommen, blieb unsicher. —

Hendrik Martens, der Stammvater des dritten Martens-Geschlechtes, heirathete eine holländisch-portugiesische Frau und hatte von ihr acht Kinder, von denen nur der älteste Sohn Jan Hendrik sich fortpflanzte. —

Seine erste Frau, eine Eingeborene von der Insel Ambon, wurde Stammesmutter des jetzt noch in Utrecht lebenden Zweiges Burg, wovon sieben kräftige Kinder von schönem Typus leben.

Die zweite Frau, oder erste Gattin, Sophia Adriana Knop, hatte zwei Söhne, die jung starben.

Von der zweiten Gattin, Jacoba Margaretha van Christoffels, stammt nur ein Kind, Sophia Amalia, die den Colonel Ingenieur Brouwer heirathete und Mutter von 12 Kindern wurde, von denen 4 sich einer zahlreichen Nachkommenschaft erfreuen. —

Auch der Zweig Brouwer ist körperlich und geistig gesund. Dirk Brouwer heirathete erst eine Deutsche aus Würzburg, später eine Javanerin aus der bantamischen Sultansfamilie, wobei er noch in hohem Alter Kinder erzeugte; er starb 73 Jahre alt. Sein Bruder Robbert Leonardus, jetzt 73 Jahre alt, lebt in Batavia mit seiner 66jährigen

Digitized by Google

Gattin (von englischer Herkunft) und sieht auf eine zahlreiche Nachkommenschaft herab, ist jedoch ein frühzeitig schwacher Greis geworden, während der älteste Bruder William Hendrik, 77 Jahre alt, der unverheirathet blieb, jetzt noch in „Meester Cornelis“ als Bibliothekar fungirt und gesund und frisch ist.

Auch der vierte Bruder, Julian Jacobus, 70 Jahre alt, lebt noch in Batavia und ist gesund und arbeitsam. Seine noch lebende, jetzt 64 Jahre alte Gattin, Johanna Cornelia Popkens, schenkte ihm 10 lebende Kinder, (2, Nr. 11 und 12, wurden todt geboren), wovon einige sich reichlichst fortpflanzten; einer der Söhne hat von einer Javanerin 11 Kinder. — Nach der Geburt des vierten Sohnes starben die 6 folgenden Kinder des Colonel Brouwer noch sehr jung, aber das 11. Kind, eine Tochter, blieb am Leben, verheirathete sich aber nicht, während das 12. Kind, ein Sohn, von der damals 41jährigen Mutter geboren, noch am Leben ist und mit seiner zweiten Gattin 3 Kinder erzeugte. —

Die dritte Gattin des Jan Hendrik Martens war eine Holländerin, in Ambon geboren. Von ihren beiden Kindern pflanzte der Sohn, Hendrik Martens, sich durch 2 Töchter und einen Sohn fort. Eine dieser Töchter heirathete einen Engländer und hatte 5 Kinder, die andere einen Deutschen, von dem sie ein Kind hatte. Der Enkel Jan Hendrik's heirathete eine Deutsche, aus welcher Ehe bis jetzt 7 Kinder entsprossen sind.

Die Tochter Jan Hendrik's, die noch lebende, jetzt 85 Jahre alte Maria Louisa, ist Wittwe von J. E. Twijsel, einem Nachkommen der Tochter des berühmten deutschen Naturforschers Rumph (Rumphius), der Ende des 17. Jahrhunderts in Ambon starb. Bis vor einigen Jahren sah man die alte Frau noch allsonntäglich in der Kirche; in der letzteren Zeit wurde ihr jedoch, des gekrümmten Rückens wegen, die Toilette zu schwer, und sie liest nun während der Kirchzeit, ohne Brille, ein Kapitel aus der Bibel. An den Wochentagen arbeitet sie noch stets emsig einige Stunden mit der Nadel, zwar nicht so fein, wie die Nähmaschine dies gestattet, aber doch bewunderungswert accurat. — Merkwürdig ist das Gedächtniss der alten Frau; sie zeigt im Allgemeinen eine schöne Geistesfrische in so hohem Alter. Sie spricht langsam, doch sehr deutlich und correct, erzählt von Begebenheiten aus ihrer Jugendzeit, als ob diese eben erst geschehen wären, und citirt Geburtsdaten und Namen so genau, dass man das Notizbuch ruhig liegen lassen kann. —

Von der 4. Gattin des Jan Hendrik Martens stammen der noch lebende 80jährige Jacobus Leonardus, sowie Josina Cornelia (als Kind an den Pocken gestorben) und Johanna Christina, gestorben 1854.

Letztgenannte wurde Stammesmutter der Familie Terwogt, die sich in verschiedenen Zweigen fortpflanzte —

Jacobus Leonardus Martens, jetzt das Haupt des Geschlechtes Martens, geboren 1816, kam 1834 von Ambon nach Batavia. Von seiner

Digitized by Google

ersten Frau, von chinesischer Herkunft, hat er drei Kinder. Das älteste Kind, eine Tochter, verheirathet an einen Holländer, hat keine Nachkommen, aber die beiden Söhne pflanzen den Mestizenzweig fort in Kindern und Enkeln.

Von der zweiten Frau (der ersten Gattin), einer Holländerin, hatte Jacobus Leonardus vier Kinder. Der älteste Sohn lebt geistesschwach in Buitenzorg, wahrscheinlich eine Erbschaft von der Mutter, die 1869 irrsinnig starb.

Von den zwei Töchtern blieb die älteste unverheirathet; die jüngste starb bei der ersten Entbindung, 1881, aber ihr Töchterchen lebt in Holland im Pensionate.

Der Sohn, Robbert Eduard Martens, heirathete seine Cousine Wilhelmina Brouwer, die ihm 5 lebende gesunde Kinder schenkte; ein 6. Kind wurde todt geboren. — Von diesen Kindern wird Jacobus Leonardus, geboren 1890, der Stammhalter der europäischen Linie der Martens'schen Familie (im 7. Geschlecht) sein. —

Das Haupt der Familie Martens, der 80jährige Jacobus Leonardus, war in seiner Jugend bereits ein Mann von grosser Energie und festem Charakter. In späterer Zeit wurde er die Hauptstütze der abgesonderten reformirten Kirche zu Batavia, und jetzt noch ist er ein eifriger Arbeiter für das Evangelium, der Trost der Armen und Schwachen und ein Helfer in der Noth von Bedrängten. — Wer dem 80 Jahre alten Martens bei seinen täglichen Spaziergängen Morgens und Abends begegnet, hält ihn für einen guten Sechziger; wer sich mit ihm unterhält, erkennt eine Frische und Geistesstärke, wie sie in Europa, im kalten Norden, sicher nicht besser gefunden werden können. —

Das Merkwürdigste, was uns der Stammbaum der Familie Martens liefert, ist der Beweis, dass das tropische Klima in vieler Hinsicht auch für das europäische Blut vortheilhaft ist, und dass dieses Blut, auf verschiedene Weise gekreuzt, nicht untergeht im 3. Geschlechte, wie man irrthümlich wohl mal annahm. Viele Europäer kamen in hohem Alter nach Indien, blieben gesund und lebten noch viele Jahre. —

Für das Studium der Fortpflanzung und Rassenkreuzung dürfte dieser Stammbaum von ganz besonderer Wichtigkeit sein. —

Digitized by Google

Besprechungen.

J. Heierli und W. Oechsli. Urgeschichte des Wallis. Mit 9 Tafeln und 1 Uebersichtskärtchen. Zürich 1896. 84 S. in 4°. (Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band XXIV, Heft 3.)

Das Wallis, durch seine geographische Lage fast gänzlich von den angrenzenden Gebieten abgeschlossen, bietet dem Forscher ein lehrreiches Beispiel, wie trotz aller natürlichen Hindernisse die Cultur in die entlegensten Gegenden eindringt, wie eigenartig sie sich dort entwickelt und wie zähe alte Ueberlieferungen dort festgehalten werden. War auch die einzige Verbindung mit der Aussenwelt vom Genfer See her bequem genug, so stieg die südliche Cultur doch nicht auf diesem Umwege durch das untere Rhonethal in das obere hinauf, sondern bahnte sich direct über die Alpen ihren mühevollen, aber näheren Weg in das Wallis hinein. Diese vorgeschichtliche Entwickelung des Wallis schildert uns Hr. Heierli in den ersten 8 Abschnitten des vorliegenden Werkes in lichtvoller, streng wissenschaftlicher Weise, indem er zuerst alle bekannten Funde kritisch zusammenstelltund dieselben dann auf Grund eigener Anschauung ihrem archäologischen Charakter nach beschreibt.

In der Steinzeit war das Wallis nur wenig bewohnt: nur von Tourbillon bei Sion konnten Gräber mit neolithischer Keramik (Scherben mit Finger-, Fingernagel- und Stäbchen-Eindrücken) constatirt werden. Aus der Bronzezeit sind schon zahlreiche Fundorte bekannt, und zwar nicht nur das ganze Rhonethal (besonders in der Umgegend von Sitten), sondern auch die Seitenthäler zum grossen St. Bernhard (Liddes) und zur Gemmi Lenk) hinauf; nur das Oberwallis und die Visperthäler scheinen noch schwach bevölkert gewesen zu sein. Unter den Funden sind besonders die Nadeln ausgezeichnet: sogen. Keulennadeln, durchlocht, mit verzierten Oeffnungen, aus den jüngeren Bronzepfahlbauten her bekannt: Rollen-, Ruder- und Scheibennadeln, wie sie nicht nur in der Schweiz sonst sehr selten sind, sondern ausserhalb Norddeutschlands nur noch im Kaukasus und ähnlich in Südamerica von Rud. Virchow[1]) nachgewiesen sind. Die Vermuthung Virchow's, dass diese Schmucknadeln in Hannover, Meklenburg und Brandenburg auf italischen Import hinweisen, findet in dem Nachweis derselben im Wallis, wo sie auch, wie dort, durch kleine Buckel und Gravirungen fast stets verziert sind, eine wesentliche Stütze. Weiterhin wurden aufgefunden: Spangen mit einfach umgerollten Enden, Spiralringe mit einem spitzen und einem aufgerollten Ende, Ringe aus fossilen Muschelschalen, Ketten aus Spiralröhrchen, Gehänge in Sichelform oder aus Schnecken, selten aus Bernstein, Gürtelbleche mit kleinen Haken auf der Rückseite, wie sie in den Gräbern von Golasecca in der zweiten Periode auftreten; ferner Rand-, Absatz-, Lappen- und Löffelcelte, Messer mit massivem Griff und 3 Knoten daran, einschneidige Rasirmesser mit Ring unten, wie in den Brandgräbern von Bismantova; ferner Meissel, Hohlcelte, Knopfsicheln, Pfeil- und Lanzenspitzen; triangulare Dolche, auch mit Vollgriffen und schön verzierter Klinge, wie sie in der Schweiz nur noch im Berner Oberlande am Thuner See, dagegen häufig einerseits in Norditalien (z. B. im Pfahlbau von Polada, im Depotfunde von San Lorenzo in Nuceto bei Forli und in Castione bei Parma), andererseits nördlich in Bayern, Hessen und Norddeutschland (z. B. Gauböckelheim in Rheinhessen, Malchin in Meklenburg, Daber in Westpreussen), wie auch westlich in der Gegend von Lyon, vorkommen; endlich Schwerter mit schwacher Rippe und sanft geschweifter Schneide, darunter eines mit allen Charakteren der ungarischen Form, welches sicher von Osten her importirt worden ist.

Noch viel zahlreicher und charakteristischer in Technik und Verzierung sind die Funde aus der Eisenzeit. Das untere und mittlere Rhonethal innerhalb des Wallis, besonders wieder die Gegend von Sitten-Conthey, waren dicht bevölkert, weniger das obere und die Visperthäler: der Weg über den grossen St. Bernhard und über die Grimsel waren viel begangen und auch die Pässe über die Furca und den Simplon schon bekannt.

Unter den Funden sind vertreten: Messer, Lanzen, Schwerter aus Eisen; Nadeln und Fibeln aus Bronze; Ringe und Spangen aus Bronze, Silber, Gagat und Glas; Perlen aus

1) Das Gräberfeld von Koban, Berlin 1885, S. 32.

Digitized by Google

Glas: Münzen aus Potin, Silber und Gold, endlich Bronzestatuetten eines gallischen Gottes Taranis. Unter den Fibeln finden wir die altitalischen Formen, nehmlich halbkreisförmige, Schlangen-, Certosafibeln und ausserdem noch die Golasecca- mit Schieber; ferner die Früh- und Mittel-La Tènéformen, die ersteren zum Theil mit Emailplatten.

Von ganz besonderem Interesse und dem Wallis eigenthümlich sind die verschiedenen Formen der Spangen mit dem „Walliser Ornament" (d. h. tief ausgegrabenen Kreisen mit stark markirtem Mittelpunkte), welches wohl zuerst mit Spangen der jüngeren Bronzezeit importirt, dann selbständig und roher im Wallis fortgebildet und bis in die Römerzeit hinein beibehalten wurde. In der Früh-La Tènezeit sind die Walliser Spangen noch ganz dünn, entweder breit tonnenförmig oder schmal bandförmig und mit einem oder mit mehreren concentrischen Kreisen und Mittelpunkt verziert; dann werden sie in der Mittel-La Tènezeit schwerer und massiver, nehmen zuweilen Endstollen an, während das Kreisornament roher wird; zuletzt in der Spät-La Tène- und römischen Zeit erhalten nur die Enden Querleisten und Kreisverzierungen und nehmen so das Aussehen von Schlangenköpfchen an. Heierli konnte nicht nur die Zeitstellung dieser 3 Typen durch die Begleitfunde genau bestimmen, sondern auch die Uebergangsformen sicher nachweisen; jedoch müssen wir den Leser in Betreff dieser auf die sehr sorgfältigen Untersuchungen des Verf. im Original selbst verweisen.

Frühe Kaisermünzen sind durch das ganze Wallis zerstreut; vorrömische Münzen dagegen wurden vorzüglich auf dem Wege von Martigny zum St. Bernhard und auf diesem selbst in der Umgebung des Hospizes gefunden. In Martigny wurden eine Sequanermünze, in Liddes 5 keltische, darunter 1 Salassermünze, weiter hinauf in Bourg St. Pierre und in der Umgebung des Hospitiums 92, darunter Münzen der Salasser, Allobroger, Sequaner, Volcer, auch Massalioten und deren Nachahmungen gefunden. Es kann hiernach kein Zweifel herrschen, dass der Pass über den grossen St. Bernhard schon in der vorrömischen Zeit von Händlern fleissig benutzt wurde. Erwägt man aber, dass in der Nähe des Hospizes beim Mont Joux, auf italischem Boden, unter vielen anderen Gegenständen eine Schlangenfibel, ein bronzenes Rasirmesser und Thonscherben von zweifellosem Hallstattcharakter gefunden wurden, so muss man diese Benutzung des Passes auch schon für die erste Eisenzeit sicher annehmen, und da von keinem anderen Pass, der von Italien in das Wallis führt, ein Beweis vorliegt, dass er in so früher Zeit von Händlern begangen worden ist, so können auch jene triangulären Dolche, welche aus Norditalien durch das Wallis und das Berner Oberland nach Deutschland eingeführt worden sind, nur über den grossen St. Bernhard dorthin gekommen sein.

Wenn Hr. von Duhn in seiner bekannten Arbeit über die Benutzung der Alpenpässe im Alterthum zu dem Schlusse kommt, dass dieser Verkehr in so früher Zeit ausschliesslich ein localer war, von Volk zu Volk, von Thal zu Thal, so widerstreitet dies den von Heierli festgestellten Thatsachen durchaus nicht. Denn von Duhn gesteht es gerade für den St. Bernhard zu, dass, „wenn auch ein intensiverer Verkehr zwischen der Schweiz und Italien erst seit Caesar's Zeit beginnt, doch auch früher die Bedeutung des Passes eine ungewöhnlich grosse war"; war er doch von jeher der nächste und beste Weg von Italien nach der Westschweiz, dem Rhein, nach Ost- und Nord-Frankreich, Britannien und Deutschland.

In dem IV. Abschnitt hat Hr. Oechsli die älteste Geschichte des Wallis nach dem heutigen Standpunkte der Geschichtsforschung in höchst dankenswerther Weise bündig und übersichtlich zusammengefasst. Die ersten Anwohner des obersten Rhonelaufs tragen nach den ältesten Quellen germanische Völkernamen. Als später keltische Stämme eindrangen, mischten sich jene mit diesen, so dass sie als Halbgermanen, oder nach ihrer Nationalwaffe, dem Gaesum, einer besonderen Art von Wurfspiess, als Gaesati oder Lanzknechte bezeichnet wurden. Caesar kannte nur noch keltische Stämme. Der Mons Poeninus oder grosse St. Bernhard wurde von italischen Händlern noch zur Zeit Caesar's nur unter grossen Gefahren und gegen Zahlung von hohen Zöllen überschritten. Noch unter Augustus war er ein steiler Saumpfad, erst zur Zeit des Bürgerkrieges zwischen Otho und Vitellius ist er eine Heerstrasse. Tacitus stellt ihn an die Spitze der gallischen Pässe.

In einem Excurs über Avien's Schilderung des Rhonelaufs wird die Interpretation Müllenhoff's mit Recht verworfen und die ganze Beschreibung des Oberlaufs auf das Wallis und den Genfer See bezogen, und nicht, wie Müllenhoff will, auf die Umgegend von Lyon und einen hypothetischen See bei Arles, der nie existirt hat.

Digitized by Google

Die Abbildungen auf den 9 Tafeln und die Karte unterstützen das Verständniss de Textes und die Orientirung des Lesers in vortrefflicher Weise.

Wir empfehlen die schöne Monographie als Muster für alle ähnlichen Arbeiten und sehen dem Erscheinen der „Urgeschichte der Schweiz", welche Hr. Heierli uns in Aussicht stellt, mit Spannung entgegen. Lissauer.

Vilhelm Boyl. Fund af egekister fra Bronzealderen i Danmark. Med 27 Kobbertavler samt afbildninger i Texten af A. P. Madsen. Kjöbenhavn 1896. fol. 186 S.

Das in dänischer Sprache geschriebene Werk ist von einer freilich sehr viel kürzeren französischen Beigabe (Trouvailles de cercueils en chêne de l'âge du bronze en Danemark. XXXVI Seiten) begleitet, die manche Schwierigkeit bei weniger sprachkundigen Lesern überwinden helfen wird. Die Darstellung des Verf. ist übrigens auch im Dänischen so klar und scharf, dass die Benutzung des Originaltextes leicht von statten geht.

Vorweg mag die schöne Ausstattung des Werkes, sowohl die typographische, als die ikonographische, lobend hervorgehoben werden. Ganz besonders erfreulich sind die wundervollen Tafeln des Herrn Madsen, dessen grosse Kunstfertigkeit aus früheren Arbeiten genügend bekannt ist.

Es handelt sich hier um die in ihrer Art, namentlich in ihrer Zahl ganz einzigen Bestattungsgräber, welche den Besuchern des Nordischen Museums in Kopenhagen schon seit einer Reihe von Jahren als grösste Merkwürdigkeiten entgegengetreten sind: die Leichen sind in mächtigen Eichensärgen in ihrer Kleidung niedergelegt worden, und diese hat sich unter dem chemischen Einflusse des gerbstoffhaltigen Holzes mehr oder weniger vollständig erhalten, während leider von den Skeletten nichts oder nur wenig übriggeblieben ist. Die Folge davon ist, dass unter den vielen und höchst sorgsamen Details, welche der Verf. über jeden einzelnen Fund beibringt, so gut wie nichts zu finden ist, was sich auf die physische Beschaffenheit des alten Bronzevolkes bezieht.

Der erste, genauer bekannte Fund einer „Eichenkiste" wurde schon im Jahre 1823 gemacht. Dann kamen lange Pausen, nach denen hier und da ein neues Grab entdeckt wurde. Aber erst in den letzten Jahren, nachdem die Aufmerksamkeit geschärft war, mehrte sich die Zahl der Fundplätze, und jetzt ist sie bis auf 33 angewachsen. Die meisten (16) liegen in Nord-Jütland, 10 in Süd-Jütland, besonders an der Ostküste in der Gegend von Hadersleben und Apenrade, 7 in Seeland. Ueberall hat man starke Eichenstämme benutzt, die an beiden Enden scharf abgeschnitten und dann der Länge nach durchgespalten sind, so dass die eine Hälfte die Mulde, die andere den Deckel bildet. Darin liegt die Leiche mit den mancherlei Beigaben, welche die Bronzezeit bezeugen.

Der Verf. hat aus der Literatur eine Anzahl von Parallelfunden aus anderen Ländern gesammelt (S. 170). So 28 Funde aus Schweden, namentlich aus den altdänischen Provinzen Schonen und Halland, andere aus England und Schottland, ein paar aus Deutschland (einen von Ruchow bei Güstrow und einen von Friedrichsruhe bei Parchim in Meklenburg, sowie einen von Wunstorf in Hannover). Er macht dabei aufmerksam darauf, dass in verschiedenen Gegenden, namentlich in Süddeutschland, solche Baumkisten noch in der Eisenzeit im Gebrauche waren.

Ref. will noch erwähnen, dass sich in einigen Baumkisten ausser Bronzewaffen (darunter prächtige Schwerter) und Schmuck, sowie Kleidern und Kappen aus Wolle, vorzüglich erhaltene Holzgeräthe fanden. So insbesondere häufig grosse Schalen, die äusserlich sehr regelmässige, aus Zinnnägeln hergestellte Ornamentlinien zeigen, wie wir sie im Süden auch an thönernen Gefässen kennen. Ein paarmal lag in der Kiste ein längerer Stock aus Holz, dessen oberes Ende einen Haken bildet (Pl. VIII, Fig. 9 und Pl XIII, C. 2): ich möchte darin einen Hirtenstab sehen, wie ein ähnlicher aus dem sogenannten Grabe des Sophokles bei Athen zu Tage gekommen ist[1]). Die grösste Ueberraschung bereitete

1) Der Verf. glaubt von dem in C. 2 abgebildeten Stabe annehmen zu sollen, dass derselbe bei einem missglückten Beraubungsversuche liegen geblieben sei. Auf den zweiten Fall dürfte eine solche Erklärung nicht passen.

Digitized by Google

dem Ref. der Anblick der Fig. 1 auf Pl. XIV: ein Holzgeräth von scheinbar ganz moderner Form, das zu Füssen der Leiche in einer Baumkiste des Guldhei Nr. 1 lag (Pl. XIII, A. 2). Mit Recht vergleicht Verf. (S. 75) es mit einem Klappstuhl; in der französischen Uebersetzung (p. XVIII) verwandelt sich dasselbe in eine „Chaise" (?) ou table basse(?). Was es indess gewesen sein mag, es zeigt eine ganz neue Seite der alten Technik. Rud. Virchow.

Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, herausgegeben vom bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevó, redigirt von Moriz Hörnes. Wien 1896. Band IV mit 9 Tafeln und 975 Text-Abbildungen.

Der vorliegende neue Band dieser wichtigen Mittheilungen schliesst sich seinen Vorgängern würdig an. Ueber den 3. Band haben wir im vorigen Jahre (1895. XXVII. S. 180) berichtet. Damals stand im Vordergrunde des Interesses die musterhafte Beschreibung des Gräberfeldes von Jezerine, welche Wenzel Radimský geliefert hatte. Jetzt ist dieser hervorragende Alterthumsforscher auch begraben. Aber noch enthält dieser Band 7 Abhandlungen des Verstorbenen, welche den schweren Verlust fühlbar machen. War der seltene Mann doch eben so bewandert auf dem prähistorischen, wie auf dem römischen Gebiet; seine Arbeiten über Butmir und Domavia werden für immer denkwürdig bleiben. Mit Recht ist ihm im Eingange des Bandes ein tief empfundener Nachruf gewidmet. Sein wohlgetroffenes Bild zeigt das freundliche Gesicht, die klugen Augen, die hohe Stirn, die seinen Freunden nicht aus der Erinnerung schwinden werden.

Ein grosser Theil der prähistorischen Forschungen ist nun Hrn. Fiala zugefallen, der durch zwei Abhandlungen den Beweis liefert, dass er stark in der Arbeit geblieben ist. Die erste derselben bringt den Bericht über die Untersuchung alter Grabhügel auf dem Glasinac für das Jahr 1894, die andere einen zusammenfassenden Bericht über die prähistorische Ansiedelung auf dem Debelo brdo bei Sarajevo, — zwei Fundplätzen, welche den Besuchern des Landes wohl bekannt sind. Beide Berichte sind reich mit wohlgelungenen Abbildungen ausgestattet. Was den Glasinac betrifft, so erfahren wir, dass der nördliche Theil des Hochplateaus „durch die Arbeiten der vergangenen Jahre ganz absolvirt worden ist", und dass die Arbeiten des letzten Jahres daher in dem bis dahin weniger ausgebeuteten südlichen Theile ausgeführt wurden, insbesondere in der Gemeinde Sočica und in den uns geläufigen Ortschaften Rusanovići, Ilijak u.s.w. Es wurden daselbst 154 Tumuli geöffnet, von denen 100 Skeletgräber, 9 Brandgräber, 17 gemischte (Skelet- und Brandgräber), 28 ganz leer waren. Der Zeit nach gehörten 119 der älteren Eisenzeit, 3 der La Tène-Periode, 5 der Römer- und eines der Völkerwanderungszeit an. Sehr reiche Fundstücke wurden gesammelt; Hr. Fiala hebt darunter namentlich eine silberne Charnierfibel (Fig. 38) hervor, die seiner Meinung nach auf griechischen Einfluss hindeute.

Am Schlusse kommt er auf die, schon auf der internationalen Conferenz in Sarajevo 1894 erörterte Differenz mit Hrn. Salomon Reinach (Verh. 1895. S. 55 und 364) über die Bevölkerungszahl des alten Glasinac und über die Bedeutung dieses Platzes zurück. Er legt (S. 29) seine Gründe vor, wesshalb er glaubt, eine Besiedelungsperiode von 700 Jahren (800 bis etwa 100 v. Chr.) annehmen zu sollen und aus der Zahl von 20 000 Tumuli die Gesammtsterblichkeit einer Bevölkerung von etwa 10 000 Köpfen berechnen zu dürfen. Gegen die Annahme des Hrn. Reinach, dass hier ein Campus sacer für eine grosse Umgegend bestanden habe, nimmt er auf das Entschiedenste Stellung; er gesteht höchstens zu, dass sich unter den bis jetzt bekannten 42 Wallanlagen dieses Bezirkes eine oder die andere Opferstätte befinden möge.

Die Abhandlung über die Ansiedelungen auf dem dicht bei der Hauptstadt gelegenen Berge Debelo brdo ist eine höchst erwünschte Fortsetzung und Vervollständigung einer früheren Arbeit über das benachbarte Sobunar (vergl. Verhandl. 1895. S. 47). Der Platz ist besonders bemerkenswerth, weil er allem Anschein nach von der neolithischen bis zur Völkerwanderungszeit als Befestigung und später als Ansiedelung gedient hat. Dem ent-

Digitized by Google

sprechend ist auch die Zahl und Mannichfaltigkeit der Fundstücke ungewöhnlich gross. Unter ihnen zeichnen sich namentlich die Thonsachen durch Sauberkeit der Ausführung und der Verzierung aus. Der Verf. giebt eine grössere Anzahl prächtiger Abbildungen davon; manche derselben erinnern an Fundstücke aus dem nicht weit entfernten Butmir. Der Nachweis einer römischen Ziegelei unterhalb des Platzes, am linken Ufer der Miljacka, die schon früher unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, wird auch hier (S. 71) wieder erwähnt, aber nur in Bezug auf die römische Zeit; läge es nicht nahe, den vortrefflichen Thon dieser Stelle auch für die prähistorische Töpferei zu verwerthen?

Hr Fiala beschreibt auch eine Anzahl von Wallbauten im nordwestlichen Theile des Landes (S. 94). Unter ihnen ist von besonderem Interesse der auch von Radimský (S. 73) geschilderte Čungar im Bezirksamte Cazin, wo ein prächtiger Bronzehelm gefunden wurde. Einen etwas verschiedenen, jedoch der gleichen Kategorie angehörenden Bronzehelm beschreibt Hr. Truhelka (S. 381. Fig. 1—2) von Vrankamen bei Krupa, wo ganz in der Nähe 1888 ein Depot karthagischer und numidischer Münzen entdeckt ist. Hr. Hörnes erinnert daran, dass diese Helme gewöhnlich der letzten vorrömischen Zeit, also der Tène-Periode und den Galliern zugezählt werden, aber er findet eine so grosse Uebereinstimmung mit einem Helme aus Paestum (Montelius, Civilis. primitive de l'Italie. I. Pl. III. Fig. 3), dass er kein Bedenken trägt, ihn für italisches Fabrikat zu halten. Es ist dabei zu erwähnen, dass bei Vrankamen auch eine Bronzemünze des Königs Hiero II. von Syrakus (275—216 v. Chr.) gehoben ist.

Eine besondere Abhandlung über die griechischen Münzen des Landesmuseums hat Hr. Carl Patsch (S. 113) geliefert. Ref. hatte früher (Verh. 1893. S. 174) darauf aufmerksam gemacht, dass er in dem Museum keine einzige griechische oder makedonische Münze gesehen habe, die im Lande aufgefunden sei. Jetzt ist diesem Mangel abgeholfen, indem, abgesehen von der oben erwähnten sicilischen Münze, 10 andere (6 von Dyrrhachium, 3 von Apollonia und eine nachgeprägte Tetradrachme Philipp's II.) im Lande gesammelt sind.

Besonders zu nennen sind ferner ein Paar volkskundliche Abhandlungen des Hrn. Truhelka über die Tättowirung bei den Katholiken Bosniens und der Hercegovina (S. 493) und über die phrygische Mütze in Bosnien (S. 509). In beiden Fällen glaubt der sonst sehr vorsichtige Autor auf prähistorische Anfänge zurückgehen zu dürfen. Man wird den Werth seiner Gründe anerkennen müssen, obwohl gerade der fast ganz ausschliesslich bei Katholiken vorkommende Gebrauch der Tättowirung und die Gestalt vieler einzelner Zeichen an eine Beziehung zu der christlichen Religion denken lässt und die phrygische Mütze doch nicht bloss im Orient vorkommt. Wer im Innern von Norwegen gereist ist, wird die rothen phrygischen Mützen der dortigen Landbevölkerung im Gedächtniss haben: ja, die sogenannten „Zipfelmützen" der Banern in manchen Gegenden von Deutschland stehen diesen Formen gewiss sehr nahe. Indess mag es sein, dass die höhere Ausgestaltung der Kopfbedeckung in einzelnen Theilen von Bosnien (und nur um einzelne Gegenden handelt es sich) eine atavistische Bedeutung an sich hat. Jedenfalls verdient der Gegenstand eine eingehende Prüfung, zumal da die Verwandtschaft der Phrygier mit den Thraciern ein altes und in letzter Zeit sehr bevorzugtes Problem darstellt.

Schliesslich kann noch besonders darauf hingewiesen werden, dass Hr. Leopold Glück einen wichtigen Bericht über die Spaniolen geliefert hat (S. 587). Er theilt mit, dass diese Leute noch heutigen Tages unter einander spanisch, wenn auch mit türkischen und bosnischen Beimengungen sprechen, dass die Mehrzahl derselben aus Constantinopel und Salonichi, ein sehr geringer Theil aus Italien eingewandert ist, und dass die meisten von 30—40 Familien abstammen, die 1604 mit dem Banquier des damaligen Gouverneurs von Bosnien ins Land gekommen sind. Die Hoffnung, dass es gelingen werde, hier den reinhebräischen Typus aufzufinden, hat sich leider nicht erfüllt; es zeigte sich vielmehr, dass eine beträchtliche Anzahl von Individuen einen ausgemacht gemischten Typus hat und dass die Spaniolen „Mischlinge einer dolichocephalen und einer brachycephalen Rasse sind", oder, wie Verf. sagt, dass sie ihre Entstehung „der Kreuzung einer dunklen semitischen mit einer lichten nicht-semitischen Rasse" verdanken. Aber er schliesst aus der geringeren Verhältnisszahl für den lichten Typus (2 pCt.), dass die Kreuzung „bereits vor vielen Jahr-

Digitized by Google

hunderten zu Stande kam." Da er jedoch nur 55 Männer untersucht hat, so dürfte eine Ausdehnung der Personal-Recherche wohl als ein Desiderat zu bezeichnen sein.

Rud. Virchow.

La vie d'un homme. Carl Vogt par William Vogt. Paris et Stuttgart, Schleicher Frères et Erwin Nägele. 1896. fol. 265 p. avec 2 portraits par Otto Vautier.

Der stattliche Band ist ein würdiges Monument, welches treue Sohnesliebe dem Andenken eines grossen Vaters errichtet hat. Alle Seiten dieses so vielseitigen Geistes, alle Strömungen dieses so leicht erregten Herzens, alle Phasen dieses thätigen und so wechselvollen Lebens sind darin in möglichst treuer Weise, unter Beibringung zahlreicher Zeugnisse aus den Schriften und aus der Correspondenz des Dahingeschiedenen, dargelegt. Eine gewiss sehr schwierige Aufgabe für einen Sohn, der seinem Vater in der Grundstimmung seiner Seele so nahe steht und der immer wieder, je weiter er schreibt, neue Motive der Bewunderung in der Uebereinstimmung des Strebens findet. Dass seine Beurtheilung dabei häufig einen ausgemacht subjektiven Charakter annimmt, kann ihm nur zur Ehre angerechnet werden; würde man es doch kaum begreifen, wenn er die selbstgestellte Aufgabe, die Lebensgeschichte des Vaters in ihrer Gesammtheit vorzuführen, nach Art eines blossen Historikers zu lösen versucht hätte. Mit nicht geringem Geschick hat er durch die äussere Einrichtung seiner Darstellung sich einen gewissen Zwang auferlegt, den historischen Gang der Entwickelung seines Vaters festzuhalten; dadurch erzielte er eine Vollständigkeit in der Berichterstattung, welche auch die kleineren Verhältnisse und Erlebnisse in volles Licht stellt. In einer Reihe von grösseren und kleineren, kapitelartig getrennten und dadurch zu einer Art von Selbständigkeit entwickelten Abschnitten führt er uns durch alle Stadien dieses langen und so inhaltsreichen Lebens. So gewährt er dem aufmerksamen Leser die Mittel, sich selbst ein zusammenhängendes Bild der äusseren und der inneren Entwickelungsgeschichte des „Mannes" zusammenzusetzen, und er versäumt es nicht, durch vor- und rückgreifende Bemerkungen, welche die Reihenfolge der historischen Darstellung zuweilen durchbrechen, den fortlaufenden Faden erkennbar zu machen, der unzerstörbar durch das ganze Leben bis zum Tode seine Continuität erhalten hat. Es ist in der That ein lehrreiches und erbauendes Werk, welches hier den Zeitgenossen und der Nachwelt geboten wird.

Für nicht wenige Leser unserer Zeitschrift werden grosse Abschnitte desselben, insbesondere die politischen, nur dann den tief sympathischen Eindruck hervorrufen, welchen der Verf. beabsichtigt, wenn sie sich über die aufregenden und oft verwirrenden Hergänge jener Zeit zu einem ruhigen, klärenden und zusammenfassenden Urtheil über die psychologische Grundlage eines solchen Mannes zu erheben wissen. Wer, wie ein scheinbar grosser Theil der Bewohner jener Stadt, in welcher Carl Vogt die letzten Jahrzehnte seines Lebens in steter wissenschaftlicher und patriotischer Arbeit verbracht hat, noch über den Tod hinaus das Gefühl der Erbitterung über sein stets freisinniges, unabhängiges und entschlossenes Handeln nicht zu überwinden vermag, dem wird auch dieses Lebensbild die Freiheit des Ausblickes auf den Charakter und die Ziele des Mannes nicht bringen. Ihm kann man nur die Handlungsweise eines Gelehrten entgegenhalten, der trotz aller principieller Gegensätzlichkeit und trotz herber persönlicher Erfahrungen kein Bedenken getragen hat, im entscheidenden Augenblick für den „Rebellen" einzutreten. Das war unser Leopold von Buch, der in der Zeit des aufsteigenden Ruhmes des jungen Naturforschers, als die Glacialzeit in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses trat, in den heftigsten Streit mit ihm gerieth und nach empfindlichen, vor der Oeffentlichkeit geführten Verhandlungen von ihm besiegt wurde, und der doch, als es sich bald nachher um die Berufung des gefürchteten Materialisten und Liberalen auf den zoologischen Lehrstuhl in Giessen handelte, diese Berufung bei dem reactionären Ministerium durchsetzte.

Gerade die Schilderung dieser und der kurz vorhergegangenen Zeit, insbesondere der fortschreitenden Arbeiten über die Entwickelungsgeschichte der Fische und über die Stellung ihrer paläontologischen Reste, die in dem kleinen Kreise der um Louis Agassiz in Neufchatel gesammelten Schaar durchgeführt wurden, und dann die gewaltige Aufgabe der Gletscher-Erforschung gehören zu den, durch ihre Klarheit und ihr Detail an-

Digitized by Google

ziehendsten Abschnitten des ganzen Werkes. Heutzutage, wo die „Gletschertheorie" Allgemeingut des Volkes geworden ist, gewährt es ein Bild ungetrübter Freude, das Hôtel des Neufchâtelois, jenen gewaltigen Felsblock auf dem Aar-Gletscher, und die Gesellschaft rüstiger Arbeiter, unter denen neben Vogt die sympathische Gestalt des lieben Desor hervorragt, sich von Neuem zu vergegenwärtigen.

Ein nicht minder dramatisches Capitel bringt die ersten Nachrichten über die Entdeckung der Pfahlbauten in den schweizer Seen, über die Auffindung der ältesten Manufakte aus gehauenem Feuerstein in der Picardie und endlich das Auftreten Darwin's. Wie schnell und wie bestimmend Vogt in die gewaltige Bewegung eingriff, welche dadurch entfesselt wurde, ist allgemein bekannt. Wer erinnert sich nicht seines Zuges durch ganz Europa, wo er als Apostel der Steinzeit vor der erstaunten Zuhörerschaft mit der Meisterschaft seines Vortrages die neuen Aufschlüsse schilderte, welche unabhängige Forschung zu Tage gebracht hatte! Jahre hindurch erfüllte dieses Studium seine Seele: wohin er kam, da regte er zu eigener Beobachtung und zu hingebender Forschung an. Er stand auch an der Spitze der Männer, welche den Gedanken einer deutschen anthropologischen Gesellschaft erfassten und schnell verwirklichten. Erst vor wenigen Jahren haben wir in Innsbruck, von wo 1869 der Aufruf zur Gründung der Gesellschaft unter Vogt's persönlicher Mitwirkung erging, das 25jährige Jubelfest in dankbarer Erinnerung gefeiert. Unsere Berliner Gesellschaft ertheilte ihm damals die seltene Ernennung zu ihrem Ehrenmitglied.

Schon im Beginn der Periode, welche durch Darwin's Namen geziert ist, veröffentlichte Vogt die grosse und genaue Arbeit über die Mikrocephalen oder, wie er sie in seinem Euthusiasmus nannte, die Affenmenschen. Damit war der Grund gelegt zu jenen zahllosen und erbitterten Angriffen, die ihn und seine „Affentheorie" bei der grossen Menge in Missachtung zu bringen suchten. Ref. darf wohl daran erinnern, weil es in dem Buche wiederholt zur Sprache gebracht wird, dass er zu den ersten gehört hat, welche sowohl dem „Affenmenschen", als der „Affentheorie" entgegengetreten sind. Aber es waren rein wissenschaftliche Gründe, die ihn leiteten, und seine Hochachtung vor dem Manne und seine Anerkennung des Ernstes seiner Forschung ist dadurch nicht geschwächt worden. Vogt selbst hat die „Affenmenschen" seitdem in den Hintergrund gestellt, und erst das vorliegende Buch hat den Ref. darüber belehrt, dass kurz vor seinem Tode durch eine französische Arbeit über den atavistischen Charakter der Mikrocephalie eine Art von Wiederbelebung des alten Lehrsatzes in ihm stattgefunden zu haben scheint. Es wäre das um so mehr befremdend, als Vogt selbst lange vorher in seinem Kampfe mit den „phantastischen" Darwinisten selbst die Affentheorie aufgegeben hatte und zu objektiven Untersuchungen über die Entwickelungsreihen der höheren Organismen zurückgekehrt war. Diese Wandlung wird in dem Buche, wenn auch nicht in aller Klarheit, so doch unter Einfügung zahlreicher Citate dargestellt. Es mag hier namentlich sein Urtheil über die Darwinisten (p. 136) erwähnt werden. Der Verf., der in den Fragen der Anthropogenie den späteren kühleren Standpunkt seines Vaters nicht ganz bewahrt, und der auch von dem Pithecanthropus in leicht begreiflicher Weise erregt ist, hat doch in anerkennenswerther Treue durch Originalnachweise jedem Leser ein reiches Material zur Bildung eines eigenen Urtheils über die Stellung des grossen Zoologen geboten.

Diese kurzen Ausführungen mögen genügen, um das Buch der Aufmerksamkeit der Fachgenossen und aller derer, welche die Entwickelungsgeschichte der modernen Anthropologie studiren wollen, zu empfehlen. Sie werden zugleich den Mann kennen und, wie wohl sicher zu erwarten steht, schätzen lernen, der während seines, durch eine Fülle unabhängiger Arbeiten und durch eine im höchsten Maasse uneigennützige Thätigkeit ausgezeichneten Wirkens nie aufgehört hat, auch für rein humanitäre Zwecke mit Einsetzung aller seiner Kräfte einzutreten. Niemand wird ohne Rührung lesen, wie er nach der Niederwerfung der Revolution 1849 und dann wieder nach der Vernichtung der französischen Heere 1871 persönlich beschäftigt war, den Besiegten Hülfe zu bringen, ihnen Mittel zu neuer Existenz und zur Aufrichtung in ihrer Noth zu verschaffen. Möge keiner der Leser vergessen, dass der Zweck des Buches nicht in erster Linie eine Geschichte der Zeit ist, sondern eine Geschichte des Mannes und seiner unerschütterlichen „männlichen" Haltung.

Rud. Virchow.

Digitized by Google

Verhandlungen

der

Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt

von

Rud. Virchow.

Jahrgang 1896.

BERLIN.
VERLAG VON A. ASHER & CO.
1896.

Digitized by Google

Berliner Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

1896.

Ehren-Präsident:

Dr. Rudolf **Virchow**, Professor, Geh. Med.-Rath.

Vorstand, 1. Januar 1896.

Dr. Wilh. **Waldeyer**, Professor, Geh. Med.-Rath, Vorsitzender.

Dr. Rud. **Virchow**, Prof., Geh. Med.-Rath.
Dr. Wilh. **Schwartz**, Prof., Gymn.-Director a. D., Geh. Regierungsrath.
} Stellvertreter des Vorsitzenden

Dr. A. **Voss**, Director der vaterl. Abth. d. Kgl. Museums f. Völkerkunde, Schriftführer.

Dr. Max **Bartels**, Sanitätsrath, Schriftführer, W. Am Karlsbad 12/13.
Dr. phil. O. **Olshausen**, Schriftführer.
Wilhelm **Ritter**, Banquier, Schatzmeister, SW. Belle-Allianceplatz 5.

Ausschuss, 25. Januar 1896.

Dr. **Lissauer**, Sanitätsrath, Obmann, Bibliothekar der Gesellschaft.

Dr A. **Bastian**, Professor, Geh. Regierungsrath, Dir. des Museums für Völkerkunde.
Dr. med. et phil. **Ehrenreich**.
E. **Friedel**, Geh. Regierungsrath, Stadtrath.
Dr. phil. F. **Jagor**.
Dr. phil. Wilh. **Joest**, Professor.
Dr. jur. **v. Kaufmann**, Geh. Regierungsrath, Professor.
Dr. med. et phil. **v. Luschan**.
Dr. med. et phil. K. **von den Steinen**, Prof.

Ehrenmitglieder, 1. Januar 1896.

1. Frau Gräfin **Uwaroff**, Präsident der Kaiserlich Russischen Archäologischen Gesellschaft, Moskau, erwählt den 21. December 1889.
2. Fräulein Johanna **Mestorf**, Director des Museums vaterländischer Alterthümer in Kiel, erwählt den 18. Juli 1891.
3. Ministerialrath, Freiherr Ferdinand **v. Andrian-Werburg**, Präsident der Wiener anthropologischen Gesellschaft, Aussee, Steiermark, erwählt den 14. Juli 1894.
4. Direktor Dr. **Fraas**, Stuttgart, erwählt den 14. Juli 1894.
5. Prof. Dr. Johannes **Ranke**, erster Vorsitzender der Münchener Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, General-Secretär der Deutschen anthropolog. Gesellschaft, München, erwählt den 8. März 1895.
6. Geheimer Bergrath, Prof. Dr. Ernst **Beyrich**, Verwaltungs-Director der geologisch-paläontologischen Abtheilung des Königl. Museums für Naturkunde in Berlin, erwählt den 19. October 1895.

Digitized by Google

Correspondirende Mitglieder,

mit Angabe des Jahres der Ernennung.

1. **Anutschin**, D., Dr., Professor, Präsident der Kaiserl. Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, der Anthropologie und Ethnographie, Moskau. 1889
2. **Aspelin**, J. R., Dr., Staatsarchaeolog, Helsingfors, Finland. 1874
3. **Bahnson**, Kr., Dr., Inspector am National-Museum, Kopenhagen. 1889
4. **Barnabei**, Direttore del Museo Papa Giulio, Rom. 1894
5. **Baye**, Baron Joseph de, Chateau Baye, Dép. Marne, Frankreich. 1890
6. **Beddoe**, John, M. D., F. R. S. The Chantry, Badford-on-Avon (Wilts) England. 1871
7. **Bellucci**, Giuseppe, Prof., Dr., Perugia. 1881
8. **Bertrand**, Alexandre, Membre de l'Institut, Directeur du Musée des Antiquités nationales à St.-Germain-en-Laye, Frankreich. 1877
9. **Bogdanow**, Anatol, Dr. Professor, Präsident der Kaiserl. Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, der Anthropologie und Ethnographie, Moskau. 1878
10. **Bonaparte**, Roland, Prinz, Paris. 1885
11. **Brinton**, Daniel G., Dr. med., Professor an der Universität von Pennsylvania, Doctor of Science, Media, Pa. 1886
12. **Brizio**, E., Professor, Director des Museo civico, Bologna. 1891
13. **Burgess**, J., L. L. D., C. I. E., Director Gen. of the Archaeolog. Survey of India, Edinburgh. 1887
14. **Calori**, Luigi, Prof., Bologna. 1871
15. **Calvert**, Frank, Amer. Consul, Dardanellen, Kleinasien. 1875
16. **Capellini**, G., Prof., Senator, Bologna. 1871
17. **Capistrano de Abreu**, Dr. João, Rio de Janeiro. 1895
18. **Cartailhac**, E., Toulouse. 1881
19. **Castelfranco**, Pompeo, R. Ispettore degli Scavi e Monumenti di Antichità, Mailand. 1883
20. **Chantre**, Ernest, Professor, Subdirector des Museums für Naturgeschichte, Lyon. 1881
21. **Costa**, Pereira da, Dr., Prof., Lissabon. 1872
22. **Dawkins**, W. Boyd, Professor, M. A., F. R. S., Woodhurst, Jallowfield, Manchester. 1877
23. **Delgado**, Joaquim Filippe Nery, Chef der Geologisch. Landesaufnahme, Lissabon. 1881
24. **Duhmberg**, Otto von, Dr., Staatsrath, Dorpat. 1879
25. **Dupont**, Ed., Director des Kgl. naturgesch. Museums, Brüssel. 1871
26. **Ernst**, A., Dr., Director des Nat.-Museums, Carácas, Venezuela. 1878
27. **Evans**, Sir John, D. C. L., L. L. D., F. R., S., Pres. Num. Society London, Nash Mills, Hemel Hempsted, England. 1874
28. **Fellenberg**, Edmund von, Dr., Director der archäolog. und anthropolog. Sammlungen, Bern. 1883
29. **Fiala**, Franz, Dr. phil., Sarajevo, Bosnien. 1895
30. **Flex**, Oscar, Missionär, Ranchi, Nagpore, Ostindien. 1873
31. **Flower**, Sir William Henry, Prof., F. R. S., Director des Natural History Museum, London. 1879
32. **Franks**, Augustus W., M. A., F. R. S. London. 1872
33. **Garson**, J. G., M. D., London. 1889
34. **Gemellaro**, Director des paläont. Museums, Palermo. 1883
35. **Gerlach**, Dr. med., Hongkong. 1880
36. **Gross**, V., Dr. med., Neuveville, Schweiz. 1880
37. **Guimet**, Emile, Lyon. 1882
38. **Hamdy Bey**, Director d. Kaiserl. Ottomanischen Museums, Constantinopel. 1894
39. **Hampel**, Josef, Prof., Dr., Custos am Nationalmuseum, Budapest. 1884

Digitized by Google

40. **Hamy**, Ernest, Dr., Professeur d'Anthropologie au Muséum d'hist. naturelle, Membre de l'Institut, Paris. 1882
41. **Hauer**, Franz Ritter von, Dr., Intendant d. K. K. naturhistor. Hofmuseums, Wien. 1887
42. **Hazelius**, Artur, Stockholm. 1888
43. **Heger**, Franz, Custos am K. K. Naturhistor. Hofmuseum, Wien. 1893
44. **Heierli**, J., Privat-Docent, Zürich. 1890
45. **Helbig**, Wolfgang, Dr., Professor, Rom. 1883
46. **Heldreich**, Dr. von, Prof., Director des botanischen Gartens, Athen. 1873
47. **Herrmann**, Anton, Dr. phil., Professor, Budapest. 1889
48. **Hildebrand**, Hans, Dr., Reichsantiquar, Stockholm. 1872
49. **Hirth**, Fr., Prof. Dr., Commissioner of Customs, Chinkiang, China, z. Z. München. 1886
50. **Hörmann**, Constantin, Regierungsrath, Director des Landes-Museums, Sarajevo, Bosnien. 1894
51. **Hörnes**, Moriz, Dr. phil., Assistent am k. k. naturhist. Hofmuseum, Privat-Docent, Wien. 1894
52. **Hoffman**, W. J., Dr. med., Curator Anthropological Society, Washington, D. C. 1886
53. **Houtum-Schindler**, A., General, Teheran. 1878
54. **Jacques**, Victor, Dr., Secrétaire de la Société d'Anthropologie, Brüssel. 1889
55. **Jimenes de la Espada**, M., Prof. Dr., Madrid. 1891
56. **Ihering**, Hermann von, Dr., Director do Museo zoologico, Sao Paulo, Brasilien. 1886
57. **Kate**, H. ten, Dr., La Plata, Argentinien. 1886
58. **Kollmann**, J., Dr. med., Prof., Basel. 1887
59. **Lacerda**, Dr., Prof., Direktor des National-Museums, Rio de Janeiro. 1889
60. **Lortet**, Louis, Prof. Dr., Director des naturhist. Museums, Lyon. 1883
61. **Lubbock**, Sir John, Bart., M. P., High Elms, Farnborough, Kent, England. 1871
62. **Macalister**, Prof. der Anatomie, President of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, Cambridge, England. 1893
63. **Majer**, Prof. Dr., Präsident der k. k. Akademie, Krakau. 1878
64. **Man**, Edward Horace, Assistant Superintendent, Port Blair, Andamanen. 1885
65. **Mantegazza**, Paolo, Prof., Director d. Nationalmuseums für Anthropologie, Senator, Florenz. 1871
66. **Marchesetti**, Carlo de, Dr., Dir. des naturhistorischen Museums, Triest. 1887
67. **Mason**, Otis T., A. M., Ph. D., Curator of the Department of Ethnology in the United States Nat. Mus., Smiths. Institution, Washington, D. C. 1895
68. **Montelius**, Oscar, Dr. phil., Prof., erster Amanuensis am Königl. histor. Museum, Stockholm. 1872
69. **Moreno**, Don Francisco, Director des National-Museums, La Plata. 1878
70. **Morse**, Edw. S., Professor Dr., Director der Peabody Academy of Science, Salem, Mass. 1889
71. **Morselli**, Henri, Dr. med., Professor, Turin. 1881
72. **Much**, Matthäus, Dr. jur., Regierungsrath, Mitglied und Conservator der k. königl. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, Wien. 1894
73. **Müller**, Baron F. von, Director des botanischen Gartens, Melbourne, Australien. 1872
74. **Müller**, Sophus, Dr., Director des National-Museums, Kopenhagen. 1882
75. **Nicolucci**, Giustiniano, Professor, Dr., Isola di Sora, Neapel. 1871
76. **Noetling**, Dr. phil., Palaeontologist of the Geological Survey of India, Calcutta. 1894

Digitized by Google

77. **Ornstein**, Bernhard, Dr. med., Generalarzt, Chefarzt a. D. des griechischen Heeres, Athen. 1877
78. **Orsi**, Paolo, Dr., R. Ispettore degli scavi, Syracus. 1888
79. **Peñafiel**, Antonio, Dr., Prof., Mexico. 1891
80. **Petersen**, Henry, Dr., Director des National-Museums, Kopenhagen. 1889
81. **Philippi**, Rudolf A., Professor, Dr., Santiago, Chile. 1871
82. **Pigorini**, Luigi, Prof., Director des prähistorisch-ethnographischen Museums, Rom. 1871
83. **Pisko**, Leiter des k. k. österr. General-Consulates, Janina, Albanien. 1895
84. **Pitt Rivers**, A. H. Lane Fox, Lieutenant-General, F. R. S., Inspector of Ancient Monuments in Great Britain, Rushmore, Salisbury, England. 1888
85. **Pleyte**, W., Conservator aan's Rijksmuseum van Oudheden, Leiden, Niederlande. 1890
86. **Powell**, J. W., Major, Smithsonian Institution, Washington, D. C. 1876
87. **Prosdocimi**, Alessandro, Cav., Professor, Dr., Este, Italien. 1889
88. **Pulszky**, Franz v., Dr., Director des Nationalmuseums, Budapest. 1876
89. **Radde**, Gustav, Dr., Director des kaukasischen Museums, Tiflis. 1871
90. **Radloff**, W., Dr., Akademiker, St. Petersburg. 1884
91. **Retzius**, Gustaf, Dr., Professor, Stockholm. 1882
92. **Riedel**, Joh. Gerard Friedr., Niederländischer Resident, z. Z. Haag. 1871
93. **Risley**, H. H., Calcutta. 1895
94. **Rivett-Carnac**, J. H., Colonel-Commandant of Volunteers, Aide de Camp of Her Majesty the Queen, Empress of India, Schloss Wildeck, Aargau, Schweiz. 1882
95. **Rygh**, O., Prof. Dr., Director d. Sammlung nordischer Alterthümer, Christiania. 1879
96. **Salinas**, Antonio, Professor, Director des Nationalmuseums, Palermo. 1883
97. **Schmeltz**, J. D. E., Conservator am Ethnographisch Rijksmuseum, Leiden. 1894
98. **Sergi**, Giuseppe, Prof. Dr., Rom. 1891
99. **Serrurier**, L., Dr., Director des Ethnographisch Rijks-Museum, Leiden. 1889
100. **Spiegelthal**, F. W., Schwedischer Vice-Consul, Smyrna. 1875
101. **Steenstrup**, Japetus, Professor, Kopenhagen. 1871
102. **Stieda**, Ludw., Geh. Medicinalrath, Prof. Dr., Königsberg i. Pr. 1883
103. **Stolpe**, Hjalmar, Dr. med., Stockholm. 1894
104. **Studer**, Theophil, Professor, Dr., Bern. 1885
105. **Szombathy**, Josef, Custos am k. k. naturhistor. Hofmuseum, Wien. 1894
106. **Topinard**, Paul, Prof. Dr., Paris. 1879
107. **Troll**, Joseph, Dr., Wien. 1890
108. **Truhelka**, Ciro, Custos am Bosnisch - Hercegovinischen Landes - Museum, Sarajevo, Bosnien. 1894
109. **Turner**, Sir William, Prof. der Anatomie, Edinburg. 1890
110. **Tylor**, Edward, B., Curator des Museums, Professor d. Anthropologie, Oxford. 1893
111. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd**, Ch. E. de, Professor, Paris. 1879
112. **Vedel**, E., Amtmann, Vicepräsident der Königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde, Sorö, Dänemark. 1887
113. **Wankel**, Heinrich, Dr. med., Olmütz, Mähren. 1894
114. **Weisbach**, Augustin, Dr. med., Oberstabsarzt, Sanitäts-Chef, Sarajevo, Bosnien. 1871
115. **Wheeler**, George M., Captain Corps of Engineers U. S. Army, Washington, D. C. 1876

Digitized by Google

116. **Wieser, Ritter von Wiesenhort**, Franz, Dr. phil., Professor, Präsident des Ferdinandeums, Innsbruck. 1894

117. **Zampa**, Raffaello, Professor, Dr., Rom. 1891

118. **Zwingmann**, Georg, Dr., Medicinalinspector, Kursk, Russland. 1873

Ordentliche Mitglieder, 1896.

a) Immerwährende (nach § 14 der Statuten).

1. **Corning**, Dr. med., Morillon, Genf.
2. **Ehrenreich**, Paul, Dr. med. et phil., Berlin.
3. **Joest**, Wilhelm, Prof. Dr. phil., Berlin.
4. **Loubat**, Duc de, Paris.
5. **Riegler**, C., Director, Mannheim.

b) Jährlich zahlende (nach § 11 der Statuten).

1. **Abel**, Karl, Dr. med., Berlin.
2. **Abraham**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
3. **Achenbach**, v., Dr., Exc., Oberpräsident, Potsdam.
4. **Adler**, E., Dr. med., Berlin.
5. **Albrecht**, Gustav, Dr., Berlin.
6. **Albu**, Dr. med., Berlin.
7. **Alsberg**, M., Dr. med., Cassel.
8. **Alterthumsverein**, Worms.
9. **Althoff**, Dr., Geh. Ober-Reg.-Rath und Vortragender Rath im Unterrichtsministerium, Berlin.
10. **Altrichter**, Karl, Gerichts-Secretär, Berlin.
11. **Andree**, Rich., Dr. phil., Braunschweig.
12. **Arons**, Alb., Commerzienrath, Berlin.
13. **Arzruni**, Andreas, Dr. phil., Prof., Aachen.
14. **Aschenborn**, Oscar, Dr. med., Berlin.
15. **Ascher**, Hugo, Kaufmann, Berlin.
16. **Ascherson**, F., Dr. phil., Ober-Bibliothekar an der Königl. Universitäts-Bibliothek, Berlin.
17. **Ascherson**, P., Dr. phil. et med., Prof., Berlin.
18. **Aschoff**, Albert, Dr. med., Berlin.
19. **Aschoff**, L., Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
20. **Ash**, Julius, Fabrikant, Berlin.
21. **Audouard**, A., Maj. a. D., Charlottenburg.
22. **Auerbach**, Richard, Kaufmann, Berlin.
23. **Bär**, Adolf, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
24. **Bässler**, Arthur, Dr. phil., z. Z. auf Reisen.
25. **Barnewitz**, Paul, Rentier, Berlin.
26. **Barschall**, Max, Dr. med., Sanitätsrath. Berlin.
27. **Bartels**, Max, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
28. **Bartels**, Paul, cand. med., Berlin.
29. **Basler**, Wilhelm, Dr., Offenburg, Baden.
30. **Bastian**, A., Dr. med. et phil., Geh. Reg.-Rath, Professor, Director des Kgl. Museums f. Völkerkunde, Berlin.
31. **Bauer**, Fr., Baurath, Magdeburg.
32. **Begemann**, Dr. phil., Gymnasial-Director, Neu-Ruppin.
33. **Behla**, Robert, Dr. med., Sanitätsrath, Kreiswundarzt, Luckau.
34. **Behlen**, Heinrich, Forst-Assessor, Aurich, Ost-Friesland.
35. **Behrend**, Adolf, Verlags-Buchhändler, Berlin.
36. **Beick**, Waldemar, Dr. phil., Weilburg.
37. **Bell**, Ludwig, Dr. phil., Frankfurt a. M.
38. **Benda**, C., Dr. med., Privatdocent, Berlin.
39. **Benda**, v., Rittergutsbesitzer, Berlin.
40. **Bennigsen**, R. v., Oberpräsident, Exc., Hannover.
41. **Benninghoven**, Dr. med., Berlin.
42. **Berendt**, G., Dr. phil., Prof., Berlin.
43. **Bergmann**, Ernst v., Dr. med., Geh. Medicinalrath, Prof., Berlin.
44. **Berlin**, R., Dr. med., Prof., Rostock.
45. **Bernhardt**, M., Dr. med., Prof., Berlin.

Digitized by Google

46. **Bertram**, Alexis, Dr. med., Geheimer Sanitätsrath, Berlin.
47. **Beuster**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
48. **Beyfuss**, Gustav, Dr. med., Eerst- aanwezend Officier van gezondheid, Malang bei Socrabaja, Java, z. Z. Berlin.
49. **Bibliothek**, Grossherzogliche, Neu-Strelitz.
50. **Bibliothek**, Stadt-, Stralsund.
51. **Bibliothek**, Universitäts-, Greifswald.
52. **Bibliothek**, Universitäts-, Tübingen.
53. **Biermann**, Kaiserl. deutscher Consul, Bombay.
54. **Bindemann**, Hermann, Dr. med., Berlin.
55. **Blasius**, Wilhelm, Dr. phil., Prof., Braunschweig.
56. **Blell**, Theodor, Gross-Lichterfelde bei Berlin.
57. **Bloch**, Iwan, cand. med., Heidelberg.
58. **Blumenthal**, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
59. **Boas**, Franz, Dr. phil., Washington, D. C., America.
60. **Boer**, Dr. med., Sanitätsrath, Königl. Hofarzt, Berlin.
61. **Borghard**, A., Fabrikbesitzer, Berlin.
62. **Born**, L., Dr., Prof., Corps-Rossarzt a. D., Berlin.
63. **Bornemann** sen., Dr., Eisenach.
64. **Bracht**, Eugen, Landschaftsmaler, Professor, Berlin.
65. **Braehmer**, O., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
66. **Bramann**, v., Dr. med., Prof., Halle a. S.
67. **Brand**, E. v., Major a. D., Wutzig bei Woldenberg in der Neumark.
68. **Brandt**, v., K. deutscher Gesandter und bevollmächtigter Minister a. D., Wirkl. Geheimer Rath, z. Z. auf Reisen.
69. **Brasch**, F., Dr. med., Berlin.
70. **Bredow**, v., Rittergutsbesitzer, Berlin.
71. **Bredow**, Ernst v., Retzow b. Buschow.
72. **Breslauer**, Heinrich, Dr. med., Prof., Berlin.
73. **Brösike**, G., Dr. med., Berlin.
74. **Bruchmann**, K., Dr. phil., Berlin.
75. **Brückner** sen., Dr. med., Rath, Neu-Brandenburg.
76. **Brunnemann**, Karl, Justizrath, Stettin.
77. **Buchholz**, Rudolf, Custos des Märkischen Provinzial-Museums, Berlin.
78. **Bürgerschule**, staatliche, höhere mit Latein-Abtheilung, Cuxhaven.
79. **Bütow**, H., Geheimer Rechnungsrath, Berlin.
80. **Busch**, Friedrich, Dr. med., Prof., Berlin.
81. **Buschan**, G., Dr. med. et phil., Kaiserl. Marine-Assistenzarzt a. D., Stettin.
82. **Busse**, Hermann, Werkmeister, Berlin.
83. **Cahnheim**, O., Dr. med., Dresden.
84. **Castan**, Gustav, Berlin.
85. **Castan**, Louis, Besitzer des Panopticums, Berlin.
86. **Chlingensperg-Berg**, M., Dr. phil., Kirchberg bei Reichenhall.
87. **Cohn**, Alex. Meyer, Banquier, Berlin.
88. **Cordel**, Oskar, Schriftsteller, Halensee.
89. **Croner**, Eduard, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
90. **Daffis**, Ludwig, Kaufmann, Rom.
91. **Dames**, W., Dr. phil., Prof., Berlin.
92. **David**, Theod., vereid. Makler, Berlin.
93. **Davidsohn**, H., Dr. med., Berlin.
94. **Delorme**, D., ausserord. Gesandter u. Minister der Republik Haiti, Berlin.
95. **Diehl**, Apotheker, Berlin.
96. **Dieroks**, Gustav, Dr. phil., Berlin.
97. **Dieseldorff**, Coban, Guatemala.
98. **Dönhoff-Friedrichstein**, Graf, Friedrichstein bei Löwenhagen, Ostpreussen.
99. **Dönitz**, W., Dr. med., Prof., Steglitz b. Berlin.
100. **Dörpfeld**, Wilh., Dr. phil., Prof., Erster Secretär des Kaiserl. Deutschen Archäologischen Instituts, Athen.
101. **Dotti**, Regierungs-Baumeister, Berlin.
102. **Dzieduszlecky**, Graf, Lemberg, Galizien.
103. **Ehlers**, Dr. med., Berlin.
104. **Ehrenhaus**, S., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
105. **Eisel**, Robert, Gera.
106. **Eisenmann**, Dr. jur., Rechtsanwalt, Berlin.
107. **Ellis**, Havelock, Carbis Water, Lelant, Cornwall, England.
108. **Ende**, H., Königl. Baurath, Geh. Regierungsrath Prof., Berlin.
109. **Engel**, Hermann, Dr. med., Berlin.

Digitized by Google

110. **Eperjesy**, Albert von, K. K. Oesterr. Kammerherr u. Botschaftsrath, Rom.
111. **Erckert**, Roderich v., Generallieutnant a. D., Exc., Berlin.
112. **Erdmann**, Max, Gymnasiallehrer, München.
113. **Ewald**, Ernst, Professor, Director des K. Kunstgewerbe-Museums, Berlin.
114. **Eyrich**, Emil, Maler, Berlin.
115. **Fasbender**, H., Dr. med., Prof., Berlin.
116. **Felkin**, Robert W., Dr. med., Edinburg.
117. **Feyerabend**, Dr. phil., Görlitz.
118. **Finckh**, Theodor, Kaufmann, Stuttgart.
119. **Finn**, W., Kön. Translator, Berlin.
120. **Fischer**, Karl, Dr. med., Lenzen a. E.
121. **Fischer**, Wilhelm, Dr. phil., Realgymnasialdirector a. D., Bernburg.
122. **Fischer**, Louis, Rentier, Berlin.
123. **Flaeschendraeger**, Fabrikdirector, Demmin.
124. **Fliedner**, Carl, Dr. med., Monsheim b. Worms.
125. **Förtsch**, Major a. D., Dr. phil., Halle a. S.
126. **Fränkel**, Bernhard, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
127. **Franke**, Gustav, Dr. med., Berlin.
128. **Freund**, G. A., Dr. phil., Berlin.
129. **Friedel**, Ernst, Geh. Regierungsrath, Stadtrath, Berlin.
130. **Friederich**, Dr. med., Ober-Stabsarzt a. D., Dresden.
131. **Friedländer**, Immanuel, stud. min., Berlin.
132. **Friedrich**, Woldemar, Maler, Prof., Berlin.
133. **Frisch**, A., Druckereibesitzer, Berlin.
134. **Fritsch**, Gustav, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
135. **Fritsch**, K. E. O., Architect, Berlin.
136. **Frobenius**, Oberstlieutenant a. D., Charlottenburg.
137. **Fronhöfer**, Major a. D., Berlin.
138. **Fürst**, Livius, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
139. **Fürstenheim**, Ernst, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
140. **Gaedcke**, Karl, Ober-Lehrer, Salzwedel.
141. **Gesenius**, F., Stadtältester, Director des städtischen Pfandbriefamts, Geh. Regierungsrath, Berlin.
142. **Giebeler**, Carl, Ingenieur, Gross-Lichterfelde.
143. **Glogner**, Dr. med., zweiter Stadtarzt, Samarang, Java.
144. **Görke**, Franz, Kaufmann, Berlin.
145. **Goës**, Apotheker, Soldin.
146. **Götz**, G., Dr., Obermedicinalrath, Neu-Strelitz.
147. **Götze**, Alfred, Dr. phil., Berlin.
148. **Götzen**, Graf v., Lieutenant, Berlin.
149. **Goldschmidt**, Heinr., Banquier, Berlin.
150. **Goldschmidt**, Leo B. H., Banquier, Paris.
151. **Goldschmidt**, Levin, Dr. jur., Prof., Geh. Justizrath, Berlin.
152. **Goldschmidt**, Oscar, Dr. jur., Charlottenburg.
153. **Goldstücker**, Eug., Verlagsbuchhändler, Berlin.
154. **Gottschalk**, Sigismund, Dr. med., Berlin.
155. **Grawitz**, Paul, Dr. med., Professor, Greifswald.
156. **Grempler**, Wilhelm, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Breslau.
157. **Grossmann**, Adolf, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
158. **Grossmann**, Louis, Rabbi, Temple Beth El, Detroit, Mich., America.
159. **Grubert**, Dr. med., Falkenberg, Pommern.
160. **Grünwedel**, Albert, Dr. phil., Prof., Directorial-Assistent am Königl. Museum f. Völkerkunde, Friedenau b. Berlin.
161. **Gubitz**, Erich, Dr. med., Breslau.
162. **Günther**, Carl, Photograph, Berlin.
163. **Günther**, Max, stud. med., Berlin.
164. **Güterbock**, Bruno, Dr. phil., Berlin.
165. **Güterbock**, Paul, Dr. med., Medicinalrath, Professor, Berlin.
166. **Gusserow**, A., Dr. med., Geh. Medicinalrath, Prof., Berlin.
167. **Gutmann**, Max, Regierungs-Baumeister, Berlin.
168. **Gutzmann**, H., Dr. med., Berlin.
169. **Gymnasium**, Königl. Luisen-, Berlin
170. **Haacke**, Dr. med., Sanitätsrath, Stendal

Digitized by Google

171. **Haerche**, Bergwerks-Director, Frankenstein, Schlesien.
172. **Hagenbeck**, Karl, Thierhändler, Hamburg.
173. **Hahn**, Eduard, Dr. phil., Berlin.
174. **Hahn**, Eugen, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Professor, Director am allgem. städt. Krankenhause Friedrichshain, Berlin.
175. **Handtmann**, E., Prediger, Seedorf bei Lenzen a. Elbe, Westpriegnitz.
176. **Hansemann**, David, Dr. med., Privatdocent, Berlin.
177. **Hansemann**, Gustav, Rentier, Berlin.
178. **Harck**, F., Dr. phil., Seusslitz bei Priestewitz, Königr. Sachsen.
179. **Hardenberg**, Freiherr v., Majoratsherr in Schlöben bei Roda, Sachsen-Altenburg.
180. **Harselm**, Wirkl. Geheimer Kriegsrath, Berlin.
181. **Hartmann**, Herm., Dr. phil., Prof., Landsberg a. W.
182. **Hartwich**, Karl, Dr. phil., Professor, Zürich.
183. **Haselberg**, Rudolf v., Dr. med., Regierungs- und Medicinalrath, Stralsund.
184. **Hattwich**, Emil, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
185. **Hauchecorne**, W., Dr. phil., Geh. Bergrath, Director d. K. Bergakademie, Berlin.
186. **Heck**, Dr. phil., Director des zoologischen Gartens, Berlin.
187. **Heimann**, Ludwig, Redacteur, Berlin.
188. **Heintzel**, C., Dr., Lüneburg.
189. **Hellmann**, Gustav, Dr. phil., Professor, Berlin.
190. **Henning**, Louis, Employé, Antwerpen.
191. **Henning**, R., Dr. phil., Prof., Strassburg im Elsass.
192. **Hesselbarth**, Georg, Dr. med., Berlin.
193. **Heyden**, August v., Maler, Prof., Berlin. Berlin.
194. **Hilgendorf**, F., Dr. phil., Professor, Custos am Königl. Museum f. Naturkunde, Berlin.
195. **Hille**, Dr. med., Strassburg im Elsass.
196. **Hirschberg**, Julius, Dr. med., Professor, Geheimer Medicinalrath, Berlin.
197. **Hirschfeld**, Paul, Schriftsteller, Berlin.
198. **Hölder**, v., Dr. med., Ober-Medicinalrath, Stuttgart.
199. **Höner**, F., Zahnkünstler, Berlin.
200. **Horn**, O., Dr. med., Kreisphysicus, Tondern.
201. **Hosius**, Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Münster in Westfalen.
202. **Hülsen**, Karl, St. Petersburg.
203. **Humbert**, Unterstaatssecretär, Berlin.
204. **Ideler**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Wiesbaden.
205. **Israel**, Oskar, Dr. med., Prof., Berlin.
206. **Itzig**, Philipp, Berlin.
207. **Jacobsen**, Adrian, Schiffs-Capitän a. D., Dresden.
208. **Jacobsthal**, E., Geh. Regierungsrath, Prof., Charlottenburg.
209. **Jacubowski**, Apothekenbesitzer, Fraustadt i. P.
210. **Jänicke**, Ernst, Kaufmann, Berlin.
211. **Jaffé**, Benno, Dr. phil., Berlin.
212. **Jagor**, Fedor, Dr. phil., Berlin.
213. **Jahn**, Ulrich, Dr. phil., Charlottenburg.
214. **Jannasch**, R., Dr. jur. et. phil., Vorsitzender des Vereins für Handelsgeographie, Berlin.
215. **Jaquet**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
216. **Jentsch**, Hugo, Dr. phil., Prof., Guben.
217. **Jolly**, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
218. **Jürgens**, Rud., Dr. med., Custos am Pathologischen Institut, Berlin.
219. **Kärnbach**, L., Neu-Guinea.
220. **Kahlbaum**, Dr. med., Sanitätsrath, Director, Görlitz.
221. **Kalischer**, G., Dr. med., Berlin.
222. **Kaufmann**, Richard v., Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Berlin.
223. **Kay**, Charles de, General-Consul der Vereinigten Staaten von America, Berlin.
224. **Keller**, Jean, Weingrosshändler, Berlin.
225. **Keller**, Paul, Dr., Berlin.
226. **Kerb**, Moritz, Kaufmann, Berlin.
227. **Kirchhoff**, Dr. phil., Prof., Halle a. S.
228. **Klaar**, W., Kaufmann, Berlin.
229. **Klein**, William, Wien.

Digitized by Google

230. **Koch**, Robert, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
231. **Köhler**, Dr. med., Posen.
232. **Körte**, Friedr., Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
233. **Kofler**, Friedrich, Rentier, Darmstadt.
234. **Kollm**, Hauptmann a. D., General-Secretär der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin.
235. **Konicki**, Julius, Rentier, Berlin.
236. **Korth**, Karl, Hotelbesitzer, Charlottenburg.
237. **Kossinna**, Gustaf, Dr. phil., Bibliothekar, Berlin.
238. **Krahmer**, Hugo, cand. med., Berlin.
239. **Krause**, Eduard, Conservator am Königl. Museum für Völkerkunde, Berlin.
240. **Krause**, Hermann, Dr. med., Prof., Berlin.
241. **Krause**, Wilhelm, Dr. med., Prof., Berlin.
242. **Krehl**, Gustav, Kaufmann, Berlin.
243. **Kretschmer**, Paul, Dr. phil., Berlin.
244. **Krien**, F., Consul, Söul, Korea.
245. **Kroner**, Moritz, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
246. **Kronthal**, Karl, Dr. med., Berlin.
247. **Kuchenbuch**, Franz, Amtsgerichtsrath, Müncheberg.
248. **Künne**, Karl, Charlottenburg.
249. **Kuhn**, A., Major a. D., Berlin.
250. **Kurtz**, F., Dr. phil., Prof., Córdoba, República Argentina.
251. **Kuthe**, Dr. med., Oberstabsarzt, Frankfurt a. M.
252. **Kuttner**, Ludwig, Kaufmann, Berlin.
253. **Lachmann**, Georg, Kaufmann, Berlin.
254. **Lachmann**, Paul, Dr. phil., Fabrikbesitzer, Berlin.
255. **Lähr**, Dr. med., Prof., Geh. Sanitätsrath, Zehlendorf.
256. **Landau**, H., Banquier, Berlin.
257. **Landau**, W., Freiherr v., Dr. phil., Berlin.
258. **Lang**, Carl Eugen, Blaubeuren.
259. **Lange**, Julius, Versicherungs-Director, Potsdam.
260. **Langen**, Königl. Baurath, Berlin.
261. **Langen**, A., Capitain, Porto Delgado, San Miguel, Azoren.
262. **Langenmayr**, Paul, Rechtsanwalt, Pinne, Prov. Posen.
263. **Langerhans**, P., Dr. med., Stadtverordneten-Vorsteher, Berlin.
264. **Langerhans**, Robert, Dr. med., Privatdocent, Berlin
265. **Langner**, Otto, Dr. med., Berlin.
266. **Lasard**, Ad., Dr., Director, Berlin.
267. **Laschke**, Alexander, Kais. Bankbuchhalter, Berlin.
268. **Lassar**, O., Dr. med., Professor, Berlin.
269. **Lazarus**, Moritz, Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Berlin.
270. **Le Coq**, Albert v., Dr., Darmstadt.
271. **Lehmann**, Carl F., Dr. jur. et phil., Privatdocent, Berlin.
272. **Lehmann-Nitsche**, R., Dr. med. et phil., Berlin.
273. **Lehnerdt**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
274. **Leiningen-Neudenau**, Graf Emich zu, Hauptmann à la suite des Garde-Füsilier-Reg., Spandau.
275. **Lemcke**, Dr. phil., Prof., Gymnasial-Director, Stettin.
276. **Lemke**, Elisabeth, Fräulein, Berlin.
277. **Leo**, F. A., Dr. phil., Prof., Berlin.
278. **Lewin**, Georg, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
279. **Lewin**, Moritz, Dr. phil., Berlin.
280. **Liebe**, Th., Dr. phil., Prof., Berlin.
281. **Liebermann**, F. v., Dr. med., Berlin.
282. **Liebermann**, Felix, Dr. phil., Berlin.
283. **Liebermann**, Karl, Dr. phil., Prof. Berlin.
284. **Liebreich**, Oscar, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
285. **Lindenschmit**, Dirigent des Germanischen Museums, Mainz.
286. **Lissauer**, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
287. **Löw**, E., Dr. phil., Ober-Lehrer, Berlin.
288. **Löwenheim**, Ludw., Kaufmann, Berlin
289. **Lucae**, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
290. **Ludwig**, H., Zeichenlehrer, Berlin.
291. **Lüdden**, Karl, Dr. med., Wollin, Pommern.
292. **Lühe**, Dr. med., Oberstabsarzt, Königsberg i. Pr.

Digitized by Google

293. **Lührsen**, Dr., Kaiserl. Deutscher Minister-Resident, Santa Fé de Bogotà, Colombia.
294. **Luschan**, F. v., Dr. med. et phil., Dir.-Assist. am Kgl. Museum f. Völkerkunde, Privatdocent, Friedenau.
295. **Maas**, Heinrich, Kaufmann, Berlin.
296. **Maas**, Julius, Kaufmann, Berlin.
297. **Maass**, Karl, Dr. med., Oberstabsarzt a. D., Berlin.
298. **Madsen**, Peter, Baumeister, Berlin.
299. **Magnus**, P., Dr. phil., Prof., Berlin.
300. **Majewski**, Erasm., Dr. phil., Warschau.
301. **Mankiewicz**, Otto, Dr. med., Berlin.
302. **Marasse**, S., Dr. phil., Berlin.
303. **Marcuse**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
304. **Marcuse**, Louis, Dr. med., Berlin.
305. **Marcuse**, Siegb., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
306. **Marggraff**, A., Stadtrath, Berlin.
307. **Marimon y Tudó**, Seb., Dr. med., Sevilla.
308. **Martens**, E. v., Dr. phil., Prof., Zweiter Director der zoolog. Abthlg. des Kgl. Museums für Naturkunde, Berlin.
309. **Martin**, A. E., Dr. med., Prof., Berlin.
310. **Martin**, Rudolf, Dr. med., Docent für Anthropologie, Zürich.
311. **Maška**, Karl J., Oberrealschul-Director, Teltsch, Mähren.
312. **Matz**, Dr. med., Stabsarzt, Steglitz.
313. **Meitzen**, August, Dr., Prof., Geh. Regierungsrath, Berlin.
314. **Mendel**, E., Dr. med., Prof., Berlin.
315. **Menger**, Henry, Dr. med., Medicinalrath, Berlin.
316. **Menzel**, Dr. med., Charlottenburg.
317. **Merke**, Verwaltungsdirector des städt. Krankenhauses Moabit, Berlin.
318. **Meyer**, Alfred G., Dr. phil., Prof., Director, Berlin.
319. **Meyer**, Ferdinand, Bankier, Berlin.
320. **Meyer**, Richard M., Dr. phil., Berlin.
321. **Michel**, Gustav, Dr. med., Wechmar b. Gotha.
322. **Mielke**, Robert, Zeichenlehrer und Schriftsteller, Berlin.
323. **Mies**, Josef, Dr. med., Cöln a. Rhein.
324. **Minden**, Georg, Dr. jur., Syndikus des städt. Pfandbriefamts, Berlin.
325. **Möbius**, Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Director d. zoologischen Abtheilung des Kgl. Museums für Naturkunde, Berlin.
326. **Möller**, Armin, Lehrer, Weimar.
327. **Möller**, H., Dr., Professor, Berlin.
328. **Möser**, Hofbuchdrucker, Charlottenburg.
329. **Möwes**, Dr. phil., Berlin.
330. **Morwitz**, Martin, Rentier, Berlin.
331. **Moses**, S., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
332. **Müller**, Erich, Geh. Regierungsrath, vortragender Rath im Unterrichtsministerium, Berlin.
333. **Müller**, Friedrich W. K., Dr. phil., wissenschaftlicher Hülfsarbeiter im Königl. Museum für Völkerkunde, Tempelhof b. Berlin.
334. **Müller-Beeck**, Georg, Kais. Deutscher Consul, Nagasaki, Japan.
335. **Mützel**, Hans, Historienmaler, Berlin.
336. **Munk**, Hermann, Dr. med., Prof., Berlin.
337. **Museum**, Bernstein-, Stantien und Becker, Königsberg i. Pr.
338. **Museum** für Völkerkunde, Leipzig.
339. **Museum**, Provinzial-, Halle a. S.
340. **Nehring**, A., Dr. phil., Prof., Berlin.
341. **Neuhauss**, Richard, Dr. med., Berlin.
342. **Neumayer**, G., Dr. phil., Wirkl. Geh. Admiralitätsrath, Prof., Hamburg.
343. **Nothnagel**, A., Prof., Hofmaler, Berlin.
344. **Obst**, Dr. med., Director des Museums für Völkerkunde, Leipzig.
345. **Oesten**, Gustav, Ober-Ingenieur, Berlin.
346. **Ohnefalsch-Richter**, Max, Dr. phil., Larnaca, Cypern.
347. **Olshausen**, Otto, Dr. phil., Berlin.
348. **Oppenheim**, Max, Freiherr v., Dr. jur., Regierungsassessor, Berlin.
349. **Oppenheim**, Paul, Dr. phil., Charlottenburg.
350. **Oppersdorff**, Graf, Schloss Oberglogau, Schlesien.
351. **Oppert**, Gustav, Dr. phil., Prof., Berlin.
352. **Orth**, A., Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Berlin.
353. **Osborne**, Wilhelm, Rittergutsbesitzer, Blasewitz b. Dresden.

Digitized by Google

354. **Oske**, Ernst, Vereidigter Makler, Berlin.
355. **Ossowidzki**, Dr. med., Sanitätsrath, Oranienburg, Reg.-Bez. Potsdam.
356. **Palm**, Julius, Dr. med., Berlin.
357. **Passow**, Dr. med., Stabsarzt, Charlottenburg.
358. **Pauli**, Gustav, Berlin.
359. **Peiser**, Felix, Dr. phil., Privat-Docent, Königsberg i. Pr.
360. **Pflugmacher**, E., Dr. med., Oberstabsarzt, Brandenburg a. H.
361. **Philipp**, Paul, Dr. med., Kreisphysikus, Berlin.
362. **Pinkus**, Felix, Dr. med., Breslau.
363. **Pippow**, Dr. med., Regierungs- und Medicinalrath, Erfurt.
364. **Polakowsky**, Dr. phil., Berlin.
365. **Ponfick**, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Breslau.
366. **Posner**, C., Dr. med., Prof., Berlin.
367. **Prausnitz**, Emil, Fabrik-Besitzer, Berlin.
368. **Preuss**, Theodor, Dr. phil., Berlin.
369. **Prochno**, Raths-Apotheker, Gardelegen.
370. **Pudil**, H., Baudirector, Prag.
371. **Rabl-Rückhard**, H., Dr. med., Prof., Oberstabsarzt a. D., Obermais, Meran.
372. **Rademacher**, C., Lehrer, Cöln a. Rh.
373. **Reich**, Max, Dr. med., Stabsarzt der Marine, Berlin.
374. **Reichenheim**, Ferd., Berlin.
375. **Reinecke**, Paul, stud. med., München.
376. **Reinecke**, Major a. D., Berlin.
377. **Reinhardt**, Dr. phil., Oberlehrer, Rector, Berlin.
378. **Reiss**, Wilhelm, Dr. phil., Geh. Regierungsrath, Schloss Könitz (Thüringen).
379. **Remak**, E. J., Dr. med., Prof., Berlin.
380. **Richter**, Berth., Banquier, Berlin.
381. **Richthofen**, F., Freiherr v., Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Berlin.
382. **Rieck**, R., Kaiserl. Stallmeister, Berlin.
383. **Riedel**, Bernh., Dr. med., Berlin.
384. **Riedel**, Eugen, Gutsbesitzer, Drebkau, Kr. Calau.
385. **Riedel**, Paul, Kaufmann, Oranienburg.
386. **Ritter**, W., Banquier, Berlin.
387. **Robel**, Ernst, Dr. phil., Oberlehrer, Steglitz.
388. **Röckl**, Georg, Regierungsrath am Kaiserl. Gesundheitsamt, Berlin.
389. **Röhl**, v., Dr. jur., Assessor, Berlin.
390. **Rössler**, E., Gymn.-Lehrer, Schuscha, Kaukasus.
391. **Rohlfs**, Gerh., Dr., Kaiserl. General-Consul, Godesberg.
392. **Rosenkranz**, H., Dr. med., Berlin.
393. **Rosenstein**, Siegmund, Director, Berlin.
394. **Rosenthal**, L., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
395. **Rück**, D., Braumeister, Caracas, Venezuela.
396. **Ruge**, Karl, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
397. **Ruge**, Paul, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
398. **Runkwitz**, Dr. med., Marine-Stabsarzt, auf See.
399. **Samson**, Alb., Banqier, Brüssel.
400. **Samter**, Dr. med. Berlin.
401. **Sander**, Wilh., Dr. med., Geh. Medicinalrath, Director, Dalldorf bei Berlin.
402. **Sarasin**, Fritz, Dr. phil., zur Zeit auf Reisen.
403. **Sarasin**, Paul, Dr. phil., zur Zeit auf Reisen.
404. **Saurma-Jeltsch**, Freiherr v., Exc., Wirkl. Geh. Rath, Kaiserl. Deutscher ausserordentlicher und bevollmächtigter Botschafter, Constantinopel.
405. **Saville**, Marshall H., New York.
406. **Schauenburg**, Dr. jur., Regierungsrath, Berlin.
407. **Schedel**, Joseph, Apotheker, Yokohama, Japan.
408. **Schellhas**, P., Dr. jur., Amtsrichter, Steinau a. d. Oder, Schlesien.
409. **Schlemm**, Julie, Fräulein, Berlin.
410. **Schlesinger**, H., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
411. **Schmidt**, Colmar, Landschaftsmaler, Berlin.
412. **Schmidt**, Emil, Dr. med., Professor, Leipzig.
413. **Schmidt**, Henry, Dr. phil., Berlin.
414. **Schmidt**, Max C. P., Dr. phil., Prof., Berlin.
415. **Schmidt**, Oscar, Dr. med., Berlin.

Digitized by Google

416. **Schnell**, Apotheken-Besitzer, Berlin.
417. **Schöler**, H., Dr. med., Professor, Geh. Medicinalrath, Berlin.
418. **Schöne**, Richard, Dr. phil., Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath, General-director der Königl. Museen, Berlin.
419. **Schönlank**, William, General-Consul der Republiken San Salvador und Haiti, Berlin.
420. **Schötensack**, O., Dr. phil., Heidelberg.
421. **Schütz**, Carl, Bildhauer, Friedrichshagen b. Berlin.
422. **Schütz**, W., Dr. med., Professor, Geh. Regierungsrath, Rector der thierärztl. Hochschule, Berlin.
423. **Schütze**, Alb., Academischer Künstler, Berlin.
424. **Schulenburg**, Wilibald v., Berlin.
425. **Schultze**, Oscar, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
426. **Schultze**, Wilhelm, Dr. med., Sanitätsrath, Stettin.
427. **Schultze**, Premier-Lieutenant, Berlin.
428. **Schultze**, Rentier, Berlin.
429. **Schumann**, Hugo, prakt. Arzt, Löcknitz, Pommern.
430. **Schwabacher**, Adolf, Banquier, Berlin.
431. **Schwartz**, Albert, Hof-Photograph, Berlin.
432. **Schwartz**, W., Dr. phil., Prof., Gymnasialdirector, Geh. Regierungsrath, Berlin.
433. **Schwarzer**, Dr., Grubenbesitzer, Zilmsdorf bei Teuplitz, Kr. Sorau.
434. **Schweinfurth**, Georg, Dr. phil., Prof., Berlin, z. Z. auf Reisen.
435. **Schweinitz**, Graf v., Premierlieutenant, Berlin.
436. **Schweitzer**, Dr. med., Daaden, Kreis Altenkirchen.
437. **Schwerin**, Ernst, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
438. **Selberg**, Emil, Kaufmann, Berlin.
439. **Seler**, Eduard, Dr. phil., Assistent am Kgl. Museum für Völkerkunde, Privatdocent, Steglitz b. Berlin.
440. **Siebold**, Heinr. v., Yokohama, Japan.
441. **Siegmund**, Gustav, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
442. **Siehe**, Dr. med., Sanitätsrath, Kreisphysicus, Calau.
443. **Siemering**, R., Prof., Bildhauer, Berlin.
444. **Siemsen**, Palm, kais. deutscher Consul, Makassar.
445. **Sierakowski**, Graf Adam, Dr. jur., Waplitz bei Altmark, Westpreussen.
446. **Sieskind**, Louis J., Rentier, Berlin.
447. **Simon**, Th., Banquier, Berlin.
448. **Sökeland**, Hermann, Berlin.
449. **Sommerfeld**, Sally, Dr. med., Berlin.
450. **Sonnenburg**, Dr. med., Prof., Berlin.
451. **Spitzly**, John H., pensionirter Officier van gezondheid I. Kl., London.
452. **Staudinger**, Paul, Naturforscher, Berlin.
453. **Stechow**, Dr. med., Oberstabsarzt, Berlin.
454. **Steinen**, Karl von den, Dr. med. et phil., Prof., Vors. d. Ges. f. Erdkunde in Berlin, Neu-Babelsberg bei Potsdam.
455. **Steinen**, Wilhelm von den, Maler, Gross-Lichterfelde.
456. **Steinthal**, Leop., Banquier, Steglitz.
457. **Steinthal**, H., Dr. phil., Professor, Berlin.
458. **Stephan**, Georg, Mühlen-Besitzer, Lichterfelder Buschmühle bei Sallgast, Kr. Luckau.
459. **Stephan**, J., Buchhändler, Berlin.
460. **Stoll**, Dr. med., Prof., Zürich.
461. **Stoltzenberg**, R. v., Luttmersen bei Neustadt am Rübenberge, Hannover.
462. **Strassmann**, Maurermeister, Berlin.
463. **Strauch**, Contre-Admiral z. D., Friedenau b. Berlin.
464. **Strauch**, Curt, Dr. med., Berlin.
465. **Strebel**, Hermann, Kaufmann, Hamburg, Eilbeck.
466. **Strecker**, Albert, Kanzleirath, Soldin.
467. **Struck**, H., Dr. med., Geh. Ober-Regierungsrath, Berlin.
468. **Stucken**, Eduard, Berlin.
469. **Stuhlmann**, Dr. med., Dar es Salam.
470. **Tappeiner**, Dr. med., Hofrath, Schloss Reichenbach bei Meran.
471. **Taubner**, Dr. med., Allenberg bei Wehlau.
472. **Teige**, Paul, Hof-Juwelier, Berlin.
473. **Thomaschky**, Dr. phil., Oberlehrer, Berlin.

Digitized by Google

474. **Thorner**, Eduard, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
475. **Thunig**, Amtsrath, Breslau.
476. **Timann**, F., Dr. med., Oberstabsarzt, Potsdam.
477. **Titel**, Max, Kaufmann, Berlin.
478. **Tolmatschew**, Nicolaus, Dr. med., Prof., Kasan, Russland.
479. **Török**, Aurel v., Dr. med., Prof., Director des anthropologischen Museums, Budapest.
480. **Treichel**, A., Rittergutsbesitzer, Hoch-Paleschken b. Alt-Kischau, Westpr.
481. **Trojanović**, Sima, Dr. phil., Professor, Belgrad, Serbien.
482. **Uhle**, Max, Dr. phil., Kötzschenbroda, z. Z. auf Reisen.
483. **Ulrich**, R. W., Dr. med., Berlin.
484. **Umlauff**, J. F. G., Hamburg.
485. **Urach**, Fürst von, Carl, Graf von Württemberg, Stuttgart.
486. **Vasel**, Gutsbesitzer, Beyerstedt b. Jerxheim.
487. **Verein**, anthropologischer, Coburg.
488. **Verein**, anthropologischer, Hamburg-Altona, Hamburg.
489. **Verein** der Alterthumsfreunde, Genthin.
490. **Verein**, historischer, Bromberg.
491. **Verein**, Museums-, Lüneburg.
492. **Virchow**, Hans, Dr. med., Professor, Berlin.
493. **Virchow**, Rudolf, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
494. **Vohsen**, Consul a. D., Berlin.
495. **Volborth**, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
496. **Volmer**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
497. **Vorländer**, H., Ritterguts-Besitzer, Dresden.
498. **Voss**, Albert, Dr. med., Director der vaterländischen Abtheilung des Kgl. Museums für Völkerkunde, Berlin.
499. **Wacker**, H., Oberlehrer, Berlin.
500. **Wagner**, Adolf, Fabrikant, Berlin.
501. **Wahl**, E., Ingenieur, Berlin.
502. **Waldeyer**, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
503. **Wattenbach**, Wilhelm, Dr. phil., Prof., Geh. Reg.-Rath, Berlin.
504. **Weber**, W., Maler, Berlin.
505. **Weeren**, Julius, Dr. phil., Prof., Charlottenburg.
506. **Wegner**, Fr., Rector, Berlin.
507. **Wegner**, Ph., Dr. phil., Gymnasial-Director, Neuhaldensleben.
508. **Weigelt**, Dr., Prof., General-Secretär des Deutschen Fischerei-Vereins, Berlin.
509. **Weinhold**, Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Berlin.
510. **Weinzierl**, Robert, Ritter von, Prag.
511. **Weisbach**, Valentin, Rentier, Berlin.
512. **Weiss**, H., Prof., Geh. Regierungsrath, Berlin.
513. **Wendeler**, Paul, Oekonom u. Brauereibesitzer, Soldin.
514. **Weisstein**, Hermann, Reg.-Baumeister, Bonn a. Rh.
515. **Wenslercki-Kwilecki**, Graf, Wroblewo bei Wronke, Prov. Posen.
516. **Werner**, F., Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
517. **Werner**, Johannes, cand. med. veterin., Berlin.
518. **Wessely**, Hermann, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
519. **Wetzstein**, Gottfried, Dr. phil., Consul a. D., Berlin.
520. **Wiechel**, Hugo, Betriebs-Inspector der sächsischen Staatsbahn, Chemnitz.
521. **Wilke**, Theodor, Rentier, Guben.
522. **Wilski**, H., Director, Gross-Lichterfelde bei Berlin.
523. **Winkler**, Hugo, Dr. phil., Privatdocent, Berlin.
524. **Witte**, Ernst, Dr. med., Oberstabsarzt, Berlin.
525. **Wittgenstein**, Wilhelm v., Gutsbesitzer, Berlin.
526. **Wittmack**, L., Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Berlin.
527. **Wolff**, Julius, Dr. med., Prof., Berlin.
528. **Wolff**, Max, Dr. med., Prof., Berlin.
529. **Wolter**, Carl, Chemulpo, Korea.
530. **Wutzer**, H., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
531. **Zandt**, Walther, Freiherr v., Rittmeister, Cassel.
532. **Zechlin**, Konrad, Apothekenbesitzer, Salzwedel.

Digitized by Google

532. **Zenker**, Wilhelm, Dr. med., Kreisphysikus a. D., Bergquell-Frauendorf bei Stettin.
533. **Zintgraff**, Eugen, Dr. jur., Neu-Babelsberg b. Berlin.
534. **Zschiesche**, Paul, Dr. med., Erfurt.

(27. Januar 1896.)

Uebersicht der der Gesellschaft durch Tausch oder als Geschenk zugehenden periodischen Veröffentlichungen.

I. Deutschland,

nach Städten alphabetisch geordnet.

1. Berlin. Amtliche Berichte aus den königlichen Kunstsammlungen.
2. „ Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde (1 und 2 von der General-Direction der königlichen Museen).
3. „ Ethnologisches Notizblatt. Herausgegeben von der Direktion des Kgl. Museums für Völkerkunde (v. d. D.).
4. „ Zeitschrift für Erdkunde.
5. „ Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten.
6. „ Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde (4—6 v. d. G. f. E.).
7. „ Jahrbuch der königlichen Geologischen Landesanstalt (v. d. G. L.).
8. „ Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie (von dem Hydrographischen Amt der kaiserlichen Admiralität).
9. „ Verhandlungen der Berliner medicinischen Gesellschaft (v. d. B. m. G.).
10. „ Berliner Missions-Berichte (v. Hrn. Bartels).
11. „ Nachrichten für und über Kaiser Wilhelmsland und den Bismarck-Archipel (von der Neu-Guinea-Compagnie).
12. „ Die Flamme. Zeitschrift zur Förderung der Feuerbestattung im In- und Auslande (v. d. Red.).
13. „ Jahresbericht des Directors des königl. Geodätischen Instituts (v. Hrn. R. Virchow).
14. „ Comptes rendus des séances de la commission permanente de l'association géodésique internationale (v. Hrn. R. Virchow).
15. „ Mittheilungen aus der historischen Literatur.
16. „ Verwaltungsbericht über das Märkische Provinzial-Museum (v. Hrn. C. Künne).
17. „ Brandenburgia. Monatsblatt und Archiv der Gesellschaft für Heimathskunde der Provinz Brandenburg zu Berlin (v. d. G. f. H.).
18. „ Verhandlungen des deutschen Geographentages.
19. „ Sonntags-Beilage der Vossischen Zeitung (18 u. 19 v. Hrn. C. Künne).
20. „ Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (v. d. V. f. V.).
21. „ Deutsche Kolonial-Zeitung (v. d. deutschen Kolonial-Gesellschaft).
22. „ Naturwissenschaftliche Wochenschrift (v. d. Red.).
23. „ Sitzungsberichte der Gesellschaft naturforschender Freunde.
24. „ „Afrika". Herausgegeben vom evangelischen Afrika-Verein (23 u. 24 v. Hrn. Bartels).
25. „ Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen (v. d. Red.).

Digitized by Google

26. Bonn. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden (v. d. V. v. A.).
27. Brandenburg a. d. H. Jahresberichte des Historischen Vereins (v. d. H. V.).
28. Braunschweig. Archiv für Anthropologie (v. Hrn. Friedr. Vieweg & Sohn).
29. „ Globus. Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde (v. Hrn. C. Künne).
30. „ Harzer Monatshefte (v. d. Red.).
31. Bremen. Deutsche Geographische Blätter.
32. „ Jahresberichte des Vorstandes der Geographischen Gesellschaft (31 u. 32 v. d. G. G.).
33. „ Abhandlungen, herausgegeben von dem naturwissenschaftlichen Verein (v. d. Red.).
34. Breslau. Schlesien's Vorzeit in Bild und Schrift (v. d. Museum Schlesischer Alterthümer).
35. Bromberg. Jahrbuch der historischen Gesellschaft für den Netze-Distrikt (v. d. h. G.).
36. Cassel. Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde.
37. „ Zeitschrift des Vereins f. H. G. u. L. (36 u. 37 v. d. V. f. H. G. u. L.).
38. Colmar, Elsass. Bulletin de la Société d'histoire naturelle (v. d. S.).
39. Crefeld. Berichte des Crefelder Museums-Vereins (v. d. M.-V.).
40. Danzig. Bericht über die Verwaltung der naturwissenschaftlichen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen.
41. „ Schriften der Naturforschenden Gesellschaft (40 u. 41 v. d. N. G.).
42. Dessau. Mittheilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde (v. d. V.).
43. Dresden. Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis (v. d. G. I.).
44. „ Jahresberichte des Vereins für Erdkunde (v. d. V. f. E.).
45. Elbing. Bericht über die Thätigkeit der Elbinger Alterthums-Gesellschaft (v. d. A.-G.).
46. Emden. Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer (v. d. G.).
47. Erfurt. Mittheilungen des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt (v. d. V.).
48. Giessen. Mittheilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins (v. d. O. G.).
49. Görlitz. Neues Lausitzisches Magazin (v. d. Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften).
50. „ Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz (v. d. G.).
51. Gotha. Dr. A. Petermann's Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt (v. Hrn. C. Künne).
52. „ Ergänzungshefte zu 51 (werden angekauft).
53. Greifswald. Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft (v. d. G. G.).
54. „ Jahresberichte der Rügisch-Pommerschen Abtheilung der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde (v. d. G. f. P. G. u. A.).
55. Guben. Mittheilungen der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte (v. d. N. G. f. A. u. U.).
56. Halle a. S. Mittheilungen des Vereins für Erdkunde (v. d. V. f. E.).
57. „ Mittheilungen aus dem Provinzial-Museum der Provinz Sachsen (v. d. Pr.-M.).

Digitized by Google

58. Halle a. S. Photographische Rundschau (v. d. Freien Photogr. Vereinigung in Berlin).
59. Hamburg. Verhandlungen des Vereins für Naturwissenschaftliche Unterhaltung (v. d. V. f. N. U.).
60. Hannover. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft (v. d. G. G.).
61. „ Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen (v. d. V.).
62. Jena. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft (für Thüringen) zu Jena (v. d. G. G.).
63. Kiel. Mittheilungen des Anthropolog. Vereins in Schleswig-Holstein (v. d. A.-V.).
64. „ Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Alterthümer (v. d. M.)
65. Königsberg i. Pr. Sitzungsberichte der Alterthumsgesellschaft Prussia (v. d. A.-G. P.).
66. „ Schriften der Physikalisch-Oekonomischen Gesellschaft (v. d. Ph.-Oe. G.).
67. Leipzig. Bericht für das Museum für Völkerkunde (v. d. M.).
68. „ Das neue Ausland (v. d. Red.).
69. Lübeck. Berichte des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde.
70. „ Mittheilungen d. V. f. L. G. u. A.;
71. „ Zeitschrift d. V. f. L. G. u. A. (67—69 v. d. V.).
72. Lüneburg. Jahresberichte des Museums-Vereins (v. V.).
73. Mannheim. Sammlung von Vorträgen, gehalten im Mannheimer Alterthums-Verein (v. d. M. A.-V.).
74. Metz. Jahresberichte des Vereins für Erdkunde (v. d. V. f. E.).
75. München. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns (v. d. G. f. A. u. U.).
76. „ Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft (v. d. G. G.).
77. „ Monatsschrift des Historischen Vereins von Oberbayern (v. d. H. V.).
78. „ Oberbayerisches Archiv (v. d. hist. Verein von und für Oberbayern).
79. „ Prähistorische Blätter (v. Hrn. Dr. J. Naue).
80. Münster. Jahresberichte des Westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunstgeschichte (v. d. V.).
81. Neu-Brandenburg. Jahresbericht über das Museum in Neu-Brandenburg (v. d. M.).
82. Neu-Ruppin. Historischer Verein f. d. Grafschaft Ruppin (v. V.).
83. Nürnberg. Mittheilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum.
84. „ Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums (81 u. 82 v. d. G. N.-M.).
85. Oldenburg (im Grossh.). Schriften des Oldenburger Vereins f. Alterthumskunde und Landesgeschichte (v. d. O. V.).
86. Osnabrück. Mittheilungen des historischen Vereins (v. d. h. V.).
87. Posen. Posener Archäologische Mittheilungen. Herausgegeben von der Archäologischen Commission der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften (v. d. G. d. F. d. W.).
88. „ Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen (v. d. H. G.).
89. „ Roczniki towarzystwa Przyji nank Poznánskiego (v. d. G.).
90. Salzwedel. Jahresberichte des altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte (v. d. a. V. f. v. G.).
91. Schwerin. Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (v. d. V. f. M. G. u. A.).
92. Stettin. Baltische Studien.
93. „ Monatsblätter. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde (90 u. 91 v. d. G. f. P. G. u. A.)

Digitized by Google

94. Strassburg, Elsass. Beiträge zur prähistorischen Archäologie (v. Hrn. Forrer).
95. Stuttgart. Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte (v. d. V.).
96. Thorn. Mittheilungen des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst.
97. „ Jahresberichte des Coppernicus-Vereins (94 u. 95 v. d. C.-V.).
98. Trier. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst.
99. „ Correspondenzblatt für Geschichte und Kunst.
100. „ Limesblatt.
101. „ Jahresberichte der Gesellschaft für nützliche Forschungen (96—99 v. d. G. f. n. F.).
102. Ulm. Mittheilungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben (v. d. V.).
103. Weimar. Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie (v. Hrn. J. J. Kettler).
104. Wernigerode. Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde (v. d. H.-V.).
105. Wiesbaden. Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung (v. d. V. f. N. A. u. G.).

II. Europäisches Ausland.

Nach Ländern und Städten alphabetisch geordnet.

Belgien.

106. Brüssel. Bulletins de l'Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique.
107. „ Annuaire de l'Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique (104 u. 105 v. d. Ac. R.).
108. „ Bulletin de la Société d'Anthropologie (v. d. S. d'A.).
109. „ Annales de la Société d'Archéologie.
110. „ Annuaire de la Société d'Archéologie (107 u. 108 v. d. S. d'Arch.).
111. Lüttich. Bulletin de l'Institut archéologique Liégeois (v. d. I.).

Dänemark.

112. Kopenhagen. Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord.
113. „ Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie.
114. „ Nordiske Fortidsminder, udgevne af det Kgl. Nordiske Oldskrift Selskab (110—112 v. d. N. O. S.).
115. Reikjavik (Island). Arbók hins Islenzka fornleifafelag (v. d. I. f.).

Finland.

116. Helsingfors. Journal de la Société Finno-Ougrienne. (Suomalais-Ugrilaisen Seuran Aikakauskirja.)
117. „ Mémoires de la Société Finno-Ougrienne. (Suomalais-Ugrilaisen Seuran Toimitukria.)
118. „ Finska Fornminnesföreningens Tidskrift.
119. „ Finskt Museum. Finska Fornminnesföreningens Månadsblad (114—117 durch Hrn. Aspelin).

Frankreich.

120. Grenoble. Bulletins de la Société Dauphinoise d'Ethnologie et d'Anthropologie (v. d. S.).

Digitized by Google

121. Lyon. Bulletin de la Société d'Anthropologie (v. d. S. d'A.)
122. „ Archives du Muséum d'histoire naturelle (v. d. M.).
123. Paris. L'Anthropologie. (Matériaux pour l'histoire de l'homme, Revue d'Anthropologie, Revue d'Ethnographie réunis.) [v. d. Verleger Hrn. Masson].
124. „ Mémoires de la Société d'Anthropologie.
125. „ Bulletins de la Société d'Anthropologie (122 u. 123 v. d. S. d'A.).
126. „ Revue mensuelle de l'Ecole d'Anthropologie (v. d. École d'Anthrop.).
127. „ Annales du Musée Guimet.
128. „ Revue de l'histoire des religions (125 u. 126 v. d. Ministère de l'Instruction publique).

Griechenland.

129. Athen. Δελτιον της ίστορικης και ἐθνολογικης ἑταιριας της Ἑλλαδος (v. d. Historischen und Ethnologischen Gesellschaft von Griechenland).
130. „ Mittheilungen des kaiserlich-deutschen Archäologischen Institutes (v. d. A. I.).
131. „ Bulletin de Correspondance Hellénique (v. d. Ecole Française d'Athènes).

Grossbritannien.

132. Edinburgh. The Scottish Geographical Magazine (v. d. Sc. G. Society).
133. „ Archaeologia scotica or Transactions of the Society of Antiquaries of Scotland.
134. „ Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland (131 u. 132 v. d. S.).
135. London. The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland (v. d. A. I.).
136. „ Geographical Journal (v. Hrn. C. Künne).
137. „ Reports of the North West Tribes of Canada (v. Hrn. Boas).

Italien.

138. Bologna. Atti e Memorie della Reale Deputazione di storia patria per le provincie di Romagna (v. d. R. D.).
139. „ Memorie della R. Accademia delle Scienze.
140. „ Rendiconto delle sessioni della Reale Accademia delle Scienze dell' Istituto di Bologna (137 u. 138 v. d. R. A.).
141. Florenz. Archivio per l'Antropologia e la Etnologia (v. Hrn. P. Mantegazza).
142. „ Bollettino di Publicazione Italiane.
143. Neapel. Bollettino della Società Africana d'Italia (v. d. S. A.).
144. Parma. Bullettino di Paletnologia Italiana (v. Hrn. L. Pigorini in Rom).
145. Rom. Atti della Società Romana di Antropologia (v. d. S.).
146. „ Bullettino dell'Istituto. Mittheilungen des Kaiserlich-Deutschen Archäologischen Instituts (v. d. D. A. I.).
147. „ Rivista geographica Italiana (v. d. Società di studi geographici in Florenz).
148. „ Atti della Reale Accademia dei Lincei.
149. „ Rendiconti della Reale Accademia dei Lincei.
150. „ Notizie degli scavi di antichità (146—148 v. d. R. A. d. L.).
151. „ Bollettino delle opere moderne e straniere.
152. Turin. Cosmos (v. Hrn. G. Cora).

Digitized by Google

Luxemburg.

153. Luxemburg. Ons Hémecht. Organ des Vereins für Luxemburger Geschichte, Literatur und Kunst (v. d. V.).

Niederlande.

154. Haag. Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie (v. d. Koninklijk Instituut voor de T.-, L.- en V. v. N.-I.).
155. Leiden. Internationales Archiv für Ethnographie (v. d. Kgl. Niederländischen Cultus-Ministerium).

Norwegen.

156. Bergen. Bergens Museums Aarsberetning (v. d. Mus.).
157. Christiania. Aarsberetning fra Foreningen til Norske Fortidsmindesmerkers bevaring.
158. „ Kunst og Handverk fra Norges Fortid (155 u. 156 v. d. Universitets Samling af nordiske Oldsager).

Oesterreich-Ungarn.

159. Budapest. Mathematische und naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn (v. d. Akademie).
160. „ Archaeologiai Ertesitö (v. d. Anthropolog.-archäologischen Gesellschaft).
161. „ Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn (v. d. Red.).
162. Časlau. Zpráva musejuího spolku „Učela Časlavská". (Mittheilungen aus der Museal-gesellschaft „Časlauer Biene") [v. d. U. Č.].
163. „ Věstnik československých muséi a apolku archaeologickych (v. V.).
164. Hermannstadt. Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde.
165. „ Jahresbericht des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde (161 u. 162 v. d. V.).
166. Innsbruck. Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg (v. d. F.).
167. Krakau. Anzeiger der Akademie der Wissenschaften.
168. „ Zbiór wiadomósci do antropologii krajowej (164 u. 165 v. d. A. d. W.).
169. Laibach. Argo, Zeitschrift für krainische Landeskunde (v. d. Red.).
170. „ Mittheilungen des Museal-Vereins für Krain.
171. „ (Ljubjani.) Izvestja muzejskega društva za Kranjsko (167 u. 168 v. d. M.-V.).
172. Lemberg. Kwartalnik historyczny (v. d. historischen Verein).
173. Olmütz. Časopis vlasteneckého Musejniho spolku Olomuckého (v. d. Redakteur Hrn. Palliardi in Znaim).
174. Prag. Památky archaeologické a místopisné (v. d. Museum Regni Bohemiae).
175. „ Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen (v. d. V.).
176. „ Jahresbericht der Lese- und Redehalle deutscher Studenten (v. d. L. u. R.).
177. „ Český Lid (v. d. Red.).
178. „ Časopis Společnosti Přátel Starožnitností Českých (v. d. Sp.).
179. „ Narodopisná Výstava Československá (v. d. Verein).
180. Roveredo. Atti della I. R. Accademia di Scienze, Lettere ed Arti degli Agiati (v. d. A.).
181. Salzburg. Jahresberichte des städtischen Museum Carolino-Augusteum (v. d. M.).
182. Triest. Atti del Museo civico di storia naturale (v. d. M.).

Digitized by Google

183. Triest. Bollettino della Società Adriatica di Scienze naturali (v. d. S.).
184. Wien. Annalen des K. K. Naturhistorischen Hofmuseums (v. d. M.).
185. „ Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft (v. d. A. G.).
186. „ Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik (v. Hrn. C. Künne).
187. „ Mittheilungen der prähistorischen Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften (v. d. Pr. C.).
188. „ Mittheilungen der K. K. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale (v. d. K. K. C.-C.).
189. „ Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. Herausgegeben von dem Bosnisch-Hercegovinischen Landes-Museum in Sarajevo (v. d. L.-M.).

Portugal.

190. Lissabon. Boletim de la Sociedade de Geographia.
191. „ Actas (187 u. 188 v. d. S.).
192. Porto. Revista de Sciencias Naturaes e Sociaes (v. d. Sociedade Carlos Ribeiro).

Rumänien.

193. Bucarest. Analele Academiei Romane (v. d. A.).
194. Jassy. Archiva d. Societătii științifice și Literare (v. d. S.).

Russland.

195. Dorpat. Sitzungsberichte der gelehrten Estnischen Gesellschaft.
196. „ Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft (192 und 193 v. d. G.).
197. Kasan. Nachrichten der Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnographie (v. d. G.).
198. Moskau. Tagebuch der anthropologischen Abtheilung. [Nachrichten der kaiserlichen Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften] (v. Hrn. Anutschin).
199. „ Kawkas, Materialien zur Archäologie des Kaukasus und Materialien zur Archäologie der östlichen Gouvernements Russland's (v. d. Moskauer K. archäolog. G.).
200. St. Petersburg. Sitzungsprotocolle der Russischen Anthropologischen Gesellschaft (russisch) [v. d. G.].
201. „ Bericht d. k. Russischen Geographischen Gesellschaft (v. d. G.).
202. Warschau. Wisla. M. Geograficzno-Etnograficzny (v. d. Red.).

Schweden.

203. Stockholm. Antiqvarisk Tidskrift for Sverige.
204. „ Teckningar ur Svenska Statens Historiska Museum.
205. „ Akademiens Månadsblad (199—201 v. d. Kongl. Vitterhets Historie og Antiqvitets Akademien).
206. „ Samfundet för Nordiske Museet främjande Meddelanden, utgifna af Artur Hazelius.
207. „ Minnen fra Nordiske Museet.
208. „ Handlingar angående nordiske Museet (202—204 v. Hrn. Hazelius).
209. „ . Ymer.
210. „ Svenska Landsmålen.

Digitized by Google

211. Upsala. Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålan och svenskt folklif.
212. „ Litteraturacten (205—208 v. d. Universitäts-Bibl. i. Upsala).

Schweiz.

213. Aarau. Fernschau (v. d. Mittelschweizerischen Geographisch-Commerziellen Gesellschaft).
214. Neuchâtel. Bulletin de la Société Neuchâteloise de Géographie (v. d. S.).
215. Zürich. Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde.
216. „ Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft (v. d. A. G.).

III. America.

217. Austin. Transactions of the Texas Academy of Science (v. d. A.).
218. Boston (Mass. U. S. A.). Proceedings of the Boston Society of Natural History (v. d. S.).
219. „ Journal of American Ethnology and Archaeology (v. Hrn. W. Fewkes).
220. Buenos-Aires (Argentinische Republik). Anales del Museo Nacional (v. d. M.).
221. „ Boletin de la Academia Nacional (v. d. A. N.).
222. Davenport. Proceedings of the Academy of Natural Sciences (v. d. A.).
223. Halifax (Nova Scotia, Canada). Proceedings and Transactions of the Nova Scotian Institute of Natural Science (v. d. I.).
224. La Plata. Revista del Museo de La Plata.
225. „ Anales del Museo de La Plata (220 u. 221 v. d. M.).
226. Milwaukee. Annual Report of the Board of Trustees of the Public Museum of the City of Milwaukee (v. d. B. o. T.).
227. Philadelphia (Penn'a U. S. A.). Proceedings of the Academy of Natural Sciences (v. d. A.).
228. „ Proceedings of the American Philosophical Society (v. d. S.).
229. San José (Costa Rica). Anales del Museo Nacional (v. d. M.).
230. Santiago (Chile). Verhandlungen des deutschen wissenschaftlichen Vereins (v. d. V.).
231. „ Actes de la Société scientifique du Chili (v. d. S.).
232. Toronto (Canada). Proceedings of the Canadian Institute.
233. „ Transactions of the Canadian Institute.
234. „ Annual Report of the Canadian Institute.
235. „ Annual archaeological Reports (228—231 v. d. C. I.).
236. Washington (D. C. U. S. A.). Annual Report of the Smithsonian Institution (v. d. S. I.).
237. „ Annual Report of the Geological Survey.
238. „ Annual Report of the Bureau of Ethnology (v. d. Bureau of Ethnol.).
239. „ Special Papers of the Anthropological Society (v. d. S. I.).
240. „ The American Anthropologist (v. d. Anthropol. Society of Washington).
241. „ Bulletin of the U. S. National Museum.
242. „ Proceedings of the U. S. National Museum (237 u. 238 v. d. Smithsonian Inst.).

Digitized by Google

IV. Asien.

243. Batavia. Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde.
244. „ Notulen van de Algemeene en Bestuursvergaderingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
245. „ Verhandlingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen (239—241 v. d. G.).
246. Bombay. The Journal of the Anthropological Society (v. d. S.).
247. Calcutta. Epigraphia Indica and Record of the Archaeological Survey of India (v. d. Government of India).
248. Irkutsk. Memoiren der Ostsibirischen Section der kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft.
249. „ Berichte der Ostsibirischen Section der kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft (244 u. 245 v. d. O. S.).
250. Sëul, Korea. The Korean Repository (v. Hrn. Consul Krien).
251. Shanghai. Journal of the China Branch of the Royal Asiatic Society (v. d. S.).
252. Tokio. Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ost-Asiens (v. d. G.).
253. „ The Calendar, Imperial University of Japan (248 u. 249 v. d. I. U. o. J.).

V. Australien.

254. Adelaide. Report on the progress and condition of the Botanic Garden.
255. Sidney. Report of the trustees of the Australian Museum.
256. „ Records of the Australian Museum (251 u. 252 v. d. M.).

Digitized by Google

Sitzung vom 25. Januar 1896.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow.**

(1) Die Wahl der Mitglieder des Ausschusses für 1896 erfolgt statutenmässig durch schriftliche Abstimmung auf Grund einer vom Vorstande aufgestellten Liste. Sämmtliche Mitglieder werden wiedergewählt.

Der Ausschuss für 1896 besteht demnach aus den HHrn. Bastian, Lissauer, von den Steinen, v. Kaufmann, Joest, Friedel, Ehrenreich, v. Luschan, Jagor. —

Die Mitglieder des Ausschusses treten sofort zu einer Sitzung zusammen und erwählen zu ihrem Obmann Hrn. Lissauer. —

(2) Die HHrn. Waldeyer und Voss sind nach Breslau gereist, um Hrn. Grempler die Glückwünsche der Gesellschaft zu seinem Geburtstage (26. Januar) zu überbringen. —

(3) Der Vorsitzende begrüsst die Gäste, HHrn. Assistenten Brass und Kaiserl. Bank-Buchhalter A. Laschke. —

(4) Hr. Weinhold hat am 14. d. M. sein 50jähriges Doktor-Jubiläum begangen. Der Vorstand der Gesellschaft hat demselben in corpore die Glückwünsche der Gesellschaft überbracht. —

(5) Hr. Franz Tappeiner in Meran hat in einem, an den Vorsitzenden gerichteten, leider vom Krankenbette aus diktirten Schreiben in warmen Worten seinen Dank für die ihm zu seinem 80. Geburtstage (7. Januar) übersendete Glückwunsch-Adresse ausgesprochen. —

(6) Das auswärtige Mitglied, Dr. Alex. Schadenberg ist in Manila gestorben. Er besass dort eine vielgesuchte Apotheke und wusste seinen langen Aufenthalt auf den Philippinen zu ausgedehnten Untersuchungen über die eingebornen Stämme und deren Eigenthümlichkeiten zu benutzen. Unsere Zeitschrift hat werthvolle Beiträge von ihm erhalten. —

(7) Als ordentliche Mitglieder für 1896 sind bereits in früheren Sitzungen angemeldet:

Hr. Dr. Albrecht in Berlin.
„ Prof. Dr. Friedr. Busch in Berlin.
„ Major a. D. A. Kuhn in Berlin.
„ Dr. Otto Mankiewicz in Berlin.
„ Buchhändler J. Stephan in Berlin.
„ Dr. Curt Strauch in Berlin.
„ Prof. Dr. Sima Trojanović in Belgrad.

Digitized by Google

Neu angemeldet werden:

Hr. Robert Ritter v. Weinzierl in Prag.
Die Königliche Universitäts-Bibliothek in Tübingen.
Hr. Dr. phil. Paul Oppenheim in Charlottenburg.
„ Kaiserl. Bank-Buchhalter Alexander Laschke in Berlin.
„ Dr. Obst in Leipzig.

(8) Hr. Pigorini übersendet mit einem Schreiben an den Vorsitzenden, d. d. Rom. 2. Januar, eine Subscriptionsliste für eine Büste des verstorbenen Strobel, die in der Universität zu Parma aufgestellt werden soll. Er erinnert daran, dass der Dahingeschiedene die Untersuchungen über die Terramaren begonnen und mit ihm und Chierici das Bullettino di Paletnologia Italiana begründet hat.

Der Vorsitzende fügt hinzu, dass Strobel auch der erste war, der eine wissenschaftliche Untersuchung der patagonischen Paraderos vorgenommen hat. —

(9) Hr. G. W. Leitner, Präsident des Oriental University Institute in Woking, übersendet unter dem 30. December 1895 einen

Aufruf zur Rettung der Kafirs im Hindukusch,

mit dem Ersuchen um Betheiligung unserer Gesellschaft. Der Aufruf ist bereits unterzeichnet von den HHrn. John Beddoe, Sayce, Boyd Dawkins, Léon de Rosny, Chas. H. Allen, Fox Bourne, Graf Goblet d'Alviella, W. Evans Darby, E. W. Brabrook, Leitner, Wedderburn und der Pariser Société d'Ethnographie.

Die Gesellschaft ertheilt ihre Zustimmung.

Die beigegebenen Zeugnisse lehren, in wie unmenschlicher Weise die Kafirs, der letzte Rest einer seit mindestens einem Jahrtausend unabhängigen Bevölkerung, von den mohamedanischen Nachbarn verfolgt worden sind. Ihre Weiber und Kinder sind und werden weithin in die grausamste Sklaverei verschleppt. Gegenwärtig wird ein Vertilgungskrieg gegen Kafiristan von den Afghanen geplant. Manche halten die Kafirs für Nachkommen einer, durch Alexander den Grossen angesiedelten macedonischen Colonie, obwohl diese Macedonier selbst sie auf eine noch ältere, unter Dionysos gegründete griechische Ansiedelung bezogen. Jedenfalls sind sie für die prähistorische Forschung von höchster Bedeutung; die Erhaltung des Stammes hat ein allgemeines culturhistorisches Interesse. —

(10) Der III. internationale Congress für Psychologie wird vom 4. bis 7. August in München abgehalten werden. Das Programm wird vorgelegt. In dem IV. Abschnitte (vergleichende Psychologie) sind als Themata aufgestellt: das Seelenleben des Kindes, die psychischen Functionen der Thiere, Völkerpsychologie und anthropologische Psychologie, vergleichende Sprach- und Schriftforschung in ihrer Beziehung zur Psychologie. —

(11) Hr. E. Fromm, Bibliothekar der Stadt Aachen, übersendet unter dem 11. Januar ein Schreiben, unter Hinweis auf die Mittheilungen des Hrn. W. Joest in unsern Verhandlungen vom Jahre 1894, S. 433, betreffend den

Haarmenschen Ram-a-Sama.

Jener Haarmensch war Ende Juni 1894 von seinen Peinigern nach dem europäischen Festlande gebracht und zuerst in Aachen öffentlich vorgeführt worden.

Digitized by Google

Ich habe damals sogleich in der Kölnischen Zeitung vom 1. Juli Nr. 542 den nachstehenden Bericht veröffentlicht:

[Rham-a-Sama, der indische „Affenmensch".] Unter den thierähnlichen Verbildungen des Menschenleibes hat die übermässige und abnorme Behaarung des Gesichtes und des ganzen Körpers, die sog. Hypertrichosis universalis, schon im Alterthum und Mittelalter die besondere Aufmerksamkeit erregt. Dieselbe Beachtung hat auch in neuester Zeit eine Anzahl sehr ausgebildeter Fälle, die rasch hintereinander bekannt wurden, gefunden; Affenmenschen, Hunde- und Bärenmenschen sind in den letzten Jahrzehnten wiederholt dem staunenden Publikum in Europa vorgeführt worden. Der berühmten Mexikanerin Julia Pastrana folgten in den siebziger Jahren die russischen Hundemenschen Andrian und Fedor Jestichejew, deren Gesicht von unordentlich hängenden Haaren fast verhüllt war; man lernte die asiatische Haarmenschenfamilie Shwe-Maong aus Laos kennen, und in Aller Gedächtniss ist als neuestes Beispiel Krao, das behaarte „geschwänzte" Mädchen, das gar als endlich aufgefundenes, bisher fehlendes Glied in der Verbindungsreihe zwischen Mensch und Affe angekündigt und gezeigt wurde, und zwar zuerst im königlichen Aquarium zu Westminster in London. Was über diese Krao in Zeitungs-Reklamen gefabelt wurde, das musste bekanntlich bei der Untersuchung durch R. Virchow und M. Bartels in Berlin als ganz unhaltbar bezeichnet werden; das Kind aber gar als jenes fehlende Kettenglied hinzustellen, war eitel Humbug, und noch grösser war der Schwindel, der in Betreff der Abstammung Krao's von einem wilden Stamm in den Urwäldern von Laos getrieben wurde. In diesen Tagen ist nun auf dem europäischen Festlande — zuerst in Aachen — ein neuer „Affenmensch" aufgetaucht, nachdem er in London der Anthropological Society vorgestellt und dann durch America geführt worden ist. Im Kriege gegen Birma, so erzählt der Führer, bemerkten englische Soldaten am Himalaya behaarte Menschen, die beim Anblick der Engländer scheu in den Wald flüchteten. Nach dem Friedensschlusse ward eine eigene Expedition zur näheren Erforschung der Sache ausgerüstet; es gelang, einen der „Wilden" zu fangen, den man nach England schaffte und Rham-a-Sama benannte. Als besondere anthropologische Eigenthümlichkeiten der Haarmenschen werden eine überzählige Rippe und ein doppeltes Gebiss angeführt. Die Vorführung findet in einem Käfig (!) statt, dessen Boden mit Stroh bedeckt ist, nicht, wie der Führer zartfühlend hinzufügt, zum Schutze des Publikums, sondern zum Schutze des wilden Mannes gegen Belästigungen durch Schaulustige. Rham-a-Sama's Gesichtsausdruck ist bis auf die stark aufgeworfenen Lippen der eines gewöhnlichen Indiers, Kopf- und Barthaar sind ausserordentlich stark entwickelt, der Oberkörper — der untere Theil wird nicht gezeigt — ist dicht mit Haaren besetzt, Kopf und Hände sind wohlgeformt. Die übrigen Anomalien, Unregelmässigkeiten in der Bildung der Zähne u. s. w. sind mit der Hypertrichosis gewöhnlich verbunden. Da „das grösste lebende Naturwunder", wie es in der Ankündigung heisst, seine Rundreise durch die grösseren Städte Deutschlands fortsetzen wird, so dürfte es, namentlich im Hinblick auf die widerliche Art der Vorführung, wohl angebracht sein, rechtzeitig an den für die moderne anthropologische Wissenschaft gültigen Satz zu erinnern, dass in der Gegenwart in der gesammten bekannten Menschheit weder Rassen, Völker, Stämme oder Familien, noch einzelne Individuen existiren, die zoologisch als Zwischenstufen zwischen Mensch und Affe bezeichnet werden könnten. Rham-a-Sama als ein solches Zwischenglied hinzustellen, ist wieder

Digitized by Google

eitel Humbug oder, milder ausgedrückt, missverstandener Eifer, die Darwinsche Theorie durch eine Fabel zu stützen.

Ich gestatte mir, diesen Bericht mitzutheilen, nicht weil ich demselben etwa irgend eine besondere Bedeutung beimesse, sondern um darauf hinzuweisen, dass die Vorführung in Aachen in anderer Weise geschehen ist, wie in Kopenhagen.

Ram-a-Sama hat in Aachen den freistehenden Käfig in aufrechter Stellung betreten und sich dem Publikum ruhig vorgestellt; er hat ferner während der Vorstellung weder Stroh gefressen, noch irgend ein anderes Zeichen von Wildheit gegeben, sich vielmehr von den Anwesenden betasten lassen und auf Geheiss des Impresario willig den Mund geöffnet, um seine verdorbenen Zähne zu zeigen.

„Seine Widerhaarigkeit, sein Strohfressen, sein ganzes affenartiges Benehmen", wie Hr. Joest es in Kopenhagen beobachtet hat, sind also doch wohl nur Dressur gewesen; je nach Ort und Gelegenheit liess man ihn als bösartig oder als gutmüthig erscheinen und schützte ihn in letzterem Falle, wie es in Aachen hiess, durch den Käfig gegen Belästigungen Seitens des Publikums.

Zur Kennzeichnung des Humbugs, der mit Ram-a-Sama — von dem man übrigens nichts weiter gehört hat — getrieben worden ist, erschien mir ein Hinweis auf die vorstehenden Thatsachen nicht überflüssig. —

(12) Frl. Margarethe Lehmann-Filhés übersendet eine Mittheilung über

Isländische Gräber aus der Vorzeit.

Pálmi Pálsson, Gymnasiallehrer in Reykjavík, bespricht im Jahrbuch der Isländischen Gesellschaft für Alterthümer 1895 vier Gräber, die vor wenigen Jahren bei dem Gehöfte Búland in der Landschaft Skaptártunga im südlichen Island entdeckt wurden. Eine Landzunge, die sich in eine von einem Flüsschen durchströmte Schlucht (Meltungnaárgil) vorschiebt und an ihrer Oberfläche nichts Auffälliges zeigte, wurde im Frühling 1891 durch den Wind eines Theiles ihrer Rasen- und Erddecke beraubt, — in Island eine häufige Naturerscheinung —, und dabei kam das östlichste der Gräber zum Vorschein, dem im nächsten Jahre die übrigen folgten. Die Gräber zeigten im Innern alle eine ½ Elle hohe Steinlage; dadurch, dass die Steine an vielen Stellen aufgekantet waren, hatten die Gräber dem Aussehen nach die Gestalt einer Rinne. Drei der Gräber waren von Nord nach Süd, eines von Ost nach West gerichtet; ihre Breite betrug im Innern 2, die Länge 3, nur bei dem einen Grabe 4 Ellen. Von den Leichen fand sich kaum mehr als einige halbzerbröckelte Zähne vor, ausserdem einige wenige Glasperlen und verrostete Eisenstückchen, die keine besonderen Merkmale aufweisen. Der Verfasser hält es für ausgemacht, dass diese Gräber aus dem Alterthum stammen und zwar von einem Kampfe im Jahre 1013, von dem in der Njála erzählt wird; die Beschaffenheit der ganzen Oertlichkeit und alle dabei vorkommenden Umstände sprechen dafür.

Pálmi Pálsson knüpft an die Besprechung dieser Gräber, die ja an sich nicht viel Merkwürdiges bieten, eine Erörterung der Frage, warum in Island so wenige Gräber aus der Vorzeit gefunden werden, und führt verschiedene Gründe dafür an: 1. Bautasteine — so allgemein in den übrigen nördlichen Ländern, besonders in Schweden und Dänemark — sind in Island jedenfalls, wenn überhaupt, sehr selten errichtet worden; gefunden hat sich noch kein einziger solcher Stein und ebensowenig kennt man darauf bezügliche Sagen aus früheren Jahrhunderten. Für ihr gänzliches Verschwinden gäbe es aber kaum eine Erklärung; denn das Gestein ist auf Island an vielen Orten durchaus hart und widerstandsfähig. 2. Die Grab-

Digitized by Google

hügel sind alle sehr niedrig und wenig umfangreich gewesen und haben sich, nachdem sie eingesunken waren, kaum von natürlichen kleinen Unebenheiten des Bodens unterschieden. Von einem Schiffbegräbniss wird nur in einem einzigen Fall in der Landnáma erzählt: dieser betrifft den Geirmundur heljarskinn, von dem dabei gesagt wird, er sei „der hervorragendste aller Landnahmemänner (Ansiedler) auf Island" gewesen. 3. Schon in alter, besonders in heidnischer Zeit sind die Hügel vielfach erbrochen und ihres Inhaltes an Waffen und Kostbarkeiten beraubt worden: es galt für sehr ruhmvoll, in einen Hügel zu gehen, den „Hügelbewohner" (d. h. den Todten) im Zweikampf zu überwinden und seine Schätze mit sich hinweg zu tragen.

Auf diese Weise ist mancher Grabhügel verschwunden und seine Stätte in Vergessenheit gerathen. Die grössere Menge des Volkes ist auch jedenfalls ohne Hügel begraben worden, wahrscheinlich nur in flachen Gruben, höchstens 1 Elle tief; waren Steine bei der Hand, so legte man sie wohl um die Leiche herum und deckte dann das Grab mit Erde und Rasen zu. Grössere Begräbnissplätze sind in heidnischer Zeit sicherlich sehr selten gewesen; man begrub die Todten einzeln an beliebigen Stellen, höchstens Eheleute beisammen, wenn sie auch nicht „in eine Grube fuhren."

Zu allen Zeiten haben habgierige Menschen die ihnen bekannten Grabhügel erbrochen und ausgeplündert, wenn sie nicht etwa — wie in den isländischen Volkssagen mehrfach berichtet wird — mitten in der Arbeit durch irgend ein übernatürliches Ereigniss abgeschreckt wurden. Ein ernsteres wissenschaftliches Interesse wird den Grabhügeln erst seit etwa einem Menschenalter zu Theil; unter den oben angeführten Umständen ist es jedoch meist dem Zufall zu danken, wenn ein altes Grab in Island entdeckt wird, und man kann inzwischen nicht viel mehr für diesen Zweig der Forschung thun, als der Einwohnerschaft die grösste Aufmerksamkeit und Sorgfalt für solche Fälle anempfehlen. —

(13) Frl. Margarethe Lehmann-Filhés übersendet eine Mittheilung über

Zwei isländische Handschuhe.

Ueber zwei Handschuhe (vettir, vetlingar = Fausthandschuhe), die sich im Museum zu Reykjavík befinden, berichtet Pálmi Pálsson gleichfalls im Jahrbuch der Isländischen Gesellschaft für Alterthümer 1895. Der eine derselben (Fig. 1) wurde 1881 auf der Halbinsel Akranes, nördlich von Reykjavík, gefunden. Dort war im Grasgarten ein 5½ Ellen hoher Hügel, auf dem ein Schuppen und ein Vorrathshaus standen. Als man ihn aufgrub, zeigte es sich, dass er ganz und gar aus den Trümmern von Häusern bestand, die im Laufe der Jahrhunderte, eines auf den Ruinen des andern, erbaut worden waren. Auf das Niveau des umgebenden Grasfeldes angelangt, stiess man auf einen gepflasterten Fussboden und hier lag der Handschuh nebst einem kleinen Schalenstein. Unweit davon, in gleicher Tiefe, befand sich ein beträchtliches Quantum einer weichen schlammigen Masse, die man leider nicht genauer untersuchte; wahrscheinlich war es „skyr" (ein in Island sehr beliebtes Gericht aus geronnener Milch).

Der Handschuh entstammt augenscheinlich der Zeit, in der das erste Haus hier stand. Das Gehöft Gardar ist „Landnahmeerde"; hier wohnte Jörundur der Christliche, der Sohn des Irländers Ketill, welcher von Akranes Besitz ergriff; das Gehöft hiess damals Jörundarholt. — Der Handschuh ist aus gewebtem Stoff mit feinem Aufzug, doch sehr dickem Einschlag, gefertigt; der Daumen ist eingesetzt und ebenso ein Keil, letzterer da, wo sich der Handtheil zur Manschette erweitert.

Digitized by Google

Der Handschuh ist rothbraun, wahrscheinlich mit Moos gefärbt; seine Länge beträgt 28 *cm*, doch scheint er ursprünglich länger gewesen und über dem Aermel getragen worden zu sein, da er weder Saum, noch festen Rand zeigt und um das Handgelenk ungewöhnlich weit ist. Er gehört auf die linke Hand. Die Abbildung zeigt die äussere Handfläche.

Der zweite Handschuh (Fig. 2) wurde 1889 zu Arneidarstadir im Fljótsdalshérad in Ostisland tief in der Erde unter einem Hause gefunden, dessen Fundament man ausgrub, um einen Neubau zu errichten; zwei andere, ersichtlich der Vorzeit angehörige Gegenstände lagen dabei. Er ist 26 *cm* lang, aus dickem, gezwirntem

Fig. 1.

Fig. 2.

Garn gehäkelt, so dass man am Rande deutlich sieht, wo die letzte Tour aufhört, und von Farbe ein wenig dunkler, als der vorige. Die Abbildung zeigt die innere Handfläche.

Pálmi Pálsson meint, dass beide Handschuhe derselben Zeit, etwa dem 10. Jahrhundert, entstammen und findet es beachtenswerth, dass keiner von ihnen gestrickt ist, woraus er schliesst, dass die Kunst des Strickens in alter Zeit auf Island noch nicht bekannt war; auch findet sie sich in der alten Literatur nirgend erwähnt. —

(14) Hr. Staudinger sendet folgende Berichte ein:

1. Ueber eine interessante und wohl noch wenig bekannte Art der Entfernung einer Pfeilspitze mit Widerhaken aus dem Körper des Verwundeten berichtete mir neulich der durch seinen langjährigen Aufenthalt am Congo bekannte Hr. W. Langheld. Während man bis jetzt Pfeile mit Widerhaken entweder nur durch Aussehneiden, oder durch das noch brutalere Durchstossen (wo dieses überhaupt angängig ist) entfernen zu können glaubte, hat ein eingeborener Arzt am Congo eine viel sinnigere und namentlich nur geringen Blutverlust verursachende Art der Herausziehung.

Dieser Buschdoktor schneidet sich zunächst eine Anzahl feiner und schmaler Stäbchen aus den Blattstielen der sogenannten Bambu- oder Weinpalme (Raphia vinifera). Die äussere Seite der Stäbchen ist nach dem Material bekanntlich glatt und hart, die innere weich. Der Operateur sondirt nun vorsichtig, wie viel Widerhaken der Pfeil hat, indem er immer eines der Stäbchen in die Wunde einführt;

Digitized by Google

jede Spitze drückt sich leicht in das weichere Holz ein. Hat der Arzt nun alle Spitzen derartig gefunden und festgelegt, so hält er die Stäbchen fest mit dem Pfeilschaft zusammen und zieht mit einem starken Ruck den Pfeil heraus.

Es leuchtet ein, dass die glatten Palmenrippen verhältnissmässig leicht aus der Wunde gehen, während sonst die Widerhaken ein Herausziehen des Pfeiles sehr schwer oder nur unter grossen Verletzungen gestatten würden. Vielleicht sind noch ähnliche Operationsarten bekannt. —

2. Erwähnenswerth ist noch die Entdeckung des Arztes der Robinson'schen Canoe-Expedition. Danach haben die Haussa ein Mittel gegen die durch den Biss tollwüthiger Hunde entstehende Wasserscheu. Der Patient muss nehmlich die Leber des kranken Thieres essen. Ich bemerke, dass ich bei meinem Aufenthalt in den Haussaländern leider nichts über Tollwuth der Hunde, die dort mehr in einem halbwilden Zustande leben, erfahren habe.

Ein anderes Mittel gegen eine sehr verbreitete Krankheit, nehmlich Lepra, will nach Monteil ebenfalls ein Eingeborner Inner-Africa's in Samorghan, Namens Sitafa, gefunden haben. —

3. Monteil spricht ferner noch die Ansicht aus, dass die damals in den Moschiländern u. s. w. herrschende Viehkrankheit nicht die Lungenseuche, sondern eine Art Cholera war. —

(15) Hr. W. Joest legt zur Vergleichung vor:

W. Joest **Spanische Stiergefechte.** **1889.**	E. v. Hesse-Wartegg **Andalusische Stierkämpfe**[1]) **1894.**
S. 105: Der Spanier wird darben und hungern ..... seine letzte Habe ..... verpfänden ..... ja selbst arbeiten.	S. 354: Der Spanier .... darbt, hungert, versetzt seine Werthsachen und Kleider, ja er arbeitet sogar.
S. 29: Karl V. rechnet Stiergefechte .... zu den wohlthätigen Handlungen, wie seine Worte: „correr toros o dar caridades" beweisen.	S. 356: Karl V. ..... schätzte Stiergefechte als wohlthätige Handlungen .... correr toros o dar caridades.
S. 32: Tempora mutantur! Das Stiergefecht gerieth in die Hände bezahlter Gesellen ..... Ebenso wenig wie in England Preisboxen ein Rest der ..... Ritter-Tourniere.	S. 356: Welcher Unterschied! Das niedrigste Gesindel hat sich derselben bemächtigt .. in England an Stelle der ritterlichen Tourniere Preisboxen.
S. 33: Fiestas reales — bei grossen Hof-Festlichkeiten.	S. 356: Fiestas reales .... bei königlichen Hochzeiten oder Geburten.
S. 42: Die zahmeren Thiere verwandelt man in Ochsen, ein Vorgang, dem Ferdinand VII. mit seinen Damen beizuwohnen niemals verabsäumte.	S. 357: Selbst die Damen sind (!) häufig zugegen, wenn es gilt .... die zahmeren Stiere in Ochsen zu verwandeln.
S 109: Ein Espada ist gerade so theuer, wie ein berühmter Helden-Tenor bei uns.	S. 359: Als Espada ist er angesehener und beliebter, als unsere berühmtesten Helden-Tenore.

1) „Andalusien". Kap. 28, S. 351—374.

Digitized by Google

S. 56: Ein zierliches Zöpfchen (coleta) . . . in einem Haarnetz.	S. 361: Kurzer Zopf (coleta), den er in einem Haarnetz trägt.
S. 92: Die Montera , ... mit schwarzen „Pompons“.	S. 361: Die dreieckige Montera aus schwarzem Plüsch, mit „Pompons“ geziert.
S. 51: Arena . . . . mit ihren Wasserkarren besprengen.	S. 363: Die Arena mit Wasser besprengenden . . . . .
S. 52: Ein gefülltes Glas Wasser wird von Hand zu Hand, von Reihe zu Reihe bis zu dem Durstigen hinaufgereicht, der . . . . das Glas leert . . . . ein Kupferstück in dasselbe hineinwirft, um es denselben Weg wieder bergab wandern zu lassen.	S. 364: Wasserverkäufer geben das gefüllte Glas . . . irgend einem Zuschauer auf der ersten Bank, der es . . . seinem Hintermann giebt und so weiter, bis es den Käufer endlich erreicht. Hat dieser das Glas geleert, so wirft er die Münze in dasselbe und reicht es wieder herab . . . von Hand zu Hand.
S. 53: Ein Trompetenstoss ertönt.	S. 365: Da ertönt das erste Trompetensignal.
Die Thore . . . . . öffnen sich.	Die Thore . . . . . werden weit geöffnet.
Voran 1 (oder 2) Alguacil . . . . . in malerischer schwarzer Tracht des 16. Jahrhunderts.	Voran 1 oder 2 Reiter in der schwarzen altspanischen Tracht: die Alguaciles.
S. 54: Ueberbleibsel aus der arabisch-spanischen Tournierzeit.	die aus der alten Tournierzeit mit herübergebracht wurden.
Dem Alguacil folgen 3 Picadores in breitrandigem Filzhut.	Ihnen folgen die Picadores mit breitkrämpigen Hüten.
Dem mexikanischen Sattel, der ein Herausfallen einfach unmöglich macht.	In mexikanischen Sätteln, welche das Herausfallen geradezu unmöglich machen.
Die grossen arabisch-altspanischen Steigbügel, mit deren scharfen Kanten der Reiter das Pferd anzustechen sucht.	In grossen schuhförmigen (falsch. W. J.) Steigbügeln, deren hintere scharfe Ecken gleichzeitig als Sporen dienen.
S. 55: Auf sie (die Picadores) folgen die beiden Espadas; der eine . . . . der Held des Tages, der andere als Sobresaliente, Ersatzmann für den Fall eines Unglücks.	S. 365: Den Picadores folgt der Torero (falsch. W. J.), der Held des Tages, mit seinem Ersatzmann, dem Sobresaliente . . um den Espada im Falle eines Unglücks zu ersetzen.
Hinter den Espadas marschieren die Bandellireros (S. 56) mit den Chulos.	Flinken Schritts marschirt hinter den beiden Toreros das Heer der Banderilleros und Chulos.
Sie tragen mehr oder minder denselben Anzug, wie die Matadore.	Aehnlich bunt und glänzend gekleidet, wie die Toreros.
Kein Stierkämpfer duldet den Schmuck eines Schnurr- oder Knebelbarts, die meisten sind glatt rasirt.	Einen bärtigen Torero hat es in Spanien nie gegeben.
Den Schluss der Cuadrilla bildet ein mit Straussfedern . . . . aufgeschirrtes Dreigespann von Maulthieren oder Pferden (Tiro), dessen Beruf in dem Herausschleifen der todten Stiere und Pferde besteht.	Den Schluss der Cuadrilla (S. 366) bildet der „Tiro“, ein mit Straussfedern . . . . geschmücktes Dreigespann von Pferden oder Maulthieren, bestimmt, die getödteten Pferde oder Stiere aus der Arena zu schleifen.

Digitized by Google

Dem Tiro folgt noch eine Anzahl Knechte.	Ihnen folgen noch eine Anzahl von gewöhnlichen Stallknechten.
S. 60: Ein mächtiger Stierkopf erscheint, dann ein breiter Nacken, in den der Alguacil .... die Divisa .... mit einer grossen Rosette (aus deren Farben man die Abstammung des Stieres erkennt) ... stösst.	S. 366: Einen Augenblick darauf erscheint der Stier, ... stösst ihm der Alguacil eine grosse Rosette, die Divisa, an deren man die Abstammung des Stieres erkennt, in den Nacken.
S. 61: Die Picadores sitzen wie versteinert .... die armen tauben und halbblinden Pferde	Wie versteinert sitzen die Picadores auf ihren elenden Kleppern ....
so stürzt er auf den nächsten Picador los	S. 367: stürzt er im nächsten Augenblick auf einen Picador,
(S. 62), dass das Blut in einem dicken Strom herausschoss, wie etwa aus einem Fass Rothwein.	.... ein Blutstrom herausquillt, wie Rothwein aus einem Fass.
S. 73: Die Chulos wie die Mosquitos ...	Die wie die Mücken herumschwärmenden Chulos.
S. 67: Es ist erstaunlich, welch' furchtbare Wunden, welchen Grad von Schmerzen Pferde aushalten können.	S. 368: Es ist geradezu unglaublich, was diese armen alten Pferde alles aushalten können.
S. 69: Die Feder sträubt sich, die Einzelheiten des Stiergefechts wiederzugeben.	Die Feder sträubt sich, diese abstossenden und entsetzlichen Dinge niederzuschreiben (die Hr. v. Hesse-Wartegg N. B. nie gesehen hat. S. u. W. J.)
S. 83: ... wo man sich um diesen Talisman reisst.	S. 370: ... die sich darum reisst, wie um ein geheiligtes Amulet.
S. 84: Suertes, von denen der Nichtspanier nichts versteht, deren Gefährlichkeit er meist gar nicht erkennt.	Suertes, ... von deren Tollkühnheit der uneingeweihte Zuschauer gar keine Ahnung hat.
Endlich hält der Espada den günstigen Augenblick für gekommen.	S. 371: Endlich ist der letzte Moment, der letzte Akt des blutigen Dramas gekommen.
Die Muleta mit der Linken leicht bewegend. Wie vom Blitz getroffen, kann der Stier zusammenstürzen.	Die Muleta, das rothe Tuch, leicht bewegend. Der Stier stürzt todt(!) zu Boden.
Hüte ... Orangen ... Cigarren, ... ein Tross von Henkersknechten folgt dem Helden des Augenblicks, steckt die Orangen und Cigarren ein.	Hüte ... Orangen ... Cigarren, ... während die Knechte hinter ihm die Cigarren und Orangen vom Boden auflesen ...
S. 88: Das Maulthiergespann, von peitschenden Knechten angetrieben, galoppirt in die Arena.	... galoppirt das Zuggespann in die Arena unter ... Peitschengeknall der Mozos.
Strick um den Hals ... der Stier ... um die Hörner.	Stricke um den Hals ... der Stier ... um seine Hörner.
Blutlachen werden mit Sand bestreut.	S. 372: Die Blutlachen mit Sand beworfen.
S. 65: Wenn nun der erste Akt des Stiergefechts sich immer nur so abspielte.	Aber nicht immer läuft eine solche (corrida) so glatt ab.
S. 77: Aber auch hiergegen giebt es Mittel.	Alle gewöhnlichen Mittel helfen nichts.

Digitized by Google

Fuego! Feuer! ruft der souveräne Pöbel, und sofort erscheinen die Banderilleros mit einer Art Raketen.

S. 78: ein auf einem langen Stocke befestigtes halbmondförmiges Messer . . . Fesseln.

Die Hunde „los perros“ . . . . eine Meute wird losgelassen, die den Stier in wenigen Minuten zerfleischt.

S. 87: Suerte „á volapié“ . . . schwerer als die erste . . . stösst ihm den Degen . . . in den Leib . . . hineinstürzt.

Der Stier . . . den Degen im Leibe . . . seine Wuth an den ihn umgebenden Pferdeleichen auslässt.

Verwundete Toreros . . . denen ein Priester die letzte Oelung verabreicht.

Daneben stöhnen einige Stierkämpfer mit zerbrochenen Gliedern,

aber drinnen bittet und bettelt, tost und brüllt die Menge: Noch einen Stier! Mas un toro, un toro de gracia!

Rufe nach Fuego! Feuer! Sofort erscheinen die Banderilleros . . . Raketen . . souveräne Pöbel.

. . . mit einem an einer Stange befestigten scharfen Messer die Fesseln durchschnitten.

. . . den „Perros“ (Hunden) . . . es wird eine Meute Hunde losgelassen, die den Stier . . . in Stücke zerreissen.

S. 373: Die schwierige Suerte de (!) volapié . . . losstürzt, und ihm . . . den Degen in den Nacken stösst.

Der Stier . . . den Degen im Leibe . . . kühlt seine Wuth, indem er die umherliegenden Pferdecadaver mit den Hörnern (womit denn sonst?! W. J.) zerreisst.

Verwundeter . . . ein Priester giebt ihm die letzte Oelung.

. . . ächzen und jammern ein Paar Picadores mit zerbrochenen Gliedern,

in der Arena aber jubelt das Volk . . . und schreit immer: Noch einen Stier als Zugabe! Mas un toro! mas un toro de gracia!

Hr. Rich. Andrée schreibt im „Globus“, Nr. 16, vom April 1894:

E. v. Hesse-Wartegg: „Andalusien“.

„Vor fünf Jahren habe ich das Buch von W. Joest über die spanischen Stiergefechte mit vielem Vergnügen gelesen . . . Als ich nun in dem vorliegenden, von dem bekannten und gewandten Reise-Schriftsteller v. Hesse-Wartegg herrührenden Buche, das von den andalusischen Stierkämpfen handelnde Hauptstück las, da sagte ich: das kennst Du schon und zum Theil hast Du es mit denselben Worten gelesen. Ich hatte mich, wie ein Vergleich lehrte, nicht getäuscht; der Verf. hat einen grossen Theil seiner Schilderung Joest — nacherzählt. Wunderbar aber ist, dass Joest's Schrift nicht mit einer Silbe erwähnt ist, noch wunderbarer, dass, nach eigenem Bekenntniss, der Verfasser die Stiergefechte, die er so eingehend schildert, gar nicht gesehen hat.“ —

(16) Hr. Bartels übergiebt als Geschenk des Hrn. Dr. Lehmann-Nitsche 5 Photographien von cujavischen Bauern in alter Tracht aus der Gegend von Kruschwitz (Reg.-Bez. Bromberg). —

(17) Hr. Bartels legt als Geschenk für die Gesellschaft photographische Aufnahmen eines menschlichen Femur mit darinsteckender Bronze-Pfeilspitze aus dem Gräberfelde von Watsch in Krain vor, welche er im K. K. Naturhistorischen Hofmuseum in Wien, wo dieser Knochen sich befindet, fertigen durfte. Die genaue Beschreibung hat er in „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, Bd. XXV, S. 177—180, Wien 1895, gegeben. —

Digitized by Google

(18) Hr. Bartels spricht über

die Koma- und Boscha-Gebräuche der Bawenda in Nord-Transvaal.

Es sind das die Ceremonien, welche bei dem Eintritt der Mannbarkeit der beiden Geschlechter vorgenommen werden. Mündliche Mittheilungen, welche mir Hr. Missionar Schloemann aus Malakong gemacht hat, finden sich in meiner neuen Bearbeitung von Ploss, „Das Weib", IV. Auflage, S. 300—301. Von Hrn. Missionar Beuster in Ha Tschewasse ist jetzt eine neue Auskunft eingelaufen. Derselbe schreibt:

„Betreffend die Frage über Gebräuche bei der Koma, schicke ich voraus, dass die Bawenda ursprünglich die Koma nicht besassen, und ist dies ein wesentlicher Unterschied im Vergleich mit den heidnischen Völkern, mit denen sie sich diesseits des Limpopo-Flusses berühren. Dies ist auch ein wesentlicher Umstand, der mich leitet, die Ursitze der Bawenda viel tiefer im Innern Africas zu suchen. Die Einführung der Koma glaube ich nach Zimbabye zurückführen zu sollen. Jenes Volk, welches vor allen Völkern die Koma eigenthümlich hat, stammt meines Erachtens, wie schon früher berichtet, aus dieser uralten Colonie, wo Phönicier und Juden das Regiment hatten. Sie werden Balemba genannt; im Holländischen nennt man sie Slams, von Islam, weil man annimmt, dass ihre auffallenden Gebräuche von den Mohamedanern herrühren.

„Was die Figuren anlangt, welche den bei der Koma Betheiligten gezeigt werden, so scheint dabei nicht einerlei Praxis geübt zu werden. An dem Orte, wo mein Gewährsmann die Koma durchmachte, in Blauberg (Nord-Transvaal), hatte man ein grosses, aus Holz geschnitztes Krokodil gemacht, welches man als Koma bezeichnet. Dieses Gebilde wurde bei der Eroberung des Berges im Jahre 1894 vorgefunden und nach Prätoria übergeführt; es befindet sich dort im Museum. In Blauberg scheint immer dasselbe Bild benutzt worden zu sein, und so auch wohl an anderen Orten.

„Die Candidatinnen nehmen auch an der eigentlichen Koma Theil; sie haben auch gewisse Uebungen durchzumachen, meistens tagelange Rundzüge im Versammlungsraume der Hauptstadt, und zum Schluss zeigt man ihnen irgendwelchen Gegenstand nur für einige Augenblicke. Dieser Gegenstand wird dann als das Geheimniss der Boscha, wie diese Reifefeierlichkeiten genannt werden, betrachtet, und dafür, dass man dies Geheimniss hat schauen dürfen, muss bezahlt werden, für jedes Kind von dem Vater desselben eine Ziege oder der Werth derselben in anderen Sachen. Ich bemerke, dass es mir vorgekommen ist, dass die Veranstalter der Boscha sehr in mich gedrungen haben, ihnen eine Gelenk- oder Schreipuppe oder Gelenkschlange, welche sie hier bei mir sahen, zu dem Zweck zu überlassen. Man sieht daraus, dass es ihnen nur darauf ankommt, etwas recht Sonder- und Wunderbares vorzubringen, ein Ding, das scheinbar lebt, und die Leute dann bei dem Glauben zu lassen, dass die Anstifter so etwas Wunderbares besitzen, dass der Reiz bleibt, es zu sehen und die Besitzer zu fürchten. Das ist der einzige Zweck bei der Mädchen-Boscha, wie sie hier bei uns besteht.

„Sonst existirt noch eine andere Weise der Reifefeierlichkeiten, dass man die jungen Mädchen ohne Unterschied der Jahreszeit, auch im Winter, schon am frühen Morgen ins Wasser bringt, worin sie stundenlang bleiben müssen. Die Trommel wird von Frauen geschlagen, und während die Leiter und Aufseher der Feierlichkeit sich am Ufer am Feuer erwärmen, sitzen ihre unglücklichen Zöglinge im Wasser und frieren, dass sie steif werden und oft sich nicht mehr selbst aus dem Wasser fortbewegen können, sondern herausgetragen werden müssen. Wenn

Digitized by Google

man den Leitern die Grausamkeit vorwirft, antworten sie gewöhnlich nur, dass sie selbst auch dasselbe durchgemacht haben.

„So haben auch bei der Koma der Knaben die früheren Jahrgänge das Vorrecht, mit scharfen Ruthen auf die in der Koma sich befindenden Zöglinge nach Belieben einschlagen zu dürfen." —

(19) Das correspondirende Mitglied, Hr. Fritz Noetling bespricht

das Thanyet, eine merkwürdige Waffe der Birmaner.

Beim Studium der Bildwerke, die namentlich auf den lackirten Waaren von Pagan dargestellt sind, war mir aufgefallen, dass die kämpfenden Personen durchweg mit einer dolchartigen Waffe ausgerüstet waren (Fig. 1 und 2), deren Gestalt von dem in ganz Birma üblichen Schwert (da) oder Dolch (da-gale) gänzlich verschieden ist.

Fig. 1.

Fig. 2.

Eine gleiche Beobachtung machte ich an den Stickereien, die in schönster Vollendung namentlich in Mandalay angefertigt werden.

Ausserdem constatirte ich, dass bei allen Po-és (Schauspielen, Theaterstücken) die Waffen der handelnden Schauspieler, namentlich des Königs, die gleiche Form, allerdings in roher Ausführung, zeigten.

Inhaltlich sind die Bildwerke auf den lackirten Waaren, die Stickereien durchweg und die Schauspiele zumeist religiös-mystischer Natur. Nicht auf einem einzigen Stück der lackirten Waaren habe ich anderes, als eine Legende aus der Vorzeit, dargestellt gesehen. Nats (Dämonen), Menschen und Thiergestalten, vielfach auch Gotama-Figuren sind dargestellt. Soweit ich habe erfahren können, dient irgend eine Episode, entweder aus dem Leben Gotama's oder von einem der sagenhaften birmanischen Könige, zum bildlichen Vorwurf. Ein Gleiches gilt für die Stickereien. Moderne Elemente, d. h. solche europäischer Herkunft, wie Dampfer, Locomotiven oder Militär, für welche Eindrücke die Birmaner ausserordentlich empfänglich sind, wie man dies auf ihren neueren Malereien beobachten kann, habe ich bisher weder auf lackirten Waaren, noch in Stickereien beobachtet.

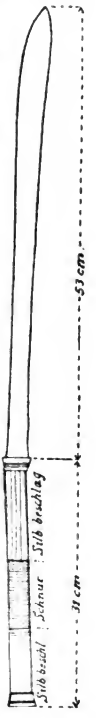
Auch die Po-és behandeln fast ausschliesslich Legenden. Immerhin laufen ab und zu lokale und moderne Witze mit unter, ohne jedoch das Stück inhaltlich zu beeinflussen.

Es ist also deutlich ersichtlich, dass die erwähnte Waffe nur bei legendaren

Digitized by Google

Vorgängen mystisch-religiösen Inhaltes eine Rolle spielte. Gelegentlich eines längeren Aufenthaltes in Mandalay erkundigte ich mich nun nach einer derartigen Waffe; anfangs waren jedoch alle Bemühungen vergeblich. Ich erhielt allerdings ein Exemplar der Waffe, die mir als Thanyet bezeichnet wurde, wie dieselbe bei den Po-és gebraucht wird, aber mit bemerkenswerther Offenheit wurde mir gesagt, dies sei nicht die richtige. Worin der Unterschied lag, konnte mir allerdings nicht erklärt werden. Dank den Bemühungen meines sehr intelligenten Dolmetschers, gelang es mir jedoch, einen Mann aufzutreiben, der etwas Näheres über das Thanyet wusste und sich auch erinnerte, dass in der Nähe von Amarapura ein alter Schmied wohne, der früher das Thanyet für den letzten König von Birma gemacht habe. Der Schmied wurde auch glücklich aufgetrieben, war aber anfangs gar nicht zu bewegen, mir ein solches anzufertigen. Wozu ich das denn brauche? Ausserdem meinte er, würde ich doch nicht das, was er verlange, zahlen; vom Könige habe er immer 100 Rupien und ein seidenes Ehrenkleid erhalten. Ich erklärte mich sofort bereit, ihm das Gleiche zu geben, zahlte schleunigst die Hälfte des ausbedungenen Kaufpreises an und versprach ihm ein besonders schönes Potso, wenn das Thanyet gut ausfalle.

Fig. 3. 1/2



Mehr als zwei Monate vergingen, als eines schönen Tages mein Dolmetscher mit der Nachricht kam, das Thanyet sei fertig, der Schmied habe es eben gebracht. Die Waffe, die er mir einhändigte, war in der That das merkwürdigste Stück, das ich bisher in Birma gesehen hatte.

Ich muss nun allerdings, um den Unterschied recht klar und deutlich vor Augen zu führen, etwas auf die Beschreibung der in Birma durchweg üblichen Schwerter eingehen.

Das birmanische Schwert (Fig. 3) gehört zum Typus jener mongolischen Waffen, bei welchen der Griff eine, zur Gesammtgrösse unverhältnissmässige Länge besitzt. Einige Schwerter aus meiner Sammlung weisen folgende Maasse auf:

	Gesammtlänge	Länge des Griffes	Länge der Klinge
1. Schwert aus Maymyo, 35 Meilen östlich von Mandalay	84 *cm*	31 *cm*	53 *cm*
2. Dolch aus Thibaw, 80 Meilen östl. von Mandalay in den Schanstaaten	50 „	19 „	31 „
3. Dolch aus Mandalay	47 „	17 „	30 „
4. „ „ „	49 „	18 „	31 „
5. „ „ „	45 „	16 „	29 „
6. Schwert aus Pyawbwe, Distrikt Yamethin (Ober-Birma) . . .	91 „	26 „	65 „
7. Schwert aus Yenangyoung, Distr. Magwe (Ober-Birma)	72 „	28 „	44 „

Wenn wir die Gesammtlänge = 1 setzen, so verhält sich die Länge des Griffes und die Länge der Klinge hierzu bei

Nr. 1 . . 1 : 0,37 : 0,63,
„ 2 . . 1 : 0,38 : 0,62,
„ 3 . . 1 : 0,36 : 0,64,

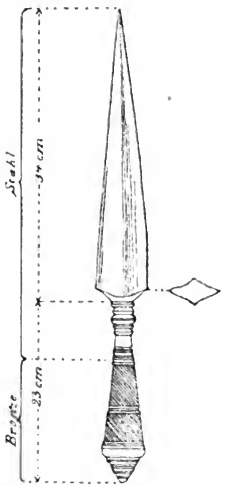
Digitized by Google

Nr. 4 . . 1 : 0,35 : 0,65,
„ 5 . . 1 : 0,35 : 0,64,
„ 6 . . 1 : 0,27 : 0,71,
„ 7 . . 1 : 0,39 : 0,61.

Wir sehen, dass, mit Ausnahme von Nr. 6, bei sämmtlichen hier genannten Waffen die Länge des Griffes mehr als ein Drittel der Gesammtlänge beträgt, in einem Falle sogar bis beinahe zu $^4/_{10}$ steigt.

Die Klinge ist flach, gewöhnlich leicht gebogen, auch auf einem Theil des Rückens geschliffen, der Griff cylindrisch, ebenfalls leicht gekrümmt, ein Stichblatt ist nicht vorhanden. Die Waffe ist also ihrer Construktion nach eine Hiebwaffe, die zum Stoss sehr ungeeignet ist. Ihre Gesammtform erinnert an die japanischen Schwerter, mit dem Unterschiede jedoch, dass das Stichblatt fehlt.

Fig. 4. $^1/_6$



Das Thanyet (Fig. 4) hiergegen ist von gänzlich verschiedener Form. Seine Gesammtlänge beträgt 57 *cm*, die Länge der Klinge 34 *cm*, die Länge des Griffes 23 *cm*. Die Verhältnisszahlen sind daher, wie folgt: 1 : 0,4 : 0,6. Der Griff steht daher ebenfalls in einem Missverhältniss zur Gesammtlänge, wie bei den so eben besprochenen Schwertern, aber die Gesammtform ist eine so total verschiedene, dass das hier ziffernmässig ausgedrückte Verhältniss gar nicht so zur Geltung gelangt, wie bei den anderen Schwertern (vgl. die Abbild.). Die aus Eisen geschmiedete Klinge hat eine lancettförmige Gestalt und besitzt am Griffende eine Breite von 6 *cm*, während sie nach vorn ganz spitz zuläuft. In der Mitte der beiden Seitenflächen läuft eine stumpfe Kante von der Spitze nach der Basis; beiderseits von der Mediankante ist die Klinge flach ausgehöhlt. Der Querschnitt ist somit ein rhomboidischer an der Basis, ein rhombischer an der Spitze, wie die nachfolgenden Zahlen beweisen:

Basis { Dicke: 28 *mm*.
Breite: 60 „ .
Spitze { Dicke: 7 *mm*.
Breite: 7 „ .

An der Basis endigt die Klinge nicht gerade, sondern in einer flach **S**-förmigen Linie.

Beide Schneiden sind der ganzen Länge nach stumpf zugeschärft.

Der Griff ist lang kegelförmig und nimmt von der Klinge gegen den Knauf hin allmählich an Dicke zu. Etwa 4 *cm* unterhalb der Klinge beträgt seine Dicke 18 *mm*; 19 *cm* unterhalb misst er 48 *mm* in der Dicke. Im Allgemeinen ist der Griff einfach gehalten, denn die Verzierungen bestehen nur aus einer Reihenfolge von mehr oder minder tief eingeschnittenen Ringen. Der Knauf ist kurz kegelförmig und erinnert in seiner Form ausserordentlich an die bekannten glockenförmigen Pagoden.

Der Griff besteht zum grösseren Theile aus Bronze, allein es ist bemerkens-

Digitized by Google

werth, dass die Verlängerung der eisernen Klinge den oberen Theil des Griffes bildet. Das Gewicht der ganzen Waffe beträgt 1450 *g*.

Aus vorstehender Beschreibung ist zweierlei ersichtlich, nehmlich:

a) das Thanyet ist in der Form gänzlich verschieden vom birmanischen da,

b) während letzterer vorzüglich als Hiebwaffe dient, ist das Thanyet eine ganz ausschliessliche Stosswaffe, zum Hieb ganz ungeeignet. Man könnte das Thanyet als ein kurzes Stossschwert bezeichnen.

Fig. 5.

Wie und wann das Thanyet nach Birma kam (denn es waltet für mich kein Zweifel, dass wir es hier mit einer importirten, nicht auf heimischem Boden entsprossenen Waffe zu thun haben), darüber kann vorläufig nicht das Geringste gesagt werden; es ist auch mehr als zweifelhaft, ob das Dunkel je gelüftet werden wird.

Die Verbindung mit mystisch-religiösen Legenden scheint jedenfalls auf ein hohes Alter hinzudeuten. Aber welch' fremder Einfluss das Thanyet nach Birma brachte, darüber lässt sich nichts sagen. Es ist möglich, dass mit der Einführung

Digitized by Google

des Buddhismus auch das Thanyet als heilige Waffe nach Birma kam; ich habe wenigstens eine Gotama-Statue gesehen, welche Gotama darstellt, wie er sich das lange Haar abschneidet. Als Instrument benutzt er ein kurzes, spitziges Schwert, das sehr an das Thanyet erinnert (Fig. 5).

Es wäre jedenfalls in hohem Grade interessant, wenn sich auf dem Wege der Vergleichung ermitteln liesse, in welcher Gegend wir das Heimathland des Thanyet zu suchen haben.

Ueber den gegenwärtigen Gebrauch des Thanyet habe ich nichts definitives ermitteln können. Dass in Theaterstücken der König stets mit einer schlechten Nachbildung des Thanyet auftritt, habe ich bereits erwähnt. Das einzige, was ich über den Gebrauch desselben noch habe erfahren können, war, dass der birmanische König einmal im Jahre bei einer religiösen Festlichkeit, welcher, wusste sich mein Gewährsmann nicht mehr zu erinnern, damit erschienen sei.

Soweit mir bekannt, ist das hier abgebildete Exemplar des Thanyet das einzige, das in seiner Originalform nach Europa gelangt ist. Ob noch weitere Exemplare davon angefertigt werden können, darf bezweifelt werden, denn als ich mich bei meinem letzten Aufenthalte in Mandalay nach dem betreffenden Schmied erkundigte, war derselbe verschollen. Der Stadttheil, in welchem er wohnte, war kurz zuvor niedergebrannt, und ein Theil der Bewohner war anderwärts hin verzogen. Ich glaube darum auch, dass dies Exemplar das einzige bleiben wird, das uns die Originalform des Thanyet getreu darstellt. —

Hr. Staudinger findet, dass die beschriebene Waffe den Stosslanzen der Zulu ähnlich sei. —

Hr. A. Bastian erkennt darin nur ein symbolisches Geräth. —

(20) Hr. Fritz Noetling handelt über

birmanisches Maass und Gewicht.

Es ist auffallend, dass ein Land wie Birma mit seiner verhältnissmässig hoch entwickelten Cultur und seinen ausgedehnten Handelsbeziehungen bis in die jüngste Zeit hinein, d. h. bis zur Regierung des letzten Königs der Alaung-paya-Dynastie, kein gemünztes Geld besass, sondern sich bei allen geschäftlichen Transactionen einer bestimmten, abgewogenen Menge von Silber bediente. Diese Einheit war das „tical", und in allen älteren Reisewerken wird man die Werthverhältnisse durch die Anzahl der ticals in Silber ausgedrückt finden. Allein selbst dem der birmanischen Sprache wenig Kundigen fällt es auf, dass „tical" ein Fremdwort ist, welches das einheimische Wort 'kyat' beinahe vollständig verdrängt hat und heute zu Tage im Sprachgebrauche fast allgemein angewendet wird. Welchen Ursprunges das Wort tical ist, vermag ich nicht anzugeben, aber es schien darauf hinzudeuten, wenn ein Schluss überhaupt zulässig war, dass das birmesische Gewicht fremdländischen Ursprunges sei. Wie weit diese Schlussfolgerung berechtigt ist, soll die folgende Mittheilung zeigen.

Die Scala des birmesischen Gewichtes beginnt mit einer kaum mess- oder wägbaren Einheit, dem parama-nu-myu, welches als Atom einer ausserordentlich flüchtigen Substanz gedacht wird, die den Menschen nicht, wohl aber den Nats (Dämonen), wahrnehmbar ist.

Digitized by Google

36 parama-nu-myu = 1 a-nu-myu oder Sonnenstäubchen.
36 a-nu-myu = 1 ka-nyit-chay oder einem groben Staubkorn, so wie solches beim Schreiben mit dem Metallstichel auf den Palmblättern abfällt.
7 ka-nyit-chay = 1 than-ohk-koung oder Lausekopf.
7 than-ohk-koung = 1 mon-nyin-say oder Senfkorn.
3 mon-nyin-say = 1 hnan-say oder Sesamkorn.
4 hnan-say = 1 san-say oder Reiskorn.
4 san-say = 1 hkyin-yuay oder Samenkorn von Abrus precatorius.
2 hkyin-yuay = 1 yuay-gyi oder Samenkorn von Adenanthera pavorina.
4 yuay-gyi = 1 pe.
2 pe = 1 mu.
2 mu = 1 mat.
4 mat = 1 kyat (tical).
5 kyat = 1 boh.
20 boh = 1 peiht-tha oder viss.
4 peiht-tha = 1 tula.
4000 tula = 1 tapong oder tasu.

Es ist klar ersichtlich, dass weitaus die überwiegende Mehrzahl dieser Gewichtseinheiten einen praktischen Werth nicht besitzt. Die wahrscheinlichste Annahme ist die, dass die kleineren Einheiten in ihrer überwiegenden Mehrzahl religiös-philosophischen Speculationen dienten.

Für den praktischen Gebrauch des täglichen Lebens waren nur mu, mat, nga-mu = 5 mu, kyat oder tical, und peihta oder viss bestimmt. Kleinere Quantitäten Gold wurden jedoch häufig durch die Anzahl der yuay-gyi oder hkyin-yuay ausgedrückt. Beide Samen waren leicht erhältlich, und wenn einmal trocken, scheinbar unveränderlich. Es schien also die Annahme nicht ganz unberechtigt, dass diese Samenkörner möglicher Weise die ursprüngliche Einheit darstellten, und die grösseren Gewichte als Multipla dieser Einheiten angesehen werden müssen. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass das Gewicht eines „Lausekopfes" die ursprüngliche Einheit darstellte. Wenn wir dagegen Senfkörner nehmen, so repräsentiren theoretisch 6144, von Sesamkörnern 2048, von Reiskörnern 512 ein tical, also Grössen, deren Auszählung etwas umständlich erschien und leicht Fehlern unterworfen war. Das Wahrscheinlichste erschien es somit, das Gewicht hkyin-yuay als Einheit aufzufassen, und darum habe ich, um mich zu vergewissern, in wie fern das thatsächliche Gewicht dieser Samenkörner dem theoretisch verlangten entspricht, eine grössere Anzahl derselben gewogen und dabei folgende Zahlen gefunden.

100 Stück wohlgetrocknete Samen von Abrus precatorius wogen 1783125 grains, das Durchschnittsgewicht des einzelnen Samens betrug also 1,783125 grains (= 115,159 *mmg*). Das Gewicht der einzelnen Körner schwankte jedoch bedeutend, und zwar lag dasselbe zwischen 1,53546875 grains und 2,03075125 grains (= 99,149 und 131,548 *mmg*).

Theoretisch enthält ein kyat oder tical 128 Körner des Abrus precatorius oder hkyin-yuay, welche 254,9912 grains wiegen sollen; 1 hkyin-yuay würde demnach 1,9921 grains wiegen, was gegen das thatsächlich ermittelte Gewicht 0,208975 grains (= 18,16 *mmg*) zu hoch wäre. Mit anderen Worten würden wir das Gewicht des peihta oder viss aus dem Gewicht der Anzahl der Samenkörner von Abrus precatorius, welche dasselbe enthalten soll, nehmlich 12,800, zu ermitteln suchen, so würden wir finden, dass dasselbe $232^1/_2$ *g* zu leicht ist, wenn das Durchschnittsgewicht der Samenkörner zu Grunde gelegt wird, und erheblichen

Digitized by Google

Schwankungen unterliegt, je nachdem man die oben mitgetheilten Minimal- oder Maximalwerthe für das Gewicht der betreffenden Samenkörner einsetzt.

Noch viel mehr schwankende Zahlen erhält man, wenn man das Gewicht des peihta aus der Zahl der grösseren Samenkörner von Adenanthera pavorina zu ermitteln sucht. Diese grösseren Samenkörner weisen derartige Gewichtsdifferenzen auf, dass irgend welche hierauf basirten Schlüsse ganz unzuverlässig sind.

Es ist also klar, dass diese Samenkörner keinenfalls die ursprüngliche Gewichtseinheit bildeten, sondern nur als bequeme Aushülfsmittel zur Bestimmung kleinerer Gewichtsmengen dienten, bei denen geringe Differenzen unberücksichtigt bleiben konnten.

Wir können daraus schliessen, dass die birmanische Gewichtseinheit, das tical oder kyat, und sein 100faches, das peihta oder viss, nicht auf das Gewicht einer Anzahl von Samenkörnern basirt wurde. Allein welches der mögliche Ursprung der birmanischen Gewichtseinheit war, blieb mir lange ein Räthsel; erst als ich H. Brugsch's interessanten Aufsatz über die Geschichte des Pfundes gelesen hatte, kam es mir wie eine Erleuchtung.

In Gramm umgerechnet, wog das kyat oder tical 16,556035 *g*. Die Uebereinstimmung mit dem Gewicht des Goldseckels = 16,37 *g* war unverkennbar, und konnte schwerlich eine zufällige sein. War es denkbar, dass der altägyptische Einfluss so weit gereicht hat, dass er selbst auf das in Birma gebräuchliche Gewicht bestimmend einwirkte? Die Frage war zu interessant, um nicht weiter untersucht zu werden. Brugsch's Arbeiten über den Zusammenhang von Gewicht und Längenmaass bei den Aegyptern gaben mir auch hier wiederum den Schlüssel zur Lösung dieser Frage, und ich suchte zu eruiren, ob auch in Birma ein Zusammenhang zwischen Längenmaass und Gewicht existire. Es wird daher erforderlich sein, die birmanischen Längenmaasse kurz zu behandeln. Das Längenmaasssystem in Birma ist genau so complicirt, wie das Gewichtssystem, und die unteren Grade desselben sind daher für den praktischen Gebrauch ebensowenig verwendbar, wie diejenigen der Gewichte. Die Breite eines Haares oder san-chi dient als Längeneinheit und darnach sind:

10 san-chi	= 1	hnan oder Sesamkorn.
6 hnan	= 1	mu-yaw oder Gerstenkorn.
4 my-yaw	= 1	let-thit oder Fingerbreite.
8 let-thit	= 1	maik oder Länge der Faust mit ausgestrecktem Daumen.
3 maik	= 1	taung (Länge des menschlichen Unterarms).
7 taung	= 1	ta.
1000 ta	= 1	teing (birmanische Meile).

Dem Anschein nach waren diese Maasse auf die Längenmaasse des menschlichen Körpers basirt, eine Annahme, die, wie wir gleich sehen werden, irrthümlich ist. Die Längeneinheit ist in ganz Birma der taung; alle übrigen Maasse wurden in Vielfachen oder Theilen des taungs ausgedrückt, und die Annahme, dass derselbe die Länge des menschlichen, d. h. birmanischen, Unterarmes repräsentire, hat etwas Bestechendes. Jedenfalls wird in ganz Birma im Verkehr des täglichen Lebens der menschliche Unterarm als bequeme Längeneinheit benutzt. Es kann natürlich nicht ausbleiben, dass bei einer derartigen Unbestimmtheit Streitigkeiten fortwährend vorkamen, und so finden wir, dass König Bodawpya (1781—1819) sich genöthigt sah, die Länge des taungs gesetzlich zu bestimmen, um, wie das Edikt befahl, den fortwährenden Streitigkeiten bei Landvermessungen ein Ende zu machen. In der Nähe der Arrakan-Pagode, ungefähr ½ Meile südöstlich von Mandalay, wurden zwei quadratische Flächen mit Ziegelsteinen ummauert. Das grössere

Digitized by Google

repräsentirte das Flächenmaass „Min“ oder den königlichen pe, das kleinere das Maass „Pagadi“ oder den gemeinen pe. In der Mitte dieser Quadrate wurde ein Pfeiler errichtet, dessen Inschrift folgendermaassen lautete:

„Das Königliche Normal-Maass
Pagadi-pe
Heil dem Gesegneten, Heiligen und Allweisen.

Als Ausfluss seines grossen Erbarmens mit den Leiden der Menschheit hat unser Herr Buddha zahllose Wiedergeburten während vergangener Perioden, deren Zahl die menschliche Fassungskraft übersteigt, erlitten und geduldet, und er hat in seiner Weisheit verordnet, dass seine Religion noch 5000 Jahre nach seinem Tode dauern soll.

In der Hauptstadt Amarapura, welche in der Nähe des Hügels, genannt Mandalay, liegt, woselbst die buddhistische Religion zu grossem Glanze erblüht ist, regiert der Allmächtige Herr der Weissen Elephanten (Bodawpaya), ein direkter Abkömmling des Sonnenkönigs Pyu Saw Ti und des siegreichen Mohnyin Mindaya, der Sohn des Begründers[1]) von Ratanatheinga[2]) und Bruder der zwei Könige, welche Sagaing und Ava gegründet haben. Dieser grosse König und seine Königin haben ihre Krönung mit grosser Pracht gefeiert. Sein Sohn, der Einshemin[3]), wurde nach Arrakan geschickt, um von dort das Bildniss, genannt Mahamanni, zu bringen, welches bei seiner Ankunft im Nordosten der Hauptstadt aufgestellt wurde. Ausserdem hat er Pagoden, Kyaungs und andere religiöse Gebäude in grosser Zahl in seinem Reiche gebaut. Auf Grund all dieser seiner grossen Verdienste hat der Kaiser von China, welcher niemals zuvor Beziehungen zu Birma unterhielt, ihm, dem Gründer von Amarapura, drei seiner Enkelinnen und eine heilige Reliquie von Gotama Buddha als Beweis seiner aufrichtigen und ernsten Freundschaft zum Geschenke gemacht.

Dieser grosse König, welcher sich wohl bewusst war, welch grosser Werth dem Boden in den heiligen Büchern beigelegt wird, und wohl wissend, dass, wenn nicht ein autoritatives Normalmaass festgesetzt werde, die Grenzstreitigkeiten niemals aufhören werden, hat nach Berathung mit seinen Ministern zwei Flächenmaasse festgesetzt, nämlich: das Pagadi pe und das Min pe, welche fortan das Normalmaass sein sollen.

Ein Stück Land südlich des Mingalabongyaw kyaung wurde erwählt, ein Steinpfeiler an jeder der vier Ecken errichtet und die so umschlossene Fläche als Pagadi pe erklärt. Jede Seite dieser Fläche misst 25 ta und sein Umfang ist 100 ta.“

Der Stein, welcher im Normal Min pe steht, trägt dieselbe Inschrift, schliesst aber dann: „Das Stück Land, dessen Grösse als Min pe fixirt ist, liegt 5 ta östlich vom Pagadi pe und Steinpfeiler wurden an seinen vier Ecken errichtet. Jede Seite misst 35 ta 2 taung 1 maik 4 letthit, und sein Umfang ist 141 ta 3 taung.“

Auf dem Steinpfeiler ist die Länge des taungs nebst seinen Unterabtheilungen maik und letthit eingravirt, und zwar misst hiernach

1 taung = 48 *cm* = 18,8984 engl. Zoll,

also beinahe 19 engl. Zoll. Hiernach ist:

1) Alaungpaya.
2) Das heutige Shwebo.
3) Titel, Kronprinz oder präsumtiver Thronfolger.

Digitized by Google

1 taung = 3 maik
1 „ = 8 letthit.

Daher 1 maik = 16 *cm*,
1 letthit = 2 „,

und ferner liess sich daraus die Grösse des ta ableiten, der also 3,36 *m* misst.

Die Fixirung dieser Normalmaasse fällt in das Jahr 1786, also in verhältnissmässig moderne Zeit, allein es ist kaum zweifelhaft, dass die Längenmaasse älter sind, wie sich sofort ergeben wird. Bei meinen wiederholten Untersuchungen der Tempelruinen von Pagan war mir bald aufgefallen, dass den Grössenverhältnissen dieser Tempel ein gewisses System zu Grunde lag, und sehr bald erkannte ich, dass die Maasse auf eine bestimmte Einheit reducirt werden konnten, als welche sich die Breite der Nische, in welcher die Haupt-Gotamafigur aufgestellt war, ergab. Die Breite der Nische der nach Westen schauenden Gotamafigur maass 15 engl. Fuss oder 180 engl. Zoll. Nimmt man die Länge des taung zu 18 engl. Zoll an, so war die Nischenbreite genau 10 taung, und zwar war die Statue derartig aufgestellt, dass ihre Mittellinie genau 5 taung von beiden Seiten entfernt war. Die Breite der Nische, in welcher die nach Osten schauende Figur aufgestellt ist, war etwas grösser, nämlich 15 Fuss 10 Zoll oder 190 engl. Zoll. Wenn man wiederum annimmt, dass diese Nischenbreite die Länge von 10 taung repräsentirt, so berechnet sich der taung zu 19 engl. Zoll. Der Bauart nach ist die Damayangyi-paya, deren Erbauung ungefähr um 1160—1164 a. d. fällt, ganz unzweifelhaft im reinsten Styl erbaut und ihre Proportionen sind am schönsten und reinsten. Wir sind also berechtigt, einen gewissen Werth auf die hieraus abgeleitete Grösse des taung zu legen, der hiernach 18—19 engl. Zoll misst.

Die älteste der tempelartigen Pagoden ist die Ananda-paya, deren Erbauung ums Jahr 1060—70 A. D., also ein volles Jahrhundert früher fällt. In diesem Tempel sind alle vier Nischen gleich breit und zwar messen dieselben 18 engl. Fuss oder 216 engl. Zoll. Wird die Länge des taung zu 18 Zoll angenommen, so misst die Nischenbreite genau 12 taung; die Mittellinie des Bildnisses befand sich 6 taung von jeder Seite.

Die Wahrscheinlichkeit ist wohl dafür, dass die ursprüngliche Länge des taung näher an 18, als an 19, engl. Zoll war; wenn wir also die Länge des taung zu ungefähr 18 Zoll engl. annehmen, so wird der begangene Fehler nicht zu sehr ins Gewicht fallen.

Untersuchen wir nun auf Grund dieser Voraussetzung die Grössenverhältnisse der Pagoden weiter, so finden wir, dass die Länge von beinahe 26 engl. Fuss oder 315 engl. Zoll sehr häufig vorkommt. So beträgt z. B. die Seitenlänge des Centralblocks der Ananda-paya, in welchem die vier Nischen angebracht sind, genau 1245 engl. Zoll, d. h. dreimal 315 Zoll. Noch auffallender ist die, allerdings nur berechnete Entfernung des Gotamabildes vom Centrum der Pagode; auf Grund der sehr genauen Pläne beträgt dieselbe 315 engl. Zoll.

Die Seitenlänge des Centralblockes der Damayangyi-paya beträgt 5×315 engl. Zoll u. s. w. Die Zahl dieser Beispiele liesse sich bequem vermehren, aber dieselben genügen für unsere Zwecke.

Diese Länge wird allerdings erst verständlich, wenn wir dieselbe auf der Basis von 18 Zoll = 1 taung in birmanisches Längenmaass umwandeln. Dieselbe repräsentirt dann $17\frac{1}{2}$ taung, oder, wenn 7 taung gleich 1 ta gesetzt werden, $2\frac{1}{2}$ ta.

Allerdings erscheint es auf den ersten Blick nicht ganz einleuchtend, warum die Baumeister der Tempel diese, selbst in birmanischen Längeneinheiten irrationale

Digitized by Google

Grösse gewählt haben. Es wird dies aber sofort verständlich, wenn wir die Beziehungen zwischen taung und ta einerseits und der ägyptischen Längeneinheit der Königlichen Elle andererseits untersuchen.

Die Länge des ta in Millimetern beträgt:

$$7 \times 18 \times 25{,}39\,954 = 3200{,}34\,204 \; mm.$$

Nach Brugsch mass die ägyptische Königliche Elle 527 *mm*, der birmanische ta war also gleich 6,07 ägyptischen Ellen. Wenn wir also den Bruchtheil von 0,07 vernachlässigen, und dies darf meiner Ansicht nach geschehen, so kann der birmanische ta gleich 6 ägyptischen königlichen Ellen gesetzt werden. Dann aber wird auch das Maass von $2^1/_2$ ta verständlich, da dies nichts anderes ist, als 15 ägyptische Ellen. Der Centralblock der Ananda-paya besitzt somit eine Seitenlänge von 3×15 ägyptischen Ellen, der der Damayangyi 5×15 ägyptischen Ellen. In der Ananda paya betrug die Entfernung der vier Hauptstatuen vom Centrum 15 ägyptische Ellen.

Eine andere, nicht minder häufig vorkommende Grösse, nehmlich $3^1/_2$ ta erklärt sich dann auch ohne Weiteres, denn dieselbe entspricht genau 21 ägyptischen königlichen Ellen.

Weiter habe ich bisher die Grössenverhältnisse der Pagoden von Pagan und ihre Beziehungen zum ägyptischen Längenmaass noch nicht studirt. Allein ich glaube wohl sagen zu können, dass hier ein blosser Zufall nicht obwalten kann. Unklar bleibt freilich vorläufig nur, warum in Birma die Länge von 6 ägyptischen Ellen als Maasseinheit genommen und diese wiederum in 7 Theile statt in 6 zerlegt wurde. Jedenfalls bedarf diese Frage noch eingehender Untersuchung.

Wenn wir nun uns wieder den birmanischen Gewichtsverhältnissen zuwenden, so wollen wir uns einmal einen Würfel von 1 taung = 457,19 172 *mm* Seitenlänge denken. Dieser Würfel hat ein Volumen von 95 549,174 568 *ccm*. Würde ein Würfel von derartigen Dimensionen aus Rohgold vom spec. Gewicht 17,3, welches das birmanische Rohgold im Durchschnitt besitzt, hergestellt, so würde dieser Würfel 1 652 897,7 *g* wiegen. Nehmen wir davon den hunderttausendsten Theil, nehmlich 16,528 977 *g*, so entspricht derselbe so genau dem Gewicht des tical's oder kyat, das 16,556 035 *g* wiegt, dass die Differenz von 0,027 058 *g* ganz ausser Betracht bleiben kann. Da 100 tical gleich peiht-ta oder viss sind, so repräsentirt dieses birmanische Gewicht somit den tausendsten Theil eines Goldwürfels von 1 taung Seitenlänge und 17,3 spec. Gewicht.

Eine Quantität Silber im Gewichte von 1 tical oder 16,528 977 *g*, repräsentirte die birmanische Münzeinheit bis in die allerjüngste Zeit, wo dieselbe durch die gemünzte Rupie ersetzt wurde.

Wir sehen aber nun weiter, dass das Gewicht des tical mit dem des ägyptischen Goldseckels, 16,37 *g*, ausserordentlich nahe übereinstimmt. Allerdings war dies ja vorauszusetzen, denn wenn der taung, das Längenmaass des Würfels in Beziehung zur ägyptischen Elle steht, so muss auch das Gewicht dieses Würfels in irgend einer Substanz im gleichen Verhältniss zum ägyptischen Gewicht, in der gleichen Substanz ausgedrückt, stehen.

Jedenfalls glaube ich, dass durch diese Mittheilung der Nachweis geführt ist, dass zum Allermindesten das in Birma übliche Maass- und Gewichtssystem nicht einheimischen Ursprunges ist. Ob dasselbe direkt von Aegypten importirt wurde, wage ich allerdings nicht zu entscheiden. Wir wissen, dass das ägyptische Längenmaass auf die Grösse des scheinbaren Sonnendurchmessers zurückzuführen ist. Wäre es aber so ganz undenkbar, dass die Chinesen, deren astronomische Thätigkeit ja bekannt ist, selbständig und unabhängig von den Aegyptern ihr

Digitized by Google

Längenmaass auf die gleichen Beobachtungen basirt hätten? Ich bin viel zu wenig competent, in dieser Frage ein Urtheil abgeben zu können, aber ich meine, man muss nicht ohne Weiteres aus der Uebereinstimmung des birmanischen und ägyptischen Maass- und Gewichtssystemes schliessen, dass in früherer Zeit direkte Beziehungen zwischen Birma und Aegypten bestanden und dass auf diese Weise ägyptisches Maass und Gewicht allmählich in Birma eingebürgert wurden.

Die Möglichkeit, dass die Birmaner ihr Maass und Gewicht von Osten, statt von Westen her, also von den Chinesen, statt von den Aegyptern erhalten haben, darf nicht so ohne Weiteres von der Hand gewiesen werden, obschon es allerdings unleugbar ist, dass der bedeutendste kulturelle Einfluss von Indien, also von Westen her, nach Birma kam. Die besten Zeugen hierfür sind die Religion und namentlich die Tempelbauten. Der Styl der Pagoden von Pagan deutet unzweifelhaft auf Indien hin, und da wir gesehen haben, dass gerade in diesen Pagoden die Grössenverhältnisse auf die königliche ägyptische Elle basirt sind, so ist allerdings die Wahrscheinlichkeit gross, dass die Birmaner ihr Maass und Gewicht von Westen her erhalten haben.

Jedenfalls ist diese Frage gegenwärtig noch nicht spruchreif, obschon ihr weiteres Studium, namentlich an den Maassen der buddhistischen Bauwerke Indien's, unzweifelhaft Aufklärung verschaffen wird. —

(21) Hr. P. Ehrenreich berichtet über eine

Reise durch die iberische Halbinsel.

Im Frühjahr 1895 unternahm ich eine dreimonatliche Reise nach Spanien und Portugal, über deren Ergebnisse ich, soweit sie von ethnologischem und archäologischem Interesse sind, hiermit Bericht erstatte.

Ich begab mich von Genua direkt nach Gibraltar, machte einen Ausflug nach dem malerischen Ronda und hatte während eines mehrtägigen Aufenthalts in Tanger Gelegenheit, noch ein interessantes Stück orientalischen Lebens kennen zu lernen. Ein Ausflug nach Tetuan musste leider wegen der abnorm ungünstigen Witterung unterbleiben. Am 6. April betrat ich in Cadiz wieder spanischen Boden. Die malerische Stadt mit ihren hohen, glänzend weissen, von Thürmen gekrönten Häusern besitzt in baulicher Beziehung keine besonderen Schenswürdigkeiten. Doch enthält das Museum werthvolle phönicische Alterthümer, besonders einen prachtvollen, 1887 beim Sitio Punta de la vaca gefundenen Sarkophag in Gestalt eines bärtigen Mannes, das erste zweifellos phönicische Monument aus dieser Gegend.

Durch das öde Steppenland des unteren Guadalquivir erreichte ich dann über Xerez mein Hauptziel Sevilla, wo ich auf Besuch bei einem Freunde die Osterzeit verbrachte. Aus allen Theilen der Halbinsel strömt das Volk um diese Zeit hier zusammen, um die grossartigen Processionen zu sehen und an dem Treiben der grossen Messe (Feria) Theil zu nehmen, deren Hauptanziehungskraft natürlich die Stiergefechte bilden. Der Fremde wird den Processionen mit ihrem grotesken Pomp wenig Geschmack abgewinnen. Grösseres Interesse gewährt die darauf folgende Messe. Mit ihren Verkaufs- und Schaubuden aller Art unterscheidet sie sich an sich nicht von unseren Jahrmärkten. Ihren eigenartigen Reiz erhält sie durch die Theilnahme der besten Familien der Stadt, für die besondere Casillas auf dem Festplatz errichtet sind, in denen Freunde empfangen und Abendgesellschaften abgehalten werden. Es entwickelt sich hier ächt spanisches, geselliges Leben unter Tanzmusik und Castagnetten-Geklapper, und in der That, die schönsten

Digitized by Google

Damen der Stadt die feurigen und graciösen andalusischen Tänze aufführen zu sehen, ist ein Genuss unvergleichlicher Art, der einigermaassen für den sonst hervortretenden Mangel nationaler Eigenart entschädigt. Landestracht sieht man nur noch hier und da von Kindern oder Reitern getragen. Dagegen bildet sich gewissermaassen eine neue Nationaltracht heraus, nämlich die sehr kleidsamen, seidenen Umschlagetücher mit chinesischer Stickerei und langem Franzenbesatz. Die in Madrid fast verschwundene Mantilla wird hier von Damen der höheren Stände noch allgemein getragen. Bei der Männerwelt haben sich niedrige breitkrempige Filzhüte eingebürgert. Auch der bekannte spanische Mantel ist hier im Süden durchgängig in Gebrauch.

Im Uebrigen beanspruchen in Sevilla natürlich die Denkmäler der maurischen Zeit das Hauptinteresse, der unvergleichliche Thurm der Giralda, das prachtvolle Alcazar, die Casa del Pilato, die Stadtmauer, sowie die Alterthümer des Museums. Die ganze Stadt hat in ihrer Anlage und der Bauart der Häuser, deren Wohnräume sich um den von zierlichen Arkaden eingefassten Patio gruppiren, noch ganz den orientalischen Charakter bewahrt.

Der Amerikanist wird sein Interesse dem Archivio de las Indias mit seinen unermesslichen Schätzen an Originaldokumenten über die Entdeckungsgeschichte der neuen Welt zuwenden, dessen herrlicher Renaissancebau allein schon eine Hauptzierde der Stadt ist.

Auch die Universität besitzt einige Americana, Erinnerungen an den Colombischen Botaniker Mutis, den Freund Humboldt's, einige Aimara-Mumien u. a. m. Ein Altarbild der Universitätskirche zeigt ein interessantes anthropologisches Experiment. Man sieht zwei Aerzte damit beschäftigt, einem Europäer das Bein eines Negers anzusetzen, eine Operation, die ihnen aber schlecht bekommen zu sein scheint, denn man sieht sie auf einem anderen Bilde als Zauberer verbrannt. Es gelang mir leider nicht, etwas Näheres über die Legende zu erfahren.

Eine kleine prähistorische Sammlung besitzt der Club Ateneo: Steinwerkzeuge, Bronzemesser, Votivfiguren, römische Objecte, hauptsächlich gesammelt von Dr. Feliciano Candau, dessen Werk „Prehistoria de la Provincia de Sevilla, 1894" eine ausführliche Darstellung der archäologischen Funde der Gegend enthält.

Einer der schönsten Dolmen der Halbinsel, die sog. Cueva de los pastores oder Castillejo de Guzman, befindet sich auf dem Höhenzuge im Nordwesten der Stadt. Er wurde entdeckt im Winter 1854/55. Er besteht aus einem Corridor von 28 *m* Länge, der in einem eigenthümlichen Rundbau von 2,70 *m* Durchmesser endet. Der Gang besteht aus kleinen Steinblöcken, die so über einander geschichtet sind, dass die Wände nach oben etwas convergiren. Etwa in der Mitte des Corridors befindet sich eine Art von Thüreinsatz, aus drei Monolithen gebildet, 1,40 *m* hoch und 60 *cm* breit. Eine ähnliche Thür führt zur Rotunde. Letztere hat die Gestalt eines abgestumpften Kegels und ist oben durch einen Granitblock geschlossen. Im Jahre 1880 sind von Candau menschliche Reste in derselben gefunden.

Andere megalithische Denkmäler finden sich im Süden der Provinz bei Moron, 1 Legua vom sogen. Pozo amarego (Candau l. c., p. 87). Es ist ein Steinkreis von 20 *m* Durchmesser, in dessen Innern sich die Reste zweier radiär verlaufender Gallerien befinden. Er enthielt neolithische Steingeräthe.

Etwas nördlich davon bei Coronil am oberen Rio Salado wurden Kupferäxte, Flintobjecte, Steinsägen, rohe Töpfe und einige menschliche Reste, darunter Schädel mit starken Stirnwülsten und platyknemische Schienbeine gefunden. Diese Funde befinden sich jetzt im Museum des Ateneo zu Sevilla.

Digitized by Google

Der archäologisch wichtigste Platz der Gegend ist Carmona auf dem nordöstlichen Ende des Höhenzuges zwischen den Flüssen Guadaira und Carbones, an dessen westlichem Ausläufer das durch sein malerisches Maurenschloss bekannte Städtchen Alcala liegt. 4 *km* südöstlich von Carmona befinden sich auf der Höhe Gruppen kleiner Tumuli (Motillas). Viereckige Gruben sind in dem Sandstein ausgehöhlt, bedeckt mit einer Schicht von feinem Sand und einer Lage kleiner Steine darüber, das Ganze mit Erde und Rasen bedeckt. Bisweilen ist der ganze Hügel aus Steinen gebildet. An jedem Hügel befinden sich eine oder mehrere rohe Steinfiguren, Thierköpfe darstellend, sehr ähnlich den in den Verh. d. anthr. Ges. XII, 33 abgebildeten, von Hrn. v. Erkert beschriebenen Steinidolen der kujavischen Gräber. Mit Rücksicht auf die gemachten Funde zerfallen die Gräber in zwei Klassen. Während sich in den einen calcinirte Menschenknochen, Kupfergeräthe, auch goldene Objecte vorfinden, enthalten die anderen (vgl. Candau, l. c. p. 46) keine Spur von Metall, aber Silexobjecte, Scherben, Skeletreste und eigenthümliche gravirte Knochenplättchen mit Thierfiguren, ähnlich denen von Madeleine. Das schönste Exemplar stellt einen unter einem Baume stehenden Hirsch dar. Auch Vogelfiguren und menschliche Profile kommen vor. Die Topfscherben zeigen einfache Zickzack- und Rautenmuster. Leider war die ganze Sammlung dieser Steine zur Zeit meines Besuches in Carmona nicht zugänglich. ich richte mich daher nach den von Candau, l. c. p. 54—62, gegebenen Abbildungen.

Im Westen der Stadt Carmona befindet sich die 1830 entdeckte, seit 1881 systematisch ausgegrabene römische Nekropole, vielleicht die merkwürdigste ihrer Art. Das Terrain ist jetzt im Besitz des englischen Malers Mr. Bonsor, der die wichtigsten Fundstücke in einem Museum vereinigt hat. Die Gräber (bis jetzt sind 439 aufgedeckt) liegen unregelmässig zerstreut. Sie stammen aus der Zeit von Augustus bis zum ersten Einbruch der Barbaren. Christliche Denkmäler fehlen. Ein senkrechter Schacht führt auf einen kurzen Gang, der in die eigentliche Grabkammer ($2^1/_2$—$3^1/_2$ *m* Höhe) sich öffnet. Bei grösseren Gräbern führt eine Treppe hinab. Die Kammer wird bisweilen von Säulen gestützt. Ihre Wände zeigen mehrere Reihen von Nischen für die Urnen und zahlreiche Spuren von Freskomalerei. Einige grössere Grabanlagen besitzen besondere Vorhöfe mit Einrichtungen für die Leichenmahle (Triclinia), Brunnen, Küchenanlage u. s. w. Das interessanteste ist das Triclinio del elefante mit dem steinernen Bilde eines afrikanischen Elephanten.

Es folgte nunmehr eine zweiwöchentliche Tour in den südlichen Theil Andalusiens über Granada, Motril an der Küste entlang bis Malaga und zurück über Antequera und Cordoba. Die wunderbaren Denkmäler der maurischen Zeit, die Alhambra im Frühlingsschmuck, die uralten pittoresken Meeresschlösser, die herrliche Moschee zu Cordoba sind oft geschildert. Eine interessante viertägige Tour in der Sierra Nevada bis an die Quellen des Xenil am Fusse des Mulhacen und Alcaçaba unter Führung des Hrn. Dr. H. Sievers gab mir Gelegenheit, das Landvolk und die Gebirgsbewohner von der angenehmsten Seite kennen zu lernen. Höflichkeit, Gastfreiheit und Intelligenz zeichnet sie in vortheilhaftester Weise vor der Bevölkerung von Fremden überlaufener Orte aus. An der Küste bei Malaga fühlt man sich, angesichts der Vegetation, des Zuckerrohrbaus, der herrlichen Gärten, in die Tropen versetzt, weit mehr als dies sonst an irgend einem Punkt Europas der Fall ist.

Von prähistorischen Resten wurde einer der grössten und besterhaltenen Dolmen der Halbinsel besichtigt, die Cueva do Mengal bei Antequera (Fig. 1),

Digitized by Google

von dem Cartailhac (Ages préhist., p. 186) eine ausführliche Beschreibung gegeben hat, auf die ich verweisen muss. Der Eingang ist jedoch nicht, wie Cartailhac sagt, nach Westen, sondern nach Osten gerichtet.

Fig. 1.

Für die Reise nach Madrid vermied ich die öde Strecke durch die Mancha und nahm den sehr zu empfehlenden Weg durch Estremadura. Ich besichtigte die grossartigen Römerbauten Merida's, ging über das pittoreske, mittelalterliche Caceres nach Plasencia und erreichte Madrid über Toledo und Aranjuez. In Madrid war die Messe des S. Isidro noch im vollen Gange und gab Gelegenheit, noch mancherlei Volkstrachten, besonders aus Valencia und Catalonien, zu sehen.

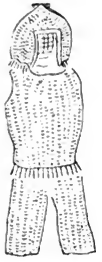
Von den Sammlungen sind die unvergleichliche Prado-Gallerie und die Armeria weltbekannt. In der letzteren fand ich die vier ältesten nach Europa gelangten japanischen Rüstungen wieder, welche die Gesandschaft Hidejoshi's im Jahre 1583 dem Könige Philipp II. überbrachte. Zwei derselben zeigen die phantastische Lemurenform des Todes. Sie hängen über der Thür, sind deshalb leicht zu übersehen, und mehrfach in der Literatur als nicht mehr vorhanden angegeben.

Das sehenswerthe Artillerie-Museum enthält eine interessante Sammlung alter malaiischer Bronzegeschütze, reich ornamentirt, in vorzüglicher Ausführung. Sie sind den Piraten der philippinischen Gewässer abgenommen. Unter Nr. 3140 findet sich eine merkwürdige Schuppenrüstung, Helmkappe mit Gittervisir, Brustpanzer

Digitized by Google

und Schenkelstücke. Die einzelnen Schuppen sind grün mit Goldrand, das Material war leider nicht erkennbar. Die Signatur ist: Traje de guerra de un cacique Mexicano (Fig. 2). Hrn. Seler war das Stück unbekannt, so dass es wünschenswerth ist, Genaueres über seine Provenienz zu ermitteln. Möglicherweise ist es asiatischen Ursprungs.

Fig. 2.



Der erst kürzlich eröffnete Prachtbau des Museo archeologico ist zwar noch nicht vollständig bezogen, enthält aber schon den wichtigsten Theil der prähistorischen und ethnographischen Sammlungen. Der erste und dritte Saal im Erdgeschoss rechts birgt die ersteren, während in dem zweiten die ägyptischen Alterthümer sich befinden.

Die interessantesten Objecte des ersten Saales sind die Höhlenfunde aus der Cueva de los murcielagos bei Albuñol an der Südküste Andalusien's. Neben dem goldenen Diadem, das eines der hier gefundenen Skelette trug, sieht man eine fast complete Collection des Hausgeräthes jener alten Urmenschen. Schmucksachen aus Steinen und durchbohrten Schneckengehäusen, ferner Holzlöffel und Werkzeuge, Steinäxte, Scherben mit Punkt-Ornamenten, Spinnwirtel, namentlich aber wohlerhaltene Flechtarbeiten aus Espartogras, unter denen die vortrefflich gearbeiteten starken Sandalen und Tragsäcke besonders auffallen.

Andere Vitrinen enhalten mächtige asturische Steinhämmer mit Stielfurche, Vergleichsobjecte aus Skandinavien und den Schweizer Pfahlbauten, Bronze-Schwerter mit eigenthümlichem, durchbrochenem, flachem Griffstück, sowie die ungeheuren, degenförmigen Bronze-Nadeln, die Cartailhac als Zier-Haarnadeln ansprechen zu müssen glaubt (l. c. p. 22, 76, 9). Man findet derartige Stücke schon zusammen mit römischen Objecten.

Der dritte Saal enthält vor Allem die in der Gesellschaft bereits ausführlich besprochenen Funde vom Cerro de los Santos, hauptsächlich weibliche Figuren, den Kopf mit einer Kapuze bedeckt, ein Gefäss in den Händen tragend, während von männlichen Figuren nur Köpfe vorkommen. Neben diesen unzweifelhaft ächten Stücken enthält die Sammlung noch eine ganze Anzahl von ebenso unzweifelhaften Falsificaten, die, um in ihrer grotesken Form nicht zu auffällig zu wirken, an den Fensterseiten des Saales im Schatten aufgestellt sind. Man sieht plumpe Nachahmungen ägyptischer Obelisken, Isis und Osiris-Figuren, andere die altgriechische Muster copiren, wie Hippokampen, das Schiff Argo, den Phönix u. a., zum Theil mit paläographisch unmöglichen Inschriften.

Der Mittelschrank enthält die merkwürdigen phallischen Bronze-Idole von Evora, Goldringe, sowie die grösste uns bekannte iberische Inschrift auf Blei (noch unentziffert). Sonderbar sind die Thongefässe, deren Henkel sich nicht gegenüber stehen, sondern im Winkel von 90° zu einander angebracht sind.

Endlich seien noch erwähnt die nach vorn gekrümmten, concav schneidenden Eisenschwerter vom Cerro de Almedinilla bei Cordoba, eine höchst charakteristische, auf altitalischen Vasenbildern häufig wiederkehrende Form (Cartailhac l. c. p. 249), sowie ein wohlerhaltener phönicischer Anker aus Blei. Es folgt hierauf das römische Antiquarium, das ich hier übergehe. Die ethnographische Abtheilung erfüllt den zweiten Stock. Der linke Flügel enthält die Americana.

Die Peruanische Sammlung (Saal II—IV) ist zwar nicht besonders reichhaltig, namentlich nicht an Gefässen (von denen die gefälschten auch hier in einer besonderen Vitrine vereinigt sind), enthält aber eine Anzahl sehr merkwürdiger Unica,

Digitized by Google

z. B. eigenthümliche Libations-Gefässe aus Holz. Ein pfeifenkopfartiger Recipient in Form einer hockenden menschlichen Figur mit grossem Kopf läuft im rechten Winkel in eine Libationsrinne aus, in der vier geschnitzte Enten auf den Kopf zuzuschwimmen scheinen.

Der Saal IV. beherbergt den wichtigsten Theil der Sammlung, ein peruanisches Scepter, von Goldblech überzogen, sowie eine ausserordentlich zierliche, mit Kupfer und Silber tauschirte Bronzeaxt, Schaft und Klinge aus einem Stück mit Nachahmung der Binden, die beide zusammenhaltend gedacht sind.

Was aber in diesem Saale den Blick besonders fesselt, ist der alles überstrahlende Schatz der Quimbayas aus Columbien, der grossartigste und schönste je nach Europa gelangte Goldfund aus dem alten America. Er ist seit der columbischen Ausstellung 1892 als Geschenk der Republik in den Besitz Spanien's gelangt. Da Hr. Seler bereits im Globus, Bd. 64, S. 244 ff., eine ausführliche Besprechung dieses einzig dastehenden Goldfundes gegeben hat, so braucht dem nichts hinzugefügt zu werden.

Der anstossende grosse Saal V enthält Objecte aus ganz America. Die Sammlungen vom oberen Amazonas aus Ost-Ecuador, sind von der spanischen Expedition (1865—67), an der auch Ximenez de la Espada theilnahm, heimgebracht worden. Darunter auch mehrere Schilde der Jivaros. Von Nordwest-America besitzt das Museum nicht weniger als 5 Stäbchen-Panzer. Ein Lederwamms mit Behängen von Eisenstückchen ist wohl sibirisch. Vielleicht ein Unicum für Europa ist ein Maskencostüm der Negersecte der Ñañigos auf Cuba (vergl. Globus, Bd. 69, S. 19), sehr an gewisse südamerikanische erinnernd. Das Material ist Sacktuch mit aufgenähten Zeugstreifen, die Capuze mit Ochsenhörnern verziert.

In dem rechten Flügel des Gebäudes sind die übrigen Erdtheile vertreten. Einige schöne Buddhaköpfe von Borobudur, allerlei chinesische Sachen, eine sehr reichhaltige Hawaii-Sammlung, sowie eine Serie interessanter Rüstungen von Mindanao, darunter eine aus Horn oder Schildpatt, sind hier das Wichtigste.

Der mächtige Lichthof soll Modelle der werthvollsten maurischen Architecturstücke des Landes aufnehmen.

Ueber den Escorial und das an interessanten mittelalterlichen Bauten so reiche Avila[1]) ging ich weiter nach Salamanca, der alten Hochburg scholastischer Gelehrsamkeit, mit einigen der schönsten Denkmäler spanischer Spät-Renaissance, und wendete mich nunmehr nach Portugal. Verlässt man bei der Station Fregeneda das öde castilische Plateau, so öffnet sich, beim Abstieg in das herrliche Thal des Douro, gleichsam eine neue Welt. Man befindet sich in der feuchtwarmen Zone der Seewinde. Bis Oporto gleicht das Thal einem grossen Fruchtgarten, wo Dörfer und Städte unter den üppigen Feigen-, Orangen- und Kastanien-Bäumen verschwinden, Weinreben jeden Baum überziehen, meilenweit die Berge für die Cultur der edelsten Weinsorten terrassirt sind. Von dem Wohlstande des Volkes dieser Nord-Provinzen Portugal's zeugt der reiche Schmuck der Bäuerinnen, die dicke goldene Ketten und handgrosse Goldfiligran-Herzen auf der Brust tragen. Den Kopf bedeckt ein kleines Feder-Barett, das gleichzeitig beim Lasttragen als „Kranz" dient. Auch bei Männern sind die nationalen Trachten mehr erhalten, als in Spanien. Einige Tage fesselte mich das herrliche Oporto, wo gerade grosse Volksfeste abgehalten wurden.

Der wichtigste Ausflug von hier führte mich in den nordöstlichen Theil der Provinz Tras os montes, wo insbesondere die Umgegend des malerisch gelegenen

1) Leider wurde vergessen, die berühmten Toros in Augenschein zu nehmen.

Digitized by Google

Braga (das Bracara Augusta der Römer) in archäologischer Beziehung zu den interessantesten Theilen Portugal's gehört, da sich hier umfangreiche Stadtanlagen der vorrömischen Urbevölkerung des keltischen Stammes der Kalläker erhalten haben.

Die merkwürdigste und zugleich am leichtesten erreichbare, ist die sogen. Citania zwischen Braga und Guimaraës (3 *km* östlich von dem kleinen Schwefelbade Taipes). Es besteht über Citania dos Briteiros und den benachbarten Sabroso bereits eine ziemlich umfangreiche Literatur, die bis in's 16. Jahrhundert zurückreicht. Die systematisch-wissenschaftliche Untersuchung des Ortes wurde indess erst vor 20 Jahren durch den unermüdlichen Hrn. Martins Sarmento angebahnt und weiter geführt. Unter seiner Leitung besuchte auch der prähistorische Congress von 1880 die denkwürdige Stätte; Hr. Rud. Virchow hat darüber in den Verhandl. d. anthropol. Gesellschaft 1880, S. 344 einen ausführlichen Bericht gegeben. Die wichtigste deutsche Arbeit lieferte Hr. Prof. Hübner im 15. Bande des Hermes 1881. Endlich hat Cartailhac alles bis dahin über Citania Bekannte zusammengestellt und durch Abbildungen erläutert. Können daher meine Mittheilungen auch wenig Neues bieten, so mögen sie doch dazu beitragen, deutsche Reisende auf diese ungemein interessante Ruinenstätte aufmerksam zu machen.

Ich begab mich von Oporto über Vizellas nach Guimaraës, dem alten Stammsitze der portugiesischen Könige, um hier, unter liebenswürdiger Führung des Hrn. Sarmento, die Sammlungen der Socieda de Sarmento im Kreuzgange des alten Klosters S. Domingo zu besichtigen. Das Museum enthält die interessantesten in Citania gefundenen Architecturstücke, Reliefs und Inschriften, die aber erst nach Besichtigung der Ruinen selbst verständlich werden. Das meiste davon ist in dem Congressband 188[1], sowie in dem Werke von Cartailhac bereits publicirt. Ich nenne daher hier nur die Thür-Einfassungen mit dem eigenthümlichen, auch in der mittelalterlichen Architectur Portugal's so häufig wiederkehrenden Strick-Ornament und den bandartig verschlungenen S-Mustern, die Ruinen-Fenster oder Luftloch-Einsätze mit durchbrochenen Kreuzen oder spiralig geschweiftem Triquetrum, sowie die Thürarchitraven-Giebelfelder mit barbarisch-römischen Inschriften, deren eine die Worte Coroneri Camali domus erkennen lässt, ein häufig wiederkehrender Name wohl eines Häuptlings-Geschlechts, und endlich mehrere sehr rohe Steinfiguren und Reliefs.

Als etwas Neues dagegen sind zu erwähnen zwei jener merkwürdigen, überlebensgrossen Figuren kalläkischer Krieger, die vor zwei alten Kirchen der Umgegend aufgestellt waren, bis sie Sarmento hierher überführen liess. Es sind bereits mehrere derartiger barbarischer Statuen aus Portugal bekannt. Prof. Hübner hat schon im Jahre 1861 in einer Abhandlung (Archäolog. Zeitung XIX, 1861, Nr. 154) einige derselben beschrieben, nehmlich zwei im Garten des königl. Schlosses von Ajuda zu Lissabon befindliche, sowie eine von Vianna de Castello, nordwestl. von Braga an der Küste. Von dieser giebt er eine Abbildung. Sie zeigt einen bärtigen Mann, den Kopf anscheinend mit einer enganliegenden Helmkappe bedeckt, um den Hals ein Torques. Die Arme sind an den Körper angezogen und halten einen kleinen Rundschild mit Kreuz und muschelförmigen Buckeln. Auf der Brust ein Spiral-Ornament, sowie ein Kreuz, das möglicherweise von den Bauern eingekratzt ist. Der eng anliegende Rock lässt einen dreieckigen Halsausschnitt, sowie kurze Aermel erkennen. Im Gürtel steckt ein kurzes Schwert. Quer über dem Schaft der Figur befindet sich eine Inschrift, die das Ganze als Grabmonument kennzeichnet. So viel Details lassen unsere Figuren von Guimaraës

Digitized by Google

(Fig. 3) nicht erkennen. Sie sind weit roher gearbeitet und es fehlt ihnen leider der Kopf, dagegen ist das grosse, breite, lanzettförmige Schwert sehr deutlich. Der Gürtel ist auf dem Rücken mit einer Rosette mit Spiral-Ornament versehen. Der Schild ist concav und trägt in der Mitte einen Buckel. Die Unterschenkel fehlen diesen Figuren, wie den übrigen. Hr. Hübner kannte ausser den drei von ihm beschriebenen nur noch zwei andere aus der Literatur, doch ist es ungewiss, ob sie noch vorhanden sind.

Fig. 8.

Statue eines kalläkischen Kriegers aus S. Jorje de Vizella im Museu Sarmento in Guimaraës.

Endlich sei noch ein steinerner Sarkophag erwähnt mit einem für die Form der Leiche angepassten Ausschnitt, am Kopfende aussen mit einem Hakenkreuz geziert. Das Museum enthält ausserdem noch Alterthümer aus allen Theilen des Landes, afrikanische Ethnographica, sowie eine reichhaltige Bibliothek.

Citania selbst liegt auf einem weithin sichtbaren Hügel, 3 *km* östlich von Taipes. Er gehört zu den Vorbergen der zwischen Braga und Guimaraës sich ausdehnenden Serra da Falperra. In der Nähe liegen die ähnlichen alten Ansiedlungen von Sabroso und S. Iria. Der Berg ist in $^3/_4$ Stunden zu ersteigen. Er fällt nach Süden zu allmählich, nach Norden steiler, aber weniger tief ab und ist durch einen Rücken mit der dahinter aufragenden Serra verbunden, auf dem noch Reste einer starken kyklopischen Mauer erhalten sind. Zwei andere Mauerzüge umschliessen den ganzen Berg. Derselbe zeigt zwei Gipfel, zwischen denen die von Süd-Westen ansteigende Strasse nach Nord-Osten hinunter zieht. Sie fällt mit der antiken Hauptstrasse zusammen und zeigt ein aus mächtigen Steinblöcken zusammengesetztes Pflaster mit Regenrinnen. Aehnliche Wege führen auf die öden Gipfel, andere münden unten von verschiedenen Seiten ein. Beiderseits der Strassen liegen die Reste von Hütten in runder oder rechteckiger Grundform, meist nicht mehr als 1 *m* über dem Grunde aufragend, doch so, dass die Steinfügung des Ganzen noch gut erkennbar ist. Meist unregelmässig geschichtet, sind die Bausteine bisweilen sorgfältig behauen und in schrägen Spiraltouren über einander gelegt. Eingangsöffnungen mit Steinschwellen sind nur bei einigen nachweisbar. Hübner vermuthet, dass bei den meisten die Thür höher über der Erde lag. Die Häuser liegen gruppenweise zusammen, die Eingänge von der Strasse abgewandt. Da diese Häusergruppen von besonderen Mauern umzogen sind, die durch Einschnitte mit der Strasse in Verbindung stehen, so liegt es nahe, in diesen gepflasterten Umfriedigungen Hofräume zu sehen, in denen die eigentlichen Wohn- und Wirthschaftsgebäude lagen. Jedenfalls dienten die in diesen Höfen ausgehöhlten Steine als Tränkstellen und die von Cartailhac abgebildeten Steinringe zum Anbinden des Viehs.

Die Anlage des Ganzen ist terrassenförmig. Starke Substructionen von kyklopischem Mauerwerk geben Halt. Auf dem höchsten westlichen Gipfel zwei restaurirte Rundhütten, deren eine die berühmte mit reichem ornamentalem Relief geschmückte Pedra Formosa enthält, die von einigen für einen Opferstein, von anderen für eine Giebelplatte, endlich auch für einen Grabstein gehalten wird. Unsere Verhandlungen brachten davon eine Skizze; deutlicher ist die Abbildung in dem Congressbericht und bei Cartailhac. Ohne dieser Frage näher zu treten, möchte ich doch darauf aufmerksam machen, dass das die Gliederung des Ganzen bedingende Haupt-Ornament wohl an eine menschliche Figur mit etwa zur Opferung ausgespreizten Beinen erinnert. Auch die beiderseits sich an das Schachbrett-

Digitized by Google

muster der Grundfläche anschliessenden Figurenpaare gleichen menschlichen Darstellungen, wie wir sie von den südamerikanischen Petroglyphen her kennen.

Die Ansiedelung von Sabroso ist älter als Citania. Eigentlich römische Sachen sind dort nicht gefunden, wohl aber mancherlei Steingeräth.

Auf dem Rückmarsche sah ich bei dem Dorfe Briteiros noch ein prähistorisches Ueberlebsel der wilden Zeit als Spielzeug in den Händen der Kinder, nehmlich das wohlbekannte Schwirrholz, und zwar nicht in der brasilischen Spindelform, sondern von rechteckiger Gestalt, so dass für Annahme eines brasi-

Fig. 4.

lischen Imports kein zwingender Grund vorliegt. Der landesübliche Name dafür ist Surra oder Abofagato. Näheres war nicht zu ermitteln.

Von Oporto aus war Coimbra, die alte Musenstadt, das nächste Ziel. Man glaubt sich hier in einer unserer kleinen Universitäts-Städte versetzt. Die malerische Lage, die altromanischen Bauten, die eigenthümliche Tracht der Studenten und Professoren, die ich bei Gelegenheit einer mit mittelalterlichem Pomp abgehaltenen Doctor-Promotion sah, die historischen Erinnerungen, die sich an jeden Fleck knüpfen und grossentheils die Dona Inez de Castro verherrlichen, geben der Stadt einen ganz eigenartigen Reiz.

Ich sah in Coimbra zwei ethnographische Sammlungen. Die eine gehört der Universität und bildet einen Theil des Museu da historia natural. Es ist eigentlich mehr Raritäten-Cabinet; wie meist in einem solchen, sind die werthvollsten Stücke schlecht oder gar nicht bestimmt. Das Wichtigste steht im grossen Schrank mit etwa einem Dutzend prachtvoller grotesker Thiermasken, angeblich afrikanisch, jedoch weit mehr an südamerikanische Formen, besonders die der Tecuna, erinnernd. Eine derselben stellt einen wohl charakterisirten Ameisen-

Digitized by Google

bären dar. Eine Anzahl schöner brasilianischer Keulen und Bogen entbehrt gleichfalls der Bestimmung.

Die zweite Sammlung ist Privatbesitz des Dr. Ribeiro, der 15 Jahre in den portugiesischen Colonien West-Africa's zugebracht hat. Der Haupttheil ist deshalb afrikanisch. Von grossem Interesse sind zwei lebensgrosse Modell-Figuren aus Dahome, einen Krieger und eine königliche Amazone in vollständigem Original-Costüm und Bewaffnung darstellend. Ferner eine Doppelmaske von Kabinda, deren Träger, mit einer Rassel in der Hand, Gaben heischt und den Tod dessen verursacht, der, ohne etwas zu geben, vorbeigeht.

Eine schöne Sammlung von Mosambique-Waffen, sowie marokkanische und Haussa-Objecte sind ferner zu nennen, endlich eine ganze Anzahl schöner indischer und ostasiatischer Stücke. Leider sind auch in dieser Sammlung die Bestimmungen oft ganz willkürlich, zum Theil sogar unsinnig. So sieht man Haussa-Schwerter als malaische Waffen, schön geschnitzte Ruderkeulen der Hervey-Inseln als arabische Objecte aufgeführt.

Das an der Mündung des Mondego malerisch gelegene Seebad Figueira da Foz besitzt ein sehenswerthes Museu municipal, gegründet und bis jetzt trefflich geordnet und geleitet von dem Advokaten Dr. Rocha, der auch längere Zeit in der Provinz Algarve archäologisch thätig war. Vor dem Hause ein Steinkistengrab in situ, in der Vorhalle römische Skelette in Stein- oder Thonplatten-Gräbern aus der Umgegend.

Der erste Saal enthält eine Zusammenstellung gewerblicher Producte der Provinz, besonders vorzügliche Glas- und Cementwaaren. Merkwürdig sind die von den Fischern gebrauchten Regenmäntel aus Seetang, die vollständig den japanischen Reisstrohmänteln gleichen. Der zweite Saal mit dem archäologisch-historischen Theil enthält römische Alterthümer und Objecte der Hausindustrie des vorigen Jahrhunderts. Es folgt die sogen. Sala da comparação der Vergleichs-Sammlung ethnologischer Gegenstände. Unter den brasilianischen Sachen ist eine Anzahl schöner Marajo-Stücke von Pacoval, die bekannten ornamentirten Tangas aus Thon hervorragend. Der vierte Saal enthält die eigentlichen vorgeschichtlichen Funde. Steingeräthe aus dem Alluvium von Fontella, mehrere prachtvolle Steinspitzen von der Serra do Cabo do Mondego, auch menschliche Gebeine von dort. Ferner keramische Reste: Topfscherben mit Zickzack-Ornamenten, aus den bekannten Höhlen von Palmella, sowie solche aus Dolmen der Umgegend, und endlich Funde von der luso-phönikischen Nekropole Fontevelha bei Bemsafrim (Algarve), Steinkisten-Gräber, phönikische Perlen und eine Inschriften-Tafel, über die Prof. Hübner in den Monumenta linguae ibericae gehandelt hat. Als Curiosum sei schliesslich noch ein Gypsmodell des ebenso unverwüstlichen, wie unglückseligen Canstatt-Schädels erwähnt.

Ein Tag wurde von Coimbra aus dem Besuche des herrlichen Bannwaldes von Bussaco gewidmet, in dem der Reisende sich gleichsam in die Vorzeit zurückversetzt wähnt, wo jungfräuliche Urwälder noch einen grossen Theil von Süd-Europa bedeckten; ein weiterer dem Prachtbau von Batalha, der Ruhestätte Heinrich's des Seefahrers. In der Nähe dieses Heiligthums, an das sich die stolzesten Erinnerungen der Geschichte Portugal's knüpfen, liegt Aljubarrota, wo im Jahre 1367 die Unabhängigkeit des Landes erstritten wurde.

Die Höhlen zwischen diesem Orte und Alcobaça haben prähistorische Funde geliefert, über die der Sammler, Apotheker M. Vieira de Natividade, in den Verhandl. des Congrès d'anthropologie, Paris 1889, berichtet hat. Die wichtigste Grotte ist die von Carvalhal, deren Objecte sich zum Theil in Lissabon befinden.

Digitized by Google

In Alcobaça sah ich im Hause des genannten Herrn Kupferäxte, Knochen-Idole und ornamentirte, durchbohrte Grünsteine (sog. Ribeirit oder Kaleit), Schalsteine mit Farbenresten, Fibrolith-Beile und sehr zierliche Silex-Pfeilspitzen.

Von den Sammlungen Lissabon's betrachten wir zunächst die kleineren. In den Ruinen der Igreja do Carmo, deren Reste die einzige in's Auge fallende Erinnerung an das furchtbare Erdbeben bilden, das im Jahre 1755 das damalige Lissabon in Trümmer legte, befindet sich eine interessante historische Collection, die auch manches Vorgeschichtliche, namentlich Steingeräthe, enthält. Unter den ethnographischen Dingen ist ein sehr seltenes Stück hervorzuheben, nehmlich eine jener merkwürdigen Trompeten der Botokuden aus der Schwanzhaut des Riesen-Gürtelthiers.

Das Vereinshaus der geographischen Gesellschaft enthält im unteren Stockwerke eine sehr reiche afrikanische Muster-Sammlung; besonders umfassend sind Flechtarbeiten und Thongefässe vertreten. In der Bibliothek befinden sich amerikanische Stücke, ältere Brasiliana, eine von Dr. Hoffman übersendete Auswahl nordamerikanischer Funde, sowie wichtiges südamerikanisches Karten-Material aus dem vorigen Jahrhundert.

Die Academia das sciencias beherbergt in beschränkten Räumen, aber von den HHrn. Delgado und Choffat trefflich geordnet, die grossartigen urgeschichtlichen Sammlungen. Dieselben sind in dem zusammenfassenden Werke Cartailhac's ausführlich besprochen und zum Theil abgebildet, so dass ich mich darüber kurz fassen kann.

Die in die Quaternär-Zeit hinaufreichenden Höhlenfunde von Peniche haben in ihren oberen Schichten jüngeren Alters ein gut erhaltenes Thongefäss, eigenthümlich ornamentirte Platten, unter den menschlichen Resten Schädel mit Trepanations-Marken geliefert. Aehnliches fand sich in der Casa da Moura, aus der auch ungeheure Mengen von Kaninchen-Knochen stammen. Aus den Grotten von Cascaẽs sind räthselhafte Marmorcylinder verschiedener Grösse zu nennen, aus den erwähnten von Carvalhal ein an amerikanische Formen erinnerndes Thongefäss in Thierform (Cartailhac l. c. p. 113). Die einer jüngeren Periode angehörigen Höhlen von Palmella lieferten schön ornamentirte Thonscherben. Aus den zahlreichen Dolmen des Landes stammen kurze mit Strich-Ornamenten versehene Steinkeulen (Cartailhac l. c. p. 136).

Von besonderem Interesse sind die Funde der Kjökkenmöddinger von Mugem, in jeder Beziehung den brasilianischen Sambaquis entsprechend, über die Hr. Rud. Virchow bereits ausführlich seiner Zeit berichtet hat. Die Mittelschränke enthalten allerlei Ergänzungen dazu. Interessant ist die Photographie eines prähistorischen Steinbruchs am Ausgang des Hauptbahn-Tunnels von Campolide. Es sind lange, niedrige Höhlungen in Kalkstein, aus dem man die eingesprengten Feuerstein-Knollen mittelst rundlicher Basaltsteine herausschlug.

Am Ende des Saales ein auf Kupfer eingegrabenes römisches Edikt aus den Kupferminen von Aljustrel.

Eine Auswahl der interessantesten Fundstücke ist in einem besonderen Schauschrank vereinigt. Er enthält typische Muster von Silexspitzen. Die in den Grotten von Carvalhal gefundenen Nachahmungen von Steinäxten mit rechtwinkligem Griff und Umschnürung, aus einem Stück Marmor, wie man ähnliche aus America kennt.

Ferner ornamentirte Schieferplatten von Peniche, sowie ähnlich gezeichnete phallusartige Platten aus der Casa da Moura bei Cesareda (Cartailhac l. c. p. 96) und endlich eine jener mit Strichen und Halbmonden in Relief verzierten

Digitized by Google

cylindrischen Steinkeulen von Granja do Marquez, sehr an die in Süd-Brasilien vorkommenden Steinkeulen erinnernd.

In einem Nebensaal befindet sich eine von dem Bibliothekar Dr. Leite de Vasconcellos angelegte Sammlung für moderne Volkskunde, von der ich nur die Amulette und Votiv-Figuren hervorhebe. Ich erwähne besonders die Spitzen von Stierhörnern, welche die Puellae publicae als Schutzmittel gegen bösen Blick (oder Infection?) unter ihren Kleidern am Gürtel tragen.

Mit einem der Conservatoren des Museums unternahm ich am 23. Juni einen Ausflug über Santarem nach Mugem, zur Besichtigung der Kjökkenmöddinger, die bei Gelegenheit des Congresses 1880 freigelegt waren. Wir gelangten von Mugem zum Casqueiro Moita de Sebastião, auf einem Hügel am Rande eines mit dem Tejo in Verbindung stehenden Sumpfes gelegen (Pantanal do duque), genauer beschrieben in den Comm. da commissão dos trab. geolog. II, fasc. I, von Fr. de Paula e Oliveira. Die Aufschlüsse waren jedoch wieder soweit verschüttet und überwachsen, dass ein klares Bild der Schichtung nicht mehr zu gewinnen war. Ich muss daher für alles Detail auf seinen Bericht verweisen. Immerhin ergab sich eine schlagende Analogie zwischen diesen Casqueiros von Portugal mit den brasilischen Sambaquis.

Als ich mich am 25. Juni nach Hamburg einschiffte, nahm ich den Eindruck mit mir fort, dass auch in beiden Ländern der iberischen Halbinsel die prähistorischen Studien mit regem Eifer gepflegt werden. Allen Herren, die in Museen und Privat-Sammlungen meine Studien auf's Zuvorkommendste unterstützten, sei hiermit mein verbindlichster Dank ausgesprochen. —

(22) Hr. G. Joachimsthal spricht über

angeborene Hand-Anomalien.

In den Sitzungen der Gesellschaft ist in letzter Zeit wiederholentlich über einzelne Fälle angeborener Anomalien an den Händen und Fingern Mittheilung gemacht worden. Es giebt mir dies die Veranlassung dazu, heute unter Demonstration theils der Patienten, theils von Gypsabgüssen, kurz über eine grössere Reihe solcher Deformitäten, die ich im Laufe der letzten Jahre zu sammeln Gelegenheit hatte, zu berichten. Theilweise handelt es sich um die häufigeren Fälle von Doppelbildungen, weiterhin um Defecte, theils isolirt an der Hand, theils combinirt mit solchen mehr centralwärts gelegener Theile, und endlich kann ich eine Reihe von Kranken demonstriren, die mit den seltener vorkommenden Verschiebungen, bezw. Verrenkungen einzelner Finger oder der ganzen Hände geboren werden.

Zur ersteren Gruppe gehörig, demonstrire ich einige Hände mit überzähligen Fingern.

An den beiden Gypsabgüssen, die einem 34jährigen Patienten entnommen sind (Fig. 1), constatirt man beiderseits an der Ulnarseite der Hand das Vorhandensein eines rudimentären Fingers, der hier in lockerer Verbindung dem ersten Gliede des kleinen Fingers aufsitzt und mit einem wohlausgebildeten Nagel ausgestattet ist. Auf der linken Seite besteht daneben eine Verwachsung der beiden ersten Glieder des Ring- und Mittelfingers; auch die ersten drei Zehen zeigen beiderseits eine vollkommene Syndactylie.

Bei dem zweiten 48 Jahre alten Kranken ist der an der ulnaren Seite der rechten Hand an der Grenze des Mittelhandknochens und des ersten Gliedes dem ersteren gelenkig aufsitzende sechste Finger, der übrigens ein Analogon an dem

Digitized by Google

rechten Fusse besitzt, vollkommen ausgebildet und mit drei gegen einander beweglichen Phalangen ausgestattet. Der überzählige Finger steht zu dem kleinen Finger in einem Winkel von etwa 45° und beugt und streckt sich nur gemeinsam mit diesem. An der entsprechenden Stelle der linken Hand findet sich eine von der Entfernung eines Finger-Rudiments herrührende kleine Narbe. Bemerkenswerth ist, dass auch der vierte im frühen Alter verstorbene Sohn des Patienten beiderseits 6 Finger besass.

Im Gegensatz dazu betrifft die Doppelbildung im dritten Falle bei einem 13jährigen Knaben die Radialseite der Hand, an der eine Verdoppelung des linken Daumenendgliedes besteht. Das Doppelglied, dessen Knochen mit gesonderten Gelenkflächen der ersten Phalanx articuliren und passiv isolirt bewegt werden können, trägt zwei Nägel.

Gleichsam ein Mittelglied zwischen den Doppel- und Defectbildungen bietet die linke Hand einer 3jährigen Patientin, bei der es sich offenbar um ein Fehlen des Daumens und eine Verdoppelung des Zeigefingers handelt (Fig. 2).

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3. Fig. 4.

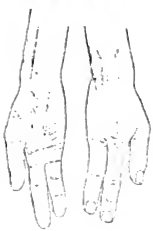


Fig. 6. Fig. 5.

Es schliessen sich nehmlich an 5 gut ausgebildete Mittelhandknochen 5 dreigliedrige Finger, so dass auch der am meisten radialwärts gelegene Finger, dem auch die Möglichkeit der Opposition fehlt und der dieselbe Länge besitzt, wie der benachbarte Zeigefinger, mit 3 Phalangen ausgestattet ist. Rechterseits zeigt der vermeintliche Daumen, der ebenfalls 3 Phalangen, die jedoch in ihrer Beweglichkeit zu einander beschränkt sind, aufweist, eine rudimentäre Entwickelung und ist ebenfalls unfähig zur Opposition[1]).

1) G. Joachimsthal: Ueber angeborne Anomalien an den oberen Extremitäten. Gleichzeitig ein Beitrag zur Vererbungslehre. Arch. f. klin. Chir. Bd. L. Heft 3.

Digitized by Google

Wie vortrefflich sich bei Patienten mit Defecten der Hände zuweilen deren Functionsfähigkeit gestaltet, kann ich unter Demonstration der Gypsabgüsse von 2 Patienten berichten. Mit einer nur aus 3 Fingern, vermuthlich Daumen, Zeige- und Mittelfinger, bestehenden rechten Hand (Fig. 3 und 4) vermag der betreffende Kranke so vorzüglich den Bogen zu dirigiren, dass er als Concertmeister an einem hiesigen grösseren Institut fungiren kann. Der zweite Abguss entstammt einem 9 Jahre alten Mädchen. Es schliessen sich bei ihm linkerseits an die kurze Handwurzel, die auf die normalen Vorderarmknochen folgt, nur 2 Metacarpalknochen, die ihrerseits wieder mit 2 zweigliedrigen Fingern articuliren (Fig. 5). Die beiden Mittelhandknochen sind derartig gelenkig mit der Handwurzel verbunden, dass sie ausser Flexions- und Extensions- noch Ab- und Adductionsbewegungen gegen einander auszuführen im Stande sind, wobei eine zwischen beiden Mittelhandknochen ausgespannte schwimmhautähnliche Falte mehr oder minder gedehnt wird. Obwohl nun die Möglichkeit einer Opposition der beiden vorhandenen Glieder mangelt, vermag die kleine Patientin dennoch mit grossem Geschick die Hand zum Nähen, Sticken und ähnlichen Leistungen zu benutzen, ja so vorzüglich zu schreiben, dass sie alle Mitschülerinnen ihrer Klasse hierin übertrifft. An der rechten Hand der Kleinen finden sich 3 dreigliedrige Finger (Fig. 6), die noch theilweise mit einander verwachsen sind; der rechten unteren Extremität fehlt das ganze Wadenbein und dem entsprechenden Fuss eine Zehe, so dass das linke Bein die einzige an der Patientin wohlausgebildete Extremität darstellt[1]).

Defecte an den Fingern und Händen combiniren sich bekanntlich häufig mit solchen mehr centralwärts gelegener Theile. Ich bin in der Lage, hierfür drei ausgezeichnete Beispiele zu demonstriren:

Bei einer 11jährigen Kranken findet sich, ausser der Deformität der rechten Hand (Fig. 7), eine Defectbildung der entsprechenden vorderen Brust-

Fig. 8.

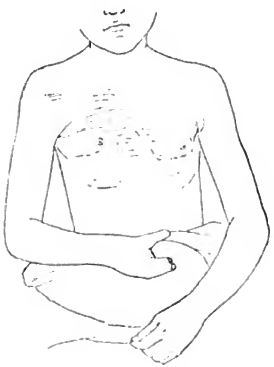


Fig. 7.

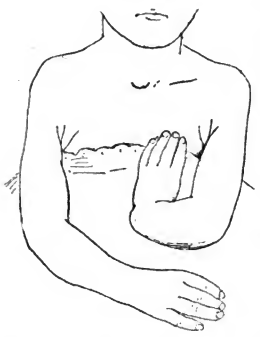
1) G. Joachimsthal: Ueber congenitale Finger-Anomalien. Zeitschr. f. orthop. Chir., Bd. II, S. 441; Ueber angeborne Defecte langer Röhrenknochen. Deutsche med. Wochenschrift 1894, Nr. 52.

Digitized by Google

wandhälfte. Die verbildete Hand besitzt nur 3 Finger, von denen die beiden ulnarwärts gelegenen wieder mit einander verwachsen sind. In der den Daumen und diese beiden Finger verbindenden Schwimmhaut stecken die beiden, ohne Finger endigenden rudimentären Mittelhandknochen, von denen der mehr radialwärts gelegene bis an den Rand der Schwimmhaut herabreicht, während der ulnarwärts gelegene mehrere Centimeter weiter proxinalwärts endet. Die einschlägigen Verhältnisse gelang es mir deutlich an einer Röntgen-Aufnahme darzustellen. Bei der Betrachtung der vorderen Brustwand findet sich rechterseits eine tiefe Einsenkung im Gegensatz zu einer buckelartigen Erhebung der linken Brustseite (Fig. 8). Ausser der Anomalie am Knochengerüst constatirt man ein Fehlen der Brust- und Rippenportion des grossen Brustmuskels, so dass man deutlich die einzelnen Rippen durch die Haut hindurchsieht, während die Schlüsselbeinportion des Muskels erhalten ist.

Unter den 89 in der Literatur bisher bekannt gewordenen Fällen derartiger einseitiger Defectbildungen der vorderen Thoraxwand und deren Muskulatur sind 11 mal gleichzeitige Deformitäten der Hand der afficirten Seite beschrieben. Meist bestanden hier Verwachsungen der einzelnen Finger; nur einmal fehlte die Hand ganz, ein anderes mal lief sie in einen einzigen Finger aus.

Fig. 9.



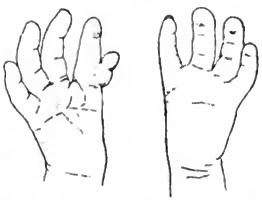
Bei dem nunmehr folgenden 11jährigen Knaben combinirt sich linkerseits das Fehlen des Daumens und des dazu gehörigen Mittelhandknochens mit einem Fehlen des Radius (Fig. 9). Die Ulna ist verdickt, stark ulnarwärts convex gekrümmt und 4 cm kürzer, als auf der anderen Seite. Das Olecranon sitzt fest in seiner Fossa humeri, wie überhaupt der Bandapparat des Ellbogengelenks ein äusserst straffer ist, so dass keine abnormen Rotations-Bewegungen zu Stande kommen können. Flexion und Extension finden in normalen Grenzen statt. Pro- und Supination sind aufgehoben. Die Handwurzelknochen liegen mit ihren Articulationsflächen an der Radialfläche der Ulna; der Processus styloides ulnae ragt an dem unteren Ende des Vorderarms schroff hervor; oberhalb desselben zeigt die Haut eine narbenartige Einziehung. Was die Bewegungen im Handgelenk anbetrifft, so sind Flexion und Extension, sowie die Radialabduction unbeschränkt; die Ulnarabduction ist passiv so weit zu führen, dass noch etwa 30° an der geraden Stellung fehlen. Der Knabe ist im Stande (ähnlich wie in einer Beobachtung von Sayre) bei gebeugtem Vorderarm die Hand oberhalb des Ellbogengelenks an die Vorder-, bezw. Hinterseite des Oberarms anzulegen. Rechterseits fehlt der Daumen gleichfalls. Dafür sass der Radialseite des Zeigefingers, dort, wo wir noch jetzt eine kleine Narbe finden, ein rudimentärer Finger auf, welcher innerhalb des ersten Lebensjahres entfernt wurde.

Wir treffen diesen rudimentären Finger, der, wie auch eine Photographie mit Röntgen-Strahlen erweist, zwei dünne, durch ein Gelenk verbundene Phalangen zeigt, noch bei dem jetzt 9 Jahre alten Bruder des Knaben, ebenfalls auf dessen rechter Seite (Fig. 10). Schwieriger deuten sich bei ihm die Veränderungen auf der

Digitized by Google

linken Seite. Die ganze Extremität, mitsammt dem Schultergürtel, ist hier in der Entwickelung zurückgeblieben, so dass sämmtliche Knochen, vom Schulterblatt angefangen bis zu den Fingern, sich als kürzer und dünner erweisen, als auf der rechten Seite. Ebenso ist die Muskulatur, und zwar in höherem Grade, als es dem geringeren Gebrauch des Gliedes entspräche, atrophisch, namentlich der Deltoides, so dass man deutlich die einzelnen Gelenk-Constituentien des Schultergelenks durch ihn hindurch nicht nur fühlt, sondern auch sieht. Der äusserst dünne Humerus endet nach unten in zwei wohlgebildete Condylen, zu denen das Olecranon in normalen Beziehungen steht. Unterhalb des Condylus internus humeri zeigt sich an der normalen Stelle des Capitulum radii eine Lücke, und die weitere Untersuchung ergiebt ein Fehlen des Radius in seinem obersten Abschnitte. Weiter unten lässt sich der letztere deutlich neben der hier gerade verlaufenden Ulna nachweisen. Im Ellbogengelenk ist die Pro- und Supination aufgehoben; der Vorderarm steht in starker Pronationsstellung. Auch die Flexion und Extension sind wesentlich eingeschränkt, letztere um etwa 35—40°. Der Hand fehlt wiederum der Metacarpus pollicis und der Daumen.

Fig. 10.



Recht interessant in Bezug auf Vererbung angeborner Hand-Anomalien sind dann die beiden Hände einer jetzt 27jährigen Patientin (Fig. 11), die ich leider nur an Gypsabgüssen zu demonstriren vermag. Die fragliche Anomalie findet sich nehmlich auch bei der älteren und jüngeren Schwester der Kranken und deren Kindern, während ein Bruder selbst frei ist, dagegen einen Sohn besitzt, der die gleichen Deformitäten aufweist. Die Affection besteht beiderseits in einer Verkürzung des Zeige- und besonders des Mittelfingers, als deren Ursache sich das Fehlen einer Phalanx dieser Finger ergiebt.

Fig. 11.

Wir kommen endlich zu einer kleinen Gruppe von Verbildungen, bestehend in Verschiebungen, bezw. Verrenkungen einzelner Finger oder der ganzen Hände.

Angeborene dorsale Verrenkungen der Daumen in den Gelenken mit den dazugehörigen Mittelhandknochen, eine sonst bisher nicht beschriebene Affection (Fig. 12), zeigt eine 34jährige Frau, übrigens die Mutter der beiden vorher demonstrirten Knaben mit Radiusdefecten und des Mädchens mit der Verdoppelung des Zeigefingers (Fig. 2). Die Daumen, die sich in fixirter Flexionsstellung finden, sind gegenüber der Norm rudimentär entwickelt. Daneben bestehen, wahrscheinlich ebenfalls angeboren, permanente Beugestellungen in dem Gelenk zwischen erster und zweiter Phalanx des kleinen Fingers.

Fig. 12.

Digitized by Google

Ich zeige dann an 3 Kranken eine Affection, auf die neuerdings von Herzog in München die Aufmerksamkeit gelenkt wurde. Dieselbe besteht darin, dass die Endglieder des Daumens nicht die direkte geradlinige Fortsetzung des ersten Gliedes bilden, sondern nach der ulnaren Seite hin abweichen, wodurch von den 2 Gliedern ein ulnarwärts offener Winkel gebildet wird. Die Affection hat am meisten Aehnlichkeit mit der am Kniegelenk als X-Bein oder Genu valgum bezeichneten Deformität, auch darin, dass sie, wie diese, in der Beugestellung verschwindet. Ich möchte daher für die Verbildung die Bezeichnung Pollex valgus, bezw. bei Abweichung nach der entgegengesetzten Seite, Pollex varus vorschlagen. Die Anomalie findet sich auf beiden Seiten bei einer 41jährigen Frau (Fig. 13) und deren 10jährigem Sohne (Fig. 14), bei letzterem

Fig. 13.

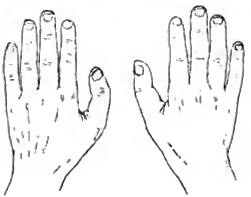
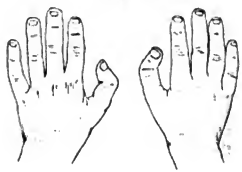


Fig. 14.



combinirt mit einem rechtsseitigen angebornen Klumpfuss. In der fraglichen Familie waren noch ausserdem 3 weitere Mitglieder mit der gleichen Hand-Anomalie behaftet[1]). Die Affection in geringerem Grade zeigt dann noch die 5jährige Tochter der mit den angebornen Verrenkungen der Daumen behafteten Frau.

Der Aehnlichkeit halber demonstrire ich dann 2 Gypsabgüsse, entstammend einem 8jährigen Knaben mit Verschiebungen der ganzen Hände nach der ulnaren Seite herüber. Die Affectionen gehören eigentlich streng genommen nicht in mein Thema; es handelt sich nehmlich um die Folgen vererbter Syphilis. Wegen des durch diese Krankheit herbeigeführten verstärkten Wachsthums nur des einen der beiden Vorderarmknochen, des Radius, musste dieser Knochen selbst sich krümmen und die Hand nothgedrungen eine Abweichung nach der ulnaren Seite einnehmen. Interessant ist, dass eine erfolgreiche antisyphilitische Behandlung auch die Stellung der Hände wesentlich zu bessern im Stande war[2]).

Schliesslich zeige ich noch 2 Fälle der nicht allzu seltenen angebornen Abschnürung ganzer Theile der Extremität. Zumal nachdem es gelungen ist, bei der Geburt der betreffenden Individuen gleichzeitig das abgeschnürte Stück aufzufinden, nimmt man an, dass es sich hierbei um intrauterine Amputationen, be-

1) G. Joachimsthal: Ueber angeborne seitliche Deviationen der Finger-Phalangen. Verhandl. der Berliner medicinischen Gesellschaft, Sitzung vom 7. December 1892; Zeitschrift f. orthop. Chir., Bd. II, S. 265.

2) Derselbe, Ueber Knochen-Deformitäten bei hereditärer Lues. Deutsche medicinische Wochenschrift 1894. Nr. 21.

Digitized by Google

dingt durch einschnürende Stränge von Seiten des Amnion oder der Nabelschnur handelt. Es befindet sich die Abschnürungsstelle, sowohl bei dem 20jährigen, wie bei dem 5jährigen Patienten, an der Grenze des oberen und mittleren Drittels des Vorderarms. —

(23) Hr. F. v. Luschan zeigt eine grössere Anzahl menschlicher Schädel, darunter:

1. drei trepanirte Schädel von Tenerife.

Dieselben sind bereits in meinem Anhange zu Hans Meyer, die Insel Tenerife, Leipzig 1896, kurz beschrieben worden. Alle drei haben völlig glatte Narben, so dass die Operation jedenfalls von vollständiger Heilung der Knochenwunde gefolgt gewesen sein muss. Bei dem einen der Schädel befindet sich am Grunde einer sehr flach trichterförmigen Narbe am rechten Scheitelbein ein grosser, unregelmässig länglicher, perforirender Defect von etwa 36 *mm* Länge und 22 *mm* Breite; bei dem zweiten Schädel trifft ein ähnlicher, aber kleinerer Defect das linke Scheitelbein, bei dem dritten (Fig. 1) das Stirnbein, etwa fingerbreit über der

Figur 1.

Trepanirter Schädel aus Tenerife.

linken Augenhöhle, also etwas zu hoch, als dass man noch an eine Operation wegen Quintus-Neuralgie denken könnte; man sieht aber etwas, wie eine geheilte Fractur, vom unteren Rande der Trepanations-Narbe zum oberen Rande der Augenhöhle sich hinziehen; es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass man in diesem einen Falle im Anschluss an eine traumatische Verletzung des Stirnbeins trepanirt hat. In den beiden anderen Fällen wurde aber zweifellos aus anderen Gründen

Digitized by Google

operirt, ohne irgend welchen Zusammenhang mit einer vorhergegangenen Verletzung.

Seither sind mir noch 7 weitere Fälle von Trepanation bei alten Schädeln von Tenerife bekannt geworden. Als ich den erwähnten „Anhang" schrieb, lagen mir nur 52 Schädel von dort vor, von denen 45 von Hans Meyer selbst gesammelt waren; seither habe ich 158 weitere Schädel aus Tenerife gesehen, von denen 153 dem Völker-Museum in Leipzig, 5 dem Museum in Braunschweig gehören; bei den ersteren finden sich die folgenden Trepanationen:

1. Schädel Nr. 18; an der linken Hälfte der Hinterhauptschuppe, etwa 1 *cm* von der Mittellinie entfernt und 4 *cm* unter dem Lambda eine für meinen Mittelfinger durchgängige, rundliche, tadellos vernarbte Knochenwunde.
2. Schädel Nr. 98; an der linken Seite, da wo Kronennaht und Lin. semic. sich schneiden, eine unregelmässige Narbe mit völlig glatter Oberfläche, aussen 35×40 *mm* messend, während auf die Perforation selbst nur etwa 14 und 27 *mm* entfallen.
3. Schädel Nr. 106; im rechten Scheitelbein ein unregelmässig länglicher Defect, 36 und 21 *mm* messend, der Rand etwa zur Hälfte (nach vorn und innen) vollkommen glatt und glänzend, zur anderen Hälfte rauh, durchaus ohne jede Spur von Reaction, indem auch die glatten Stellen des Randes nicht etwa durch Narbenbildung, sondern ganz zweifellos durch mechanisches Poliren glatt geworden sind, wie aus mehrfachen Spuren einwandfrei erhellt. Ich dachte zunächst an eine moderne Fälschung oder an irgend welche Experimente, die ein moderner Canariote mit dem Schädel vorgenommen; es scheint mir aber, nach der beinahe gleichmässigen Färbung des Ganzen, wahrscheinlicher, dass es sich um eine alte Operation handelt; ich bin aber geneigt, sie für eine postmortale zu halten. Natürlich ist auch eine Operation intra vitam nicht ausgeschlossen, aber die Art und Weise der Glättung würde jedenfalls auf eine ungemein zeitraubende und gefährliche und dabei doch eigentlich zwecklose Operations-Methode hinweisen. Allerdings würde dann die Vorstellung nahe liegen, dass die in dem vorliegenden Falle angewandte Technik eine ungewöhnliche war und deshalb auch zum Tode führte, bevor noch die Operation zu Ende gebracht werden konnte.
4. Schädel Nr. 139. Im Stirnbein, fingerbreit über dem Rande der linken Augenhöhle, ein gut und glatt geheilter Knochendefect, kraterförmig, aussen rundlich mit etwa 22 *mm* Durchmesser, innen nur 6 zu 10 *mm* messend.
5. Schädel Nr. 141. In der Bregma-Gegend eine sehr grosse, 83 zu 77 *mm* messende rauhe Narbe, von der Art, wie sie in der nächsten Mittheilung behandelt werden wird; in der Mitte dieser grossen Narbe ein kleines Loch, aussen etwa 13 zu 14, innen nur etwa 7 zu 9 *mm* messend, anscheinend von einer Trepanation herrührend, die von einer sehr lange dauernden, schweren und wohl lethalen Knochen-Eiterung gefolgt war.
6. Schädel Nr. 143. In der Mittellinie des Schädels ist 16 *mm* über der Nasenwurzel der Stirnsinus eröffnet, anscheinend nicht durch ein Trauma, sondern durch regelrechte Trepanation in der üblichen Schabe-Technik. Die Wunde ist völlig glatt vernarbt.
7. Schädel Nr. 146; glatt geheilte Trepanation über der linken Augenhöhle, 25×13 *mm* messend, wohl sicher wegen Quintus-Neuralgie unternommen.

Zu den 3 früher von mir erwähnten Fällen sind also noch 7 neue dazugekommen, so dass wir im Ganzen unter 210 Schädeln von Tenerife 10 trepanirte

Digitized by Google

haben; das ergiebt rund 5 pCt. Trepanirte, also eine ganz erstaunliche Häufigkeit, welche annehmen lässt, dass die Indicationen für die Operation sehr zahlreich waren, in ähnlicher Weise etwa, wie ich dies a. a. O. nach Martin und Amedie Paris für die Berberischen Kabylen am Dschebl Aurès berichtet habe. —

2. Schädel mit Narben in der Bregma-Gegend.

Unter den 210 Schädeln von Tenerife, welche in der vorhergehenden Mittheilung erwähnt wurden, sind 25, also über 10 pCt., mit Narben, entweder genau in der Gegend der grossen Fontanelle, oder in so unmittelbarer Nachbarschaft derselben, dass nur an eine unabsichtliche und unbewusste Verschiebung gedacht werden kann.

Von diesen Schädeln habe ich bereits 7 in der vorläufigen Notiz erwähnt, welche als Anhang zu Dr. Hans Meyer's Buch über Tenerife erschienen ist, 16 gehören dem Museum in Leipzig, 2 dem in Braunschweig. Schon Olivia M. Stone[1]) scheint, wie mir jetzt mein Schüler, Herr Laufer mittheilt, ähnliche Narben bemerkt zu haben, sowohl in Santa Cruz, als in Las Palmas, aber sie beschreibt sie nicht näher und findet es nur „curious to note, that they were all in the same place, as though the weapon, with which they fought, or stone thrown, was always the same, and handled in a similar way by the warrior." Eine solche Auffassung unserer Narben ist ja natürlich die einfachste und sich zunächst darbietende, aber ich kann ihr unmöglich beistimmen. Es scheint mir ganz undenkbar, dass irgend eine Waffe derartige Verletzungen hervorbringen könnte; es handelt sich ja im Wesentlichen und in den meisten Fällen um Substanzverluste, welche gerade die Scheitelhöhe des Schädels betreffen, und manchmal scheint eben nur eine flache Calotte entfernt zu sein, so dass der Schädel-Contour sowohl in der Seiten- als in der Vorderansicht oben mit einer ganz geraden Linie abschliesst. Wenn derartige Verletzungen mit einer Waffe hervorgebracht werden sollen, so könnte das nur mit einem Schwerte geschehen, das genau parallel zur Horizontal-Ebene des Schädels geschwungen ist, diesen aber wenig mehr als eben tangiren darf. Ich brauche eine solche Bedingung nur zu erwähnen, um sie sofort als unerfüllbar zu bezeichnen; derartige flache Hiebe können ja durch Zufall ab und zu einmal vorkommen, aber doch nur als grosse Seltenheiten, nicht als Regel ohne Ausnahmen. Ebenso ist nicht daran zu denken, dass die alten Canarier ihre Köpfe in einen Apparat befestigen liessen, der gerade nur die Scheitelhöhe frei liess, die dann durch einen Schwerthieb wie durch ein Mikrotom abgetrennt wurde, — wir müssen also nach anderen Erklärungen suchen.

Die genaue Betrachtung der 25 mit solchen Narben versehenen Schädel, die ich in den letzten Wochen gesehen habe, ergiebt zwar mancherlei individuelle Abweichungen, besonders was die Grösse und den Heilungszustand der Verletzung betrifft, aber auch viel Gemeinsames. So zeigt sich, dass fast in allen Fällen die Narbe ringsum völlig scharf gegen ihre Umgebung, also gegen den gesunden normalen abgegrenzt ist; wo dies nicht der Fall ist, betrifft die Abweichung von der Regel Knochen stets nur einen kleinen Theil des Umfanges der Narbe; an einer solchen Stelle geht diese dann allmählich und unmerkbar in das normale Gewebe über. Aber das gilt immer nur für einen Theil des Narbenrandes, der sich an den anderen Stellen ganz scharf, wie mit dem Messer geschnitten, von der Umgebung abhebt.

Die Narben finden sich meist an Schädeln älterer Leute, bei denen die Nähte schon stark verschmolzen sind; wo überhaupt aber die Nähte eines Schädels noch

1) Tenerife and its six satellites, 2 vol. London 1887.

Digitized by Google

erkennbar sind, da lassen sie sich ebenso deutlich, wie an den gesunden Stellen auch in der Narbe selbst erkennen.

Eine einzige unserer 25 Narben ist nahezu rundlich, alle anderen sind länglich eiförmig; ihre Längsaxe fällt stets mit der des Schädels zusammen.

Die Narben sind häufig durchaus eben, glatt und glänzend, oft aber auch uneben, stellenweise mit aufgelagerten Osteophyten, in der Mitte manchmal sogar mit kleinen drusigen Knochen-Neubildungen. Aber auch solche Narben sehen fast durchweg so aus, dass man eine, wenn auch anscheinend verzögerte, so doch sicher vollständige Heilung mit Nothwendigkeit annehmen muss; nur in einigen wenigen Fällen ist die Narbe matt, rauh und leicht zerklüftet, als ob eine schwere Knocheneiterung bis zum Tode angedauert hätte.

Von sämmtlichen Narben misst die kleinste nur etwa 25 *mm* im Durchmesser, die grössten aber haben eine Länge von 90 und eine Breite von 70 *mm*, so dass sie eine Oberfläche von etwa 50 *qcm* erreichen und der Fläche eines Handtellers nur wenig nachgeben.

Männliche und weibliche Schädel scheinen etwa gleichmässig von dieser Verunstaltung betroffen zu sein, soweit ich das mir gegenwärtig bekannte Material mit Bezug auf das Geschlecht richtig beurtheile. Es giebt hier aber eine Schwierigkeit, die noch nicht ganz aufgeklärt ist: unter den Canarier-Schädeln der Berliner Sammlung befinden sich nehmlich nur 22 pCt. weibliche gegen 78 pCt. männliche Schädel, und auch unter den 153 Schädeln in Leipzig sind etwa 110, also rund 70 pCt., männliche; hingegen führt Barnard Davis in seinem Thesaurus 12 Canarier-Schädel von einem und demselben Fundorte an, von denen nur ein einziger männlich, alle anderen aber weiblich sind. Es scheint daher, als ob die alten Canarier Männer und Frauen an getrennten Stellen beigesetzt hätten. Die vergleichende Statistik wird dadurch sehr unsicher, immerhin aber vertheilen sich unsere Narben recht gleichmässig auf beide Geschlechter.

Fragen wir nun nach der Bedeutung und der Ursache dieser Narben, so könnte bei einem der Schädel vielleicht Atrophie durch lange fortgesetzt einwirkenden Druck in Frage kommen und bei einem oder zwei anderen auch ein mit lange andauernder und künstlich unterhaltener Eiterung der Weichtheile verbundener Reizungszustand des Knochens, aber mir scheint beides unwahrscheinlich, — ich kann in diesen Defecten und Narben nur die Producte regelrechter chirurgischer Eingriffe erkennen. Vor allem scheint es mir ausgeschlossen, hier an einfach pathologische Veränderungen zu denken, wenigstens kenne ich keine Knochenkrankheit, die da irgend in Frage kommen könnte. Bei einzelnen unserer 25 Schädel würde es nahe liegen, an versuchte oder begonnene und dann nicht zu Ende geführte Trepanation zu denken; aber die constante Lage der Verletzung in der Bregma-Gegend spricht ganz entschieden gegen eine solche Annahme, wissen wir doch, dass es für die Trepanation keinen solchen Locus praedilectionis giebt, weder im Allgemeinen, noch speciell bei den alten Bewohnern von Tenerife.

Ich bin daher der Ansicht, dass es sich bei allen diesen 25 Schädeln ohne Ausnahme um Narben handelt, welche durch Wegschaben der äusseren Schichte des Schädeldaches entstanden sind. In welcher Absicht eine derartige curiose und meines Wissens bisher völlig unbekannt gewesene Operation ausgeführt worden sein mag, werden wir vielleicht nie erfahren, wenn wir nicht eine ähnliche Sitte bei einem heute noch lebenden Naturvolke finden sollten, oder wenn nicht etwa die älteste Literatur über die Canarischen Inseln, die ich nur sehr ungenügend kenne, einen Aufschluss bringt.

Digitized by Google

Inzwischen möchte ich an irgend einen Zusammenhang dieser Sitte mit der Trepanation denken. Thatsächlich besitzt die Leipziger Sammlung zwei Schädel mit sehr ausgedehnten derartigen Narben, in deren Mitte es zu vollständiger Perforation des Schädeldaches, also zu einer wirklichen Trepanation gekommen ist. Wir wissen, dass schon während der Renthierzeit in Frankreich allerhand mystische Vorstellungen mit der Trepanation verbunden gewesen sein müssen, — wurden doch sogar nach dem Tode eines trepanirten Menschen Stücke von der Umgebung

Figur 2.

Bregma-Narbe, natürl. Grösse. Schädel aus Tenerife der Berliner Sammlung.

der Narbe aus dem Schädel gebrochen, zugeschliffen und als Amulet getragen! In ähnlicher Weise könnte man denken, dass auch schon das blosse Anschaben des Schädels irgendwie von mystischer Bedeutung gewesen sein möchte. Jedenfalls scheint auch das angewandte Instrumentarium beiden Operationen gemeinsam gewesen zu sein; es bestand wohl nur in einfachen Messern, mit denen der Knochen langsam weggeschabt wurde. Von bohrerartigen Werkzeugen, wie sie von den benachbarten Berbern am Dschebl Aurès in Algerien noch heute zum Trepaniren gebraucht werden, ist nirgends eine Spur nachweisbar, hingegen könnte man aus

Digitized by Google

dem oben, S. 64, unter Nr. 3 erwähnten Falle (wenn es sich da wirklich um eine intra vitam gemachte Operation handelt) schliessen, dass auf das Glätten der Wundränder und Wundflächen ganz besondere Sorgfalt verwendet worden ist, — anscheinend sogar unter Anwendung von Polirsteinen! Aber ich möchte auf diesen einen, völlig unsicheren Fall gar kein Gewicht legen; das Wesentliche ist, dass die grosse Mehrzahl unserer Trepanationen und unserer Bregma-Narben durch Schaben mit Messern, wahrscheinlich sogar mit Steinmessern, zu Stande kam.

So fremdartig uns aber auch derartige, anscheinend nur auf Aberglauben und unklaren mystischen Vorstellungen beruhende Operationen erscheinen, so werden

Figur 8.

Bregma-Narbe, natürl. Grösse. Schädel aus Tenerife der Braunschweiger Sammlung.

wir uns doch andererseits sagen müssen, dass das Wegschaben eines Theiles der Schädelwand ein ungefährlicher und harmloser Eingriff ist, wenn wir es mit der völlig durchgeführten Trepanation vergleichen, die uns doch in einer grossen Zahl gut geheilter Fälle für die alten Canarier völlig sicher und einwandsfrei vorliegt.

Diese Mittheilung kann nur einen vorläufigen Charakter haben, weil ein grosser Theil des in Frage kommenden Materiales in Leipzig liegt, und wie ich annehme, dort veröffentlicht werden wird. Eine solche Veröffentlichung müsste die sämmt-

Digitized by Google

lichen Bregma-Narben in natürlicher Grösse in Lichtdruck oder Heliogravure wiedergeben. Ich besitze zwar Papier-Abklatsche und Gyps-Abgüsse von sämmtlichen Narben; ich möchte aber der Publication eines so überaus kostbaren Materiales durch die Leipziger Gelehrten nicht vorgreifen, und das in Berlin und Braunschweig befindliche Material reicht allein nicht aus, um ein völlig erschöpfendes und abschliessendes Bild der Verhältnisse zu geben, weil sich gerade unter den Leipziger Schädeln die schönsten und grössten Bregma-Narben befinden; ich beschränke mich daher auf die beiden Abbildungen (Fig. 2 und 3), welche das Wesen dieser Narben gut erkennen lassen.

Derartige Narben, wie ich sie hier an Canarier-Schädeln beschreibe, sind bisher völlig ohne jede Analogie gewesen; es ist ein sonderbares Zusammentreffen, dass gleichzeitig Manouvrier[1]) einige Schädel aus neolithischer Zeit beschreibt, die im Dép. Seine et Oise gefunden wurden und analoge Narben aufweisen, welche die Form eines T haben, dessen senkrechte Haste der Pfeilnaht entspricht, während die quere etwas oberhalb des Lambda-Winkels zu liegen kommt. Es ist nicht unmöglich, dass auch diesen Verletzungen ähnliche Anschauungen, sei es nun religiöser oder therapeutischer Art, zu Grunde liegen, wie den Bregma-Narben der Canarier. —

Hr. Rud. Virchow: Mir sind Veränderungen der Sagittalgegend, wie sie Hr. v. Luschan zeigt, lange bekannt. Zur Zeit, wo ich als junger Unterarzt auf der Irren-Abtheilung der hiesigen Charité beschäftigt war, wendete der dirigirende Arzt, Prof. Ideler häufig bei Geisteskranken Brechweinstein-Salbe zu Einreibungen auf den Scheitel an, um die im Inneren vorausgesetzte Entzündung „abzuleiten". Es entstanden dadurch Geschwüre, die gelegentlich den Schädel angriffen und bis zur Perforation fortschritten. Ein solches Präparat, welches genau der Fig. 3 des Hrn v. Luschan gleicht, ist noch in der Sammlung des Pathologischen Instituts vorhanden. Dass die alten Canarier ähnliche Reizmittel angewendet haben, scheint mir nicht ausgeschlossen. —

3. Defecte des Os tympanicum an künstlich deformirten Schädeln von Peruanern.

(Hierzu Tafel III.)

Dass die künstliche Deformation des Schädels Einfluss auch auf die Form der Gehörgänge haben kann, hat Rud. Virchow 1894 (Verhandl. S. 406) gezeigt. Er wies darauf hin, dass unter 158 von Hrn. Uhle in Nord-Argentinien gesammelten, meist deformirten Schädeln 63 mal, also bei 42,5 pCt. Abplattungen und Verengerungen der Gehörgänge vorkämen. Bei 17 pCt. dieser selben Schädel fanden sich ausserdem partielle Hyperostosen des Os tympanicum und bekanntlich hat man versucht, auch wirkliche Exostosen im Gehörgang auf Deformation des Schädels zurückzuführen, offenbar mit Unrecht, denn die grössten Exostosen kommen ohne Deformation vor und gerade bei den am meisten deformirten Schädeln finden sich keine Exostosen, wie Rud. Virchow mehrfach hervorgehoben hat. Thatsächlich ist die Veranlassung zu den ächten Exostosen des Gehörganges noch völlig unklar; in einzelnen Fällen liegt sie vermuthlich in dem constanten Reiz, der durch schweren Ohrschmuck und grosse Ausdehnung des Ohrläppchens bedingt wird.

Hingegen möchte ich im Folgenden auf eine Erscheinung hinweisen, die wohl

1) Rev. mens. École d'anthropol. 1896.

Digitized by Google

sicher mit dem Deformiren der Schädel im Zusammenhang steht, aber soviel ich weiss, bisher nicht beachtet worden ist. Es handelt sich um Lücken und Substanzverluste im Os tympanicum. Dieses etwas eingerollte Knochen-Plättchen, welches die vordere und untere Wand des Gehörganges bildet, entsteht bekanntlich aus einem ursprünglich offenen Ringe; Zuckerkandl[1]) und Bürkner[2]) haben die weiteren Wachsthums-Verhältnisse zuerst vollkommen klar gelegt, viele anatomische Lehrbücher ignoriren sie aber bis zum heutigen Tage. Es empfiehlt sich daher, um das zu erläutern, was ich Neues zu zeigen habe, erst das bisher Bekannte kurz anzudeuten. Das nachstehende Schema (Fig. 1), nach eigenen Präparaten, aber

Figur 1.

a *b* *c* *d*

Schematische Darstellung der Entwickelung des Paukenringes zum Os tympanicum.

mit Benutzung einer Skizze von Bürkner entworfen, soll die Entwickelung des normalen Paukenringes innerhalb der zwei ersten Lebensjahre versinnlichen. Nahe dem offenen Ende des Ringes bilden sich schon früh kleine Vorsprünge, die Zuckerkandl als Tubercula tympanica antica und postica beschrieben hat. Sie sind völlig unregelmässig; sehr häufig entsteht vorn ein grosser, hinten ein Paar kleinerer Vorsprünge, wie dies bei *b* ersichtlich ist, oder umgekehrt. Diese Vorsprünge werden immer grösser, bis sie schliesslich zusammenfliessen und eine Lücke einschliessen, wie sie bei *d* schematisch gezeichnet ist.

Im Laufe der nächsten Lebensjahre pflegt sich auch diese Lücke allmählich mit Knochenmasse auszufüllen, so dass sie im fünften Lebensjahre meist vollkommen verstrichen ist. Sie bleibt aber, wie Bürkner gezeigt hat, in sehr vielen Fällen persistent; dieser hat in Würzburg, Frankfurt a. M. und Dresden eine Reihe von 1060 Schädeln darauf hin untersucht, und giebt als Resultat ein Schema, das ich hier mit einer kleinen Modification (Abtrennung der „Malayen" [inclus. Polynesier und Mikronesier] von den „Papua") wiederhole.

Rassen:	Kaukasier	Mongolen	Aethiopier	Amerikaner	Malayen	Papua	Summa
Zahl der Schädel	765	36	23	32	88	116	1060
ohne Lücke . .	598	29	18	26	67	91	829
mit Lücke . .	167	7	5	6	21	25	231
mit Lücke in Procenten. .	21,9	19,5	21,7	18,9	23,8	21,5	21,7

1) Zur Entwickelung des äusseren Gehörganges. Monatsschrift für Ohren-Heilkunde. 1873.
2) Beiträge zur Anatomie des Gehörorgans. Archiv f. Ohren-Heilkunde, XIII. 1878.

Digitized by Google

Aus dieser Tabelle würde sich ergeben, dass Lücken im Os tympanicum weit häufiger sind, als gewöhnlich angenommen wird, und dass sie bei allen Rassen ungefähr gleichmässig vertheilt sind. Inwieweit das letztere zutrifft, vermag ich nicht anzugeben; jedenfalls ist das von Bürkner untersuchte Material viel zu klein, als dass seine Statistik irgendwie zuverlässig erscheinen könnte; auch sind, soviel ich weiss, ähnliche Untersuchungen seither nicht wieder aufgenommen worden; auf grosser Basis unternommen, würden sie sicher ein gutes Thema für eine Dissertation geben. Persönlich habe ich einstweilen den Eindruck, als ob diese Lücken viel weniger häufig wären, als Bürkner nach seinem kleinen und unzulänglichen Materiale annehmen konnte; immerhin habe ich selbst ein Paar Tausend Schädel aus sehr verschiedenen Gegenden darauf hin angesehen und kann bestätigen, dass solche Lücken thatsächlich wohl bei allen Rassen gefunden werden. Sie entsprechen vollkommen den normalen Lücken im Os tympanicum zweijähriger Kinder und sind nichts weiter, als ein Ausdruck mangelhafter Ossification.

In strictem Gegensatz zu ihnen stehen andere Lücken, die an derselben Stelle durch Usur entstanden sind; schon Hyrtl (Wiener S.-B., XXX) und Zuckerkandl haben auf diese Art von Lücken aufmerksam gemacht, aber letzterer wies darauf hin, dass das Os tympanicum schon nach dem 30. Lebensjahre anfange zu atrophiren und Hyrtl nimmt eine wirkliche Usur durch den Gelenkkopf des Unterkiefers an. Soweit ich diese Sache verfolgt habe, ist der Gelenkkopf selbst wohl in den meisten Fällen an solcher Usur unschuldig, aber wir müssen uns doch mit der Vorstellung befreunden, dass bei der Kaubewegung von den Weichtheilen ein solcher Druck auf das Os tympanicum ausgeübt wird, dass unter Umständen Usur des Knochens eintreten kann. Derartig entstandene Lücken lassen sich in manchen Fällen von den primär gebildeten gar nicht unterscheiden, und doch besteht zwischen diesen beiden Arten von Lücken ganz genau dasselbe Verhältniss, wie etwa zwischen Defecten im harten Gaumen, die durch Lues entstanden sind, und solchen, die mit einem angebornen Wolfsrachen zusammenhängen.

Eine dritte Art solcher Defecte im Os tympanicum scheint bisher völlig übersehen worden zu sein; sie findet sich bei deformirten Schädeln. Ich bin auf sie zunächst bei einer Serie von 39 Schädeln aufmerksam geworden, die Prof. Hettner in der Nähe von Cuzco für das Berliner Königl. Museum für Völkerkunde gesammelt hat. Völlig gleichartige Lücken finden sich aber auch sonst so häufig an künstlich deformirten Schädeln, dass es wirklich wunderbar ist, dass ein solcher Befund bisher, wie es doch den Anschein hat, unbemerkt bleiben konnte.

Ich lasse aber das grosse Material an deformirten Schädeln, das gegenwärtig in Berlin angehäuft ist, einstweilen bei Seite, und beschränke mich hier zunächst auf die 39 Hettner'schen Schädel. Unter diesen sind nur 14 ohne Defecte des Os tympanicum; 5 haben einen solchen auf einer Seite, 20 aber auf beiden Seiten. Es würde das also mehr als 50 pCt. Schädel mit beiderseitigen Defecten ergeben; de facto muss aber aus der Hettner'schen Serie noch eine Zahl von Schädeln ausgeschieden werden, die nicht deformirt sind und die ganz ohne jeden Zweifel einer anderen Zeit und einem anderen Stamme angehören, als die deformirten Schädel; da diese auszusondernden aber gerade alle ohne Defecte sind, so gestaltet sich der Procentsatz für die übrigen noch viel höher, und es würde sich bei genauer Prüfung ergeben, dass etwa 70 oder 80 pCt. der Hettner'schen deformirten Schädel mit Defecten des Os tympanicum behaftet sind. Freilich

Digitized by Google

sind diese Defecte sehr ungleichartig, einzelne sind nur ganz klein und entsprechen höchstens einem Nadelstiche, andere aber sind etwa linsengross, und wieder andere so ausgedehnt, dass man thatsächlich von einem vollständigen Mangel des Os tympanicum sprechen muss.

Die Tafel I giebt eine genaue Vorstellung der verschiedenen Arten dieser Lücken. Sie ist nach photographischen Aufnahmen hergestellt, an denen, wie man leicht ersehen kann, nichts retouchirt oder sonst geändert ist, als dass links der Eingang in den Gehörgang etwas deutlicher markirt wurde, da er bei der für die Aufnahme sonst nöthigen Art der Beleuchtung nicht genügend hervortrat; auf der rechten Seite war eine solche Nachhülfe überflüssig. Die Abbildungen sprechen im Uebrigen für sich selbst, ich habe ihnen kaum viel hinzuzufügen. Bezeichne ich die vier Ansichten von oben nach unten mit *a*—*d*, so sieht man bei *a*, links (vom Beschauer), den unregelmässigen Defect, von der Grösse, wie er etwa dem Durchschnitte für diese Schädel entsprechen dürfte, rechts aber einen fast vollständigen Mangel des Os tympanicum. Aus technischen Gründen mussten die Aufnahmen stark verkürzt genommen werden, da sonst eine Entfernung des Gesichts nöthig gewesen wäre; der Defect erscheint daher weit kleiner auf dem Bilde, als er in Wirklichkeit ist; thatsächlich ist der Gehörgang völlig ohne vordere und untere Wand. Es ist in der That schwer, sich vorzustellen, wie es hier mit den Weichtheilen bestellt gewesen sein mag.

Aehnliche totale und fast totale Defecte des Os tympanicum treten uns in der Hettner'schen Serie mehrfach entgegen, auch wenn ich von dem auf der Tafel III unter *c* abgebildeten Befunde der rechten Seite hier absehe. In diesem Falle ist es nehmlich nicht ganz ausgeschlossen, dass intra vitam nur einzelne grosse Lücken vorhanden und durch schmale Knochenleisten von einander getrennt waren, die später abgebrochen sind; es lässt sich zwar nirgends auch nur eine Spur von solchen Bruchstellen erkennen, aber der ganze Defect macht mir doch einen etwas unsicheren Eindruck, so dass ich diesen Fall nicht zu denen mit vollständigem Fehlen des Os tympanicum zählen möchte.

Sehr interessant und für viele weitere Fälle typisch ist aber der Schädel, von dem in *b* ein Stück der Basis abgebildet ist; man sieht da sehr schön die siebartige Durchlöcherung beider Paukenbeine, besonders des (vom Beschauer) rechten, mit 11 grösseren und kleineren Lücken, die freilich alle zusammen genommen noch nicht so gross sind, als der Defect von *c* links.

Ganz unten, bei *d*, habe ich zum Vergleiche noch den betreffenden Abschnitt eines Schädels hersetzen lassen, den ich 1878 in Paris unter der Angabe Arica erworben habe; haben alle die Hettner'schen Schädel die typische Longhead-Form, so ist dieser Arica-Schädel ein ganz besonders typischer Flathead; aber ähnliche Formen sind ja auch sonst so vielfach aus Peru bekannt, dass ich an der Angabe Arica zu zweifeln keinen Grund habe. Bei diesem Schädel nun sieht man zunächst beiderseits grosse, fast symmetrische Defecte des Paukenbeines, die sehr weit nach innen gerückt sind; ausserdem aber rechts (vom Beschauer) noch einen weiteren sehr grossen Defect, der fast bis an den Rand des Knochens reicht und von diesem nur noch eine ganz dünne, kaum 1 *mm* breite Brücke übrig lässt; wäre auch diese abgeschmolzen, so wären die Formen entstanden, die sich so häufig in der Hettner'schen Serie finden, in denen das Paukenbein nicht nur in seiner Mitte, sondern auch von seinem freien Rande her stark geschwunden und usurirt ist. Vorstehend gebe ich eine Ansicht des linken Schläfenbeines desselben Schädels von der Seite (Fig. 2), um den hohen Grad von Verdrückung zu zeigen, den der äussere Gehörgang erfahren hat. Die zweite Abbildung (Fig. 3) betrifft

Digitized by Google

ebenfalls einen Schädel aus Arica, aber einen mit der typischen Longhead-Verschnürung; auch hier ist es zu gewaltiger Deformirung des Gehörganges gekommen, während das Paukenbein derselben Seite zwei sehr grosse Defecte aufweist; auf der rechten Seite hingegen ist der Gehörgang weit offen, das Paukenbein aber papierdünn und besonders in seinen unteren Antheilen stark nach vorn ausgebuchtet.

Figur 2.

Verkümmerung des Paukenbeines an einem Flathead-Schädel aus Arica, Peru.

Figur 3.

Flachgedrückter Gehörgang eines Longhead-Schädels aus Arica, Peru.

Für die richtige Beurtheilung dieser Paukenbeindefecte an deformirten Schädeln ist es sehr nützlich gewesen, dass sich unter der Hettner'schen Serie vier kindliche, aber sehr stark verschnürte Schädel befanden, bei denen sich die vorhandenen grossen Lücken leicht auf Stehenbleiben in einem noch früheren Stadium zurückführen liessen. Was aber von diesen kindlichen und jugendlichen Schädeln sicher ist, das dürfte wohl auch für die Schädel der Erwachsenen zutreffen. Wir werden daher die grossen und zahlreichen Paukenbein-Defecte an deformirten Schädeln in der Art erklären müssen, dass wir annehmen, dass im Zusammenhang mit der Verschnürung und Verbildung des kindlichen Hirnschädels auch auf das Os tympanicum ein derartiger Druck ausgeübt wird, dass die für die ersten Lebensjahre normale Lücke desselben nicht mehr ausgefüllt werden kann und dass dann weiterhin neben ihr, durch wirkliche Usur, noch weitere Lücken entstehen, bis schliesslich die höchsten Grade dieser Verbildung bis zum completen Schwund des Paukenbeins führen können.

Wo einzelne deformirte Schädel, oder auch grössere Serien von solchen, derartige Defecte nicht aufweisen, wird man zunächst an grössere individuelle Resistenz und dann auch daran denken müssen, dass da die Deformation des Schädels auf andere Weise und mit solchen Methoden hervorgebracht wurde, welche die vordere und untere Wand des äusseren Gehörganges wenig oder gar nicht in Mitleidenschaft zogen.

Daran aber, glaube ich, wird man dauernd festhalten müssen, dass ein bestimmter causaler Zusammenhang zwischen grossen Defecten des Os tympanicum und den verschiedenen Arten der Schädel-Deformation besteht. —

Hr. Rud. Virchow bemerkt, dass ähnliche Defecte am Meatus auditorius externus auch an nicht deformirten Schädeln anderer Rassen vorkommen. Er habe

Digitized by Google

sie bis jetzt als Ossifications-Defecte angesehen, ohne einen bestimmten mechanischen Grund dafür aufzufinden. Seine Erfahrungen über die Wirkung der Deformation an den Gehörgängen sprechen nicht für einen Zusammenhang der Defectbildung mit Druck. Er verweist auf seine Abhandlung über krankhaft veränderte Knochen alter Peruaner (Sitzungsberichte der Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften. 1885. S. 1135—36, 1139). —

(24) Neu eingegangene Schriften:

1. Turner, W., On human and animal remains found in caves at Oban, Argyleshire. o. O. 1895. (Proc. Soc. of Antiq. of Scotland.) Gesch. d. Verf.
2. Philippi, R. A., Descripcion de los ídolos Peruanos de Greda Cocida. Santiago de Chile 1895. (Sep.-Abdr. a. d. Anales del Museo nacional de Chile.) Gesch. d. Verf.
3. Staudinger, P., Die algerisch-tunesischen Schotts und die Frage der Bewässerung der Depressionen nach P. Vuillot. Leipzig 1895. (Sep.-Abdr. a. d. Geograph. Zeitschrift.) Gesch. d. Verf.
4. Barnabei, F., Delle scoperte di antichità nel lago di Nemi. Roma 1895. (Estr. Not. degli Scavi.) Gesch. d. Verf.
5. Treichel, A., 3 Separat-Abdrücke zur Volkskunde und Naturgeschichte. Danzig 1895. Gesch. d. Verf.
6. Steenstrup, J. C. H. R., Nogle Bidrag til vore Landsbyers og Bebyggelsens Historie. Kjobenhavn 1894. (Saertryk af Historisk Tidsskrift.)
7. Derselbe, Hvorlaenge have Danske boet i Danmark? Kjobenhavn 1895. (Ebendort.)

   Nr. 6 u. 7 Gesch. d. Verf.
8. Fewkes, J. W., The God „D“ in the Codex Cortesianus. Washington 1895. (Americ. Anthropol.)
9. Derselbe, Catalogue of the Hemenway collection in the historico-american exposition of Madrid. Washington 1895. (Report Madrid Commission 1892.)
10. Derselbe, A contribution to ethnobotany. Washington 1896. (Americ. Anthropol.)

    Nr. 8—10 Gesch. d. Verf.
11. Antón, M. y Ferrándiz, Razas y naciones de Europa. Madrid 1895. Gesch. d. Verf.
12. Montelius, O., La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux. 1ère partie. Italie septentrionale. Texte et Planches. Stockholm 1895. Gesch. d. Verf.
13. Manouvrier, L., Mémoire sur les variations normales et les anomalies des os nasaux dans l'espèce humaine. Paris 1893.
14. Derselbe, Étude sur les variations morphologiques du corps du fémur dans l'espèce humaine. Paris 1893.
15. Derselbe, Le cerveau d'un Fuégien. Paris 1894.

    Nr. 13—15 Gesch. d. Verf. (Sep.-Abdr. a. d. Bullet. Soc. d'anthrop.)

Digitized by Google

Sitzung vom 15. Februar 1896.

Vorsitzender: Hr. **Waldeyer.**

(1) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Hr. Richard Auerbach in Berlin,
„ Dr. R. Jannasch in Berlin,
„ Maler Gustav Gutknecht in Berlin.

(2) Dankschreiben für die ihnen übermittelten Glückwünsche zu ihren Jubiläen übersenden die HHrn. Karl Weinhold (24. Januar) und Grempler (1. Februar). — Hr. O. Helm in Danzig wird am 20. Februar seinen 70. Geburtstag begehen. Es werden ihm die herzlichsten Glückwünsche ausgesprochen. —

(3) In Neapel ist am 29. Januar der Senator Joseph Fiorelli, der berühmte Leiter der pompejanischen Ausgrabungen und einer der bedeutendsten Archäologen Italien's, gestorben. Er ist 72 Jahre alt geworden. Alle diejenigen, welche das unter seiner Leitung stehende National-Museum in Neapel (früher Museo borbonico) besucht und seine lehrreichen Erläuterungen genossen haben, werden mit Verehrung an ihn zurückdenken. —

(4) Die von dem correspondirenden Mitgliede Hrn. Pisko durch Schreiben aus Janina vom 24. Januar angemeldete

Sammlung römischer und prähistorischer Thonsachen aus Albanien

ist eingetroffen und wird vorgelegt. Es sind darunter Thonlampen und eine kleine Schale, gefunden, bei dem Dorfe Lelova in Epirus, sowie verschiedene Idole aus dem Dorfe Karvunari in Thesprotien. —

(5) Ebenso ist nach langem Warten angelangt die von Hrn. Schedel in Yokohama (Verhandl. 1895, S. 627) angekündigte

Sammlung japanischer Phalli.

Leider ist eine Anzahl der höchst merkwürdigen Stücke zerbrochen und anderweitig beschädigt. Immerhin ist die reiche Gabe mit besonderem Danke empfangen worden. Sie wird dem Königl. Museum für Völkerkunde übergeben werden. —

(6) Das correspondirende Mitglied, Hr. Otis T. Mason bespricht in einem Schreiben aus Washington, 17. Januar,

die sibirischen Dolche.

Er bezieht sich speciell auf die Mittheilungen in den Verh. 1895, S. 250—267, Taf. V, und verweist auf den Report of the National Museum 1888, Pl. XXIV—XXVII.

Digitized by Google

Aus diesen Abbildungen, sowie aus den entsprechenden Text-Figuren werde man ersehen, dass im südöstlichen Alaska eine Mannichfaltigkeit von Stahl- und Kupfer-Dolchen bis östlich zur Mündung des Mackenzie River vorkommt, die nicht amerikanisches Product sein können, und die ihm oft die Frage nahe gelegt haben, wie diese eigenthümliche Form in solcher Fülle das nordwestliche America erreicht haben möge. Er hält diese Frage durch die Arbeiten des Hrn. Radloff und die Bearbeitung des Hrn. L. Cohn für wesentlich geklärt und dankt der Gesellschaft für die wichtige Publication. —

Hr. A. Voss erwähnt, dass schon Worsaae (Aarböger for nord. Oldkynd. 1879, p. 323) auf die Uebereinstimmung der sibirischen Dolche mit nordwest-amerikanischen hingewiesen habe. —

(7) Hr. Rud. Virchow hat von Hrn. W. H. Holmes in Chicago, 29. Januar, eine Zuschrift erhalten, betreffend dessen Studien über

mexikanische Alterthümer.

Das gleichzeitig übersendete Heft ist zugleich die erste Nummer der von dem Field Columbian Museum begonnenen anthropologischen Reihe von Publicationen. Dasselbe enthält einen gut illustrirten Bericht über eine Expedition nach Mittel-America. —

(8) Hr. Rechtsanwalt Karl Walcker in Stuttgart, angeregt durch die Hinweise des Hrn. Rud. Virchow auf der Casseler General-Versammlung, hat demselben unter dem 6. Februar einige Bemerkungen übersendet, betreffend das

Vorkommen der Regenbogen-Schüsselchen in Deutschland.

Er fügt die Zeichnung eines solchen bei, welches in den zwanziger Jahren anlässlich der Ausgrabung eines Canals bei dem württembergischen Staatshüttenwerk Wasseralfingen, O.-A. Aalen, gefunden worden ist. Dasselbe zeigt auf der eingedrückten Seite zwei gebogene, schwach erhabene Striche, auf der flach halbkugelförmigen Seite dagegen keinerlei Zeichen, vielmehr ist diese Seite ganz glatt. Er spricht dabei den Wunsch aus, dass von den noch vorhandenen Stücken genaue Zeichnungen gemacht und, wenn immer möglich, zuverlässige Mittheilungen über die Fundorte eingesendet werden möchten. —

Hr. Virchow begrüsst die Anregung, welche ganz seinen Wünschen entspricht, mit grosser Freude. Wie er schon in Cassel ausgeführt hat, erhofft er von einer derartigen Sammlung der Fundnachrichten wichtige Aufschlüsse über die älteren Völkerbeziehungen. —

(9) Hr. Eduard Krause berichtet über

weisse Einlagen an zwei Stücken der Schliemann-Sammlung.

Beide Stücke, ein grösseres Gefäss-Bruchstück (etwa $^2/_5$ des ganzen Gefässes) und ein Scherben eines anderen Gefässes, gehören der 6. Stadt an; ersteres ist dunkelgrau von Farbe, letzteres schwarz; beide sind gut geglättet. Die weisse Ausfüllung der tief eingeschnittenen Verzierungen trat erst zu Tage, nachdem ich die ziemlich starke Sinterschicht, welche die Stücke bedeckte, entfernt hatte; sie fielen, nach Entfernung eines Theiles des Sinters, sofort durch ihre, dem grauen Sinter gegenüber grell weisse Färbung auf, weshalb ich den Sinter mehr auf mechanischem Wege, als durch Lösung mit verdünnter Salzsäure entfernte.

Digitized by Google

Die Ausfüllung besteht, soviel ich bei der geringen Menge, die ich zur Untersuchung nur entnehmen konnte, ohne etwas zu zerstören, feststellen konnte, in der Hauptsache aus kohlensaurem Kalk. Etwaige weitere Bestandtheile konnten bei der geringen Menge des zur Verfügung stehenden Stoffes nicht nachgewiesen werden. —

(10) Das auswärtige Mitglied, Hr. E. Rösler, hat Hrn. Rud. Virchow mit Schreiben aus Schuscha vom 13. Januar einen umfassenden Bericht übersendet, betreffend

archäologische Untersuchungen in Transkaukasien 1894.

Laut meines, von der Kaiserlich russischen Archäologischen Kommission gebilligten Operationsplanes hatte ich meine Ausgrabungen für das Jahr 1894, wie folgt, projectirt:

I. Für Mitte Juni: Untersuchung einiger Kurgane bei dem Stabs-Quartier „Chankendi", 7 Werst nordwestlich von Schuscha.

II. Für Mitte Juli: Ausgrabungen bei der Post-Station „Chodshali", 22 Werst nördlich von Schuscha (Kreis Schuscha).

III. Für den August: Fortsetzung meiner Ausgrabungen bei „Dawschanli-Artschadsor", 70 Werst nordwestlich von Schuscha, Kreis Dshewanschir.

Sobald meine dienstlichen Obliegenheiten es erlaubten, begab ich mich an's Werk, nachdem ich zuvor den hiesigen Kreis-Hauptmann, Hrn. Baranowski, von dem mir gewordenen Auftrage in Kenntniss gesetzt und die Versicherung erhalten hatte, dass ich auf wirksame Beihülfe seinerseits zählen könne. —

Am 6. Juni unternahm ich mit meinem treuen Begleiter und Gehülfen, Schüler meiner V. Klasse, Lewon Chatschaturjanz, einen Ritt nach Chankendi, um das Terrain zu recognosciren und mich mit dem dortigen Polizei-Pristaw, Hrn. Jusbaschew, wegen Beschaffung der zu den Ausgrabungen benöthigten Arbeitskräfte in Verbindung zu setzen.

Ich fand nun in der unmittelbaren Umgebung von Chankendi des archäologisch Interessanten genug, gewann jedoch, nach einer Besprechung mit dem Pristaw Jusbaschew, bald die Ueberzeugung, dass der bevorstehenden Ernte wegen die vorwiegend russische Bevölkerung des Fleckens sich schwerlich zu derartigen Arbeiten verstehen würde, wenn ich nicht in unerhörte Tagelöhne willigen wollte, die mit meinen bescheidenen pecuniären Mitteln nicht in Einklang zu bringen waren; dagegen versprach mir der Polizeivorstand, zu meinen Ausgrabungen bei der Post-Station Chodshali ausreichende Arbeitskräfte aus den umliegenden armenischen und tatarischen Dörfern bei mässigen Preisen beschaffen zu wollen. Da mir unter diesen Umständen nichts anderes übrig blieb, als meine Chankendi-Operation auf günstigere Zeit zu verschieben, nahm ich das Anerbieten dankend an, und ritten wir an demselben Tage noch 15 Werst weiter nach Chodshali. Dort nahmen wir die, einen Büchsenschuss von der Station belegenen Riesen-Kurgane gehörig in Augenschein, wählten uns den zunächst in Angriff zu nehmenden aus und kehrten alsdann nach Schuscha zurück.

In Folge der Schul-Examina war es mir erst am 15. Juni möglich, meine Thätigkeit in Chodshali zu beginnen.

Der Vorstand des Schuschaer Postamts, Hr. Fedoroff, hatte die Güte, mir für die Dauer meines Aufenthalts in Chodshali ein Stations-Zimmer zur Verfügung zu stellen, wofür ich dem liebenswürdigen Herrn hiermit meinen wärmsten Dank ausspreche. So hatten wir wenigstens ein passables Unterkommen in Aussicht.

Digitized by Google

Mit ausreichendem Proviant für die ersten Tage, sowie mit einigem schneidigen Grabegeräth versehen (die von den Arbeitern mitgebrachten Instrumente waren erfahrungsgemäss fast immer in einem elenden, gebrauchsunfähigen Zustande), ritten wir, unserer drei (zur Beaufsichtigung der nach den Versprechungen des Pristaws zu erwartenden grossen Arbeiterschaar hatte ich mir noch einen Schüler-Gehülfen, Lewon Chublarjanz, ausgewählt), am Morgen des 15. Juni wohlgemuth aus dem Thore der ehemaligen Festung Schuscha den steilen Berg hinab der Station Chodshali zu.

Dicht vor Chodshali theilte mir ein von dem Chankendin'schen Pristaw abgesandter Tschapar mit, dass die erste Partie der Arbeiter erst am folgenden Tage eintreffen werde. Wir hatten somit, auf der Station angelangt, hinreichend Musse, für den kommenden Tag unsere Dispositionen zu treffen.

Die Station Chodshali ist die erste des Postwegs, der von Schuscha nördlich nach der Eisenbahn-Station Jewlach führt. Das Stations-Gebäude liegt etwas abseits, links von der Poststrasse, an dem Flüsschen Chodshalinka, welches sich gleich hinter der Station in den, nach Norden strömenden und mit der Poststrasse parallel laufenden Fluss „Karkara" ergiesst. Die bis dahin das breite Flussthal des Karkara begrenzenden Höhenzüge treten unweit Chodshali bis dicht an den Fluss heran. Bald jedoch weichen sie auf beiden Seiten weit zurück und die Chaussee mündet bei dem tatarischen Marktflecken, dem frucht- und weinreichen Agdam, in die grosse Ebene von Karabagh ein. Gerade dem Stations-Gebäude gegenüber durchschneidet der Postweg einen alten, sehr umfangreichen, am Ufer des Karkara belegenen Begräbnissplatz, auf welchem ich flache Grabhügel, aus Erde und Rollsteinen errichtet, sowie zahllose Steinkisten-Gräber mit theilweise colossalen Deckplatten constatirte. An Tagen unfreiwilliger Musse, wo die Arbeiter ausblieben, habe ich mit meinen Gehülfen in der Folge einige dieser Kisten-Gräber geöffnet, denselben aber ausser verwitterten Knochen, wenigen Carneol-Perlen und rohen Urnen-Fragmenten, nichts entnommen.

Etwa 100 Schritte westlich von der Station liegt in der Ebene eine kleine Ansiedelung, aus wenigen, elenden Häusern bestehend, die von russischen Sectanten bewohnt werden. Unmittelbar hinter dieser Ansiedelung befinden sich die Kurgane von Chodshali. Es sind ihrer gegen 30 an der Zahl und sie nehmen einen Raum von mehr als einer Quadratwerst ein. Bei ihren riesigen Dimensionen (es sind darunter Erd-Aufschüttungen von über 500 Schritten Umfang an der Basis) sind dieselben geeignet, auf den ersten Blick Zweifel an ihrer künstlichen Entstehung aufkommen zu lassen, und ich muss gestehen, dass ich anfangs mit einem gewissen Zagen daran ging, einen solchen Riesen in Angriff zu nehmen. Bei näherer Betrachtung der Kurgane, die in geringer Entfernung, oft sogar dicht neben einander, belegen sind, ergaben sich in Bezug auf Form und Beschaffenheit charakteristische Merkmale, nach denen die Kurgane eingetheilt werden können in:

1. a) hohe Erd-Aufschüttungen, an deren östlicher Seite oben eine Stelle mit Rollsteinen bedeckt ist, einem Riesenauge vergleichbar (Fig. 1);
   b) hohe Erd-Aufschüttungen mit Einsattelung, letztere zum Theil mit Rollsteinen ausgefüllt (Fig. 2);
   c) hohe und mittlere Erd-Aufschüttungen mit Einsattelung (Fig. 3) ohne Rollsteine;
   d) flache Kurgane, ohne Einsattelung und Steine (Fig. 4); und
2. Stein-Aufschüttungen mittlerer Grösse, oben abgeflacht und sehr sorgfältig aufgethürmt (Fig. 5).

Digitized by Google

Form der Grabhügel von Chodshali:

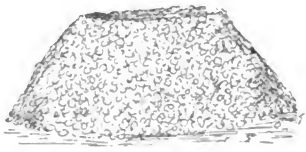
Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.



In der Anordnung dieser Grabhügel ist ein System nicht zu erkennen: grosse und kleine Erd- und Stein-Berge liegen bunt durcheinander; nur der grösste der Kurgane, zur Klasse a gehörig, liegt westlich weiter abseits, von den übrigen isolirt.

Alle diese Grabhügel sind in Sichtweite von der Landstrasse belegen. In ihrer Nähe, doch mehr nach dem Flüsschen Chodshalinka, fanden sich, ausser einigen flachen Kurganen der Gattung d, noch andere gewöhnliche Grabstätten, denen ich Skelette entnahm, allerdings ohne alle Beigaben, ausser einer durchlöcherten, alten, kleinen Kupfermünze.

Die Grabhügel von Chodshali gehören, soweit ich sie bis jetzt erforschen konnte, verschiedenen prähistorischen Zeitperioden an, da sich fast alle üblichen Formen der Bestattungsarten in ihnen vertreten finden: riesige Kisten-Gräber, kleinere solcher Bestattungsgräber in der von mir früher beschriebenen Schuschaer Form; auch Brandhügel-Gräber wurden von mir geöffnet. Nicht eines gleicht bis jetzt dem anderen. Auch die den Gräbern entnommenen Beigaben, fast ausschliesslich Bronze-Gegenstände, weisen in Form und Charakter auf ganz verschiedene Culturstufen hin.

Da meine archäologischen Unternehmungen bei Chodshali noch keineswegs abgeschlossen sind, so wäre es voreilig, aus meinen wenigen Funden schon jetzt irgend welche Schlüsse ziehen zu wollen; ich behalte mir, nach eingehender Vergleichung des sich in Kürze hoffentlich noch vermehrenden Fund-Materials, für später vor, darüber meine bescheidene Ansicht zu äussern.

In der Zeit vom 16. Juni bis zum 14. Juli 1894 habe ich bei Chodshali 5 Kurgane und 4 andere Gräber geöffnet. Es waren im Ganzen 25 Arbeitstage, an welchen insgesammt 502 Arbeiter thätig waren.

Meine deutschen Grabe-Collegen werden wohl schwerlich eine Ahnung haben, was es heisst, 25 Tage unter dem wolkenlosen Karabagh'schen Himmel bei etwa 50 Hitzegraden Celsius Tag für Tag von 5 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends auf

Digitized by Google

dem Posten zu sein und diese wilden Arbeiterhorden in Ordnung zu halten, was fast nur durch Anwendung der allerenergischsten Mittel ermöglicht werden kann.

Grab Chodshali Nr. 1.

Sand-Kurgan mit Rollstein-Aufschüttung im Innern.

Arbeitszeit: 25 Tage. Vom 16. bis 24. Juni und vom 29. Juni bis zum 14. Juli 1894.

Am 16. Juni früh um 5 Uhr begann ich mein Werk mit 17 Arbeitern. Ich wählte mir den zweitgrössten Riesen unter den Kurganen aus, dessen Spitze gänzlich intact war. Sein Basis-Umfang betrug 680, seine Höhe gegen 80 Fuss.

Ich liess den üblichen Kreuz-Durchschnitt in einer Breite von 7 Fuss machen. Die Arbeit war schwer und die Geräthe zerbrachen und verbogen sich in dem überaus harten Lehmboden, je tiefer wir kamen. An zoologischer Ausbeute lieferte der Kurgan mehr, als uns sogar lieb war, denn verschiedene Schlangen wurden aus ihren Löchern an's Tageslicht herausbefördert und fuhren uns zischend um die Beine.

Zwei Arbeiter gingen mit grossen Wasserkrügen fortwährend nach dem edlen Nass, zu einer gegen 4 Werst entfernten Quelle, um den sich in der steigenden Tageshitze immer wieder meldenden Durst zu stillen.

Den ganzen Tag musste ich mit meinen Gehülfen auf dem Hügel verweilen, denn kaum wandten wir den Rücken, um im Schatten der aus Zweigen auf einem Nachbar-Kurgan errichteten Hütte ein wenig auszuruhen, so feierten meine Arbeiter natürlich auch. Später gab mir der in Chodshali stationirte Urjadnik der Miliz „Agadshan", wenn eine grössere Arbeiterschar anrückte, auf meine Bitten einen Tschaparen zur Hülfe, der dann während der Ruhepausen mit der „Berdanka"[1]) mein Heer bewachte und der nur zu gern geübten Desertion vorbeugte. Meine jungen Gehülfen leisteten mir in dieser Zeit vortreffliche Dienste. Einer von ihnen begleitete gewöhnlich den — auf Grund des behördlichen, schriftlichen Befehls — Arbeiter requirirenden „Urjadnik" in die umliegenden Ortschaften. Mein anderer Gehülfe notirte die Namen der ankommenden Arbeiter, controlirte ihren Fleiss, reparirte zerbrochene Instrumente und bereitete noch unser frugales Mahl.

Die erste Nacht auf der Station war nichts weniger als angenehm, denn ich machte bald die fatale Entdeckung, dass es in unserem Zimmer von Ungeziefer wimmelte, unter welchem sich besonders, ausser Moskitos und Stechfliegen, Skorpione und zweizöllige Phalangen hervorthaten, welche beim allabendlichen Eintragen der Erlebnisse des verflossenen Tages in mein Tagebuch, vom Lichte der Lampe angezogen, mir neugierig auf meinem Schreibtische vor der Nase herumspazierten. Einmal hatte sich sogar in das gastliche Haus eine 4 Fuss lange Giftschlange eingeschlichen, die sich augenscheinlich in unserem Zimmer recht heimisch fühlte und nur mit Mühe zu bewegen war, dasselbe wieder zu verlassen.

Da uns nun überdies unsere, unter freiem Himmel am Kurgan übernachtenden Arbeiter in der ersten Zeit Nachts öfters davonliefen, so beschlossen wir, uns zur besseren Controle auch an der Stelle unseres Wirkens häuslich niederzulassen, und konnten jetzt in unserer verbesserten Laubhütte, umlagert von der Arbeiterschar, die Nächte etwas ruhiger verbringen, obgleich der regelmässig gegen 9 Uhr Abends sich einstellende eisige Nordwind uns nicht wenig belästigte.

Ich habe noch zu erwähnen vergessen, dass uns auch noch durch Tausende und Abertausende von staaratigen Vögeln das Leben am Tage vergällt wurde.

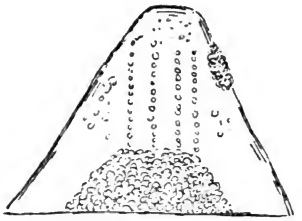
1) russisches Hinterlader-Gewehr.

Digitized by Google

Diese, den Heuschrecken nachstellenden Thiere, nisteten in den Stein-Aufschüttungen in unserer nächsten Nähe und erfüllten die Luft unaufhörlich mit ihrem schrillen Geschrei und dem üblen Geruch ihrer Exkremente. Nach 14 Tagen waren sie eines Morgens plötzlich verschwunden und — o Macht der Gewohnheit! — die nun jäh eingetretene Todtenstille war unseren Ohren in der ersten Zeit ebenso unangenehm, wie vorher der Lärm.

Je tiefer wir uns nun in den Kurgan hineinhackten, gruben und schaufelten, desto schwieriger wurde die Arbeit, namentlich da die Hitze mit jedem Tage zunahm und der Staub unerträglich wurde. Vergebens erwartete ich in einer Tiefe von 20 Fuss auf eine Steinkiste zu stossen, da der Kurgan in der Mitte mit regelmässigen Steinlinien von unten nach oben durchsetzt war und der Gedanke, es doch am Ende mit einem natürlichen Hügel zu thun zu haben, daher ausgeschlossen war. Ich liess nun, mit Rücksicht auf die grosse Schwierigkeit der Bearbeitung des zähen Lehmbodens, vorerst in der Mitte des Hügels, einen Brunnen, 14 Fuss im Durchmesser, graben.

Fig. 6.

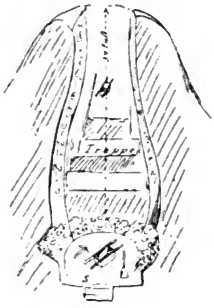


Steinhügel.

Sand

Quer-Durchschnitt des Grabhügels Chodshali Nr. 1.

Fig. 7.



S Sand.

Ansicht des eingetriebenen Brunnens.

Endlich, am 20. Tage, zeigten sich, in einer Tiefe von 27 Fuss, nur noch Rollsteine und es ergab sich beim vorsichtigen Herausschaffen des mittleren Kerns derselben, dass dieser grosse Kurgan in seinem Innern noch eine 7 Fuss tiefe und annähernd 25 Fuss im Durchmesser haltende Rollstein-Aufschüttung barg. Ich hatte es also hier mit einer ursprünglich aus Steinen errichteten Erhöhung zu thun, über welche gleich darauf oder später ein mächtiger Erdhügel errichtet worden war.

Bis 34 Fuss drang ich noch in die Tiefe vor, fand auch ein Stück einer menschlichen Kinnlade und ein Stück Baumharz; da aber musste ich aufhören, denn die Gefahr des Einsturzes war zu gross, indem in Folge der starken Hitze die Wände der Durchstiche, bezw. des Brunnens gänzlich ausgetrocknet waren und bereits nachgaben, so dass uns die Steine auf die Köpfe fielen. Zudem war die Ernte in vollem Gange und die Arbeiter waren nicht mehr zu halten.

Digitized by Google

Ich muss auch gestehen, dass unsere Gesundheit durch die fortwährende angestrengte Thätigkeit, durch Aufregung, Verdruss und mangelhafte Nahrung, besonders aber durch das schlechte Trinkwasser, welches wir, ungeachtet seiner schädlichen Wirkung, bei der furchtbaren Hitze geradezu eimerweise tranken, sehr heruntergekommen war. Malaria und Dysenterie schüttelten und schwächten mich und meine Geführten, und mussten wir so, schweren Herzens, dicht am Ziel, die Arbeit für dieses Jahr (1894) hier aufgeben und auf günstigere Zeiten verschieben. — Den Starschina von Chankendi, welcher auch der Chodshalin'schen russischen Ansiedelung vorsteht, beauftragte ich, streng dafür besorgt zu sein, dass kein Unberufener meinen Grabhügeln zu nahe komme.

Während der Arbeit an dem Haupt-Kurgan, liess ich gleichzeitig durch eine Abtheilung der Arbeiter mehrere der umliegenden kleineren Erd-Aufschüttungen untersuchen. Die Grabeforschungen ergaben folgendes Resultat:

Grab Chodshali Nr. 2.

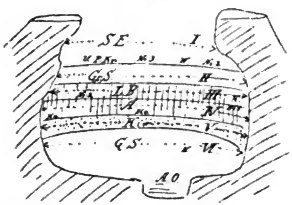
Brandhügel-Grab.

Arbeitszeit: 6 Tage. Lage: 50 Schritte östlich vom Kurgan Nr. 1.

Umfang unten 380, oben 130 Fuss; Höhe 32 Fuss; Durchmesser der Längenseite oben 40 Fuss, der Breitseite oben 13 Fuss.

Das Material des länglich-runden, oben abgeflachten Hügels ist schwarze Erde. Er hat oben eine Einsenkung, jedoch keine charakteristische Rollsteinkrone, gehört also zu der Eingangs unter c aufgeführten Art. Ich liess in diesen Hügel eine, der ovalen Form desselben entsprechende Oeffnung graben. Die Maasse des eingetriebenen Brunnens waren: Länge 20 Fuss; Breite 12 Fuss; Tiefe 11 Fuss.

Fig. 8.



I. *SE* schwarze Erde. *uPKn* Urnenscherben, Perlen, Knochen. *W* Nr. 2. Widderkopf, Fig. 10. Nr. 3, desgl., Fig. 11. II. *GrS* graugelber Sand. III. *LB* Lage verkohlter Balken. *A* Nr. 1 Kessel, Fig. 9. Nr. 5 Bronzestange, Fig. 12, darüber Asche. IV. *A* Aschenschicht. *Ko* Kohle. *Ke* Kegel (vgl. Verhandl. 1895, S. 550, Fig. 3). Auf der rechten Seite in gleicher Lage Stücke von ornamentirtem Gürtelblech. V. Kies-Aufschüttung. VI. Gelber Sand. *N* Nieten. *AO* Auerochsen-Schädel.

Chodshali, Brandhügel-Grab Nr. 2 (1894/95). Durchschnitt des Hügels mit Schichtenansicht.

In einer Tiefe von 3 Fuss fanden sich zahlreiche Urnenscherben und Knochen, auch Carneol-Perlen. Darauf zeigte sich eine $1^1/_2$ Fuss starke Schicht graugelben Sandes und unter dieser, in einer Tiefe von 7 Fuss, eine 6 Fuss mächtige Kohlen- und Aschenschicht, die auf starker Kies-Unterlage ruhte und sich in Bogenform durch den ganzen Kurgan zog.

Unter der Kiesschicht befand sich wieder gelber Sand. Die Asche war oben mit vielen Kohlenstücken durchsetzt, auch halb verkohltes Holz, wie von einer Balkenlage, zeigte sich in Menge; dazu calcinirte Knochen, Zähne, namentlich vom Auerochsen.

Digitized by Google

In und unter der Asche gemachte Funde:

Nr. 1. Ein Bronze-Kessel mit vier Handhaben, zusammengedrückt und vielfach geflickt, mit Nieten aus gleichem Metall (Fig. 9 zeigt den Kessel in seiner ursprünglichen Gestalt).

Nr. 2. Ein Widderkopf, massiv, von röthlich-grauem Stein. Bruchstück einer flachen Schale (Fig. 10).

Nr. 3. Bruchstück einer flachen Schale aus violettem Stein mit massivem Widderkopf, mit Loch- und Wellen-Ornament (Fig. 11).

Fig. 9. 1/15

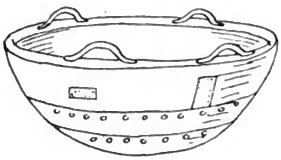


Fig. 10. 1/2

Fig. 11. 1/2

Fig. 12. 1/2

Fig. 13. 1/1

Fig. 14. 1/1

Nr. 4. Zähne vom Auerochsen (Bos Urus) aus Ober- und Unterkiefer.

Nr. 5. Hutartig geformte Bronzebleche mit und ohne eingesetzte Stacheln an der Innenseite des Randes. Je zwei Bleche durch einen runden Querbalken mit einander verbunden (Fig. 12).

Nr. 6. Zwei Stücke eines Bronze-Gürtelblechs mit Gravirungen, welche in Bezug auf Genauigkeit der Ausführung und Feinheit der Zeichnung einen hohen Grad von Kunstfertigkeit verrathen. Die etwa um ein Drittel vergrösserten Zeichnungen[1]) stellen vor:

1) Hr. Rösler hatte mir schon unter dem 7. October 1895 einen vorläufigen Bericht über Ausgrabungen in Chodschali übersendet, der mit den zugleich eingegangenen Abbildungen in den Verhandl. 1895, S. 549 veröffentlicht worden ist. Ausserdem habe ich in meiner akademischen Abhandlung über die culturgeschichtliche Stellung des Kaukasus 1895, S. 51 das merkwürdige ornamentirte Gürtelblech, welches Hr. Rösler hier bespricht, ausführlich abgehandelt und die mir damals gütig übersendeten Zeichnungen reproducirt. Ich glaube daher gegenwärtig, unter Verweisung auf diese Veröffentlichungen, von einer nochmaligen Wiedergabe der Zeichnungen verzichten zu dürfen. Dagegen gebe ich die Beschreibung, die Manches viel genauer giebt, als es früher geschehen war, im vollen Umfange. Ich bemerke nur, dass nach einer neuerlichen Angabe von den beiden Gürtelblech-

Digitized by Google

a) einen Mann von kräftigem, gedrungenem Wuchse, im Kampfe mit einem phantastischen, drachenähnlichen Thiere. Leider fehlt der Kopf des letzteren. Die Stellung der Augen in der Profilzeichnung des Kämpfers ist unrichtig und der Mund, bezw. die Nase gleicht ungefähr dem Mundlappen eines Truthahns. In der Rechten hält der Mann eine bumerangähnliche Waffe, mit der er zum Schlage ausholt. Die Linke packt den rechten Vorderfuss des Ungeheuers.

b) springende, gehörnte Büffelpferde, davon eines vollständig. Eine Schlange sticht dem vordersten Pferde in den linken Hinterfuss. Verschiedene geometrische und andere Figuren füllen den Raum zwischen den Thieren aus. Eine Ausführung des auf der Zeichnung unten links vorhandenen Dreiecks fand ich in demselben Grabhügel, etwas grösser, als auf der Zeichnung, mit denselben eingedrückten Mustern aus Gold schön gearbeitet. Unbegreiflicher Weise ist dieses höchst interessante Artefakt aus meinem archäologischen Schranke im Laufe der Zeit verschwunden, jedenfalls entwendet von meinem damaligen spitzbübischen armenischen Diener.

Nr. 7. Carneol-Perlen (Fig. 13): 2 grosse, runde, 1 roth, 1 schwarz; 1 mittlere, rothe, runde mit Strich-Ornament; 1 mittlere, flache, rothe; 2 kleine, runde; im Ganzen 6 Perlen.

Nr. 8. Bruchstück eines schwarzen Schleifsteines(?) mit geschmolzenen Metall-Fragmenten an der durchlochten Stelle (Fig. 14).

Nr. 9. Zwei 6 *cm* dicke Thonscherben aus rothem, grauem und bläulichem Material, ohne bemerkenswerthe Ornamentirung. Knochen vom Auerochsen, Pferde, Hunde und von Vögeln. Calcinirte Menschenknochen und Zähne.

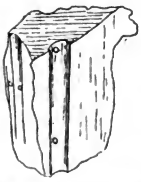
In diesem Grabhügel sind zwei Bestattungsarten vertreten: es gehören die in einer Tiefe von 3 Fuss gefundenen Urnenscherben und Knochen, die keine Spur von Leichenbrand aufweisen, einer späteren Zeit an, während die den tieferen Schichten entnommenen menschlichen und thierischen Ueberreste durchweg fast ganz verkohlt sind. — Die Erforschung dieses Grabes wird fortgesetzt.

Grab Chodshali Nr. 3.

Arbeitszeit: 5 Tage. Entfernung vom Kurgan Nr. 1 = 24 Schritte westlich.

Umfang des Hügels unten 550 Fuss, oben 94 Fuss; Höhe des Hügels 28 Fuss; Längen-Durchmesser oben 94 Fuss; Breiten-Durchmesser oben 32 Fuss.

Fig. 15. $^1/_2$



Ziegelstein a. Chodshali.

Nr. 3 gleicht in seiner Form ganz dem Hügel Nr. 2: oben abgeflacht, mit mässiger Einsenkung.

Ich liess in diesen umfangreichen Hügel, der Zeitersparniss wegen, nur einen Brunnen eintreiben (Durchmesser 26 Fuss bei 16 Fuss Tiefe).

Der Hügel war aus gelbem Sande und zahllosen grossen und kleinen Rollsteinen aufgeführt. In einer Tiefe von 1 *m* jedoch fand sich nur noch Sand ohne Steine vor. Nachdem wir 32 *m* tief vorgedrungen waren, stiessen wir auf gebrannte Ziegelstücke, die sich bei näherer Besichtigung als Giessformen zu Waffen u. s. w. heraus-

Stücken das eine röthliche, das andere eine grünliche Farbe zeigte, die nach Einwirkung von Salzsäure an dem ersteren ganz roth wurde (Kupfer-Bronze?), an dem zweiten sich nicht veränderte. Rud. Virchow.

Digitized by Google

stellten; wenigstens lassen sich in der Mitte mit Rillen und Giess(?)-Löchern versehene Stücke vielleicht als solche deuten (Fig. 15). Weitere Funde wurden in diesem Hügel nicht gemacht.

Grab Chodshali Nr. 4.

Arbeitszeit: 1 Tag.

Entfernung vom Kurgan Nr. 1: $^3/_4$ Werst in nördlicher Richtung, unweit des Flüsschens Chodshalinka. Ein kleiner Kurgan aus schwarzer Erde mit Rollsteinen. Umfang unten 160 Fuss, oben 50 Fuss; Höhe $3^1/_2$ Fuss.

In einer Tiefe von 76 *cm* in der Erde ohne Kiste gefunden: ein menschliches Skelet in so gebrechlichem Zustande, dass absolut nichts davon zu retten war. Länge desselben 5 Fuss 4 Zoll; Lage: West (Kopf), Ost (Füsse). Der Kopf lag auf die Seite nach Süden geneigt, die Hände lagen neben dem Rumpfe. Beigaben fanden sich nicht vor.

Grab Chodshali Nr. 5.

Arbeitszeit: 1 Tag.

Entfernung von Kurgan Nr. 1: $^3/_4$ Werst in nordöstlicher Richtung, neben dem Grundstück des Starschina der kleinen russischen Ansiedelung.

Umfang an der Basis: 120 Fuss, oben 38 Fuss; Höhe 4 Fuss. Material: schwarze Erde mit Rollsteinen.

In einer Tiefe von 3 Fuss folgende Funde: 3 Carneol-Perlen, roth, mittelgross; Urnenscherben und Knochen vom Menschen und Hunde.

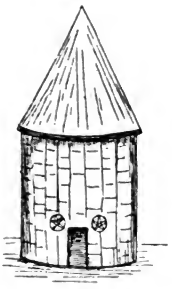
Grab Chodshali Nr. 6.

Arbeitszeit: 1 Tag.

Alte Grab-Capelle, 80 Schritte östlich vom Grabe Nr. 4.

Diese, obschon nicht aus vorhistorischer Zeit stammende Grabstätte (Fig. 16) wurde der Wissenschaft wegen doch von mir untersucht.

Fig. 16.



Nach Abgraben der 1 *m* dicken Erdschicht im Innern des zierlichen Kalkstein-Rundbaues stiess ich auf Schieferplatten, unter denen sich an der südlichen Seite der Capelle eine Steinkiste zeigte. Die Platten, geglättet und 6 *cm* dick, umgaben einen noch in Bruchstücken erhaltenen Holzsarg, in dem sich ein wohl conservirtes, 6 Fuss 5 Zoll langes Skelet vorfand. Lage Ost-West, den Kopf nach Süden zur Seite geneigt; die Hände am Leibe.

Ausser einigen Eisennägeln, wohl vom Holzsarge herrührend, wurde an Beigaben nichts gefunden.

Das Skelet ist leider über Nacht von muthwilligen Buben aus der Ansiedelung zerstört worden.

Grab Chodshali Nr. 7.

Stein-Kurgan.

Arbeitszeit: 5 Tage.

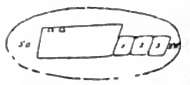
530 Schritte südwestlich vom Stationshause; 300 Schritte westlich von der Landstrasse.

Digitized by Google

Grab Nr. 7 gehört zum Gräbertypus II. Grosse, ovale, oben flache Rollstein-Aufschüttung. Basis-Umfang 160 Fuss; Umfang oben 70 Fuss; Höhe 28 Fuss. Durchmesser oben in der Länge 28 Fuss, in der Breite 16 Fuss.

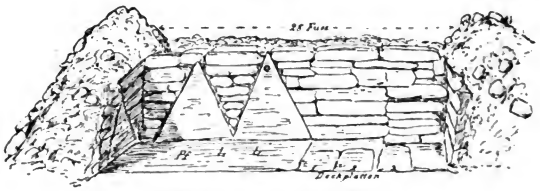
Der ovalen Form der Stein-Aufschüttung entsprechend, wurden die Steine von der Mitte aus zunächst abgetragen und schon am zweiten Tage in einer Tiefe von 180 *cm* die Seitenwände einer colossalen Kiste blossgelegt. Die Lage derselben war Nordwest-Südost. Sie war ohne Deckplatten, ganz mit grossen Rollsteinen (darunter solche bis zu 1 *m* Länge) ausgefüllt. Nach dem Herausschaffen der Steine ergaben sich folgende Maasse: Länge der Kiste 28 Fuss, Breite an der südöstlichen Seite 14 Fuss, an der nordwestlichen Seite 6 Fuss. Tiefe des Grabes von der obersten Schicht der Rollstein-Aufschüttung bis zum Grunde 15 Fuss. Das Grab ist also unregelmässig angelegt und zwar in der Form, wie nebenstehende Skizze (Fig. 17) anzeigt. Die Seitenwände sind theils über einander geschichtete, grosse, ungeglättete Kalkstein-Platten, theils aufrecht stehende, riesige, dreieckige Platten (Fig. 18) von hier nicht heimischem, geglättetem, grauem Sandstein, den ich zum ersten Mal in dieser Gegend in Gräbern antreffe. Der grösste dieser Sandsteine hat folgende Maasse: Höhe 140 *cm*, Basisbreite 254 *cm*, Dicke 46 *cm*. Ich zählte drei solcher eigenthümlichen Platten. Auf denselben befinden sich Rillen, Zeichen und Schrammen, leider zu verwischt, um eine gute Copie geben zu können.

Fig. 17.



Grundriss der Kiste in Nr. 7.

Fig. 18.



Pf Pfeilspitzen. *L L* Lanzenfuss.

Das geöffnete Kistengrab Chodshali Nr. 7 mit den Sandstein-Platten in der Längs-Seitenwand der Kiste.

Eine ebenfalls in diesem Grabe gefundene kleinere Platte mit besser erhaltenen Zeichnungen(?), die denen auf den grossen ganz ähneln, ist seiner Zeit von mir sorgfältig copirt und in den Verhandl. der Gesellschaft 1895, S. 148 veröffentlicht worden. Eine Platte trägt an der Spitze eine eingemeisselte Kreisverzierung.

Während nun die nordwestliche breitere Hälfte des Grabes unter den Rollsteinen nur eine schwache, feuchte Erdschicht aufwies, in welcher massenhaft Zähne von Auerochsen und einige bei der Berührung zerbröckelnde Pfeilspitzen aus Bronze lagen, zeigten sich an der Schmalseite der Kiste, in einer Tiefe von 2,10 *m* (von dem oberen Rande der Seitenwand-Platten gerechnet), 3 grosse Kalkstein-Platten. Länge dieser Platten bis zu 190 *cm*, Breite bis zu 70 *cm*, Dicke bis

Digitized by Google

zu 20 *cm*. Es gelang uns endlich, nach langen vergeblichen Versuchen, sie hinauszuschaffen, diese Steinmassen mit Brechstangen nach und nach zu zertrümmern und zu beseitigen. Auch hier fand sich unmittelbar unter den Platten nur eine 25 *cm* tiefe Humusschicht vor, in welcher einige spärliche Funde gemacht wurden, z. B. ein Lanzenfuss und Urnenscherben, sowie auch wenige menschliche Ueberreste. Der Boden der Kiste bestand überall aus weissgrauem Sande.

Interessant ist dieses, ohne Zweifel sehr alte Grab besonders wegen seiner riesigen Dimensionen und der beim Errichten desselben zur Verwendung gekommenen originellen Sandstein-Platten, die hier plötzlich auftauchen und irgend einem antiken Palaste oder einem anderen grossen Bauwerke einst angehört zu haben scheinen, wenn es nicht am Ende Opfersteine gewesen sind. Ob es sich bezüglich der Zeichnungen auf denselben hier um Kunst oder um Natureinwirkungen handelt, muss dahingestellt bleiben.

Auffallend ist noch die geringe Anzahl der Fundgegenstände. Der Bronzecharakter des Grabes bleibt jedoch streng gewahrt. Spuren von Gold und Eisen, wie in den Stein-Kurganen jenseits der Landstrasse, fanden sich hier durchaus nicht.

Bemerkenswerth ist auch die Form der Pfeilspitzen, deren unteres Ende in eine äusserst feine Spitze ausläuft. Einige Urnenscherben lassen eine recht gefällige Ornamentik erkennen.

Funde:

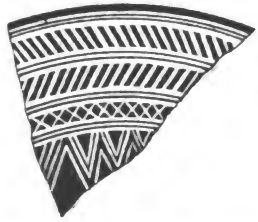
Nr. 1. Zwei Pfeilspitzen aus Bronze, mit nach unten spitz auslaufendem Ende. Der obere Theil bröckelte beim Herausnehmen aus der Erde ab (Fig. 19 und 20).

Fig. 19. $^2/_3$

Fig. 20. $^2/_3$

Fig. 21. $^2/_3$

Fig. 22. $^1/_2$



Nr. 2. Kurzer Bronze-Cylinder, unten abgerundet und geschlossen, mit Buckel-Verzierung und Loch-Ornament [Lanzenfuss?] (Fig. 21). Sehr schöne Bronze!

Digitized by Google

Nr. 3. Schalenscherbe mit hübschem Strich-Ornament, aus grauem (Thon?) Steinmaterial mit (Marmor?)-Inkrustationen (Fig. 22). — Knochen und Zähne vom Auerochsen.

Grab Chodshali Nr. 8.

Arbeitszeit: 1 Tag.

Auf dem alten Friedhofe am Karkara, südöstlich, der Station gegenüber. Steinkisten-Grab.

Dicke der Deckplatten: 28 *cm*, Breite 135 *cm*, Länge 250 *cm*. Lage des Grabes West-Ost. Höhe der Seitenwände 120 *cm*, Länge 250 *cm*; Breite des Grabes 135 *cm*.

Einige Funde: verwitterte Knochen, 4 kleine, rothe Carneol-Perlen, Urnen-Bruchstücke.

Das Grab war mit eingeschwemmter Erde theilweise ausgefüllt.

Grab Chodshali Nr. 9.

Arbeitszeit: 1 Tag.

34 Schritte nördlich vom Grabe Nr. 8 entfernt, ebenfalls auf dem alten Friedhofe. Steinkisten-Grab.

Dicke der Deckplatten: 34 *cm*, Breite 146 *cm*, Länge 276 *cm*; Höhe der Seitenwände 128 *cm*, Länge 276 *cm*; Breite des Grabes 146 *cm*.

Der Inhalt stimmte ganz mit dem des Grabes Nr. 8 überein. An Perlen fand ich zwei bernsteinähnliche, mittelgrosse Carneole.

Dritte Reise nach Dawschanli-Artschadsor, am 2. August 1894.

Nachdem ich mich von den Nachwehen des Chodshali-Aufenthalts in Schuscha einigermaassen erholt hatte, beschloss ich, den zweiten Theil meiner projectirten archäologischen Unternehmungen zur Ausführung zu bringen, nehmlich das romantische Thal des Chatschenaget-Flusses, im Kreise Dshewanschir, wieder aufzusuchen, wo ich für meine Mühen reicheren Lohn zu finden hoffte, als in Chodshali.

Man rieth mir freilich, die Reise in diesem Jahre aufzugeben, da ein zahlreicher Räubertrupp unter Führung des blutdürstigen und verwegenen Dali-Ali (tatarisch „der tolle Ali") gerade das Land Arzach sehr unsicher machte und Raub und Mord an der Tagesordnung waren. Hatte man doch sogar unseren russischen Geistlichen auf der Rückreise nach Schuscha, angesichts eines Dorfes, dicht vor der Station Karwent, auf offener Landstrasse, am hellen Tage, angehalten, seinen Urjadnik, der ihm zum Schutze beigegeben war, sowie den Jamschtschik vom Bock heruntergeschossen, unseren armen Batjuschka aber vollständig ausgeplündert[1]).

1) Unter anderem nahm man dem Manne des Friedens auch eine neue goldene Remontoir-Damenuhr ab, die der Aermste seiner Matuschka (Frau des russischen Geistlichen) erst aus den kaukasischen Bädern zum Angebinde mitgebracht hatte. Als der Räuber-Hauptmann zornig nach dem fehlenden Schlüssel zum Aufziehen fragte und der Beraubte ihm den Mechanismus des Aufziehens erklärte, verrieth der Rinaldo eine wahrhaft kindische Freude über diese ihm neue „Maschina", nahm darauf dem Diener Gottes die Kappe (Mitra?) vom Haupte und setzte sie sich mit blutigen Händen auf, in Ton und Gebärden den Geistlichen parodirend. Eine grössere Partie Staatspapiere (Obligationen), die der Batjuschka bei sich führte, gaben die Räuber ihm zurück aus Unkenntniss ihres

Digitized by Google

Darauf hatten die Unholde vor den Augen des Zitternden dem todten Urjadnik die Kleider abgezogen, welche der Räuber-Hauptmann anlegte, worauf der Trupp, seine abgetriebenen Klepper gegen die frischeren und besseren Postpferde vertauschend, in aller Gemüthlichkeit mit Sack und Pack abzog.

Solche Begebenheiten waren natürlich nicht geeignet, uns mit besonderem Vertrauen zu erfüllen. Ich wandte mich daher an unseren Kreis-Hauptmann hier, den schon erwähnten Hrn. Baranowski, der mir zu meinem Erstaunen jedwede Schutzbegleitung abschlug. Doch ich liess mich dadurch nicht abschrecken und miethete mir für die Dauer meiner Reise einen mir bekannten, waffenerprobten Privatführer, Namens Mirsa Hairapetjan Burdshio, der mir auch auf der ganzen Reise die besten Dienste leistete, zumal ich ihn in eine alte Urjadniks-Uniform gesteckt hatte, die er, Schrecken einflössend, mit Würde zu tragen verstand. — Der arme Mirsa! Er ist auch schon nicht mehr! Einige Tage ist es her, während ich dies schreibe, dass man ihn todt seinem armen Weibe und seinen 6 hungrigen Würmern nach Hause gebracht hat. Räuber, die sich für friedliche Reisende ausgegeben und ihn zur Begleitung in's Gebirge gedungen hatten, haben ihn im Walde, hinterrücks, meuchlings erschossen und beraubt. Er ruhe in Frieden!

Am 2. August ritten wir unserer vier, ich selbst, meine Gehülfen Lewon Chatschaturjanz und Gabriel Chublaroff, und der erwähnte Diener Mirsa bei herrlichem Wetter aus Schuscha wieder nach Nordwesten, den blauen Bergen zu, die uns diesmal im Stillen etwas weniger einladend erscheinen wollten, als im vergangenen Jahre. Mit gespannten Berdanka's passirten wir Nachmittags jedoch glücklich den finsteren Wald und athmeten auf, als wir denselben hinter uns hatten und in das Chatschenaget-Thal hinabstiegen.

Abends um 5¼ Uhr erreichten wir Dawschanli-Artschadsor, wo wir wie gewöhnlich ein gastfreies Unterkommen fanden. Leider erfuhr ich hier, dass der neue Pristaw Ali-Aga, der an Stelle des früheren liebenswürdigen J. Nowrusow jetzt hier „residirte", schon seit 8 Tagen von Dawschanli abwesend, auf der Verfolgung des besagten Räubers Dali-Ali begriffen sei und wohl schwerlich vor einer Woche zurückkehren werde. Da ich ohne den Pristaw leider nichts anfangen konnte, zudem der diesmal selbst anwesende Besitzer des Gutes Artschadsor, ein reicher Armenier, Namens Doluchanjanz, sich meinem Unternehmen, trotz aller scheinbar freundlicher Zugeständnisse, bald geradezu feindselig gegenüberstellte, so beschloss ich, erst die Rückkehr des Pristaw's abzuwarten, mit dem ich auf Grund meiner Vollmachten leichter verhandeln zu können glaubte. Ich benutzte nun die erste Zeit zur Ausführung dessen, was mir als besonders wichtig am Herzen lag, nehmlich die Umgegend von Artschadsor nach Keil-Inschriften zu durchforschen.

Wir ritten nach dem Kloster Gandsassar, in dessen Nähe sich steile Granitfelsen befinden, die wohl geeignet gewesen wären, wegen ihrer in's Auge fallenden Lage Inschriften zu tragen. Wie wir aber auch an den Abgründen herumkletterten und suchten, wir fanden nichts. Schöne, alte Kloster-Ruinen mit uralten Friedhöfen in tiefer Waldesstille und andere stumme Zeugen untergegangener Culturstätten gab es weit und breit genug, aber die gesuchten Keil-Inschriften fanden sich nicht. Zwar versicherten mich Mönche, tiefer in den Wäldern Inschriften, wie ich deren ihnen abgebildet zeigte, bemerkt zu haben. Wir durften uns jedoch nicht zu weit aus der Gegend entfernen, wenn wir nicht unser Leben auf's Spiel

Werthes, und den Worten des Beraubten vertrauend, dass diese Papiere werthlose Legitimations-Dokumente seien.

Digitized by Google

setzen wollten. Abends brachte man zwei Erschossene in's Dorf, einen Räuber und einen der zur Verfolgung aufgebotenen Landleute.

Da ich nun aber doch vor Ungeduld brannte, meinen Haupt-Kurgan mit der grossen Steinsetzung, den „Heidenhügel", von dem ich schon im vorigen Bericht sprach, in Angriff zu nehmen, so miethete ich mir um hohen Lohn vorläufig einige Arbeiter und begab mich noch am 3. August Abends an den Platz in der Nähe des Marktes „Basar" (nicht Basarkent), um meine Dispositionen für die demnächst zu beginnende Grabethätigkeit zu treffen. Wie gross aber war mein Erschrecken, als ich, mich dem Grabhügel nähernd, bemerkte, dass die Steine abgewälzt und das Grab vollständig durchwühlt war. Auf Befragen der Budenbesitzer dort stellte sich nun heraus, dass ein armenischer Mönch vom benachbarten Kloster Metzaranz-Akopowank, dessen Bekanntschaft ich im vorigen Jahre gemacht hatte, dies Grab, unter dem Vorwande, von mir dazu beauftragt zu sein, in höchst frecher Weise und auf die schnödeste Art ausgeraubt hatte.

Es gelang mir noch, einige auf dem Grabe herumliegende Gegenstände, wie Stein-Pfeilspitzen u. A., zu sammeln, leider aber sind mit der unberufenen Zerstörung des am meisten charakteristischen Grabes dieser ganzen Gegend, wie sich nachher herausstellte, höchst werthvolle archäologische Seltenheiten der Wissenschaft verloren gegangen.

Von solchen erwähne ich nur eine grosse Bronze-Figur, ein Kalb oder, nach der Beschreibung der Arbeiter, wahrscheinlicher einen Panther darstellend (vielleicht der Hauptgötze dieser Gegend?). In dieser Figur sollen die Augen aus eingesetzten Edelsteinen gebildet gewesen sein, nach Aussage meiner mir von früher her bekannten Gewährsmänner, die dem Mönche damals beim Graben geholfen haben, des Müllers Ter-Abramjanz aus Artschadsor und des Alexander Tünjanz aus Akopowank. Ausser diesem hat der Mönch, Wahan Dadjan ist sein Name, noch verschiedene auf Kronsland belegene Gräber und Kurgane ausgeraubt und ist dann, nachdem er den weniger werthvollen Theil des Gutes dem Kloster Etschmiadsin übergeben hat, um seine Versetzung in ein Grenzkloster eingekommen, um dort seinen kostbaren Raub leichter ohne Aufsehen an den Mann zu bringen.

Somit blieb mir nichts übrig, als einen anderen Kurgan auszuwählen.

Grab Dawschanli-Artschadsor Nr. 2.

Arbeitszeit: 6 Tage, vom 3. bis 8. August 1894.

Dasselbe liegt 600 Schritte östlich vom Kurgan Nr. 1 und 80 Schritte vom Hauptwege entfernt, welcher, parallel mit dem Flusse Chatschenaget laufend, hier den Markt „Basar" durchschneidet. Siehe den beigefügten General-Grundriss über Lage der Grabhügel südlich von Dawschanli-Artschadsor (Fig. 23).

Maasse des Grabhügels Nr. 2: Umfang unten: 162 Fuss, oben 66 Fuss; Höhe 18 Fuss.

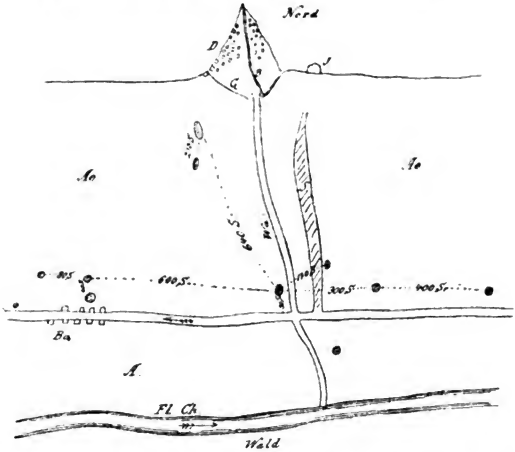
Wie bei Grab Nr. 1, liess ich auch hier einen 8 Fuss breiten Durchschnitt in der Richtung West-Ost machen.

Das Material, aus welchem dieser, in seiner Form Nr. 1 ganz ähnliche Kurgan bestand, war ebenfalls schwarze Erde, mit Rollsteinen durchsetzt.

Ich liess bis zu einer Tiefe von etwa 3 *m* graben, doch zeigte sich wider Erwarten keine Steinkiste. Dagegen ergab sich in der Folge, dass dieser Grabhügel auf einer natürlichen, geringen Erderhebung errichtet war, welche aus gelbem Sande, mit Lehm untermischt, bestand. In diese natürliche Erhöhung waren drei $1^1/_2$ *m* tiefe Gräber gegraben, und zwar in der Form, wie sie in Fig. 24 durch Skizze veranschaulicht ist.

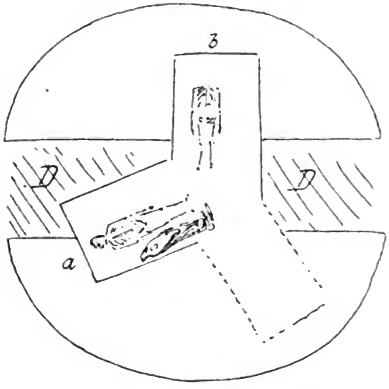
Digitized by Google

Fig. 23. Plan der Kurgane bei Dawschanly-Artschadsor.



A Ackerland. *Ac, Ac* Aecker. *Ba* Basar und Strasse nach Basarkent. *D* Dawschanly-Artschadsor. *Fl Ch* Fluss Chatschenaget. *J* Inschriften von Tschäpindsor. *S* Schlucht. *Wa* Weg nach Artschadsor. ● ● (links oben) Fundstelle der Gabel Fig. 26. ● (in dem Winkel der beiden Wege) Fundstelle des Pferde-Gebisses Fig. 27.

Fig. 24.



D D Durchstich.
Grundriss des Grabhügels Nr. 2.

Digitized by Google

In den Vertiefungen oder Einschnitten lagen die Skelette eingebettet, während die Gräber nach der Leichen-Bestattung mit Erde und Rollsteinen zugeschüttet und der Hügel darüber errichtet worden war.

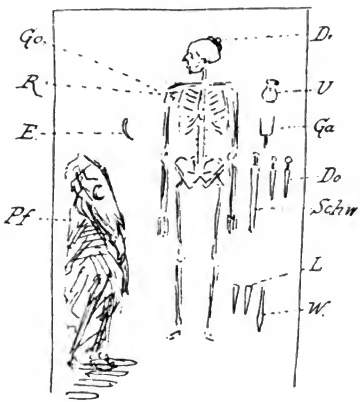
Die Skelette, deren ich zwei vorfand, lagen mit den Füssen nach der Mitte des Hügels gerichtet. Leider war es mir nur möglich, zwei dieser Einschnitt-Gräber zu öffnen, während das dritte Grab, dessen Lage in der Skizze durch Punkte angedeutet ist, und welches an der, den Hügel auch nach dieser Seite durchsetzenden Rollsteinschicht leicht zu erkennen war, vorläufig in Folge plötzlichen Grabeverbots Seitens des Besitzers unerforscht bleiben musste.

Auch diese Gräber lieferten wieder eine reiche Ausbeute an Beigaben, doch erforderte es unendliche Geduld, die Sachen aus der überaus zähen Lehmschicht herauszuschälen, in der sie eingebettet lagen.

Es gelang mir jedoch, mit Hülfe eines nach meinen Angaben zu dem Zwecke gefertigten stählernen Haken-Instrumentes, alles heil heraus zu bekommen, mit Ausnahme des prachtvollen Bronze-Schwertes, das leider der Ungeduld eines Arbeiters zum Opfer fiel und in der Mitte zerbrach.

Ich gebe von dem Grabe *a* nachstehend eine Skizze, um zu zeigen, in welcher Lage die Skelette und die Beigaben bei letzteren gefunden wurden:

Fig. 25.



D Diadem.
Do 2 Dolche.
E Eberzähne.
Ga gabelförmiges Werkzeug.
Go Goldblech-Hülse.
L Lanzenspitzen.
Pf Pferde-Skelet.
R Ringe.
Schw Schwert.
U Urne.
W Wurfspiess.

Das Skelet in Grab *a* (Fig. 25) gehörte anscheinend einem jugendlichen Manne an, denn das Gebiss ist schön erhalten, ganz ohne Fehler. Der Schädel zeigt den originellen Typus der Schädel dieser prähistorischen Gräber: langes Hinterhaupt, sehr flache, zurückgelegte Stirn mit stark vortretenden Supraorbitalwülsten und sehr vorspringender Nase (mächtige Adlernase). Der mit einem Bronze-Diadem geschmückte Kopf war auf die rechte Seite geneigt. Der Mund war mit Goldstaub angefüllt. Die Hände und Füsse lagen ausgestreckt.

Digitized by Google

Die Hauptbeigaben befanden sich unmittelbar links neben dem Skelet. An der Schulter stand eine kleine Urne (das einzige keramische Product in diesem Grabe). Dann lagen in der Hüftengegend: 1 Schwert, 2 Messer, 2 Dolche, 1 zierlicher Wurfspiess, Lanzen, 1 gabelförmiges Instrument u. s. w.

Zur rechten Seite des Skelets fand ich Eberzähne, Ringe und auf der Brust des Todten eine Goldblech-Hülse und einen Schmuckgegenstand aus Carneol; auch lagen Reste eines Pferde-Gerippes neben der Leiche.

Grab *b* enthielt kein vollständiges Skelet, da dem diesem Grabe entnommenen, in Rückenlage ausgestreckt vorgefundenen der Kopf fehlte (Fig. 24, *b*).

An Beigaben fanden sich hier, ausser einigen verstreuten Urnenscherben aus grauem Thon, auf der linken Seite nur Pfeilspitzen aus Stein und Bronze, auf der rechten 3 Pferde-Gebisse, sowie Theile und Verzierungen von Pferde-Geschirren vor. Ferner wurden diesem Grabe auch Pferde-Knochen, solche von Hunden, und Krallen von kleinen Raubvögeln entnommen.

Fundgegenstände aus dem Grabhügel Dawschanli-Artschadsor Nr. 2.

Nr. 1. Gabelförmiges Bronze-Instrument von aussergewöhnlicher Grösse (Fig. 26).

Nr. 2. 3 Bronze-Pferde-Gebisse in der bekannten Form, nur zierlicher, als die im Grabe Nr. 1 gefundenen (Fig. 27).

Nr. 3. ein doppelschneidiges Bronze-Schwert ohne Parirstange (Fig. 28), mit 4 Blutrinnen, stumpfer Spitze und kunstvoll gearbeitetem, durchbrochenem Knauf. (Eingelegte Holzstücke.) In der Mitte gebrochen.

Nr. 4. Kleiner Bronze-Hammer (Fig. 29).

Nr. 5. Flacher Bronzering mit Strich-Verzierung und Haken in Vogelform [Bogenspanner?] (Fig. 30).

Nr. 6. Cylindrische Goldblech-Hülse[1]) mit eingepressten Thier-Abbildungen, z. B. springenden Antilopen. Theil eines Scepters oder einer Reitgerte?

Nr. 7. Schmuck-Gegenstand aus dunkelrothem, achatähnlichem Stein, in Form einer grossen, schönen, flachen, durchlochten Perle mit Strich-Ornament (Fig. 31).

Nr. 8. Massiver Bronzering vom Pferde-Geschirr mit Band-Verzierung (Fig. 32).

Nr. 9—11. Bronzeringe, flach, massiv, wohl zum Pferde-Geschirr gehörig, davon einer mit unsymmetrischer Loch-Verzierung (Fig. 33).

Nr. 12. Hohler Bronzegriff eines Instruments (Reitpeitsche?) mit Band-Verzierung (Fig. 34). Unten eingelegt mit rothem und weissem Stein. In der Höhlung befinden sich noch Holztheile; ebenso in dem Loche am Fusse eine Holzniete.

Nr. 13. Eine zierlich geformte, in sanfte Wölbung auslaufende Wurf-Lanzenspitze aus Bronze (Fig. 35). Ganz abweichend in der Form von den bisher beobachteten flachen Lanzenspitzen.

Nr. 14. 2 zweischneidige Bronze-Dolche mit Loch-Verzierung und Holzmosaik am Griff und Knauf (Fig. 36 und 37). Bei Fig. 36 hat sich der Knauf abgelöst; Fig. 37 ist schön erhalten.

Nr. 15. Bronze-Pfeilspitzen, theilweise unten noch mit Bast umwickelt. Verschiedenste Form; gegen 30 Stück (Fig. 38—40).

1) Dieselbe ist abgebildet in meiner akademischen Abhandlung S. 55, Fig. 5.

Rud. Virchow.

Digitized by Google

Fig. 26. 1/4

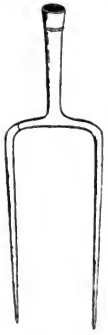


Fig. 27. 1/3

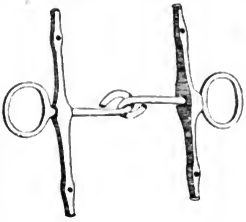


Fig. 28. 1/2

Fig. 31. 2/3

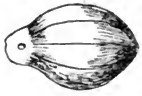


Fig. 33. 1/2

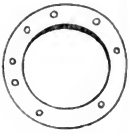


Fig. 29. 1/1

Fig. 39. 1/2

Fig. 32. 1/2

Fig 30. 1/1

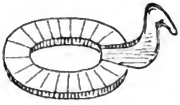


Fig 36. 1/2

Fig. 35. 1/2

Fig. 37. 1/2

Fig. 34. 1/2

Fig. 38. 1/2

Fig. 40. 1/2

Digitized by Google

Nr. 16. 6 schön gearbeitete Pfeilspitzen aus Obsidian, grauem Feuerstein (Fig. 41 und 42) und rothbraunem Hornstein.

Nr. 17. Grosser Bronze-Knopf mit Bügel, wohl Theil eines Pferde-Geschirrs (Fig. 43).

Nr. 18—20. Reste von ornamentirten Zierrathen (Fig. 44—45) aus knochenähnlichem Material in Scheibenform mit eingefügten Bronze-Knöpfen (letztere unten mit Bügeln versehen).

Nr. 21. Diadem aus Bronze (zerbrochen), wahrscheinlich auf einem Lederhelm(?) befestigt gewesen, denn es sass noch auf dem Hinterhaupte des jugendlichen Krieger-Skelets, wie ich mich genau überzeugte (Fig. 46).

Fig. 41. Fig. 42.

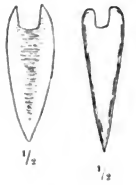


Fig. 43. 1/2

Fig. 44. 1/2 Fig. 45. 1/2 Fig. 46. 1/2

Fig. 47. 1/2 Fig. 48. Fig. 49. 1/2 Fig. 50. 1/2

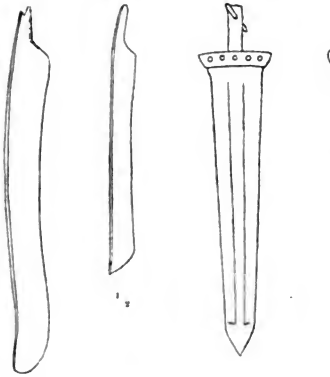


Fig. 51. 1/3

Nr. 22. 2 Bronze-Messer (Fig. 47 u. 48).

Nr. 23. 2 Bronze-Lanzenspitzen, eine mit spitzem, die andere mit stumpf zulaufendem Ende (Fig. 49 u. 50).

Nr. 24. Eine Urne aus grauem Thon, gerippt und mit Fuss versehen (Fig. 51).

Nr. 25. Reste einer mit Goldblech überzogenen Gypsperle und 6 andere Perlen; sowie Goldstaub, dem Munde des Todten entnommen.

Digitized by Google

Bei Vergleichung dieses Grabes mit Grab Artschadsor Nr. 1 ergiebt sich insofern ein Unterschied, als sich hier keine Steinkiste vorfand und sich die neue Bestattungsart zeigt, die Leichen in die nackte Erde zu betten. Auch ist die Lage der Leichen eine verschiedene: in Nr. 1 vorwiegend eine hockende, hier Rückenlage.

Es findet sich fast dieselbe Zahl von Stein- und Bronze-Pfeilspitzen, nur begegnen wir hier zum ersten Male einem grossen Schlachtschwerte und einem originell geformten Wurf(?)spiesse; auch die Goldblech-Hülse mit den eingepressten Thier-Figuren ist neu. Zugleich fällt hier der Mangel an Urnen, bezw. Scherben solcher auf, im Gegensatz zu Grab Nr. 1, wo dieselben sich in grosser Zahl vorfanden. Die einzige erhaltene Urne lässt jedoch unschwer den Charakter der Gefässe aus Grab Nr. 1 erkennen.

Mit Grab Nr. 1 scheint dieses Grab somit synchronisch zu sein und der Zeit des Ueberganges der Stein- in die Bronzezeit anzugehören. —

Es ist sehr zu bedauern, dass der Besitzer des Dorfes und Gutes Artschadsor, Hr. Doluchanjanz, seine mir erst gegebene Erlaubniss plötzlich zurückzog, und ich mich somit ausser Stande sah, die höchst interessanten Grabhügel weiter durchforschen zu können. Der Grund dieses Verbotes war, wie er sich mir gegenüber später äusserte, sein Wunsch, die auf seinen Ländereien noch befindlichen Kurgane selbst durchforschen zu lassen und deren Inhalt dem Kloster Etschmiadsin zu überweisen. Zu diesem „patriotischen" Entschluss, der aber bei der Energielosigkeit und Sparsamkeit dieses Mannes schwerlich jemals zur Ausführung gelangen wird, ist er jedenfalls von dem schon erwähnten frechen Grabräuber, dem Mönch Wahan Dadjan aus Schuscha, angeregt worden.

Da auch der jetzige Pristaw des betreffenden Dshewanschirer Theilgebietes, Hr. Ali-Aga Dshewanschir, trotz überschwänglicher, ächt tatarischer Versprechungen, mir nicht den geringsten Beistand angedeihen liess, so konnte es geschehen, dass wir mit unseren wenigen Leuten am Abend des 6. August bei der Arbeit an unserem Grabhügel Nr. 2 in grosse Gefahr geriethen, von streitenden, nomadisirenden Kurden-Stämmen, die nicht weit von uns am Flusse Chatschenaget ein regelrechtes Gefecht eröffneten, erschossen zu werden, da uns die Kugeln um die Ohren flogen, so dass wir uns schleunigst in's Grab flüchten und dort niedersetzen mussten, um nicht getroffen zu werden. Auf meine diesbezügliche Beschwerde hatte der betreffende Pristaw nur ein lakonisches „Eto Nitschewo" (das macht nichts, das hat nichts zu sagen) in Bereitschaft.

Auch war es mir, trotz eindringlicher Vorstellungen, nicht möglich, zu unserer persönlichen Sicherheit einen Tschaparen von ihm zu erlangen. Die Ausrede, dass keine Tschaparen disponibel seien, da alle durch Verfolgung der verschiedenen, in der Umgegend hausenden Räuberbanden stark in Anspruch genommen seien, erwies sich als leeres Geschwätz, denn im Dorfe Ballukaja-Ssirchawande wurde ich später von den armenischen Bewohnern gegen zwei Tschaparen eben dieses Pristaw's zu Hülfe gerufen, wo diese sauberen Patrone, welche dem Pristaw dort einen, ihm gehörigen Pferdetrupp zu bewachen hatten, sich die gröbsten Ausschreitungen gegen die ohnehin arme, ausgesogene Bevölkerung dieser Gegend erlaubten und ihre Amtsgewalt zu gesetzwidrigen Erpressungen aller Art missbrauchten.

Grab Damgolu Nr. 1.

Arbeitszeit: 3 Tage (vom 6. bis 8. August).

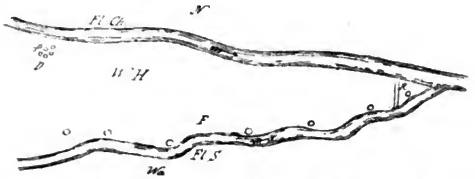
Auf meinen Streifereien an den Ufern des Flusses Chatschenaget traf ich, etwa 4 Werst südöstlich vom Dorfe Dawschanli-Artschadsor, am linken Ufer des

Digitized by Google

Flüsschens Syren (Nebenfluss des Chatschenaget), 2 Werst südöstlich vom Dorfe Damgolu, mehrere kleine Gräbhügel, die schon der äusseren Form nach einen ganz anderen Typus repräsentirten, als die Artschadsorer Kurgane.

Daselbst fand ich einen dieser kleinen Grabhügel bereits zerstört vor und erfuhr bald, dass auch hier der genannte Mönch sein Wesen getrieben und eines dieser Gräber ausgeraubt hatte.

Fig. 52. Plan der Grabhügel von Damgolu.



D Dorf Damgolu. *F* Felder. *Fl Ch* Fluss Chatschenaget. *Fl S* Flüsschen Syren. *R* Ruinen einer Zwingburg. *Wa* Wald. *W H* bewaldeter Höhenzug. ○ (der zweite Kreis von links) Fundstelle des Bronze-Dolches Fig. 54.

Ich beschloss nun, um auch diese Gräber kennen zu lernen, einen, dem ausgeplünderten in einer Entfernung von 136 Schritten zunächst liegenden Grabhügel zu untersuchen.

Durch Versprechen hohen Lohnes gelang es mir, aus den Dörfern Damgolu und Külatak einige Arbeiter zusammenzubringen, mit welchen ich und mein zweiter Gehülfe uns an die Erforschung der Grabstätte machten.

Fig. 53. Lage des Skelets und der Beigaben in Grab Damgolu Nr. 1 (Kistengrab).

Nr. 1. Bronze-Dolch (Fig. 54).
„ 2. Bronze-Pfeilspitzen.
„ 3. Pfeilspitzen aus Stein.
„ 4. Bronzering (Fig. 56).
„ 5. Art von Schraubenzieher (Fig. 57).
„ 6. Sechseckiges Bronzeblech (Fig. 58).
„ 7. Bronze-Pincette (Fig. 59).
„ 8. Schleifstein.
„ 10. Verzierte Knochenscheibe (Fig. 61).
„ 11. Urne (Fig. 62).
„ 12. Perlen.

Grab Damgolu Nr. 1 liegt auf einem sich zum Flüsschen Syren hinabneigenden Bergabhang, noch 350 Schritte vom Flüsschen entfernt.

Digitized by Google

Die Maasse des Hügels, eines abgeflachten Conus, sind folgende: sein Umfang unten 132, oben 52 Fuss; seine Höhe 8 Fuss.

Der übliche Durchschnitt erfolgte wieder in der Richtung von Westen nach Osten, und zwar in einer Breite von 6 Fuss. Das Material des Hügels sind schwarze Erde und Steine.

In einer Tiefe von 7 Fuss stiessen wir auf Deckplatten, die eine Kiste bedeckten, die sich in der Richtung West-Ost erstreckte. Der Platten waren im Ganzen drei. Ihre Grössenverhältnisse sind folgende:

Nr. 1: Länge 1,80 *m*, Breite 1,10 *m*, Dicke 25 *cm*.
„ 2: „ 1,25 „ „ 1,00 „ „ 15 „
„ 3: „ 1,10 „ „ 0,95 „ „ 11 „

Nach gewaltiger Anstrengung gelang es uns, die schweren Steinplatten vor dem Grabe abzuheben, welches mit Steinen ausgekleidet war, aber unten keine Steinplatten aufwies.

Die Tiefe des Grabes von den Deckplatten bis zum natürlichen Grunde (gelber Sand) beträgt 1 *m*. Der Quer-Durchmesser des Grabes ist unten, wo dasselbe sich erweitert, 1,46 *m*, sein Längen-Durchmesser 4,21 *m*.

Durch die nicht genau schliessenden Deckplatten war Erde in's Grab gerutscht, nach deren Entfernung wir in einer Tiefe von 85 *cm* auf ein sehr grosses, ziemlich verwittertes Skelet stiessen. Dasselbe lag in der Richtung West-Ost auf dem Rücken, die Arme angelegt, die Beine ausgestreckt. Zu Füssen desselben stand eine primitive, nicht ornamentirte, henkellose Urne aus grauschwarzem Thon, mit Asche und Sand gefüllt. Ausser dieser Urne fanden sich an keramischen Erzeugnissen nur noch Scherben aus bläulichem, grauem und rothem Thon vor, fast ohne jede Verzierung.

Die Beigaben lagen nicht in der, in den Artschadsorer Grübern beobachteten Ordnung, sondern ziemlich verstreut im Grabe herum.

Liste der Funde:

Nr. 1. 2 Bronze-Dolche mit den dazu gehörigen, mit Holz eingelegten Knäufen (Fig. 54 und 55).
Nr. 2. 4 Bronze-Pfeilspitzen, zwei davon mit sehr kurzen Stielen.
Nr. 3. 5 grobgearbeitete Pfeilspitzen aus grünem, grauem und braunem Steinmaterial (Hornstein).
Nr. 4. Bronzering, offen, eckig (Fig. 56).
Nr. 5. Schraubenzieherartiges Bronze-Instrument (Fig. 57).
Nr. 6. Bronze-Zierblech mit sechseckigem Rande, gewölbt, in der Mitte gelocht (Fig. 58).
Nr. 7. 1 Bronze-Pincette (Fig. 59).
Nr. 8. 1 gelochter Schleifstein, flach gewölbt, aus schwarzem Stein.
Nr. 9. 1 Artefakt aus Knochen, in Form einer sich nach den Enden hin verjüngenden Walze. Bestimmung unbekannt (Fig. 60).
Nr. 10. Gegenstand aus Knochen, in Form einer flachen Scheibe, $2^1/_2$ *mm* dick, mit Strich-Verzierung, concentrischen Kreisen und Löchern am Rande (Fig. 61). Beim Herausnehmen zerbrochen, doch von mir wieder zusammengesetzt und geleimt.
Nr. 11. Henkellose Urne, ohne Ornament, aus grauschwarzem, schwach gebranntem Thon (Fig. 62).
Nr. 12. 10 Perlen, davon 9 rothe Carneol-Perlen und zwar 1 grössere, eckige, 4 mittlere, runde, 4 kleine, runde, und 1 graue, mittelgrosse Perle.

Digitized by Google

Grab Damgolu Nr. 1 zeigt, wie schon bemerkt, eine von den Artschadsorer Gräbern ganz abweichende Form.

Fig. 54. 1/3

Fig. 55. 1/3

Fig. 56. 2/3

Fig. 57.

1/1

Fig. 58. 2/3

Fig. 59.

1/2

Fig. 61. 1/3

Fig. 62. 1/3

Fig. 60. 1/2

Die Kurgane von Damgolu sind, im Gegensatz zu den Gräbern von Artschadsor, klein und flach, aber mit verhältnissmässig sehr grossen Steinkisten versehen. Obwohl ich bei Damgolu von diesen Gräbern nur eines öffnen konnte, so ist es doch sicher, dass (wie ich mich theils nach dem Augenschein überzeugte, theils von einem zuverlässigen Augenzeugen erfuhr) auch das bereits zerstört vorgefundene Kistengrab dieselben Resultate hinsichtlich Beschaffenheit und Ausstattung ergeben hat (sogar die Scheibe, Fig. 61, fehlte nicht darin), wie das von mir untersuchte Grab.

Es ist demnach wohl anzunehmen, dass die anderen, noch vorhandenen, dieselbe Gestalt aufweisenden, unberührten Grabhügel (ich zählte bis zum Vereinigungspunkte der Flüsse deren 7) den ersten beiden dem Inhalt nach ähnlich sein werden. Die vorgefundenen Waffen unterscheiden sich auffallend von den Artschadsorern.

Die Stein-Pfeilspitzen sind in Damgolu noch sehr primitiv und grob geschlagen und auch die Bronze-Waffen zeigen bei weitem nicht die hohe kunstgewerbliche Vollendung in der Ausführung, wie die Artschadsorer. Ausserdem ist auch die Form, namentlich der Bronze-Pfeilspitzen, eine ganz andere, was bei flüchtigem Vergleichen sofort auffällt. Das interessante Fundstück (Fig. 61), die Scheibe, hat sich bei Artschadsor nicht vorgefunden, während es in diesen Gräbern typisch zu sein scheint.

Dagegen fehlen hier die charakteristischen Gold-Gypsperlen; auch die Carneolperlen haben eine andere Form.

Besonders aber herrscht hinsichtlich der Thongefässe kein Zweifel darüber, dass die schmucklosen, rohen, schwachgebrannten, rauhen und dickwandigen

Digitized by Google

Urnenreste von Damgolu einer ganz anderen, wohl viel früheren Culturepoche angehören müssen, als die glänzend schwarzen und schön verzierten Gefässe von Artschadsor. —

Nach Beendigung meiner Arbeiten bei Damgolu kehrte ich am 8. August wieder nach Artschadsor zurück, wo ich einen meiner Gehülfen zur Beaufsichtigung der Grabearbeiten am Kurgan Nr. 2 zurückgelassen hatte. Auch liess ich zugleich durch meinen zweiten Gehülfen noch einen anderen benachbarten Grabhügel in Angriff nehmen.

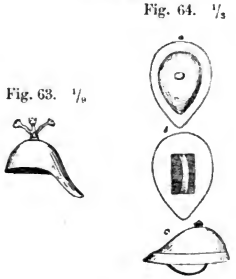
Die schon erwähnte Aufforderung des Gutsbesitzers, meine Arbeiten einzustellen, und mehr noch die Unmöglichkeit, durch den Pristaw Arbeiter zu bekommen, zwangen mich jedoch, von der weiteren Durchforschung der in Angriff genommenen Kurgane abzustehen.

Am 9. August machten wir eine Excursion das Flüsschen Syren aufwärts und besuchten das südöstlich von Artschadsor-Dawschanli belegene Dorf Külatak, welches dem Felsen Ssachssagan gerade gegenüber liegt. Der, mitten aus dem Walde steil (5642 Fuss) emporragende, weithin sichtbare Felskegel trägt mit den Ruinen einer alten Burg auch zwei Kurgane, alte Königsgräber. Da ich gehört hatte, dass der genannte Mönch Dadjan auch hier gegraben und höchst werthvolle Sachen ergattert hatte, so beschloss ich, mich durch Augenschein über den Grad der Zerstörung dieser ehrwürdigen Denkmäler zu überzeugen. Leider gelang es mir jedoch im Dorfe nicht, einen Führer zu erhalten, da sich niemand von den armenischen Bewohnern Külatak's der Gefahr aussetzen wollte, dem gefürchteten Räuber Dali Ali, der dort oben mit seiner Bande vermuthet wurde, zu begegnen. Von Leuten, die dem Mönch beim Graben auf Ssachssagan geholfen hatten, erfuhr ich, dass unter vielen anderen Sachen sich dort auch 2 Bronze-Helme mit Kronschmuck (Fig. 63) vorgefunden hätten. Ein ebenfalls hier erbeutetes Stück, ein Pferde-Geschirrschmuck (Fig. 64 *a*—*c*) in Eiform (Bronzerahmen mit oben gewölbter, unten flacher, in der Mitte mit Bronzeniete versehener Carneol-Einlage und starker Oehse zum Befestigen am Brustriemen des Rosses), ist zufällig in meinen Besitz gelangt. Dasselbe zeichnet sich durch schöne Form und kunstvolle Arbeit aus. Es sind solcher Bronze-Schmuckgegenstände, wie ich bestimmt weiss, 14 Stück gesammelt worden, grösstentheils mit Jaspis und anderen selten schönen Halbedelstein-Einlagen verziert.

Funde aus den Königsgräbern von Ssachssagan.

Fig. 64. $^1/_2$

Fig. 63. $^1/_{10}$



a Ansicht von oben.
b „ „ unten.
c Profil.

Die Helme mit dem Kronschmuck haben nebenstehende Form (Fig. 63) gehabt und sind oben mit 3 Panther(?)-Köpfen geschmückt gewesen. Auch ist daselbst ein Bronzesattel zum Vorschein gekommen.

Ich will nicht unbemerkt lassen, dass ich auf dem Rückwege unterhalb des Klosters Akopowank, ebenfalls auf Kronsland, geöffnete kleine Kurgane bemerkte. Dieselben werden aus christlicher Zeit stammen, da sich auf der Brust der Skelette eiserne Kreuze in der bekannten armenischen Form vorgefunden haben sollen.

Digitized by Google

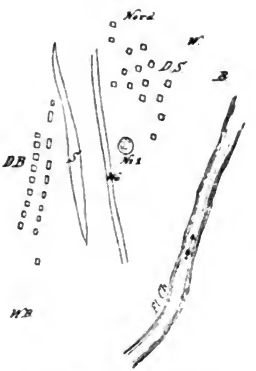
Grab Ssirchawande-Ballukaja Nr. 1.

Von dem jetzigen Verwalter-Gehülfen des Klosters Metzaranz oder Akopowank, Alexan, und dem Geistlichen von Artschadsor, Ter-Wartan Ter-Grigorjanz, erfuhr ich, dass der Mönch Dadjan auch bei dem Dorfe Ssirchawande, etwa 8 Werst östlich von Dawschanli-Artschadsor, im Frühling 1894 einen Kurgan auszugraben begonnen hatte, aber durch das Verbot des Pristaw's an der Vollendung seiner Arbeit gehindert worden war.

Da der Grabhügel auf Kronsland gelegen war und ich hoffen durfte, unter der dortigen tatarisch-kurdischen Berölkerung leichter Arbeiter zu finden, als unter der aufgehetzten Einwohnerschaft von Artschadsor, so beschloss ich, die begonnene Untersuchung des Hügels zu Ende zu führen, und ritt mit meinen Begleitern, unter Führung des genannten Dorf-Geistlichen, am 9. August nach Ssirchawande. Ssirchawande und Ballukaja sind die Namen von zwei Dörfern, welche am linken Ufer des Flusses Chatschenaget, in einem auf drei Seiten von waldbedeckten Bergen eingeschlossenen Thale, ungefähr 1 Werst von einander entfernt, belegen sind. Das grössere Dorf, Ssirchawande, hat tatarisch-kurdische Berölkerung, während das etwas höher, westlich am Bergesabhang belegene Ballukaja von christlichen Armeniern bewohnt wird.

Das Thal öffnet sich nach Südosten gegen den Fluss, dessen Entfernung von Ssirchawande etwa 3 Werst beträgt. Auf einer sanft ansteigenden Bodenerhebung zwischen diesen Dörfern, jedoch näher dem tiefer liegenden östlichen Ssirchawande, befindet sich ein ziemlich hoher Kurgan, der einzige in diesem Thale.

Fig. 65.



B Berge.
DB armenisches Dorf Ballukaja.
DS tatarisches Dorf Ssirchawande.
Fl Ch Fluss Chatschenaget.
S Schlucht.
We Weg.
WB Waldberge.
No. 1 Kurgan.

Plan des Thals von Ssirchawande-Ballukaja mit dem Kurgan Nr. 1.

Wir waren in Ballukaja beim Starschina Awetis Allachwerdjanz abgestiegen und ich erhielt die Zusage, uns zum folgenden Tage eine Zahl von 20 Arbeitern stellen zu wollen, nachdem es mir gelungen war, das Misstrauen der dortigen Bevölkerung zu zerstreuen, welches durch das schnöde Betragen des Mönches Dadjan

Digitized by Google

seiner Zeit hervorgerufen war. Derselbe hatte nehmlich unter dem Vorwande, von der Kaiserlich russischen Regierung dazu beauftragt zu sein, und unter Versprechen hohen Lohnes, die ihm bereitwillig gestellten Arbeiter 4 Tage lang zum Graben des betreffenden Kurgans angehalten, und war dann plötzlich, ohne einen Kopeken bezahlt zu haben, verschwunden. —

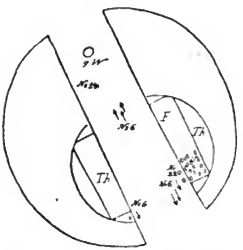
Wirklich konnten wir auch am Morgen des 10. August unsere Thätigkeit beginnen. Der Kurgan Ssirchawande, 4 Arbeitstage (10. bis 13. August) umfassend, ist ganz aus gelbem Sande errichtet, ohne Rollsteine. Ich fand den Hügel bereits in der Richtung Nordwest-Südost bis zu einer Tiefe von etwa 2 *m* durchschnitten, und zwar betrug die Breite des Durchstichs oben 6, sich nach unten bis auf 3 Fuss verengend.

Mein Erstes war nun, dem Durchschnitt eine, den Dimensionen des Kurgans angemessene Breite zu geben, indem ich ihn bis auf 15 Fuss erweitern liess.

Die Maasse des Grabhügels sind folgende: Höhe 30 Fuss; Umfang unten 236, oben 102 Fuss.

Grundriss der Fundstätte im Grabhügel Ssirchawande Nr. 1.

N. Fig. 66.



F Funde Fig. 68—72. *g W* grosser Wetzstein. *Th* Thierknochen. *U* Urnen, darunter links Knochengeräthe Fig. 83—87. Nr. 6 Fundstelle von Bronze-Pfeilspitzen. Nr 14 grosser rundlicher Stein.

Fig. 67.

Profil.
Bl Balkenlage.
Kn Knochen.
U Urnen.

Wir mussten bei einer Hitze von 30° im Schatten bis zu einer Tiefe von über 4 *m* vordringen, ehe sich das Geringste zeigte. Endlich wurden grosse Massen vermodernden Holzes an's Tageslicht befördert und es zeigte sich eine regelrechte Balkenlage, ganz wie im Kurgan Chodshali Nr. 2, nur dass hier die Balken nicht verkohlt waren und sich keinerlei Spuren von einer Aschenschicht wahrnehmen liessen, wie in jenem Grabe. Dagegen war die Lage der Balken ganz dieselbe gewölbte, wie in Chodshali.

Ich war zunächst besorgt, soweit diese Holzschicht sich im Kurgan hinzog (sie nahm gerade die Hälfte desselben ein), den Canal sorgfältig zu vergrössern. Der Boden wurde bald recht hart und lehmig und erschwerte das Graben sehr. Auf der nordwestlichen Seite wurde in einer Tiefe von 5 *m* ein runder Stein gehoben, das einzige Fundstück auf dieser Seite. Im Südosten dagegen stiessen wir, etwa $1^1/_2$ *m* unter der Balkenlage, auf menschliche und thierische Ueberreste. Von

Digitized by Google

ersteren fanden sich jedoch keine Schädeltheile vor. Gewaltige Knochen und Kinnbackenreste mit Zähnen vom Auerochsen, Skelettheile vom Pferd und Hund wurden dem Grabe in Menge entnommen.

Von den durchweg mit dicker Kupferoxyd-Schicht überzogenen Metallsachen sind bemerkenswerth: Pfeilspitzen, Lanzenfüsse, ein gabelförmiges Instrument mit Pantherkopf-Verzierung, Messer, schraubenzieherartige Instrumente, Haken, Pferdefessel, Ringe u. A., — viele dieser Gegenstände mit ganz besonderer, bisher noch nicht bemerkter Buckel- und Loch-Ornamentik; ferner Knochen-Artefakte, Pfriemen, kleine Cylinder, Nadeln und andere Sachen unbekannter Bestimmung, dann ein Netzbeschwerer(?) aus grünem, hartem Stein und in Grab-Abtheilung *a* viele Aschenurnen aus prächtigem schwarzem Material mit schöner Ornamentik. Von letzteren konnte ich nur einige kleinere retten, welche wieder in zum Theil sehr grossen, leider gänzlich zerdrückten Gefässen standen und sich zufällig erhalten hatten. Des zähen Lehmbodens wegen war auch hier die Arbeit des Urnenherausschälens recht mühsam.

Eigenthümlich ist der Umstand, dass ich in diesem Grabe keine Menschen-Schädel vorfand, sondern nur Skelettheile vom Rumpf, und diese äusserst brüchig, so dass ausser kleinen Bruchstücken nichts von denselben zu retten war.

Liste der Funde:

Nr. 1. Cylindrische, unten abgestumpfte, geschlossene Bronzeröhre, mit kleinen Rundbuckeln und unregelmässiger Loch-Verzierung (Lanzenfuss?) [Fig. 68].

Nr. 2. Desgl. mit stark erhabenen Spitzbuckeln, unten stumpf und durchlocht, noch mit Holztheilen (Fig. 69).

Nr. 3. Desgl., unten etwas zugespitzt, sich nach unten erweiternd, glatt, mit darin haftendem Holzstück vom Lanzenschaft (Fig. 70).

Nr. 4. Desgl., klein, unten etwas abgerundet, mit schwacher Buckel-Verzierung und heraufragender Bronzezunge an einer Seite; im Cylinder sitzt noch ein geschnitztes Holzschaftstück (Fig. 71).

Nr. 5. Gabelförmiges Bronze-Artefakt (Feldzeichen?) [defect]. Das Stück besteht aus einem, sich nach unten erweiternden Hohl-Cylinder, auf welchem oben ein massiver Querbalken sitzt. Beide Theile sind mit hübscher Ring-Verzierung versehen. Der Querbalken läuft an beiden Seiten nach oben in Hülsen aus. Durch diese Hülsen sind von unten zwei, an ihrem unteren Ende mit je zwei Pantherköpfen geschmückte Gabeln durchgesteckt und in der durchlochten Hülse durch einen schwachen Holznagel (in der Stärke eines Zündholzes) festgehalten. Im Cylinder befinden sich noch Reste des Holzschaftes, der ebenfalls nur mit 1 Holznagel darin befestigt ist (Fig. 72).

Mir scheint dieser interessante Fund den Beweis zu liefern, dass dieses Instrument schwerlich als „Waffe“ (gewöhnliche Bezeichnung) gedient haben konnte; denn erstens ist dasselbe viel zu zierlich gearbeitet, um diese Bezeichnung zu rechtfertigen, und dann hätten die sehr schwachen Holznieten, durch welche die Gabeln in den Hülsen festgehalten werden, einen Stoss mit dieser „Waffe“ gar nicht ausgehalten, sondern die Zinken würden dabei einfach aus den Hülsen herausgedrückt worden sein.

Vielleicht waren diese Gabeln die Zeichen der Häuptlingswürde? Die Pantherköpfe an dem Gabel-Instrument sind nachstehend, etwas vergrössert, besonders gezeichnet (Fig. 73).

Digitized by Google

Fig. 68. 1/3

Fig. 69. 1/3

Fig. 70. 1/3

Fig. 71. 1/3

Fig. 72. 1/3

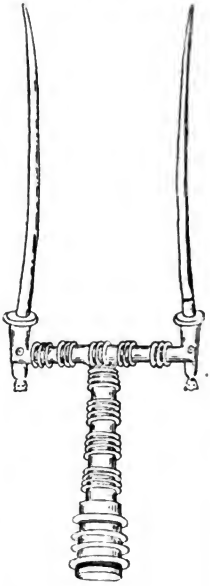


Fig. 73.

Fig. 74.

1/2

Fig. 75. 1/2

Fig. 76. 1/2

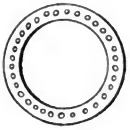


Fig. 77. 1/2

Fig. 78. 1/2

Fig. 79. 1/2

Fig. 82. 1/3

Fig. 81. 1/3

Fig. 80a. 1/2

Fig. 80b. 1/2

Digitized by Google

Nr. 6. Bronze-Pfeilspitzen verschiedener Form mit ungewöhnlich langen Stielen, theilweise unten noch mit Bast umwickelt, mit dem sie an den Pfeilhölzern befestigt wurden (74 und 75).

Nr. 7. Ein massiver Bronzering, oben und unten flach, mit Loch-Verzierung (Fig. 76).

Nr. 8. Zwei meissel- oder schraubenzieherartige Bronze-Instrumente (Fig. 77 und 78).

Nr. 9. Bronze-Instrument, massiv (Pferdefessel?) [Fig. 79].

Nr. 10. Ein massiver, runder Bronze-Schildbuckel oder Schmuckgegenstand von einem Pferde-Geschirr mit aufgelegter Band-Verzierung auf der Aussenseite. In der Mitte ein rother Stein eingesesetzt. An der inneren Hohlseite sitzt eine Oehse zum Durchziehen eines Riemens. Fig. 80*a* zeigt die Ansicht von unten, Fig. 80*b* von oben.

Nr. 11. Hakenförmiges Bronze-Instrument (Fig. 81).

Nr. 12. 1 Bronze-Messer (mit einem Bruch in der Mitte) [Fig. 82].

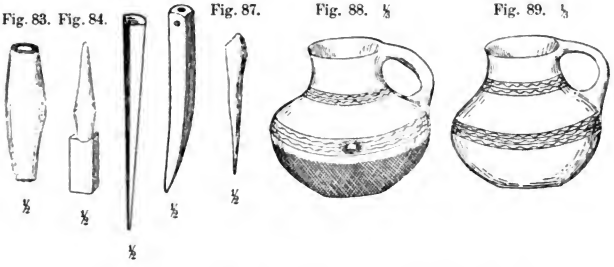
Nr. 13. Ein Netz-Beschwerer(?). Ovaler, grünlicher, harter Stein. $2^1/_2$ Pfund schwer.

Nr. 14. Ein grösserer, runder Stein aus grauem Material. Zweck unbekannt (Mahlstein?). 25 Pfund schwer.

Nr. 15. Kleiner Hohlcylinder aus Knochen oder Horn mit glattem Bohrloch (Fig. 83).

Fig. 85. Fig. 86.

Fig. 83. Fig. 84. Fig. 87. Fig. 88. $^1/_3$ Fig. 89. $^1/_3$



Nr. 16. Kleine, thürmchenartige, geschnitzte Knochen-Artefakte (Fig. 84).

Nr. 17. Pfriemen aus Knochen, vierkantig, zugespitzt (Fig. 85).

Nr. 18. Gebogene Nadel aus einem Thierzahn(?). Unten, an der Innenbreitseite, führt ein Loch nach unten zum Durchziehen des Fadens (Fig. 86).

Nr. 19. Spitze Knochen-Nadel, unten abgebrochen (Fig. 87).

Nr. 20. Stück vom Oberkiefer eines Auerochsen mit Zahn.

Nr. 21. 5 kleine, runde, rothe und eine mittlere, flache, rothe Carneol-Perle. Im Ganzen 6 Perlen.

Nr. 22. Urnen aus glänzend schwarzem Thon mit Wellenlinien und Strich-Ornament (Fig. 88—90). Gefässe waren im Ganzen wohl gegen 30 im Grabe.

Digitized by Google

Nr. 23. Urnen-Ornament-Proben. Charakteristische Bruchstücke grösserer zerdrückter Aschenurnen aus schwarzglänzendem Material. Die grossen Urnen waren leer und nur in den kleinen Gefässen, die meistens in den grossen standen, befand sich Aschenerde (Fig. 91—95).

Fig. 90. 1/3

Fig. 91. 1/6

Fig. 92. 1/9

Fig. 93. 1/6

Fig. 94. 1/9

Fig. 95. 1/6

Grab Ssirchawande-Ballukaja Nr. 1 bietet wieder einen neuen Bestattungs-Typus dar:

Es finden sich im Hügel keinerlei Rollsteine vor. Derselbe besteht nur aus Sand. Auch hier waren, wie im Grabe Chodshali Nr. 2, die Funde mit einer Balkenlage bedeckt, nur dass hier die Balken nicht verkohlt, wie in Chodshali Nr. 2, sondern vermodert waren. Dagegen fehlte die Kies-Aufschüttung unter den Funden.

Die mit sehr starker Oxydschicht bedeckten Bronze-Gegenstände unterscheiden sich von den Artschadsor'schen Sachen durch das offenbare Bestreben ihrer Verfertiger, den Gegenständen eine besonders kunstvolle, originelle Form zu geben. Das Buckel-Ornament ist vorherrschend. Steinwaffen sind in diesem Kurgan nicht gefunden. Die Pfeilspitzen sind in ihrer Form von den Artschadsorern verschieden, namentlich in Bezug auf den langen Stiel. Hingegen gleichen die keramischen Funde hinsichtlich ihres Materials ganz denen des Grabes Artschadsor Nr. 1. An dem Fundstück Nr. 5 sehen wir wieder, dass dem Panther von den prähistorischen Bewohnern dieser Gegend besondere Verehrung gezollt sein muss. Nachbildungen dieser Thiergestalt sind von mir bis jetzt fast in jedem Grabe am Chatschen beobachtet worden.

Gern hätte ich auch die nordwestliche Hälfte des Hügels bis zum Niveau der aufgedeckten Gräber vertieft, doch musste ich leider davon absehen, da der Artschadsorer Pristaw abwesend war und mich völlig im Stich gelassen hatte.

Zudem war die kurdische Bevölkerung zu diesen Erdarbeiten nichts weniger als geeignet und konnten wir mit den höchst mangelhaften Grabegeräthen nur

Digitized by Google

wenig ausrichten, obgleich ich durch gute Bezahlung den Eifer dieser trägen Asiaten anzustacheln bemüht war und ihnen auch noch ausserdem ein Paar Schafe geopfert hatte, um die über die Hinterlist des Mönches Dadjan sehr aufgebrachten Leute wenigstens in etwas zu entschädigen.

Ich kann hierbei nicht umhin, über eine kleine Episode zu berichten, welche den frechen, habsüchtigen Charakter dieser Rasse genügend kennzeichnet.

Ich hatte den beiden Starschina's (Orts-Vorstehern), bezw. Ssudja's (Richtern) von Ssirchawande den vorher abgemachten Lohn für die 16 Arbeiter (4 Tage à 5 Rubel) bereits ausbezahlt und ihnen für ihr völlig überflüssiges Herumlungern am Kurgan noch eine freiwillige Vergütung von 3 Rubeln gegeben. Als ich nun am 13. August Abends nach Beendigung der Arbeit vom Kurgan allein zurück nach dem Dorfe Ballukaja ritt (meine Gefährten kamen mit den Körben langsam nach), überfielen mich diese beiden Banditen (ihre Namen sind: Hassan-Guli-Amir-Astak-Ogli und Dshafar-Gili-Mamed-Ogli) auf dem Wege und verlangten unter den unverschämtesten Drohungen (obwohl sie als Dorf-Aelteste überhaupt nichts zu fordern hatten) noch weitere zwei Rubel von mir, die ich ihnen zu geben mich natürlich weigerte. Da sie nicht abliessen von mir, sah ich mich schliesslich genöthigt, mir diese würdigen Ehrenmänner mit dem Revolver vom Leibe zu halten. Sie drohten jetzt, mir auf der Rückreise den Dali-Ali (Haupt-Rinaldini der Gegend) auf den Hals zu schicken und erst, als ich ihnen ankündigte, dass — wenn ich bis drei gezählt hätte, — mein Revolver losgehen würde, verschwanden sie im Dunkel der Nacht, alle Segenswünsche des Himmels auf mein Haupt herabrufend.

Noch einer eigenthümlichen Naturerscheinung und eines sich daran knüpfenden komischen Intermezzo's will ich zum Schluss Erwähnung thun, welche sich am 11. August in Ssirchawande ereigneten.

Am genannten Tage um 12 Uhr Mittags — meine Arbeiter sassen gerade beim Schaschlik-Schmause — verfinsterte sich auf einmal der Himmel, und es erhob sich eine fürchterliche Windhose, die im Nu die ganzen, im Dorfe auf den Dreschplätzen vor den Erdhütten lagernden Kornvorräthe (das Dreschen geschieht hier noch in der primitivsten Weise durch Büffel, die ein dickes, unten mit scharfen Steinen besetztes Brett über die auf der Tenne ausgebreiteten Aehren hinziehen), mit Sand und Staub vermischt, in die Höhe hob und wie eine ungeheure Säule mit rasender Geschwindigkeit herumwirbelte, wobei sich ein entsetzliches Getöse vernehmen liess. Alle Dorfbewohner glaubten, das Ende der Welt sei gekommen, warfen sich zu Boden, jammerten und schlugen sich die Brust unter fortwährendem Rufen: „Allah ssän ssagla!“ (Herr behüte uns!).

Der anwesende tapfere Mullah, der eben erst eine ganze Hammelkeule seinem unergründlichen Magen einverleibt hatte, verlor völlig seine Selbstbeherrschung und die sonst so gravitätisch zur Schau getragene Würde, und barg des Körpers Fülle in seiner Herzensangst in ein dort liegendes Fass, fortwährend wimmernd: „Allah ssän ssagla!“

Diese ebenso interessante wie unheimliche Naturerscheinung hielt ungefähr 6 Minuten an, dann wälzte sich die mit dem Himmel in Verbindung zu stehen scheinende Säule thalabwärts, um bald darauf in sich zusammen zu stürzen. Mit Mühe erklärte ich den Leuten die natürlichen Beweggründe des Phänomens, beruhigte ihre aufgeregten Gemüther und zog den zitternden Mullah aus seinem Versteck. —

Digitized by Google

Am 14. August ritten wir von Ballukaja-Ssirchawande wieder zurück nach Artschadsor und den folgenden Tag machten wir uns in aller Frühe auf den Heimweg nach Schuscha.

Wider Erwarten kamen wir glücklich durch den berüchtigten Wald und legten die 70 Werst bis dicht vor Schuscha wohlbehalten zurück. Hier — unmittelbar vor der Stadt — scheute mein sonst so frommes Thier vor einem des Weges kommenden Kamele, stellte sich auf die Hinterfüsse und überschlug sich mit seinem Reiter, in Folge dessen mein Rücken recht unsanfte Bekanntschaft mit dem zackigen Felsboden machte und ich eine ziemlich schwere Erschütterung des Rückgrats davontrug. Viermonatliche völlige Unfähigkeit zu geistiger Arbeit, welche aus diesem Unfall hervorging und mich zwang, mich einer ernstlichen Kur in Tiflis am Kur zu unterziehen, ist auch der Grund davon, dass die Absendung dieses Berichtes an unsere geschätzte Gesellschaft erst jetzt erfolgen konnte. —

Hr. Rud. Virchow: Die interessanten und höchst wichtigen Beobachtungen des Hrn. Rösler werden gewiss überall mit gebührender Anerkennung aufgenommen werden. Ich persönlich sage ihm den wärmsten Dank für seine Mittheilungen, die als Ergänzung meiner eigenen Studien natürlich für mich einen ganz besonderen Werth haben. Leider scheint es, dass die Beziehungen zwischen uns in Petersburg den Verdacht erweckt haben, dass Hr. Rösler nicht bloss seine Berichte, sondern auch wirkliche Fundstücke an mich gelangen lässt. Ich fühle mich daher verpflichtet, ausdrücklich zu bezeugen, dass Hr. Rösler, seitdem er von der Kaiserl. russischen archäologischen Commission beschäftigt worden ist, auch nicht das kleinste Fundstück in Substanz an mich hat gelangen lassen. Es ist das in vielen Beziehungen bedauerlich, da es hindert, diejenige Genauigkeit der Untersuchungen eintreten zu lassen, die ich in die kaukasische Archäologie eingeführt habe und die, wie ich denke, auch den russischen Forschern von Nutzen gewesen ist. Bei der Massenhaftigkeit der Funde in Transkaukasien würde meines Erachtens die Abgabe einzelner Stücke an ausländische Forscher die russischen Gelehrten nicht schädigen können, und ich hoffe immer noch, dass sich eine Verständigung finden wird, die auch uns gestattet, an der Erforschung des Kaukasus positiv mitarbeiten zu können. —

(11) Hr. M. Bartels legt

Holzstücke aus Zimbabye (Maschona-Land) und Nord-Transvaal

vor, welche ihm Hr. Missionar Beuster in Ha Tschewasse (Nord-Transvaal) eingesendet hat. Das erstgenannte Stück hat schon im Jahre 1893 vorgelegen (Verhandl. S. 319). Es wurde vom Einsender dem Mauerwerk der Ruinen entnommen. Das zweite Holzstück wurde geschickt, weil die Bawenda von Ha Tschewasse behauptet hatten, es stamme von der gleichen Baumart, wie das Holz von Zimbabye. Eine im hiesigen botanischen Museum von Hrn. Dr. Gilg vorgenommene Untersuchung ergab, dass zwar beide Hölzer von Leguminosen, aber sicher von verschiedenen Arten stammen. Auf diesen dem Hrn. Beuster gegebenen Bescheid schreibt derselbe nun:

„Wenn sich durch die Untersuchung der eingesendeten Hölzer herausgestellt hat, dass sie nicht übereinstimmend sind, so fühle ich mich gerade nicht enttäuscht, denn auch mir erschien die Sache nicht so sehr wahrscheinlich, trotz der Behauptung der Eingebornen. Diese legten den Nachdruck auf die Härte und

Digitized by Google

lange Dauerhaftigkeit des Holzes. Die Erbauer von Zimbabye haben die Eigenart jenes Holzes gekannt, das geradezu unvergänglich, wie Stein, genannt werden muss. Es scheint sich eher zu verhärten und zu versteinern, als dass es in Fäulniss übergeht. Wie die Hölzer im Wasser, steht dieses Holz in der Luft, ohne zu verderben. Darum wussten die Erbauer von Zimbabye, was sie thaten, wenn sie jene Hölzer im Wechsel mit Steinbalken verarbeiteten, wie ich dies zu beobachten Gelegenheit hatte. Wie bemerkt, konnte ich mich erst durch Anwendung des Messers überzeugen, dass ich es wirklich mit Holzbalken zu thun hatte.“

Hr. Beuster hat auch bereits früher (Verhandl. 1893, S. 290), gegen die Annahme Mauch's, die Ansicht vertheidigt, dass diese Holzbalken in Zimbabye keine späteren Einbauten sind, sondern dass sie zu der ursprünglichen Bauanlage gehören. —

(12) Hr. M. Bartels zeigt

zwei Zauber-Hölzer der Bavenda in Transvaal,

welche er Hrn. Missions-Inspector Kratzenstein verdankt. Es sind zwei flachovale Holzstücke von 14,5 *cm* Länge mit unregelmässig ovalem Querschnitt von 4,2 zu 3 *cm* und 4 zu 2,1 *cm*. Vorn und hinten sind sie glatt, senkrecht zur Längsaxe, abgeschnitten; an einem Ende tragen sie jedes eine quere, runde Durchbohrung, um eine Schnur hindurchziehen zu können. Sie sind aus einem ziemlich schweren, festgefügten Holze gearbeitet, dessen Oberseite eine hellbraune Farbe

Fig. 1.

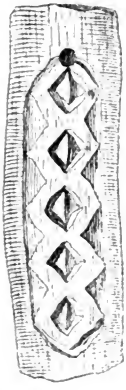
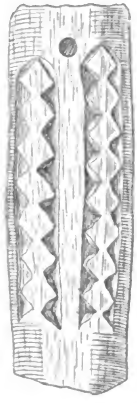


Fig. 2.



besitzt, während die übrige Substanz gelblich erscheint. In diese braune Oberseite sind geometrische Ornamente hineingeschnitten, aber in der Weise, dass die beabsichtigten Figuren durch Fortschneiden der umgebenden Substanz erhaben stehen geblieben sind, ohne jedoch die Oberfläche des Holzes zu überragen. Die Verzierungen sind auf beiden Hölzern verschieden. Auf dem einen befinden sich fünf grosse, auf die Spitze gestellte Quadrate, welche so an einander gereiht sind,

Digitized by Google

dass jedesmal die obere Spitze des einen mit der unteren Spitze des nächstfolgenden verschmolzen ist. Die Fläche der Quadrate ist ausgeschnitten, aber in der Weise, dass zwei längsgestellte, dachförmige Schrägflächen stehen geblieben sind, welche von dem breiten Quadratrande eingeschlossen werden.

Das zweite Zauberholz zeigt auf seiner Oberfläche zwei Reihen von Quadraten, welche ebenfalls durch Fortschneiden der Umgebung herausgearbeitet sind. Sie sind nur halb so gross, wie die des anderen Holzes, auch ist ihre Fläche nicht ausgeschnitten, sondern voll stehen geblieben. Im Uebrigen sind sie aber auch auf die Spitze gestellt und in ihren Spitzen jedesmal mit dem Nachbarn verschmolzen. Zwischen den beiden Quadratreihen ist eine fast 1 *cm* breite Längsleiste erhalten. Die beiden Reihen sind nicht symmetrisch; in der einen Reihe zählt man $7^1/_2$, in der anderen $8^1/_2$ Quadrate.

Diese Zauberhölzer werden niemals von profanen Leuten, sondern ausschliesslich von den Zauberern benutzt. Zwei Stück ist die geringste Zahl, deren die letzteren sich bedienen; bisweilen werden aber auch mehrere verwendet. Sie werden gebraucht, um das Schicksal zu befragen, und zwar ganz besonders, um über den zu erwartenden Ausgang eines Kriegszuges vorher die erwünschte Auskunft zu erlangen. Der Zauberer wirft die Zauberhölzer nach Art der Würfel, und giebt sein Orakel, je nachdem die Stücke gefallen sind und je nach ihrer Lage zu einander. Ueber eine andere Art des Orakel-Werfens bei den Basutho hat uns im Jahre 1882 Hr. Merensky ausführliche Mittheilungen gemacht (Verh. XIV, S. 542). —

Hr. v. Luschan: Derartige Zauberhölzer werden stets in der Zahl von vier gebraucht. —

Hr. M. Bartels: Diese Angabe halte ich nicht für zutreffend, da mir Hr. Missions-Zögling Trümpelmann, welcher unter den Basutho geboren und aufgewachsen ist, die Versicherung gegeben hat, dass die Zauberer entweder 2, oder 3, oder mehr solcher Zauberhölzer bei ihren Orakeln verwenden. Die beiden vorgelegten Hölzer erklärte er als zusammengehörig und einen Satz bildend. —

Hr. v. Luschan: Die Verwendung von nur 2 Hölzern wäre eine völlige Neuigkeit. —

(13) Hr. M. Bartels berichtet Folgendes über

Lactatio serotina in Java.

Im Jahre 1888 habe ich an dieser Stelle (Verh. S. 79) auf die merkwürdige Thatsache hingewiesen, dass bei den Kaffern bisweilen die Grossmutter oder selbst die Ur-Grossmutter in Vertretung der Mutter dem jungen Kinde die Brust darreicht. Es ist hierfür von mir der Name Spät-Lactation oder Lactatio serotina in Vorschlag gebracht worden. Hr. Reiss machte in der sich anschliessenden Debatte darauf aufmerksam, dass auch in Java Aehnliches vorkomme. Seitdem bin ich bemüht gewesen, durch direkte Erkundigungen und durch die Aufstellung von Fragebogen über diese physiologisch so sehr interessanten Dinge Genaueres in Erfahrung zu bringen, namentlich über den Zustand der Brüste und über die Menge und das Verhalten des milchartigen Sekretes. Die erste genaue Antwort, welche mir zugegangen ist, verdanke ich unserem Mitgliede, Hrn. Dr. Glogner in Samarang (Java). Derselbe berichtet mir (23. December 1895) über folgende 5 Fälle:

Digitized by Google

1. Die 37 Jahre alte Javanin Jenab hatte vor 12 Jahren zum letzten Male geboren und ihr Kind 3 Jahre hindurch gesäugt. Vor 7 Monaten hat sie nach einer Pause von ungefähr 9 Jahren, in welcher Zeit sie kein Kind gesäugt hatte, das Säuge-Geschäft wieder angefangen. Ihre Tochter musste wieder niederkommen, deshalb säugte sie selbst ihr Enkelkind. Sie hat noch ihre Menstruation. Die Milchproduction ist reichlich und dieselbe entwickelte sich einfach dadurch, dass die Frau das Kind anlegte. In 3 Tagen war die Brust im Gange.
2. Ein 40 Jahre altes Kindermädchen des Dr. H., dessen Gattin wegen doppelseitiger Mamma-Abscesse das Kind absetzen musste, trank eine Abkochung von den Blättern des Kapok-Baumes und rieb sich die Brüste. Die Milch-Absonderung fing „bald" an und war reichlich. Die Menstruation hatte noch nicht aufgehört.
3. Die 40 Jahre alte Javanin Moedji hat seit 5 Jahren nicht mehr gestillt. Vor einem Jahre kam ihre Tochter nieder, bekam aber bald nach der Entbindung eine Unterleibs-Erkrankung, so dass sie ihr Kind nicht stillen konnte. Die Grossmutter trank darauf „Medicin", legte sich auch Blätter auf die Brüste und innerhalb 10 Tagen fing die Milch-Absonderung an. Auch hier bestand noch die Menstruation. Die Milchproduction ist reichlich und das Kind gut genährt.
4. Die 45 Jahre alte Javanin Karsinem, deren Menstruation bereits sehr gering ist und auch bereits einige Monate ganz fortgeblieben war, hat vor 6 Jahren eines ihrer Enkelkinder ein Jahr lang gesäugt, als ihre Schwiegertochter gestorben war. Jetzt nährt sie seit 10 Tagen das 4 Monate alte Kind ihrer Tochter, welche schwer erkrankt am Fieber darniederliegt. Die Milchproduction ist aber nur spärlich und das Kind bekommt ausserdem noch Reisnahrung.
5. Die javanische Frau Irok ist ungefähr 50 Jahre alt. Sie hat stark ergrautes Kopfhaar, ihre Menstruation ist seit mehreren Jahren fortgeblieben. Ihr jüngstes Enkelkind ist 9 Monate alt. Vor 2 Monaten erkrankte ihre Tochter, so dass sie ihr damals also 7 Monate altes Kind nicht mehr selbst stillen konnte. Irok übernahm deshalb das Säugegeschäft. Durch Reiben, Auflegen von Blättern und Anlegen des Kindes begann allmählich die Milchproduction. Die Frau legt jetzt 5 Mal täglich das Kind an die Brust, welches ausserdem aber noch Reispappe bekommt. Die Brüste sind wenig gefüllt, bei Druck kommt eine milchwasserähnliche Flüssigkeit zum Vorschein. Zu einer genügenden Ernährung waren die Brüste zu wenig entwickelt, es war aber deutliche Milchsecretion vorhanden.

Es ist sehr dankenswerth, dass Hr. Glogner auf einen Theil meiner Fragen eingegangen ist. Wir sehen, dass diese Frauen sämmtlich Grossmütter waren, mit Ausnahme vielleicht des Kindermädchens, bei welchem nicht gesagt ist, ob sie früher geboren hatte oder nicht. Sie standen in dem Alter von 37—50 Jahren, welches für Javanerinnen schon weit jenseits der Grenze der Fortpflanzungsfähigkeit liegt. Interessant ist es, zu erfahren, dass bei den drei jüngsten Personen die Menstruation noch vorhanden war, während die 45jährige sich bereits in den Wechseljahren befand und die 50jährige dieselben bereits überschritten hatte. Bei den Frauen, die noch vor dem Climacterium standen, war die Milch-Absonderung reichlich, während die beiden älteren Frauen zwar auch unzweifelhaft Milch secernirten, aber doch nicht in so hinreichender Menge, dass die Kinder allein hiervon gesättigt werden konnten; sie mussten ausserdem noch Reisbrei erhalten.

Digitized by Google

Um die Milch-Absonderung in Gang zu bringen, wurden in zwei Fällen innerliche Mittel angewendet („Medicin" und Abkochung von Kapok-Blättern). Ob diesen eine Wirksamkeit zuzuschreiben ist, könnte wohl als fraglich erscheinen, da es bei den anderen Frauen auch ohne solche Tränke ging. Mehr Erfolg könnte man sich vielleicht schon von der lokalen Behandlung der Mammae versprechen, von dem Auflegen von Blättern und namentlich von dem Reiben der Brüste. Aber nothwendig scheint auch das nicht zu sein und es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass der Schwerpunkt des Erfolges dem Reize zugeschrieben werden muss, welchen die Saugebewegungen des Kindes auf die Nerven der Mamma ausüben.

Der Zeitraum, welcher nothwendig war, um die welken Brüste wieder zu erneuter Milch-Absonderung anzuregen, wird verschieden angegeben. Einmal heisst es, dass dieses „bald", ein anderes Mal, dass es „allmählich" geschehen sei; einmal hat es 10 Tage gedauert; bei der jüngsten dieser 5 Personen begann die Thätigkeit der Brust schon nach 3 Tagen. Ueber das Aussehen und den Zustand der Brüste liegen nur für eine der Frauen Angaben vor. Es heisst, dass sie wenig entwickelt waren und die von diesen Brüsten gelieferte Milch wird als sehr wasserreich bezeichnet.

Wir müssen Hrn. Glogner sehr dankbar sein für diese ersten ausführlichen Angaben, welche von Neuem die Aufmerksamkeit auf diesen, in physiologischer Beziehung so interessanten Gegenstand lenken. Es ist zu wünschen, dass auch andere Aerzte ihr Augenmerk auf die Spät-Lactation richten und dass sie gelegentlich ihre diesbezüglichen Beobachtungen der Oeffentlichkeit übergeben möchten. —

(14) Hr. M. Hörnes in Wien übersendet unter dem 3. Februar Programme der von ihm gehaltenen volksthümlichen Universitäts-Curse im Winter 1895/96, II. und III. Abtheilung.

In dem an Hrn. Rud. Virchow gleichzeitig gerichteten Schreiben kommt er zurück auf

die „Blasen" an den Pferdemäulern der Ciste von Moritzing.

In einer Notiz in den Verhandl. 1894, S. 368 habe ich die seltsamen birnen- oder blasenförmigen Anhängsel an den Mäulern jener Pferde durch den Hinweis auf ein Hallstätter Fundstück zu erklären versucht, indem ich von der Ueberzeugung ausging, dass jene „Blasen" etwas Compactes, Greifbares sein müssten, woraus sich die Vermuthung irgend einer Besonderheit in der Zäumung der Pferde von selbst ergab. Ich sehe nun vollkommen die Schwierigkeiten ein, welche sich gegen die einfache Annahme eines solchen Anhängsels, wie es aus Hallstatt vorliegt, ergeben, und bemerke nur nochmals, dass die Verbindung zwischen Trense und Anhängsel, wie sie in der Abbildung bei Sacken und a. a. O. Fig. 2 gegeben ist, ächt und alt, nicht etwa erst bei der Auffindung hergestellt ist. Allein gegen den Schluss, dass diese Zusammenfügung schon in alter Zeit die ursprüngliche gewesen sei, sprechen allerdings die schwersten Bedenken. Die dreigliederige Kette, mit welcher das Anhängsel jetzt an der Trense hängt, ist offenbar zu kurz, um jenes aus dem Maule des Pferdes heraushängen zu lassen. Nun ist allerdings das oberste Glied ersichtlich kein ursprüngliches, sondern ein aus dünnerem Draht ziemlich roh zusammengebogener Ring, und man könnte daher annehmen, dass die Anfangs längere Kette später verkürzt worden sei, als man die Trense zum Brustschmuck eines Kindes verwendete. Es ist aber wahrscheinlich, dass die Anfügung der Schelle in der Mitte der Trense überhaupt erst bei der letztgedachten

Digitized by Google

sinnwidrigen, barbarischen (aber nicht beispiellosen) Verwendung dieses Zaumbestandtheiles vorgenommen wurde. Eine von der Mitte der Trense herabhängende Kette hätte zwischen den Schneidezähnen des Pferdes durchlaufen und von denselben bald abgekaut werden müssen.

Daran ist also offenbar nicht zu denken. Wie aber, wenn nicht ein solches Anhängsel, sondern deren zwei vorhanden waren und ursprünglich an den Endringen der gebrochenen Stange hingen? Das ist ästhetisch befriedigend, in concreto leicht möglich, entspricht der Neigung der Hallstatt-Periode, die Seitentheile der Pferdegebisse künstlerisch zu behandeln, und würde endlich in der rohen Profil-Zeichnung, wie sie auf der Ciste von Moritzing vorliegt, kaum anders ausgedrückt worden sein, als in der Form eben jener „Blasen".

Diese Vermuthung entspringt nicht etwa eigensinnigem Festhalten an einer ersten Idee; sie beruht vielmehr darauf, dass die Schelle, wie die Trense, offenbar ursprünglich kein Zierstück für den menschlichen Körper sein sollte, sondern, wie die Grösse und die derbe Ausführung zeigen, zu einer anderen Verwendung bestimmt war. In letzterer Hinsicht bietet sich nun wohl zu allernächst die Annahme eines Pferdegeschirr-Anhängsels, wie wir ja solche Schellen auch anderwärts neben Pferde-Trensen antreffen (vergl. z. B. den Krendorfer Fund: Mittheil. d. Anthrop. Gesellsch. Wien 1883. XIII. Taf. VI. Fig. 22—25).

Dass ähnliche Anhängsel, wie das hallstättische, unter transkaukasischen Gräberfunden häufig vorkommen und dort wahrscheinlich menschlichen Schmuck vorstellen, wie Hr. W. Belck in den Verhandl. 1894, S. 559 mittheilt, ist hier ohne Belang. Auch auf dem Glasinac und sonst (z. B. in Olympia, in der Bylčskala, in Frankreich) kommen derlei längliche, geschlitzte Bommeln, wenngleich ohne Klapperkügelchen, häufig als menschlicher Schmuck vor, und ich habe diese Form stets zu denjenigen gerechnet, welche einen gewissen Cultur-Zusammenhang in der ersten Eisenzeit vom Kaspisee bis zur Atlantis und vom Peloponnes bis über die obere Donau hinaus bezeugen. Aber nicht auf die Form kommt es in unserem Falle an, sondern auf die Grösse, und alle mir bekannten ähnlichen Stücke, die als menschlicher Schmuck gedeutet werden können, sind eben kleiner, als das Pferdezaum-Anhängsel von Hallstatt.

Es bleibt noch die Schwierigkeit mit den „Maulblasen" anderer, nehmlich hirschartiger und gewiss nicht gezäumter Thiere auf transkaukasischen Gürtelblechen zu berücksichtigen.

In jener ersten Notiz musste ich von den (wie ich damals glaubte) ähnlichen Gebilden an den Hirsch-Mäulern transkaukasischer Gürtelbleche absehen, da die letzteren noch nicht publicirt waren. Aber Sie, hochverehrter Herr, fügten die Bemerkung hinzu: „Die „„Blasen"" an den Mäulern der transkaukasischen Hirsche sind so sehr übereinstimmend mit den Darstellungen an occidentalischen Pferden, dass eine verschiedene Beurtheilung derselben kaum zulässig sein dürfte."

Seither sind diese Gürtelbleche von Ihnen publicirt und eingehend besprochen worden („Ueber die culturgeschichtliche Stellung des Kaukasus unter besonderer Berücksichtigung der ornamentirten Bronze-Gürtel aus transkaukasischen Gräbern," Abhandlungen der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Mit 4 Tafeln. Berlin 1895. vergl. namentlich das Blech Taf. I, Nr. 1.) — Ich muss nun sagen, dass ich einigermaassen überrascht war, zu sehen, dass hier durchaus keine so räthselhaften Gebilde vorliegen, wie auf der Ciste von Moritzing. Die Hirsche zweier, nur durch die Geweih-Darstellung unterschiedener Gattungen, welche auf dem allein in Betracht kommenden Stücke, Taf. I, Fig. 1, gezeichnet sind, haben nach meiner Meinung durchaus nichts, was aus dem Maule hervorgeht, wie

Digitized by Google

Dampf, oder an demselben als Fremdkörper hängt. Man muss vielmehr, wie ich glaube, völlig der auch von Ihnen als zulässig anerkannten Ansicht sein, dass es sich hier einfach um eine roh-schematische Bildung der natürlichen Schnauze des Thieres handelt. Diese braucht man gar nicht als groteske Uebertreibung eines natürlichen Verhältnisses (einer soliden Auftreibung der Oberlippe, wie sie bei dem Elch vorkommt) aufzufassen. Denn die Köpfe sind in der rohen Darstellung nur etwas länglich stielförmig gerathen, wie es der Manier dieser noch wenig über den linearen Zeichenstil emporgediehenen Kunst entspricht, und die Schnauze ist als birnförmige Abrundung des vorderen Kopfendes gebildet. Dass dem so ist, ergiebt sich am sichersten aus der Betrachtung der kleinen dreieckigen Vorsprünge unter den Ganaschen der Thiere, wodurch gewiss nichts anderes ausgedrückt sein soll, als die Büschel langer Haare, welche diese an der Stelle tragen. Sie entsprechen den ebenso gezeichneten Ecken am Ellbogengelenk der Vorderbeine, womit ebenfalls solche Haarbüschel gemeint sind. Bezeichnet aber jene erstere Ecke den Beginn des aufsteigenden Astes der Kinnlade, so kann die Schnauze nirgends anders liegen, als an der Stelle jener birnförmigen Verlängerung. Der Kopf ist eben, um die charakteristischen Einzelheiten recht deutlich anzubringen, unnatürlich in die Länge gezogen, so dass jene Haarbüschel schon ein Stück vor den Augen liegen, statt hinter denselben, wohin sie in der Profil-Ansicht des Hirschkopfes gehören.

Sie machen selbst darauf aufmerksam, dass die vermeintlichen „Blasen" ebenso gemustert sind, wie gewisse andere Körpertheile, d. h. punktirt, wie die Beine, wie ein zur Raumfüllung unnatürlich lang gerathener Schwanz und die Geweihzacken, kurz, wie die schmalen Stellen der Thierleiber.

Ich kann daher Ihrer Ansicht, dass hier eine Uebereinstimmung mit den Pferde-Darstellungen von Moritzing vorliegt, nicht beitreten und glaube vielmehr, dass wir da zweierlei ganz verschiedene Dinge vor uns haben.

Es hat auch einen gewissen höheren Werth, das zu betonen, wie immer die „Maulblasen" an den Pferden von Moritzing zu deuten sein mögen. Denn der Unterschied zwischen den transkaukasischen Gürtelblechen und den alpinen und oberitalischen Situlen, Gürtelblechen u. s. w. ist kein anderer, als der zwischen mykenischer und jüngerer orientalisirend-griechischer Kunst oder, genauer gesprochen, als der Unterschied zwischen den nordischen Nachwirkungen dieser beiden Kunststufen. Wie diese selbst um Jahrhunderte aus einander liegen, so werden auch ihre nordischen Nachwirkungen, denen ja gewisse Züge in Ost und West gemein sein müssen, durch Jahrhunderte getrennt sein, und die transkaukasischen Gürtelbleche sind sicherlich weit älter, als die venetischen Situlen und die Gürtelbleche unserer Alpenländer. —

(15) Hr. Rud. Baier in Stralsund berichtet in einem Briefe d. d. Stralsund, 8. Februar, unter Uebersendung von Photographien, über

die Auffindung zweier Goldgefässe in Langendorf.

Die ausführliche Beschreibung wird in dem Texte der Zeitschrift gebracht werden.

Hier möge nur erwähnt werden, dass Hr. Baier grosse Uebereinstimmung dieser Gefässe mit ähnlichen in Dänemark und Holstein gefundenen nachweist. Er sagt: „Weisen diese Gefässe auf Italien als Stätte ihrer Verfertigung und auf die Italiker, so wird man Dr. Olshausen mit dem Elbwege zustimmen können, doch,

Digitized by Google

glaube ich, hat auch Rougemont Recht, wenn er eine direkte Verbindung von Rügen nach Tirol annimmt."

Hr. Olshausen: Ich habe nicht behauptet, dass die goldenen Gefässe auf dem Elbwege nach dem Norden gekommen seien; im Gegentheil verwies ich auf einen westlichen Weg, etwa den Rhein hinab, indem sie in Deutschland den Meridian von Donauwörth nach Osten hin nicht überschritten (Verh. 1890, S. 284 und 291—92). Hr. Voss nannte dann (ebenda S. 298) als östlichstes, bisher gefundenes Gefäss das von Werder an der Havel, ausgezeichnet durch seine Vogelfiguren. Diesem fügt sich jetzt das von Langendorf, Kreis Franzburg, fast genau von demselben Meridian, an. —

(16) Hr. A. Götze spricht über

Thüringer Wallburgen.

1. Die Martinskirche bei Hetschburg (Sachsen-Weimar).

Die Ausführungen des Hrn. Dr. Falk in der October-Sitzung 1895 über den Schlackenwall auf der Martinskirche, welcher übrigens schon seit mehreren Jahren in der Literatur bekannt ist[1]), geben Veranlassung, einige Punkte richtig zu stellen und einiges Andere hinzuzufügen.

Die Befestigung der Ostseite kann man wohl nicht als einen aus behauenen Felsstücken bestehenden Steinwall bezeichnen. Besondere Schutzvorrichtungen waren an dieser Seite überhaupt nicht nöthig, die Vertheidigungskraft lag in der Steilheit des fast unersteiglichen Berg-Abhanges. Die einzige Vorrichtung zur besseren Vertheidigung besteht in einer Erd-Aufschüttung, durch welche der abgerundete Plateau-Rand zu einer scharfen Kante umgestaltet wurde (s. beistehenden Querschnitt, Fig. 1). Diese Aufschüttung, die zum Theil auch Brandspuren aufweist, ist theils mit rohen Steinplatten, theils mit einem Pflaster bedeckt, sie erhebt sich nicht oder nur wenig über das Niveau der Hochfläche und hatte wohl den Zweck, den Vertheidigern als fester Standort zu dienen und die Beherrschung des Abhanges in seiner ganzen Ausdehnung zu ermöglichen.

Fig. 1.

Auch die Nord- und Westseite entbehrt nicht völlig künstlicher Befestigungen. Der Ost- und der Nordwest-Abhang stossen in einem nach dem Ilmthal sich hinabsenkenden Grat zusammen, auf dessen oberer Kante ein etwa 2 *m* breiter Weg läuft. An der Stelle nun, wo der Weg das Plateau erreicht, wurde er durch zwei kleine Bastionen gesperrt, von denen allerdings in Folge Anlage eines Steinbruches jetzt nicht mehr viel zu sehen ist. Der westliche Rand der Hochfläche verläuft nicht so geradlinig, wie auf der Kartenskizze des Hrn. Dr. Falk; er ist in der Mitte eingebuchtet, wodurch der Anstieg erleichtert wird. Diese gefährdete Stelle ist durch zwei nicht unbedeutende Brandwälle flankirt. Bezüglich des südlichen Hauptwalles sei bemerkt, dass seine äussere Böschung in ihrem östlichen Theil eine Höhe von etwa 8 *m* erreicht. Dass die Humusbedeckung des Walles eine

1) Die erste ausführliche Beschreibung der Befestigungen gab Verf. in der Weimarischen Zeitung vom 14., 15. und 16. Februar 1890; später besprochen von Zschiesche im Corresp.-Blatt des Gesammt-Vereins 1891, S. 41 und Mittheil. des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt XVI; vergl. auch Lehfeld, Kunstgeschichtl. Denkmäler der Thüring. Staaten XVII, S. 35, und Regel, Thüringen, 2. Theil, 2. Buch, S. 486.

Digitized by Google

Stärke von 1 *m* erreichen soll, ist mir nicht erinnerlich, wohl aber ist die gebrannte Masse an den meisten Stellen 1 *m* und darüber dick. Die Lage der mittelalterlichen Kapelle ist auf der Karte auch nicht richtig angegeben; sie befand sich viel weiter südlich an einer Stelle, welche durch zahlreiche Bruchstücke mittelalterlicher Ziegeln erkennbar ist. Vor mehreren Jahren wurden die Fundamente herausgerissen und beim Chausseebau verwendet. Hierbei wurde festgestellt, dass es sich um einen nicht ganz 8 *m* langen und $6\frac{1}{2}$ *m* breiten Bau ohne Unterwölbung handelte. Auf einem dieser nunmehr vernichteten Fundamentsteine soll nach Aussage der betheiligten Arbeiter eine Inschrift gewesen sein.

Fig. 2.

Die Funde. Es wurden Ueberreste aus verschiedenen Culturperioden aufgefunden. Der vorrömischen Metallzeit gehören einige Scherben an, deren geringe Grösse eine genauere Zeitbestimmung mit Sicherheit nicht zulässt. Zu diesen kann zeitlich wohl auch das Bruchstück (Schneide) eines Steinbeiles gezählt werden, das in der Erde des Hauptwalles lag. Den von Hrn. Dr. Falk angeführten angeblich römischen Schlüssel habe ich nicht gesehen. Der römischen Zeit gehören wahrscheinlich eine eiserne Lappenaxt (Fig. 2) und ein eiserner Stachelsporn[1]), der spätfränkischen eine bronzene, runde Scheibenfibel mit Spuren von Vergoldung an, deren Email-Füllung ausgefallen ist. Die drei letztgenannten Gegenstände sind im Besitze des Hrn. General-Major z. D. v. Franke in Weimar[2]).

2. Die Himmelsburg bei Mellingen (Sachsen-Weimar).

Etwa 1 Meile Ilm-abwärts liegt, am Einfluss der Madel in die Ilm, eine der Martinskirche ganz ähnliche Anlage, die „Himmelsburg". Sie ist zwar bereits von Zschiesche kurz beschrieben und besprochen[3]), trotzdem möchte ich aber auch hier die Aufmerksamkeit auf sie lenken, da sie wegen wichtiger mythologischer Beziehungen von allgemeinem Interesse ist. Auf dem linken Ufer der Madel erhebt sich ein hoher, steiler Berg, der Eicherberg (nur der bewaldete Theil des Abhanges heisst das lange Loh), dessen nordwestlicher niedriger Ausläufer die Himmelsburg genannt wird. Letztere fällt nach SW., NW. und NO. ziemlich steil ab und ist im SO., da, wo sie mit dem Eicherberg zusammenhängt, durch einen Brandwall mit vorliegendem Graben befestigt (Fig. 3). Die Beschaffenheit des Walles ist die gleiche, wie bei der Martinskirche, d. h. seine Aussenseite ist scharf gebrannt; an einigen Stellen konnte ich den Einfluss der Hitze bis zur Tiefe von über 1 *m* verfolgen. Die Himmelsburg ist also ein ausgesprochener Brandwall. Die innerhalb des umwallten Raumes gesammelten Funde beschränken sich auf einige Feuerstein-Splitter und Scherben, von denen man nur sagen kann, dass sie prähistorisch sind. Zschiesche führt ferner noch eine Urne und einen Eisensporn an, die angeblich früher gefunden wurden, aber verloren gegangen sind.

Ist die Himmelsburg schon als Brandwall interessant, so verdient sie doch die grösste Beachtung wegen ihrer Beziehungen zur altgermanischen Mythologie. Ihr Name ist identisch mit der Bezeichnung für Heimdall's Wohnung:

„Himinbiörg ist die achte (Halle), wo Heimdall soll der Weihestatt walten"[4]).

1) gefunden im südlichen Wall.

2) gefunden im aufgeackerten Felde, 12 Schritte vom Westwall.

3) Mittheil. des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt XVI.

4) Edda, Grimnismal 13.

Digitized by Google

„Da ist auch ein Bau, der Himinbiörg heisst, der steht an des Himmels Ende, da wo die Brücke Bifröst an den Himmel reicht"[1]).

„Er (Heimdall) wohnt auf Himinbiörg bei Bifröst. Er ist der Wächter der Götter und wohnt dort an des Himmels Ende, um die Brücke vor den Bergriesen zu bewahren"[2]).

Sollte man dennoch die gleiche Benennung für einen Zufall halten, so wird jeder Zweifel daran, dass die „Himmelsburg" bei Mellingen in Beziehung zur Eddischen Himinbiörg steht, durch den in dortiger Gegend lebenden Glauben schwinden, dass von der Himmelsburg eine lederne[3]) Brücke nach der Burg in Mellingen, den sogen. Kapellenberg, ging.

Fig. 3.

Hierzu sei bemerkt, dass die Entfernung zwischen beiden Endpunkten in der Luftlinie etwa $1^1/_2$ *km* beträgt; das zwischenliegende Terrain besteht aus tiefliegenden, früher wahrscheinlich sumpfigen Wiesen und Aeckern, in denen die Madel sich in die Ilm ergiesst. Den nördlichen Endpunkt der sagenhaften Brücke bildet eine bis in den Ort Mellingen hereinragende Anhöhe, deren äusserste Spitze durch einen im Bogen verlaufenden, 2—5 *m* tiefen Graben mit ebener, 6—8 *m* breiter Sohle von der Hauptmasse des Höhenzuges abgetrennt ist. Auf dem 50—60 Schritte im Durchmesser haltenden Plateau befindet sich jetzt eine Kegelbahn[4]), nach welcher der Hügel auch benannt wird. Der Graben scheint mittelalterlichen Ursprungs zu sein, auf dem Plateau fand man slavische Topfscherben.

Die Uebereinstimmung der nach der prähistorischen Wallburg, der Himmelsburg, führenden sagenhaften ledernen Brücke mit der Brücke Bifröst, welche die Erde und Heimdall's Burg Himinbiörg verbindet, ist zu gross, als dass man sie für zufällig erklären könnte. Ein anderes Moment kommt noch hinzu. Himinbiörg liegt am Ende des Himmels und ist gewissermaassen der befestigte Brückenkopf, durch den das Eindringen der Feinde (der Riesen) über Bifröst nach Asgard gehindert wird. Ebenso ist auch die Himmelsburg dem bedeutend höheren Eicher-

1) Gylfaginning 17.

2) Gylfaginning 27.

3) Zschiesche a. a. O. berichtet nur von einer „gewaltigen Brücke".

4) Nach Zschiesche wird der Graben vor dem Brandwall der Kugelleich genannt. In der Umgebung von Weimar ist die Bezeichnung „das Kugelleech" für die Kegelbahn üblich.

Digitized by Google

berg vorgelagert und versperrt zu ihm den Zugang vom Ilm- und Madelthal. Der Eicherberg würde also dem Himmel entsprechen, wo die gefallenen Helden in Walhalla weilen. Nach dem Gesagten kann es nun kaum noch überraschen, dass auf der Höhe des Eicherberges thatsächlich ein Hügel-Gräberfeld der (älteren?) Hallstattzeit vorhanden ist und auf dem höchsten Gipfel eine Anlage, die man wohl als Opferplatz deuten kann.

Die Beantwortung der Fragen, ob der Name des Eicherberges (nach einer Wüstung Eicher) mit dem berühmten Bogenschützen der nordischen Mythologie Eigil, dem Urbilde des Tell, zusammenhängt, ob ferner die andere Bezeichnung der Himmelsburg „Heinrichsburg" in irgend welcher sprachlichen oder mythologischen Beziehung zu Heimdall, dem Hüter dieser Burg, steht, ob schliesslich das am entgegengesetzten südlichen Ende des Eicherberges liegende Ottstedt auf Wotan[1]) zurückzuführen ist, überlasse ich Berufeneren.

Der Anwendung der nordischen Mythologie auf deutsche Verhältnisse — mutatis mutandis — stehen ja die Sprachforscher und Mythologen meist skeptisch gegenüber; das Angeführte scheint mir aber doch auf einen Zusammenhang hinzuweisen.

Jedenfalls ist die Himmelsburg eine für die Kenntniss der deutschen Mythologie, für welche die direkten Quellen nicht überreich fliessen, sehr wichtige Lokalität, die ich der Beachtung unserer Mythologen empfehlen möchte.

3. Der Sonnenberg bei Sulza (Sachsen-Weimar).

Von dem Plateau, in welches die Ilm ihr tiefes Thal eingeschnitten hat, zweigt sich oberhalb der Salinen von Sulza ein Arm mit so steilen und hohen Rändern ab, dass er, von unten gesehen, wie ein hoher Bergkegel erscheint. Es ist der Sonnenberg zwischen Sulza und Sonnendorf. Da, wo er in der Richtung nach Sonnendorf mit dem Plateau zusammenhängt, läuft ein Wall quer über den Bergrücken. Der Wall scheint — eine grosse Seltenheit — noch ganz intact zu sein, deshalb ist seine Construction auch nicht erkennbar. Dagegen ist der Innenraum der Burg durch Steinbrüche zum Theil erschlossen, und da zeigt sich denn, dass die ganze, nicht sehr starke Humusdecke mit Gefässscherben durchsetzt ist. Irgend welche charakteristischen Merkmale für eine Zeitbestimmung habe ich an den kleinen Fragmenten, die ich sammelte, nicht entdecken können; nach der Beschaffenheit des Thones scheinen sie der vorrömischen Metallzeit anzugehören. Auf den Feldern innerhalb der Verschanzung fand ich ein schönes Steinbeil mit ovalem Querschnitt, ein sehr kleines Steinbeil von nur 4 *cm* Länge, mehrere Bruchstücke von Steinbeilen und Feuerstein-Spähne und -Splitter; ausserhalb des Walles eine schlanke, nicht sehr fein gedengelte Pfeilspitze aus Feuerstein mit nur wenig concaver Basis. Frühere Funde auf und am Sonnenberge werden in den Jahresberichten d. Thür.-Sächs. Vereins (II, S. 20; III, S. 5) erwähnt.

4. Wallburg über der Luther-Kanzel bei Jena.

Eine bisher noch unbekannte Wallburg liegt im Mühlthal bei Jena auf der Höhe über der sogenannten Luther-Kanzel. Das hochgelegene Plateau ist durch Querthäler des Mühlthales eingeschnitten, so dass zungenförmige Ausläufer entstehen. Einer derselben ist durch einen Querwall von der Hauptmasse des Plateaus abgetrennt, also genau dieselbe Anlage, wie bei dem Sonnenberg, der Himmelsburg, der Martinskirche, der Alteburg, und noch vielen anderen. Dieses häufige gleich-

1) In Thüringen giebt es viele auf Wotan bezügliche Ortsnamen.

Digitized by Google

artige Vorkommen ist durch die natürliche Bodenbeschaffenheit in Thüringen bedingt. Der Wall ist ebenfalls noch intakt. Obenauf liegen Steine, zum Theil sicher Lesesteine vom Acker. Innerhalb der Umwallung fand ich ein Stück von einem geschliffenen Steinbeil, einen Feuerstein-Splitter und kleine Thonscherben, zum Theil dickwandig mit unebener Oberfläche. —

(17) Hr. A. Götze berichtet über

eine Feuerstein-Werkstätte in Thüringen.

Feuerstein-Werkstätten sind keine Seltenheiten; in den nordischen Feuerstein-Gebieten, vor allem auf Rügen und den dänischen Inseln, giebt es deren eine grosse Zahl. In Thüringen waren sie dagegen bis jetzt noch nicht bekannt. Dass ich hier in der Lage bin, eine solche nachweisen zu können, ist vor Allem das Verdienst des Hrn. Prof. Lehmann-Filhés, der mit grossem Eifer mehrere Jahre hindurch die Belegstücke sammelte und sie in dankenswerther Weise dem Königl. Museum für Völkerkunde als Geschenk überwies. Die Fundstelle ist die Alteburg bei Arnstadt, eine vorgeschichtliche Wallburg, über welche einige Worte vorausgeschickt werden sollen[1]).

In das südlich von Arnstadt gelegene hohe Berg-Plateau haben die in NO.-Richtung fliessenden Gewässer der Gera und Weisse tiefe Thäler eingeschnitten und so eine weit vorspringende Bergzunge mit sehr steilen Seitenrändern stehen lassen. Deren nördlicher Theil ist durch künstliche Befestigungswerke von dem hinterliegenden Bergland abgeschnitten. Auf der Bühring'schen Karte sind drei hintereinander liegende Wälle eingezeichnet, von denen die beiden äusseren (südlichen), die sogen. Schweden-Schanzen, einen nach N. offenen Bogen beschreiben; der südlichste, ursprünglich durch einen Graben verstärkte Wall ist übrigens nur noch in seiner westlichen Hälfte erhalten. Der dritte Wall, der sogenannte Steinwall, beschreibt auf der Karte, von einem Plateaurand bis zum anderen reichend, einen nach S. offenen Bogen, so dass durch ihn und die innere Schweden-Schanze ein elliptischer Raum eingeschlossen wird. Thatsächlich ist aber jetzt nur auf der östlichen Hälfte ein wallartiges Gebilde sichtbar, während auf der westlichen Hälfte keine Andeutung von der ehemaligen Existenz eines solchen vorhanden ist. Da dieser „Steinwall" noch nicht auf seine innere Beschaffenheit untersucht ist, scheint es nicht ausgeschlossen, dass es sich nur um eine im Laufe der Jahre entstandene Anhäufung von Lesesteinen handelt, wie man sie in Gegenden mit anstehenden weichen Kalkstein-Schichten und geringer Humusbedeckung öfters beobachten kann. Von dem vorgeschichtlichen Ursprunge der Schwedenschanzen konnte sich Verfasser selbst überzeugen. Ausser der Hauptbefestigung im S. ist auch wohl der etwas weniger steile Abfall nach N. durch künstliche Anlagen geschützt gewesen.

Auf dieser befestigten Hochebene, vor Allem in der Nähe der Wälle wurde nun ausser manchen anderen Sachen eine Anzahl von Gegenständen gesammelt, die auf eine handwerksmässige Herstellung von Feuerstein-Geräthen hinweisen und somit vor der ersten bisher bekannten Feuerstein-Werkstätte in Thüringen

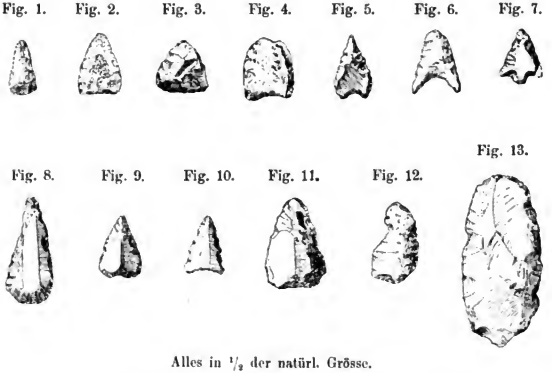
1) Der Beschreibung der Lokalität liegt der Aufsatz Bühring's: „Die Alteburg bei Arnstadt, eine Wallburg der Vorzeit" (Arnstadter Gymn.-Prog. 1892) zu Grunde. Ausserdem wurden mündliche Mittheilungen des Hrn. Lehmann-Filhés verwerthet, sowie persönliche Erfahrungen des Verfassers, die bei einem allerdings nur kurzen Besuch der Alteburg gesammelt wurden.

Digitized by Google

Zeugniss ablegen. Die Funde sind zum Theil leider in verschiedenen Privat-Sammlungen verstreut. Einiges besitzt das Museum in Arnstadt, wohl der grösste Theil befindet sich aber, Dank den Bemühungen des Hrn. Prof. Lehmann-Filhés in Berlin und des Hrn. Bahlsen in Arnstadt, im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin und ermöglicht so eine wohl ziemlich vollständige Aufzählung der vorkommenden Typen. Es sind folgende:

Pfeilspitzen. Es sind mehrere Typen vertreten, die man in 2 Hauptgruppen gliedern kann. Die eine ist auf beiden Seiten symmetrisch gearbeitet, so dass der Querschnitt ein spitz ausgezogenes Oval bildet; die andere behält im Grossen und Ganzen die Form eines im Querschnitt dreieckigen oder trapezförmigen Spahnes bei. Bei der ersteren erstreckt sich die Dengelung über die ganze oder fast die ganze Oberfläche, bei der letzteren ist sie meist auf die Kanten beschränkt. Dass auch die erstere Klasse aus solchen Spähnen hergestellt wurde, zeigt sich nicht nur an unfertigen Stücken, sondern auch darin, dass bei vielen Exemplaren die eine Fläche etwas mehr, als die andere, gewölbt ist.

Innerhalb der ersten Klasse sind hinsichtlich der Gestaltung der Basis mehrere Typen vertreten. Sie ist entweder schwach convex (Fig. 1. Kat. II b, 623), oder gerade (Fig. 2 und 3. Kat. II b, 632 und 699) oder schwach concav (Fig. 4 und 5. II b, 629, 634 d) oder stark concav mit langen Widerhaken (Fig. 6. II b, 634 c). Die Form mit Schaftzunge ist durch ein beschädigtes Exemplar vertreten (Fig. 7. II b, 635).



Alles in $^1/_2$ der natürl. Grösse.

Von der zweiten Hauptklasse (spahnförmig) sind mehrere Stücke mit convexer (Fig. 8. II b, 698) oder schwach concaver Basis (Fig. 9, 10. II b, 637 und 696 h) vorhanden. Ausserdem giebt es eine grosse Anzahl unfertiger Stücke von nur roh zubehauenen Spähnen bis zur fast fertigen Pfeilspitze. In manchen Fällen mag es sich um zwar roh gearbeitete, aber gebrauchsfertige Pfeilspitzen handeln, in anderen dagegen kann man deutlich sehen, dass die Arbeit unterbrochen wurde (Fig. 11. II b, 639 c).

Digitized by Google

Prismatische Messer, d. h. abgesplitterte Spähne, die als Messer dienen konnten und zum Theil gedient haben, sind in grosser Menge, aber nur in geringer Grösse vorhanden. Für grosse Spähne fehlte eben das nöthige Rohmaterial. Als Messer kann man vielleicht auch einige eigenthümliche kleine Geräthe bezeichnen; sie sind sichel- oder halbmondförmig gestaltet, ihre Kante ist scharf gedengelt (Fig. 12. II b, 648).

Die Deutung des verhältnissmässig grossen Geräthes Fig. 13 (II b, 643) ist unsicher, am meisten hat es Aehnlichkeit mit einer Säge.

Die üblichen Schaber und Bohrer fehlen natürlich an einer so reichhaltigen Feuerstein-Werkstätte ebenso wenig, wie eine grosse Menge von Abfall-Splittern. Dagegen fehlen geschliffene Beile, lange Schmalmeissel, Lanzenspitzen, querschneidige Pfeilspitzen, Dolche[1]) mit vierkantigem Griff, kurzum die nordischen Formen. Es liegt also eine von Grund aus einheimische Industrie vor.

Das Material. In Thüringen kommt Feuerstein im Kies vor, allerdings nur in kleineren Stücken und in geringer Quantität; ausserdem findet er sich in Form von dünnen Platten im Kalkstein eingelagert. Das nöthige Material war also im Lande vorhanden. Sicher ist auch einheimischer Feuerstein auf der Alteburg verarbeitet worden, denn einige Stücke zeigen an unbearbeiteten Stellen die rauhe, ebene Rinde, wie sie für die in Kalkstein eingeschlossenen Feuerstein-Platten charakteristisch ist. Trotzdem bleibt noch zu erwägen, ob nicht daneben auch importirtes Rohmaterial verwendet wurde. Dass das letztere Gegenstand des Handels war, geht aus einer Mittheilung Virchow's[2]) hervor, wonach mehrere in Schweizer Pfahlbauten gefundene rohe Feuerstein-Knollen nach v. Fellenberg's sachkundigem Urtheile aus Nordwest-Frankreich oder den dänischen Inseln importirt sein sollen. Handelsbeziehungen, und zwar nicht unbedeutende, haben non aber in der jüngeren Steinzeit zwischen Thüringen und dem Norden bestanden. Ob allerdings die Handwerker der Alteburg ausser dem einheimischen auch importirten nordischen Feuerstein verarbeitet haben, lässt sich mit Sicherheit wohl nicht ermitteln; da aber grössere Feuerstein-Geräthe, zu denen das einheimische Material nicht ausgereicht hätte, gänzlich zu fehlen scheinen, muss man den Gedanken an einen Import des Rohmaterials so lange aufgeben, bis das Gegentheil bewiesen werden kann.

In gleicher Weise, wie Feuerstein, allerdings sehr selten, ist auch Quarzit verarbeitet worden.

Es erübrigt noch, die Zeit zu bestimmen, in der die Feuerstein-Schmiede auf der Alteburg ihr Handwerk ausübten. Zu diesem Zwecke ist es nöthig, auch die anderen droben gefundenen Altsachen zu berücksichtigen. Da ist zunächst eine Anzahl von Steinbeilen, Steinhämmern und Bruchstücken von solchen vorhanden. Man darf diese nicht ohne weiteres der Steinzeit zuweisen[3]), da gewisse Typen sicher erst später aufkamen. Während letztere aber hier fehlen,

1) Bühring (a. a. O., S. 9) erwähnt allerdings Lanzenspitzen aus Feuerstein, auch machte Hr. Prof. Lehmann-Filhés mir Mittheilung von einem roh gearbeiteten Feuerstein-Dolch, der in Arnstadt in Privatbesitz sei; ohne Kenntniss der Form lässt sich aber nicht beurtheilen, inwieweit diese Bezeichnungen gerechtfertigt sind, und ob die Stücke den nordischen Typen ähnlich sind.

2) Diese Verhandl. 1888, S. 317.

3) Eine genügende Klassificirung und Zeitbestimmung der Steinbeile ist leider noch immer nicht vorhanden. Das viel citirte Werk von Osborne „Das Beil und seine typischen Formen" hält nicht, was der Titel verspricht.

Digitized by Google

sind einige Formen vorhanden, auf deren Zugehörigkeit zur jüngeren Steinzeit Verfasser früher aufmerksam gemacht hat. Es sind dies Hacken, deren eine Breitseite etwas gewölbt, deren andere aber eben ist, so dass die Schneide einen flachen Bogen beschreibt (Fig. 14. II b, 675). Ferner haben wir das Bruchstück eines ebenfalls neolithischen, sogenannten schuhleistenförmigen Steingeräthes.

Fig. 14. 1/2

Fig. 15. 1/2

Fig. 16. 1/2

Von den anderen Steingeräthen seien einige schöne Beile mit spitzem Bahnende und rundlichem Querschnitt, einige sehr kleine Beile, darunter eines in Form eines gleichseitigen Dreiecks (Fig. 15. II b, 666) angeführt, ferner ein zierliches Beilchen aus einem hellgrün marmorirten Gestein, das Bruchstück eines Beiles mit Sägeschnitt-Spuren, Bruchstücke von durchbohrten Hämmern, Reibsteinen u. s. w. Bühring erwähnt auch das Bruckstück eines Nephrit-Beiles.

Von Bronzen befinden sich im Kgl. Museum für Völkerkunde ausser einigen kleinen Fragmenten zwei schöne La Tène-Fibeln von gleicher Form mit verbundenem Fuss (mittlere La Tène-Zeit, Fig. 16. II b, 616). Bühring führt ferner an: eine Pfeilspitze, verschiedene Bruchstücke von Schnallen, eine Gewandnadel, nach Art unserer heutigen Sicherheits-Nadeln aus einem Stück getrieben (also wahrscheinlich auch eine La Tène-Fibel), und eine Speerspitze mit Widerhaken.

Die keramischen Producte bestehen aus einer Anzahl meist nichtssagender Gefäss-Scherben; ein Henkelstück scheint neolithisch zu sein, andere Scherben können der La Tène- oder der römischen Kaiserzeit angehören; genau datirbare Stücke sind aber nicht zu meiner Kenntniss gelangt. Nach Bühring kommen als Ornamente ausser parallelen wagerechten Linien fischgrätenartige Verzierungen vor.

Ein Ueberblick über die sicher datirbaren Funde zeigt, dass sie theils der jüngeren Steinzeit, theils der La Tène-Periode angehören. Zur ersteren gehören sicher die Steinhacken und schuhleistenförmigen Geräthe, wahrscheinlich der grosse Thongefäss-Henkel, ferner die von Bühring erwähnten Scherben mit Fischgräten-Ornament, zur letzteren sicher die Fibeln und wahrscheinlich einige Scherben. Die „Bruchstücke von Schnallen“ (Bühring) weisen sogar auf eine noch spätere Zeit, da solche erst seit der römischen Kaiserzeit hier bekannt werden.

Ueber die räthselhafte Bronze-Speerspitze mit Widerhaken (Bühring) lässt sich ohne Kenntniss des Originals nichts sagen. Die Bronze- und Hallstattzeit ist jedenfalls in den dem Verfasser bekannt gewordenen Fundstücken nicht vertreten und lässt sich auch aus den Angaben Bühring's nicht deduciren, trotzdem dieser die Entstehung der Wälle in die Bronzezeit setzt.

Da nun hinsichtlich solcher ausgedehnten Feuer-Werkstätten ausser der Steinzeit allenfalls noch die ältesten Perioden der Metallzeit, keinesfalls aber die La Tène-Periode, in Betracht kommen, die Bronze- und Hallstatt-Periode aber durch sonstige Funde hier nicht erwiesen ist, während die Steinzeit durch charakteristische Fundstücke vertreten ist, so wird man die Feuerstein-Werkstätte der letztgenannten Cultur-Periode zuschreiben müssen. —

Digitized by Google

(18) Hr. Alfred Körte spricht über

Funde aus dem nordwestlichen Phrygien und von Salonik.

Bei der Station Bos-öjük, etwa 50 *km* nordwestlich von Eskischehir (Dorylaeum) wurde im Juni und Juli vorigen Jahres von der anatolischen Eisenbahn-Gesellschaft ein Hügel behufs Ausfüllung eines Sumpfes abgetragen. Derselbe erwies sich als eine altphrygische Begräbnisstelle: Schichten von Erde mit Steinen untermischt von etwa 1 *m* Dicke wechseln mit dünneren Schichten von Kohle, Asche und mit verbrannter Erde ab. Bekrönt war der 11 *m* hohe Tumulus mit einem 1,65 *m* hohen steinernen Aufsatz in Phallusform, wie solche auch bei Smyrna am Sipylos gefunden sind; derselbe liegt jetzt etwa 100 Schritte vom Hügel entfernt. Menschliche Gebeine, darunter ein gut erhaltener Schädel, wurden nur in der untersten Schicht gefunden; Knochen und Gehörn von Rindern, Ziegen und Damwild fanden sich auch in den oberen Schichten. Der Vortragende nimmt an, dass der vornehme Todte auf der Sohle des Hügels bestattet war und dass die menschlichen Gebeine die geopferter Weiber oder Sklaven seien. Die Thierreste der oberen Schichten würden dann von regelmässig wiederholten Todtenopfern herrühren. Dasselbe gilt von den ziemlich zahlreichen Getreideresten, nach Hrn. Wittmack: 1. gemeiner Weizen, 2. kleine Gerste, 3. gemeine Erve, 4. rothblühende Platterbse (vergl. Sitzungsber. d. Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, Jahrg. 1896, Nr. 3).

Wichtig ist nun, dass die sehr zahlreichen Funde in Thon, Bronze, Knochen und Stein, die sich überwiegend im Museum zu Constantinopel befinden, völlig mit den troischen übereinstimmen. Schliemann's δέπας ἀμφικύπελλον, Schnabel-Kannen, Dreifuss-Kessel, Schnur-Henkelgefässe, Spinnwirtel, Bürsten(?), ferner Bronze-Nadeln, Steinkeile und durchbohrte Kugeln kehren in Form und Technik genau gleich wieder.

Solche Tumuli finden sich überall auf der phrygischen Hochebene. Einer derselben, den der Vortragende zufällig angeschnitten fand, zeigte die gleiche Anlage, wie der von Bos-öjük. Gefässe der gleichen Art fanden sich in Pebi (Gordion) und Bey-Basar (Lagania). Genaue Untersuchung solcher Tumuli wäre dringend wünschenswerth, da in Bos-öjük die industriellen Zwecke der Abtragung die Beobachtung erschwerten.

Redner bezeichnet es als wahrscheinlich, dass einige der Tumuli der Troas, z. B. der Besika-Tepe, in dem Schliemann Schichten von gelber, weisser und schwarzer Erde und darin Tausende von Gefäss-Scherben fand, entsprechende Anlagen sind.

Mit Bestimmtheit lässt sich als wesentlich übereinstimmend bezeichnen ein grosser Tumulus bei Salonik, den der Redner ebenfalls durch einen Schacht angeschnitten und von dünnen Aschen- und Kohlen-Schichten mit Knochen und Gefäss-Scherben darin durchzogen fand.

Diese Cultur-Uebereinstimmung zwischen Phrygien, der Troas und Thrakien bestätigt entscheidend die antike Tradition, dass die Troer nächste Verwandte der Phrygier und, wie diese, aus Thrakien eingewandert seien. —

Hr. Rud. Virchow:

Unter den von Hrn. A. Körte gesammelten Knochen von Bos-öjük, die er die Güte hatte mir zu übergeben, befindet sich ein recht gut erhaltener männlicher Schädel (Nr. 1), dessen feste Knochen, trotz seines geringen Gewichts, einen fast frischen Eindruck machen. Der Oberkiefer ist ganz zahnlos; der Alveolarfortsatz

Digitized by Google

ist stark erniedrigt, die Alveolen sind obliterirt. Der Schädel hat die sehr beträchtliche Capacität von 1650 *ccm* und einen Horizontal-Umfang von 512 *mm* bei einem Sagittal-Umfang von 338 *mm*. Von letzterem entfallen 36,3 pCt. auf den Vorder-, 31,9 auf den Mittel-, 31,6 pCt. auf den Hinterkopf. Daraus folgt eine vorzugsweise sincipitale Entwickelung. Dem entsprechend beträgt die (minimale) Stirnbreite 98 *mm*. Da auch die grösste Breite 150, der Occipital-Durchmesser 111, der temporale 122, der auriculare 124 *mm* misst, während die gerade Höhe 133, die Ohrhöhe 117, die grösste horizontale Länge nur 170 *mm* beträgt, so stellt sich der Schädel als ein vorzugsweise breiter und hoher Kephalon dar.

Seine Form ist hypsi-hyperbrachycephal (L.-Br.-I. 88,2, L.-H.-I. 78,2, O.-H.-I. 68,8). Es ist nicht anzunehmen, dass diese Form ganz typisch ist. Zahlreiche alte Synostosen sind bemerkbar, so namentlich in der Schläfengegend eine Verknöcherung aller Nähte bis in die Schuppennaht und in die Kranznaht, in der Lambdagegend eine allgemeine Verwachsung der Nähte bis in die Sagittalis, in der vorderen Fontanellgegend eine grosse Synostose der Coronaria und des vorderen Endes der Sagittalis. Die Lambdagegend (Theile der Oberschuppe und der Parietalia) ist zu einer so schrägen Ebene abgeplattet, dass der Schädel auf dieser Fläche aufrecht stehen bleibt. Von einer absichtlichen Deformation darf man vielleicht nicht sprechen, aber zum Mindesten muss man an eine frühzeitige, vielleicht von prolongirtem Liegen des Kindes in einer festen Umhüllung herzuleitende Druckwirkung denken. Bemerkenswerth ist auch, dass die Alae sphenoideales tief eingebogen sind und die vordere Hälfte der Plana temporalia mit tiefen Muskelfurchen versehen ist. Am rechten Tuber frontale eine verdickte, mit mehreren grubigen Vertiefungen versehene Stelle, wohl ein altes Trauma.

Die Ausmessung der Gesichtsverhältnisse ist einigermaassen behindert durch das Verhalten des Unterkiefers, von dem es zweifelhaft erscheint, ob er in der That der zugehörige ist. Die Stellung des linken Gelenkkopfes (der rechte ist abgebrochen) entspricht nicht ganz der Lage der Gelenkpfanne. Auch stimmt die völlige Zahnlosigkeit des Oberkiefers nicht mit der Erhaltung des mittleren Theils des Unterkiefers. Man darf daher die vorhandenen Knochen nur als ein approximatives Maass für die Höhe des Gesichts behandeln. Letztere beträgt, den Unterkiefer eingerechnet, 112 *mm*, die des Mittelgesichts (Stirn-Nasennaht bis Alveolarrand des Oberkiefers) 68 *mm*, — nicht unbeträchtliche Maasse. Da die Jochbogen-Distanz 143 *mm* misst, so berechnet sich ein Gesichtsindex von 78,3, also ein mesoprosoper.

In Betreff der einzelnen Gesichtstheile ist zu bemerken, dass die Orbitae sehr gross, namentlich sehr hoch und in diagonaler Richtung erweitert sind; ihr Index ist hypsikonch (90,0). Die sehr grosse und stark aquiline Nase steht so weit vor, dass sie fast riesig erscheint; sie ist von der Mitte an so weit nach links verschoben, dass nicht bloss der Rücken, sondern auch die Apertur ganz schief steht. Die Spitze ist synostotisch und scheint einmal gebrochen gewesen zu sein. Die Höhe beträgt 57 *mm* und der Index ist, da die Breite der sehr schmalen Nasenöffnung nur 24 *mm* ergiebt, ultraleptorrhin (42,1). Der Oberkiefer kräftig, nur der Zahntheil grossentheils verschwunden, Alveolarfortsatz kurz und fast opistognath. Rechts in der Gegend des Molaris I eine kirschengrosse, glattwandige Höhle, deren äussere Wand zerstört ist, vielleicht eine alte Zahncyste.

Der Unterkiefer ist niedrig, 30 *mm* bis zum Zahnrande. Er besitzt die Vorderzähne bis zum Praemolaris I und ausserdem den linken Molaris III; die übrigen Zähne fehlen und der Alveolarfortsatz ist hier ganz verstrichen. Das Kinn tritt stark

Digitized by Google

und breit vor. Seitentheile kräftig. An den Kieferwinkeln starke Processus lemuriani.

Maasse:

Capacität	1650 *ccm*	Auriculare Breite	124 *mm*
Grösste horizontale Länge	170 *mm*	Occipitale „	111 „
„ Breite	150 „	Gesicht, Höhe A	112 „
Gerade Höhe	133 „	„ „ „ B	68 „
Ohrhöhe	117 „	„ , Breite a	143 „
Horizontalumfang	512 „	„ „ „ b	94 „
Sagittalumfang, Stirn	123 „	„ „ „ c	98 „
„ , Sagittalis	108 „	Orbita, Höhe	36 „
„ , Hinterhaupt	107 „	„ , Breite	40 „
„ , ganzer	338 „	Nase, Höhe	57 „
Stirnbreite	98 „	„ , Breite	24 „
Temporalbreite	122 „		

Der Schädel Nr. 2, ein weiblicher, von scheinbar recentem Aussehen, aber sehr brüchig, ist sehr defect. Ihm fehlen die Basis, das Gesicht und das Hinterhaupt. Obwohl die Knochen etwas dicker als gewöhnlich sind, ist der Schädel doch leicht. Er ist durch hohe, über die Tubera parietalia hinausreichende Plana temporalia ausgezeichnet. Trotzdem die Schläfen voll. Von den Durchmessern sind nur die Breitenmaasse zu bestimmen; diese sind durchweg gross: (minimale) Stirnbreite 98, grösste parietale (untere) Breite 141, occipitale 117, auriculare 116(?), temporale 118(?) *mm*. Sagittalumfang des Stirnbeins 118, des Mittelkopfes 112. Offenbar war diese Frau mindestens ebenso brachycephal, wie der alte Mann, mit dem sie in der Hauptsache übereinstimmt. —

Von den mitgebrachten Thierknochen sind zu erwähnen je ein Kiefer vom Schwein und von der Ziege, mehrere Wirbel und einige kleinere Extremitätentheile. —

Ueber die Schädel von Hissarlik habe ich seiner Zeit in einer akademischen Abhandlung (Alttrojanische Gräber und Schädel. 1882) eine eingehende Beschreibung geliefert. Leider waren überhaupt nur 4 messbare Schädel gesammelt worden. Unter diesen ist nur ein einziger brachycephaler; er wurde nach der Bestimmung Schliemann's in der zweiten prähistorischen Stadt gefunden (ebenda S. 24, 27, Taf. I). Mit dem Schädel von Bos-öjük hat er kaum Aehnlichkeit. Sein Index von 82,5 bleibt weit hinter dem Index des letzteren von 88,2 zurück. Auch die sonstigen Verhältnisse stimmen wenig überein. Namentlich gilt dies von dem Gesicht.

Sehr viel näher stehen einige, früher von mir beschriebene Schädel von Assos. In meiner akademischen Abhandlung (Ueber alte Schädel von Assos und Cypern. Berlin 1884. Taf. 1 und 2) sind 2 hypsibrachycephale Schädel mit sehr kräftiger Nase besprochen worden, von denen der eine (S. 25), der einem Pithos des 5. oder 6. vorchristlichen Jahrhunderts entnommen wurde, einen Index von 82,1, der andere, aus einem Stein-Sarkophag des 2. Jahrhunderts (S. 22), einen Index von 87,3 ergab; zugleich fand sich bei diesem „eine so starke Verdrückung des Hinterhauptes, dass man an künstliche Deformation denken könnte. In der That bleibt der Schädel stehen, wenn man ihn auf die Gegend der hinteren Fontanelle stellt: die Spitze der Oberschuppe und die anstossenden Theile der Parietalia sind ganz abgeplattet." Trotzdem glaubte ich diese Verdrückung als eine posthume ansprechen

Digitized by Google

zu sollen. Der Schädel von Bos-öjük kann seiner Synostosen wegen in dieser Weise nicht gedeutet werden[1]).

In den beiden angeführten Abhandlungen (Alttrojanische Gräber und Schädel, S. 20, 126 und Schädel von Assos, S. 35) habe ich für die Ableitung der vorderasiatischen Brachycephalie zwei mögliche Probleme aufgestellt: einerseits die Ableitung von thracischen (einschliesslich illyrischen) Stämmen, andererseits die von Armeniern. Schon damals erschien mir die Möglichkeit nahe liegend, dass einst „eine Bevölkerung, welche den heutigen Armeniern verwandt war, bis nach Vorder-Asien wohnte." Jetzt muss ich sagen, dass die Schädel von Bos-öjük kaum auf eine andere Weise erklärt werden können.

Was endlich die Tumuli der Troas betrifft, so habe ich zweimal den umfassenden Ausgrabungen derselben durch Schliemann beigewohnt. Meine erste Reise nach Hissarlik wurde wesentlich dieser Tumuli wegen unternommen. Aber das Ergebniss war, mit Ausnahme des Hanaï-Tepé, ein ganz negatives. Sollte es gelingen, bei einer erneuten Untersuchung auf wirkliche Gräber zu gelangen, so werde ich das mit Freude begrüssen; vorläufig habe ich, auch in Betreff des Beschik-Tepé, erhebliche Zweifel. Die Funde des Hrn. Körte, namentlich die keramischen, verdienen die grösste Aufmerksamkeit, zumal da sich unter den von Schliemann gesammelten Urnenscherben des Beschik-Tepé Analogien ergeben haben. Möge daher der Eifer der Forscher durch die erneute Anregung zu neuer Bethätigung angespornt werden! —

(19) Hr. Hermann Busse macht, unter Vorlegung der Fundstücke, folgende Mittheilungen:

1. Bronzen, Steinbeil und Thongefässe von dem Urnenfelde bei Wilmersdorf, Kreis Beeskow-Storkow.

Vom 19. bis 23. August war ich mit 2 Arbeitern auf dem von mir vor 3 Jahren entdeckten Urnenfelde thätig; ich untersuchte 33 Gräber, aus welchen ich 51 Urnen mit Leichenbrand und 79 Beigefässe entnahm. Die Knochen-Urnen waren sämmtlich mit Deckeln versehen. Sämmtliche besser erhaltenen Gefässe wurden gezeichnet und vermessen; dann wurde bei jedem Grabe eine Stange aufgesteckt, um später die Lage der Reihen festzustellen. Die keramischen Funde verpackte ich für das Königl. Museum. Die Bronze-Funde blieben vorläufig in meiner Sammlung. —

Am 17. November 1895 öffnete ich dort nochmals 8 Gräber; dieselben enthielten 9 Urnen mit Leichenbrand und 12 Beigefässe. Letztere sind noch in meiner Sammlung.

Obgleich ich erst in der Sitzung vom 15. Juni 1895 Gefässe, Bronze- und Steinfunde vom Wilmersdorfer Urnenfelde vorgelegt und besprochen habe, so haben mich doch verschiedene Umstände veranlasst, dies von Neuem zu thun,

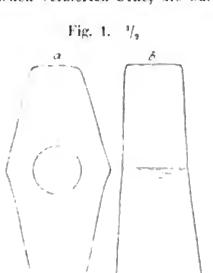
1) Sonderbarer Weise hat auch dieser Schädel ein Paar „Strandmarken", welche darauf deuten, dass er mit dem Hinterkopfe im Wasser oder doch in einem sehr feuchten Terrain gelegen hat. Es zieht sich nehmlich eine aussen leicht erhabene und rauhe Incrustationslinie so um die Oberschuppe, dass ihr oberer Theil bis über die Lambdaspitze, die Seitentheile bis an die hintere Seitenfontanelle, der untere Rand, und zwar in zwei Absätzen, über die Prot. externa bis auf die Cerebellargruben reichen. Sehr viel schwächer und undeutlicher ist eine andere Linie, welche bis an die Mitte der Coronaria und seitlich bis unter die Tub. pariet. reicht, nach hinten sich mit der Linie der ersten Marke vermischt. Es sieht aus, als habe der Schädel in einem Wassertümpel gelegen, dessen Wasser allmählich verdunstet ist.

Digitized by Google

denn das Feld hat sich so ergiebig gezeigt, dass noch viel Mühe und nicht absehbare Zeit dazu gehören wird, es vollständig zu untersuchen. —

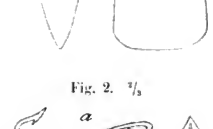
Beigaben von Bronze (Eisen habe ich noch nie hier gefunden) kommen verhältnissmässig wenig vor. Als seltenen Fund zeige ich ein Steinbeil (Fig. 1, *a* und *b*) aus grauem, gesprenkeltem Diorit(?). Das Beil lag direkt auf dem Deckel einer mit Halbkreisen auf wagerechten Strichen verzierten Urne, die auch Ansätze von 4 kleinen Buckeln hatte. Leider konnte ich die Urne nicht erhalten. Das Steinbeil ist sehr gut erhalten, überall ganz glatt geschliffen, nicht im Geringsten abgestossen, es muss ganz neu, nicht gebraucht, beigelegt sein. Die grösste Länge beträgt 120 *mm*, die abgerundete, sehr scharfe Schneide ist 42 *mm* breit, der Kopf, ein längliches Quadrat, hat 20 und 25 *mm* Breite, an den verstärkten Backen 40 *mm*. Von diesen letzteren bis zur Bahn und bis zur Schneide verläuft es etwas erhaben. Das Schaftloch ist etwas schräg und konisch gebohrt, die eine Seite hat 20, die andere 23 *mm* Durchmesser. Gewicht 224 *g*. Die Seiten sind ganz glatt. —

Fig. 1. $^1/_2$



Als wichtigster Bronzefund ist ein Angelhaken (Fig. 2, *a*) aus vierkantigem, 2 *mm* breitem und $1^1/_2$ *mm* dickem Bronze-Material, sehr gut erhalten, zu erwähnen. Er lag zwischen zwei grösseren Schädel-Stücken in einer Urne, die leider auch nicht erhalten blieb. Sie war mit schrägstehenden Dreiecken und Punkten darüber, auf wagerechten Strichen stehend, verziert. Der Widerhaken der Angel (4 *mm*) ist noch sehr spitz. Die Oehse, 4 *mm* lang und 3 *mm* breit, ist durch einfache Umbiegung entstanden. Die grösste Länge des Angelhakens beträgt 40 *mm*, die Umbiegung 12 *mm*. — Dieser Fund ist wohl in seiner Art der einzige aus der Mark Brandenburg. Er soll auf der Fischerei-Ausstellung der Stadt Berlin bei Gelegenheit der diesjährigen Gewerbe-Ausstellung ausgestellt werden. —

Fig. 2. $^2/_3$



Sodann ist hier ein breites, gebogenes Stück, wohl ein Armband, 100 *mm* lang, 12 *mm* breit, $1^1/_2$ *mm* dick, ohne Ornament; ähnliche Stücke sind schon früher einige gefunden. Dann eine schöne Pfeil-Spitze (Fig. 2, *d*), 36 *mm* lang, 22 *mm* breit (lag auf dem Deckel einer Urne); ein gegossener Ring (Fig. 2, *b*) mit 28 *mm* äusserem und 22 *mm* innerem Durchmesser; dann noch 8 kleinere Ringe (Fig. 2, *c*) und ein Pfriemen aus Bronze, sowie 6 Nadeln (Fig. 3) mit flachen oder runden, kugligen, einfachen oder doppelten Köpfen.

Ferner zeige ich eine grosse Urne mit Deckel, hübsch mit wagerechten und schrägen Linien, Dreiecken und Punkten verziert, in der sich eine Nadel und 2 Spiral-Ringe befanden. Die Nadel (Fig. 4), ohne Ornament, mit vierfach geringeltem, flachem Kopf, ist 140 *mm* lang, oben 5, unten 4 *mm* dick. Der Kopf hat 8 *mm* Durchmesser. Die beiden, sehr gut erhaltenen, aus Doppeldraht gewundenen Ringe (Fig. 5) haben 30 *mm* Durchmesser und 3 Windungen, die mit einer 5 *mm*

Digitized by Google

langen und 4 *mm* breiten Oehse anfangen und mit zusammengedrehter Spitze enden. — In demselben Grabe war noch eine zweite Aschen-Urne, nur einfach wagerecht gerieft, mit Deckel, und eine kleine Schale mit Kinder-Leichenbrand, mit einer gleichen Schale bedeckt, von 10 *cm* Durchmesser und 4 *cm* Höhe.

Fig. 3. $^1/_2$

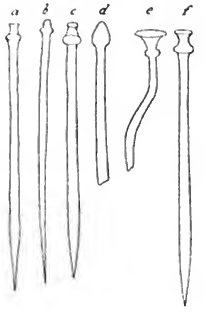


Fig. 4. $^1/_2$

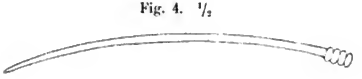


Fig. 5. $^1/_2$

Auf den noch übrigen hier gefundenen Gefässen ist das gleiche Ornament, wie auf der grossen Aschen-Urne, zu erkennen: Punkt-, Strich- und Dreiecks-Verzierung. —

2. Ein Steinbeil aus Feuerstein von Kunersdorf, Kreis Beeskow-Storkow.

Gar nicht weit von der Chaussee, die von Fürstenwalde nach Pfaffendorf und weiter nach Beeskow führt, 3 *km* nördl. von Wilmersdorf, 1 *km* südlich von Kunersdorf, fand ich am 17. November 1895 auf dem Acker des Bauern Stiebert aus Wilmersdorf, dicht an der Haide, ein Steinbeil aus geschlagenem Feuerstein, blaugrau, schmutzig-weiss marmorirt, ohne Schaftloch, roh zugehauen. Die Schneide, ziemlich scharf, wenig gerundet, ist 50 *mm* breit. Von der Schneide an ist das Stück auf einer Seite bis zur Hälfte, auf der anderen Seite bis 50 *mm* hinauf geschliffen; die Seiten, auch die Bahn, sind roh zugehauen. Grösste Länge 140 *mm*, in der Mitte 36 *mm* breit und 30 *mm* dick; die Bahn misst 20 *mm* im Quadrat. Gewicht 253 *g*. Vorläufig in meiner Sammlung. Dieses Flachbeil, aus ältester Vorzeit, ist ähnlich einem, das ich im Jahre 1888 auf dem Haide-Berg bei Biesenthal, Kreis Ober-Barnim, fand. Letzteres war nur mehr geschliffen. Ich gab es dem Märkischen Museum.

Der Haide-Berg bei Biesenthal enthält eine neolithische Feuerstein-Werkstätte, auf welcher schon manches schöne Stück gefunden ist. —

Im vorigen Jahre, in der Sitzung unserer Gesellschaft vom 27. April, zeigte ich einen ebenso roh zugehauenen Hohl-Meissel vom grossen Liepnitz-Werder, Kr. Nieder-Barnim, bei dem nur die Farbe heller war. Letzteren vermachte ich dem Königl. Museum.

Im Freigrund, 3 *km* südwestl. von Kunersdorf, fand ich im vorigen Jahre ein Steinbeil, halb durchbohrt, aus Diorit, das ich auch dem Kgl. Museum verehrte.

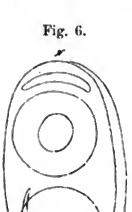
Digitized by Google

Von Kunersdorf 2 *km* westlich sind in dem Königl. Forst mehrere Hügel-Gräber. —

3. Der Burgwall oder Räuberberg bei Görsdorf, Kreis Beeskow-Storkow.

Besucht am 24. August 1895. Derselbe liegt $2^1/_2$ *km* südwestl. von Görsdorf, 3 *km* südlich von Ahrensdorf, $^1/_4$ *km* nördl. vom Drobsch-See und 1 *km* nordöstl. vom Schwenow-See, in sumpfigem Wiesen-Terrain, das im Norden und Westen vom Blabber-Graben umspült wird, welch' letzterer in den Drobsch-See einmündet. Der Burgwall enthält 2 Rundwälle (Fig. 6), ist eiförmig, scheint eine natürliche Anhöhe zu sein und gehört dem Amtmann Paschke in Görsdorf. Die beiden Kuppen sind 70 Fuss hoch, der Umfang beträgt 630 Schritt. Die Eiform erstreckt sich von Nord nach Süd. Im Osten ist der Graben noch gut erkennbar, im Westen weniger. Der Eingang führt, von Süden langsam bis 45 Fuss Höhe links aufsteigend, zum Einschnitt zwischen der nördl. und südl. Kuppe oder Krone. Die Aussenseite dieses Weges ist mit einem 4 Fuss hohen Wall versehen. Ein Kessel befindet sich nicht auf den Kronen. Der Zufluchtsort scheint zwischen den beiden Kronen gelegen zu haben. Eine nähere Untersuchung konnte ich wegen vorgerückter Abendstunde nicht vornehmen; auch ist der Einschnitt, sowie der ganze Burgwall, mit 50—70jährigem Mischwald (Eichen, Birken und Tannen) bewachsen, die einer Untersuchung recht hinderlich sind. Die südl. Krone hat am oberen Wege 260 Schritte Umfang und oben 70—75 Schritte Durchmesser, die nördl. Krone hat in derselben Höhe 226 Schritte Umfang und oben 70 Schritte Durchmesser. Nach Norden ist in der Höhe von 40 Fuss nochmals ein Vorwall. —

Fig. 6.



E Eingang.

In Ahrensdorf erwarb ich eine eiserne Kugel (4 *cm* Durchmesser), die vom Burgwall stammen soll, was ich aber bezweifle. Der so regelmässig bewachsene Burgwall gewährt aus weiterer Entfernung einen höchst malerischen Anblick. —

$3^1/_2$ *km* östlich beim Dorfe Wulfersdorf liegen die Lüttkenberge und dicht bei diesem Dorfe am Wulfersdorfer See sind die Reste eines zum grössten Theil abgefahrenen Rundwalles noch deutlich zu erkennen.

1 *km* nördlich von Wulfersdorf, am Wege zwischen Görsdorf und Tauche, liegt ein germanisches Urnenfeld, von welchem colossale Massen von Steinen abgefahren sind, unter welchen sich die Gefässe befanden. —

Der Räuberberg ist in „v. Ledebur", S. 64 genannt; Behla sagt in seinen „Rundwällen des östl. Deutschland's": Der Wall hat 500 Schritte Umfang, 70 bis 80′ Höhe und bei 40—50′ Höhe noch einen Graben. —

Sonstige Funde sind mir nicht bekannt. —

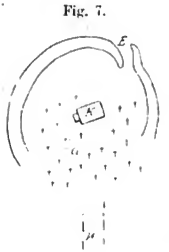
4. Der Burgwall in Buckow, Kreis Beeskow-Storkow.

Besucht am 25. August 1895. Geht man von der Stadt Beeskow westlich auf der Chaussee, die nach Storkow führt, so befindet man sich nach 6 *km* Weges in Buckow, einem von Südwest nach Nordost $1^1/_4$ *km* lang gestreckten Dorf, das von erstgenannter Strasse durchschnitten wird. In der Mitte des Dorfes, an der Ostseite der Dorfstrasse, liegt das Schulhaus. Diesem gegenüber, an der anderen Seite der Dorfstrasse, führt ein Weg in 30—40 Schritten zum Kirchhof, der sich im Kessel eines Burgwalles (Fig. 7) befindet. Gerade in der Mitte dieses Rundwalles steht

Digitized by Google

die Kirche mit nach Westen angebautem Thurm. Die Rundung ist sehr deutlich zu erkennen. Die Nord- und Westseite der Krone sind recht gut erhalten, die Ostseite, auch zum grossen Theile die Südseite, ist geebnet und befinden sich hierauf die Gräber. Wallhöhe von den Gärten und Wiesen ausserhalb: im Nordwesten 28 Fuss, im Südwesten 20 Fuss, vom inneren Kessel bis zur Höhe des Walles 12—16 Fuss. Der Umfang beträgt auf dem Wall 285 Schritt. Der schräge, also schneckenartige Eingang ist von Norden her. Unten ruht der Ringwall auf Stein-Packung. — R. Behla nennt den Burgwall „die Schanze" und sagt, beim Bau der Gräber seien viele Alterthümer an's Licht gekommen; ich konnte davon im Dorfe nichts erfahren. Ebenso sagt Behla: eine andere Schanze befindet sich in dem der Gemeinde gehörigen „Stadtfelde". Auch hierüber konnte ich nichts erfahren und glaube ich, dass sich diese Mittheilungen eher auf Buckow im Kreise Lebus beziehen. — In „v. Ledebur", S. 64 ist der Wall auch erwähnt. —

Fig. 7.



D Dorfstrasse, *E* Eingang, *G* Gräber, *K* Kirche, *W* Weg.

Von Buckow nördlich 3 *km*, bei Gross-Rietz, dicht an der Chaussee in den Birken, liegt ein germanisches Urnenfeld, von welchem der Bauer Hennig Urnen dem Märkischen Museum gebracht hat.

2 *km* noch weiter nördlich, in der Krachtschen Haide, fand ich vor 4 Jahren 2 durchlochte Steinbeile, die sich im Märkischen Museum befinden. In dieser Haide sind früher schon öfters Alterthümer gefunden, von denen sich einige auf dem Gute Hartmannsdorf, westlich an der Krachtschen Haide gelegen, befinden sollen. —

(20) Hr. A. Treichel übersendet aus Hoch-Paleschken, Westpr., unter dem 19. Januar, folgende Berichte über

Burgwälle in Ostpommern.

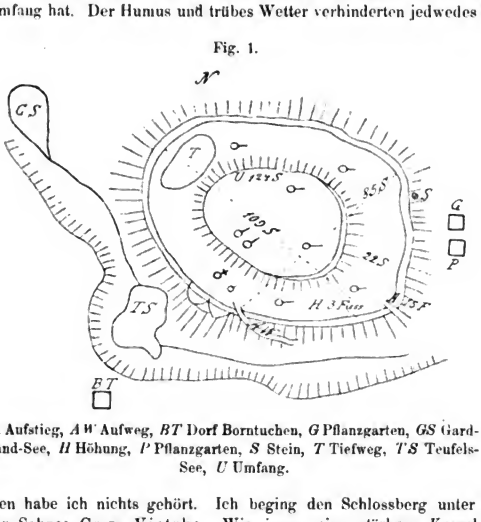
1. Schlossberg Borntuchen, Kreis Bütow.

Im Westen von Kreis und Stadt Bütow im östlichen Pommern liegt das Dorf Borntuchen und ein wenig nordöstlich von diesem wurde mir ein Schlossberg genannt, welchen ich im Juni 1895 beging. Am nördlichen Ufer des morastigen, mummelbekränzten, ein wenig abgelassenen Teufelssees liegt, in Höhe von etwa 60 Fuss, dieser nicht ganz runde Schlossberg (Fig. 1), bestanden mit starken Rothbuchen, deren eine bei ♀ ich zu 2,47 *m* in Kopfhöhe maass (der Stubben einer anderen betrug über 1 *m* Durchmesser); er hat ungefähr 290 *m* Schritte im Umfang. Einen Durchmesser nahm ich mit 124, einen anderen mit 85 *m* Schritten lang. Aus der Umgebung des Landes erhebt er sich nur mit 15 Fuss Aufstieg. An einer Stelle vorher fand ich einen mittelgrossen Stein. Zwischen ihm und einem kleinen Waldwege liegen zwei Pflanzgärten (*P*, *G*). Das Vorland mit beginnender Erhebung beträgt etwa 60 *m* Schritte. Nahe dem Teufelssee ist ein Abrutsch der Bergwand, links davon ein Aufweg, welcher die Wand durchbricht, rechts davon eine leichte Vertiefung, aber kaum als Kessel anzusprechen. Ihm südlich gegenüber liegt ein hoher Bergrücken. Der Blätterfall hat viel Humus zu Wege gebracht mit starkem Graswuchs. Oben fand ich eine seltenere Vicia, unten im

Digitized by Google

Thale Polygonatum verticillatum All. Fast der Form der äusseren Umrandung nachgebildet, erhebt sich in der Mitte eine um 3 Fuss höhere Stelle, die 124 *m* Schritte Umfang hat. Der Humus und trübes Wetter verhinderten jedwedes Buddeln.

Fig. 1.



A Aufstieg, *A W* Aufweg, *BT* Dorf Borntuchen, *G* Pflanzgarten, *GS* Gardland-See, *H* Höhung, *P* Pflanzgarten, *S* Stein, *T* Tiefweg, *TS* Teufels-See, *U* Umfang.

Von Funden habe ich nichts gehört. Ich beging den Schlossberg unter Führung des Lehrer-Sohnes Georg Vietzke. Wie innen eine stärkere Kesselung vermisst wird, so nach aussen hin jede Abstand gewährende Abgrabung. Von einer Wallkrone kann durchaus nicht die Rede sein, da keine Erhöhung den Bergrand garnirt. Nach Mittheilung eines Oberförsters (Krüger), aus dritter Hand, sollen dorther früher behauene Steine geholt worden sein. Mit dem umgebenden Walde gehört der Berg dem Fiscus. Er ist das Ziel mancher Lustpartie. An den Teufelssee schliessen sich westlich ein See mit dem bemerkenswerthen Namen Gardland-See und der Buckolt-(Buchholz-)See, östlich der Straden- oder Hertha-See; ebenfalls das Ziel von Vergnügungs-Züglern. Um den Gardland-See gehören von den 18 Morgen besten Landes je 3 Kaveln einem jeden der 5 Kossäten (Viertel-Bauern) von Borntuchen. Vielleicht ist Gart(en)land die richtige Schreibweise? Dieser Schlossberg hat viel Aehnlichkeit mit dem von Liniewo oder mit den massiven von Rehnow oder Zarnowitz. Eine Befestigungsmethode ist trotzdem ersichtlich, wenn auch keine Funde vorliegen.

Mir scheint, man müsse für eine solche Form eine dritte Art von Wällen in hiesiger Gegend aufstellen, die abweicht von den kegelartigen Burgbergen, wie ich sie auffasse, und von den Burgwällen mit ihrem charakteristischen Aussehen. Das Ganze von Berg und Thal an jener Stelle nennt das Volk die Heischkuhlen, ein Wort, dessen Ableitung unklar ist.

Ueber Sagen vom verwünschten Schloss u. s. w. in den Heischkuhlen vergl. O. Knoop, Pomm. Volkss. S. 10, sowie in Bl. f. pomm. Vk. III, S. 39, auch Archat Sagen in Z. f. Vk. IV, S. 308. — Als Merkmal für die ganze Gegend wurde mir noch die weithin sichtbare Linde auf dem Berge von Mattrin gezeigt. —

Digitized by Google

2. Burgwall von Morgenstern, Kreis Bütow.

Nach Cramer's Geschichte von Lauenburg und Bütow erwähnte ich in einem Aufsatze über Mogaliken in Z. des Hist. V. f. d. Reg.-Bez. Marienwerder, H. 9, dass der Name Burgwall bereits in alten Urkunden vorkomme. In dem vom Stettiner Herzoge Boguslav X. im Januar 1515 ausgestellten Freibriefe (beglaubigte, nach dem Original auf Pergament gefertigte Abschrift in den Domanial-Akten des Rentamtes Bütow) für den Schulzen zu Morgenstern (Peter Labben) wird ihm (ausser 5 freien Hufen, 4 Morgen Wiesen und freier Fischerei im See von Borntuchen, mit welchem Dorfe es angrenzt) auch der Burgwall verpachtet, und beträgt der Pachtschilling vier Groschen, jahrjährlich zu geben. Dieser Burgwall bei Morgenstern kommt schon in einem früheren Verzeichnisse der Güter und Dörfer im Lande Bütow vor. „Item der Schultifz czinft VI Schilling vor eynen burgwal." Nach Cramer kommt der Name Burgwall in vielen Verleihungs-Urkunden vor. Er deutet ihn zwar auch als eine von Erde aufgeschüttete Befestigung zum Zwecke der Landesvertheidigung, meint jedoch, dass solch' ein Burgwall gegen Zins zur Heuwerbung verpachtet wurde, wie noch heute in allen Festungen die Wälle alljährlich zum Heuschnitte meistbietend ausgeboten werden. Mit gleichem Rechte könnte er die gleiche Ausnutzung von Chausseegräben vorgeführt haben; doch gab es zu seiner Zeit für die Hauptstadt des kleinen Ländchens, die zugleich sein Wohnort war, wohl noch keine Chausseen oder wenigstens nicht deren so minutiöse Ausnutzung. Nach meiner Meinung, wie ich schon damals ausführte, sei vielmehr daran zu denken, dass der Zins für die Beackerung des Burgwalles entrichtet worden sei. Da 6 Schillinge = 72 Pfennige Ordensgeld nach Vossberg sind, so muss in jener Zeit, wo Land so wenig galt, der Burgwall in beiden Fällen eine bedeutende Ausdehnung gehabt haben oder von sehr grosser Ertragsfähigkeit gewesen sein. In der Hoffnung nun, dass es mir nicht abermals so ergehen werde, wie bei dem Burgwalle von Czechcesin, Kreis Neustadt, der, ebenfalls urkundlich verbürgt, dennoch, wie ich meine, in ungelöster Frage der Auffindbarkeit steht, besuchte ich im Juni 1892 jene Gegend, und hatte dabei wenigstens die Genugthuung, dass ich den mir genannten Schlossberg bei Borntuchen, das mit Morgenstern angrenzt, begehen und beschreiben konnte, der mir sogleich nicht als richtiger Burgwall passte. Hier hätte es sich allerdings um reine Grasnutzung handeln können, wenn nicht die Gartland-Aecker gemeint waren. Ich sah mich also gezwungen, die Frage der Identität offen zu lassen und vorerst den Schlossberg für sich zu behandeln. Doch verhehle ich nicht, dass noch in elfter Stunde vor dem Abgange aus Borntuchen mir die Kunde wurde von einem Berge, mitten in den Wiesen, am grossen See, der so etwas Sonderbares habe, wie ein Mann erzählt habe, der „augenblicklich todt" sei. Schon damals machte ich dieser Stelle meinen Besuch bei stark tröpfelndem Regen und mächtiger Böe, fand sie jedoch mit Roggen bestanden, so dass eine erneute Untersuchung nothwendig schien. Die Formen erschienen indessen durchaus ansprechend. Jedoch hat sich bis jetzt keine Zeit finden lassen zu einer abermaligen Begehung, so dass Genaueres darüber vorbehalten bleibt. Als Wall wurde er mir jedoch auch in weiter Ferne (in Glowitz) genannt von einem Herrn, der sich aus seiner Jugend dieser Lokalität entsann. —

3. Der Kegelberg bei Bütow.

Bei Gelegenheit der Durchforschung der prähistorischen Rundwälle um Bütow in Pommern wurde ich auch auf den sogen. Kegelberg geführt, welcher dem

Digitized by Google

dortigen Hausbesitzer Ratzlaff gehört. Er erstreckt sich in die von zwei Flüssen gebildete Thalschlucht hinein und gehörte mittelalterlich gewiss zur städtischen Befestigung. Eine Anpassung des Berges als Befestigung in frühester Zeit wäre möglich, ist mir aber sehr zweifelhaft. Er liegt oberhalb der Bade-Anstalt und hat einen starken Abfall zur Wiesenfläche der Bütow (Fluss); der andere Bach heisst Totzke (vielleicht weil er viel durch Land eines gleichnamigen Besitzers floss) oder Streschke, ein mehr allgemeiner Begriff, da strega polnisch Regenbach bedeutet. Früher war der Kegelberg mit allerlei Baumwerk bestanden, mit Birken, Kiefern, Haselstrauch, Faulbaum und so starken Espen, dass man aus deren Holz Bretter hat schneiden können. Er hat keine Wasserader in sich, so dass das Wasser, wenn das früher einmal nöthig war, von einem Nebenberge künstlich hergeleitet werden musste, wo man bei tieferem Graben immer Wasser findet und von wo aus auch das städtische Schloss durch eine unterirdische Leitung mit Wasser versehen wurde. Der Boden besteht aus kalkhaltigem Grand, schichtweise untermischt mit Kies und viele Versteinerungen enthaltend, durchzogen von Adern von Lehm und sogen. Rothstein; im Grunde, am Fusse, trifft man auf Thon. Diese Bodenarten, im Gemenge mit den Resten alter Culturen, haben den Eigenthümer Ratzlaff veranlasst, die Erde davon fuhrenweise an die Ackerbürger zu verkaufen. Somit geht jetzt schon ein Weg hindurch. Die zur rechten Seite stehengebliebene Kuppe, an Umfang 1892 vielleicht noch 80 Schritte betragend, welche jenen starken Abfall zeigt, ist, wenn sie jetzt auch viele Anzeichen einer alten Wallung aufweist, schliesslich doch nichts weiter, als der Rest eines vorspringenden Hügels. Jene Unterwühlung des Berges aber musste vielfache Ausbeute an allerlei Resten der Vorzeit zu Wege bringen. Die Schilderung der Lokalität hilft daher beitragen zu einer allgemeinen prähistorischen Betrachtung der Gegend.

Vielfach trifft man dabei auf grossformatige Ziegelsteine, Lehmbewurf mit Stroheinschluss, Topfreste, Henkel und Boden, Knochen von Thieren, Hauer vom Eber. Von früheren Funden ist mir berichtet worden: 1. vor etwa 10 Jahren eine Art von Stossdegen und eine einer sogen. Stampfkeule ähnliche Keule, $1^1/_2$ Fuss lang, von Eisen (gingen nach Danzig); 2. eine glatte Tasse (ging durch Kaufmann Gube nach Stettin); 3. eine Art von Kanne mit Nibbe (Ausguss), im Winter 1891 gefunden, etwa 1 Fuss hoch, aus stark gebranntem Thon, so dass sie wie eine Glocke klang.

Was ich 1892 dort vorfund, packte ich, soweit es anging, zusammen und überschickte es dem Provinzial-Museum in Stettin, weil ich von der Ansicht ausgehe, dass jedem Provinzial-Museum die eigenthümlichen Funde seiner Provinz gebühren. Darunter waren 2 Hufeisen mit alterthümlichen Stollen, ungeschickt gearbeitet, vielleicht nur auf sogenannten Bockshuf oder durch ihre Schärfe für Winterreisen berechnet; davon waren über 100 Stück, paarig verschränkt, unter Asche und Ziegelgrus gefunden worden; sodann eine Wagenbüchse ältester Art, ein Bolzen, ein Spannagel, eine Krampe, ein Stück Feile (ob nicht durch Abfuhr zur Stelle gekommen, also recent?), zwei Pfeilspitzen mit Widerhaken (ob nicht mit Blei gefüllt, da verhältnissmässig schwer!?), wovon häufig ähnliche gefunden werden; dies Alles von Eisen. Sodann gebrannter Lehm mit Spuren von Stroheinschluss, Scherben, Randstücke. Wegen ihrer Schwere mussten dort bleiben zwei mächtige Stücke eines eisernen Grapens, ein Kragstein (Artefact) von Rothsandstein, versteinertes Holz, das später Schleifstein geworden, sowie die restliche Stehfläche eines steinernen Gefässes, ursprünglich über 1 *m* hoch, vielleicht Sandstein, weshalb eine ruchlose Hand das Gefäss bis zum Boden überhaupt hat zertrümmern

Digitized by Google

können; bei seiner Auffindung war es gefüllt mit Asche, Knochen von Thieren und Menschen, Eisen und sonstigem Metall; darauf lag ein zerstückelter Feldstein. Fundort nahe den Hufeisen. Nach Aeusserung des Besitzers hätte die ganze Stelle ausgesehen, als wenn ein Gebäude darüber in sich zusammengefallen wäre. Alle diese Stücke lassen muthmaassen, dass sich an jener Stelle die Schmiede der noch gut erhaltenen Ritterburg befunden habe. Bei dem fortgesetzten Verkaufe der humosen Erde sind weitere Funde nicht ausgeschlossen.

Solche wurden aber auch gemacht, ohne dass sie zur Kenntniss des Besitzers gelangten. Beweis dafür ist ein Säbel, jetzt nur noch in Schneide und Klinge vorhanden, nachdem der Griff von einem unkundigen Schmied zerklopft worden ist, oder vielmehr vorhanden gewesen, da er unmittelbar nach meiner Anwesenheit verschwand. Die Klinge war beiderseits mit Gold austauschirt, das aber sehr gelitten hat bei dem Versuche eines Arbeiters, dieselbe mit Sand u. s w. abzureiben und zu putzen. Der Folge nach ergaben sich darauf, nach dem Griffe zu gerechnet, folgende Darstellungen: 1. Stern (achtstrahlig); 2. liegender Halbmond; 3. zwei achtstrahlige Sterne; 4. Hellebarden und Fahnen im Gemenge; Figur des Abzeichens bei der Janitscharen-Musik; 5. zwei vierstrahlige Sterne; 6. Kopf und Halbbrust eines türkischen Pascha's mit einem Rossschweife, Turbanzier und grossem Schnauzbarte. Ich möchte glauben, der äusserst biegsame Säbel sei von einem Polen ehemals in einem türkischen Kriege erbeutet und dann hier bei Bütow wieder im Kampfe fahren gelassen, wenn nur nicht dagegen spräche, dass türkische Säbel doch sonst viel stärker gekrümmt auftreten. Doch spricht der Pascha dagegen Ich halte den Fund der etwaigen Erwerbung nicht für unwerth. —

Im Jahre 1893 wurde zu Neu-Fietz, Kreis Berent, auf dem Felde eine Art von Degen ausgepflügt, der auf beiden Seiten scharf geschliffen, also eigentlich als Dolch anzusprechen war. Er kam in den Besitz des Hrn. J. v. Sarnovski in Schadrau und von diesem durch den Redacteur einer polnischen Zeitung in Danzig wahrscheinlich in den Besitz des polnischen Museums zu Thorn. Da auf ihm, nach der Auskunft von Sachverständigen, ein Halbmond, die betreffende Jahreszahl und mehrere Koransprüche vorhanden (eintauschirt) gewesen sein sollen, so wird nicht mit Unrecht vermuthet, dass derselbe einem polnischen Manne zugehört habe, welcher unter Johann Sobieski die Belagerung von Wien mitgemacht und jene Waffe von einem Türken erbeutet hat. —

An weiteren Funden aus der Umgegend von Bütow wurden mir gemeldet: um Louisenhof, vor Jahren, in einem tief unter der Erde in eine Wiese ausgehenden Sandstrahle, wo ehemals ein Lager der Schweden gewesen sein soll, eine Scheere, ein dünnes Goldstück und viele Silbermünzen, im Werthe von etwa 45 Mk.; in Pomeiske, beim Baue der Kirche, Steigbügel, Ringe, Ketten von Eisen. —

4. Excurs über das Ordensschloss in Bütow.

Schliesslich führe ich noch einige Auffälligkeiten an dem alten Ritterschlosse des Deutschordens in Bütow an, welches noch heutzutage äusserst gut erhalten ist und nur von einer vorderen Seite dadurch an imposanter Schönheit verliert, dass man an seinem Colossalbau als Hinterwand in neuerer Zeit das Amtsgerichts-Gebäude „angeklackst“ hat. Auf jedem der vier oder mehr Thürme des Altschlosses befindet sich ein Storchnest. Zunächst bemerkt man an der östlichen Mauerwand mehrere nach aussen stark hervorragende Tragsteine aus einem Stücke. Heute sind sie durch Aufschüttung von Erde aus dem früheren Walle und heutigen

Digitized by Google

Garten wohl erreichbar, müssen aber vor Zeiten frei in der Luft geschwebt haben. Einige Aehnlichkeit haben sie mit dem sogen. Schustersteine am Thurme der Ritterburg in Schlochau; doch erscheint dieser als gewaltiger Block ohne Bearbeitung, bei welchem nur seine Verpflanzung in eine so gewaltige Höhe wunderbar erscheint, wogegen die beim Schlosse von Bütow hervorragenden Steine, die ich als Tragsteine bezeichnete, tiefer nach unten im Mauerwerk angebracht sind und deutlich die Spuren einer Bearbeitung zu Längsblöcken, ausserdem aber, mir dem Zwecke nach unerklärliche, ebenfalls eingemeisselte Einkerbungen zu beiden Seiten, oben mehr rundliche, unten viereckige zeigen. Es sieht aus, als wenn sie nach ihrer Bearbeitung mit Rundungen und Ecken, die ich für beabsichtigte Einfügungsräume anspreche, für den ausgeführten Bau entweder nicht passlich genug erschienen oder überflüssig wurden.

Zweitens führe ich eine andere Auffälligkeit vor. Selbstverständlich sind die Eckthürme des Schlosses durch einen gallerieartigen Gang mit einander verbunden. Man geht noch heute auf diesem Gange sehr bequem und ist von beiden Seiten durch aufstrebendes Mauerwerk beschützt, dessen Bekrönung zinnenartig ist. Hin und wieder bilden sie aber eine weitere Lichtung, welche man wohl als Schiessscharte ansprechen darf. Aber auch andere Gemächer müssen an der Ostseite, da wo die Tragsteine sind, in oder an diesem Gange befindlich gewesen sein. Waren sie an dem Gange, so vermisst man allerdings eine noch so kurze Unterstützung von unten her im Mauerwerk, oder doch Spuren davon. Somit waren es mehr ungestützte Ausbauten. Die erwähnten Tragsteine befinden sich jedoch in zu grosser Entfernung (etwa 30—40 Fuss) darunter, als dass man einen Zusammenhang zwischen beiden annehmen könnte. Offenbar sind diese eckigen Bauten Ueberreste von geheimen Gemächern. Diese Annahme wird noch durch eine mit fast allen Sinnen wahrnehmbare Sache unterstützt. Noch heutzutage ist nehmlich hier, was ich sonst an anderen Schlössern des Deutschordens nicht bemerkte, die Wegstrasse des aus dem Geheimgemache abfliessenden Wassers deutlich an der äusseren Mauerwand zu erblicken. Man erkennt die Sache sehr leicht durch die verschiedenartige Färbung und durch eigenartige, gewiss nicht ammoniakfreie Incrustationen auf der Mauerseite. Andererseits ist ganz nahe dem Eckthurme ein anderes geheimes Gemach in rundlicher Form, zu welchem, wie aus der Oeffnung zu schliessen, der Eingang aus dem Thurmraume gewesen sein muss. Hier sind auch die vorher vermissten Stützpunkte von unten her zu sehen, sowie Grösse und Form des Gemaches aus stehen gebliebenen Mauerresten wohl reconstruirbar. Das Gemach schmiegt sich ordentlich ein an den Aussenraum, zwischen dem rundlichen Thurme und dem geradeaus gestreckten Gange. Auch an seiner Bestimmung wird durchaus kein Zweifel gelassen in den Ueberresten, die, weil sie so ganz unvermittelt nach aussen stehen blieben, nur desto plastischer, aber auch komischer wirken, nehmlich in den Resten einer regelrechten Brille, die gar nicht von der heutigen Einrichtung abweicht. Davon steht der der Mauer eingefügte Theil des hölzernen Brettes sammt dem ihm zukommenden Rundeinschnitte in voller Parade da. Man sieht ganz gut, wo der Mann gesessen haben muss. Für die Eintheilung dieser beiden Arten von Gemächern bleibt auch keine andere Wahl frei, als wie ein Jeder sie sich leicht vorstellen kann. Meine erste Auffassung freilich ging dahin, dass der Rundraum für die Ritter bestimmt war, die mehrfachen (ich glaube, vier) viereckigen Räume in der Mauer für Knechte, Diener und Wachthabende. Diese Schlussfolgerung ist zwar eine heikle Sache, insofern sie, wenn man nicht annehmen will, dass das Verhältniss nur hier allein vorkommt, der im Grossen und

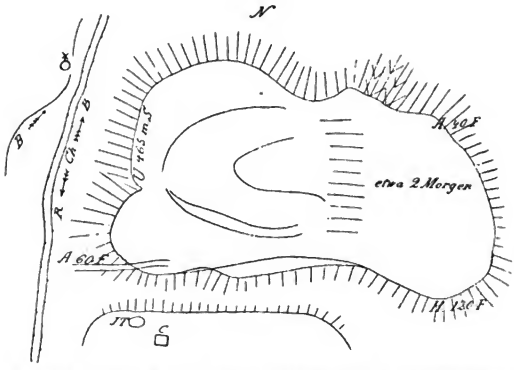
Digitized by Google

Ganzen jetzt als gültig angenommenen Theorie von den sogen. Danzigern (namentlich in Marienwerder) widersprechen würde. Indess dürfte der Aufbau solcher grossen und besonders stehenden Thürme nicht überall bei allen Ordens-Schlössern durchführbar, auch, soviel ich beurtheilen kann, den einzelnen Momenten und Wechselwirkungen des Bedarfs kaum entsprechend gewesen sein. —

5. Burgwall Altes Schloss bei Carlsthal unweit Bütow.

Etwa eine kleine Viertelmeile von Bütow entfernt liegt nordwestl. der Stadt noch eine andere Wallburg (Fig. 2), und zwar unmittelbar an der jetzt von Bütow

Fig. 2.



A Abstieg, Aufstieg, *B* Borrebach, *C* Carlsthal, *H* Höhe, *JT* Jungfern-Teich, *R, Ch, B* Chaussee Bütow-Reinwasser.

nach Reinwasser führenden Chaussee rechts (O.), von welcher der Borrebach durch saftige Wiesen rinnt. Nicht weit davon ist das Schützenhaus, durch eine Schlucht getrennt von dem Massiv der etwa 2 Morgen enthaltenden Wallung. Sofort von der Chaussee ab erreicht man die Südkrone durch Gebüsch in etwa 60 Fuss Aufstieg, wogegen im NW. 40 Fuss Abstieg und im NO. etwa 120 Fuss Höhenabfall zu Ackerland angelegt waren. Im Innern der Wallung sind ebenfalls Abstufungen und rundliche Ab- und Einschnitte wahrnehmbar. Den Umgang maass ich zu 465 *m* Schritten. Hier wäre die ursprünglichste Anlage einer Befestigung zu suchen, bis dann etwa der Kegelberg dazu kam. Beide sind durch ein Wiesenterrain getrennt. Bei der knapp zugemessenen Zeit konnte ich nur ein allgemeines Croqui aufnehmen, zu welchem ich auch die Wiedergabe einiger Ornamente von Urnenscherben (Fig. 3) hinzufüge.

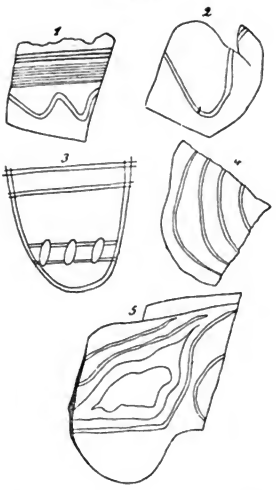
Zum sogen. Jungfern-Teich geht es links von der Chaussee ab. Er stellt sich als eine quellige Stelle dar. Da gehen nach der Sage die verwünschten Jungfern aus dem Schlosse baden. Sie können erlöst werden von einem Manne, der kein Wort sprechen und sich nicht umsehen darf. Jemand hatte das unter-

Digitized by Google

nommen und war auch schon bis in die Gegend von Carlsthal gekommen, als ein Fuder Heu ankam, vor welchem Mäuse angespannt waren; weil ihm das zu komisch vorkam, sah er sich um und so war nun sein Werk verloren.

Auf dem Schlossberge, bei dem jetzigen Carlsthal, lag das sogen. alte Schloss. Es ist das ein runder Fleck Erde, auf welchem gutes Korn wächst. Das Schloss darauf aber wurde verwünscht, ging unter, und erst wenn Jemand jene Jungfern erlöst haben wird, ist das Schloss wieder da. Auch ein Keller soll noch da sein, in den ein unterirdischer Gang, von dem Schlosse in der Stadt herkommend, einmündet. Die Leute vom nahen Dorfe Hygendorf, wozu Carlsthal jetzt gehört (früher zur Stadt), wissen davon zu erzählen. Es führt von da ein Steg hierher. In dem Jungfern-Teiche soll sich ein Executor ertränkt haben, der all' sein Geld verspielt hatte. Rings herum war früher alles Wald, der jetzt stark gerodet ist. Das Schloss wurde wahrscheinlich von den Schweden in den Grund geschossen. Der Schlossberg hat guten Gartenboden, in welchem selbst Zwiebeln gedeihen. Er ist aber erst vor kurzer Zeit in Cultur gebracht. Häufig sind gefunden worden alte Scherben und Stücke von alten Kachelöfen. Eine mögliche Kellerstelle konnte ich nicht entdecken.

Fig. 3.



Sonst steht fest, durch Aussage alter Handwerker, dass aus dem jetzt ganz vermauerten Ostthurme des Ritter-Schlosses in der Stadt thatsächlich ein Gang unter der Erde vorhanden ist und irgend wohin geleitet hat. —

Alle diese vier Wallungen als solche sind sowohl bei Hrn. R. Behla, wie auch bei Hrn. A. Lissauer unvermerkt geblieben. An Funden vermerkt letzterer aus Borntuchen eine Urne (nebst Töpfchen?) mit 2 bronzenen Armringen für die römische Epoche und von Bütow Schläfenringe zusammen mit arabischem Schmuck für die arabisch-nordische Epoche. —

(21) Hr. F. v. Luschan spricht über

das Hakenkreuz in Africa.

Das Hakenkreuz, so häufig es uns in einigen europäischen und anderen Mittelmeer-Ländern, in Indien und in Ost-Asien begegnet, ist in anderen Welttheilen eine überaus seltene Erscheinung. Sein Vorkommen in America ist auf spärliche, vereinzelte Fälle von wenig typischer Form beschränkt, über die Brinton[1]) be-

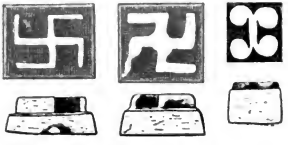
1) The ta-ki, the Svastika and the Cross in America; American philosophical Society 1888. Den da erwähnten Belegstücken wäre das Vorkommen verhältnissmässig recht

Digitized by Google

richtet hat, und aus Africa, soweit es nicht der Mittelmeer-Cultur angehört, kannte man bisher nur eine Reihe von Aschanti-Gewichten mit diesem Zeichen. Von diesen liegen mehrere im Britischen Museum; andere, aus englischem Privatbesitz, hat Schliemann[1]) abgebildet.

Neuerdings hat das Berliner Museum f. Völkerkunde als Geschenk Dr. Gruner's von der Deutschen Togo-Expedition eine sehr grosse Anzahl von Aschanti-Gewichten erhalten, welche ich demnächst, zugleich mit unserem früheren, gleichfalls sehr reichen Bestande an solchen, veröffentlichen werde; ich lege einstweilen hier nur drei Stücke aus der Gruner'schen Reihe vor, von denen zwei das Hakenkreuz tragen; sie sind hier in natürlicher Grösse abgebildet. Wie alle anderen Aschanti-Gewichte, sind auch sie aus einem messingähnlichen Metalle gegossen und haben allerhand Gussfehler, von denen einer auch auf der Abbildung zur Geltung kommt; es ist indess nicht daran zu zweifeln, dass es sich da um wirkliche, typische Hakenkreuze handelt. Das eine ist nach rechts, das andere nach links gerichtet.

Fig. 1.



Gewichte der Aschanti, natürl. Grösse.
(Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Das dritte der hier abgebildeten Stücke habe ich ausgewählt, weil völlig gleiche Spiralbildungen auch in Troja vielfach gefunden wurden[2]), der Schliemann'sche Vergleich seiner trojanischen Hakenkreuze mit denen der Aschanti also auch auf diese Formen ausgedehnt werden könnte. Ich muss freilich sofort hinzufügen, dass völlig übereinstimmende Darstellungen auch sonst vielfach vorkommen, selbst in Colombia[3]), wohin eine Uebertragung doch sicherlich völlig ausgeschlossen ist.

Fast zu gleicher Zeit mit diesen Aschanti-Gewichten erhielten wir durch Hrn. Robert Visser, dessen ganz besonderer Güte und Zuvorkommenheit sowohl das Königl. Museum f. Völkerkunde, als auch meine Lehrmittel-Sammlung schon viele werthvolle Zuwendungen verdanken, eine Reihe von Photographien und Notizen, die auf die Tättowirung im Flussgebiete des Kuilu Bezug haben. Darunter befanden sich auch mehrere Photographien einer Basundi-Frau, welche durch ihre besonders reiche Tättowirung schon Hrn. Visser aufgefallen war. Zwei dieser Photographien (Fig. 2 und 3) habe ich für die nebenstehende Abbildung umzeichnen lassen. Eine direkte Reproduction der Bilder durch Autotypie war leider durch technische Schwierigkeiten ausgeschlossen. Die Umzeichnung ist aber mit ge-

typischer Hakenkreuze auf einem sehr schönen mexikanischen Steinjoch der Becker'schen Sammlung anzureihen.

1) Ilios, Leipzig 1881. S. 397.

2) ebendas. S. 546–47.

3) Vergl. Bastian in Zeitschrift der Berl. Ges. f. Erdkunde XIII, und R. Andree, Parallelen und Vergleiche 1878, S. 281, Taf III, Fig. 25.

Digitized by Google

wissenhafter Benutzung der Negative und unter meiner persönlichen Controle vorgenommen worden; auch wurde, was von den Narben nicht völlig deutlich war, nur mit punktirten Linien gezeichnet, so dass die Wiedergabe als eine durchaus zuverlässige und authentische gelten kann. Hierfür war es besonders günstig, dass von der Vorderseite zwei Aufnahmen vorlagen, die bei verschiedener Beleuchtung gemacht waren und sich daher gegenseitig ergänzten.

Technisch handelt es sich um die gewöhnliche, typische Narben-Tättowirung, aber die Darstellung selbst muss unser grösstes Interesse erregen, da sie eine ganze Reihe von Hakenkreuz-Motiven enthält. Nur in der Brustgegend und auf

Fig. 2.

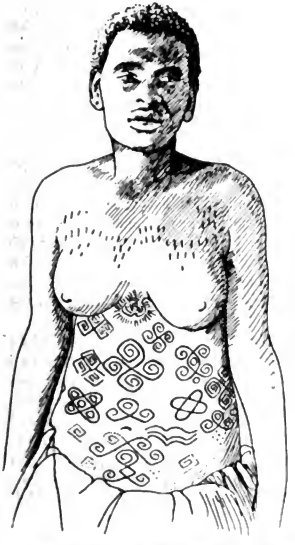
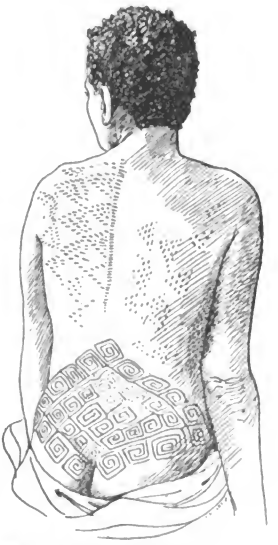


Fig. 3.



Basundi-Frau, nach Photogr. des Hrn. Visser, etwa $^1/_7$ d. natürl. Gr.

den oberen Rückenpartien sehen wir einfache Strich- und Dreieck-Muster, wie sie sonst so vielfach in West-Africa vorkommen, hingegen ist die ganze vordere Bauchwand und die untere Rückenhälfte dicht mit Narben bedeckt, unter denen das Hakenkreuz und seine Ableitungen überwiegen. Die Darstellungen sind in der Hauptsache symmetrisch. Zunächst erkennt man in der Mittellinie fünf Zeichen, die genau über einander liegen; das oberste derselben ist mir leider unverständlich; es sieht so aus, als ob drei Blätter (oder Köpfe??) von einer unregelmässig rundlichen Linie eingeschlossen wären, von der aus nach allen Seiten dichtgestellte Linien radiär ausstrahlen. Es scheint auch, als ob die Narben an einigen Stellen

Digitized by Google

anders verlaufen, als dies eigentlich beabsichtigt war. Es wäre das sicherlich nicht zu verwundern, da die Technik der Ziernarben ja eine sehr complicirte ist und selbst gerade Linien in der Regel nicht durch entsprechende Längsschnitte, sondern durch ein ganzes System zickzackartig verbundener kleiner, etwa senkrecht auf die Längsrichtung geführter Querschnitte hervorgebracht werden. Man wird leicht begreifen, dass bei solcher Technik die Herstellung von gekrümmten Ziernarben doppelt schwierig ist, und es ist ausserdem ganz leicht einzusehen, dass bei solchen Narben, besonders wenn sie auf kleinem Felde eine etwas dichtere Zeichnung wiedergeben sollen, die einzelnen Linien nicht immer so vernarben, wie das beabsichtigt war, und dass ab und zu mehrere Narben zusammenfliessen, die ursprünglich hätten getrennt bleiben sollen.

Jedenfalls ist es mir nicht möglich, für das oberste Zeichen der Mittelreihe eine befriedigende Erklärung zu finden. Hingegen ist das nächst untere Zeichen völlig klar; es ist wunderbar correct ausgeführt und enthält ein sehr grosses, nach links gerichtetes Hakenkreuz, dessen Schenkel sämmtlich spiralig eingerollt sind. Das dritte Zeichen der Mittelreihe enthält eine Art von Auge, dessen Begränzungslinie unten in zwei seitlich sich hinziehende Spirallinien ausläuft. Das vierte Zeichen, schon unter dem Nabel gelegen, ist dem zweiten sehr ähnlich, aber es kann nicht auf das typische Hakenkreuz zurückgeführt werden, sondern auf jene Modification der Svastika, bei der zwei halbe Hakenkreuze, ein nach links und ein nach rechts gerichtetes, mit einander vereinigt sind. Das fünfte Zeichen, schon ganz in der Nähe der Symphyse, ist dem dritten sehr ähnlich; es hat aber zwischen dem „Auge" oben und den auslaufenden Spiralen noch einen Rhombus eingeschaltet. Zu beiden Seiten dieser fünf mittleren Zeichen liegen jederseits noch andere Ziernarben, nicht absolut symmetrisch, aber doch so angeordnet, dass jedem Zeichen der Mittelreihe jederseits ein seitliches entspricht. Neben dem dritten Mittelzeichen, also etwa in der Gegend des grössten Bauch-Umfanges, liegen jederseits sogar zwei Zeichen.

Beginnen wir mit der Beschreibung wieder von oben, so haben wir links ein Zeichen, das wegen ungünstiger Beleuchtung nicht mit Sicherheit zu erkennen ist, aber jedenfalls auch dem Hakenkreuze verwandt ist, rechts aber ein sehr schönes Hakenkreuz, nach rechts gerichtet und spiralig eingerollt. Auch in der zweiten Reihe ist links das Zeichen nicht deutlich, rechts aber steht ein Zeichen, das bei oberflächlicher Betrachtung mit dem vierten der Mittelreihe übereinstimmt; es ist jedoch in ganz anderer Art entstanden und lässt sich am ehesten in zwei monogrammartig in einander verschlungene C-artige Figuren auflösen, die zusammen wie ein Doppeladler wirken und da, wo sie in einander übergreifen, noch ein kleines „Auge" einschliessen.

Die dritte Reihe zeigt rechts und links von der Mitte ein Zeichen, das uns auch sonst in West-Africa sehr häufig entgegentritt: ein aus sehr breiten, an den Enden abgerundeten Balken gebildetes, liegendes, schräges Kreuz; rechts ist es in seiner einfachsten Form vorhanden, links sind in alle fünf Felder noch „Augen" eingezeichnet. Von den äusseren Zeichen dieser Reihe ist von dem linken wegen der etwas seitlichen Drehung des Körpers und wegen der ganz ungünstigen Beleuchtung gar nichts mit Sicherheit zu erkennen; hingegen steht rechts wiederum ein wirkliches Hakenkreuz, genau gleich dem zweiten Zeichen der Mittelreihe, nach links gerichtet und mit spiralig eingedrehten Haken. In der vierten Reihe ist ein Zeichen besonders auffallend, es besteht aus drei über einander liegenden, fast horizontal verlaufenden Schlangenlinien.

Digitized by Google

Die Bedeutung all' dieser Zeichen ist mir völlig unklar, aber ich verbinde mit der genauen Veröffentlichung derselben die Hoffnung, dass Hr. Visser und unsere anderen west-afrikanischen Gönner und Mitarbeiter vielleicht doch in die Lage kommen können, die einheimischen Namen und dann allmählich auch die wirkliche Bedeutung dieser Zeichen zu erfahren. Die wichtige Frage, ob derartige Zeichen übertragen sind oder selbständig entstehen konnten, würde durch solche Ermittelungen ihrer Lösung einen grossen Schritt näher rücken.

Einstweilen glaube ich persönlich an die Möglichkeit vollkommen selbständiger und unabhängiger Entstehung dieser Zeichen bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten. Diejenigen, welche Uebertragung annehmen, müssen erst den Weg zeigen, auf dem eine solche erfolgt ist. Dass unsere Karten in fast unmittelbarer Nähe der Basundi, nur etwa 500 *km* von der Heimath der Frau entfernt, deren Hakenkreuz-Tättowirungen wir eben kennen gelernt haben (unter 10° östl. Länge und 2° südl. Breite), ein „Aschira-Land" verzeichnen, kann ich als einen solchen Nachweis nicht anerkennen. Wichtiger wäre es, darauf hin einmal genau die Bronze- und Kupfer-Gefässe zu untersuchen, die Flegel und andere Reisende aus den Haussa-Ländern gebracht haben. Diese sind in getriebener, gestanzter und gepunzter Arbeit reich verziert und haben sehr häufig Spiralen, Triquetra und andere Ornamente, welche wir sonst in Africa zu finden nicht gewohnt sind. —

(22) Hr. F. v. Luschan stellt

einen jungen Mann aus dem Stamme der Wayao

vor, den Hr. Neuhaus aus Ost-Africa nach Berlin gebracht hat, um ihn hier unterrichten zu lassen.

Der junge Mann ist nur 1,47 *m* hoch und galt als noch nicht ausgewachsen. Er hat aber seine vier Weisheitszähne schon recht stark abgeschliffen, erinnert in seinem ganzen Habitus vollkommen an eine der beiden Pygmäen, die Hr. Stuhlmann vom Ituri gebracht hat, und zeigt auch das für diese so bezeichnende Flaumhaar, besonders in der Nackengegend. Nur seine sehr grossen, plumpen Hände sprechen dafür, dass er trotz seiner ausgesprochenen Pygmäen-Eigenschaften doch auch seiner Abstammung nach zu den Wayao gehören könnte, unter denen er aufgewachsen ist. Etwas Bestimmtes über seine Familie und seine Verwandten weiss er nicht zu berichten. Es ist nicht ausgeschlossen, dass er vielleicht Halbblut-Pygmäe ist; da er weiterer Beobachtung in Berlin zugänglich bleibt, brauchen seine Maasse und seine Photographie einstweilen nicht veröffentlicht zu werden. Besonders die ersteren werden erst interessant werden, wenn der junge Mann auch in einigen Jahren über seine gegenwärtige Wachsthumsgrenze nicht hinausgelangt ist. —

(23) Hr. Rud. Virchow zeigt, ausser einer Reihe menschlicher Oberschenkelknochen,

Schädel und Extremitäten-Knochen von Jakoons, Malacca.

(Hierzu Tafel V.)

Unser vielgeprüfter Reisender in Malacca, Mr. Hrolf Vaughan Stevens, hat seine Zusage wahrgemacht und Gebeine von Jakoons eingeschickt. Schon in der Sitzung vom 21. November 1891 (Verhandl. S. 838) konnte ich mittheilen, dass er die Möglichkeit, Schädel von Mantras oder Jakoons zu sammeln, erwähnt, aber zugleich angeführt habe, dass er dies unterlassen habe, weil er noch nicht habe er-

Digitized by Google

mitteln können, was diese Leute eigentlich seien. Nach neueren Berichten hat er diese Bedenken fallen gelassen; ich hoffe, darüber in Kürze ausführlichere Angaben vorlegen zu können. Hier will ich nur erwähnen, dass die Jakoons (Djâkuns) vielerlei Wanderungen ausgeführt und sich dabei mit anderen Stämmen vielfach gemischt haben, insbesondere mit Seletar oder Orang-Lâut. An einer Stelle sagt er: „ich schicke Ihnen Schädel und Gebeine von den, nach ihrer Angabe, Reinblütigen." Man könnte hier an die Orang-Lâut denken, indess steht auf einem Begleitblatt vom 3. Januar 1895 bestimmt „Three Jakoon skulls" und es folgt eine so detaillirte Angabe der einzelnen Objekte, dass kein Zweifel darüber bestehen kann, dass Mr. Stevens die hier vorliegenden Gebeine gemeint hat Leider hat er nicht angegeben, wo und wie er dieselben erlangt hat; es lässt sich jedoch nicht daran zweifeln, dass sie aus Gräbern herstammen und dass sie in dem südlichen Theil des westlichen Malacca gesammelt worden sind[1]).

Seine Angaben lauten:

Nr. 1. A female, with the long bones of the arms and legs, also the pelvis, being destroyed by the monitor lizards.

Nr. 2. Male skull and lower jaw only.

Nr. 3. Male, but with the underjaw carried away out of the grave by the monitor lizards.

These are the skulls of Jakoons whose descent is known to be unmixed for from 5 to 10 generations and have been carefully selected by me.

Er fügt hinzu: The monitor (Hydrosaurus) lizard is the depredator which owing to the peculiar style of burial makes a hole readily into the grave and carries away many of the bones or eats them. From this cause not one grave in ten has the perfect skeleton in.

Das bei Weitem Interessanteste in dieser Sendung sind die Rumpf- und Extremitäten-Knochen des unter Nr. 1 aufgeführten Weibes, insofern sie ausgesprochen zwerghaft sind. Nun könnte es ja sein, dass es sich hier um eine individuelle Variation handelt, indess scheinen andere Angaben bestimmt darauf hinzuweisen, dass wir hier auf einen neuen Zwergenstamm gestossen sind.

Schon im Jahre 1891 hatte Mr. Stevens eine grössere Tabelle von Körpermessungen eingeschickt. Aus derselben habe ich damals (Verhandl. 1891, S. 842) eine gedrängte Uebersicht mitgetheilt. Darin finden sich Messzahlen für 6 weibliche und 7 männliche Individuen. Aber von den ersteren sind 3 Kinder im Alter von 4—13, von der zweiten gleichfalls 3 Kinder im Alter von 4—12 Jahren. Scheidet man diese aus, so bleiben 3 weibliche und 7 männliche, also 10 erwachsene Personen. Diese maassen

		Männer		
	Alter	Körperhöhe	Klafterweite	Differenz
Nr. 21	23 Jahre	1485 *mm*	1619 (?) *mm*	+ 134
„ 22	23 „	1520 „	1581 *mm*	+ 61
„ 23	56 „	1554 „	1626 „	+ 72
„ 24	32 „	1546 „	1583 „	+ 37
	Mittel . . .	1526 *mm*	1602 *mm*	+ 76

1) In einer an das Königl. Museum gelangten Abhandlung sagt Mr. Stevens: „Die Seletar oder Orang-Lâut zerfallen in zwei Abtheilungen: diejenigen, welche sich mit den Jakoons (Benua oder Benär) vermischt haben, und die, welche nur unter einander geheirathet haben. Ich schicke Schädel und Gebeine von den, nach ihrer Angabe, Reinblütigen." Da keine anderen Schädel und Gebeine, als die in Frage stehenden, hierher gelangt sind, so muss angenommen werden, dass die Bemerkung auf sie zu beziehen ist. Stevens erklärt gleichzeitig, dass er den Namen Jakoon für alle Benar oder Benua gebrauche.

Digitized by Google

Weiber	Alter	Körperhöhe	Klafterweite	Differenz
Nr. 25	21 Jahre	1523 *mm*	1545 *mm*	+ 22
„ 26	33 „	1420 „	1466 „	+ 46
„ 27	24 „	1400 „	1422 „	+ 22
	Mittel . . .	1447 *mm*	1477 *mm*	+ 30

Es erscheint zweifelhaft, ob diese Angaben ganz zuverlässig sind. Eine Differenz von 134 oder von 72 *mm* zu Gunsten der Klafterweite erregt den Verdacht, dass hier Irrthümer untergelaufen sind, sei es im Messen, sei es im Abschreiben. Immerhin bleibt die Thatsache bestehen, dass die Klafterweite durchweg viel grösser gefunden wurde, als die Körperhöhe, und dass die Körperhöhe der Weiber, mit je einer Ausnahme, erheblich geringer war, als die der Männer. Dabei ist zu erwähnen, dass ein Mädchen von 13 Jahren schon eine Körperhöhe von 1441 *mm* erreicht hatte.

Die neue, erst im Jahre 1895 eingesendete Tabelle ist viel umfangreicher. Sie umfasst die Maasse von 21 Männern (abgesehen von einem 2jährigen Kinde) und 14 Weibern, fast sämmtlich Erwachsenen. Nur bei 2 Männern wird ein (geschätztes) Alter von 18—20 und von 19—24, bei 2 Weibern ein solches von 16, bezw. 18—20 Jahren angegeben. Eine Aufzählung der Einzelzahlen für alle diese Personen, im Ganzen 35, darf wohl übergangen werden. Nur will ich bemerken, dass bei den Männern jedesmal 2 Messzahlen für die Körperhöhe aufgeführt werden, eine kleinere und (in Klammern, offenbar nachträglich, mit rother Tinte eingetragen) eine grössere. Mr. Stevens sagt darüber: In the column B for the total height two figures are given, one in black ink, the other in red. The former is the highest when the head is in the „Camper"position i. e. the sousnasal and the aural aperture in the same horizontal line; the latter is the greatest height the man can attain to by standing erect with his head in any position. In the measurements for the females only one figure is given for the total height, which figure corresponds to the red ink figure for height in the male lists. Keine dieser Messungen entspricht genau der deutschen Horizontalen, die wir zu Grunde gelegt wünschen. Da jedoch für die Weiber nur ein Maass angeführt wird und dieses der rothen Bezeichnung für die Männer entspricht, so bleibt, wenn man überhaupt eine Vergleichung anstellen will, für die Männer nur die rothe Zahl übrig. Daraus entsteht freilich eine neue Schwierigkeit, indem in der Liste von 1891 durchweg die „Camper"-Stellung zu Grunde gelegt war.

Ich erhalte dann folgende Zahlen:

für 21 Männer eine gemittelte Höhe von 1534 *mm*,
„ 14 Weiber „ „ „ „ 1378 „ ,
Differenz 156 *mm*,

und zwar hatten eine absolute Höhe von

1439—1498 *mm* 6 Männer,
1504—1579 „ 13 „ ,
1608 „ 2 „ ,

ferner eine absolute Höhe von

1253 *mm* 1 Weib,
1311—1394 „ 7 Weiber,
1400—1453 „ 6 „ .

Die sexuelle Differenz ist also sehr erheblich. Der zwerghafte Körperbau ist bei dem weiblichen Geschlecht so häufig, dass man ihn als eine fast typische Er-

Digitized by Google

scheinung bezeichnen kann; bei dem männlichen Geschlecht bildet er eine Ausnahme, wenngleich auch das Mittel keine erhebliche Höhe erreicht.

In Betreff der Klafterweite sind auch nach den neuen Tabellen die Schwankungen sehr grosse. Bei den Männern ist 7mal, bei den Weibern 11mal die Klafterweite kleiner, als die Körperhöhe, während die erstere grösser ist bei den Männern 13mal, bei den Weibern nur 3mal. Auf die Grösse der Schwankungen will ich nicht näher eingehen, da hier die Zuverlässigkeit der Messung nicht ganz sichergestellt ist: bei den Männern kommen Differenzen bis zu 57 *mm* zu Gunsten der Klafterweite, bei den Weibern solche bis zu 81 und 84 zu Gunsten der Körperhöhe vor. Jedenfalls tritt hier kein pithekoides Merkmal in augenfälliger Weise hervor. Dagegen ergiebt sich bei einer Rückschau auf das gesammte, durch die Messungen des Mr. Stevens gewonnene Material, dass nach der zweiten Tabelle von 35 erwachsenen Jakoons 20 = 57,1 pCt. eine Körperhöhe unter 1500 *mm* hatten, und zwar sämmtliche Weiber (14 an der Zahl) und 6 Männer (unter 21 = 28,5 pCt.). Nimmt man die 7 Individuen der ersten Tabelle hinzu, so erhält man für die Gesammtheit der Gemessenen die Zahl 42, darunter 16 Weiber, welche die Höhe von 1500 *mm* nicht erreichten.

Bevor wir diese Betrachtung fortsetzen, dürfte es gerathen sein, die von Mr. Stevens eingesendeten Extremitäten-Knochen der Frau Nr. 1 im Einzelnen zu betrachten. Es sind dies beide Ossa femoris, ein Os humeri, beide Ulnae und ein Radius.

Offenbar gehören alle diese Knochen zu demselben Skelet. Sie stimmen nach ihrem Aussehen, ihren Entwickelungsverhältnissen und ihrer Grösse unter einander überein. Keiner derselben zeigt Spuren einer frischen Verletzung oder einer während des Lebens überstandenen Erkrankung. Sie haben durchweg eine feste Beschaffenheit, glatte Oberflächen, scharfe Umrisse und eine bräunlichgelbe, hier und da etwas fleckige Farbe. Sie sind klein und zierlich, wie Kinderknochen. Nichtsdestoweniger stammen sie zweifellos von einem erwachsenen Individuum: die Verschmelzung der Epiphysen mit den Diaphysen ist an allen vollständig erfolgt. Nur an einzelnen Stellen, z. B. am Oberschenkelkopf und am Köpfchen der Ulna, sieht man noch eine seichte Furche an der Stelle des früheren Intermediärknorpels.

Um die Grössenverhältnisse deutlicher übersichtlich zu machen, gebe ich in Taf. V in $^2/_3$ der natürl. Grösse die Abbildung des rechten Oberschenkelknochens der Jakoon-Frau (Fig. 1) in Zusammenstellung mit dem entsprechenden Oberschenkelknochen einer Andamanesin (Fig. 2), eines Ewwe (sogen. Akka) aus Central-Africa (Fig. 3) und eines Europäers (Fig. 4). Letzterer Knochen (Nr. 70a vom Jahre 1893 in der Sammlung des Pathologischen Instituts) stammt von einem 50jährigen Manne. Das Skelet der Andamanesin erhielt ich 1879 durch Mr. E. H. Man; er schätzte das Alter der von Mittel-Andaman stammenden Frau, Pûnga mit Namen, auf etwa 25 Jahre. Die Leiche des Ewwe war mir durch Hrn. Stuhlmann zugegangen.

Nachstehend die Hauptmaasse dieser Knochen:

Os femoris dextr.	Jakoon (1) ♀	Andamanesin (2) ♀	Ewwe (3) ♂	Europäer (4) ♂
Grösste Länge (Caput bis Cond. int.)	338 *mm*	347 *mm*	368 *mm*	475 *mm*
Länge vom Trochanter bis Cond. ext.	322 „	326 „	351 „	454 „
Umfang der Mitte der Diaphyse . . .	60 „	68 „	65 „	90 „
Querdurchmesser an den Condylen .	58 „	60 „	64 „	82 „
Durchm. des Caput in der Richtung des Halses	26 „	28 „	31 „	44 „
Senkrechter Durchmesser des Caput	30 „	33 „	36 „	49 „

Digitized by Google

Nimmt man mit Hrn. Humphry das mittlere Verhältniss der Länge des Oberschenkels zu der Körperhöhe = 275 : 1000 an, so würde sich für unsere Jakoon-Frau eine Höhe von 1229 *mm* ergeben, also noch um 24 *mm* weniger, als das von Mr. Stevens gemessene, auf 18—20 Jahre alt geschätzte Mädchen zeigte (1253 *mm*). Jedenfalls können wir uns rühmen, die ausgemachtesten Zwergenknochen vor uns zu sehen, welche die Ethnologie bietet.

Von den Armknochen dieser Frau mögen hier folgende Maasse angeschlossen sein:

1. Os humeri links, 228 *mm* lang, Umfang der Diaphyse 45, Durchmesser des Kopfes 29 : 35, Querdurchmesser an den Condylen 46 *mm*.
2. Radius links, 185 *mm* lang, Querdurchmesser des Köpfchens 15, des unteren Endes 23 *mm*.
3. Ulnae je 204 *mm* lang, Querdurchmesser des Köpfchens 11 *mm*.

Mr. Stevens maass bei dem vorher erwähnten Mädchen, Boongkong mit Namen, die Entfernung des Acromion vom Ellbogen zu 229, von da bis zum Handgelenk (Proc. styl. radii) zu 196 *mm*. Natürlich sind diese Zahlen nicht „wörtlich" zu nehmen; rechnet man jedoch die Ungenauigkeit ab, welche bei allen Messungen an Lebenden unvermeidlich ist und bei den nervösen Jakoons zahlreiche Klagen des Reisenden hervorrief, so stimmen die Angaben mit den Verhältnissen der vorliegenden Knochen befriedigend überein. Die Messpunkte an Lebenden und an blossen Knochen sind ja bekanntlich nicht ganz übereinstimmend, und man muss sich daher mit approximativen Zahlen begnügen.

Im Uebrigen bemerke ich, dass die Knochen der Andamanesin mit den oben beschriebenen in vielen Stücken übereinstimmen. Der Ewwe-Oberschenkel unterscheidet sich durch grössere Maasse, sowie auch durch eine ganz verschiedene Insertion des Collum femoris, die in noch verstärkterem Maasse bei der Andamanesin hervortritt. Legt man die Condylen flach auf eine horizontale Ebene, so liegt das Jakoon-Collum beinahe in derselben Fläche, wie die Condylen; dagegen tritt das Ewwe-Collum, und noch mehr das andamanesische, nach vorn vor und das Caput femoris bildet einen starken Vorsprung (Taf. V, Fig. 2 u. 3), gleichsam als ob der Schaft des Knochens um seine Axe gedreht wäre. Von einer solchen Drehung ist freilich sonst nichts zu sehen; im Gegentheil erscheint der Schaft aller dieser Knochen sehr gestreckt. Nur besitzt sowohl bei dem Jakoon, als bei der Andamanesin und dem Ewwe das untere Ende des Os femoris eine grosse, ganz platte Fläche und die Condylen sind stark zurückgebogen. Das Os femoris der Andamanesin hat eine so starke Linea aspera, dass der Querschnitt der Diaphyse fast dreieckig erscheint; eine Annäherung daran bietet der Jakoon-Knochen. Ausserdem besitzt jeder der beiden Oberschenkelknochen des Jakoon-Weibes einen niedrigen hügelartigen Trochanter tertius, der besonders links eine sehr lange Basis hat; bei dem Ewwe findet sich eine flach aufgesetzte Knochenplatte an derselben Stelle (nach aussen und etwas nach unten von dem Trochanter minor), wo ich bei einem europäischen Oberschenkel eine solche beschrieben habe (Verh. 1895, S. 790, Taf. IX, Fig. 1).

Es verdient für die Beurtheilung dieser Verhältnisse angeführt zu werden, was Mr. Stevens über die Gewohnheiten der Jakoons in Bezug auf Stehen und Sitzen in seiner drastischen Weise sagt: „I notice a desinclination to stand erect, the weakness being at the knees like on old overworked horse's forelegs, bowing out. I have to watch them when standing against the plank, that they do not sink in height by bending the knee tired of its unaccustomed firm position. Indeed it was this habit which caused me to take the trouble of having a „screw" square

Digitized by Google

fixed to the plank, adjustable to the height of vertex so that I can see if any reduction in height occurs during measuring. — Also the men — and particularly the women — seems to have a great objection to sitting erect against the plank, placing themselves at a little distance from it and leaving the body and head back to it. They say it huts them to sit close up against the plank. I suppose that the native habit of squatting has something to do with this, the erect position of sitting being an unaccustomed one. Speaking generally, although so active in the forest, where the whole of the body is concerned in the movement, individual members of the body seem much more „stiff" at the joints than one would expect, if they are placed in unaccustomed attitude." Damit dürfte die starke Zurückdrehung der Condylen zusammenhängen. Leider ist keine Tibia mitgekommen, so dass die Frage der Platyknemie offen bleiben muss. Wegen der sehr verschiedenen Gestaltung der Gelenkflächen verweise ich auf die Abbildungen.

Betrachten wir nun die 3 gleichzeitig angelangten Schädel:

Fig. 1. $^1/_3$

Fig. 2 $^1/_3$

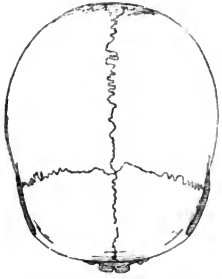
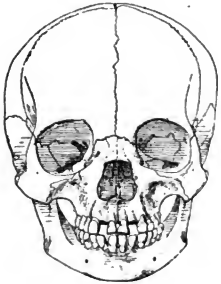


Fig. 3. $^1/_3$



Nr. 1, der Schädel der jungen Frau, ist sehr leicht (452 *g*) und ausgemacht nannocephal: seine Capacität beträgt 1032 *ccm*. Der Horizontalumfang misst 465, der Sagittalumfang 342 *mm*. Von letzterem entfallen 33,3 auf den Vorder-, 35,9 auf den Mittel- und 30,6 pCt. auf den Hinterkopf (Fig. 1 und 2). Die Form ist hypsi-mesocephal, eigentlich hypsi-brachycephal (L.-Br.-I. 79,8, L.-H.-I. 76,7).

Sutura frontalis persistens, dagegen die Synchondrosis spheno-occipitalis geschlossen. Die Molares III im Oberkiefer nicht ganz durchgebrochen, im Unterkiefer noch ganz eingeschlossen. Jederseits ein Epipterieum. Minimale Stirnbreite 92, Temporaldurchmesser 101 *mm*, also beträchtliche Zahlen. Dagegen misst der Occipital-Durchmesser nur 93 *mm* und das ganze Hinterhaupt erscheint seitlich zusammengedrückt.

Digitized by Google

Gesicht (Fig. 3), Index mesoprosop (76,7), Mittelgesichtsindex chamaeprosop (47,4). Dabei ein hypsikoncher Orbitalindex (94,1) und ein platyrrhiner Nasenindex (57,5), ein neuer Beweis, dass Orbital- und Nasenindex nicht nothwendig congruent sein müssen. Nase sehr breit, Rücken tief eingebogen und kurz, Nasenbeine nach unten fast gerade abgeschnitten. Mit der Einrichtung der Nase stimmt sehr gut die extreme Prognathie, der entsprechend sowohl Zähne, als Alveolarfortsatz stark vortreten und der Gaumenindex leptostaphylin (71,1) ist. Die Zähne sind schwärzlich incrustirt (Siri).

Unterkiefer schwach. Mittelstück niedrig, Kinn flach gerundet, Vorderzähne stark vortretend, an der Wurzel mit Weinstein bedeckt, Backzähne wenig abgenutzt, links M. II, rechts der Caninus cariös. Aeste niedrig, sehr schräg angesetzt, Winkel wenig markirt. —

Nr. **2**, ein schwerer (750 *g*) Schädel eines älteren Mannes, gleichfalls nannocephal (Capacität 1190 *ccm*). Der Horizontalumfang ist grösser (485 *mm*), der Sagittalumfang (345 *mm*) wenig verschieden. Die einzelnen Abschnitte des letzteren vertheilen sich ähnlich, wie bei Nr. 1: Vorderkopf 31,8, Mittelkopf 37,3, Hinterkopf 30,7 pCt, nur dass der Mittelkopf noch mehr dominirt. Die Form ist orthomesocephal (L.-Br.-I. 77,2, L.-H.-I. 74,3).

Der Schädel stammt von einem älteren Individuum: die Molaren sind tief abgenutzt. Starke Betelfärbung der Zähne. Rechts ein unvollständiges Epiptericum. Alae sphenoid. breit. In den hinteren Seitenfontanellen, besonders links, zahlreiche kleine Schaltknochen. Minimale Stirnbreite gering (88 *mm*), temporaler (106) und occipitaler (107) Querdurchmesser grösser. Alle Nähte offen.

Gesicht gross und plump. Index mesoprosop (83,3). Der Mittelgesichtsindex (47,6) chamaeprosop. Der Orbitalindex ist gleichfalls hypsikonch (89,4) und der Nasenindex platyrrhin (52,0). Orbitae sehr gross. Mässige Prognathie, Alveolarfortsätze kurz. Gaumenindex hyperleptostaphylin (55,7). Am Oberkiefer ein niedriger, aber stark vortretender, etwas verletzter Alveolarfortsatz. Vordere Zähne fehlen, nur rechts 3 Molaren, links allein der Mol. II erhalten, etwas abgenutzt. Sehr plumper, aber kräftiger Unterkiefer mit niedrigem Mittelstück (22 *mm*) und sehr breiten Aesten (35 *mm*); kleines, wenig vortretendes Kinn. Mittlere Zähne fehlen, die seitlichen gross und ziemlich vollständig, stark mit Betelfärbung versehen, mässig abgenutzt. —

Nr. **3**, der Angabe nach männlicher, dem Aussehen nach weiblicher Schädel ohne Unterkiefer, eurycephal (1230 *ccm*). Der Horizontalumfang misst 480, der Sagittalumfang jedoch nur 363 *mm*. Von letzterem entfallen 33,0 pCt. auf den Vorder-, 35,8 auf den Mittel- und 31,1 auf den Hinterkopf; die Verhältnisse gleichen daher in hohem Maasse denen von Nr. 1. Dagegen ist sowohl die Stirnbreite (87 *mm*), als der Temporaldurchmesser (99 *mm*) kleiner. Starke parietale Stenokrotaphie. Sehr breite Apoph. basilaris. Die Form ist hypsibrachycephal (L.-Br.-I. 80,3, L.-H.-I. 76,3). Glatte, kleine Stirn ohne Supraorbitalwülste, ohne Glabellarvertiefung. Flache Scheitelcurve. Vortretendes Hinterhaupt.

Mittelgesichtsindex chamaeprosop (47,4). Wangenbeine im Ganzen angelegt, ausgeprägte Tuberositas temporalis, Jochbogen mässig ausgelegt. Orbitalindex mesokonch (84,2), Nasenindex platyrrhin (52,2). Gaumenindex leptostaphylin (77,7). Starke Prognathie bei kurzem Alveolarfortsatz, der ganz schaufelartig gebildet ist. Zähne fehlen bis auf den stark abgenutzten und mit Weinstein überzogenen Molaris I sin. Nase an der Wurzel breit, Rücken etwas abgeflacht und tief eingebogen, Nasenbeine mässig breit, Apertur weit. Stirnnasennaht sehr tief liegend. Aeussere Gehörgänge stark zusammengedrückt. Gaumen gross, Zahncurve fast hufeisenförmig, leichter Torus palatinus. —

Digitized by Google

Die Vergleichung dieser Ergebnisse lehrt, dass der cerebrale Antheil des Schädels grösseren Variationen unterliegt, als der faciale. Was den ersteren betrifft, so sind allerdings von den 3 Schädeln 2 nannocephal und der dritte erreicht nur die bescheidene Capacität von 1230 *ccm*, aber gerade dieser letztere ist hypsibrachycephal, wie (bei genauerer Einordnung) Nr. 1, dagegen ist Nr. 2 hypsimesocephal in Folge seiner geringeren Breite. Viel constanter sind die Gesichtsverhältnisse. Unter ihnen dominirt die Platyrrhinie und im Zusammenhange damit die Leptostaphylie, die bei allen Schädeln vorhanden sind. Auch die (mesoprosope) Niedrigkeit des Mittelgesichts und die, wenigstens bei 2 Schädeln nachgewiesene Niedrigkeit des Gesichts überhaupt dürfte damit zusammenzustellen sein. Dagegen zeigen die Orbitae, wie so häufig, grössere individuelle Variation, indem Nr. 1 und 2 einen hypsikonchen, dagegen Nr. 3 einen mesokonchen Index haben. Trotzdem lässt sich die Stammes-Zusammengehörigkeit wohl nicht anzweifeln: die Aehnlichkeiten sind grösser und zahlreicher, als die Verschiedenheiten.

Bevor ich auf weitere Vergleichungen mit Nachbarstämmen eingehe, möchte ich noch einige Mittheilungen über die Farbe der Haut, des Haares und der Augen bei den Jakoons machen. Ich entnehme dieselben den Aufnahmeblättern des Hrn. Stevens vom Jahre 1895.

1. Die Hautfarbe wurde nach der Pariser Farbentafel bestimmt. Es fanden sich folgende Nummern:

Nummern	Männer	Weiber
21	—	2
21—30	1	—
21—37	—	1
22—29	—	1
29—30	1	—
29—34	1	—
29—37	8	1
30	1	—
30—27	—	1
30—37	4	2
37	3	6
37—44	1	—
42—43	1	—
43	1	1

In 2 Fällen wird notirt, dass das Individuum (Nr. 9 ♂ und Nr. 15 ♀) mit einer Hautkrankheit, Namens Korab, behaftet war. Einmal (Nr. 6) werden light patches angegeben.

2. Die Farbe der Augen:

Nummern	Männer	Weiber
1—2	—	1
2	—	1
2—3	21	11
2 (29)	1	—
3	—	2

3. Die Farbe des Haares ist meist nicht angegeben; nur ein paarmal wird ausdrücklich „schwarz“ gesagt (2 Männer, 1 Frau), doch ist zweifellos anzunehmen, dass, wenn das Kopfhaar einer Person nicht schwarz gewesen wäre, dies aus-

Digitized by Google

drücklich gesagt sein würde. Nur einmal, bei einem 40jährigen Manne, wird es als grau bezeichnet. „Straff" (straight) heisst es bei 4 Männern und bei 13 Frauen; bei einem Manne wird es als slightly wavy angegeben. Ein Fall, bei einem Manne von 20—25 Jahren (Nr. 12), wird ausdrücklich als eine Ausnahme bezeichnet: sein Haar war curly und sehr dick, im Ganzen bis zu einer Länge von 70—80 *mm* beschnitten, nur am Scheitel war es länger. Mr. Stevens berichtet, dass der Stammbaum dieses Mannes bis auf 5 Generationen rückwärts bekannt und ohne Vermischung war; man erzählte, dass er von einem stock herstamme, der sich niemals mit anderen, als Jakooner Familien, gemischt habe. Vielleicht, meint Mr. Stevens, deute sein Haar auf irgend welche illegitime Verbindung seiner Vorfahren. In seiner Familie sei er übrigens der einzige, der geringeltes Haar besitze. — Bei einer grösseren Zahl von anderen Männern liess sich wahrscheinlich keine genaue Angabe machen, weil das Haar rasirt (shaved) oder kurz geschnitten war; freilich hatte es trotz des Schneidens noch eine Länge von 10, bezw. 20, 80, 120, 200 *mm*. Häufig wird es dick (thick), zuweilen zugleich dicht (close) genannt. Bei den Frauen wiederholt sich durchweg die Bezeichnung: long, straight. —

Wenn man diese Angaben überblickt, so ergiebt sich zunächst, dass die Hautfarbe im Allgemeinen einem gelblichen oder grauen Braun entsprach. Die dunkelsten Nuancen sind die Nummern 27, 34 und 42, welche sich jedoch nur bei je einem Individuum fanden, Nr. 27 bei einer Frau, Nr. 34 und 42 bei je einem Manne: sie zeigten ein Schwarzbraun, das sich bei Nr. 27 und 34 der Negerfarbe näherte. Alle anderen Individuen boten hellere Nuancen, so insbesondere die Nummern 21, 30, 44, während Nr. 22, 29, 37 Mittelbraun darstellten. Dabei ist zu bemerken, dass Nr. 37 am häufigsten notirt ist, nehmlich bei 15 Männern und 10 Frauen = 68,1 pCt. der Männer und 66,6 pCt. der Frauen, oder im Ganzen bei 67,5 pCt. der Individuen. Von einer schwarzen Rasse kann also nicht die Rede sein.

Was die Irisfarbe angeht, so war dieselbe verhältnissmässig dunkel, indess doch regelmässig dunkelbraun. Die tiefste Nuance (Nr. 1—2) ist nur von einem Weibe angegeben; die grösste Häufigkeit zeigten Nr. 2—3, wo Nr. 3 schon ein helleres Braun bedeutet.

Das Kopfhaar war nur bei dem erwähnten Manne, Namens Oontoo, den Mr. Stevens ausdrücklich als eine Ausnahme bezeichnet, curly, aber zugleich, obwohl beschnitten, 70—80 *mm* lang, am Scheitel sogar länger. Bei der Unsicherheit in der Terminologie der Haarformen würde es nicht ganz zweifellos sein, welchen Sinn Mr. Stevens durch das Wort curly ausdrücken wollte; nur schliesst seine Angabe über die Länge des Haares von vorn herein jeden Gedanken an Wollhaar aus. Glücklicherweise hat er eine reichliche Probe dieses Haares eingesendet. Es ist eine Reihe von „Ringeln", jeder 2—2,5 *cm* im lichten Durchmesser, welche durch Fäden unter einander verbunden und zugleich so in sich befestigt sind, dass die einzelnen Haare genau in ihrer Lage fixirt sind. Sie gleichen den Ringeln, welche europäische Damen durch Aufwickeln der Haare über einen Finger und durch nachträgliche Einwirkung eines Brenneisens erzeugen. Es scheint mir daher, dass der Ausdruck curly soviel bedeutet, wie das französische frisé. Da auch im Englischen curl, vom Haar gebraucht, „kräuseln" oder auch „frisiren" bedeutet, so dürfte über den Sinn des Wortes kein Zweifel bestehen. Ich verweise zur Vergleichung auf das früher (Verh. 1889, S. 43. Fig.) von mir geschilderte Kopfhaar mancher ägyptischen Mumien, bei denen ich „künstliche Kräuselung und sorgsame Frisur" angenommen habe. Ich weiss das Haar von Oontoo nicht besser zu bezeichnen, als durch „geringelt". Es ist von glänzend schwarzer Farbe und unterscheidet

Digitized by Google

sich von dem sonstigen Haar der Eingeborenen von Süd-Malacca am meisten durch die grössere Feinheit der einzelnen Exemplare. Der Gegensatz zu curly ist bei unserem Reisenden, wie sich aus einer Uebersicht der Aufnahmetabellen ergiebt, straight. Irgend eine Beziehung des Welligen oder Geringelten zu den Spiralrollen der negritoartigen Bevölkerung (Semang u. s. w.) ist nicht vorhanden.

Unter den neueren Sendungen von Mr. Stevens befindet sich noch eine andere bemerkenswerthe Haarprobe (Nr. 105). Es ist ein mächtiger Schopf von einer Länge bis zu 30 *cm*; derselbe besteht aus glänzend schwarzen, an den Enden etwas röthlich schimmernden, dicken Haaren von schön welligem Verlauf; nirgends ist daran eine Andeutung zu Spiralrollen zu bemerken. Die Begleitnotiz lautet: Hair of Jakoon man of former admixture with Malay, now working out by return to Jakoon. Da eine Verfolgung des Stammbaums ersichtlich ausgeschlossen war, so beruht die Annahme einer früheren Vermischung mit Malayen wohl nur auf einer Vermuthung.

Dagegen habe ich eine dritte Haarprobe (Nr. 103) erhalten, von der es heisst: Specimen of the Jakoon woman's hair, where admixture has been made in ancestors with Semang blood. Ich beziehe diese Angabe auf eine Person, Seeboort mit Namen, 25—30 Jahre alt, welche 2 Tage nach der Aufnahme ihres „Nationale" einen der schlimmsten Fieberanfälle hatte, die Mrs. Stevens je sah; er curirte sie durch 40 *g* Chinin, 3mal im Tage. Sie war sehr klein: Körperhöhe 1342, Klafterweite 1288, letztere also um 54 *mm* kleiner, als die erstere. Der Reisende giebt eine Abzeichnung von den Windungen eines einzelnen Haares, die er direkt auf Papier nachgezogen hat; es sind ziemlich kurze fortlaufende Curven, nur an einer Stelle liegt eine kleine Schleife. Er sagt von der Frau: a woman whose ancestors some four or five degrees back had a male strain of Semang blood thrown in, but who subsequently had only Jakoon blood in the marriages. Die Probe ist 24 *cm* lang; ich sehe an ihr nichts, was an die Spiralrollen der Semang erinnern könnte. Es ist eben eine schöne „Locke" von glänzend schwarzem Aussehen.

Eine vierte Haarprobe (Nr. 104), welche Mr. Stevens eingesandt hat, war nach der Mittheilung des Kgl. Museums für Völkerkunde vom 5. September 1895 folgendermaassen bezeichnet: a cross or more of Bělandas blood in ancestors being worked out by subsequent marriages of Jakoons. Woman of 20 to 30 years. Da unter den Aufnahmen sich nur eine Person von 20—30 Jahren (Nr. 2) befindet, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass die Probe von ihr stammt. Sie hatte eine Höhe von 1424, eine Klafterweite von 1428 *mm*. Nach einer Notiz auf dem der Sendung für mich beigelegten Zettel hätte freilich eine frühere Kreuzung mit Semangs stattgefunden, indess ist die Angabe des Museums wohl die zuverlässigere. Jedenfalls findet sich an dem Haar selbst keine Andeutung einer Semang-Mischung: es ist eine schön wellige Locke von 36 *cm* Länge, im Ganzen prächtig schwarz, in der Sonne, besonders gegen die Enden hin, röthlich schimmernd, übrigens glänzend und stark. Ich finde keine bemerkenswerthen Differenzen von dem Blandass-Haar, das ich in der Sitzung vom 21. November 1891 (Verh. S. 844—46) ausführlich beschrieben habe.

Es scheint mir daher, dass auch in den Fällen, wo ein so geübter Beobachter, wie Mr. Stevens, einen Verdacht auf frühere Vermischungen hegte, die Einwirkung des fremden „Blutes" mehr oder weniger verwischt war, und dass in Wirklichkeit gerade das Kopfhaar, dieser wichtige Faktor der ethnologischen Diagnose, sich als ein einheitliches Merkmal aufstellen lässt. Nach meiner Auffassung ist das Haar aller untersuchten Jakoons nach demselben Typus gebaut

Digitized by Google

und der Gegensatz gegen die Sakays und die Semangs ein so scharfer, als irgend denkbar. Dies ist um so wichtiger, als die Frage nach der Stellung der Jakoons zu den Nachbarstämmen eine sehr streitige gewesen ist.

Hr. E. T. Hamy, der gerade diese Frage einer sorgfältigen Untersuchung unterzogen hat (Bull. de la soc. d'anthropol. de Paris. 1874. II. Sér. T. IX. p. 718), und A. de Quatrefages (Les Pygmées. Paris 1887, p. 53) beziehen sich hauptsächlich auf eine photographische Gruppe von Jakoons aus der Umgegend von Singapore, welche Mr. Alph. Pichon aufgenommen hat, sowie auf ein Paar Photographien des Mr. de Saint Pol Lias von Sakays aus der Provinz Perak. Diese Bilder zeigten sehr verschiedene Typen: die einen wurden als Negritos aufgefasst, die anderen als Mischformen. Während Hr. Hamy in vorsichtiger Weise sein Urtheil zurückhielt, hat Mr. de Quatrefages, seiner vorgefassten Meinung gemäss, die Leute den Negritos angeschlossen. Gegenüber den ausführlichen und durch Haarproben belegten Angaben des Mr. Stevens kann diese Auffassung wohl als ungenügend substantiirt bezeichnet werden.

Hr. F. Jagor (Singapore, Malacca, Java. Berlin 1866, S. 104) hat leider über die physischen Eigenschaften der Jakoons, die er persönlich besucht hat, keine Angaben gemacht; seine photographischen Aufnahmen sind später verloren gegangen. Der Missionär Borie, den er bei dieser Gelegenheit in seiner stillen Thätigkeit auffand, hat sich hauptsächlich mit dem Stamme der Mantras (Mintitiras) beschäftigt; in seiner Notiz vom Jahre 1851 (Tijdschrift voor Taal-, Land- etc. 1861, Vol. 10) bemerkt er ganz allgemein: Les Mantras et les Dyakons ont assez ordinairement les cheveux crépus sans être laineux, les lèvres grosses, le teint tirant sur le noir, la bouche très-fendue, le nez élargi, la figure ronde et sensiblement aplatie, les membres grêles. Ils sont en général plus petits que les Malais." Darans erfuhren wir wenigstens, dass das Haar nicht wollig ist, obwohl der Ausdruck crépus an etwas derartiges denken lassen könnte. Wer aber die sehr wechselnden Bezeichnungen für das Haar der Australier in Erinnerung hat, wird den Unterschied von crépus und laineux leicht festhalten.

Mr. J. de Morgan beschäftigt sich in seinen interessanten Arbeiten (Exploration dans la Presqu'île Malaise. Paris 1886) ausschliesslich mit den Negritos (Sakai und Semang); ausser ihnen kennt er nur Malayen. Auf die Mittheilungen von Logan werde ich später zurückkommen: auch er bringt speciell über die Jakoons keine eingehenden Schilderungen. Wir sind daher wesentlich auf die Mittheilungen des Mr. Stevens angewiesen.

Nach diesen sind die Jakoons ein auffällig kleiner Stamm. Wie ich vorher (S. 142) genauer nachgewiesen habe, zeigen die einzelnen Personen eine grosse Variation in den Grössenverhältnissen, so jedoch, dass die Weiber durchweg um ein Bedeutendes hinter den Männern zurückbleiben. Aus den Aufnahmetabellen von 1895 ergiebt sich als Mittel für die

21 gemessenen Männer eine Körperhöhe von 1527 *mm*,
14 „ Weiber „ „ „ 1378 „ .

Würde man nur die Weiber berücksichtigen, so könnte man ohne Weiteres von einem Zwergenstamm reden. Da von den 21 Männern 6 gleichfalls weniger als 1500 *mm* hatten, so lässt sich nicht verkennen, dass diese Eigenthümlichkeit sich auch tief in das männliche Geschlecht fortsetzt, und man begreift, dass alle Reisenden darin übereinkommen, die Jakoons für kleiner, als die Malayen, zu erklären. Die Extremitätenknochen der Frau Nr. 1, welche im Wachsthum völlig abgeschlossen sind, besitzen alle Eigenschaften der vollendeten Zwerghaftigkeit. Wenn sich aus der Länge des Oberschenkels (Taf. V, Fig. 1) eine Körperhöhe

Digitized by Google

von nur 1229 *mm* berechnet (S. 145), so kann man aus den Aufnahmetabellen als Parallelen anführen, dass die kleinste Frau (Nr. 9) auch nur 1253, eine zweite (Nr. 8) 1311, eine dritte (Nr. 14) 1332, eine vierte (Nr. 4) 1342, eine fünfte (Nr. 3) 1365 *mm* Körperhöhe zeigte. Der kleinste Mann (Nr. 1) ergab 1439, der nächstgrosse (Nr. 10) 1476, zwei andere (Nr. 12 und 17) 1488 *mm*.

Approximative Verhältnisse finden sich bei den Nachbarstämmen, von denen ich früher (Verh. 1891, S. 842) eine gedrängte Uebersicht der freilich nur spärlichen Messungs-Ergebnisse mitgetheilt habe. Für die Mantra berechnete ich damals nach den Messungen des Mr. Stevens eine Körperhöhe der Frauen von 1409—1488, der Männer zwischen 1471—1638 *mm*. Logan (Journ. Ind. Archipelago 1847, p. 305) giebt für Mantra (Mintira) Körperhöhen von 5′ 4″—4′10$^{3}/_{12}$″ bis 4′ 11″ (dreimal); das sind also Schwankungen zwischen beiläufig 1484 und 1781 *mm*. Das Mittel würde etwa 1553 *mm* betragen. — Für die Sinnoi ergaben sich nach den Messungen des Mr. Stevens Zahlen bei den Frauen von 1341 bis 1469, bei den Männern von 1422—1594 *mm*. Die niedrigste Zahl fiel auf eine 42jährige Frau. Auch bei den Kenaboys gab es eine 28jährige Frau mit nur 1352 *mm*. Unter den Orang-Utan fand Miklucho-Maclay in 80 Messungen bei Männern 1390—1560, bei Frauen 1305—1430 *mm*.

Eine gewisse Neigung zu zwerghaften Verhältnissen ist also über das ganze Gebiet der eingeborenen Stämme des südlichen Malacca verbreitet, und da sich dieselbe auch auf die Negritostämme erstreckt, so ist es leicht begreiflich, dass manche Anthropologen alle Stämme von Malacca in eine gleiche Stellung zu bringen geneigt gewesen sind. In der That erhielt Miklucho-Maclay bei den Orang Sakai in 23 Messungen 1460—1620 *mm* für die Männer und 1400—1480 *mm* für die Frauen. Daraus ist dann folgerichtig die weitere Ausdehnung desselben ethnologischen Gebietes auf die Andamanesen und die Dravidier von Vorderindien hervorgegangen.

In meiner akademischen Abhandlung über die Weddas von Ceylon und ihre Beziehungen zu den Nachbarstämmen (Berlin 1881, S. 120—128) habe ich die Verhältnisse der eben genannten beiden Stämme ausführlicher erörtert. Ich verweise insbesondere auf die Besprechung der Kurumbas in Vorder-Indien und der Andamanesen, in welcher genauere Angaben über die Körperhöhe mitgetheilt sind. In dieser Beziehung würde nichts entgegenstehen, eine nahe Verwandtschaft dieser Stämme mit denen von Malacca anzunehmen. Auch die dunkle Hautfarbe würde nicht geradezu entgegenstehen, obwohl die der Andamanesen nach den Schilderungen viel mehr negerartig ist. Es lässt sich ja nicht in Abrede stellen, dass an verschiedenen Orten dieser Zone grosse Variationen in der Hautfarbe bestehen. So sind viele Sinhalesen, obwohl arischen Ursprungs, doch so dunkel, dass man sie geradezu als schwarz bezeichnet hat. Auch die Weddas zeigen sehr tiefe Schattirungen des Colorits, und da sie zugleich eine so geringe Körperhöhe haben, dass ich (a. a. O. S. 42) kein Bedenken trug, sie „den kleinen, um nicht zu sagen, den Zwergrassen“ anzuschliessen[1]), so könnte ein oberflächlicher Forscher sehr leicht auf den Gedanken kommen, aus Kurumbas, Andamanesen, Weddas, Semangs und selbst Jakoons eine einzige Rasse zu bilden. Hat man doch selbst die Negritos der Philippinen in diesen Kreis einbezogen. Ich habe mich einer solchen, mindestens sehr verfrühten Zusammenfassung stets widersetzt, sowohl aus kraniologischen Gründen, als ganz besonders wegen der durchgreifenden Verschiedenheit des Haarwuchses. Nach wie vor halte ich daran fest, dass das spiralgerollte Woll-

1) Die HHrn. Paul und Fritz Sarasin (Ergebnisse naturw. Forschung auf Ceylon. III. Wiesb. 1892—93, S. 88) bestimmten die Höhe der (relativ) unvermischten Wedda-Männer aus den Central-Districten im Mittel zu 1533 (min. 1460, max. 1600) *mm*, die der Frauen im Mittel zu 1433 (min. 1355, max. 1500) *mm*.

Digitized by Google

haar ein positives Unterscheidungsmerkmal bildet. Auf Grund dieses Merkmals gestehe ich zu, dass die Andamanesen, die Semangs, die Negritos der Philippinen und manche zersprengte Reste der gleichen Zone einander genähert werden müssen, aber ich behaupte um so bestimmter, dass die Weddas, die Tamilen, die Jakoons und deren nächste Nachbarn, d. h. die wellhaarigen oder selbst straffhaarigen Stämme von ihnen zu trennen sind. Ich besitze ein Prachtexemplar von langem Tamilen-Haar von Ceylon, das mit den Haarproben der Jakoons und der Blandass die Concurrenz aushält. Will man Parallelen aufsuchen, so liegt es viel näher, wie ich wiederholt ausgeführt habe, das Wedda-Haar mit dem australischen zusammenzustellen, und dann gelangt man schliesslich auch zu der oft discutirten Frage von der Verwandtschaft der Australier mit den indischen Tamilen.

Hier aber erhebt sich ein neues Hinderniss: die Verschiedenheit der Schädelformen. Um nicht in ein zu grosses Detail einzugehen, beschränke ich mich auf die Bemerkung, dass Weddas, Tamilen, Australier ausgemacht dolichocephal sind oder wenigstens zur Dolichocephalie hinneigen, während die Andamanesen und die Negritos der Philippinen ebenso ausgesprochen brachycephal sind. Dahin gehören, so viel sich übersehen lässt, auch die Semang und Sakai von Malacca. Der einzige, von Mr. Stevens gerettete Schädel eines Semang (Panggang) erwies sich als hypsibrachycephal (Verh. 1892, S. 441). Miklucho-Maclay, der nur lebende Orang-Sakai, einen verwandten Stamm, gemessen hat, sagt, ihr Schädel sei mesocephal mit einer entschiedenen Neigung zur Brachycephalie.

Wie steht es nun mit den Jakoons und ihren wellhaarigen Nachbarn? Ich kann in dieser Beziehung auf meine frühere Bearbeitung der an Lebenden ausgeführten Messungen des Mr. Stevens verweisen (Verhandl. 1891, S. 843), welche Mantras, Jakoons, Kenaboys, Sinnoi und Bersisi betrafen: unter 32 Messungen ergaben sich als

dolichocephal	15,5 pCt.
mesocephal	48,2 „
brachycephal	36,2 „

Aus den Aufnahmelisten des Reisenden von 1885 berechnen sich folgende Zahlen für die Breitenindices lebender Jakoons:

	Männer	Frauen
dolichocephal. . . 3	= 13,6 pCt.	—
mesocephal . . . 12	= 54,5 „	9 = 64,2 pCt.
brachycephal . . . 7[1])	= 31,8 „	5 = 35,7 „
gemittelter Index . .	78,4	78,6

Der herrschende Typus ist also ein höherer Grad der Mesocephalie, mit ausgesprochener Hinneigung zur Brachycephalie.

Heute wird es sich empfehlen, das ungleich wichtigere Schädelmaterial zu mustern, über das ich jetzt verfüge. Da ist zunächst der Schädel eines Sinnoi (Blandass)-Weibes (Verhandl. 1894, S. 356): er erwies sich als orthodolichocephal. Dazu sind nun die 3 Jakoon-Schädel gekommen: von diesen ist der weibliche (Nr. 1) hypsimesocephal oder eigentlich hypsibrachycephal, der männliche (Nr. 2) orthomesocephal, der dritte, angeblich männliche, hypsibrachycephal. Da haben wir eine wahre Musterkarte von Indices. Hier erscheint nur der dolichocephale Sinnoi-Schädel als eine Anomalie, und zwar um so mehr, als bei den Messungen an lebenden Sinnoi unter 10 Individuen nur eine Frau dolichocephal war, während von den 9 anderen nur ein Mann ausgesprochen mesocephal, alle anderen 8 brachy-

1) darunter 1 Kind von 2 Jahren.

Digitized by Google

cephal waren. Woher dieser vereinzelte Dolichocephalus stammte, vermag ich nicht anzugeben. Immerhin harmoniren die Messungen an lebenden Jakoons recht gut. Unter 13 Individuen wurden 1891 gefunden 2 dolichocephale, 9 mesocephale und 2 brachycephale; 1895 3 dolichocephale, 21 mesocephale, 9 brachycephale, also zusammen 5 dolichocephale, 30 mesocephale, 11 brachycephale. Dazu kommen jetzt 1 mesocephaler und 2 brachycephale Schädel: das dolichocephale Element tritt also noch mehr in den Hintergrund. Damit entfernt sich auch die Bevölkerung Malaccas immer weiter von den afrikanischen Schwarzen und nähert sich den asiatischen Stämmen der gelben Rasse.

Ich will hier daran erinnern, dass ich bei Besprechung des Sinnoi-Schädels zugleich den Schädel eines Selung-Insulaners aus dem Mergui-Archipel vorlegte (Verhandl. 1894, S. 361); derselbe erwies sich als orthomesocephal, also immerhin den Festlandsstämmen von Malacca nahe stehend und ganz von den Andamanesen verschieden. Leider weiss man über die physische Anthropologie der Selungs recht wenig, nicht einmal über ihren Haarwuchs. Die Malayen unterscheiden unter ihnen zwei Arten: solche mit straffem und solche mit krausem (crimped) Haar, aber ich finde keinen Ausweis darüber, was das Wort crimped für einen genaueren Sinn hat. Jedenfalls ist nicht bekannt, ob der einstmalige Träger des beschriebenen Schädels straffes oder krauses Haar hatte; ersteres ist etwas wahrscheinlicher. Wäre dies zutreffend, so würden die Selungs den Jakoons und ihren Nachbarn angereiht werden können.

Viel grössere Abweichungen, als die Schädelform, ergiebt die Capacität des Schädels. Alle die genannten kleinen Stämme haben naturgemäss auch kleine Schädel. Die Zahl der Nannocephalen unter ihnen ist sehr beträchtlich, gleichviel ob wir die straffen oder die welligen oder die spiralgerollten Haare in Betracht ziehen. Ich habe bei Gelegenheit der Jubelfeier unserer Gesellschaft (Verhandl. 1894, S. 506) eine kleine Uebersicht unserer nannocephalen Schädel gegeben, um zu zeigen, dass es unthunlich ist, sämmtliche Zwergschädel einer Rasse zuzuschreiben oder überhaupt aus der Nannocephalie ein Rassen- oder auch nur Stammes-Merkmal zu machen. Ich will daher hier nur die Capacität der in meine Hände gelangten Malacca-Schädel zusammenstellen:

Jakoon Nr. 1 ♀. . . .	1032 *ccm*
„ „ 2 ♂. . . .	1190 „
„ „ 3 ♂(?). . .	1230 „
Selung (Mergui) ♂ . .	1275 „
Sinnoi (Blandass) ♀ . .	1350 „
Panggang (Semang) ♂ .	1370 „

Gerade der letzte Schädel, der einem Stamme angehört, den man sich gewöhnt hatte, als einen der niedrigst stehenden, wenn nicht gar als den allerniedrigsten unter den Menschenstämmen zu betrachten, übertrifft an Rauminhalt alle übrigen. Die Jakoons, die am wenigsten verdächtig erscheinen, haben 338, bezw. 180 und 140 *ccm* weniger Capacität. Aber keiner von ihnen erreicht das niedrige Maass der Andamanesen oder der Kurumbas oder selbst das der Weddas, denn Sir W. Flower hat einen Wedda-Schädel zu 960 *ccm* bestimmt und ich berechnete (a. a. O. S. 51) aus 20 Wedda-Schädeln eine mittlere Capacität von 1211 *ccm* (1336 für Männer und 1201 für Weiber).

Es mag noch hinzugefügt werden, dass der Gesichtsbildung eine besondere Bedeutung beigelegt werden muss. Hier sind es besonders die Nase und die Kieferknochen, welche die grösste Verschiedenheiten darbieten. Bei den Jakoons ist die Nase (Fig. 1 und 3) niedrig, wie von oben zusammengepresst, die Wurzel breit, der Rücken eingesattelt, die Apertur weit. Zugleich ist der Oberkiefer niedrig, der

Digitized by Google

Alveolarfortsatz klein, aber doch stark prognath, daher auch das Gesicht gedrückt und die Wangenbeine mehr nach hinten und oben gedrängt. Nur die Orbitae sind unter sich ganz verschieden: der Index ist bei Nr. 1 und 2 hypsi-, bei Nr. 3 mesokonch. Dagegen ist das Gesicht an dem Sinnoi-Schädel mehr gestreckt, der Alveolarfortsatz grösser, aber nur schwach prognath, trotzdem die Nase stark platyrrhin und die Orbita hypsikonch. Noch mehr unterscheidet sich der Selung-Schädel: sein Gesicht ist gross, kräftig und von noblerem Aussehen, der Oberkiefer gross, mit hohem Alveolarfortsatz, schwach prognath, Wangenbeine angelegt. Hinwiederum hat der Semang-Schädel vorstehende Wangenbeine, breite Orbitae mit chamaekonchem Index, tiefe Nasenwurzel, aber mehr geraden Rücken, kurzen Oberkieferfortsatz, trotzdem stark prognath. —

Das ist eine kurze Uebersicht des bisher gewonnenen Materials. Es wird nun vielleicht lange dauern, ehe die Untersuchung der malayischen Halbinsel wieder aufgenommen werden kann. Haben wir doch zunächst keinen grösseren Wunsch, als den wackeren Stevens den steten Gefahren, von denen seine Reisen in den Sumpfwäldern Malaccas bedroht waren, entrückt zu sehen. Möge es ihm gelingen, dem mörderischen Klima zu entrinnen! Unser Dank für seine Hingebung an die ihm gestellte Aufgabe wird durch den Gedanken, dass er das volle Ziel nicht erreicht hat, nicht gemindert. Ist es ihm doch gelungen, eine Fülle von Licht über die so falsch beurtheilte Bevölkerung des fast unzugänglichen Innern zu verbreiten, namentlich die Fabel zu widerlegen, als sei hier der letzte Rest der pithekoiden Urmenschen zu finden. Sein Name wird aus der Reihe der kühnsten Forschungsreisenden unseres Jahrhunderts nicht verschwinden. —

Jakoon-Schädel	1. ♀	2. ♂	3. ♂
I. Messzahlen.			
Capacität . . . . . *ccm*	1082	1190	1230
Grösste horizontale Länge . . . . . *mm*	168	171	173
„ Breite . . . . . „	130 pt	132 pt	139 T
Gerade Höhe . . . . . „	125	127	132
Ohrhöhe . . . . . „	104	115	113
Horizontalumfang . . . . . „	465	485	480
Sagittalumfang, Stirn . . . . . „	114	100	120
„ , Sagittalis . . . . . „	123	129	130
„ , Sq. occip. . . . . „	105	106	113
Ganzer Sagittalumfang . . . . . „	342	345	363
Minimale Stirnbreite . . . . . „	92	88	87
Temporalbreite . . . . . „	101	106	99
Occipitalbreite . . . . . „	93	107	102
Auricularbreite . . . . . „	102	111	104
Gesichtshöhe A (Stirnnasennaht bis Stirn) . . „	89	105	—
„ B („ „ b. Alveolarrand) „	55 (Z 59)	60	56
Gesichtsbreite a . . . . . „	116	126	118
„ b . . . . . „	84	87	88
„ c . . . . . „	82	94	—

Digitized by Google

Jakoon-Schädel	1. ♀	2. ♂	3. ♂
Augenhöhle, Höhe . . . . . mm	32	34	32
„ , Breite . . . . . „	34	38	38
Nase, Höhe . . . . . „	40	48	44
„ , Breite . . . . . „	23	25	23
Gaumen, Länge . . . . . „	45	52	45
„ , Breite . . . . . „	32	29	35
II. Berechnete Indices.			
Längenbreitenindex	79,8	77,2	80,3
Längenhöhenindex	76,7	74,3	76,3
Ohrhöhenindex	63,3	67,3	65,3
Gesichtsindex (A)	76,7	83,3	—
Mittelgesichtsindex (B)	47,4	47,6	47,4
Orbitalindex	94,1	89,1	84,2
Nasenindex	57,5	52,0	52,2
Gaumenindex	71,1	55,7	77,7

Hr. Waldeyer macht speciell auf den Trochanter III am Oberschenkel aufmerksam. —

Hr. Ehrenreich hat auch in Brasilien bemerkt, dass die Weiber oft so viel kleiner sind, als die Männer, dass man, wenn man nur Theile solcher Weiberskelette vor sich hätte, auf die Existenz einer Zwergrasse schliessen könnte. —

Hr. Virchow erinnert daran, dass er derartige Differenzen bei Goajiros früher vorgeführt habe. —

(24) Hr. Dr. P. Reinecke übersendet aus München, 12. Februar, eine Abhandlung über

eine neolithische Ansiedelung mit Bandkeramik in Württemberg

mit Bemerkungen über die jüngere Steinzeit, vornehmlich über ihre Entfaltung im Rheingebiete und in Süd-Deutschland. —

Digitized by Google

Ausserordentliche Sitzung vom 22. Februar 1896.

Vorsitzender: Hr. **Waldeyer.**

Hr. M. Bartels spricht über

Land und Leute von Bosnien und der Hercegovina

unter Vorführung von 113 photographischen Projectionsbildern. Redner giebt bei dieser Gelegenheit einen ausführlichen, durch photographische Aufnahmen erläuterten Bericht über die vorjährige, unter Führung des Hrn. Custos Heger von der Wiener anthropologischen Gesellschaft veranstaltete Excursion in die genannten Länder. (Vergl. Verhandl. 1895, S. 637.) —

Neu eingegangene Schriften:

1. v. Müller, F., Baron, Select extra-tropical plants. 9. Edition. Melbourne 1895. Gesch. d. Verf.
2. Müller, Sophus, Ordning af Danmarks Oldsager. II. Jernalderen. København 1895. Gesch. d. Verf.
3. Buschan, G., Die Bedeutung gesunder Wohnungen. Stuttgart o. J. (Hygieia IX. 3.)
4. Derselbe, Die Frauen und das medicinische Studium. o. O. 1896. (Aerztl. Vereinsbl. f. Deutschl.)
5. Derselbe, Ueber die Zulassung der Frauen zum wissenschaftlichen Berufe. Stettin 1895. (Neue Stettiner Zeitung.)
   Nr. 3—5 Gesch. d. Verf.
6. v. Seidlitz, N., Die Abchasen. Braunschweig 1894. (Globus 2—5.) Gesch. d. Hrn. W. Belck.
7. Middendorf, E. W., Peru III. Berlin 1895. Gesch. d. Hrn. Polakowsky.
8. Virchow, R., Der Pithecanthropus vor dem Zoologischen Kongress zu Leiden. Berlin 1895. (Sep.-Abdr. aus der „Nation".) Gesch. d. Hrn. Lissauer.
9. Kunze, F., 5 Abhandlungen zur Volkskunde. Suhl 1894. Gesch. d. Hrn. A. Treichel.
10. Dahlman, C. E., Karta öfver Skansen. o. O. u. J. Gesch. d. Hrn. A. Hazelius.
11. Skansens Vårfest, 21 Programme und Lieder. Stockholm und Upsala 1893—95. Gesch. d. Hrn. A. Hazelius.
12. Keane, A. H., Ethnology. Cambridge 1896. Gesch. d. Verlegers.
13. Martin, F. R., Sibirische Sammlung. Stockholm 1895. Atlas. Angekauft.
14. Sástrí, Haraprasád, Notices of Sanskrit MSS. vol. XI. Calcutta 1895.
15. Derselbe, Hrishikeśa, A descriptive catalogue of Sanskrit MSS, in the library of the Calcutta Sanskrit College. No. 1—3. Calcutta 1892-94.
    Nr. 14 u. 15 Gesch. v. d. Government of Bengal.

Digitized by Google

16. Fiala, Fr., Viola Beckiana n. sp. Sarajevo o. J.
17. Derselbe, Beiträge zur römischen Archäologie der Hercegovina. Sarajevo 1895 (Glasnik).
    Nr. 16 u. 17 Gesch. d. Verf.
18. Lehmann-Nitsche, R., Ein Beitrag zur prähistorischen Chirurgie. Berlin o. J. (Sep.-Abdr. a. d. Arch. f. kl. Chirurgie. Bd. 51.) Gesch. d. Verf.
19. Ernst, A., Upper Orinoco Vocabularies, o. O. 1895. (Amer. Anthropolog.) Gesch. d. Verf.
20. Steenstrup, Japetus, Det store Sølvfund ved Gundestrup i Jylland 1891. Kjobenhavn 1895. (K. Danske Vidensk. Selsk. Skr.) Gesch. d. Verf.
21. Mortillet, G., La foi et la raison dans l'étude des sciences. Paris 1896. (Rev. mens. d. l'école d'anthrop.) Gesch. d. Verf.
22. Hansen, A. M., Menneskeslaegtens aelde. 2 Hefte. Kristiania 1894. Gesch. d. Verf.
23. Bartels, M., Ueber einen angeschossenen Menschenknochen aus dem Gräberfelde von Watsch in Krain. Wien 1895. (Mitth. d. anthropol. Ges.) Gesch. d. Verf.
24. Hamy, E. T., Notice sur une collection de dessins provenant de l'expédition de d'Entrecasteaux. Paris 1895. (Bull. Soc. d'Géographie.)
25. Derselbe, Les imitateurs d'Alexander Brunias. Paris o. J. (L'Anthropologie). (Nr. 24 und 25 Gesch. d. Verf.)
26. Jiménez de la Espada, M., Historia del nuevo mundo par el P. Bernabé Cobo. Tomo IV. Sevilla 1895. Gesch. d. Verf.
27. Riese, E., Die Seekrankheit. Berlin o. J.
28. Ploetz, A., Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. Berlin 1895.
    Nr. 27 u. 28 Gesch. d. Hrn. M. Bartels.
29. Fortier, Alc. Louisiana Folk-tales. Boston and New York 1895. Gesch. d. Hrn. Harrassowitz in Leipzig.
30. Calendrier Cammaert, o. O. 1896. Gesch. d. Hrn. R. Virchow.
31. Prakrit and Sanskrit inscriptions. Published by order of H. H. the Maharaja of Bhavnagar. Bhavnagar o. J. Gesch. d. Maharaja of Bhavnagar.
32. Zillner, F. V., Der Hausbau im Salzburgischen. I. u. II. Salzburg o. J.
33. Derselbe, Zur Gründungsgeschichte der Gesellschaft für Landeskunde. Salzburg o. J. (Nr. 32 u. 33. Sep.-Abdr. a. d. Mitth d. G. f. Salzburger Landeskunde.)
    Nr. 32 u. 33 Gesch. d. Frl. Eysn in Salzburg.

Digitized by Google

Sitzung vom 21. März 1896.

Vorsitzender: Hr. **Waldeyer.**

(1) Die Gesellschaft hat ihr langjähriges und stets thätiges correspondirendes Mitglied, Bernhard Ornstein in Athen, Generalarzt und früheren Chefarzt des griechischen Heeres, verloren. Er ist am 13. Februar in hohem Alter gestorben. Seine bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiete der Anthropologie der Griechen, insbesondere in Bezug auf Schwanzbildung und abnorme Behaarung, sind in unseren Verhandlungen veröffentlicht worden —

(2) In Paris starb im Alter von 86 Jahren der schon früh durch seine Forschungen über die Lymphgefässe bekannte Anatom Marie Philibert Constant Sappey, Membre de l'Institut. In seinem berühmten Lehrbuch: Traité d'Anatomie descriptive hat er auch die anatomischen Unterschiede der Rassen berücksichtigt. —

(3) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Hr. Dr. phil. Voeltzkow in Berlin,
„ Prof. Dr. Pfeiffer in Berlin.

(4) Hr. Stadtrath Helm in Danzig sendet ein Dankschreiben für die ihm zu seinem 70. Geburtstage ausgesprochenen Glückwünsche der Gesellschaft. —

(5) Das langjährige auswärtige Mitglied, Professor Dr. Tolmatschew in Kasan, hat am 28. Februar sein 50jähriges Doktor-Jubiläum erlebt. Am 16. Juli wird er sein 50jähriges Amts-Jubiläum begehen. —

(6) Das correspondirende Mitglied, Hr. Radde in Tiflis, hat Exemplare von seinem „Bericht über das Kaukasische Museum und die öffentliche Bibliothek in Tiflis für das Jahr 1894 und 1895" eingesendet. —

(7) Der Naturalien-Händler Hr. J. F. G. Umlauff in Hamburg hat der Gesellschaft eine grössere Anzahl von menschlichen Schädeln zum Kauf angeboten. Es sind davon 5 Schädel von Grönländern und 6 Schädel von Anachoreten-Insulanern für die Sammlung der Gesellschaft angekauft worden. —

(8) Durch die Vermittlung des Hrn. F. Jagor besitzt die Gesellschaft seit vielen Jahren das reich illustrirte Manuscript eines englisch-indischen Beamten, des Hrn. Peel, über die Eingeborenen von Assam. Das Kgl. Museum für Völkerkunde hat gerade jetzt eine sehr reiche Sammlung ethnographischer Gegen-

Digitized by Google

stände von diesen Völkern aus dem Nachlass des Reisenden Georg Ehlers erhalten. Hr. Grünwedel hat in Folge dessen gebeten, dass ihm das genannte Manuskript leihweise überlassen werden möchte, um das bisher noch nicht Bekannte daraus auszuziehen und in unserer Zeitschrift zu veröffentlichen. Diesem Antrage ist gern Folge gegeben worden. —

(9) Hr. Emil Rösler in Schuscha (Transkaukasien) übersendet folgenden Bericht über

eine archäologische Excursion nach Dshebrail,

Kreis Dshebrail, Gouvernement Elisabethpol (Transkaukasien).

(2. bis 10. Juni 1895.)

In Ausführung eines, mir im Frühjahr des Jahres 1895 von der Kaiserlich Russischen Archäologischen Commission gewordenen Auftrages, begab ich mich Anfangs Juni dieses Jahres auf die Reise in den, südöstlich von Schuscha, nach dem Flusse Araxes zu, liegenden Kreis Dshebrail. Zweck meines Ausfluges war die Besichtigung des, bei dem Flecken Karabulagh (tatarisch: schwarze Quelle) am Flusse Köndalan-tschai (tatarisch: krummer Fluss), einem Nebenflusse des Araxes, befindlichen grossen, prähistorischen Kurgans „Kara-Köpag“ (tatarisch: schwarzer Hund).

Schon öfter hatte der Pflug der, auf dem umfangreichen Hügel ackernden, Landleute allerhand alterthümliche Gegenstände zu Tage gefördert. Durch diesen Umstand angeregt, waren einige umwohnende Tataren im Anfang dieses Jahres energisch daran gegangen, den Grabhügel nach den darin vermutheten Schätzen zu durchwühlen. In ihrer Thätigkeit waren sie jedoch — zum Glück für die Wissenschaft — von dem Karabulagher Pristaw gehindert worden, der ihnen für die Zukunft alle Schatzgräbereien auf Kronsland (denn auf solchem steht der Kurgan) strengstens untersagte. In seinem Bericht über dieses Vorkommniss hatte der Polizeibeamte zugleich der Kommission gegenüber den Wunsch ausgedrückt, es möge ihm die nähere Untersuchung dieses Kurgans gestattet und anvertraut werden. Meine Aufgabe bestand nun darin, den „Kara-Köpag“ auf seine Bestandtheile zu prüfen und die Kosten einer eventuell vorzunehmenden Abgrabung desselben annähernd zu veranschlagen. —

Um den Ort meiner Bestimmung zu erreichen, standen mir zwei Wege zu Gebote. Von diesen war einer, der bedeutend kürzere, ein beschwerlicher Reitweg, welcher etwa 50 Werst, immer in gerader Richtung südöstlich, über das Gebirge führt; der andere, ein Fahrweg, die Poststrasse, die in weitem Bogen erst östlich, dann südlich, am Rande der Karabagh'schen Steppe entlang läuft und eine Länge von ungefähr 100 Werst hat. Auf den Rath des Schuschaer Kreishauptmanns, des Fürsten Abchasi, der mir in diesem Sommer stets in bereitwilligster Weise alle gewünschte behördliche Beihülfe angedeihen liess, wählte ich den Postweg, also die weitere, aber auch bequemere Reise zu Wagen. Ausser dem, vom Polizeichef hervorgehobenen Grunde grosser Unsicherheit der Gebirgsstrasse (Räuberbanden trieben dort wieder einmal ihr Unwesen) bewog mich zu dieser Wahl hauptsächlich die Erinnerung an meinen, immer noch nicht ganz verwundenen Sturz mit dem Pferde im vergangenen Sommer, der meine Leidenschaft für kühne Ritte ziemlich abgekühlt hatte. Ich ahnte freilich nicht, dass auch die tatarischen Jamschtschiks Umsturz-Politik treiben, und vergass, dass seinem Schicksal niemand entgehen kann. Mit den nöthigen Papieren wohl versehen und von einem Tschaparen begleitet, fuhr ich mit meinem steten, treuen Begleiter und Gehülfen, Lewon

Digitized by Google

Chatschaturjanz, Schüler der V. Klasse unserer Realschule, am 2. Juni aus Schuscha ab. Unterwegs gesellte sich noch der Gymnastiklehrer unserer Anstalt zu uns, ein verabschiedeter Stabskapitän, dessen, wie er vorgab, zu unserm Schutze mitgeführte, fast vorsintfluthliche Doppelflinte wohl geeignet war, jedem Wegelagerer das grösste Vertrauen einzuflössen.

Bald hatten wir die Schuschaer Berge, die Kurgane von Chodschali, sowie die Agdamer Fruchtgärten hinter uns und verliessen bei der Station „Agdam" die grosse, nach Norden führende Landstrasse, um nach Osten abzubiegen, der fruchtbaren Karabagh'schen Steppe zu, deren originelles Gepräge sich auch sofort bemerkbar machte. So weit der Blick reichte, dehnte sich eine grüne Grasfläche aus, hie und da von Weizen- und Gerstenfeldern unterbrochen, deren schwere, fusslange Aehren im Winde auf- und niederwogten, gelben Meereswellen täuschend ähnlich. Die Fauna der Steppe präsentirte sich. Lange, gelbe Schlangen huschten über den staubigen Weg, mächtige Landschildkröten krochen schwerfällig dahin und grosse beschuppte Eidechsen lugten neugierig aus ihren Löchern hervor. Hasen und Steppenvögel wurden in Menge aufgescheucht und mehr als einmal wandelte unseren Kapitän-Nimrod die Lust an, sein Pulver zu verschwenden.

So kamen wir, trotz der oft sehr halsbrecherischen Eile, mit welcher unser primitives Gefährt an Abgründen und grossen Steinen vorübersauste, wohlbehalten bis an die Poststation „Pir-agh-Bulagh" (tatarisch: die heilige Quelle"). Hier aber traf uns ein kleiner Reiseunfall, den ich zu erwähnen nicht umhin kann. Unser noch recht jugendlicher Postillon (der geneigte Leser wolle sich unter dieser Bezeichnung einen in Lumpen gekleideten, schmutzigen, knoblauchduftenden Vollblut-Tataren vorstellen), entwickelte beim Herabfahren von einem sehr steilen Hügel, auf welchem das Stationshaus erbaut war, — wohl in stiller Hoffnung auf einen fetten „Bakschisch" (der ihm denn später auch in ungezählter, guter Münze zu Theil wurde), — eine ganz falsch angebrachte Eile. Diese aber wirkte an einer scharfen Biegung des Weges so unglücklich auf unsere leichte Troika, dass ihre Räder den festen Boden verloren und die Insassen in weitem Bogen herausgeschleudert wurden. Auf dem Vorsprung eines, in eine tiefe Schlucht auslaufenden Abhanges fanden wir uns wieder. Glücklicherweise war hier der Felsboden gerade mit einer schwachen Rasenschicht bedeckt, durch welchen Umstand die Wucht des Falles etwas abgeschwächt wurde. Die Troika war auch nachgerutscht und lag jetzt auf mir, wahrscheinlich, um das Elend meiner gebrochenen Glieder, wie ich mir, als ich wieder zur Besinnung kam, einbildete, mit dem Mantel der Liebe zuzudecken. Die Pferde standen zum Glück ruhig über dem wimmernden Jamschtschik am Rande des Abhangs. Zu meiner Freude sah ich meinen Gehülfen Lewon schon hülfsbereit heranhinken. Sein geringes Körpergewicht hatte ihn vor schwererem Sturze bewahrt und so war er ziemlich glimpflich davongekommen. Mit Hülfe des herbeigeeilten Starosta und seiner Diener wurde ich nun unter dem umgestürzten Gefährt hervorgezogen. Bei näherer Untersuchung stellte es sich heraus, dass mein Körper ausser einigem Hautverlust und einem verrenkten Arm, dem rechten (der linke ist schon früher chronisch verstaucht), keinen merklichen Schaden genommen hatte.

Schlimmer war unser tapferer Kapitän weggekommen; ein gutes Stück weiter unten am Abhang lag er ohne Lebenszeichen und blutete stark aus einer Kopfwunde. Kaltes Wasser und das Einathmen kräftiger Essenzen brachten den Armen jedoch in kurzer Zeit wieder zum Bewusstsein. Nach zweistündigem Aufenthalt, welcher der Pflege unserer verrenkten und geschundenen Gliedmaassen gewidmet wurde, sahen wir uns wieder in der Verfassung, unsere Reise fortsetzen zu können.

Digitized by Google

Die festgebaute, vielleicht an derartige Umfälle auch schon gewöhnte Troika hatte keinen Schaden genommen. Der unter die Pferde gefallene Urheber unseres Unglücks war von den klugen Thieren bereits durch kräftige Huftritte für seinen Eifer belohnt worden; der zerknirschte Starosta that noch ein Uebriges und gab uns dann unter tausend Entschuldigungen die Versicherung, dass wir nun nichts mehr zu befürchten hätten, da der Weg gut sei.

Der Starosta sollte übrigens mit seiner Versicherung für diesmal Recht behalten. Leider that der Himmel jetzt sein Möglichstes, denn es brach bald darauf — wir befanden uns gerade auf der Höhe eines Gebirgsrückens — ein solches Hagelwetter los, wie ich es noch niemals erlebt habe. In ganz kurzer Zeit waren die eben noch so bewunderten, uns umwogenden Getreidefelder vollständig zerschmettert und die schweren Schlossen flogen uns in der Grösse von Wallnüssen derart um die Ohren, dass wir alle Noth hatten, uns mit Regenschirmen und Decken dieser empfindlich treffenden Geschosse zu erwehren. Dazu drohten unsere Pferde scheu zu werden und nur mit Mühe gelang es ihrem Lenker, sie zu bändigen.

Bald sassen wir bis an die Knie im Wasser und kein trockener Faden war an uns Allen. Gegen 1½ Stunden dauerte das Unwetter und wir boten einen ziemlich kläglichen Anblick, als wir um 5 Uhr in Karabulagh, dem Orte unserer Bestimmung, einfuhren. Zu meinem Leidwesen erfuhr ich hier alsbald, dass der Pristaw, der von meiner Ankunft benachrichtigt worden war, in dringenden Geschäften hatte verreisen müssen. Da ich ohne diesen Beamten nichts unternehmen mochte, seine Rückkunft aber, nach Aussage des Dorf-Aeltesten, vor zwei Tagen nicht zu erwarten war, so hielt ich es für das Beste, gleich weiter nach dem noch gegen 30 Werst südwestlich von Karabulagh entfernt belegenen Dshebrail zu fahren, um dort den Kreishauptmann aufzusuchen und die Gegend nach prähistorischen Denkmälern zu durchforschen.

Das Wetter hatte sich mittlerweile aufgeklärt, und als unser militärischer Beirath uns bei dem ihm befreundeten Pristaw in Dshebrail ein gutes Unterkommen versprach, setzten wir uns ermuthigt wieder in den Marterkasten, um ihn erst Abends 9 Uhr nach unserer Ankunft in Dshebrail, an allen Gliedern zerschlagen, wieder zu verlassen. Von dem freundlichen Hrn. Ali-Beck-Wesiroff, Pristaw daselbst, wurden wir auf's Beste aufgenommen und ausgiebigst erquickt.

Den folgenden Tag benutzte ich dazu, mir den Flecken Dshebrail anzusehen und darauf dem Kreishauptmann, Fürsten Andronikow, meine Aufwartung zu machen. Er empfing mich sehr freundlich und versprach, meinen Zwecken bestmögliche Förderung angedeihen zu lassen.

Dort machte ich auch die Bekanntschaft eines Nachkommen der früheren Beherrscher dieser Gegenden, des Chans Hussein-Aga. Dieser lud mich für den nächsten Sommer zu sich ein, die auf seinen Gütern zahlreich befindlichen, vorgeschichtlichen Gräber zu erforschen. Er zeigte mir dabei auch eine in der Nähe von Dshebrail gefundene Urne aus schwarzglänzendem Material; dieselbe ist den Gefässen von Artschadsor-Dawschanli (Kreis Dshewanschir) ganz ähnlich.

In der nächsten Umgebung von Dshebrail suchte ich vergebens nach prähistorischen Gräbern. Bemerkenswerth ist auf dem Marktplatze des Fleckens ein alter Brunnen, in grosse Steinquadern gefasst und von einer ehrwürdigen Riesen-Ulme beschattet. Dieser Baum soll sich in alten Zeiten einer ganz besonderen Verehrung erfreut haben.

Von Dshebrail senkt sich das Gelände stark gegen den Araxes, dessen zahlreiche Krümmungen ich mit blossem Auge weithin verfolgen konnte. Mächtig zog

Digitized by Google

es mich, einmal dem jenseits des Flusses beginnenden persischen Gebiete einen Besuch abzustatten, von wo hohe Berge in blauem Schimmer herübergrüssten. Auch einer Einladung eines Hrn. Muscharoff, des Dolmetschers des Zollamts in Dshebrail, hätte ich gern Folge geleistet: den berühmten, südwestlich von Dshebrail in der Gean'schen Steppe unterhalb des Dorfes Dachtumas (Bergdorf) belegenen Kurgan Baschi-Kassik (tat. abgeschnittener Kopf) mit seinem hohen Thurm zu besichtigen, von dem man berichtet, dass er das Grab eines alt-armenischen Zaren umschliesse; ja, es lüstete mich sehr, meinen Ausflug bis an die Chudaferin'sche Brücke (Brücke des Gottmenschen) auszudehnen, über welche Alexander der Grosse, auf dem Welt-Eroberungszuge nach Osten, seine Heerschaaren geführt haben soll. Aber alle diese schönen Pläne musste ich auf spätere Zeiten verschieben, denn mein Urlaub umfasste nur wenige Tage, und es galt zu eilen.

Am 4. Juni, Morgens 8 Uhr, erfolgte unser Abritt von Dshebrail nach dem 12 Werst nördlich davon entfernten Kloster Wank, — einer Einladung des dortigen Pristaws, Hrn. Bachschi Ter-Akopoff folgend, — um die berühmten Klosterruinen zu besichtigen. Ueber Berge mit herrlicher Fernsicht und durch hübsche Thäler ging der Weg. Wir berührten die Dörfer Asansilar und Banasur (540 *m* über dem Meeresspiegel) und kamen Mittags um 1 Uhr nach Tjaánk (675 *m* über dem Meeresspiegel), einem in der Nähe des Klosters gelegenen Dorfe, woselbst der Pristaw seine „Residenz" hat. Zwischen den hier von Westen nach Osten zum Araxes sich allmählich hinabsenkenden Gebirgsausläufern erstreckt sich ein schmales Thal, in dem das Dorf Hadrut (persisch Ha-du-rut = zwischen zwei Flüssen) mit dem Stabsquartier Wank (nach dem Kloster benannt) liegt.

In archäologischer Beziehung bot dieses Thal nichts Besonderes. Wohl befindet sich zwischen Hadrut und Wank ein alter Friedhof (155 Schritte lang, 85 Schritte breit, Längsrichtung NS.), doch gehört derselbe schon der ersten christlichen Zeit an. Trotzdem öffnete ich, der Wissenschaft wegen, am 5. Juni eines der zahlreichen, durch mittelgrosse, rohe Deckplatten geschlossenen Kistengräber und fand in $1^1/_2$ *m* Tiefe darin 2 Skelette, das eines Erwachsenen in ausgestreckter Rückenlage WO., mit einem, an die Brust gedrückten Kinder-Gerippe, ohne jegliche Beigaben. Die Schädel waren zum Herausnehmen zu morsch, doch glich der grössere in seiner Form den alt-armenischen.

Später wurde ich durch den Hadruter Doctor, H. Ter-Menassjanz, noch auf einen Fund aufmerksam gemacht, der vor zwei Jahren in einem Weinberge des Dorfes gehoben worden war. Ich begab mich zu dem Besitzer des Gartens, Karapet Amiroff. Er theilte mir mit, dass er beim Ziehen eines Bewässerungs-Canals, in der Tiefe von 5 Fuss, plötzlich auf mehrere thönerne Aschengefässe und menschliche Gebeine gestossen sei. Von dem ganzen Funde waren nur noch eine Urne (Fig. 1), zwei Armringe (Fig. 2 und 4) und ein Spiral-Fingerring aus Bronze (Fig. 3) vorhanden. Ueber die näheren Verhältnisse des Grabes konnte der Finder mich nicht mehr aufklären, doch zeigte er sich gern bereit, mir die Sachen für die Kaiserlich-archäologische Commission zu übergeben.

Nach Empfang einer telegraphisch eingeholten Urlaubsverlängerung unterzog ich am 6. Juni die Klosterruinen von Wank einer eingehenden Besichtigung. Von diesem, zur Zeit der Regierung des armenischen Zaren Hassan Dshalal erbauten Kloster ist wenig mehr erhalten. Einige Inschriften an den Wänden und Gewölben einer neben dem Kloster befindlichen, unterirdischen Kapelle melden, dass letztere von einem gewissen Mkrtitsch zur Erinnerung an die Vertreibung der Türken errichtet und dem Andenken Tanabi Surab's, des Sohnes des Bischofs Howannes, geweiht sei. Unweit des Klosters ist ein alter Friedhof aus christ-

Digitized by Google

licher Zeit. Wie so viele schöne kirchliche Bauten dieser Gegend fiel auch dies ehemals berühmte Bollwerk christlichen Glaubens der Zerstörungswuth Timur-Lenk's im 14. Jahrhundert zum Opfer.

Fig. 1. 1/8

Aschengefäss aus Hadrut.

Fig. 2. 8/15

Fig. 4. 2/5

Fig. 3. 4/5

Spirale aus Hadrut.

Fig. 2 u. 4 Armringe aus Hadrut.

Es wurde mir am Abend dieses Tages mitgetheilt, dass der Pristaw nach Karabulagh zurückgekehrt sei, daher fuhr ich am Morgen des 7. Juni in aller Frühe von Hadrut-Wank ab und kam um 10 Uhr Morgens in Karabulagh an, wo mich der Pristaw Alexander Mirsojanz erwartete. Karabulagh (tatar. = schwarze Quelle) ist ein Molokaner Dorf und liegt am Flusse Kuru-Tschai (tatar. = trockener Fluss), 175 *m* über dem Meeresspiegel.

Da der Polizeibeamte noch verschiedene dringende Geschäfte zu erledigen hatte, so konnten wir an diesem Tage nichts weiter unternehmen. Ich betrachtete mir daher einstweilen die nächste Umgebung des Dorfes, wobei ich an einem Feldwege einige Urnengräber bemerkte, die zufällig beim Strassenbau aufgedeckt waren. Hier fand ich im Sandboden Urnenreste (aus graugelbem Material) von gewöhnlicher Form und Stücke eines eisernen Dolches, auch eine kleine blaue Perle.

Den folgenden Tag, am 8. Juni, ritten wir, von dem Dorf-Aeltesten und einigen Tschaparen begleitet, Nachmittags zur Inspicirung des Kurgans Kara-Köpak (tatar. = schwarzer Hund). Wir passirten den seichten Fluss Kurutschai und ich erstaunte über die gigantischen Dimensionen des Kurgans, welcher sich meinen Blicken als ein ziemlich hoher Berg darstellte. Er liegt etwa 2 Werst nordöstlich von Karabulagh zwischen den hier fast parallel von Nordwest nach Südost strömenden Nebenflüssen des Araxes, Kuru-tschai und Köndalan-tschai (tatar. = krummer Fluss), unmittelbar am rechten Ufer des letzteren, welches an dieser Stelle steil in den Fluss abfällt. Einige 60 Schritte stromabwärts vom Kurgan trug der Köndalan ehemals eine aus Ziegeln erbaute Brücke, deren Ueberreste noch wahrzunehmen sind; jetzt führt die Poststrasse gerade durch's Wasser.

Der Riesenkurgan Kara-Köpak ist nicht der einzige in dieser Gegend: wie ein König herrscht er durch seine imposante Grösse über eine ganze Schaar von kleineren Grabhügeln, die namentlich am rechten Ufer des Köndalan-tschai südöstlich mehrere Werst weit hingelagert sind, und die in ihrer Anordnung und Form lebhaft an die Haupt-Sandkurgane von Chodshali erinnern.

Es war unschwer zu erkennen, dass der Kara-Köpak eine künstliche Erdaufschüttung ist: Der Grabhügel hat die Form eines oben abgeflachten, an der östlichen und westlichen Seite etwas eingedrückten Conus. Er ist auf der Süd-

Digitized by Google

seite am höchsten und senkt sich gegen den Fluss Köndalan-tschai ein wenig herab, in der Mitte oben eine muldenförmige Vertiefung bildend. Der Hügel steigt unter einem Winkel von ungefähr 45° an, so dass man ihn zu Fuss erklimmen muss; seine südliche Seitenlänge beträgt gegen 190 Fuss; die Durchmesser oben sind 145 und 91 Fuss. Der Kurgan besteht, soweit es sich nach flüchtiger Untersuchung bemessen lässt, aus einem Gemisch von Sand und Lehm. Der südliche höhere Theil war, wie erwähnt, schon von tatarischen Bewohnern dieser Gegend in den obersten Schichten zerstört. Ich fand zwei blossgelegte Grab-

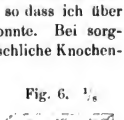
Fig. 5.

AB alte Brücke.
AG alte Gartenanlagen.
FF Felder.
FW Feldweg.
Fl K Flecken Karabulagh.
Gr Grabhügel.
KK Kurgane.
Kö Kara-Köpak.
Kt Fluss Köndalan-tschai.
Ku Fluss Kuru-tschai.
PW Postweg.

Situationsplan der Grabhügel am Köndalan-tschai.

gewölbe, aus Ziegelsteinen aufgeführt, die von einer tief in den Hügel hineingebauten und ihn durchquerenden Ziegelstein-Mauer flankirt sind. Von dieser Mauer war bereits ein 12 Fuss langes Stück entblösst. Die Zerstörer der Grabstätten hatten 2 Skelette mit verschiedenen Beigaben gefunden, in ihrem gierigen Wühlen nach Kostbarkeiten jedoch alles zerbrochen und verstreut, so dass ich über die Lage der Leichen u. s. w. leider nichts Näheres erfahren konnte. Bei sorgfältigem Durchsuchen des ausgegrabenen Sandes fand ich noch menschliche Knochenreste und Randtheile eines hübschen, geripptен, blauen Glases, einen auf einer Seite grünglasirten, quadratisch geformten Ziegelstein (Fig. 6) mit Kreuzschnitt in der Glasur und verschiedene Bruchstücke von ornamentirten Sandsteinen.

Fig. 6. $^1/_8$



Glasirter Ziegelstein aus dem Hügel Kara-Köpak.

Rund um die obere Peripherie des Hügels stiess ich auf Fundamentreste einer Mauer, die einst wohl den Kara-Köpak schützend umgeben hat. Durch einige mitgenommene Arbeiter liess ich in der Mitte der muldenförmigen Oberfläche des Hügels einige Fuss tief graben, worauf sich im Lehmsande ebenfalls Ziegel und Stücke von Sandsteinen zeigten. Hieraus geht hervor, dass dereinst auf diesem Kurgan Baulichkeiten aufgeführt waren, die, im Verein mit der Mauer auf dem ohnehin steilen Hügel, eine Art Festung vorgestellt haben müssen, welche einer bedeutenden Anzahl von Menschen Schutz und Unterschlupf zu gewähren vermochte. Dass dieser Hügel wirklich einst, wenigstens zeitweise, bewohnt gewesen ist, beweist auch der interessante Umstand, dass sich an der östlichen Seite desselben noch die Ueberreste einer alten Wasserleitung aus Thonröhren befanden, die, wie mich die Bewohner Karabulagh's versicherten, dort bis auf die Spitze des

Digitized by Google

Kara-Köpak geführt hat. Das Wasser wurde aus einer, noch jetzt vorhandenen, am Rande einer benachbarten Schlucht hervorsprudelnden Quelle oder auch von den weiter entfernten Bergen hergeleitet. Endlich fand ich fast unmittelbar am Fusse des Kurgans, ein wenig den Köndalan-tschai stromaufwärts, unzweifelhafte Spuren von Gartenanlagen mit Nussbäumen und Ulmen.

„In alten tatarischen Geschichtsbüchern ist dieses Kurgans zuerst unter dem Namen Tachta-Tawus (Thron des Pfauen) Erwähnung gethan. Hier fand die Krönung der Schachs Güschank statt, der Beherrscher der Länder zu beiden Seiten des Flusses Araxes, von deren Reich noch jetzt die Ruinen von 12 Städten längs des Flusses Kunde geben. Zur Zeit des herannahenden Sommers, wenn der Aufenthalt in der Ebene in Folge der zunehmenden Hitze anfing beschwerlich zu werden, zog der Schach mit seinem Heere nach Norden in's Gebirge und schlug sein Lager im kühleren Thale des Köndalan-tschai auf. Der Herrscher selbst wohnte mit seinem nächsten Hofstaate auf dem Tachta-Tawus und den umliegenden Kurganen, während am linken Flussufer, denselben gegenüber, sich das Zeltlager seines Heeres befand." —

Wie schon berichtet, überragt der Kara-Köpak an Höhe alle anderen ihn umgebenden Grabhügel. An Umfang jedoch ist er nicht der bedeutendste, sondern ein 85 Schritte westlich von ihm entfernter Kurgan, ebenfalls hart am rechten Ufer des Köndalan-tschai. Derselbe hat auch eine ovale Form und einen oberen Durchmesser von 400, bezw. 240 Fuss; seine Höhe beträgt aber kaum $^2/_3$ von der des Kara-Köpak. Die übrigen Kurgane dieser Gegend, an Zahl mehr als dreissig und von verschiedenster Grösse, liegen östlich an der erwähnten Schlucht, nahe dem Kara-Köpak, auch am rechten Ufer des Köndalan-tschai, etwas flussabwärts und ziemlich dicht bei einander (s. den Grundriss, Fig. 5).

Eine ganze Kette von Grabhügeln soll sich noch etwa 20 Werst weit den Fluss hinab erstrecken.

Was nun den Hauptkurgan Kara-Köpak oder seinen nicht minder interessanten nächsten Nachbar anbetrifft, so dürfte die regelrechte Untersuchung eines dieser Riesengräber ein recht lohnendes, aber auch ebenso zeitraubendes, als kostspieliges Unternehmen sein. Nach meiner Veranschlagung wären gegen 800—1000 Rubel dazu nöthig. Vielleicht wäre es mehr angezeigt, für's erste einige der weniger umfangreichen, leichter zugänglichen Kurgane zu öffnen, deren Inhalt uns ohne Zweifel auch eine genügende Vorstellung von den Völkern geben würde, welche einstmals in diesen Gegenden gewohnt oder ihren Zug durch diese Flussthäler genommen haben und welche ihr Vorhandensein in solchen gigantischen Denkmälern verewigt haben.

Meine Absicht, hier archäologische Ausgrabungen zu veranstalten, die auf meinen diesbezüglichen späteren Bericht hin die Genehmigung der Kaiserl. russ. archäologischen Commission fand, wäre schon im vergangenen Sommer zur Ausführung gekommen, wenn nicht weiter unten angeführte wichtige, plötzlich eingetretene Umstände solche verhindert hätten. —

Spät Abends kehrten wir nach Karabulagh zurück. Nach Erfüllung der mir gestellten Aufgabe, konnte ich am 9. Juni an den Heimweg denken. Einer verhängnissvollen Fahrt auf dem endlosen Postweg wollte ich meine verrenkten Gliedmassen nicht zum zweiten Male aussetzen; ich beschloss daher, den Reitweg über's Gebirge (in nordwestlicher Richtung) zu benutzen, zu welchem Zwecke ich in Karabulagh Pferde miethete. Die unerträgliche Hitze veranlasste uns, unseren Abritt bis auf den Abend zu verschieben. Der Pristaw begleitete uns mit drei Tschaparen bis zu seinem, auf dem halben Wege zwischen Karabulagh und Schuscha

Digitized by Google

belegenen Gute. Am 9. Juni, Abends 6 Uhr, ritten wir ab, immer das Thal des Köndalan-tschai aufwärts. Einige Werst von Karabulagh besahen wir noch eine unterirdische grosse Grabcapelle aus geglätteten Kalkstein-Quadern, die angeblich die Gebeine eines Königs enthalten soll. Je weiter wir in's Gebirge eindrangen, desto romantischer und anregender wurde die Gegend. Die waldbedeckten, steilen Höhenzüge zu beiden Seiten des sich immer mehr verengenden Thales; die Dörfer, welche ab und zu aus schwindelnder Höhe, gleichsam an die Berge angeklebt, freundlich herabgrüssten; das Murmeln des Flusses, der uns von längst vergangenen Zeiten zu erzählen schien; das unaufhörliche Flöten und Schlagen unzähliger Nachtigallen in den Büschen am Wege; das weissliche Licht des eben hinter den Bergen emporschwebenden Mondes, welches die wundervollsten Farbenreflexe auf dem Wasserspiegel hervorzauberte; der beranschende Duft der im herrlichsten Blüthenschmucke prangenden Obstbäume, — alle diese Natureindrücke, verstärkt durch die magische Wirkung der lauen Sommernacht, bewegten unsere Herzen in hohem Grade und liessen uns fast die Gefahr vergessen, in welcher wir, wegen der hier, in dem schluchtenreichen Gelände häufig vorkommenden Ueberfälle von Seiten persischer Räuber, uns in der That befanden. Glücklich kamen wir jedoch um 10 Uhr Abends nach dem Dorfe Ssuchtarschen, in dessen Nähe der Pristaw in schönster Lage ein Weingut und Landhaus mit Namen Mollah Nasr-Eddin (so benannt nach dem bekannten orientalischen geistlichen Schalksnarren, der in seinen Schwänken sehr an unseren Till Eulenspiegel erinnert) besass, woselbst wir übernachteten. Seitens der muhamedanischen Frau des christlichen Beamten fanden wir die beste Aufnahme. Wir tranken von dem vorzüglichen vorjährigen Wein unseres Wirthes, dem leider das erwähnte Hagelwetter vom 2. Juni, wie vielen Gutsbesitzern dieser Gegend, die ganze diesjährige Ernte vernichtet hatte.

Den folgenden Morgen um 9 Uhr nahmen wir Abschied von unserem freundlichen Wirthe und machten uns mit einem bewaffneten Wegführer nach Schuscha auf, welches noch eine gute halbe Tagereise entfernt war. Leider zog bald ein furchtbares Gewitter auf und ein den ganzen Vormittag ununterbrochen strömender Platzregen durchnässte uns trotz unserer Burka's (landesüblicher ponchoartiger, ärmelloser Mantel aus Ziegenhaaren) bis auf die Haut. Nur mit Mühe arbeiteten sich unsere armen Pferde in dem erweichten Lehmboden vorwärts. Endlich hatten wir den letzten Berg erreicht und der Felsen von Schuscha lag vor uns, von unserem hohen Standpunkte nur durch eine tiefe Schlucht getrennt.

Im Dorfe Schuschakent, dem einzigen, welches wir an diesem Tage berührten, machten wir in der am schäumenden Karkar belegenen Wassermühle des gastfreien Schuschaer Bürgers, Theater-Direktors und Mehlhändlers Nikita Abramowitsch Chandamirjanz Halt, um die völlig erstarrten Glieder durch einige Glas Thee wieder zu erwärmen und unseren erschöpften Thieren die wohlverdiente Ration Gerste (Hafer wird im Kaukasus wenig oder gar nicht gebaut) zu gönnen.

Sobald der Regen etwas nachliess, bestiegen wir neugestärkt unsere Rosse, die nun rüstig wieder ausschritten. Um 5 Uhr Nachmittags war endlich der steile Berg, welcher die ragende, ehemalige Feste Schuscha trägt, erklommen und die gastlichen Thore der „Perle von Karabagh" nahmen die müden Reiter auf, nachdem schon auf dem Wege das mittlerweile wieder siegreich am Himmel thronende Tagesgestirn uns wärmenden Gruss gespendet hatte.

So endete mein erster archäologischer Ausflug an den Araxes, der, trotz mancher schmerzlich nachempfundener Eindrücke aus der „Stein-Periode", mir stets eine schöne Reise-Erinnerung bleiben wird. —

Digitized by Google

Prähistorische Fundgegenstände aus dem Kreise Dshebrail.

Bald nach meiner Zurückkunft nach Schuscha wurden mir von einem bekannten Herrn, Salomon Mascharoff, Zollbeamten in Dshebrail, für die Kaiserl. russ. archäologische Commission folgende alterthümliche Gegenstände übersandt.

Dieselben entstammen einem prähistorischen Grabe aus der Umgegend von Dshebrail, über dessen nähere Beschaffenheit leider nichts mehr zu ermitteln war, da der Finder, ein Tatar, inzwischen verstorben ist. Nur soviel konnte Hr. Mascharoff noch feststellen, dass die Sachen mit einem Skelet zusammengelegen haben, und zwar unter dem Schädel desselben.

Liste der Funde:

1. Bronzereif (Fig. 7), offen, durch eine eingesetzte rothe Carneol-Perle geschlossen. Der äussere Rand ist schwach gerippt, der innere glatt; auf dem Reifen sitzt eine geöffnete und gelochte Muschel; an ihm hängt eine achtgliedrige Bronze-Kette, welche ein dünnes, flaches, mehrfach durchlochtes Blech aus demselben Metall hält.

Fig. 7. 1/3

Fig. 8. 1/2

Fig. 13.

1/2

Fig. 12. 1/2

Fig. 9. 1/3

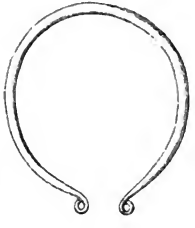


Fig. 10. 1/2

Fig. 11. 1/3

2. Hälfte einer konisch geformten, quer gerippten, unten dreimal gelochten Bronzeblech-Hülse (Fig. 8).
3. Bronzereif, glatt, offen; die sich verjüngenden Enden sind aufgerollt (Fig. 9).
4. desgl., offen, am Aussenrande gerippt (Fig. 10).

Digitized by Google

5. Dünnes Bronze-Gürtelblech, sanft gewölbt mit kleinen Ausbuckelungen am Rande (Fig. 11).
6. Eiserne Lanzenspitze, am Aufsatztheil unten gelocht (Fig. 12).
7. Krummes, flaches, eisernes Dolchmesser; am unteren Griffttheile mit durchgehendem kleinem Zapfen (Fig. 13).

Prähistorische Fundgegenstände aus dem Kreise Schuscha.

(Bronzen aus Chankendi.)

Gelegentlich meines Aufenthalts im Stabsquartier Chankendi erwarb ich von dem dortigen Todtengräber folgende, beim Ausschaufeln eines Grabes herausbeförderte Fundsachen:

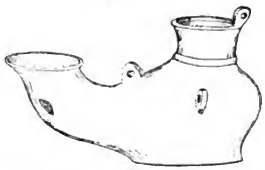
Fig. 14. $^2/_3$

1. einen abgebrochenen Bronze-Dolch,
2. eine bronzene Gürtelschnalle, hohl, mit 6 Reihen zu je 5 Spitzbuckeln (Fig. 14),
3. eine Pfeilspitze aus Obsidian.

Prähistorisches Fundobject aus dem Kreise Dshewanschir.

Eine alterthümliche Bronze-Lampe (Fig. 15), gefunden auf dem Gute des tatarischen Bek's Fridun Ugurlubekow beim Pflügen im Jahre 1894. Mir über-

Fig. 15. $^2/_9$



Bronze-Lampe aus dem Dshewanschir'schen Kreise. Der Deckel fehlt.

geben als Geschenk an die Kaiserl. russ. archäologische Commission. Die Beschädigung vorn rührt von einer Pflugschar her. —

Notiz über einen prähistorischen Fund im Kreise Dshawat, Gouvernement Baku, Transkaukasien.

Im Laufe des Sommers wurde ich von einem Einwohner der Stadt Schuscha eingeladen, einige in seinem Besitz befindliche Alterthums-Gegenstände in Augenschein zu nehmen. Baba Tünebekjanz, so ist der Name des Mannes, erzählte mir, dass auf seinem umfangreichen Gute am Araxes von seinen mit Fischfang beschäftigten Leuten einige 20 Thongefässe, zum Theil mit Silbermünzen gefüllt, gefunden worden seien, die bei einem durch Unterspülung verursachten Ufer-Abrutsch zum Vorschein gekommen waren. Ich habe diese Urnen besichtigt und zu meiner Ueberraschung wahrgenommen, dass dieselben, sowohl dem Material, als auch der Form nach, mit den an den Ufern des Chatschenaget und der Chodshalinka von mir gefundenen fast völlig übereinstimmen. Von den Münzen behauptete Hr. Tünebekjanz nur noch eine zu besitzen. Leider konnte ich den reichen armenischen Sonderling nicht bewegen, mir die interessanten Gefässe auf kurze

Digitized by Google

Zeit zum Abzeichnen zu überlassen, desgleichen zeigte er mir auch die Münze nur für einen Augenblick, so dass ich zwar darauf eine griechische Umschrift, aber nichts Näheres zu erkennen vermochte. Nichtsdestoweniger war mir die erlangte Gewissheit des Vorkommens jener typischen Aschengefässe auch am Araxes wichtig genug, um ihrer hier Erwähnung zu thun. —

(10) Hr. Emil Rösler sendet in Fortsetzung seines Berichtes (S. 77) neue Mittheilungen über

Ausgrabungen bei Chodshali 1895,

Kreis Schuscha, Gouvernement Elisabethpol, Transkaukasien (Russland).

(Vom 1. bis 13. Juli 1895.)

Nach meinem von der Kaiserl. russischen archäologischen Commission unter dem 15. April gebilligten Plan beschloss ich am 1. Juli meine Ausgrabungen bei der Station Chodshali fortzusetzen. Am 15. Juni ritt ich mit meinem Gehülfen Lewon Chatschaturjanz nach dem Stabsquartier Chankendi, um mit dem dortigen Pristaw, in dessen Bezirk mein Arbeitsfeld lag, die mir vom Kreis-Hauptmann zugesagte behördliche Beihülfe näher zu vereinbaren. Der mir bekannte Beamte, Hr. Timur-Bek Hassanbekow ging auf meine Vorschläge in entgegenkommendster Weise ein und versprach mir energische Unterstützung, die er mir auch, im Gegensatze zu seinem Vorgänger im Amte, im vollem Mausse angedeihen liess. Wir benutzten die uns noch gebliebene Tageszeit zu flüchtiger Besichtigung der im vorigen Jahre in Angriff genommenen Grabhügel von Chodshali, die wir in demselben Zustande vorfanden, wie wir sie verlassen hatten.

Nach Schuscha zurückgekehrt, bestellte ich mir zunächst einige Trugekasten, deren wir, wie sich schon im verflossenen Sommer herausgestellt hatte, zur weiteren Behandlung des grossen Kurgans Nr. 1 durchaus bedurften. Auch hatte ich hinsichtlich der von den Arbeitern bisher mitgeführten Grabegeräthe recht traurige Erfahrungen gemacht, indem die jämmerliche Beschaffenheit der Instrumente sehr hemmend auf den Gang der Arbeit eingewirkt hatte. Um diesem Uebelstande für die Zukunft abzuhelfen, liess ich eine hinreichende Anzahl Spitzhacken und Schaufeln aus dem besten Material anfertigen.

Pünktlich um die 7. Morgenstunde des 1. Juli traf ich mit meinem ganzen Pionierpark in Chodshali ein. Der mir befreundete Major der Miliz, Hr. Abdurahim-Bek Wesiroff aus Schuscha, war so gütig gewesen, mir für die Zeit meines diesjährigen Aufenthaltes sein eigenes Zimmer in dem unfern der Station belegenen Hause der Semskaja Strasha (Miliz-Wache) zur Verfügung zu stellen, wo wir von den, im vorigen Jahre im Stations-Gebäude erduldeten, seiner Zeit geschilderten Unannehmlichkeiten, gottlob, fast ganz verschont blieben.

Bald nach unserer Ankunft rückte ein Arbeiterheer von 70 Mann heran, geführt von einem Urjadnik und einem Tschaparen, die sich mir zur Verfügung stellten und von nun an täglich für frische Arbeitskräfte zu sorgen hatten. Mit dem Pristaw hatte ich nehmlich verabredet, dass die Landleute der Umgegend, der für sie höchst ungünstigen Jahreszeit wegen (die Ernte beginnt hier schon im Juni) immer nur je einen Tag zur Arbeitsleistung herangezogen werden sollten. Auf diese Art hatte ich meist tüchtiges und williges Material zur Disposition und weder Klagen zu hören, noch solche zu führen.

Meine diesjährigen archäologischen Untersuchungen bei Chodshali erstrecken sich auf:

Digitized by Google

A. Gräber, westlich von der Landstrasse, am rechten Ufer des Flusses Chodshalinka,

B. Gräber, östlich von der Landstrasse, am linken Ufer des Flusses Karkar-Tschai.

A. Gräber, westlich von der Landstrasse, am rechten Ufer des Flusses Chodshalinka.

Ich eröffnete meine Thätigkeit noch an demselben Tage mit Fortsetzung der Arbeit an dem

Grabhügel Chodshali Nr. 1.

Arbeitszeit: 4 Tage (vom 1. bis 4. Juli).

Zunächst liess ich die Durchstiche von im Winter nachgestürzten Sandmassen und Steinen gründlich reinigen. Darauf musste der stufenförmig geführte Haupt-Durchschnitt (WO.) noch bedeutend (um 7 Fuss) erweitert werden, denn obwohl ich dem in der Mitte des Hügels zu einem Brunnen von 14 Fuss Durchmesser vergrösserten Durchstich schon eine Tiefe von 34 Fuss gegeben hatte, wollten die im Innern des Hügels aufgedeckten und das eigentliche Grab voraussichtlich umschliessenden Rollsteinmassen immer noch kein Ende nehmen. Eine Vertiefung des Brunnens aber, ohne gleichzeitige Erweiterung desselben, wäre ein gefährliches Unternehmen gewesen, welches uns hätte verhängnissvoll werden können.

Trotz dieser zeitraubenden Manipulation des Abgrabens und Breitermachens des Brunnen-Canals, ging die Arbeit in der ersten Zeit rüstig von Statten und wäre höchst wahrscheinlich auch zu günstigem Abschluss geführt worden, wenn nicht Jupiter pluvius uns einen Strich durch die Rechnung gemacht und vom 4. Juli an, Tag für Tag, wahrhaft tropische Regengüsse gesandt hätte, die den lehmigen Boden an der Stätte unseres Wirkens bald in eine einzige tiefe Schlammpfütze verwandelten, aus welcher Ursache ich die kaum begonnene Arbeit schleunigst wieder einstellen musste, wenn anders wir nicht Gefahr laufen wollten, in unserem Trocken-Brunnen zu ertrinken.

Zum zweiten Male war ich bezüglich dieses Kurgans, der schon so viel Opfer an Mühe, Zeit und Geld gefordert hat, nicht zum Ziel gelangt. Doch ich konnte mich nicht entschliessen, mit leeren Händen von Chodshali wieder abzuziehen, daher wandte ich meine Aufmerksamkeit auf die ebenfalls zahlreich vertretenen Steinkurgane (Rollstein-Aufschüttungen), deren Untersuchung mir bei der regnerischen Witterung eher möglich schien.

Zuerst führte ich demnach die im vergangenen Jahre unterbrochene Arbeit am Steinkurgan Nr. 7 ordnungsgemäss zu Ende.

Grabhügel Chodshali Nr. 7.

Rollstein-Aufschüttung mit grosser Kiste.

Arbeitszeit: 2 Tage (4. und 5. Juli). Fortsetzung und Schluss von S. 85.

An der im vorigen Sommer noch nicht ganz aufgegrabenen nordwestlichen Schmalseite der colossalen Steinkiste fand ich in der dünnen, schwarzen Erdschicht, gleich unter den Deckplatten, schon auf dem Grunde des Grabes, ausser einigen Thonscherben (Fig. 1 u. 2), noch folgende Gegenstände:

4. Ein flachgewölbter Bronzering mit schöner Patina, scharf gerändert; an einer Seite mit gelochtem, kantigem Ansatz versehen.
5. Ein kleiner, breiter, massiver, scharf gerandeter Bronzering, 3 *cm* hoch.

Digitized by Google

6. Bronze-Zierbleche, in der Mitte sanft gewölbt und am Rande gelocht (Fig. 3).

Fig. 1. 1/3

Fig. 2. 1/3

Fig. 3. 1/3

Fig. 4. 1/2

7. 70 Perlen aus Carneol von runder und flachrunder, mittelgrosser Form. 1 weisse Thonperle, zweimal gelocht, und 1 blaue Perle mit Strich-Ornament (Fig. 4), beide flachrund; im Ganzen 72 Perlen.

Grabhügel Chodshali Nr. 2.

Brandhügel-Grab. Arbeitszeit: 3 Tage (6. bis 8. Juli). Fortsetzung von S. 82.

Nach Beendigung der Arbeit an dem gigantischen Kistengrab Nr. 7 benutzte ich die regenfreie Zeit, um den Gürtelblech-Kurgan Nr. 2 weiter zu durchforschen. Ich erweiterte den in ovaler Form eingetriebenen Brunnen auf 15, bezw. 20 Fuss Durchmesser und vertiefte ihn noch bedeutend. An der nordwestlichen Seite des Brunnens hatte die auf dem Kieshügel ruhende Aschenschicht eine Dicke von 7 Fuss. Unter dieser Schicht befand sich gelber Sand. Hier grub ich noch folgende Gegenstände aus:

9. Ein oben abgebrochenes, angebranntes Auerochsen-(Wisent-)Horn (Fig. 5) und Theile des Kopf-Skelets, sowie einen Huf. Der Schädel lag etwas auf die Seite nach Westen geneigt und war fast ganz zerfallen, mit Ausnahme der obersten Theile, von denen die Stirnbeinknochen noch ziemlich erhalten waren. Bei äusserst vorsichtigem Abkratzen des nassen Aschensandes mit meinem erprobten Haken-Instrument hatte ich die Freude, in unmittelbarer Nähe des Schädels blosszulegen:
10. Zwei auf den Stirnbeinknochen des Wisent-Schädels sitzende, deckelartige Verzierungen aus Bronze[1]). — Nachdem ich die sehr brüchigen, feuchten Bronzen längere Zeit der härtenden Einwirkung der Mittagssonne ausgesetzt hatte, gelang es mir, eines dieser Bleche wohlbehalten mit dem darunter sitzenden Knochenstück herauszuheben; das andere aber folgte nur stückweise, denn es war ganz zerdrückt. Die interessanten Zierbleche bestehen aus einem, 2 *mm* starken, gewölbten Deckel (fast so geformt wie der Russfänger über Hängelampen). Der Rand ist umgebogen. In den Deckel ist eine erhabene, sternartige Verzierung eingepresst, deren Strahlen nach dem Rande zu auslaufen. In der Mitte des Bleches sitzt ein mit Knopf versehener, spiralförmig gewundener Aufsatz, dem sich unten ein Bügel zum Durchziehen einer Schnur oder eines Riemens anfügt.
11. Zwei kleinere Bronzeblech-Deckel, mit etwas anders geformtem Aufsatz.

1) Vergl. Verhandl. 1895, S. 549, Fig. 1.

Digitized by Google

12. Glockenähnliche Bronze, oben mit Knopf und einem eingenieteten Bügel[1]).
13. desgl. eine kleinere, mit längerem, gewundenem Aufsatz.
14. Massiver Kegel aus Bronze[2]), glatt (im Kieslager gefunden).
15. Sehr kunstvolle kleine Urne (Fig. 6) von zierlicher, bisher hier nicht beobachteter Form. Material: schwarzglänzender Thon. Doppelhenkel. Strich- und Punkt-Verzierung am Halstheile. Am unteren Theile, in harmonischer Anordnung, lagen 6 schmale, langgestreckte, sanft gewölbte Buckel, zwischen grösseren Urnenscherben eingeklemmt, etwas beschädigt, doch konnte ich sie, da sich die fehlenden Bruchstücke, ihrer eigenthümlichen Form wegen, unter den gesammelten Scherbenmassen unschwer herausfinden liessen, wieder zusammenflicken. — Material für ungefähr drei solcher kleinen Gefässe habe ich von diesen charakteristischen Scherben zusammengelesen. Leider waren alle grösseren Aschenurnen beim Aufschütten des Hügels zertrümmert worden. Einzelne Theile derselben enthielten noch Aschenerde und Knochen-Fragmente.
16. Bodenstück einer flach gewölbten Schale (Fig. 7) aus demselben Material, wie Nr. 15. In der Mitte gebuckelt und mit hübscher Blattverzierung.

Fig. 5. 1/6

Fig. 6. 1/3

Fig. 7. 1/3

Fig. 8. 1/3

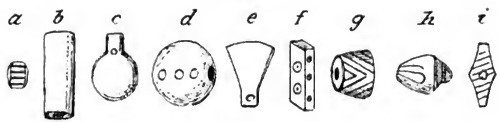
17a, b. Theile grosser, schöner Urnen aus glänzend braunem und schwärzlichem, sehr hart gebranntem Thon mit Rillen und Strich-Ornament.
17c. Henkel-Bruchstück aus schlecht gebranntem grauem Thon mit Kreis- und Punkt-Verzierung und durchlochtem Nasenansatz.
18a. Henkel von Aschengefässen aus glänzend schwarzem Material.
18b. Origineller, gebogener Henkel aus schönem hartem, schwarzglänzendem Thon mit Strich-Verzierung. In der Mitte gelocht.
18c. derselbe. (Fig. 8, innere Ansicht.)
19. Zahlreiche kleine Bronze-Zierbleche in Brillenform mit nach unten umgebogenen Nieten zum Festhalten am Riemenzeug oder Gewande[3]).
20. Viele hundert mittlere und kleine Perlen, bezw. Muscheln. (Material, wo nicht anders bemerkt, rother Carneol.) Darunter besonders bemerkenswerth die in Fig. 9 abgebildeten Stücke:

1) Verhandl. 1895, S. 549, Fig. 2.
2) Ebendas. Fig. 3.
3) Ebendas. Fig. 4.

Digitized by Google

a) kleine, länglich runde, blaue Perle mit Strich-Ornament.
b) länglich-runde Perle.
c) mittelgrosse, flache Perle in Epaulettenform, der Quere nach an dem Ansatz durchlocht.
d) desgl. flachrunde Perle mit Kreis-Verzierung auf einer Seite.
e) Perle in Beilform, mit geschärfter Schneide, am Stiel — Ende gelocht.

Fig. 9.



c, *d*, *i* durchlocht.

f) längliche, flache, eckige Perle mit Doppel-Kreisverzierung oben und dreifacher Lochung an der Schmalseite.
g) runde, oben und unten abgeflachte Perle mit Strich-Ornament.
h) kleine, gelochte Muschel.
i) Perle aus hellblauem Stein, der Länge nach durchlocht, mit Strich-Ornament.

Meine Eindrücke über Grab Chodshali Nr. 2.

Unter allen, von mir bisher erforschten Gräbern erweckt Nr. 2 in Bezug auf Beschaffenheit und Ausstattung, ohne Zweifel das grösste Interesse. Wir erhalten in diesem Brandhügel-Grabe ein recht anschauliches Bild von der Leichenbestattung durch Feuer, wie sie in dieser Gegend gebräuchlich war. Der Aufbau des Grabhügels ist sehr gut wahrzunehmen, denn seine einzelnen Schichten heben sich deutlich von einander ab. Die Basis des Hügels bildet eine natürliche Bodenerhebung aus gelbgrauem Sande. Eine mächtige Kies-Aufschüttung lagert sich über dieselbe hin, die wiederum von einer sehr starken Aschenschicht, bezw. einer dicken, mehr oder minder verkohlten Balkenlage bedeckt ist. Ueber dieser wölbt sich der Gipfel des Hügels, aus Schwarzerde mit Rollsteinen bestehend.

Die meisten Fundobjecte entstammen den unteren Theilen der Aschenschicht, die sich bogenförmig durch den ganzen Hügel hinzieht, doch wies auch der unterste Sandgrund solche auf (Nr. 9—13). Lange suchte ich vergebens nach menschlichen Ueberresten, bis ich endlich an der südöstlichen Seite des Hügels eine 3 Fuss dicke Schicht von Urnenresten, letztere fast alle mit Leichenbrand, und dabei auch einen Menschenzahn entdeckte. An Thier-Ueberbleibseln wurden dem Grabe riesige Massen entnommen; ich konnte Reste vom Wisent, Pferd(?) und Hund feststellen, doch waren auch die anderer, mir unbekannter Thiere darunter, zu deren näherer Bestimmung ich hier leider keine Gelegenheit habe. Besonderes Interesse dürften wohl die deckelartigen Zierrathe auf dem Wisent-Schädel erregen. Wenn schon in fast allen Hügelgräbern dieser Gegend Ueberreste dieses Thieres in Menge vorkamen, so war es doch bislang nicht möglich, etwas anderes aus diesen Funden zu folgern, als dass dieselben Thieren angehört haben müssen, die, wie angenommen wird, den Todten zu Ehren als Jagd-Trophäen mit

Digitized by Google

in das Grab gegeben wurden. In unserem Falle jedoch scheint der Beweis vorzuliegen (ich bemerke ausdrücklich: ein Irrthum bezüglich der genau festgestellten Lage und charakteristischen Anordnung der betreffenden Fundobjecte, Nr. 9 u 10, meinerseits ist völlig ausgeschlossen), dass die gewaltigen Hörnerträger sich vielleicht hier zu Lande einer ganz besonderen Verehrung erfreut haben dürften, welche fast an den Apis-Cultus der alten Aegypter erinnern könnte. Oder haben diese Thiere etwa gezähmt der Bevölkerung als Zug- oder Reitthiere gedient?

Hinsichtlich der keramischen Ausbeute in diesem Grabe ist sehr zu bedauern, dass die Aschenurnen ohne Ausnahme zertrümmert waren, ganz analog dem Grabe Ballukaja-Ssirchawande. Aus den gesammelten Bruchstücken lässt sich aber vortrefflich erkennen, wie hoch es um die Töpferkunst hierorts bestellt gewesen sein muss, denn selbst die schönen Gefässe von Dawschanli-Artschadsor stehen denen von Chodshali an Güte des Materials, Kunstfertigkeit in der Ausführung und Eleganz der Form entschieden nach. Nicht unerwähnt will ich noch einen Umstand lassen, der mir bei diesem Grabe besonders aufgefallen ist, nehmlich das Fehlen von Waffen oder waffenähnlichen Instrumenten.

Räthselhaft ist mir auch die Bedeutung des Bronze-Kegels Nr. 14 [1]).

Von Gürtelblechen, wie die im vorigen Jahre von mir diesem Kurgan entnommenen, ist bis jetzt nichts weiter an's Tageslicht gekommen, obwohl ich die Arbeiten ununterbrochen sorgfältig persönlich überwacht habe. —

An dieser Stelle sei mir gestattet, Folgendes einzuschalten:

In der mir vor Kurzem von Hrn. R. Virchow gütigst übersandten, überaus anregenden Abhandlung „Ueber die culturgeschichtliche Stellung des Kaukasus" fanden zu meiner angenehmen Ueberraschung auch bereits meine ornamentirten Gürtelbleche von Chodshali eingehende Besprechung. Von der hohen Bedeutung derartiger Funde für die Wissenschaft nach den gewichtigen Worten des Autors noch mehr durchdrungen, kann mir die meinem bescheidenen Wirken von Seiten unseres allverehrten Altmeisters so freundlich gezollte Anerkennung nur ein Sporn zu eifrigem Weiterforschen sein. —

Des Regenwetters wegen konnte die Untersuchung dieses wichtigen Grabes noch nicht zu völligem Abschluss geführt werden; ich zweifle aber nicht, dass bei der demnächst bevorstehenden Wiederaufnahme der Arbeit hier noch viel Schönes zum Vorschein kommen wird. —

B. Gräber, östlich von der Landstrasse, am linken Ufer des Flusses Karkar.

In Folge des nassen Wetters sah ich mich genöthigt, das Feld meiner Thätigkeit näher an die Station zu verlegen, der gegenüber, hart an der Poststrasse, am Flusse Karkar, wie schon erwähnt, auch zahlreiche vorgeschichtliche Gräber aller Art belegen sind. Von hier konnte ich bei plötzlichen Gewitterschauern in wenigen Minuten mit meiner Arbeiterschar das schützende Dach des Milizen-Stationshauses erreichen. Um nun schneller operiren zu können, zumal da sich so viele Menschen bei der Arbeit an kleineren Kurganen erfahrungsgemäss nur im Wege gestanden hätten, theilte ich meine Scharen, indem ich zugleich zwei Hügel in Angriff nahm, von denen der eine ein Sand-Kurgan, der andere eine in der Nähe befindliche Stein-Aufschüttung war. —

1) Ich habe schon in den Verhandl. 1895, S. 550 bemerkt, dass derselbe an einen Phallus erinnert. R. Virchow.

Digitized by Google

Grabhügel Chodshali Nr. 10.

Sandhügel mit Rollsteinen.

Arbeitszeit: 4 Tage (8. bis 11. Juli).

Liegt hart am Rande des ziemlich steil in das Flussthal des Karkar abfallenden Plateaus, 200 Schritte südöstlich vom Milizen-Stationshause entfernt. Sein Abstand vom nächsten Kurgan (Nr. 15) beträgt 12 Schritte (s. den Grundriss Fig. 22, B S. 183). Seine Form ist die eines abgeflachten Conus mit starker Einsenkung von N. nach S.

Die Ausmessungen des Hügels ergaben: Höhe 17, Umfang unten 332, oben 178 Fuss.

Der Durchstich erfolgte in der Richtung NW.-SO. Demselben gab ich eine anfängliche Breite von 12 Fuss und erweiterte ihn in der Mitte des Kurgans später zu einem Brunnen von 23 Fuss Durchmesser. Ich grub nun bis zu einer Tiefe von $13^1/_2$ Fuss. Die obere Schicht des Kurgans bis zu 7 Fuss Tiefe bestand aus gelbem Sand, dann zeigte sich eine, an einzelnen Stellen bis zu 6 Fuss mächtige Rollsteinschicht. Unmittelbar unter dieser fand sich eine von $^1/_2$—$^3/_4$ Fuss starke Aschenschicht, die sich in schwachem Bogen über einen natürlichen Hügel aus gelblichem, festem Sande hinzog. Es ist also anzunehmen, dass die Leichenverbrennung auf dieser Bodenerhebung stattgefunden hat und darüber dieser umfangreiche Hügel aufgeführt worden ist. Leider hat das Feuer seiner Zeit sein Werk hier so gründlich verrichtet, dass ausser einigen Balkenüberresten, Holzkohlen, Urnen-Bruchstücken aus grauem Thon, ohne bemerkenswerthes Ornament, halbverkohlten Thierknochen und Zähnen, unter denen wieder die des Auerochsen überwogen, nichts weiter gefunden wurde.

Ich liess zwar, in der Hoffnung, vielleicht an einer anderen Stelle des Kurgans glücklicher zu sein, noch einen zweiten, perpendiculär gegen den ersten geneigten Durchstich machen, der auch 10 Fuss breit und 15 Fuss tief bis zum Brunnen und zur Mitte des Hügels geführt wurde. Doch auch hier zeigten sich dieselben Erscheinungen: Asche, Knochen u. s. w.; von metallischen oder sonstigen Artefacten aber keine Spur.

Da nun wohl anzunehmen ist, dass von etwa im Grabe vorhanden gewesenen Metall-Gegenständen wenigstens geschmolzene Ueberreste in der Aschenschicht hätten bemerkt werden müssen, so muss ich aus dem Fehlen derselben den Schluss ziehen, dass in diesem Grabhügel eine von mir bisher nicht beobachtete Art der Bestattung auftaucht: die der Brandgräber ohne Metall-Beigaben. —

Grabhügel Chodshali Nr. 11.

Rollstein-Aufschüttung mit Steinkiste ohne Deckplatten.

Arbeitszeit: $2^1/_2$ Tage (8. bis 10. Juli).

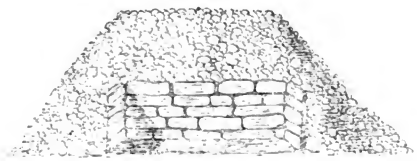
Grab Nr. 11 liegt dem Poststations-Hause und dem der Milizen östlich gegenüber, ungefähr in gleichem Abstande von beiden, unmittelbar an dem Postwege. Vom nächsten Kurgan (Nr. 13) ist es 10 Schritte und von Nr. 10 120 Schritte entfernt (s. den Grundriss Fig 22, A S. 183).

Das Grab besteht aus einer bedeutenden Aufhäufung dem Flussbette des Karkar einstmals entnommener Steine verschiedenster Grösse. Die Maasse dieses oben abgeflachten runden Grabhügels sind folgende: Umfang unten 200, oben 56 Fuss; Höhe 12 Fuss. Nach Abtragen der Steine stiess ich bei 4 Fuss 10 Zoll Tiefe in der Mitte der Aufschüttung auf eine aus übereinander geschichteten, ungeglätteten Kalkstein-Platten construirten Kiste (Fig. 10). Sie war ohne Deck-

Digitized by Google

platten und ganz mit Rollsteinen angefüllt. Letztere wurden nun vorsichtig ausgeräumt. In einer Tiefe von 5 Fuss 9 Zoll, vom Rande der Kiste gerechnet, hörten

Fig. 10.



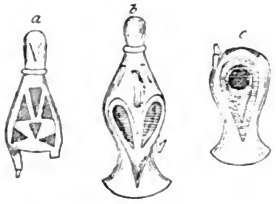
Skizze einer Stein-Aufschüttung mit Steinkiste, nach Ausräumen des Grabes. Profil-Durchschnitt.

die Steine auf und es begann eine schwarze Erdschicht von 1 Fuss Dicke, welche verschiedene, weiterhin anzuführende Gegenstände barg. Dieselben lagen, mit Ausnahme einiger Perlen und geringer Knochen-Fragmente, alle an der nordwestlichen Seite der Kiste, und zwar die Perlen mehr an den Rändern des Grabes, die Goldringe und der Bronze-Vogel weiter nach der Mitte zu. Die Maasse des Grabes wurden, wie folgt, notirt: Länge der Kiste 13, Breite überall 7 Fuss; Tiefe vom Rande der obersten Seitenwand-Platte bis zur Muttererde gerechnet 6 Fuss 4 Zoll; Maasse der Seitenwand-Platten: Länge bis zu $4^1/_2$, Höhe bis zu $2^1/_2$ Fuss, Dicke bis zu 10 Zoll. Platten auf dem Grunde des Grabes gab es nicht. Lage der Kiste NNW.-SSO.

Funde:

1. Bronze-Vogel mit Fächerschwanz; Kopf und Hals massiv, Rumpf hohl; Brust und Flügel durchbrochene Arbeit. Auf dem Rücken eine Oehse zum Anhängen. Der linke Fuss fehlt[1]) (Fig. 11, *a*, *b*, *c*).

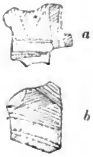
Fig. 11.



a Ansicht von vorn, *b* von hinten, *c* von unten.

Fig. 12. $^2/_3$

Fig. 13. $^5/_6$



2. Hammerartiges, massives Bronzegeräth, in der Mitte mit Stielloch versehen.
3. Massiver eiserner Haken (Angel?).

1) s. die Abbildung in der Seitenansicht. Verhandl. 1895, S. 549, Fig. 6.

Digitized by Google

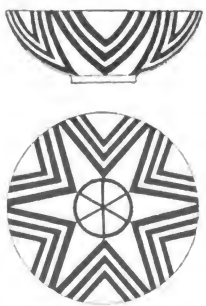
4. Schmales eisernes Band.
5. Dünnes Bronzeblech in Messerform.
6. Schraubenzieherartiges Bronze-Instrument.
7. Hübsche Perle aus schwarzglänzendem, weiss- und graugeädertem, achatähnlichem Stein[1]). Bei genauerer Betrachtung sieht man auf zwei Seiten (die anderen sind glatt) des durch Längen-Einsenkungen vierfach wulstartig gegliederten Stückes wohlerhaltene Zeichen eingeschnitten. Dieselben bestehen aus Strichen und Haken und machen fast den Eindruck sogenannter moabitischer oder nabatäischer Schrift-Charaktere, wenn wir es hier nicht etwa gar mit Keilschrift zu thun haben. Für ein zufälliges flüchtiges Ornament erscheinen mir die originellen Einschnitte fast zu sorgfältig ausgeführt und zu complicirt.
8. Zwei dünne, vierkantige Ringe aus hellgelbem Golde, davon einer ohne Ornament, der andere mit Strich- und Punkt-Verzierung auf der Aussen- und mit eingepresstem Schnur-Ornament auf der Innen-Seite.

9a. Hohle, runde Perlen (Fig. 12) aus röthlichem Goldblech mit hutähnlichem Aufsatz aus demselben Metall (Bruchstücke).

9b u. c. Stückchen von einem Goldblech-Schmuck mit eingepresstem Strich-Ornament (Fig. 13, *a*, *b*).

10. Theile einer kleinen, flachen Schale aus gelbem, rauhem, körnigem (sandähnlichem) Material. Innen und aussen mit gelbgrüner Band-Verzierung (Fig. 14, *a*, *b*).

Fig. 14.



a Schale, zusammengesetzt und geleimt; *b* Ansicht von unten.

11. Verschiedene Perlen (im Ganzen 368 Stück) und andere perlenartige Schmuck-Gegenstände. Dieselben sind meistens aus fleckigem Carneol gearbeitet. Ihre Grösse bewegt sich zwischen der eines Stecknadel-Knopfes bis zu der einer mittleren Wallnuss. Sie haben sämmtlich Löcher zum Aufreihen. Die mannichfaltigsten Formen und verschiedensten Farben-Abstufungen, vom dunkelsten Schwarzroth bis zum hellsten Weissgelb sind darunter vertreten. Auch suchte ich einige zwanzig kleine, weisse, cylindrische Thonperlen zusammen. Die mir hinsichtlich ihrer Form mehr bemerkenswerth erscheinenden sind folgende:

α) aus Stein.

a) birnenförmig, gelbroth, schön geädert.
b) länglich, geeckt, rosa.
c) länglichrund, gelb.
d) cylindrisch, blau.
e) eckig, weissgelb.
f) eiförmig, schwarzroth.
g) achtkantig, flach, bernsteinähnlich, durchsichtig, mit geschliffenen, erhabenen Feldern.
h) cylindrisch, graublau, mit Strich-Verzierung.

1) Abbildung a. a. O. Fig. 5.

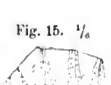
Digitized by Google

i) eckigrund, hellblau, mit Schlitz-Ornament.
j) flach, graublau, mit Strich-Verzierung.
k) länglich-rund, durchsichtig, bräunlich, mit weissen Aederchen.
l) länglich-rund, oben und unten stark abgeplattet, rothbraun, mit milchigen, blauweissen Aederchen.
m) länglich-rund, durchsichtig, kaffeebraun.

β) aus Thon.

n) cylindrisch, weiss.
o) rund, blau, mit Verzierung in Form eines π.

Fig. 15. 1/6



Die Menge menschlicher Ueberbleibsel war sehr gering und bestand nur aus fast ganz vermoderten Beinknochen. Aschengefässreste aus grauem und röthlichem, bröckligem Thon lagen verstreut im Grabe umher. An ihnen ist, mit Ausnahme eines Stückes (Fig. 15), keinerlei Ornament wahrzunehmen.

Steingrab Nr. 11 ist seines verschiedenartigen Inhalts wegen ein recht beachtenswerthes Grab. Zum ersten Male überhaupt ist es mir vorgekommen, die drei Metalle: Gold, Bronze und Eisen, beisammen zu sehen[1]).

Das Gold ist zu Schmucksachen: Ringen, Perlen und niedlichen Zierblechen (Nr. 8 u. 9a, b, Fig. 12 u. 13), kunstvoll verarbeitet. Die Bronze zeigt sich in kleinen Handwerks-Geräthen, wenn man Nr. 2, 5 und 6 als solche deuten kann, und ausserdem in einem Zierrath oder Amulet zum Anhängen in Vogelgestalt (Nr. 1). Das Eisen ist noch schwach vertreten: der Haken (Nr. 3) liesse sich allenfalls als eine primitive Angel ansehen, die beim Fang im fischreichen Karkartschai zur Verwendung gekommen ist.

Auch in diesem Grabe fällt der vollständige Mangel an Waffen auf. Ueber Zeit und Charakter des Grabes vermag vielleicht die Inschriften-Perle (Nr. 7) Aufklärung zu geben, falls sich bei Prüfung von Sachverständigen die originellen Einritzungen wirklich, wie ich vermuthe, als Schriftzeichen herausstellen sollten. —

Grabhügel Chodshali Nr. 12.

Bestattungsgrab mit Steinsetzung unter einem Rollstein-Hügel.

Arbeitszeit: 1 Tag (10. Juli).

Dieses Grab ist 12 Schritte südöstlich vom Sand-Kurgan Nr. 13 entfernt. Die Aufschüttung hat eine runde Form. Ihre Spitze ist abgeflacht. Umfang unten 75, oben 35 Schritte; Höhe 5½ Fuss; oberer Durchmesser 18 Fuss.

Schon bei einer Tiefe von 2 Fuss wurde eine Steinsetzung blossgelegt, die aus ungeglätteten, senkrecht in dem Boden ruhenden Kalkstein-Platten bestand (Fig. 16).

Deck- und Grundplatten fanden sich nicht vor. Die Erdschicht des Grabes ergab an der nordwestlichen Schmalseite, ausser wenigen schmucklosen Gefäss-

1) Die im Jahre 1893 vor Dawschanli-Artschadsor im Grabe Nr. 1 gefundene eiserne Pfeilspitze gehört nicht der eigentlichen, durch Deckplatten geschlossenen Steinkiste an (Inhalt: Stein, Bronze, Zinn), sondern war später in die oberen Schichten des Kurgans hineingerathen. Dies bekundet zur Genüge die Fundstätte — nur 1 Fuss vom Hügelrande entfernt — und die von den Artschadsorer Bronze-Pfeilen vollständig abweichende Form dieser Eisenwaffe.

Digitized by Google

scherben aus schwachgebranntem, grauem Thon, 3 Menschenzähnen, einigen Beinknochen und einem Pferdezahn, noch folgende Gegenstände:

Fig. 16.

Steinsetzung in Grab Nr. 12.

1. Flachgewölbter Bronzering mit Aufsatz in Vogelform, nach hinten in einen durchlochten, eckigen Ansatz auslaufend [1]).
2. 3 kunstlose kleine Pfeilspitzen aus braunem und grauem Hornstein und schwarzgrauem Obsidian.

Fig. 17.

1/1

3. 6 Perlen aus rothem Carneol:
   a) 1 mittlere, länglich-flache.
   b) 1 mittlere, cylindrische.
   c) 2 kleine runde und
   d) 1 kleine ringförmige.
4. Bronzenadel (Fig. 17).

Maasse des Grabes: Länge der Steinsetzung 12 Fuss; Breite an der nordwestlichen Seite 3 Fuss 2 Zoll, an der südöstl. Seite 4 Fuss 4 Zoll. Tiefe vom Rande der Stein-Aufschüttung bis zu den Funden 5 Fuss 5 Zoll. Lage des Grabes SO.-NW.

Dieses Grab erinnert mit seiner Steinsetzung und seinem kärglichen Inhalt an die Schuschaer Bestattungsgräber, nur dass sich hier eine Stein-Aufschüttung über der Steinsetzung wölbt, die in Schuscha, bei dem Mangel an Flusssteinen, meistens durch einen Sandhügel ersetzt wird. Mit Grab Nr. 7 weist es bis jetzt die einzigen Waffenfunde unter den Chodshali-Gräbern auf. —

Grabhügel Chodshali Nr. 13.

Bestattungsgrab ohne Kiste. Sandhügel mit darin eingebetteter Leiche.

Arbeitszeit: 2 Tage (10. und 11. Juli).

Der Hügel stellt einen abgeflachten Conus mit Einsenkung in der Mitte dar. Die benachbarten Gräber sind Nr. 11, in einer Entfernung von 10 Schritten, und Nr. 12, in einer solchen von 12 Schritten. Der Umfang des Hügels beträgt unten 87, oben 40 Schritte. Seine Höhe 8 Fuss.

Der Durchschnitt erfolgte in einer Breite von 6 Fuss von Westen nach Osten. Zahlreiche Rollsteine wurden mit dem Sande ausgehoben. Bei 5 Fuss 8 Zoll Tiefe hörten die Steine auf und es kam nur noch Sand. Eine Kiste zeigte sich nicht, wohl aber stiess ich in der Tiefe von 6½ Fuss auf ein menschliches Skelet in

1) Abgebildet in diesen Verhandl. 1895, S. 549, Fig. 7.

Digitized by Google

ausgestreckter Rückenlage, den Kopf nach Osten geneigt, die Hände am Rumpf, welches in der Richtung Süd-Nord in den Sand eingebettet lag.

Indem ich den Durchschnitt, der Lage der Leiche entsprechend, erweiterte, hob ich die sehr gebrechlichen Knochen heraus und constatirte nach Vertiefung des Durchstichs bis zur Muttererde das Nichtvorhandensein von Beigaben irgend welcher Art. Der Schädel, anscheinend brachycephal, ist zu defect, um zu Messungen eingesandt werden zu können. Grab Nr. 13 bereichert die mannichfaltigen Bestattungs-Arten dieser Gegend wieder um eine neue, die in Grab Nr. 16 ihre Analogie findet: Leichenbestattung ohne Beigaben und ohne Kiste in einem Sandhügel. —

Grabhügel Chodshali Nr. 14.

Rollstein-Aufschüttung mit Kiste ohne Deck- und Grundplatten (Bestattungsgrab).

Arbeitszeit: $1^1/_2$ Tage (11. und 12. Juli).

Die Lage dieses Kurgans ist 50 Schritte östlich von der Landstrasse, der russischen Ansiedlung und der Post-Station ungefähr mitten gegenüber. Vom Kurgan Nr. 11 ist er 122 Schritte in südlicher, vom Kurgan Nr. 12 154 Schritte in südwestlicher Richtung entfernt. Sein Umfang beträgt an der Basis 110, oben 45 Schritte; seine Höhe $6^1/_2$ Fuss.

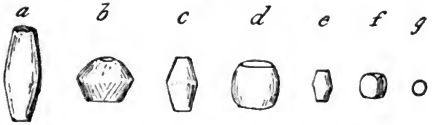
Der Kurgan barg in einer Tiefe von 3 Fuss eine Steinkiste aus ungeglätteten Kalkstein-Platten. Wie in Grab Nr. 11, war auch hier das Innere der Kiste mit Rollsteinen ausgefüllt. Unter diesen Steinen lagerte eine schwache Schicht schwarzer Erde, in welcher ich ganz geringe menschliche Ueberbleibsel, geringe, nicht ornamentirte Urnenreste aus grauem Thon und folgende, an der nordöstlichen Seite des Grabes liegende Gegenstände heraussuchte:

1. 2 schmale, offene Bronzeringe.
2. Kleine Goldblech-Schmuckfragmente, Röhrchen und Perlen (Fig. 18, *a—c*).
3. 78 Perlen aus rothem Carneol (Fig. 19, *a—g*).

Fig. 18.

a u. *c* in $^1/_1$, *b* in $^2/_1$ Grösse.

Fig. 19.



Form-Proben von Perlen aus dem Grabe Nr. 14.

Maasse der Kiste: Länge 13 Fuss 7 Zoll; Breite 7 Fuss 1 Zoll; Tiefe von den oberen Seitenplatten bis zu den Funden 4 Fuss 2 Zoll, zur Muttererde 7 Fuss. Lage des Kistengrabes: SW.-NO.

Das Grab Nr. 14 ist nach Form dem Grabe Nr. 11 ganz ähnlich. Auch in den Funden herrscht offenbare Uebereinstimmung, nur dass dort die beiden Ringe von Gold, hier aus Bronze sind. Ferner kommen der gleiche Goldblech-Schmuck und dieselben Perlenarten in beiden Gräbern vor, während hier, wie dort, Waffen fehlen. —

Digitized by Google

Grabhügel Chodshali Nr. 15.

Kleine Stein-Aufschüttung mit Steinsetzung (Bestattungsgrab).

Arbeitszeit: ½ Tag (am 12. Juli).

12 Schritte südlich von Grab Nr. 10. Basis-Umfang 50, oberer Umfang 15 Schritte; Höhe 4 Fuss.

Unter den Rollsteinen trat in einer Tiefe von 1 Fuss eine mit Steinen ausgefüllte Steinsetzung in Form eines Rechtecks zu Tage, aus 6 aufrecht in die Erde gesenkten, ungeglätteten Kalkstein-Platten bestehend (Fig. 20). Grösse dieser Steine: Länge bis zu 3 Fuss; Breite bis zu 1½ Fuss; Dicke bis zu 4 Zoll.

Fig. 20.

Steinkranz in dem Grabe Nr. 15.

Fig. 21. ¼

Der Grund des Grabes war schwarze Erde, die ausser gewöhnlichen Gefässscherben aus grauem und röthlichem Thon und ganz geringen Knochentheilen noch Folgendes enthielt:

1. Flacher, etwas gewölbter Bronzering (Fig. 21) mit gelochtem Ansatz (Bogenspanner?).
2. Langes, schmales Bronzemesser.
3. 4 Perlen:
   a) 2 Thonperlen aus blauem weichem Material, mit Strich-Ornament, der Breite und Länge nach durchlocht.
   b) flache Perle aus weissem Stein.
   c) länglich-runde, hellrothe Carneol-Perle.

Länge des Grabes: 10, Breite: 6 Fuss. Lage: SSW.-NNO.

Das Grab Nr. 15 ist Nr. 12 am ähnlichsten. —

Mit ihm beschloss ich vorläufig die Erforschung der Grabstätten am Flusse Karkar-tschai, um noch einen jener kleinen, typischen Grabhügel zu untersuchen, welche etwa 1½ Werst südlich von der russischen Ansiedlung bei Chodshali, nach Schuscha zu, in regelmässigen Abständen an der Landstrasse vor den grossen Haupt-Kurganen des Chodshalinka-Flusses hingelagert sind. Ich zählte im Ganzen 6 solcher Hügel. Von ihnen nahm ich den ersten, von Chodshali aus gerechnet, in Angriff:

Grabhügel Chodshali Nr. 16.

Bestattungsgrab ohne Kiste. Sandhügel mit eingebetteter Leiche.

Arbeitszeit: 1 Tag (12. Juli).

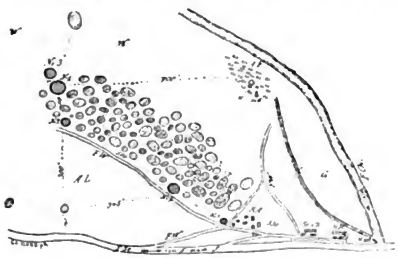
160 Schritte westlich von der Landstrasse, von Grab Nr. 2 300 Schritte östlich entfernt. Umfang an der Basis 106, oben 24 Schritte; Höhe 9½ Fuss.

Digitized by Google

Situationspläne von Chodshali (Fig. 22, A und B).

Fig. 22, A.

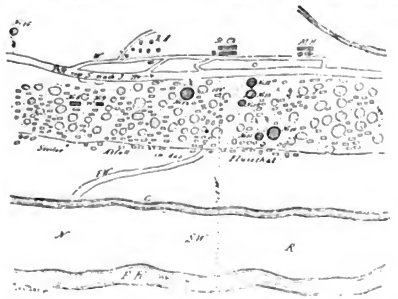
Grabhügel westlich von der Station, am Flusse Chodshalinka.



A F Alter Friedhof. *A L* Ackerland. *C* Canal. *F Ch* Fluss Chodshalinka. *F W* Feldweg. *G* Garten. *M* (Wasser-)Mühle. *M H* Milizenhaus. *P St* Poststrasse von Schuscha nach Jewlach. *R A* russische Ansiedlung. *St Ch* Station Chodshali. *W W* Wiesen. ● Kurgane aus Sandschüttung, nur Nr. 5 u. 7 Steinschüttung. Entfernungen in Schritten.

Fig. 22, B.

Grabhügel und Gräber östlich von der Station, am Flusse Karkar-tschai.



Dieselben Bezeichnungen, wie in A. *C*, Canal. *F K* Fluss Karkar-tschai. *N* Niederung. *R* Rohrdickicht. *S W* sumpfige Wiesen.

Die vorstehenden Plan-Skizzen dürfen bezüglich der Anzahl der auf ihnen vermerkten Gräber keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit machen, denn eine topographische Aufnahme der Gräber am Chodshalinka-Flusse (A) wäre überaus zeitraubend und schwierig, da die Formen vieler Hügel durch Witterungseinflüsse verwischt oder durch das überall üppig sprossende Gesträuch verdeckt und daher schwer zu erkennen sind. Bei B aber war es überhaupt unmöglich, die Grabstätten, deren Zahl Legion, einzeln zu verzeichnen; stellt doch dieses Friedhofs-Plateau am Karkar zur Zeit nur noch ein einziges, eine halbe Werst sich hinziehendes, von wirrem Gestrüpp überwuchertes Gräberchaos dar.

Digitized by Google

Ich trieb in den Hügel, der Zeitersparniss wegen, einen Brunnen von 13 Fuss Durchmesser ein. Gelber Sand mit Rollsteinen bildete auch hier die oberen Schichten des Kurgans. Bei 5 Fuss 4 Zoll Tiefe fand sich nur noch Sand. Bald darauf kam ein Haufe menschlicher Gebeine zum Vorschein, die bei der Berührung in Staub zerfielen und deren Lage auf Beisetzung der Leiche in hockender Stellung schliessen liess. Nach Beigaben forschte ich vergebens. Um ganz sicher zu gehen, vertiefte ich den Brunnen noch bis auf 8½ Fuss, wo dann die harte Muttererde weiterem Vordringen ein Ziel setzte. —

Wie schon erwähnt, war die regnerische Witterung meinen Unternehmungen recht hinderlich gewesen und wir hatten daher immer nur mit Unterbrechungen arbeiten können. Am 13. Juli benutzte ich einige Stunden Sonnenschein dazu, an den feuchten Gräbern einige noch restirende Messungen und sonstige topographische Arbeiten vorzunehmen. Es war die höchste Zeit, die Station zu verlassen, denn das schwächende Wechselfieber (eine natürliche Folge längeren Aufenthalts in dieser sumpfigen Niederung und namentlich des durch die Hitze bedingten übermässigen Genusses von schlechtem Trinkwasser) schüttelte uns tüchtig.

So nahm ich denn für dieses Jahr wieder Abschied von den mir, trotz allem ausgestandenen Ungemach, lieb gewordenen Gräbern von Chodshali, getragen von dem angenehmen Bewusstsein, in der Erforschung dieser merkwürdigen Denkmäler der Vorzeit wieder ein Stück vorwärts gekommen zu sein.

Hoffentlich wird es mir möglich sein, meine Ausgrabungen im nächsten Jahre dort weiter fortsetzen zu können.

Das reiche Arbeitsmaterial langt für ein ganzes Menschenleben. —

Bald nach unserer Rückkehr nach dem kühlen Schuscha erkrankten sowohl ich, als auch mein Gehülfe an Malaria und mussten zwei Wochen das Bett hüten. Ende Juli waren wir wieder wohlauf und ich ging allen Ernstes daran, meinen Plan zu verwirklichen, in den Bezirken Dshewanschir und Dshebrail umfangreiche Ausgrabungen vorzunehmen, um so mehr, als die Witterung inzwischen schön und beständig geworden war. Schon hatte ich alle nöthigen Vorbereitungen zu meiner Abreise getroffen, als Verhältnisse eintraten, die mich bestimmten, von meinem Vorhaben abzustehen. Die schon lange in diesem Theile Transkaukasiens, namentlich im Elisabethpol'schen Gouvernement, herrschende Unsicherheit des Verkehrs in Folge von Räubereien hatte in diesem Sommer eine wahrhaft beunruhigende Steigerung erfahren. Grössere und kleinere Räubertrupps lauerten allerorts den Reisenden auf und plünderten sie aus. Vor allen anderen that sich der berüchtigte kurdische, bereits in Liedern besungene Bandit Näbi hervor, der mit seiner 40 Mann starken, wohlberittenen und mit ausgezeichneten Schnellfeuer-Gewehren bewaffneten Bande die arme Landbevölkerung durch seine höchst verwegenen Ueberfälle in Schrecken setzte, die Dörfer brandschatzte und dabei die unerhörtesten Grausamkeiten vollführte. So sind nach Zeitungsberichten im Sangesur'schen Kreise, wo er sich, der schwer zugänglichen Gebirgsgegend wegen, vorzugsweise aufhält, in dem verflossenen Sommer bis zum September allein 48 Menschenleben seiner Wuth zum Opfer gefallen. Obwohl nun die Behörden ihr Möglichstes thaten, um diesen Wegelagerern das Handwerk zu legen, so ist es doch bis zum heutigen Tage nicht gelungen, die Bande einzufangen oder zu vernichten, denn entweder bringen sich die Räuber bei etwaiger Verfolgung blitzschnell über die rettende, nahe persische Grenze in Sicherheit, oder sie ziehen sich in ihre festungsartigen Schlupfwinkel im Gebirge zurück, wo ihnen sehr schwer oder gar nicht beizukommen ist. Zudem wagen auch die Landbewohner nichts gegen sie

Digitized by Google

zu unternehmen, aus Furcht vor ihrer schrecklichen Rache. Bei alledem hatten nun aber bis dahin die Banditen wenigstens die Beamten auf ihren Dienstreisen unbelästigt gelassen, in letzter Zeit jedoch waren auch diese wiederholt Gegenstand frecher Raubanfälle geworden. Allen Schändlichkeiten aber setzte eine, am 25. Juli bei dem Flecken Agdam unweit Schuscha verübte, grässliche Mordthat die Krone auf, an welchem Tage eine unbewaffnete harmlose Reisegesellschaft (unter ihnen mehrere Beamte), im Ganzen 7 Menschen, von einer 16 Mann starken Mordbrenner-Bande überfallen und wie wehrlose Schafe bis auf das letzte, unglückliche Opfer erbarmungslos zusammengeschossen wurde.

In Folge solcher Vorkommnisse bemächtigte sich ein lähmender Schrecken sämmtlicher Bewohner Karabagh's. So standen die Sachen, als ich mich mit der Bitte an den Kreishauptmann wandte, mir zu meiner Reise, die gerade durch die gefährlichen Gegenden führte, die üblichen Bedeckungsmannschaften mitzugeben; doch wurde mir der wohlmeinende Rath ertheilt, meine Excursionen vorläufig bis zum Eintritt ruhigerer Zeiten einzustellen. — —

Um nun doch den Rest der Ferien nicht ganz unbenutzt vorübergehen zu lassen, unternahm ich wiederholt Streifereien in der unmittelbaren Umgebung der Stadt Schuscha. Bei dieser Gelegenheit entdeckte ich $2^1/_2$ Werst südlich von der Stadt auf einer, von Osten nach Westen ansteigend sich hinziehenden und von der Eriwan'schen Poststrasse hier durchschnittenen Hügelkette, einige eigenthümliche Gräber, deren Untersuchung ich zwei Tage widmete.

Diese Gräber befinden sich sämmtlich auf der westlichen Seite des Höhenzuges und zwar rechts vom Strassen-Durchstich, von der Stadt aus gerechnet, und sind in geringer Entfernung von einander belegen. Im Ganzen sind es ihrer 4, die in kleinen Grabhügeln als Steinkisten etwas aus den sie umgebenden Sand- und Felsgeröll-Aufschüttungen herausragen.

Steinkisten-Gräber von Schuscha Nr. 8, a, b, c, d.

Alle Gräber waren offen und die je aus drei Deckplatten bestehenden Verschlusssteine lagen in einiger Entfernung von denselben. Nach Herausschaffen des gelben Sandes, der die Kisten bis zum Rande füllte, stellte sich heraus, dass diese ohne jeden weiteren Inhalt waren. Weder Skelettheile, noch Perlen, noch Scherben wurden gefunden, obschon ich den Sand sehr genau untersuchte. Nur in Grab a stand in einer Ecke ein merkwürdiger Gegenstand aus gelbem, schwach gebranntem Thon, dem Bruchstück einer alten Lampe ähnlich, doch lässt das mit Canälen und Oeffnungen versehene Fragment eine genaue Deutung nicht zu. Die Kisten bestanden aus dicken, theils geglätteten, theils ungeglätteten Kalkstein-Platten und fielen besonders durch ihre äusserst solide Construction auf. Ihre Längsrichtung ist immer West-Ost. Die vorgenommenen Messungen ergaben Folgendes:

Grab a: Länge der Kiste 10, Breite 7 (O.), bezw. 4 (W.), Tiefe 3 Fuss.
Grab b: Länge $6^1/_2$, Breite 3, Tiefe $3^1/_2$ Fuss.
Grab c: Länge 7, Breite 3, Tiefe $3^1/_2$ Fuss
Grab d: Länge 6, Breite 2, Tiefe 3 Fuss.

Was haben nun diese inhaltslosen Kistengräber wohl zu bedeuten? Ich denke, wenn dieselben von Laien einmal ausgeraubt worden wären (eine sachverständige Untersuchung bleibt hier von selbst ausgeschlossen), so würde doch wohl schwerlich eine so peinliche Sorgfalt bei ihrem Ausraumen angewandt worden sein, dass sich nicht wenigstens ein positiver Anhaltspunkt dafür hätte finden müssen, dass diese Gräber wirklich Bewohner beherbergt haben. Eher scheinen sie mir die bereits

Digitized by Google

in meinem Berichte über Schuschaer Gräber vom Jahre 1892 aufgestellte und von Hrn. Belck getheilte Ansicht zu bekräftigen, dass solche, in der Nähe von belebten Gebirgspässen oder Heerstrassen an besonders in's Auge fallenden Plätzen errichteten, dauerhaften Kisten möglicherweise als interimistische Begräbnisstätten gedient haben können. —

(11) Hr. M. Bartels bespricht die, von dem correspondirenden Mitgliede Hrn. Consul Pisko in Janina (Albanien) eingegangene und schon in der vorigen Sitzung (S. 75) kurz erwähnte Sammlung vorgeschichtlicher Fundgegenstände. Es sind darunter eine kleine, flache, leider zerbrochene Schale von weissgelbem Thon, 5 kleine, sehr roh gearbeitete Thonlampen, deren Körper die Form einer kleinen Tasse hat und deren Schnabel kurz und eckig und vorn glatt abgeschnitten erscheint; ferner ein kleines prismatisches Geräth aus röthlichem Thon, wahrscheinlich ein Gewicht, und endlich 7 kleine menschliche Köpfe in Terracotta, sämmtlich vom Wasser stark abgerieben. Mehrere Fundstücke lassen römischen Einfluss erkennen. —

(12) Hr. Rud. Virchow zeigt zwei, ihm durch Hrn. J. D. E. Schmeltz in Leiden unter dem 11. März übersendete Photographien eines von Hrn. Serrurier aufgefundenen japanischen Porzellan-Artefaktes, das nach seiner Meinung dem Schädeldache des Pithecanthropus ausserordentlich verwandt ist. —

(13) Hr. Prediger E. Handtmann in Seedorf bei Lenzen a. d. Elbe sendet unter dem 11. März einen Bericht über

volksthümliche Fussbekleidung in Zellin a. d. Oder.

Hr. A. Treichel in Hoch-Paleschen sendet mir seine Mittheilungen über „Inschriften auf Holzkorken" (Verhandl. 1895, S. 481) zu. Ich vermag nicht, seine Annahme zu theilen, dass für die bez. Holz-Fussbekleidung die Bezeichnung „Korken" (S. 482) mit „Korkbaumholz" zusammenhängt. Korkbaumholz ist für beregten Zweck so wie so ein viel zu weiches Material.

Als ich vor mehr als 40 Jahren im Hause meines Vaters zu Flecken Zellin a. d. O. lebte, gab es dort dreierlei hölzerne Fussbekleidungen, welche ohne Unterschied von Armen wie Wohlhabenden getragen wurden, auch seiner Zeit meine und meiner Brüder Füsse bekleideten.

1. Die niedrigste Stufe nahm der gewöhnliche Pantoffel ein, auch „Holz-Pantine" genannt, ab und zu auch „Klotzen". Dieses weitverbreitete Fuss-Bekleidungsstück trug in Zellin und in der ganzen Neumark die plattdeutsche Bezeichnung „Tüffeln", bezw. „Holttüffeln" (es giebt auch „Ledertüffeln"; letztere, wenn an den Zehen- und Blatttheilen mit Stickerei versehen, auch „Schlorren" genannt). Chrakteristisch für diese einfache Form der „Tüffeln", Singular „Tüffel", ist, dass dieselben hinten etwas höher sind, als vorn, und hinten einen verhältnissmässig hohen Hacken unterwärts eingeschnitten haben. Man bediente sich dieser meist roh gearbeiteten Fussbekleidung auf Strasse und Hof, im Stall, doch nicht gern im Zimmer. Sagt man hierzu in der Neumark „Tüffel", so hat die russische Sprache dafür das fast gleichlautende Wort туфель.

Offene Frage: Ist beides, die ost-plattdeutsche und die russische Form eine Abwandlung des Grundwortes „Pantoffel"? Oder liegt als Urgrund eine slavische Stammform vor?

Digitized by Google

2. Für den Zimmergebrauch, bei Kindern auch gern für den Schulbesuch, üblich war eine Holz-Fussbekleidung, genannt „Korke", Plural „Korken", im Diminutiv „Korkeln", plattdeutsch in der landesüblich dumpfen Aussprache des Buchstabens o gewöhnlich „Kurkeln".

Charakteristisch für den Bau der „Korke", bezw. „Kurkel" war:

a) oben, wie unten, flache Sohle; also unten gewöhnlich kein Hacken, bisweilen ein sehr niedriger Hacken;

b) am Hinterende vom Vorderleder ab um den Menschenfuss-Hacken herum ein kleiner hochstehender Holzrand, sorgfältig vom Verfertiger ausgestemmt und glattgeschnitzt, ungefähr 1 *cm* hoch.

Wir bedienten uns dieser sehr fusswarmen Bekleidung gern in den Zimmern und beim Schlittern auf dem Eise.

Ich erinnere mich, im Jahre 1867 diese selbige Fussbekleidung auch in Ostpreussen und zwar in den südlichen Theilen des Ermelandes — Wartenburg, Allenstein — gesehen zu haben.

Auffällig erscheint mir nun, dass die russische Sprache das Wort „Корка = Rinde, Schale, Rand" hat. Sollte hier ein slavischer Ursprung des bez. Fuss-Kleidungsstückes sammt dessen Namen vorliegen in der Bezeichnung „geränderter, mit Rand versehener Holzpantoffel?".

Nebenbei die Bemerkung: Aus ihrer Soldatenzeit erzählten bisweilen ältere Leute: „wir haben uns aus Uebermuth öfters aus unserem Commissbrot Kurkeln gemacht, ehe wir dasselbe fortwarfen".

Ob zur Zeit die „Korke", bezw. „Kurkel", in der Neumark noch im Gebrauch ist, erscheint mir fraglich. Das vordem als „fein" geltende Bekleidungsstück ist wohl allgemein dem Leder-Hausschuh, bezw. gesticktem Schuh, gewichen. Eine Anfrage indess für das „Trachten-Museum" möchte vielleicht noch zu einem Ergebniss führen.

Hierbei eine Ergänzung zu den von Hrn. Treichel mitgetheilten Versen, für das Pantoffelpaar, ganz besonders für das Korkenpaar, beliebt:

„Wir sind einander zwei
Und bleiben stets uns treu."

3. Nur im Winter gebräuchlich war der in ganz Deutschland bekannte, den ganzen Fuss (abgesehen vom Einschlupfloch) mit Holz umhüllende „Holzschuh", plattdeutsch „Höl-Schuh" aus Pappelholz oder aus Weidenholz, naturholzfarben, auch schwarz gestrichen und oft blank gewichst; der grösseren Wärmung wegen mit Stroh dünn gefüllt. Auch dieses stark klappende, dennoch poetische Kleidungsstück ist fast ganz aus dem Gebrauch verschwunden. Schade, es war der denkbar beste Füsse-Warmhalter für alte Leute! —

(14) Hr. W. v. Schulenburg, z. Z. in Berlin, übersendet unter dem 2. März folgende

volkskundliche Mittheilungen aus der Mark.

1. Die Frau Harke in der Mark.

Jenseits der Elbe, im Hannöver'schen (in Pewestorf, 1887) fand ich im Volke noch vor als Frau, die in der Weihnachtszeit erscheint: „die Frau Gauen", und in der West-Priegnitz (bei Lenzen) als entsprechende Namen „die Frau Johl" und „Frau Go-el", und 1892 auf der Insel Usedom (Pommern) den Namen

Digitized by Google

„Wul“ (als Bezeichnung für Würmer, die in den Rocken kommen, wenn man in den „Zwölften“, d. h. in der Weihnachtszeit spinnt). Vergl. meinen Bericht in den Mittheilungen der Wiener Anthropol. Ges. XXIII. 1893, S. 62.

Bei einem längeren Aufenthalte im Kreise Teltow (Mark Brandenburg), also nicht fern Berlin, in den Jahren 1894 und 1895, fand ich für eine Anzahl von Dörfern (Kummersdorf, Alexanderdorf, Gadsdorf, Saalow, Dergischow, Christinendorf, Gross-Schulzendorf, Wittstock, Thyrow, Märtensmühle, Stücken), ebenso wie 1881 zu Heiligensee im Kreise Nieder-Barnim, die Erinnerung an die Frau Harke lebendig, die in der Weihnachtszeit erscheint und mit ihrem Namen zurückführt auf eine Göttin von gleicher oder ähnlicher Namensform. Meine Quellen sind alte Leute aus diesen Ortschaften, aber in mehreren Dörfern waren die Namen auch jungen Mädchen noch vertraut. Die von mir vorgefundenen Namen sind: Harke, Harche, Herksten, Herkstre, Harfe, Harfen. In einem Falle wusste eine Frau aus Rabenstein bei Niemegk (Kreis Zauch-Belzig) „die Môarche, Môerche“. In Tremsdorf (Kreis Zauch-Belzig) kam „die Hexe“. Bisher weniger bekannt dürften wohl sein die Namensformen Harche, Herkste und Môarche. Die Einzelberichte werde ich in der Zeitschrift „Brandenburgia“ veröffentlichen. —

2. Geweihtes Brot, Fünffingerkreuz.

Hr. Johannes Rahn theilte mir (1883) aus Pyritz (Pommern) mit: „Beim Brotbacken machen die Leute drei Kreuze auf den Teig und sprechen dabei:

„Dat Brôt steiht in'n Oaben,
Uns' Herrgott is bunnen un bôaben.
All, de dôavon êten,
De sall'n uns' Herrgott nich vergêten.“
(Das Brot steht im Ofen;
Unser Herrgott ist unten und oben.
Alle, die davon essen,
Die sollen unsern Herrgott nicht vergessen.)“ —

Wenn im Kreise Teltow (Brandenburg) früher auf dem Lande Brot gebacken und das „erste Brot in den Backn“ (Backofen) geschoben wurde, dann drückte die Frau (Bäuerin u. s. w.) mit den 5 Fingern darauf, und dann noch einmal und zwar „über Kreuz“, so dass es „zehn Kuten (kleine Löcher, Näpfchen) gab“, Dieses Brot wurde aufgehoben bis zuletzt und erst gegessen, wenn all' das andere Brot „auf war“ (verzehrt). „Solches Brot schimmelt nicht“, sagt man. Wenn eine Kuh gekalbt hatte, dann schnitt die „Fraue“ von dem Brot einen „Ring“ (Stück) aus „mit den 5 Fingern“, und zwar aus der Kürste mit etwas Krume und gab das „Brotkrüz“ (Brotkreuz), in Stücke gebrochen, nach dem Kalben der Kuh (auch Schaf, Ziege) in den „ersten Trank“, damit „sie“, d. h. böse Leute, das Vieh „nicht beneiden können“. Beneiden ist in seiner Wirkung behexen und wird hervorgerufen dadurch, dass andere, fremde Menschen, das Vieh besehen, „durchschen“, wie der Kunstausdruck lautet, oder dass sie es loben. Letzteres ist das sogenannte Berufen, wogegen es ein Kraut giebt, „Berupnskrut“, Erigeron acre, wie auch in den Städten, z. B. Berlin, um nicht ein Uebel herbeizuziehen, z. B. eine Krankheit, wenn jemand seine Gesundheit oder die Anderer lobt, man schnell sagt „unberufen“, z. B. „Unberufen geht es mir jetzt gut“, statt: „Gott sei Dank, mir geht es gut“, oder dass es besser hilft, dreimal: „Unberufen, unberufen, unberufen.“

Die Fingermale auf das Brot zu machen, war früher allgemeine Sitte, aber in streng volksgläubigen Familien geschieht es auch heute noch in Dörfern des

Digitized by Google

Kreises Teltow, doch drückt man die 5 Finger nur einmal ein, soweit ich erfahren habe. —

Wie Hr. Krainz in Graz (Zeitschrift für österreichische Volkskunde 1895. I. 249) berichtet, backt man in Steiermark bei den Deutschen vor Weihnachten „Kletzenbrot", d. h. Früchtenbrot (auch in Süd-Deutschland beliebt. W. v. S.) und macht oben in dasselbe Eindrücke mit einem Schlüsselbart. „Unterlässt es die Hausfrau, solche Eindrücke anzubringen, bevor das Kletzenbrot in den Ofen geschoben wird, so lässt es die „Percht'l" in der Hitze verbrennen, oder es ruht sonst kein Segen darauf." „Die Perchtl, deren eigentliche Nacht die Dreikönigsnacht ist, geht auch in der Christnacht um." Soweit Hr. Krainz. Die Perchtl oder Berchta in Oesterreich und Süd-Deutschland entspricht der Harke oder Harfe in der Mark. Da der Name der Harke noch lebendig ist im Kreise Teltow, wird auch das Fünffinger-Brotkreuz ihr zuzuschreiben und solches Brot ihr in der Vorzeit, wo und wie auch immer, geweiht gewesen sein.

Ich bemerke noch, dass im Kreise Teltow ein „Fünffingerkraut" in Ansehen stand, von Hrn. Ascherson freundlichst als Potentilla reptans bestimmt. Eine bekannte Kräuterfrau aus dem Dorfe Thyrow theilte mir mit, dass in diesem Kraute nach altem Glauben „der Mensch sein ganzes Lebensschicksal sehen kann. Denn so viele Adern als der Mensch hat, so viele Blattstengel sind an den Ranken der Pflanze". Bei Wenden der Lausitz fand ich (in Schleife) vor das Fünffingerkraut (vgl. mein Wend. Volksthum S. 201), von Hrn. Ascherson bestimmt als Heracleum Sphondylium L., pjecpalcate zele, ohne weitere Beziehungen.

Es scheint also, dass die 5 Finger mit ihrer Zahl in der Vorzeit unserer Gegend eine höhere Bedeutung hatten. —

3. Bäume beschenken, Neujahr geben.

Im Kreise Teltow, wie auch sonst in der Mark, war früher der Brauch allgemeiner, „die Bäume zu beschenken". Zu Weihnachten wurde geschlachtet und „die Wurst" auf Stroh gelegt, das Stroh aufbewahrt und damit „an heilig Abend" in der Abendstunde im Garten die Obstbäume umwickelt. Es wurde jeder Baum, etwa in Brusthöhe, mit einem Strohband umbunden. Dieser Strohkranz blieb bis zum nächsten Jahr. Man sagte dabei einen „Spruch" her: „Bömeken, ick beschenke Dir und Du beschenkst mir." Auch jetzt noch, doch mehr vereinzelt, nur in strenggläubigen Kreisen, wird der Brauch geübt. Vielfach werden die Bäume in der Neujahrsnacht beschenkt, darum heisst die Sitte auch: „den Bäumen Neujahr geben". Man sagt: „Sie sollen beschenkt werden, dann beschenken sie uns wieder." Auf jeden Fall ist es ein Rückstand von altem Baumdienst.

Heinrich Noé (Deutsches Alpenbuch. I. 404—418) berichtet aus dem Salzburgischen, dass man zu Weihnachten, am „Bacheltag", den Thieren „Leckat" als festtägliche Speise giebt, und dass man früher die Obstbäume zum Essen einlud, damit sie reichlich tragen sollten; dass früher die „heilige Dreikönigspercht" umging mit vermummtem Gesicht (das also niemand schauen sollte! W. v. S.), jetzt statt ihrer mehrere weissgekleidete „Perchten" mit Lichtern, von denen „die meisten geweihte Amulette auf dem blossen Leibe trügen, weil es eine verbreitete Meinung ist, dass der Teufel sofort diejenigen holt, die im Perchtengewand etwa eines plötzlichen Todes sterben". Man scheut Orte, „wo „„schöne"" Perchten, vom Tode überrascht, begraben liegen, weil ihnen geweihte Erde verweigert wird". — Daraus erhellt, wie sehr die Percht (Bertha) und die Perchten aus dem Heidenthum stammen. Denn was christlich geweiht ist, darüber hat der Teufel keine Macht. Auch „hat sich (nach Noé) noch der Glaube erhalten, dass im Sommer das Obst

Digitized by Google

nicht gedeiht, wenn im Winter vorher keine Perchten vor das Haus gekommen sind“. Es ist deshalb ersichtlich, dass das Gedeihen der Obstbäume der Percht zufiel, und die Annahme ergiebt sich, dass in der Mark der Frau Harke die Obstbäume geweiht waren und sie einst dem Obstbau vorstand, wo solcher war, da der Percht die Harke entspricht. Noch 1895 fand ich auf dem Lande im Kreise Teltow, dass die Frau Harke zu Weihnachten der säumigen Spinnerin „Kodden“, die von Alters einheimischen, kleinen herben Birnen, in den Wocken steckt.

Aehnlich dem Beschenken der Obstbäume, nur im reinchristlichen Sinne, stellen die Landleute in Italien dankbar Maiskolben neben das Bildniss der Mutter Gottes und in Ober-Bayern sah ich neben dem Bildniss Christi rechts und links einen Bierkrug gesetzt. —

(15) Hr. W. v. Schulenburg berichtet über

vorgeschichtliche Funde in Schlesien, der Mark und Pommern.

1. Zu Gross-Bogendorf (Kreis Sagan, Schlesien) ist auf dem Gutsacker, und zwar am Eichgraben hinter der Scheune, ein Ackerstück mit gutem Boden, weiterhin nach dem Eichgraben zu ein Stück leichter Kiesboden. Auf diesem sind früher viele Steine gesammelt worden. Hr. v. Werthern fand 1886 dort vorgeschichtliche Gräber und eröffnete 3 derselben. Es waren Viereeke, 2—3 Fuss weit, in Stein ausgesetzt und oben mit einem Stein bedeckt. In der Steinmauer stand eine Urne mit Leichenbrand und neben derselben einige kleine Gefässe. Diese bestanden in den 3 Gräbern aus mehreren tassenförmigen mit grossem Henkel und mehreren, 9—11 *cm* hohen, flaschenförmigen mit je zwei kleinen Oehren, eines mit 7, ein anderes mit 9 Riefen rings um die Ausladung; bei dem einen noch concentrische Halbkreise um dieselbe. Ferner Scherben von Schüsseln

Fig. 1.

Fig. 2.

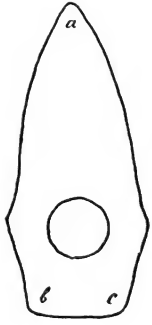


Fig. 3.

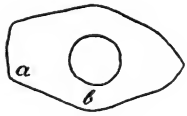
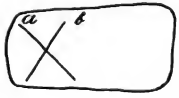


Fig. 4.



Digitized by Google

oder Näpfen mit eingekerbtem Rande an der Oeffnung, ebenso Scherben von urnenartigen Gefässen, die an der unteren rauhen Hälfte lange strichartige Einritzungen zeigen. Ein angeblicher Spinnwirtel, ebenfalls aus Gross-Bogendorf und im Besitze des Hrn. v. Werthern in Berlin, besteht aus vorgeschichtlichem dunkelblauem Glasfluss (Fig. 1) und hat, bei 9 *mm* Stärke, 22 *mm* im Durchmesser und 10 *mm* in der Durchlochung. Ferner besitzt Hr. v. Werthern zwei durchlochte Steinbeile von dorther, die ein Waldarbeiter fand, nach seiner Angabe beim Stämmeroden im Walde nach Gräfenhain zu. Das grössere Steinbeil (Fig. 2) graugrün, nach des Besitzers Vermuthung aus Grauwacke, ist 13 *cm* lang und 6 *cm* breit. Am Loch, auf der einen Seite 18 *mm*, auf der anderen 22 *mm* breit, ist zweimal gebohrt worden. Eine Durchbohrung wurde vorgenommen von der weiteren Oeffnung aus bis fast durch das Beil, eine zweite engere Bohrung von der anderen Seite aus, 3—4 *mm* tief. Das Beil ist glatt, nur die Längsseite *a*, *b* und die Seite *c*, *b* rauher; die Schneide abgerundet. Das kleinere Steinbeil (Fig. 3), „scheinbar aus einem basaltartigen Gestein", an den äusseren Flächen glatt, an der Schneide scheinbar abgenutzt, ist 7 *cm* lang, 4,4 *cm* breit, 3,5 *cm* hoch und im Bohrloch 2 *cm* weit. Auf der einen Seite, bei *a*, *b* der Fig. 4 ist ein Kreuz in feinen dünnen Linien eingeschnitten. Ein gleiches Kreuz fand ich auf dem, beim Bohrloch abgebrochenen Stück eines langen, schmalen Steinbeils vom Schlossberge zu Burg im Spreewalde (von mir dem Museum für Völkerkunde übergeben, Vorg. Abth. 1 f. 65).

Im Altteich, früher einem Teich, jetzt als Forst und Ackerland benutzt, fand Hr. v. Werthern ein Hufeisen von alterthümlicher Form, 10 *cm* lang, 13 *cm* breit; in seinem Besitz. —

2. Auf dem Schlosse zu Alt-Döbern (Kreis Kalau, Brandenburg) war nach einer Mittheilung des Hrn. v. Werthern 1869 eine grössere Sammlung vorgeschichtlicher Gefässe, darunter auch durch eine Querwand getheilte längliche Näpfe, die beim Stämmeroden in der Forst zu Muckwar aus Gräbern herausgebracht worden waren. Das Schloss gehörte damals Hrn. Berthold Blüthgen. —

3. In dem Knapsdorfer Berge bei Lindchen (Kreis Kalau, Brandenburg) waren nach der Volksüberlieferung „Luttchen" (Zwerge). Da Hügel mit „Luttchen" in der Niederlausitz wohl fast immer vorgeschichtliche Gräber andeuten, so darf auch hier auf solche geschlossen werden. —

4. Auf einem Acker am Ufer des Neuendorfer(?) Sees beim Vorwerk Lanke, zur Herrschaft Stolzenburg gehörig, in der Nähe von Stettin, fand Hr. v. Werthern eine Feuerstein-Axt, die ausgeeggt worden war und von ihm dem Märkischen Museum übergeben wurde. —

5. Ebenso auf einem Hügel bei Biesenthal (Kreis Ober-Barnim, Brandenburg) vorgeschichtliche Feuerstein-Messer oder Spähne, und ebensolche auf einem zweiten Hügel an dem nächstgelegenen kleinen See. —

(16) Hr. J. R. Martin berichtet in einem Schreiben an Hrn. Rud. Virchow aus Luksor, 4. März, über

geschliffene ägyptische Stein-Werkzeuge und Bronzen.

In der letzten Zeit habe ich noch 4 grosse Messer gesehen, deren eine Seite geschliffen ist, während die andere Spuren davon trägt. Diese Stücke, ebenso wie ein grosser Dolch und zwei Lanzenspitzen, sind so wundervoll gearbeitet, dass sie Alles, was ich aus dem Norden kenne, weit hinter sich lassen. Der Feuerstein ist durchsichtig und von einer ganz anderen Farbe, als sie in Aegypten vorkommt. Ich

Digitized by Google

glaube, dass diese Stücke von irgendwoher importirt sind, aus einem Lande, wo die Steincultur sich viel länger gehalten hat, oder richtiger, älter ist, als in Aegypten. Auch ist es sehr leicht möglich, dass dieser Feuerstein leichter zu bearbeiten war. Von den gewöhnlichen Feuerstein-Geräthen habe ich eine Sammlung von etwa 500 Stück zusammengebracht.

Aus der Bronze-Periode habe ich wohl jetzt eine der grössten Sammlungen, wenn nicht die grösste, welche existirt, zusammengebracht. Ich habe wenigstens viel mehr, als das Museum in Gizeh. Natürlich fehlen die grossen Prachtstücke. Solche sind nicht für Geld zu haben, und ich habe ja nur meine eigenen, sehr geringen Mittel.

Sonst habe ich sehr wenig Neues gefunden. Es scheint mir, als ob der ägyptische Boden, der so viel gegeben hat, endlich müde ist und nichts mehr hergeben will. Auch haben manche sogen. Gelehrte fürchterlich hier gewirthschaftet. Es ist ja nichts, 3000 (dreitausend) Gräber in ein Paar Monaten zu untersuchen. —

(17) Hr. Rud. Virchow bespricht den

Kopf der Aline und verschiedene Schädel aus dem Fayum.

In der Sitzung vom 9. Juli 1892 (Verhandl. S. 416) erörterte Hr. v. Kaufmann, im Anschlusse an einen, leider nicht veröffentlichten Vortrag des Hrn. H. Brugsch, die Ergebnisse seiner Ausgrabungen an der Pyramide von Hawara, insbesondere den höchst merkwürdigen und in seiner Art einzigen Fund aus dem Grabe einer Dame, deren Name Aline und deren Alter von 35 Jahren auf einer Kalksteinstele zu Häupten der betreffenden Mumie verzeichnet war.

Unter dem 22. Juli 1892 benachrichtigte mich der glückliche Finder, dass er mir Schädel von den damaligen Ausgrabungen, von denen einige der XI. oder XII. Dynastie zweifellos angehörten, überweise. Auch übersandte er mir den von der Mumie abgetrennten, noch zum Theil in seiner Bindenumwickelung befindlichen Kopf der Aline, mit dem Ersuchen, denselben einer wissenschaftlichen Untersuchung zu unterziehen und namentlich seine Aehnlichkeit mit dem erhaltenen Porträt zu prüfen (Verhandl. 1895, S. 472). Alle übrigen, von ihm gefundenen Gegenstände mit dem Porträt selbst übergab er dem Königlichen Museum, in dessen ägyptischer Abtheilung das letztere gegenwärtig aufgestellt ist.

Die genauere Untersuchung bot mancherlei Schwierigkeiten. Zunächst war eine chemische Analyse der verschiedenen Substanzen, welche zur Umhüllung des Kopfes und zur Verschliessung der natürlichen Oeffnungen an demselben verwendet worden waren, erforderlich. Hr. Professor Salkowski, der sich dieser Analyse mit grösster Sorgfalt unterzogen hat, fasst seine Ergebnisse in einem Bericht zusammen, den ich weiterhin wörtlich wiedergeben werde. — Die grösste Schwierigkeit bot aber die Untersuchung des Mumienkopfes selbst, namentlich die Frage nach der Identificirung des Kopfes und des Bildes. Sichere Grundlagen für die Beurtheilung der Veränderungen, welche durch die Austrocknung der Weichtheile unter Umständen, wie sie die Bestattungen in Hawara boten, herbeigeführt werden, insbesondere des Grades von Verkleinerung, welche durch die Austrocknung im Sande der Wüste bewirkt wird, giebt es meines Wissens nicht. Mein Urtheil kann sich also nicht auf eine erfahrungsmässig festgestellte Regel stützen; es ist einzig und allein auf die vorliegenden Objekte gerichtet. Von diesen ist Folgendes auszusagen:

Digitized by Google

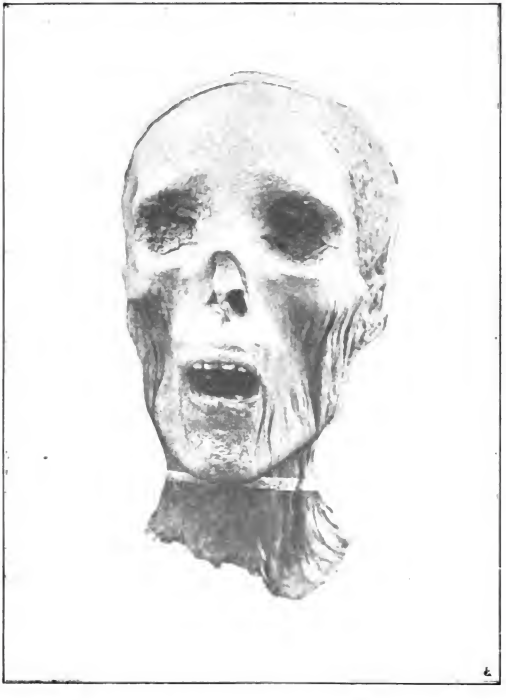
Auf den ersten Blick erscheint die Verschiedenheit zwischen dem Bilde und dem Kopfe so gross, dass jemand, der die Fundgeschichte nicht kennt, schwerlich

Fig. 1.

Digitized by Google

auf den Gedanken kommen würde, beide auf dieselbe Person zu beziehen. Das Bild ist mittlerweile durch das Kaiserlich Deutsche Archäologische Institut in sorgsamster photographischer und colorirter Reproduktion veröffentlicht worden. Darnach hat mein, in photographischen Aufnahmen sehr erfahrener Assistent, Hr. Dr. Kaiserling, eine verkleinerte Copie hergestellt (Fig. 1, in Autotypie). Derselbe hat in gleicher Verkleinerung auch den mumificirten Kopf (Fig. 2, in Auto-

Fig. 2.



typie) aufgenommen. Endlich hat er beide Bilder in einander gestellt und so eine zusammengesetzte Photographie gewonnen. Dabei hat sich gezeigt, dass für ein solches, theoretisch sehr sicher erscheinendes Verfahren, unübersteigliche praktische Schwierigkeiten bestehen. Der Mumienkopf hat einen weitgeöffneten Mund,

Digitized by Google

wodurch natürlich die Unterlippe und das Kinn weit herabgedrängt sind. Wegen der Härte der zusammengetrockneten Weichtheile ist eine Reposition dieser Theile unmöglich. Auch ist durch die Schrumpfung der Theile am Halse die stark gestreckte Stellung desselben und die zurückgelegte Haltung des Hinterkopfes der Art fixirt, dass sie sich nicht ändern lassen. Die vielfach wiederholten Versuche, die congruenten Theile von Kopf und Bild in eine genaue, sich deckende Lage zu bringen, mussten daher schliesslich aufgegeben werden. Was wirklich erreicht wurde, war nur die auch auf diese Weise gewonnene Constatirung, dass die Contouren des Mumienkopfes sehr beträchtlich hinter den Contouren des Bildes zurück-

Fig. 3.

blieben. Es mag dabei vorweg bemerkt werden, dass für die Ineinanderstellung der beiden Photographien als maassgebend nur die Augen- und Nasengegend benutzt werden konnten.

Etwas glücklicher war mein sehr geschickter Zeichner, Hr. Eyrich, der nach manchem verunglückten Versuch endlich eine recht befriedigende Ineinanderzeichnung bewerkstelligt hat (Fig. 3). Ich werde später darauf zurückkommen, indess darf ich wohl voraussetzen, dass ein Blick auf diese Zeichnung genügen wird, um darzuthun, dass die Aehnlichkeit von Kopf und Bild doch viel grösser ist, als die vergleichende Betrachtung der neben einander gestellten Photographien erwarten lässt.

Digitized by Google

Der Eindruck der relativen Kleinheit des Mumienkopfes wird nicht wenig verstärkt durch den Zustand des Kopfhaares. An dem Porträt ist der ganze Kopf bedeckt und umgeben von reichem, bräunlich schwarzem Haar, das in der Mitte gescheitelt, an allen übrigen Theilen in sorgfältigster Weise frisirt und in zierliche Ringel gebracht ist. Diese erheben sich über die eigentliche Fläche des Kopfes in Form einer lockeren, aus parallelen Längswülsten bestehenden Coiffure, unter welcher die Contourlinie verschwindet; nur an Stirn und Schläfen sind die Ringel in koketter Weise an die Haut angelegt. Von alle dem ist an dem Mumienkopfe nichts vorhanden: derselbe ist überall mit kurzen, durchschnittlich nicht über 15 *mm* langen, ganz geraden und steifen, sehr dicht stehenden und eng anliegenden Haaren bedeckt, so dass er dem stark geschorenen Kopfe eines Mannes ähnlich sieht. Auch ist das Haar nicht schwarz, sondern von hellbraunröthlicher Farbe. Wer an solche Verfärbungen nicht gewöhnt ist, wird darin tiefgreifende und entscheidende Unterscheidungsmerkmale vermuthen, zumal da es gelegentlich auch an ägyptischen Mumien gut erhaltenes Haar giebt, sowohl was Form und Anordnung, als was Farbe betrifft. Ich erinnere an einen solchen Kopf (Verh. 1889, S. 43), den Hr. Emil Brugsch, dessen Güte ich ihn verdanke, in die Zeit der XXI. Dynastie setzt. Sein schön frisirtes und in Ringeln gelegtes Haar hat die schwarze Farbe unverändert bewahrt. Aber es ist lange bekannt, dass das Kopfhaar von Leichen, die unmittelbar in die Erde gelegt und den chemischen Einflüssen des Bodens ausgesetzt werden, sich mehr und mehr verfärbt und in jenes röthliche Grau, Gelb oder Braun übergeht, wie wir es ähnlich an dem Kopfe der Aline sehen; von dieser aber hat Hr. v. Kaufmann bestimmt festgestellt, dass ihre Mumie direkt in eine trockene Sandschicht „eingebettet" war. Es bleibt dann also nur die Differenz zu erklären, dass der Kopf statt des langen und in Ringellocken gelegten Haares des Porträts ganz kurzes und gerades Haar trägt. Da ich in den Binden selbst keine Haarreste fand, welche etwa durch Ausfallen oder Abbrechen der Haare posthum entstanden sein könnten, so darf wohl als sicher angenommen werden, dass das Haar der Leiche kurz abgeschnitten, der Kopf also geschoren war, bevor die Binden angelegt wurden. Nun war es freilich allgemeiner Gebrauch bei den alten Aegyptern, den Kopf zu scheeren und ihn dann mit einer Perrücke zu bedecken. Aber Frau Aline, die Tochter des Herodes, war nicht aus altägyptischem Geschlecht, sondern wahrscheinlich hellenischer oder semitischer Abkunft, jedenfalls der europäischen Mode zugethan.

Es kommt zu diesen Erwägungen noch ein anderer wichtiger Umstand. Bekanntlich sind im Fayum, und gerade in der Nekropole von Hawara, zahlreiche Bildtafeln und Porträts auf Mumien gesammelt worden. Insbesondere hat Mr. Flinders Petrie eine grössere Anzahl davon aufgefunden. Dieselben sind in seinem umfassenden Bericht (Hawara, Biahmu and Arsinoe. London 1889. Frontispice and Pl. IX—X) zum Theil abgebildet und von Mr. Cecil Smith (ibid. p. 42) ausführlich beschrieben worden. Nirgends findet sich darin eine Andeutung, dass es sich nicht um das natürliche Haar gehandelt haben könne. Nicht wenige dieser Bilder zeigen dieselbe Haarfrisur, wie das Bild der Aline; ich verweise namentlich auf Frontispice Fig. 1, 6, 7 und 9, ferner Pl. X, Fig. 12, 16. Mr. Smith gebraucht beständig den Ausdruck curly, über den ich erst neulich (S. 149) gesprochen und den ich durch „geringelt" übersetzt habe. So heisst es bei Pl. X, Fig. 12: Hair in rows of curls around face; bei Frontispice Fig. 9: Hair parted in centre, taken back in wavy curls; Fig. 6: Hair brought forward in rows of ringlets around forehead; Fig. 1: Hair black, fringe of curls round face. Offenbar hat man hier

Digitized by Google

überall natürliches Kopfhaar vor sich, das künstlich, nach der Mode der Zeit, frisirt war.

Der Gedanke, dass das Porträt nach einem, mit einer Perrücke bedeckten Kopfe angefertigt sei, erscheint mir um so mehr ausgeschlossen, als die an dem Porträt dargestellte Frisur sich an einer Lebenden viel leichter, mindestens ebenso leicht herstellen lässt, als an einer Perrücke, und als Zeichen von Kahlköpfigkeit (Alopecie) an dem Mumienkopfe gänzlich fehlen. Auch gleicht keine Art der mir bekannten Perrücken altägyptischer Mumien unserem Bilde. (Man findet eine Sammlung von derartigen Abbildungen bei Wilkinson, The manners and customs of the ancient Egyptians. New edition by Sam. Birch. London 1878. II. p. 328—30, besonders Fig. 440—441). Jedenfalls beweist die Beschaffenheit des Haares der Mumie, dass das Porträt nicht nach der Leiche angefertigt worden ist. —

Der zweite Grund für die relative Kleinheit des Mumienkopfes liegt in der extremen Eintrocknung der Weichtheile des Gesichts und des Halses. Dadurch entsteht der Eindruck, dem ich mich auch bei wiederholter Betrachtung nicht habe entziehen können, dass es sich um den Kopf eines zarten, jugendlichen, um nicht zu sagen, unentwickelten Mädchens handle. Nun besagt aber die Inschrift auf der Stele, dass Frau Aline im 35. Lebensjahre gestanden habe, und das Porträt zeigt uns das Bild einer dieser Angabe entsprechenden stattlichen Frau von höchst robustem Aussehen und mehr als mittlerer Fülle der Formen. Die starke Nase, die volle Wange, die fleischigen Lippen, das vorgewölbte Kinn, der „Kader" unter demselben, der etwas dicke und mit breiten Querfalten besetzte Hals weisen auf eine nicht unbeträchtliche Fettleibigkeit hin. Damit harmonirt die kräftige Hautfärbung, in welcher das Roth vorherrscht und welche einen ungewöhnlich reichen Ernährungszustand anzeigt, wie man ihn nach dem Mumienkopfe nicht erwarten sollte. Die Gesichtsdurchmesser an den mehr fleischigen Stellen sind durchweg an dem Mumienkopfe kleiner, als an dem Porträt, zum Theil erheblich kleiner. Ob die Verkleinerung aber nur durch die Eintrocknung bewirkt ist, lässt sich nicht ohne Weiteres erkennen. Möglicherweise ist das Original des Porträts schon längere Zeit vor dem Tode gemalt worden, als Aline sich in besserem Ernährungsstande befand, und es ist nach dem Tode nur reproducirt, nachdem eine ernstere, vielleicht längere Krankheit eine Abmagerung herbeigeführt hatte. Ich halte diese Auffassung, die mit der von Hrn. v. Kaufmann (Verh. 1895, S. 473) geäusserten sich nahezu deckt, für die wahrscheinliche, obwohl ich nicht verkenne, dass bei der Reproduktion, die nach der Meinung des Hrn v. Kaufmann auf dem Körper der schon umwickelten Mumie stattgefunden hat, absichtlich oder zufällig eine gewisse Vergrösserung stattgehabt haben muss. Dafür lässt sich anführen, dass auch manche Durchmesser, welche vorzugsweise knöcherne Regionen betreffen, in dem Porträt grösser sind, als an der Mumie. So messe ich die minimale Stirnbreite an der Mumie, wo doch auch noch einzelne dicke Weichtheile über den Knochen liegen, zu 101, an dem Porträt zu mindestens 104 *mm*, den Querdurchmesser der Kieferwinkel zu 101, bezw. zu 123 *mm*, den Jochbogendurchmesser zu 124, bezw. 137 *mm*. Die Gesichtshöhe B (Nasenwurzel bis Kinn) beträgt bei dem Bilde 126, bei dem Mumienkopfe 134 *mm*; da jedoch der Mund der Mumie offen steht und die Höhe der Oeffnung 19 *mm* beträgt, so erhält man für den Kopf 134—19 =115 *mm*, also eine Differenz von 11 *mm*. Auch die Gesichtshöhe A (Haarrand bis Kinn) hat an dem Kopfe 185—19=166, an dem Bilde 183, Differenz 17 *mm*. Diese Differenzen (4—20 *mm*) sind grösser, als dass sie nur auf Abmagerung und Eintrocknung bezogen werden können, und da sonst kein Erklärungsgrund zu ersehen

Digitized by Google

ist, so muss wohl auf eine Abweichung Seitens des reproducirenden Malers geschlossen werden, falls man nicht annehmen will, dass schon bei der ersten Aufnahme Fehler begangen waren, — eine Deutung, die mit Rücksicht auf das Verfahren moderner Künstler von bedeutendem Ruf nicht einfach zurückgewiesen werden kann.

Dem gegenüber ist es von Interesse, dass gerade die für die physiognomische Betrachtung wichtigsten Verhältnisse eine relative Congruenz der Maasse ergeben. So messe ich die Interorbitaldistanz (nach der Lage der inneren Augenwinkel bestimmt) bei dem Mumienkopfe zu 32, bei dem Porträt zu 34 *mm*, den Malardurchmesser (Tuber. ossis zygom.) zu 85, bezw. 87 *mm*, die Höhe der Nase zu 58, bezw. 59 *mm*. Diese Durchmesser werden aber nicht durch die Weichtheile, sondern durch die unterliegenden Knochen bestimmt. Wo eine solche Unterlage gänzlich fehlt, ist auch die Differenz recht gross. So beträgt die Länge der Mundöffnung bei dem Kopfe 33, bei dem Bilde 46, also Differenz 15 *mm*; die Höhe des äusseren Ohres 57, bezw. 64, Differenz 7 *mm*; der Querdurchmesser der Nasenflügel 24, bezw. 34,5, also Differenz 10,5 *mm*. Diese Differenzen sind allein der Schrumpfung zuzuschreiben.

Wollte man aus den angeführten Differenzen Gründe gegen die Identität des Kopfes oder des Bildes entnehmen, so müsste man voraussetzen, dass der Maler mit dem Zirkel in der Hand sein Bild angelegt und dass er durchweg richtig gemessen hat. Eine solche Voraussetzung darf jedoch erfahrungsgemäss auch für gut geschulte Maler unserer Zeit nicht gemacht werden. Auch diejenigen Künstler, welche wirklich messen, begnügen sich doch in der Regel mit approximativen Maassen, wobei es ihnen auf einige Millimeter mehr oder weniger nicht ankommt. Wie viel weniger dürfte ein solcher Anspruch auf die alten Künstler angewendet werden, welche viel mehr darauf eingearbeitet waren, den schulmässigen Kanon zu Grunde zu legen! Ich darf mich zur Illustration auf die vergleichenden Untersuchungen beziehen, die ich an ägyptischen Königsmumien und den ihnen entsprechenden Skulpturen vorgenommen habe (Die Mumien der ägyptischen Könige im Museum von Bulaq. Sitzungs-Berichte der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften, 12. Juli 1888). „Schon unter Ramses II.", sagte ich damals, „nimmt der Schematismus in der bildenden Kunst überhand, und vergeblich würde man sich bemühen, aus den uns so zahlreich erhaltenen Statuenköpfen und Wandbildern ein wirkliches Bild des grossen Königs zu gewinnen" [1]). Es mag sein, dass ein gleiches Urtheil für die Porträts im Fayum, die einer viel späteren Zeit angehören und die den Einfluss griechischer Kunst erkennen lassen, nicht voll zutrifft, aber ganz wird man es nicht abweisen dürfen. Gerade der vorliegende Fall kann als ein vollgültiger Beweis dafür angesehen werden. Hier ist die Personal-Bestimmung so bestimmt, wie möglich: „Aline, die auch Tenos (hiess), die Tochter des Herodes," steht auf ihrer Stele; der Kopf ist von ihrer Mumie entnommen, das Bild lag auf ihrem Gesicht. Niemand wird in Zweifel ziehen können, dass das Bild diese Person darstellen sollte. Und doch dürfen wir das Bild nicht als ein mit dem Zirkel auf den Millimeter zu controlirendes Porträt betrachten, und wir dürfen ebenso wenig aus den nachweisbaren Incongruenzen einen Grund gegen die allgemeine Aehnlichkeit von Porträt und Kopf herleiten.

Die einzelnen Maasse werde ich zum Schluss, in Verbindung mit den Maassen

1) Man vergleiche übrigens meine Bemerkungen in dem Vortrage über „Land und Leute im alten und neuen Aegypten" (Verhandl. d. Gesellschaft f. Erdkunde in Berlin 1888. Nr. 9).

Digitized by Google

der übrigen Schädel, anführen. Hier möchte ich vorerst einige Bemerkungen über die Behandlung des Körpers bei und vor der Bestattung sagen, zumal da sich über verschiedenes Detail ein Streit zwischen dem Finder, Hrn. v. Kaufmann, und den Bearbeitern seines Fundes erhoben hat. Dieser Streit hätte nicht entstehen können, wenn der Finder nach seinen Mittheilungen nicht, was durchaus ungewöhnlich ist, von der officiellen Publication seiner Fundstücke ausgeschlossen geblieben und überdies überseben worden wäre, bei demselben erschöpfende Rückfrage zu halten. Durch diese Unterlassungen scheinen sich in die gedachte Publication bedauerlicher Weise den Fundumständen nicht entsprechende Angaben eingeschlichen zu haben. Da Hr. v. Kaufmann der Gesellschaft über diese Hergänge früher Vortrag gehalten hat (Verhandl. vom 20. Juli 1895, S. 471), so kann ich mich darauf beschränken, einige der thatsächlichen Verhältnisse an dem Mumienkopfe und an dem Porträt zu besprechen, welche das Urtheil über die Differenzen zwischen dem Finder und Hrn. Donner- v. Richter, dem Bearbeiter der officiellen Publication, bestimmen müssen.

Nach dem Bericht des Hrn. v. Kaufmann, der die Mumie an Ort und Stelle auswickelte, war dieselbe äusserlich in ihrer ganzen Ausdehnung sehr kunstvoll mit schmalen Bändern umwickelt. Nach Entfernung derselben fand sich ein langer und breiter Leinwandstreifen, der in 7 Schichten regelmässig um den Körper gelegt und dessen letzter Zipfel straff über das Gesicht gezogen war; auf diesem letzten Zipfel war das Porträt gemalt. Unter demselben waren fest zusammengepresste Leinwandstücke schichtweise auf das Gesicht gelegt. Auf diese Umhüllungen folgten 4—5 Umwickelungen, die „allem Anscheine nach durch Blut beschmutzt waren", und unter diesen abermals eine Reihe von Leinwandumwickelungen, die direkt um den Körper lagen, aber in anderer Art beschmutzt waren, weshalb Hr. v. Kaufmann annahm, dass die an ihnen befindlichen Flecke von einem, vor der Bestattung begonnenen Verwesungsprozesse herrührten. Der Körper selbst war vollständig nackt und ohne jede Schmuckbeigabe. Aus der geöffneten Leiche waren die Eingeweide herausgenommen und an deren Stelle Pech eingegossen. Sonstige, zur Mumificirung dienende Stoffe wurden nicht gefunden. Insbesondere leugnet Hr. v. Kaufmann die Existenz der von Hrn. Donner- v. Richter supponirten „öligen Substanzen", mit welchen die Leiche behandelt sei und welche, vielleicht vermehrt durch Verwesungsproducte, an manchen Stellen in die Bindenumwickelungen und selbst in das Porträt eingedrungen seien und Flecke, sowie an dem Porträt eine tiefe Farbenstimmung erzeugt haben sollten. Vielmehr rührten nach der Meinung des Finders alle Flecke in der Leinwand von Blut oder von Verwesungsprozessen her; die Farbe des Porträts, die ursprünglich bei dem Auffinden der Mumie in voller Frische, leicht glänzend erschien, sei erst später nachgedunkelt. Wie sich Hr. v. Kaufmann ausdrückt, „die Porträts (auch andere damals gefundene) schlugen am Tageslicht etwas bei".

Ich war nicht in der Lage, diese Differenzpunkte sämmtlich zu prüfen. Der mir übergebene Kopf trug nur noch die letzte, direkt auf der Haut liegende Bindenumwickelung. Es lagen Leinwandstücke bei, die der erwähnten Packung angehört haben mochten. Von der äussersten Bindenlage und von dem Porträt muss ich daher absehen; ich muss es dahingestellt sein lassen, ob und welche Flecke daran gewesen sein mögen. Dagegen trugen die innersten Bindenlagen stellenweise noch deutliche Flecke, und auf diese beziehen sich auch die Untersuchungen des Hrn. Salkowski.

Ausserdem ist zu erwähnen, dass die natürlichen Oeffnungen des Kopfes (Gehörgänge, Nasenlöcher und Mund) mit einer festen, braunen, etwas glänzenden und

Digitized by Google

brüchigen Masse gefüllt waren. Dass irgendwo eine Durchbohrung des Schädelgrundes und ein Einbringen inumificirender Masse in die Schädelhöhle stattgefunden habe, konnte ich nicht erkennen. Freilich hört man bei Bewegungen des Schädels in demselben das Anschlagen einer harten, offenbar in Gestalt eines losen Klumpens vorhandenen Inhaltsmasse, indess nur in derselben Weise, wie es nicht selten bei verhärtetem Gehirn auch in natürlichen Mumien und in eingetrockneten Leichen wahrgenommen wird. Eine Eröffnung des Schädelhöhle habe ich unterlassen, da ich das werthvolle Object unverletzt zu bewahren wünschte und da eine Nothwendigkeit zu einer genauen Feststellung der Natur des Inhaltes nicht vorlag. Dagegen habe ich das gesammte Material an Binden und die aus der Mundhöhle ausgelösten Massen Hrn. Prof. Salkowski zur chemischen Untersuchung übergeben. Seinem Bericht entnehme ich folgende Thatsachen:

Aus allen genannten Theilen liess sich durch Aether und Alkohol eine nicht unbeträchtliche Menge von Fett gewinnen. Obwohl dasselbe sich von gewöhnlichem, menschlichem Fett unterscheidet, so hat es doch Eigenschaften, wie sie menschliches Fett bei gewissen, mit der fauligen Zersetzung zusammenhängenden Vorgängen erlangt, und es besteht kein chemischer Grund, seine Entstehung aus dem Körper der Mumie zu bezweifeln. Ausserdem wurde ein stark gefärbtes Harz in geringerer Menge und eine kleine Quantität eines aromatischen Fettes gewonnen. Diese beiden Substanzen können nach dem Urtheil des Hrn. Salkowski nicht aus dem Fett des menschlichen Körpers herstammen.

Wenn ich dieses Ergebniss mit der vorher berührten Streitfrage in Beziehung bringe, so scheint mir daraus hervorzugehen, dass den von Hrn. Donner- v. Richter angenommenen öligen Substanzen, mit denen die Mumie behandelt sei, nur die aromatische Substanz entsprechen könnte. Ich erkenne an, dass der Wohlgeruch derselben an Myrrhe erinnert, und da schon Herodot diese Substanz unter den Aromen aufführt, mit deren Pulver die Leichen bestreut und ihre Höhlen zum Theil gefüllt wurden, so kann man diese Deutung wohl annehmen, obwohl bekanntlich Gerüche ein nicht ganz zweifelfreies Merkmal darbieten. Die Menge des gefundenen aromatischen Fettes (3,5 pCt. des Extraktes) war jedoch eine so geringfügige, dass seine Anwesenheit sich durch „Fettflecke" wohl kaum verrathen haben kann.

Anders verhält es sich mit dem Harz, welches aus den Binden in einer Menge von 1,28 und 4,98 pCt. und aus dem Pfropf in der Mundhöhle in ähnlicher Quantität erhalten wurde. Hr. v. Kaufmann nennt die Substanz, welche in der Bauchhöhle der Mumie befindlich war, Pech; es darf aber vielleicht nach den sonstigen Angaben über die Einbalsamirung und nach dem Verhalten dieser Substanz in Frage gestellt werden, ob es nicht Asphalt war. Das an dem Pfropf der Mundhöhle, und ebenso an den festen Inhaltsmassen der Ohren, der Augen und der Nase bemerkbare, tief schwarzbraune Aussehen, sowie die auch an den Lösungen hervortretende bräunliche Farbe entspricht ganz der bekannten Eigenschaft des Asphalts oder des sogenannten Judenpechs, wenngleich auch gewöhnliches Pech eine ähnliche Beschaffenheit zeigen kann. Für den vorliegenden Fall erscheint es ganz unwesentlich, ob Asphalt oder Pech vorhanden war: der eine, wie das andere hat mit dem menschlichen Körper nichts zu thun, sondern muss bei dem Einbalsamiren hinzugethan sein. Dagegen sind ihre Lösungen sehr geeignet, auf Leinwand Flecke hervorzubringen, welche an Blutflecke erinnern können.

Das Hauptmaterial jedoch erwies sich als bestehend aus neutralen Fetten und Fettsäuren, welche bei ihrer Krystallisation feste Massen bildeten. Mit Recht hat Hr. Salkowski dieselben mit dem sogenannten Leichenwachs (Adipocire) zusammengestellt, einem häufigen Umsetzungsprodukt, welches sich in menschlichen und

Digitized by Google

thierischen Leichen und Organtheilen bildet. Da Adipocire ganz farblos ist und in keiner Weise eine ölige Beschaffenheit besitzt, so kann es auch keine Flecke von der Art der in Rede stehenden hervorbringen. Vielmehr ist die Farbe der Flecke auf das Harz zu beziehen. Dass dabei auch Blutfarbstoff oder dessen Zersetzungsprodukte mitgewirkt haben, ist aus der Analyse nicht zu ersehen. Ebenso ist es nicht wahrscheinlich, dass das Fett schon als fertiges Adipocire aus dem Körper der Mumie durch die Haut ausgetreten sei; vielmehr ist anzunehmen, dass bei dem Zusammenschrumpfen der Weichtheile und bei der ägyptischen Hitze flüssiges Fett in kleinsten Mengen ausgepresst (durchgeschwitzt) und erst nachher in Fettsäure umgewandelt ist. Es muss dabei in Betracht gezogen werden, dass nach den Berichten der Alten die Leichen lange Zeit hindurch, wahrscheinlich zur Ablösung der Epidermis, in Natron gelegt wurden, bevor die eigentliche Einbalsamirung vorgenommen wurde; dabei konnte die Zersetzung der Neutralfette schon einen höhern Grad erreichen.

Was das fettige Gefühl angeht, welches die Oberfläche des Kopfes und des Halses der Frau Aline noch jetzt darbietet, so ist dasselbe wahrscheinlich einem ähnlichen Durchschwitzen von flüssigem Fett zuzuschreiben, wie man es an jedem gut geräucherten und zusammengeschrumpften Schinken wahrnehmen kann. In der That hat die Haut des Mumienkopfes ganz das Aussehen der Haut von altem Schinken: tief braun, stellenweise fast schwarzbraun; dabei ist sie vollständig hart und schwer zu schneiden.

Ein Punkt, der in den bisherigen Erörterungen vielleicht zu sehr in den Hintergrund getreten ist, der aber besondere Aufmerksamkeit erheischt, ist die Frage nach der Dauer der zur Herstellung der Mumie erforderlichen Manipulationen. Manches in dem vorliegenden Streit sieht sich anders an, wenn man annimmt, dass alle diese Manipulationen in kurzer Zeit nach dem Tode stattgefunden haben und dass die einbalsamirte Leiche dann sofort begraben worden ist. Ein so beschleunigtes Verfahren ist aber schon an sich unwahrscheinlich, da man nicht einsieht, weshalb man so umständliche Vorbereitungen für eine blosse Bestattung getroffen haben sollte. Aber wir wissen auch, dass wenigstens ein Theil der Mumien längere Zeit, zuweilen Jahre lang, in den Häusern der Angehörigen aufgestellt und aufbewahrt wurde, und dass sie erst bestattet wurden, wenn das Interesse an ihnen im Schwinden begriffen war. Auch dann sind die besonders ausgestatteten Mumien meist in besonderen Holzsärgen oder in Steinsarkophagen oder doch wenigstens in Grabkammern beigesetzt worden. Letzteres war auch bei der in Frage stehenden Mumie der Fall, welche mit 7 anderen, darunter 3 Kinder-Mumien, in einer regelmässigen, wohl erhaltenen Grabkammer lag. Da sowohl diese Mumie, als die eines Mannes und die der Kinder, in besonders sorgfältiger Weise hergerichtet waren, so erscheint es zweifellos, dass man sie nicht sofort nach dem Tode einbalsamirt und eingewickelt hat. Ob man den vorgeschriebenen Zeitraum von 70 oder auch nur von 40 Tagen innegehalten hat, ehe das Werk der Mumifikation beendet wurde, mag dahingestellt bleiben. Aber dass man eine längere Zeit gewartet hat, ehe man die Binden anlegte und die einzelnen Manipulationen schloss, lässt sich erwarten. Dann fallen aber auch alle Betrachtungen über die Flecke der Binden und die Wirkung der Zersetzungsflüssigkeiten in eine späte Periode. Ganz besonders gilt das auch für das Urtheil über die Zeit, wo das Porträt angefertigt wurde. Es erscheint mir ganz undenkbar, dass dasselbe irgendwie aus der Anschauung der Leiche hervorgegangen ist; es kann nicht wohl etwas Anderes sein, als die Reproduktion eines schon während des Lebens gemalten Bildes.

Digitized by Google

Dieses Bild, mit seinem ernsten, strengen, fast düsteren Ausdruck, mit dem festen Blick der grossen, weit geöffneten Augen, den schön geschwungenen, dicht geschlossenen Lippen, der geraden, selbstbewussten Haltung des Kopfes und des Halses, der Fülle des Fleisches, der sorgfältigen Frisur und dem reichen Schmuck, führt uns mitten in das Leben und in die Tage der Gesundheit zurück. Da ist kein Schatten des Todes oder auch nur der Krankheit wahrzunehmen. Das kann auch nicht aus der Erinnerung gemalt sein, denn die Abweichungen der Maasse, welche wir bei der Vergleichung mit dem Todtenkopf aufgefunden haben, sind zu klein, als dass man annehmen könnte, das Bild sei ohne Anwesenheit des Originals oder gar erst Angesichts der Leiche hergestellt worden. So zierlich, ja fast jugendlich der zusammengetrocknete Kopf erscheint, so kräftig und vollsaftig tritt uns das Bild entgegen. Der grösste Theil des Gesichts, vorzugsweise die Stirn, die Wangen, selbst die Nase und das fleischige Kinn haben eine so gesättigt rothe Farbe, dass ein völlig unbefangener Zuschauer auf den Gedanken kam, das Alles sei geschminkt. An der vollen gewölbten Stirn sieht man deutlich die Zeichnung der Muskelbäuche. Die starken schwarzen Brauen laufen über dem breiten Nasenfortsatz zusammen. Die glänzenden Augen zeigen grosse Pupillen, von hellbrauner Iris umgeben. Die Wimpern sind stark und schwarz. Ueber den oberen Augenlidern liegen vortretende Wülste von Fettpolster. Das Gesicht gross und voll, leptoprosop (Index 91,9); Wangenbeine kräftig, aber nicht vortretend. Nase stark, mit langem (53 *mm*), geradem Rücken, der an dem Knorpelansatz etwas eingesenkt ist; Spitze etwas dick, Flügel flach angelegt, Index an der Grenze der Platyrrhinie (51,5); das rechte Nasenloch höher und enger, das linke flacher und weiter, dem entsprechend die Spitze etwas nach rechts geneigt. Der Mund klein (46 *mm* lang), die Lippen voll und schön geschwungen, durch eine starke Einfaltung des Philtron herb erscheinend; Oberlippe überhaupt etwas vortretend, aber nicht verlängert. Die Wangen recht voll, besonders nach unten, jedoch fest und nicht hängend. Kinn mit starker Rundung vortretend und durch eine tiefe, halbmondförmige Furche nach oben abgesetzt. Unter dem Kinn ein breiter Fettwulst (Kader), der sich bis zu dem Kieferwinkel hinzieht. Hals namentlich im obern Theile voll, mit einer Anzahl breiter Querfalten. Ohrläppchen durch grosse Gehänge herabgezogen.

Die Betrachtung des Mumienkopfes (Fig. 2) ergänzt das Bild. Da ist zunächst zu erwähnen, dass in dem weit geöffneten Munde die oberen Schneidezähne zu Tage treten. Sie sowohl, als die unteren haben stark abgenutzte Schneiden und an deren Stelle gerade, breite, schwach gekerbte Flächen. Die Zahncurve ist ungewöhnlich eng, der Gaumen hoch und schmal. Die Wangen tief eingezogen und mit zahlreichen Längsfalten besetzt, die über den Hals bis zu den Schlüsselbeinen fortziehen. Das Gesicht leptoprosop (Index 92,7). Die knöcherne Nase vortretend, der Rücken gerundet, der knorpelige Theil tief eingesunken und schief gestellt, indem das linke Nasenloch höher und grösser, das rechte niedriger und enger, die Scheidewand schief von oben rechts nach unten links gerichtet ist; der Index (50) mesorrhin. Die Augenhöhlen gross, nach oben und innen ausgeweitet, Index 94,5, ultrahypsikonch. Der eigentliche Schädel ist orthobrachycephal (L.-Br.-I. 80,9, O.-H.-I. 64,6). Der Horizontalumfang gross, 509 *mm*. Die Entfernung des Ohrloches von der Nasenwurzel beträgt 109, von dem Ansatz des Nasenstachels 106, von der Oberlippe 108, vom Zahnrande 109, vom Kinn 121 *mm*. Der Sagittalumfang erreicht beiläufig 365 *mm*.

Für eine genaue Vergleichung dieser Zahlen mit Maassen des Bildes fehlt die Möglichkeit, welche nur an einer Profil-Zeichnung hätte gewonnen werden

Digitized by Google

können. Wir müssen uns daher mit der Vorderansicht begnügen, und hier darf ich von Neuem auf die zusammengesetzte Zeichnung des Hrn. Eyrich (Fig. 3) hinweisen. Die Contouren des Porträts sind darin durch fortlaufende, die des Mumienkopfes durch unterbrochene Linien bezeichnet. Man ersieht daraus sofort die Fülle der Fleischtheile, welche weit über die Contouren der Mumie hinausragen, aber man erkennt auch das Verhältniss der Knochen zu denselben, welches durch die Eintrocknung in scharfer Weise markirt ist. Rechnet man die Verschiebung der Mund- und Unterkiefergegend ab, welche durch das Herabhängen des Unterkiefers und die weite Oeffnung des Mundes bedingt ist, so stimmen die Verhältnisse des Gesichts weit über alles Erwarten. Man hat dann nur noch der Ungenauigkeit des Malers Rechnung zu tragen. —

Glücklicherweise bin ich im Besitze einer Anzahl von Schädeln, die aus derselben Nekropole von Hawara herstammen, aus welcher der Kopf der Aline und ihr Bild gewonnen wurde. Ich war am 3. April 1888 mit den HHrn. H. Schliemann und G. Schweinfurth an dieser Stelle. In meiner Besprechung der dort gefundenen Bildtafeln (Verhandl. 1889, S. 34, 38) habe ich auch das Gräberfehl, welches in der Wüste am Fusse der grossen Pyramide von Hawara liegt, kurz geschildert. Wir trafen daselbst Mr. Flinders Petrie am Schlusse einer langen Arbeit. Er sammelte die Mumien, bei denen Bildtafeln gefunden waren, um später in London beide zu vergleichen, aber er hatte wenig Interesse für die anderen Mumien und deren Schädel, die einfach weggeworfen wurden. Er gestattete daher sofort, dass ich eine Auswahl aus diesen Schädeln veranstaltete, und er war später so freundlich, mir dieselben gut verpackt nachzusenden. Nach seiner Bestimmung gehören dieselben dem II. und III. nachchristlichen Jahrhundert an, jener Zeit, wo das Fayum eine stark gemischte, namentlich mit griechischen Elementen durchsetzte Bevölkerung hatte. Auch macht er es wahrscheinlich, dass die grosse Nekropole, in der er schon damals gegen 500 Gräber eröffnet hatte, von dem wohlhabenden Theile der Bevölkerung der ziemlich entfernten Hauptstadt Arsinoë (Krokodilopolis) zur Bestattung ihrer Angehörigen benutzt worden sei. Ich habe damals notirt, dass die Schädel im Ganzen viel zarter und feiner waren, als diejenigen, die ich einige Tage vorher in Arsinoë selbst, auf dem höchsten der dort befindlichen Schutthügel, dem Kom-el-Adema, gesammelt hatte, dass sie aber auch unter einander grosse Verschiedenheiten boten, indem die Mehrzahl zart, klein und niedrig war, andere dagegen als gross und lang, andere wiederum als kurz und hoch sich erwiesen, also den Eindruck machten, als hätten sie einer sehr gemischten Bevölkerung angehört (ebend. S. 39, 40). Ich habe natürlich vorzugsweise gut erhaltene Exemplare ausgewählt, und unter diesen befindet sich eine verhältnissmässig grosse Anzahl kräftigerer und namentlich männlicher.

Eine Uebersicht der Messungsergebnisse stelle ich in einer Tabelle zusammen. Die darin aufgeführten 12 Schädel, die sicherlich Landsleuten und Zeitgenossen, wenngleich nicht ebenso sicher Stammesgenossen der Frau Aline angehört haben müssen, vertheilen sich nach ungefährer Schätzung auf 7 Männer und 5, vielleicht nur 4, Frauen. Letztere würden für die uns interessirende Vergleichung natürlich in den Vordergrund gestellt werden müssen.

Nun ergiebt sich aber schon bei dem blossen Aufheben der einzelnen Schädel ein grosser Unterschied im Gewicht. Dieser ist zum Theil dadurch bedingt, dass die eine Kategorie einen Unterkiefer besitzt, die andere nicht. Ich will, um die Complicationen nicht zu sehr zu vermehren, nicht darauf eingehen, dass die Zusammengehörigkeit der Schädel und der dazu gestellten Unterkiefer nicht überall absolut sicher ist; für die Mehrzahl hege ich kein Bedenken, die Zusammen-

Digitized by Google

gehörigkeit zu behaupten. Für die allgemeine Vergleichung muss man sich also an die Kategorie a ohne Unterkiefer halten, und ich habe daher für diejenigen Schädel, welche einen Unterkiefer haben (Kategorie b), doppelte Gewichtszahlen angegeben: die eine mit, die andere ohne Unterkiefer gewogen. Nur ein Schädel (Nr. 12, ♀) konnte wegen mehrfacher Defecte überhaupt nicht gewogen werden. Von den übrigen 11 Schädeln sind

	männliche	weibliche	zusammen
mit Unterkiefer	5	4	9
ohne Unterkiefer	2	—	2

Bei den weiblichen Schädeln schwankt das Gewicht in mässigen Grenzen: zwischen 509 (Nr. 9) und 582 (Nr. 6) *g*. Bei den männlichen ist die individuelle Variation viel grösser: sie liegt zwischen 387 (Nr. 8) und 800 (Nr. 10) *g*, die Differenz beträgt also nicht weniger als 513 *g*. Gewöhnlich entspricht dem grösseren Gewicht auch eine stärkere Dicke und Dichtigkeit der Knochen, den kleinen Gewichten eine Dünnheit der Knochen, die in Verbindung mit der gesättigten Farbe zuweilen den Eindruck von Papiermaché macht. Im letzteren Falle lassen sich bei einzelnen auch Zeichen höheren Alters oder mangelhafter Ernährung der Knochen wahrnehmen. Auf Einzelnes hier einzugehen, liegt keine Veranlassung vor.

Das Gewicht des Unterkiefers allein schwankt bei den Weibern zwischen 63 (Nr. 6) und 84 (Nr. 9), also Differenz 21 *g*, bei den Männern zwischen 57,5 (Nr. 7) und 103 (Nr. 10), also Differenz 45,5 *g*. Hier wirkt vielfach die grössere oder geringere Anzahl der erhaltenen Zähne mit, aber die Hauptsache liegt doch in der stärkeren oder schwächeren Knochenentwickelung. Ganz besonders kräftig sind die Unterkiefer von Nr. 4, 8 und 10.

Da auch das Verhältniss von Capacität und Gewicht des Schädels Gegenstand wissenschaftlicher Besprechung gewesen ist, so mag auf die höchst lehrreichen Gegensätze hingewiesen werden, die sich in Hawara ergeben. Auch hier sind es wieder die männlichen Schädel, welche die grössten Contraste bieten, während bei den weiblichen Schädeln weit geringere Differenzen, wenn auch nicht geringe, zu Tage treten:

Männliche Schädel			Weibliche Schädel		
	Capacität	Gewicht (ohne Unterkiefer)		Capacität	Gewicht (ohne Unterkiefer)
Nr. 8.	1250 *ccm*	387 *g*	Nr. 1.	1090 *ccm*	531 *g*
„ 5.	1292 „	632 „	„ 11.	1180 „	459 „
„ 2.	1340 „	676 „	„ 9.	1200 „	509 „
„ 7.	1390 „	447 „	„ 6.	1262 „	582 „
„ 4.	1430 „	724 „			
„ 10.	1492 „	800 „			
„ 3.	1570 „	573 „			

Die Capacität der Hawara-Schädel ist im Ganzen eine geringe. Sie beträgt im Mittel für die Männer 1394, für die Frauen 1183 *ccm*. Letztere Zahl bezeichnet ein nannocephales Maass. In der That sind von den 4 messbaren Schädeln 3 ausgemacht nannocephal (1090, 1180 und 1200 *ccm*). Unter den 7 männlichen Schädeln ist kein nannocephaler, dagegen zähle ich darunter 2 mit einem Raumgehalt unter 1300 (je einen von 1250 und von 1292), 2 unter 1400, 2 unter 1500 und nur einen (Nr. 3) von 1570 *ccm*.

Dem entspricht einigermaassen der Horizontalumfang, der im Mittel von 5 Weiberschädeln 481, von 7 Männerschädeln 509 *mm* beträgt. Die individuelle

Digitized by Google

Variation geht bei den ersteren von 460 bis 500, Differenz 40 *mm*, bei den zweiten von 485 bis 537, Differenz 52 *mm*. Der Unterschied zwischen dem kleinsten weiblichen und dem grössten männlichen Schädel erreicht aber nur 77 *mm*, während der Unterschied in der Capacität auf 1570—1090 = 480 *ccm* ansteigt. Der Horizontalumfang ist daher hier als ein nicht einmal approximatives Maass für die Grösse des Schädels zu betrachten. Da der Horizontalumfang des Mumienkopfes der Frau Aline 509 *mm* ergab, so überschreitet er den Umfang aller weiblichen (nackten) Schädel von Hawara um 9 *mm*. Rechnet man die überschiessenden 9 *mm* auf die angetrockneten Weichtheile, so könnte man den Mumienkopf etwa mit dem Schädel Nr. 11 parallel stellen.

Die Kopfform der Hawara-Schädel erweist sich in gemittelten Zahlen als mesocephal (L.-Br.-I. 76,5) und orthocephal (L.-H.-I. 73,9). Mittelt man für die einzelnen Geschlechter, so erhält man für beide nahezu dieselben Kategorien:

	Männer	Frauen
Längenbreitenindex	77,4	75,5
Längenhöhenindex	73,5	74,6

Bildet man aber Reihen aus den einzelnen Schädeln nach den Indices, so ändert sich das Bild:

		Männer	Frauen	zusammen
Längenbreitenindex	dolichocephal .	2	4	6
	mesocephal .	4	1	5
	brachycephal .	1	—	1
Längenhöhenindex	chamaecephal .	2	—	2
	orthocephal. .	3	3	6
	hypsicephal .	2	2	4

Der Längenbreitenindex unseres Mumienkopfes beträgt 80,9, ist also brachycephal. Dafür bietet sich unter den 12 Schädeln nur eine Analogie: Nr. 7, ein männlicher Schädel, hat einen Index von 83,2. Da die gerade Höhe an dem Mumienkopf nicht zu bestimmen ist, so finden wir eine Art von Aushülfe an der Ohrhöhe (senkrechte Distanz der äusseren Ohröffnung von der Scheitellinie); diese misst (links) annähernd 115 *mm*. Daraus berechnet sich ein Ohrhöhenindex von 64,6. Darnach müsste der Kopf als orthobrachycephal bezeichnet werden, was auf Nr. 7 (Ohrhöhe = 63,0) gleichfalls zutrifft. Ich bemerke dabei, dass der gemittelte Ohrhöhenindex bei den Schädeln von Hawara 61,9 beträgt, nehmlich 61,2 für die Frauen und 62,3 für die Männer. Immerhin lässt sich eine gewisse Abweichung in dem Typus des Mumienkopfes nicht zurückweisen. Indess ist sie nicht gross, denn sie überschreitet die Grenze der Brachycephalie nur um 1,0, während bei Nr. 7 eine Differenz von 3,3 vorhanden ist. —

Hier mag noch das Ergebniss der procentualen Betheiligung der einzelnen Schädel-Abtheilungen an der Bildung des Sagittalumfanges erwähnt werden. Der Gesammtumfang erreicht für 7 männliche Schädel das Mittel von 368, für 5 weibliche von 348 *mm*. Ueber das Mittel hinaus gehen 4 männliche (Nr. 2, 3, 4 und 10 = 369 bis 385) und 2 weibliche (Nr. 6 und 11 = 354 und 356). Von dem Gesammtumfang entfällt der grösste Procentantheil auf

das Frontale bei 4 Männern (34,8—36,0 pCt.) und bei 3 Frauen (35,3—35,9 pCt.),

die Parietalia bei 2 Männern (34,7—35,0 pCt.),

das Occipitale bei 1 Mann (35,7 pCt.) und 1 Frau (34,5 pCt.).

Die Entwickelung des Vorderkopfes ist danach bei Weitem die überwiegende. Die Schädelform wird aber dadurch nicht bestimmt, denn es findet sich

Digitized by Google

	bei Männern	bei Frauen	zusammen
ein vorwiegend grosses Frontale bei	1 Dolichoc.	3 Dolichoc.	4 Dolichoc.
„ „ „ „ „	2 Mesoc.	1 Mesoc.	3 Mesoc.
„ „ „ „ „	1 Brachyc.	—	1 Brachyc.
„ „ „ Parietale „	1 Dolichoc.	—	1 Dolichoc.
„ „ „ „ „	1 Mesoc.	—	1 Mesoc.
„ „ „ Occipitale „	1 Mesoc.	1 Dolichoc.	1 Dolichoc. 1 Mesoc.
ein vorwiegend grosses Frontale bei	1 Chamaec.	—	1 Chamaec.
„ „ „ „ „	1 Orthoc.	2 Orthoc.	3 Orthoc.
„ „ „ „ „	2 Hypsic.	2 Hypsic.	4 Hypsic.
„ „ „ Parietale „	1 Chamaec.	—	1 Chamaec.
„ „ „ „ „	1 Orthoc.	—	1 Orthoc.
„ „ „ Occipitale „	1 Orthoc.	1 Orthoc.	2 Orthoc.

Die Gesichtshöhe *A* (Nasenwurzel bis Kinn) lässt sich bei 9 Hawara-Schädeln bestimmen. Daraus berechnet sich ein gemittelter mesoprosoper Index (87,6), der übrigens für beide Geschlechter zutrifft: Männer 87,5, Frauen 87,8. Im Einzelnen finden sich die Verhältnisse so, dass von 5 Männern 3 meso-, 2 (Nr. 2 und 4) leptoprosop sind, während von 4 Frauen nur eine (Nr. 1) ein leptoprosopes Maass zeigt. Die hohen Zahlen entstehen durchweg durch verhältnissmässig starke Kieferknochen. An dem Bilde der Aline erhalte ich einen leptoprosopen Index (93,9), ebenso an dem Mumienkopf (92,7).

Der Orbitalindex der Hawara-Schädel ist überwiegend hoch. Er beträgt im Mittel der 12 Schädel 87,8, ist also hypsikonch. Bei den Männern berechnet sich ein Mittel von 88,7, bei den Frauen von 86,6. Als Anomalie erscheint der chamaekonche Index von Nr. 10, der das Mittel der Männer stark herabdrückt, denn wenn man ihn eliminirt, so erhält man für die Männer das ultrahypsikonche Mittel von 90,3. Im Einzelnen findet man, nach dieser Ausschaltung, unter den Männern nur einen mesokonchen (Nr. 7) und einen hypsikonchen (Nr. 5); alle andern sind ultrahypsikonch (91,8—94,5). Von den Frauen haben 3 einen mesokonchen und nur 2 (Nr. 1 und 11) einen ultrahypsikonchen (92,6 und 93,9) Index. So bestimme ich auch an dem Mumienkopf den Orbitalindex zu annähernd 94,5, womit das grosse, weit geöffnete Auge der Frau Aline vortrefflich harmonirt.

Bei der Nase der Schädel ergeben sich grössere Variationen. Allerdings ist der gemittelte Index von 12 Schädeln = 49,8, also mesorrhin, und auch für die 5 Frauen erhalte ich 49,0, für die 7 Männer 50,5. Aber im Einzelnen vertheilen sich die Zahlen folgendermaassen:

	Männer	Frauen	zusammen	
hyperleptorrhin	—	1	1	6
leptorrhin	3	2	5	
mesorrhin	3	—	3	
platyrrhin	1	2	3	

Der bei Weitem überwiegende Typus ist somit leptorrhin. Mesorrhinie findet sich nur bei Männern, Platyrrhinie vorzugsweise bei Frauen. An dem Mumienkopf berechnet sich der Index zu 41,3, ist also hyperleptorrhin, wie bei dem Weiberschädel Nr. 11. An dem Bilde lassen sich genauere Zahlen nicht nehmen. An der langen Nase desselben, deren Rücken 53 *mm* misst, hängt die Spitze so weit über, dass der Ansatz der Scheidewand nicht zu erkennen ist. Auch die Flügel stehen so weit vor, dass sich ein Querdurchmesser von 34,5 *mm* ergiebt, aber der Ansatz der Flügel ist gleichfalls verdeckt. Immerhin macht das Organ im Ganzen einen langen Eindruck.

Digitized by Google

Es ist dabei eine Besonderheit zu erwähnen, die auf den ersten Anblick einen wichtigen Vergleichungspunkt zu bieten schien. Sowohl an dem Bilde, als an dem Mumienkopf erscheint die Nase schief, so zwar, dass die beiden Nasenlöcher ganz verschieden gestaltet sind, indem das eine höher, das andere länger und platter aussieht. Allein eine genauere Vergleichung lehrt, dass das höhere Nasenloch, wie schon erwähnt, an dem Mumienkopf auf der linken, auf dem Bilde dagegen auf der rechten Seite liegt, und dass an dem ersteren damit eine Verdrückung der Nase nach links zusammenfällt, wovon man an dem Bilde nichts wahrnimmt. Offenbar hängt diese Verdrückung mit der Bindeneinwickelung zusammen, welche über die Nase hinweggeführt wurde und welche ausserdem eine starke Depression des ganzen knorpeligen Antheils (Fig. 2) bewirkt hat; sie ist sicher erst nachträglich an der Leiche herbeigeführt worden. Ob die Ungleichheit der beiden Seiten der Nase an dem Bilde als eine wirkliche Porträtähnlichkeit anzusehen ist, darf vielleicht bezweifelt werden; sie ist vielleicht nur als eine Verzeichnung zu betrachten, die aus der Schwierigkeit, die etwas schiefe Ansicht wiederzugeben, erklärt werden kann.

In Betreff des Gaumens habe ich zu bemerken, dass der Index fast durchweg leptostaphylin ist. Nur an dem männlichen Schädel Nr. 7, der sich durch eine mächtige Kieferbildung auszeichnet, ist er mesostaphylin (87,2). Der genittelte Index von 4 weiblichen und 6 männlichen Schädeln ist 73,3, bei den Frauen 68,9, bei den Männern 76,2 oder, nach Abrechnung von Nr. 7, 74,0. Die am meisten abweichende Kieferbildung bei Nr. 2, die man geradezu als pithekoid bezeichnen kann, hat eine so starke Vorschiebung des Oberkiefers bewirkt, dass der Index nur 69,3 ergiebt; dadurch ist zugleich die Bildung starker praenasaler Gruben bedingt. Umgekehrt hat der Schädel Nr. 3, bei dem die mittleren oberen Schneidezähne offenbar schon seit langer Zeit ausgebrochen und deren Alveolen bis auf eine schmale Randleiste geschwunden waren, einen Index von 77,3. Von dem Mumienkopfe habe ich schon berichtet, dass bei ihm die Zahncurve (des Oberkiefers) ungewöhnlich eng ist; da das Gebiss überdies eine zierliche Beschaffenheit hat und die Zähne sehr fein sind, so füllt das Endglied eines eingeführten Daumens ziemlich die ganze Aushöhlung des Gaumens aus. Die etwas vortretende und seitlich zusammengedrückte Form der Mundgegend an dem Bilde verträgt sich recht gut mit dieser Gestaltung des Oberkiefers. —

Zu diesen Schädeln kann auch der von Hrn. v. Kaufmann mir übergebene Schädel von Hawara gerechnet werden, den er am 24. März 1892 aus einer, 5 *m* tiefen Grube aufgenommen hat, offenbar als Rückstand einer früheren Ausgrabung. Obwohl ich denselben für den eines noch jungen Weibes halten muss, — die Molaren sind an der Krone noch völlig unversehrt, — so ist er doch im Vergleich mit den übrigen ungewöhnlich gross (Capacität 1440 *ccm*) und schwer (591,5 *g* ohne Unterkiefer). Er ist vortrefflich erhalten, ganz ohne Stirnwülste, mit fast gerader Stirn, langer, flacher Scheitelcurve, sehr breitem Mittel- und weit vortretendem Hinterhaupt. Form orthomesocephal, Horizontalumfang 510 *mm*. Das Gesicht kräftig, anscheinend mesoprosop. Jochbogen anliegend. Orbitae gross, nach innen und oben ausgeweitet, hypsikonch (66,4). Nase schmal und hoch, hyperleptorrhin (Index 41,1). Fossae caninae voll. Alveolarfortsatz gross und etwas plump, aber wenig vortretend. Gaumen schmal, leptostaphylin (Index 76,5). —

Ganz verschieden, sowohl dem Fundorte, als der Zeit nach, ist eine weitere Reihe von Schädeln, die Hr. v. Kaufmann am Fusse der, einige Meilen von

Digitized by Google

Hawara entfernten Pyramide von Illahun gesammelt und mir übergeben hat. Er hat mir gestattet, aus dem Originalbericht, den er aus Cairo, 2. April 1892, an den General-Direktor der Königlichen Museen, Hrn. Schöne erstattet hat, die betreffenden Stellen mitzutheilen:

„Bei einem Besuche, den ich am 21. März Herrn Prof. Brugsch in Gesellschaft von Major von Wissmann und Dr. med. Seidel aus Braunschweig bei seinen Ausgrabungen in dem Trümmerfelde von Arsinoë abstattete, war ich in der Lage, demselben zu seiner Entlastung anbieten zu können, in Illahun den Versuch zu machen, das eine oder andere aufzufindende Brunnengrab zu öffnen, wobei einerseits die Kosten der betreffenden Arbeiten auf mich zu nehmen, andererseits eventuelle Funde an Herrn Prof. Brugsch abzuliefern ich mich bereit erklärte. Dagegen hatte Herr Brugsch die Güte, meinen Begleitern und mir zu gestatten, vorher einige Tage in Hawara, das er bereits seit dem 19. März verlassen hatte, ebenfalls auf eigene Kosten zu graben, wobei eventuelle Funde aus diesen Grabungen zu unserer Disposition stehen würden.

„Unsere Ausgrabungsversuche in Illahun währten vom 24. bis 31. März und wurden durchschnittlich von etwa 30 Arbeitern der Umgegend und durch Herrn Brugsch uns zugewiesenen Aufsehern ausgeführt. Nachdem wir eine Reihe von Tastungen in der Nähe der Pyramide des Königs Amenemha't (?) ohne Erfolg versucht hatten, wies mir der Scheeh des benachbarten Dorfes zwei Plätze nach, an denen Versuche aussichtsvoller sein sollten. Der eine dieser Plätze befindet sich eine Viertelstunde östlich von der Pyramide auf einer leichten Höhe, der andere eine Viertelstunde weiter östlich nach einem Kanal (Bahr-Jussuf) hin, dicht neben der grossen Verbindungsstrasse auf einem Kalksteinfelsen. Nach mehrfachen Tastungen stiessen wir alsbald an beiden Stellen auf sandgefüllte Brunnen: einen grösseren, etwa 5 *m* hohen und 2,5 *m* breiten, an der der Pyramide näheren Stelle, und 3 kleinere von etwa 3 zu 2 *m* Höhe auf der entfernteren Stelle. Sämmtliche 4 Brunnen wurden noch am selben Tage etwa 2,5 bis 3 *m* tief geleert.

„Nach dreitägiger Arbeit waren die drei zusammenliegenden Brunnen ziemlich ausgeräumt und der grosse Brunnen 10 *m* tief gebracht.

„Während in dem Sande der anderen keinerlei sonstige Bestandtheile gefunden wurden, führte der Sand des grossen Brunnens einzelne Holztheile, bemalte Gypsfragmente, Perlen, Schädel und sonstige Knochen. Diese und weitere aus dem grossen Brunnen geförderte Schädel habe ich an Herrn Virchow nach Berlin gesandt.

„Am 26. März früh konnten wir bereits in die Grabkammer des ersten der kleineren Schächte steigen und fanden dieselbe leider ausgeraubt. Gleichzeitig war der grosse Brunnen 16 *m* tief gebracht und begannen die weiteren Arbeiten an demselben sehr schwierig und für die Arbeiter gefährlich zu werden. Dieselben förderten immer mehr Gerippetheile und Kleinfunde in Thon neben unzähligen Kaurimuscheln. Die sämmtlichen dort aufgelesenen Kleinfunde habe ich Herrn Brugsch übergeben. Auch der zweite kleinere Brunnen erwies sich am 28. Abends als ausgeraubt, während in dem dritten ein dem Anscheine nach uneröffneter Sarkophag aus dem die Grabkammer füllenden Wasser einige Centimeter herausragte.

„Am 29. mussten wir die Arbeiten an dem grossen Brunnen, der unterdessen bis auf 18 *m* Tiefe gebracht worden war, einstellen, weil die Arbeiter sich wegen der grossen Gefährlichkeit weigerten, weiter zu arbeiten. Nähere Untersuchung stellte fest, dass der Sarkophag des dritten kleineren Brunnens uneröffnet sei.

Digitized by Google

„Somit concentrirten wir unsere sämmtlichen Arbeiter am 30. auf diesen Brunnen, räumten denselben und den Gang zur Grabkammer vollständig aus und begannen, das Wasser des letzteren auszuschöpfen. Nachdem am 31. alle Vorbereitungsarbeiten glücklich beendet waren, liess ich mich Mittags abermals in den Brunnen hinab und nahm einen Schmied und die beiden Aufseher zum Oeffnen des Sarkophags mit. Bei den ersten Schlägen aber auf den Deckel des Sarkophags fielen einzelne Stücke von der Decke der Grabkammer herab. Die Aufseher wurden unruhig, und als der Schmied auf mein Drängen nochmals stärker ausholte, stürzte die eine Hälfte der Grabkammer dicht neben uns zusammen, so dass wir es nur einem glücklichen Zufall zu danken hatten, dass wir, abgesehen von leichten Schürfungen, heil herauskamen. Das bei höherem Wasserstande die grosse Grabkammer füllende Wasser hatte die Kalksteinwände zerfressen, die nach Eindringen der heissen Luft alsbald brüchig geworden waren. Sonach mussten wir in Ermangelung geschulter Arbeiter, tauglicher Werkzeuge u. s. w., zu meinem lebhaften Bedauern den wichtigen Fund kurz vor Hebung desselben verlassen. Ich machte den Scheech Hassan vor seinen Leuten verantwortlich dafür, dass der Brunnen bis auf Weiteres bewacht werde, und begab mich am 1. April nach Medinet zurück, um dem Mudir Meldung von der Angelegenheit zu machen, der alsbald Wächter für die Fundstelle bestellte.

„Ich bemerke noch, dass der von mir gefundene Sarkophag aus sehr schön polirtem Sandstein hergestellt ist und äusserlich, soweit ich constatiren konnte, keinerlei Inschriften u. s. w. führt. Derselbe ist nach den von mir an Ort und Stelle gemachten Mittheilungen der erste vollständig intakte Sarkophag, der in Illahun festgestellt worden ist, obwohl ich dort 27 ausgeräumte Brunnen zählen konnte, die alle früher bereits ausgeraubt gewesen sein müssen. Somit halte ich es für dringend geboten, dass der Sarkophag, den Hr. Brugsch nach meiner Beschreibung als der XII. Dynastie angehörend erklärte, auf seinen Inhalt hin untersucht werde. Denselben zu heben, dürfte kaum gelingen, wohl aber würde es möglich sein, wenn man den Stollen abstützt, dem Sarkophag von vorne beizukommen, ohne die gefährliche Grabkammer zu berühren." — Soweit der Brief des Hrn. v. Kaufmann.

Die mir zugegangenen Schädel, 5 an der Zahl, sind bis auf einen ohne Unterkiefer; 2 sind sehr defect, indess doch noch in gewissen Beziehungen mess- und bestimmbar. Ich halte 3 davon für weiblich, einen für bestimmt, einen zweiten (defecten) für wahrscheinlich männlich. In Grösse, Schwere und Aussehen zeigen sie nicht geringe Verschiedenheiten, jedoch keine so grossen, dass man an Leute verschiedener Rassé zu denken genöthigt wäre.

Nr. 1, ein sehr grosser und schwerer männlicher Schädel, nach der Bezeichnung auf demselben aus einem Felsengrabe in einer Tiefe von 17 *m* entnommen, stammt offenbar aus dem „grossen" Brunnen. Er hat eine hellgelblichweisse Farbe, hinten mit zahlreichen Manganflecken, und ein durchaus glattes, festes Aussehen. Die Zähne sind fast alle verloren, die noch vorhandenen Molaren tief abgenutzt; die Gelenkfortsätze des Hinterhauptes zeigen horizontale, glatte Hiebflächen (anscheinend posthum). Er hat ein Gewicht von 808,5 *g* und muss seiner Capacität (1662 *ccm*) nach als Kephalone bezeichnet werden. Seine Form ist orthodolichocephal (L.-Br.-I. 74,7, L.-H.-I. 72,6). Dem äusseren Ansehen nach muss man ihn als lang, breit und niedrig, geradezu als platycephal bezeichnen; der niedrige Ohrhöhenindex (58,9) stimmt damit überein. Dabei ist zu bemerken, dass das Hinterhaupt sehr gross, die Schläfen- und Schuppengegend abgeflacht, die äusseren Gehörgänge schief zusammengedrückt und die Plana temporalia hoch sind.

Digitized by Google

Das linke Emissarium pariet. sehr klein, dafür ein anomales Emissarium nahe der Spitze des Lambdawinkels links. Sehr starke Warzenfortsätze. Die Stirn-Nasenwülste mächtig vortretend. Augenhöhlen gross, eckig, hypsikonch (86,2). Nase schmal, etwas niedrig, Rücken leicht eingebogen, Index mesorrhin (49,0). Fossae caninae tief. Alveolarfortsatz sehr gross, kaum vortretend. Gaumenindex leptostaphylin (74,0).

Nr. 2, ein gut erhaltener Schädel, aus einer Tiefe von 12—14 *m*, einem anderen(?) Brunnen entnommen mit Beigaben der XI. oder XII. Dynastie, sieht vorn und oben mehr weiss, hinten und seitlich bräunlichgelb aus und zeigt zahlreiche kleine Mangansterne. Er ist entschieden weiblich, hat ganz abgeflachte Supraorbitalgegenden, grosse Reste der Sutura frontalis, aber tief abgenutzte Molaren, bei denen das Dentin angeschliffen ist. Obwohl seinen Indices nach hypsimesocephal, hat er mit dem vorher beschriebenen männlichen Schädel manche Aehnlichkeit. Seine Capacität von 1415 *ccm* ist für einen weiblichen Schädel beträchtlich, ebenso sein Gewicht von 682,5 *g*. Am rechten Stirnhöcker ein Paar kleine, unebene Depressionen. An der Coronaria, deren Mitte sehr einfach ist, ein seichter Absatz. Grosse Alae sphenoideales. Rechts kein Emissarium parietale, links ein ganz kleines schiefes Loch. Am vorderen Rande des grossen Hinterhauptsloches einige unebene Vorsprünge, scheinbar unvollständige Processus papillares. Gesicht breit und niedrig. Orbitae hoch und weit, chamaekonch (Index 78,9). Nase leptorrhin (Index 46,0). Oberkiefer schwach prognath. Gaumen hyperleptostaphylin (Index 69,5).

Nr. 3, gleichfalls ein weiblicher Schädel aus derselben Tiefe, stark braun gefärbt, besonders hinten und an den Seiten. Trotz seiner Schwere (673 *g*) ist er seiner geringen Capacität (1125 *ccm*) nach als nannocephal zu bezeichnen. Seinen Indices nach ist er orthodolichocephal. Die Stirn ist ganz glatt, ohne Wülste, nur der Nasenfortsatz flach gewölbt. Die Scheitelcurve ganz weiblich. Alae sphenoideales sehr gross, rechts ein Epiptericum. Schläfenschuppe ganz flach. Basis gesprungen; starkes Tuberculum pharyngeum. Orbitae mesokonch (Index 82,8). Nase leptorrhin (Index 44,0). Zahncurve hufeisenförmig, leere, grosse Alveolen. Gaumenindex leptostaphylin (71,1).

Nr. 4 aus derselben Tiefe, wiederum weiblich, leider sehr defect. Das Gesicht und ein grosser Theil der Basis fehlen. Die Form ist chamaemesocephal; man kann auch sie als platycephal bezeichnen. Die Stirn ist glatt und gerundet, der Stirnnasenfortsatz breit, die Scheitelcurve flach, die Tubera parietalia gross, so dass eine fast kindliche Form herauskommt. Kein Emissarium parietale. Die Oberschuppe auf der Fläche stark eingebogen, die Cerebellarwölbungen vortretend. Um den Eingang der Meat. audit. cribröse Verdickungen.

Nr. 5, aus derselben Tiefe, anscheinend männlich und jugendlich, ist defect, namentlich fehlt die Basis und die rechte Schläfenschuppe, dagegen ist der grösste Theil des Gesichts mit dem Unterkiefer vorhanden. Die Farbe ist bräunlich gelb, die Oberfläche glatt. Der platycephale Schädel ist gestreckt, seinen Indices nach ebenfalls chamaemesocephal. Kein Emissarium parietale. Orbita nach oben und innen erweitert, hoch, ultrahypsikonch (91,8). Nase stark und lang, mit weiter Apertur, daher an der Grenze von Meso- und Platyrrhinie (Index 51,0). Alveolarfortsatz klein und wenig vorgeschoben, Alveolen leer, gross. —

Ersichtlich sind diese Schädel von Illahun unter sich recht verschieden. Alter und Geschlecht bedingen an sich grosse Variationen. Der männliche Schädel Nr. 1

Digitized by Google

st kephalonisch, der weibliche Nr. 3 nannocephal; die Differenz beider beträgt 662 — 1125 = 537 *ccm*. Zwischen ihnen steht der weibliche Schädel Nr. 2 mit einer Capacität von 1415 *ccm*. Die beiden nicht messbaren Schädel Nr. 4 und 5, von denen ich wenigstens den ersteren für weiblich halte, haben jedenfalls einen geringen Rauminhalt gehabt; dafür zeugt der Horizontalumfang von 497 und 500 *mm*, von denen der erstere mit dem Horizontalumfange des nannocephalen Schädels genau übereinstimmt.

Tabelle I.

Messzahlen von Bild und Kopf der Aline.

	Bild *mm*	Mumienkopf *mm*
Grösste horizontale Länge	—	178
„ Breite	—	144 T
Ohrhöhe (links)	—	115
Horizontalumfang	—	509
Sagittalumfang	—	365?
Minimale Stirnbreite	104?	100
Distanz der Tubera front.	—	65
Coronardurchmesser	—	119?
Temporaldurchmesser	—	111
Distanz der Tubera parietalia	—	137
Occipitaldurchmesser	—	129?
Auricular durchmesser	—	129
Entfernung des Ohrloches von der Nasenwurzel	—	109
„ „ „ „ dem Nasenstachel	—	106
„ „ „ „ der Oberlippe	—	108
„ „ „ „ dem Zahnrande	—	109
„ „ „ „ „ Kinn	130?	121
Gesicht, Höhe (A, Haarrand)	183	185—19 = 166
„ „ „ (B, Nasenwurzel)	126	134—19 = 115
„ , Breite a (jugal)	137?	124
„ , „ b (malar)	87	85
„ , „ c (maxillar)	123?	103
Distanz der inneren Augenwinkel	34	32
„ „ äusseren „	97	88?
Nase, Höhe	59	58
„ , Breite (Flügel)	34,5?	24
Orbita, Höhe	—	35
„ , Breite	—	37
Mund, Länge	46	33
Ohr, Höhe	64	57

Digitized by Google

Tabelle II.

Schädel	Nekropole von Hawara					
	1 ♀	2 ♂	3 ♂	4 ♂	5 ♂	6 ♀
I. Messzahlen.						
Capacität . . . . . *ccm*	1090	1340	1570	1430	1292	1262
Gewicht, a) ohne Unterkiefer . . *g*	531	676	573,3	724,5	632	582
„ , b) mit Unterkiefer . . . *g*	605,5	755	—	826,5	—	645
Grösste horizontale Länge . . . . *mm*	175	182	195	189	177	175
„ Breite . . . . . „	127	142	149	141 p	137 s	130 p
Gerade Höhe . . . . . „	130	134	132	129	143	135
Ohrhöhe . . . . . „	104	116	116	112	116	111
Horizontalumfang . . . . . „	473	509	537	520	495	487
Sagittalumfang, Stirnbein . . . . „	115	116	133	125	128	126
„ , Pfeilnaht . . . . „	110	121	122	132	115	115
„ , Hinterhaupt . . . „	119	132	126	123	113	113
zusammen . . . . . „	344	369	381	380	356	354
Gesichtshöhe A . . . . . „	105	114	—	117	—	101
„ B . . . . . „	68 (Z 75)	68 (84)	63 (—)	71 (80)	71 (81)	60
Gesichtsbreite a . . . . . „	115	126	130	129	—	116
„ b . . . . . „	85	92	98	107	—	91
„ c . . . . . „	77	98	—	98	—	83
Augenhöhle, Höhe . . . . . „	31	35	34	34	36	30
„ , Breite . . . . . „	33	37	37	36	42	36
Nase, Höhe . . . . . „	51	53	54	55	51	46
„ , Breite . . . . . „	24	26	25	28	26	24
Gaumen, Länge . . . . . „	49	49	53	47	49	49
„ , Breite . . . . . „	33	34	41	41	38	34
II. Berechnete Indices.						
Längenbreitenindex	72,6	78,0	76,4	74,6	77,4	74,3
Längenhöhenindex	74,3	73,6	67,7	68,3	80,8	77,1
Ohrhöhenindex	59,4	63,7	59,5	59,2	65,6	63,4
Gesichtsindex	91,3	90,4	—	90,7	—	87,0
Orbitalindex	93,9	94,5	91,8	94,4	85,7	83,3
Nasenindex	47,0	49,0	46,3	50,9	50,9	52,1
Gaumenindex	67,5	69,3	77,3	87,2	77,5	69,3
III. Procentuale Zahlen der						
Stirnbein	33,4	31,4	34,8	32,8	35,9	35,5
Pfeilnaht	31,9	32,7	32,0	34,7	32,3	32,4
Hinterhauptsschuppe	34,5	35,7	33,0	32,3	31,7	31,9

Digitized by Google

Tabelle II.

Nekropole von Hawara						Brunnengrab von Hawara	Illahun, Felsengräber				
							17 *m*	12—14 *m*			
7 ♂	8 ♂	9 ♀?	10 ♂	11 ♀	12 ♀	♀	1 ♂	2 ♀	3 ♀	4 ♀	5 ♂?
I. Messzahlen.											
1390	1250	1200	1492	1180	—	1440	1662	1415	1125	—	—
447	387	509	800	459	—	591,5	808,5	682,5	673	—	—
504,5	487	593	903	525,5	—	—	—	—	—	—	—
173	175	176	186	177	168	183	190	177	178	179	181
144	129	132	147 up	141 l	126 l	139 up	142	141 r	131	136 r	138 up
128	135	129	136	128	128	134	138	136	132	123	—
109	110	106	118	110	108	114	112	117	109	105 ?	106
500	485	487	523	500	490	510	522	507	497	497	500
127	127	116	129	126	123	134	128	132	122	119	125
120	119	115	134	116	110	124	130	124	122	111	125
106	106	115	122	114	109	119	116	110	118	120	108
358	352	346	385	356	342	377	374	366	362	350	358
104	109?	107	116	118	—	—	—	—	—	—	101
65	63	65	70	71 (77)	93	70	70	65	58	—	60
126	126	125	132	135	121	123	—	—	116	—	—
93	91	92	100	96?	96	92	95?	98	90	—	83
99	95!	83	85	91	—	—	—	—	—	—	91
30	35	34	31	38	33	32	32	30	29	—	34
37	37	41	39	41	41	37	l. 37	38	35	—	37
49	54	50	55	51	46?	51	51	50	50	—	47
26	25	26	27	28	26	21	25	23	22	—	24
49	41	53	51	52	—	47	54	46	45	—	—
37	—	36	36	37	—	36	40	32	32	—	—
II. Berechnete Indices.											
83,2	78,7	75,0	79,0	79,7	75,0	76,0	74,7	79,7	73,6	76,0	76,2
74,0	77,1	73,3	73,1	72,3	76,2	73,2	72,6	76,8	74,2	68,7	—
63,0	62,9	60,2	63,4	62,1	61,3	62,3	58,9	66,1	61,2	58,7 ?	58,5
82,5	86,5	85,6	87,8	87,4	—	—	—	—	—	—	—
81,0	94,5	82,9	79,5	92,6	80,4	86,4	86,2	78,9	82,8	91,8	—
53,0	46,3	46,4	47,2	43,1	56,5	41,1	49,0	46,0	44,0	—	51,0
75,5	—	67,9	70,5	71,1	—	76,5	74,0	69,5	71,1	—	—
sagittalen Schädelabschnitte.											
35,9	36,0	33,5	33,7	35,3	35,9	35,5	34,2	36,0	33,7	34,0	34,9
35,9	33,8	33,2	35,0	32,5	32,1	32,8	34,7	33,8	33,7	31,7	34,9
30,0	30,1	33,2	31,9	32,0	31,8	31,5	31,0	30,0	32,5	34,2	30,1

Digitized by Google

Die Form der Schädel führt zu ganz verschiedenen Bezeichnungen. In 2 Fällen (Nr. 1 und 3) erhalten wir Orthodolichocephalie, in einem Falle (Nr. 2) Hypsimesocephalie, in 2 anderen (Nr. 4 und 5) Chamaemesocephalie. Trotz dieser Verschiedenheit findet sich sonderbarerweise ein übereinstimmendes Merkmal in 3 Fällen: bei Nr. 1, 4 und 5 zeigt sich ausgemachte Platycephalie, d. h. das Schädelgewölbe besitzt jene breite und flache Form, welche fast an eine von oben her stattgehabte Druckwirkung erinnert. Bei Nr. 2 ist trotz der partiellen Persistenz der Stirnnaht nichts Aehnliches zu bemerken. Unter den Hawara-Schädeln befindet sich nur ein ausgemacht platycephaler, es ist dies der sehr grosse männliche Kopf Nr. 3.

Unter den Gesichtsindices ist ein einziger ganz constant: es ist dies die durchgehende Leptostaphylie. Mit ihr verbindet sich bei Nr. 2 und 3 Leptorrhinie, bei Nr. 1 Mesorrhinie. Nur Nr. 5, der auch mesorrhin ist, nähert sich der Platyrrhinie, jedoch nicht in so starkem Maasse, dass man etwa an nigritische Beimischung denken müsste. Am stärksten ist die Variation, wie gewöhnlich, bei dem Orbitalindex: dieser ist bei Nr. 2 chamae-, bei Nr. 3 meso-, bei Nr. 1 und 5 hypsikonch. Immerhin finden sich ähnliche Schwankungen bei den Hawara-Schädeln (S. 206).

Jedenfalls sind die Abweichungen nicht so gross, dass man auch nur für einen der Schädel eine allophyle Abstammung annehmen müsste. Mag auch manche Mischung stattgefunden haben, so würde man doch nicht zu schliessen berechtigt sein, dass die wohlhabende Bevölkerung von Arsinoë unter der XI. oder XII. Dynastie wesentlich anders zusammengesetzt war, als die aus dem II. oder III. Jahrhundert nach Christo. Es scheint mir auch nicht ausgemacht, dass die Beigaben, welche sich in den Brunnengräbern von Illahun fanden, wahrscheinlich Thonscherben, mit den Schädeln gleichalterig waren. Nur die ungewöhnliche Schwere dieser Schädel weist darauf hin, dass sie sich anhaltend in einem anderen Medium befunden haben, als die gewöhnlichen Schädel von Hawara, von denen die Mehrzahl Zeichen einer fortschreitenden Auslaugung der Kalksalze an sich trägt.

Der Versuchung, an den Hawara-Schädeln das Maass hellenischer Beimischung, die sie vermuthlich in sich haben, bestimmen zu wollen, widerstehe ich für diesmal. Ich habe früher zu wiederholten Malen Messresultate ächt griechischer Schädel veröffentlicht und ich kann im Allgemeinen aussagen, dass diese vielfache Analogien mit den Schädeln aus dem Fayum erkennen lassen. Eine weitere comparative Analyse würde aber ein so specielles Eingehen in die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Schädel erfordern, dass der mir hier zu Gebote stehende Raum weit überschritten werden müsste. —

Hr. E. Salkowski erstattet folgenden Bericht über die

chemische Untersuchung der Mumienbinden und der Masse aus der Mundhöhle.

I. Mumienbinden.

1. Aus 29,1 *g* lufttrockener — sehr trocken erscheinender — Binden wurden durch anhaltende Behandlung mit Aether, Filtriren, Abdestilliren des Aethers u. s. w. 6,0638 *g* in Aether löslicher Substanz erhalten (trocken gewogen) = 24,3 pCt. Die Binden erscheinen auch nach dem Behandeln mit Aether noch bräunlich gefärbt.

Die so erhaltene, in Aether lösliche, bräunlich gefärbte Substanz hatte die physikalischen Eigenschaften von Fett, schmolz bei 35° C., löste sich zum Theil in Sodalösung (Fettsäuren), zum Theil nicht (Neutralfett). Die Gegenwart von freien

Digitized by Google

Fettsäuren in dem Fett ergab sich ausserdem auch aus der sauern Reaction der ätherisch-alkoholischen Lösung (mit Rosolsäure).

Zur genaueren Untersuchung wurden 5,311 *g* dieses Fettes zunächst mehrere Stunden im Dampfstrom destillirt, das gesammte Destillat mit Aether ausgeschüttelt, die Aetherauszüge abdestillirt, verdunstet. Der beim Erkalten krystallinisch erstarrende Rückstand, welcher dem Gehalt des Fettes an flüchtigen fetten Säuren entspricht, wog 0,0568 *g* = 1,06 pCt. des Fettes. Der Rückstand bestand anscheinend nur aus flüchtigen fetten Säuren, jedoch lässt sich bei der kleinen Quantität nicht bestimmt entscheiden, ob noch Beimengungen anderer Art darin enthalten sind.

Das im Destillationskolben gebliebene Fett wurde mit alkoholischer Kalilauge verseift, die Seifenlösung durch völliges Abdampfen zur Trockne von Alkohol befreit, in einer grossen Quantität destillirten Wassers gelöst, mit viel Aether ausgeschüttelt. Der Aetherauszug hinterliess beim Verdunsten 0,1667 *g* = 3,12 pCt. einer gelblichen, bei Zimmertemperatur halbweichen, bei gelindem Erwärmen schmelzenden Masse von myrrhenartigem Geruch, welcher namentlich beim Erwärmen stark hervortritt.

Beim Schütteln der wässerigen Seifenlösung mit Aether hatte sich an der Berührungsfläche der wässerigen Seifenlösung mit dem Aether eine bräunliche, harzartige Masse ausgeschieden, welche auf einem gewogenen Filter gesammelt (nicht ohne Verlust ausführbar) und bei 110° getrocknet, 0,067 *g* wog = 1,28 pCt. Dieses Harz ist ziemlich spröde, riecht beim Erwärmen schwach aromatisch. Sein Schmelzpunkt wurde bei ungefähr 165° liegend gefunden.

Endlich wurden aus der Seifenlösung noch die Fettsäuren isolirt. Die geschmolzene Masse der Fettsäuren erstarrte beim Erkalten krystallinisch. Schmelzpunkt 37°.

Zur Controle wurde nun ganz in derselben Weise menschliches Fett untersucht und zwar:

1. Fett aus dem Unterhautfettgewebe des Menschen (Sammlungspräparat, einige Jahre alt).

2. Sogenanntes Macerirfettwachs. Letzteres wurde gewählt, weil vorauszusetzen ist, dass das Mumienfett Veränderungen im Laufe der Zeit erlitten hat, welche den in Macerirfettwachs vorhandenen vielleicht ähnlich sein konnten.

Das Fett des Unterhautfettgewebes war bei Zimmertemperatur halbflüssig, 5,2418 *g* lieferten nur 0,0082 *g* = 0,16 pCt. flüchtige fette Säuren, also eine verschwindend kleine Quantität.

Bei der Verseifung u.s.w. wurden statt der nach Myrrhen riechenden Substanz nur 0,0288 *g* = 0,55 pCt. eines geruchlosen, fettigen, in kleinen Mengen von Aether leicht löslichen, in Wasser unlöslichen Körpers erhalten. Die harzige Substanz fehlte gänzlich. Die aus den Seifen isolirten Fettsäuren zeigten den Schmelzpunkt von 30—31°. Die gleiche Behandlung des Macerirfettwachses ergab Folgendes:

Dasselbe war bei Zimmertemperatur fest, schmolz bei 50—51°, bestand so gut, wie ausschliesslich, aus Fettsäuren, nicht aus Neutralfett. 4,9477 *g* lieferten bei der Destillation im Dampfstrom 0,0174 *g* beim Erkalten krystallinisch erstarrender Fettsäuren = 0,35 pCt. Schmelzpunkt derselben 56°.

An Stelle der myrrhenartigen Substanz wurden 0,0104 *g* = 0,21 pCt. eines geruchlosen fettigen Körpers erhalten. Harzige Substanz fehlte. Die aus der Seife isolirten Fettsäuren zeigten den Schmelzpunkt 51°.

Hieraus dürfte sich für die Zusammensetzung der durch Aetherextraction aus den Mumienbinden erhaltenen Substanz Folgendes ergeben:

Digitized by Google

1. Die Hauptmasse (95,6 pCt.) ist unzweifelhaft Fett, und zwar zum Theil Neutralfett, zum Theil Fettsäuren.
2. Ausserdem sind darin enthalten: 3,12 pCt. eines myrrhenartig riechenden, in Aether löslichen, nicht verseifbaren Körpers und 1,28 pCt. Harz, welche beiden Substanzen nicht aus dem Fett des Körpers herstammen können
3. Was die Beschaffenheit des Fettes selbst betrifft, so zeigt es einige Abweichungen vom menschlichen Fett, welche aber keineswegs zu dem Schluss berechtigen, dass es sich nicht um solches handle.

Die Abweichungen bestehen 1. darin, dass das Fett nur zum Theil aus Neutralfett, zum Theil aus Fettsäuren besteht, 2. darin, dass die Fettsäuren einen höheren Schmelzpunkt haben, als die des menschlichen Fettes (37° gegen 31°).

Es ist aber bekannt, dass das Fett im Lauf der Jahre, schneller bei gewissen Einwirkungen (Bakterien), sich nach der Richtung hin ändert, dass das Neutralfett sich zum Theil in Fettsäure umwandelt. So besteht das Macerirfettwachs ganz aus Fettsäure (und fettsaurem Kalk). Ebenso steigt allmählich der Schmelzpunkt der Fettsäuren (beim Macerirfettwachs beträgt er 51°).

Es liegt also von chemischer Seite kein Grund vor, zu bezweifeln, dass das Fett der Binden menschliches Fett sei; es ist andererseits aber auch durch chemische Untersuchungen nicht zu beweisen.

2. Nach dem Ausziehen mit Aether wurden die Binden mit Alkohol behandelt. Der Alkohol färbte sich braun und hinterliess beim Verdunsten 1,45 *g* (ungefähr) = 4,98 pCt. der Binden eines glänzenden, spröden, dunkelbraunen Harzes. Dasselbe schmilzt bei ungefähr 120° (genauere Bestimmung nicht möglich). Es ist unlöslich, bezw. sehr schwer löslich in Aether und Benzol, mehr oder weniger leicht löslich in Alkohol, Chloroform, Methylalkohol. (Alle Lösungsmittel wurden in siedendem Zustande angewendet.)

Das Harz löst sich ferner leicht in sehr verdünnter Natronlauge beim Erhitzen und fällt bei Zusatz von Salzsäure zu der vorher abgekühlten Lösung als hellbräuner voluminöser Niederschlag aus, welcher beim Erhitzen mit der Flüssigkeit sich stark zusammenzieht und verdichtet (unter Schmelzung).

Von den dunkler gefärbten Theilen (Flecken) der Binden, welche sich auch durch vermehrte Consistenz von dem heller gefärbten Haupttheil der Binden unterschieden, wurden nicht zu kleine Quantitäten noch speciell auf Blutfarbstoff untersucht, jedoch mit gänzlich negativem Resultat.

II. Masse aus der Mundhöhle.

Dieselbe bestand zum Theil aus Binden und Bindenresten. Die Untersuchung wurde in analoger Weise ausgeführt; nur die Destillation des Aetherrückstandes im Dampfstrom unterblieb als entbehrlich.

1. 11,7 *g* der Masse lieferten bei der Aetherextraktion 2,262 *g* = 19,33 pCt. eines bräunlich gefärbten, grösstentheils aus Neutralfett und Fettsäuren bestehenden Rückstandes. Durch Verseifen desselben und Ausziehen mit Aether wurden hieraus 0,1726 *g* (= 7,62 pCt. der Fettmasse) einer wachsartigen, in Aether löslichen, nicht verseifbaren Substanz erhalten, also sehr viel mehr, als aus den Binden.

Die aus dem Fett dargestellten Fettsäuren zeigten den Schmelzpunkt 36°, somit fast völlige Uebereinstimmung mit den Fettsäuren aus den Binden.

2. Durch nachträgliches Ausziehen mit Alkohol wurden ungefähr 0,925 *g* = 5,22 pCt. eines Harzes von derselben äusseren Beschaffenheit und demselben

Digitized by Google

Löslichkeitsverhältnisse, wie sie das Harz aus den Binden zeigte, gewonnen, nur ist die Farbe desselben erheblich dunkler (fast schwarz) und die Löslichkeit in Aether noch geringer (der Aether färbte sich nicht merklich); auch der Schmelzpunkt liegt wesentlich höher: bei etwa 150°. Vermuthlich ist dieses Harz reiner, d. h. besser von in Aether löslichen Substanzen befreit und sind hierauf die Unterschiede zurückzuführen, indessen kann die bedeutend dunklere Farbe doch schwerlich dadurch erklärt werden. —

Hr. v. Kaufmann:

Ich habe Hrn. Virchow ergebensten Dank zu sagen, dass derselbe meiner Bitte um genaue Untersuchung des ihm von mir seiner Zeit übergebenen Kopfes der Frau Aline hat willfahren wollen. — Bei einer von mir geplanten Publication der von mir in Hawara gemachten Funde, zu denen die Mumie der Frau Aline ja gehört, an von so hervorragender Seite gemachte Untersuchungen meinerseits einen einfachen Fundbericht anknüpfen zu dürfen, wäre für mich eine besondere Ehre gewesen. Auf keinen Fall aber hätte eine derartige Publication anders, wie auf Grund solcher Untersuchungen, erfolgen dürfen.

Das Kaiserlich Deutsche Archäologische Institut und der Direktor der Aegyptischen Abtheilung des hiesigen Museums, welchem Museum ich meine Funde seiner Zeit habe übergeben wollen, haben anders gedacht und eine sachverständige Untersuchung der von ihnen publicirten Objecte für ebenso unnöthig erachtet, wie sich über die Fundumstände bei dem Finder zu orientiren, oder letzteren zu einer Publication seiner eigenen Funde, die ohne dessen Kenntnissnahme zu veranstalten sie vorzogen, hinzuzuziehen. Ueber die irrigen und den Fundumständen nicht entsprechenden Angaben jener Publication habe ich der Gesellschaft bereits in der Sitzung vom 20. Juli 1895 (Verh. S. 471) berichten und damals schon hervorheben können, dass die Herren Veranstalter derselben sich dabei begnügen zu dürfen geglaubt haben, einen Auszug aus gelegentlichen Mittheilungen, die ich in anderem Zusammenhange vor dieser Gesellschaft am 9. Juli 1892 (Verh. S. 416) gemacht hatte, unter der Namensunterschrift des Herrn Direktor Professor Erman abzudrucken. Die Schuld an den Mängeln der Publication trifft Herrn Donner v. Richter, der über die Maltechnik des Porträts auf Aufforderung des Herrn Herausgebers der „Antiken Denkmäler" hat berichten sollen, insofern nicht, als er sich auf die ihm von dritter Seite gemachten Mittheilungen verlassen musste; diese aber haben sich nicht auf Thatsachen gegründet, sondern nur auf das, was sich, wie mir gelegentlich gesagt worden ist, jene dritten Herren „darüber, wie die Fundumstände gewesen seien, gedacht haben." Auch ist, wie ich nochmals wiederhole, eine Abrede, nach welcher Hr. Donner v. Richter mir sein Manuscript vor der Drucklegung hätte zugänglich machen sollen, ebensowenig inne gehalten worden, wie die andere, dass ich den Fundbericht über meine Funde zu jener Publication zu liefern hätte, welch' letztere Abrede allerdings erst erfolgt war, nachdem ich durch einen Zufall von der bereits weit fortgeschrittenen Publication Kenntniss erhalten hatte.

Statt meinerseits mich nochmals auf eine Kritik des ganzen, bei jener Publication beliebten Verfahrens und der Publication selbst einzulassen — alles Nähere ist in meinen Mittheilungen vom 20. Juli 1895 (Verhandlungen S. 471) nachzulesen —, beschränke ich mich darauf, eine Stelle aus dem ersten Briefe (vom 23. Oktober 1894), den ich seiner Zeit die Ehre gehabt habe von Hrn. Donner v. Richter zu empfangen, zu verlesen. Die betreffende Stelle lautet:

Digitized by Google

„Wer sich mit technischen Fragen beschäftigt, muss sich der grössten Vorsicht und Gewissenhaftigkeit befleissigen, wenn er nicht sich und anderen aufs Gröblichste täuschen will, was gerade in neuester Zeit in unerfreulichster und verwirrendster Weise durch solche unwissenschaftliche Oberflächlichkeit vorgekommen ist."

Herr Donner v. Richter wird mir nicht verübeln wollen, dass ich diese seine anticipirende Kritik mir aneigne und auf die wiederholt erwähnte Publication nachträglich anwende.

Zu den Ausführungen des Herrn Virchow anders, denn als dankbar Belehrter, Stellung zu nehmen, würde mir nicht anstehen. Und doch kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, dass es ein anderes ist, ob der Anatom einen Kopf anschaut, ein anderes, wenn das der porträtirende Künstler thut. Das aber ist derselbe Unterschied, wie der zwischen dem Aufriss eines Gebäudes etwa nach dem Meidenbauer'schen Verfahren und dem Architekturbild eines Malers. Beim Porträt sowohl wie bei dem Architekturbilde werden gerade gewisse thatsächliche Unrichtigkeiten malerisch richtig wirken, während der Porträtmaler ebenso wie der Architekturmaler ihr Bild verfehlen würden, wenn der eine das selbe ausschliesslich nach anatomischen Abmessungen, der andere nach Art eines Meidenbauer'schen Aufrisses gestalten wollte.

Wenn Herrn Virchow weiter aufgefallen ist, dass das Porträt der Aline allem Anschein nach in einem vergrösserten Maassstabe angefertigt worden sei, so kann ich darin nichts Auffälliges erblicken, da einerseits kein Kanon dafür besteht, dass jedes Porträt in demselben Maassstabe, wie das Original, gehalten sein solle, und ich andererseits den von Herrn Virchow hervorgehobenen Umstand sehr einfach erklären zu können glaube: Die ausserordentlich reiche Umwickelung nehmlich, welche gerade den mit den schönsten Porträts gezierten Leichen bei deren Bestattung in Hawara zu Theil wurde, lässt die Leichen als solche grösser erscheinen, als sie thatsächlich sind, und in demselben Verhältniss sollten meiner Ansicht nach auch die Porträts grösser wirken als das eigentliche Gesicht der von ihnen Dargestellten. Aus derselben Absicht, um das Porträt mächtiger wirken zu lassen, dürfte auch zu erklären sein, dass zumal die dort gefundenen, weniger gut ausgeführten Porträts, die offenbar von schlechten Malern herrühren, fast durchweg übertrieben grosse Augen zeigen. Diese Uebertreibung bei der Darstellung der Augen, als des auffälligsten Theiles des Gesichtes, sollte, bei sonstigem malerischem Unvermögen, den Effekt des Porträts erhöhen, der neben den Bindenumwickelungen zu verschwinden drohte.

Schliesslich darf ich meiner Freude darüber Ausdruck geben, dass Herr Virchow an verschiedenen Stellen seines Berichts mit Gründen, die sich aus seinen, an dem Kopfe selbst angestellten, exakten Untersuchungen herleiten, meiner sich auf die Fundumstände stützenden Ansicht zur Seite tritt, dass das Porträt nach einem bei Lebzeiten der Frau Aline angefertigten Bildniss derselben kopirt sei. Ich habe seiner Zeit vor der Gesellschaft nachgewiesen, dass die Malfläche nur auf der Leiche selbst hat hergestellt werden können, da das Porträt auf dem letzten Zipfel einer langen Binde sich befand, die vielfach um die Leiche, auf deren Gesicht man die Malfläche für das Porträt durch der Binde untergelegte Leinwandpackete erst bilden musste, herumgelegt worden war, und es ausgeschlossen erscheint, dass das Porträt ursprünglich bereits auf einer solchen Binde gemalt gewesen wäre, welche man nachträglich so künstlich um die Leiche gewunden hätte, dass gerade das mit dem Porträt versehene Stück der Binde genau auf den Kopf gepasst hätte. – Die Publication hatte allerdings phantasirt, dass

Digitized by Google

das Porträt auf einem losen, in die Binden erst eingefügten Stück Leinwand gemalt gewesen sei.

Wenn ich zu meiner, aus den Fundumständen sich herleitenden Vermuthung, dass es sich bei dem Porträt der Aline um die Kopie eines bei Lebzeiten gemalten Porträts handle, in meinem damaligem Bericht bereits einzelne Belüge aus Funden von Flinders Petrie und Brugsch beibringen konnte, so wirft die Thatsache, dass Herr Virchow nunmehr auch auf Grund seiner exakten Untersuchungen an dem Kopfe selbst zu dem gleichen Resultat gekommen ist, neues Licht auf die ganze Kategorie dieser Porträts und deren Anfertigung.

Dass aber die wiederholt erwähnte Publikation, zumal in dieser Frage, irreleitende Angaben enthalten musste, weil deren Veranstalter an die Stelle von Thatsachen das gesetzt haben, was sie sich über die Herstellung solcher Porträts „gedacht" hatten, ist um so bedauerlicher, als sich dieselben, neben der Wiedergabe eines unter anderem Namen erscheinenden Auszuges aus gelegentlichen, von mir vor dieser Gesellschaft gemachten Mittheilungen, gerade auf eine Besprechung der Maltechnik jener Porträtgattung und im Speciellen des Porträts der Frau Aline eingelassen haben, — eine Besprechung, der abermals auch die Grundlagen gefehlt haben, von denen Hr. Virchow uns heute, nachdem die Publikation bereits seit einem halben Jahre erschienen ist, auf Grund seiner Messungen an dem Kopfe selbst und der vorgenommenen chemischen Untersuchungen auf mein Ersuchen hat Mittheilung machen wollen. —

Herr Waldeyer:

Ich mache aufmerksam auf die Abhandlung von W. His über den Schädel J. Seb. Bach's[1]). Darin sind, nach Bestimmungen an Leichen, die Grundlagen mitgetheilt, welche bei einer Rekonstruktion des Gesammtkopfes, bezw. der Physiognomie, aus einem vorliegenden Schädel in Betracht kommen. —

(18) Hr. M. Bartels legt vor

Thonscherben aus Bosnien.

Dieselben stammen von zwei Fundorten, welche bisher in der Gesellschaft nur kurz (Verh. 1895, S. 47 u. 644) besprochen wurden, während von denjenigen auf dem Glasinac und in Butmir schon wiederholentlich die Rede war. Die eine dieser Fundstellen, Debelo brdo bildet einen altamartigen Vorsprung an einer Bergkante nahe bei Sarajevo. Derselbe ist, wie noch vorhandene Fundamente beweisen, mit einer niederen, gemauerten Umwallung befestigt gewesen. Die letztere ist römischen Ursprungs, aber der Platz war bereits lange vor den Römern bewohnt, bezw. befestigt. Er hat nach seiner ganzen Lage nach eine grosse strategische Bedeutung besessen, da man von ihm die Ebene von Sarajevo, die Sarajevo Polje, mit den sich anschliessenden Hügel- und Bergketten auf eine weite Strecke hin überblicken kann. Die abgenutzten Gebrauchsgegenstände wurden einfach über die Umwallung hinabgeworfen und rollten eine Strecke am Bergabhange hinunter, wo sie jetzt durch Ausgrabungen zu Tage gefördert werden. Es wurden einige sehr rohe Thonscherben von verschiedener Dicke, ohne Ornamentierung, sowie Rand- und Bodenstücke vorgelegt; ausserdem ein zierliches, schmales, hoch ausgezogenes Henkelstück mit zwei über einander stehenden Durchbohrungen und zwei rohe, scheibenförmige Spinnwirtel aus Thon.

Die zweite Fundstelle liegt dicht bei dem durch die schönen Wasserfälle der

1) His, W., Johann Sebastian Bach. Forschungen über dessen Grabstätte, Gebeine und Antlitz. Leipzig, 1895. IV. F. C. W. Vogel.

Digitized by Google

Pliva berühmte Jaice. Hier befindet sich am Fusse einer hohen Bergwand aus Kalktuff, in diesen eingebettet, eine grosse Anzahl von rohen, nicht ornamentierten Thonscherben. Es macht auf den ersten Anblick den Eindruck, als müsse der ganze Berg erst aufgeschichtet sein, nachdem die Scherben, oder die Gefässe, denen sie entstammen, hier niedergelegt worden waren, so dass sie dann ein enormes Alter haben müssten. Bei genauerem Zusehen lassen jedoch Spalten im Gestein erkennen, dass es sich hier um eine der vielen, gerade in dieser Formation sich findenden Höhlen gehandelt haben muss, in der die Thongefässe ihren Platz fanden. Seit ihrer Niederlegung hat sich nun allerdings diese Höhle fast vollständig mit Kalktuff ausgefüllt. Aber dazu gehört natürlicher Weise eine erheblich kürzere Zeit, als zum Aufbau eines ganzen Berges. Die Scherben zeigen sämmtlich Abreibungen und Abschleifungen der Bruchenden durch die Einwirkung fliessenden Wassers, das jetzt an dieser Stelle nicht mehr vorhanden ist; auch sind die Scherben mit einer dünnen, leicht abspringenden Kalksinterschicht überzogen.

Diese Scherben von den beiden Fundstellen werden dem Königlichen Museum für Völkerkunde übergeben. —

(19) Hr. M. Bartels übergiebt eine Tagebuch-Notiz des Hrn. Missionar Schloemann aus Malokong, Nord-Transvaal (Juli bis September 1895) über

Felszeichnungen der Buschmänner bei Pusompe in Nord-Transvaal, einer Cult-Stätte der jetzt dort ansässigen Massele.

Donnerstag, den 1. August, machte ich gelegentlich eines mehrtägigen Aufenthaltes auf der Aussenstation Pusompe jenseits des Lepalala-Flusses einen Ausflug nach der früheren Gebetsstätte der Heiden von Pusompe. Sie liegt am nordwestlichen Abhange des weithin sichtbaren Tafelberges, an dessen südlichen Ausläufern die Leute gegenwärtig wohnen. Morgens nach dem Unterricht brachen wir dorthin auf. Es kostete eine beschwerliche Gebirgswanderung, bevor wir oben ankamen. In diesem Gebirge geht noch viel Wild; auch Panther, ja selbst Löwen kommen hier noch vor. Vom Plateau des Gebirges aus hatten wir eine grossartige Aussicht. Schier endlos lag die weite Tiefebene des Limpopo vor uns. Auch die Berge jenseits des Flusses sahen wir ganz deutlich liegen. Ja gewiss, auch die dürre afrikanische Landschaft mit ihrem unabsehbaren Buschfelde hat ihre eigenen Reize, besonders wenn man vor Jahrhunderte alten Zeugen dunkler heidnischer Vorzeit steht, wie sie uns in den Buschmannzeichnungen entgegen traten, welche wir heute besuchten.

Nach einigem Suchen unserer sonst gut orientierten Führer fanden wir diese Malereien an einer steil abfallenden Felswand. Die Bildfläche, etwa 30′ lang und 10′ hoch, befand sich auf glattem, feinkörnigem Sandstein und war von einer mächtigen, wohl um 10′ vorspringenden Felsplatte überdacht, durch welche die Zeichnungen vor dem zerstörenden Einflusse des Regens geschützt werden. Diese Felsmalerei liefert den Beweis, dass auch im Nordwesten Transvaals einst Buschleute gewohnt haben. Solchen Zeichnungen begegnet man hier öfter, doch sah ich sie noch nie so vollendet und wohlerhalten, als hier im Pusomper Gebirge. Dass diese Zeichnungen Jahrhunderte alt sind, beweist der Umstand, dass die bereits vor den Matabele hier ansässigen Massele ihnen ebenso verwundert und fragend gegenüberstehen, als wir Europäer.

Zunächst wundert man sich über die Dauerhaftigkeit der zu den Zeichnungen verwandten Farben. Die jetzt hier wohnenden Völker besitzen solche nicht. Drei

Digitized by Google

verschiedene Farben waren zu den Bildern benutzt: dunkelbraun, roth und weiss. Man konnte unter den Figuren deutlich die älteren von denen unterscheiden, welche jüngeren Ursprungs sind. Jene, leider am meisten verwittert und zum Theil mit anderen Darstellungen überzeichnet, waren die bei weitem besten. Strausse, Giraffen und Löwen waren äusserst charakteristisch aufgefasst und wiedergegeben. Die Proportion der Körpertheile, sowie die Linienführung zeugte von ziemlicher Fertigkeit der einstigen Zeichner. Durch Anwendung heller und dunkler Farben hatte man sogar Licht und Schatten zu erzielen gewusst. Die zahlreichen menschlichen Figuren waren mit rothbrauner Farbe gezeichnet und meistens 6—8 Zoll hoch, dabei unbekleidet. Es war auffallend, dass nur Männer dargestellt waren. In allen möglichen Stellungen sah man sie, stehend, sitzend, hockend, tanzend und purzelbaumschlagend. Auf einer Stelle wurde eine doppelt grosse Figur von einem Reigen anderer umtanzt. Oder in einem deutlich erkennbaren Zirkel tanzten 10—12 Personen. An der oberen Seite der Felswand war eine ganze Anzahl mit rothem Ocker hergestellter Abdrücke menschlicher Hände. Ausserdem war noch eine merkwürdige, unverständliche Zeichnung vorhanden. Mit rothbrauner Farbe war eine Kreislinie von etwa 1′ Durchmesser gezogen; dieser Kreis war mit weisser Farbe ausgefüllt. Innerhalb desselben befand sich links oben an der Peripherie ein kleiner Kreis von 1″ Durchmesser. Von hier aus führte ein durch zwei rothe Linien markirter, schmaler, 3′ langer Streifen seitwärts nach unten und mündete an einer wenig erkennbaren Stelle, an der es schien, als sei die Farbe aus einander gespritzt. Hier stand eine gebückte Figur. Meine Begleiter erklärten das Bild in verschiedener Weise. Einige meinten, es stelle die Sonne dar. Andere hielten es für eine Quelle, von der ein Bächlein ausgehe, und unten schöpfe man. Wieder andere sagten, der Kreis bedeute einen Kraal, und der schmale Streifen sei der Weg zu demselben. Ich selbst konnte keine befriedigende Erklärung finden.

Es nimmt nicht Wunder, dass die heidnischen Bewohner dieser Gegend auf die Frage nach dem Ursprunge dieser Bilder antworten: „ki Modimo“, Gott hat sie gemacht. Und so war dieser im hohen, einsamen Gebirge gelegene wunderbare Ort einst für sie die Gebetsstelle. In Zeiten ausserordentlicher Noth, wenn der Regen ausblieb, die Heuschrecken nicht weichen wollten, oder eindringende Feinde gar keine Ruhe liessen, und wenn alle Zaubermittel versagten, dann berief der rathlose Häuptling die Männer seines Volkes und erklärte ihnen: Meine Kraft ist zu Ende, lasst uns zu den Göttern des Berges gehen und dort beten. Dann brach der ganze Stamm, auch Frauen und Kinder, beim Morgengrauen auf, um vor diesen Bildern zu beten. Den ganzen Tag über nahm man keinerlei Speise zu sich. Gross und Klein warf sich vor den Bildern zu Boden; auf der linken Seite liegend klappte man in die Hände und rief unablässig: „Herr sieh uns an, Vater wir sind gekommen. Sieh uns an, gieb uns Regen, wir sterben, wir sind deine Kinder, hilf uns u. s. w.“ Nachdem man so den ganzen Tag über gefleht, verliess man erst gegen Abend diese Stätte und kehrte heim. —

(20) Hr. Mauss zeigt zwei Photographien der jetzt im Panopticum von Castan auftretenden drei

getigerten Grazien.

Diese drei jungen Negermädchen, welche auch unter dem Namen der „drei Menschenfresserinnen“ gezeigt werden, weil sie angeblich von einer Tribu abstammen, welche dem Cannibalismus ergeben ist, sind in Sierra Leone in Africa

Digitized by Google

geboren und 17, 18 und 19 Jahre alt. Ihre Haut ist braun mit zahlreichen hellen Flecken und Streifen; auch ihr schwarzes, wolliges Haupthaar zeigt in in der Mitte einen handbreiten, weissen, wolligen Streifen, von der Stirn zum Scheitel gehend und einem Kamme oder Häubchen gleichend.

In ihren Vorstellungen überraschen alle drei durch hervorragende Kunst im Springen; sie sind im Stande, von der Stelle aus springend, sich in der Luft zu überschlagen und auf dieselbe Stelle wieder zur Erde zu kommen.

Uebrigens sprechen sie nur englisch, haben auch englische Namen: Mary, Fanny und Rose Anderson, sind getauft, Wesleyanerinnen, in ihrem Benehmen ganz bescheiden und gesittet und tragen auch Gesänge zur Klavierbegleitung vor. Ihre Eltern hatten ausser ihnen noch 12 Kinder, welche aber keine getigerte Haut haben. —

(21) Hr. F. v. Luschan zeigt eine Reihe von grossen

Ceremonial-Masken aus Britisch Neu-Guinea.

Eine solche ist durch Hrn. C. W. Pleyte mit der Angabe Murray-Fluss, Neu-Holland, bereits in unseren Verhandlungen 1887, XIX. 31 erwähnt und abgebildet und später von Hrn. Finsch richtig gestellt (ebd. S. 423) worden. Seither sind, besonders durch die Bemühungen eines englischen Händlers, Webster, zahlreiche Exemplare dieser ungeheuren, bis zu zwei Meter und darüber hohen Masken nach Europa gelangt. Die meisten derselben sind in seinen Katalogen abgebildet, andere bei Hadden (The decorative art of Br. New-Guinea, Dublin 1894, Plate VII). Eine Veröffentlichung der Berliner Stücke wird vorbereitet. —

(22) Hr. F. v. Luschan zeigt

dreissig Gypsmasken von Ost-Afrikanern,

die Dr. Stuhlmann für das königl. Museum für Völkerkunde angefertigt hat. Dieselben gehören zu den Körpermessungen, die theilweise bereits durch R. Virchow in unseren Verhandlungen (1895 S. 657) publicirt sind, theilweise als Manuscript im Archiv der Gesellschaft verwahrt werden. Diese Masken gehören ihrer Ausführung nach zu den besten, die überhaupt je hergestellt wurden, und sind auch ihrer Auswahl nach sehr lehrreich. Eine ausführliche Publication derselben ist für den „Bericht über die Völkerkunde auf der Colonial-Ausstellung“ geplant; desshalb braucht hier auf Einzelheiten nicht eingegangen zu werden. Nur darauf sei schon jetzt hingewiesen, dass die drei Schilluk, die sich in der Serie befinden, sich sofort und auf den ersten Blick von den übrigen Masken unterscheiden lassen.

Im Zusammenhang mit den Messungen und mit mehreren, gleichfalls Hrn. Stuhlmann zu dankenden Photographien bilden diese Masken eine überaus wichtige und erfreuliche Bereicherung unseres anthropologischen Materials aus Ost-Africa. Hr. Dr. Stuhlmann hat sich mit dieser mühevollen und zeitraubenden Arbeit ein neues, bleibendes Verdienst erworben. —

(23) Hr. Prof. E. Lesser in Bern hat Hrn. R. Virchow unter dem 9. März mehrere Photographien übersendet, betreffend

Hypertrichosis universalis eines noch nicht ganz 6jährigen Mädchens.

Das Kind bietet die Zeichen völliger Geschlechtsreife. Dem entspricht, dass die erste Menstruation im Alter von 3 Jahren aufgetreten ist. Seitdem hat

Digitized by Google

Fig. 1.

Fig. 2.

Digitized by Google

sich die Menstruation noch 8—9 Mal wiederholt. Die Eltern und die älteren Geschwister sind normal; bei den dem Alter nach nächststehenden Brüdern (16 und 12 Jahre alt) ist den Angaben der Mutter nach der Bartwuchs ungewöhnlich früh aufgetreten. —

Fig. 3.

(24) Hr. P. Staudinger legt vor:

1. Eine Anzahl von Aschanti-Goldgewichten. Das hiesige Museum für Völkerkunde besitzt eine grössere Zahl interessanter Goldgewichte, doch befinden sich unter den vorgelegten Stücken bis auf eine Nummer (zwei sich begrüssende Menschen), andere Formen, als die bereits vorhandenen.

Die neuen Stücke stellen Thiere dar, z. B. einen Leoparden mit einer Schildkröte in den Klauen, Büffel-Antilope (wohl der Wasserbock [Haussa-Name gomki]), Fisch, Wasserschlange, giftige Landschlangen. Besonders interessant sind sie durch das dadurch gebildete Muster — zwei kreuzweise über einander gelegte Eidechsen —, ferner noch zwei Vögel, wovon der eine wohl eine Ente, der andere vielleicht ein Hornvogel oder ein Turako sein soll. Die anderen Gegenstände stellen Waffen und Geräthschaften dar, darunter Schwerter, Buschmesser, Beil u. A.; sie haben theils bei den Aschanti-Tänzen eine symbolische Bedeutung, theils sind sie durch die Form (gekrümmtes Doppelschwert) wichtig.

Ein bestimmtes System in diesen Gewichten liess sich durch Abwiegen vorläufig nicht feststellen. Vielleicht wird man eher bei den kleinen Messinggewichten, welche man in den verschiedenen Sammlungen besitzt, eine Uebereinstimmung herausfinden können. Für ganz kleine Goldmengen werden als Gewichte die

Digitized by Google

Samenkerne von Abrus precatorius (Paternoster-Erbse), sowie andere Kerne von Hülsenfrüchten genommen.

Die Goldgewinnung in West-Africa ist sehr alten Datums.

Die Gewichte sind, wie auch die anderen vorgelegten Sachen, von G. A. Krause gesammelt und zwar in Kete (Togogebiet) und Salaga. Die aus ersterem Orte stammenden sind älteren Ursprungs; unter denen aus Salaga befinden sich 4—5 Stücke, die ein flüchtiger Aschanti-Prinz neu anfertigte.

2. Ein Hausschlüssel, wie er bei den Mosi und südlich davon befindlichen Stämmen in Gebrauch ist. Das Stück, welches afrikanische Arbeit zeigt, wurde wahrscheinlich durch einen Sklaven in Salaga angefertigt. Die von mir in den Haussaländern gesehenen Schlüssel der Holzschlösser waren meistens ganz aus Holz und hatten Einschnitte in dem Bart, während im vorgelegten Schlüssel sich eine Anzahl vertikal zum Holze eingefügter Eisenstifte befindet.

Erwähnen möchte ich auch, dass man im Norden Europas, z. B. bei den Ehsten, noch Holzschlösser an Truhen in Gebrauch hat.

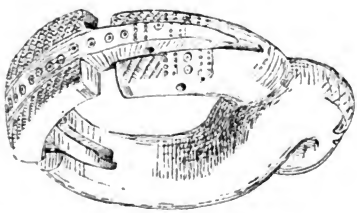
3. Interessante Gussproben, nehmlich 2 Fingerringe (1 aus Kupfer, 1 aus Messing) mit einem stehenden Scorpion als Aufsatz, von Salaga (Herstellungsort unbekannt). Ferner ein flacher Fingerring aus Gurma und ein Schmuckstück der Aschantikönige.

4. Zwei Armringe und ein Fussring.

Der letztere (Fig. 1) stammt aus Dagomba und besteht aus Messing. Die elliptische, geschweifte Form tritt ganz gleich in Indien auf.

Fig. 1. $^2/_3$

Fig. 2. $^2/_3$



Der eine massive messingene Arm- (wohl auch Fuss-) Ring (Fig. 2.), welcher ein Gewicht von etwa $1^1/_4$ Pfund besitzt, kann in 2 Theile auseinandergenommen werden. Der Verschluss ist keilförmig und so genau ineinandergearbeitet, dass

Digitized by Google

beide Theile, auch ohne einen Stift, für welchen ein Loch vorhanden ist, zusammenhalten. Der Ring stammt von einem südlich von Mosi wohnenden Volke, während die Mosileute denselben Verschluss, aber ohne Stiftloch haben. Ich erinnere mich, diese höchst seltsame Form nur einige Male gesehen zu haben. Im hiesigen ethnologischen Museum befindet sich kein einziges Stück davon in der afrikanischen Abtheilung, wohl aber giebt es anders geformte Ringe mit gleichem oder doch sehr ähnlichem Verschluss in der indischen Sammlung.

Indische Händler sind in diesen Ländern in nachweisbarer Zeit nicht gewesen. Man könnte auf die Vermuthung kommen, dass in früheren Jahrhunderten vielleicht die Holländer Indier nach der Pfeffer- und Goldküste verschleppt hätten. Das dürften aber, wenn es wirklich der Fall gewesen ist, meistens Leute von den hinterindischen Inseln gewesen sein. (Bei den Battakern in Inner-Sumatra wird das Oeffnen und Schliessen der Goldarmbänder durch Uebereinanderschieben von Röhrenstücken bewirkt.) Auch wäre ja die Verbreitung der vorliegenden Form durch Mekkapilger oder arabische Händler möglich gewesen. Aber dann müsste diese Art von Ringen doch in den zuerst von diesen Leuten berührten Gegenden in Gebrauch gekommen sein, während sie sonst nirgends aus Africa bekannt ist, als aus den vorbezeichneten Gebieten mit meistens heidnischer Bevölkerung. Ich glaube, ein Stück, wie das in Frage kommende, im Haussaland gesehen zu haben, aber dort war es wahrscheinlich eingeführt.

Der andere Armring besteht aus hartem Holz und zeigt die ersten rohen Anfänge zur Einlage- und Tauschirarbeit, die wir in grösserer Vollkommenheit bei den Haussa in Kano u. a. finden. Angefertigt wurde der Ring von Leuten des Stammes der Isúla oder Dagaba zwischen Mosi und Aschanti. —

Hr. v. Luschan hält den von Hrn. Staudinger vorgelegten Holzschlüssel für einen arabischen. —

(25) Hr. Dr. F. Reinecke bespricht seine

anthropologische Thätigkeit auf Samoa.

Die Mittheilung wird im Text der Zeitschrift für Ethnologie veröffentlicht werden. —

Hr. Rud. Virchow behält sich vor, über die, grossentheils vortrefflich erhaltenen Skelette, die ihm übergeben sind, zu berichten. Er legt denselben um so mehr Werth bei, als eine so vollständige Sammlung gut bestimmter Skelette von Südsee-Insulanern wohl noch nicht nach Europa gelangt ist. —

(26) Das correspondirende Mitglied, Hr. Fritz Noetling spricht, unter Erläuterung seines Vortrages durch Projectionsbilder, über

die Pagoden von Pagan in Ober-Birma.

Es ist in weiteren Kreisen vielleicht wenig bekannt, dass in Ober-Birma, am Mittellaufe des Irrawaddi, eine der ausgedehntesten Ruinenstätten existirt, die auf der hinterindischen Halbinsel entdeckt sind, und dass sie ihres Gleichen vielleicht nur noch in Siam findet. Dicht gedrängt liegen auf einer verhältnissmässig kleinen Fläche zahlreiche Ruinen grösserer und kleinerer Pagoden in allen Stadien des Verfalls und in allen Arten der Ausführung vom schmucklosen rohen Ziegelbau bis zum reich mit Stuck-Ornamenten verzierten Prachtbau. Dem Architekten bieten die Zeichen einer vergangenen Glanzperiode eine Fülle des reichsten Materials, dessen

Digitized by Google

Originalität im Westen noch gänzlich unbekannt ist. Der Historiker findet in den zahllosen Inschriften-Tafeln ein Material, dessen Fülle und Werth wir nur ahnen können. Sicherlich birgt auch der Boden noch zahlreiche ungehobene Schätze, die uns ein ungefähres Bild der alten Cultur, die jene wunderbaren Bauten erzeugt hat, zu liefern vermögen. Gar prächtig und glanzvoll muss es in Pagan zugegangen sein, als sich die Stadt auf der Höhe ihrer Blüthezeit befand. Es würde viel zu weit führen, das Ruinenfeld von Pagan hier in seinen Einzelheiten schildern zu wollen. Das Studium einer Lebenszeit würde dazu gehören, um alle Einzelheiten genau zu erforschen. Was ich hier schildern möchte, ist vielmehr eine kurze Beschreibung der interessantesten und prächtigsten Bauten, die zu studiren mir bei meinen wiederholten Besuchen von Pagan sich die beste Gelegenheit bot.

Einige Bemerkungen über die Lage und die Geschichte von Pagan dürften jedoch nützlich und willkommen sein.

Da, wo der Irrawaddi seinen nordost-südwestlichen Lauf verlässt und mit einem scharfen Knie nach Süden umbiegt, liegt auf der linken Flussseite die Stadt Pagan (etwa 21° 30′ nördl. Br. und 95° 20′ östl. L.) am Rande einer sandigen, gluthheissen Ebene, deren unfruchtbarer Boden nur dorniges Gestrüpp, stachlige Cakteen und leuchterförmige Euphorbien hervorzubringen vermag. Vom Flusse an steigt die Ebene langsam landeinwärts gegen eine, nur wenige hundert Fuss hohe zackige Hügelkette, die im Osten das landschaftliche Bild in schöner Weise abschliesst. Die Ebene bildet so recht das Centrum der heissen, beinahe regenlosen Zone Central-Birma's, und man kann kaum verstehen, warum diese Wüste, die kaum das bischen Nahrung für die wenigen Bewohner, die heut zu Tage in Pagan ein kümmerliches Dasein fristen, zu erzeugen vermag, ausgesucht wurde, um eine Stadt von der Bedeutung des ehemaligen Pagan darauf anzulegen. Es kann in keiner Weise behauptet werden, dass die günstige geographische Lage den Ausschlag gegeben hat. Nach Osten erstreckt sich ein unfruchtbares, wasserloses Land, dessen Natur eine dichte Besiedelung von selbst verbot. Im Westen, also auf der Flussseite, waren die dürren, steinigen Hügelketten, die sich ohne Unterbrechung bis zum Fusse der Arrakan Yoma hin erstrecken, wohl von jeher unwegsame Wildniss. In südlicher und nördlicher Richtung besitzt die linke Flussseite für meilenweite Entfernung dieselben physischen Charaktere. Kurz, man steht vor einem Räthsel, wenn man die Antwort auf die Frage sucht: warum haben die Gründer von Pagan gerade diese trostlose „Wilduiss" ausgesucht, wenn ihnen wenige Meilen oberhalb, da wo das heutige Pakokku liegt, oder in der Gegend von Myingyan, also in Landstrichen, die zweifelsohne dem Herrscher von Pagan unterthan waren, ungleich besser gelegene Plätze zur Verfügung standen? Warum sich eine, doch wahrscheinlich Reis consumirende Bevölkerung in einer Gegend angesiedelt hat, die nicht ein Korn Reis hervorzubringen im Stande ist, an einem Platze, der sich auch nicht durch die Gunst der Lage zu einem Handelsemporium emporschwingen konnte, erscheint mir als eine der merkwürdigsten Fragen. Wenn man vom Fischfang absieht, so war die, wie die Ausdehnung der alten Stadtmauern noch heute beweist, zahlreiche Bevölkerung von Pagan für jedes Korn ihrer Nahrung auf den Import von Süden oder Norden her angewiesen. Eine Ackerbau treibende Bevölkerung kann also in Pagan nicht gewohnt haben, das verbot die Natur des Landes; allein auch eine Handel treibende Bevölkerung kann nicht vorausgesetzt werden, denn womit sollten die Bewohner Handel treiben? Ihre einzige Strasse war der Fluss, der Irrawaddi, aber längs desselben fanden sich oberhalb sowohl, wie unterhalb von Pagan, zahlreiche Plätze, die den Verkehr mit den rück-

Digitized by Google

wärtigen Gebieten besser vermitteln konnten, als Pagan. Es ist möglich, dass die Bewohner sich späterhin durch eine relativ hoch ertwickelte Industrie ernährt haben, wie sich ja in diesen Gegenden die Industrie mit Vorliebe in der Landeshauptstadt concentrirt, aber diese Ansicht giebt mir immer noch keinen Aufschluss darüber, warum gerade in dieser Gegend, wo nebenbei gesagt das Material zur Herstellung der Ziegel, der Lehm, recht selten ist, eine grosse Stadt blühte, deren Bevölkerung zahlreiche prächtige Tempelbauten errichtet hat.

Es ist nicht ganz unmöglich, dass in allerletzter Ursache abergläubische Vorstellungen präbuddhistischen Ursprunges diesen Platz als besonders geheiligt erscheinen liessen. Möglich, dass diese Vorstellungen mit dem gewaltigen erloschenen Vulkan Popa doung (etwa 21° nördl. B., 94° 40′ östl. B.), der ganz in der Nähe liegt und der noch in postdiluvialer Zeit, also als die Gegend bereits ihr heutiges Relief zeigte, thätig war, in Zusammenhang zu bringen sind.

Die Gründung der Stadt verliert sich in mythisches Dunkel; wenn die birmanische Chronik recht berichtet, so wurde Pagan ungefähr um das Jahr 100 A. C. nach Zerstörung der Stadt Tharekhettara, des heutigen Prome, von den von dort geflohenen Bewohnern gegründet. Diese Legende ist an sich schon allen möglichen Einwänden offen; es ist nicht einzusehen, warum die Bewohner von Tharekhettara, die ganz unzweifelhaft Ackerbau treibend waren, nicht noch wenige Meilen flussaufwärts fuhren, nachdem sie doch einmal so weit gereist waren, wo sie fruchtbares Ackerland fanden, sondern warum sie sich in dieser trostlosen Einöde ansiedelten, die ihnen kaum das tägliche Brot zu bieten vermochte.

Wie dem auch sein mag, jedenfalls ist nichts über die frühe Zeit von Pagan bekannt. Wenn die Inschriften auf den grossen Pagoden richtig sind und wenn vor Allem die Chronologie correct ist, so muss die Blüthe der Stadt von ungefähr 1000 P. C. bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts gedauert haben. Es scheint nehmlich auf Grund der birmanischen sowohl, als der chinesischen Chroniken festzustehen, dass Pagan ungefähr um das Jahr 1260 von einer chinesischen Armee zerstört wurde. Marco Polo hat uns diesen Kriegszug in sehr drastischer Weise geschildert, so dass wir mit ziemlicher Sicherheit wissen, wann das Ende des Königreiches Pagan anzunehmen ist.

Von diesem Schlage hat sich die Stadt nie wieder erholt. Heut zu Tage fristet eine spärliche Bevölkerung innerhalb der weiten Stadtmauern ein armseliges Dasein. Der Glanz und die Pracht früherer Zeiten sind auf immer dahin, aber als stumme Zeugen jener Glanzperiode grüssen die mächtigen Tempelbauten herüber, Bauten, die uns mit Staunen erfüllen müssen vor der Begabung und dem Geschick ihrer Baumeister.

Wer aber waren dieselben? Welcher Nationalität haben sie angehört? Das ist ein neues Räthsel, das uns die Ruinen von Pagan zu lösen aufgeben. Wenn man die kühnen Spitzbogengewölbe, z. B. der Ananda-paya, oder den wohl proportionirten Koloss der Damayangyi-paya mit den armseligen Steinbauten der heutigen Birmaner vergleicht, so drängt sich einem unwillkürlich die Frage auf: ist es denkbar, dass die heutigen Birmaner, die z. B. Ziegel mit grossen Nägeln auf Holzpfeiler aufnageln und mit Mörtel bewerfen, um dem Bau das Ansehen eines Steinbaues zu verleihen, die Nachkommen jener kühnen Baumeister sind, welche Bauten, wie die eben erwähnten, geplant und ausgeführt haben? Selbst die modernen Pagoden vermögen sich mit jenen der alten Zeit an Schönheit der Ausführung nicht zu messen. Die Kunst, Gewölbe zu bauen, scheint in der kurzen Spanne von wenigen Jahrhunderten förmlich verloren gegangen zu sein. Je mehr man diese Tempelruinen studirt, und je mehr man den Geist, der dieselben schuf, mit dem der

Digitized by Google

heutigen birmanischen Architekten vergleicht, und wenn man nebenbei noch die hervorragend conservative Veranlagung des birmanischen Volkstammes in Betracht zieht, um so mehr drängt sich einem die Ueberzeugung auf, dass es nicht heimischer Geist war, der diese gewaltigen Bauten geschaffen hat. Der Gedanken an indische Baumeister und indische Vorbilder liegt natürlich nahe. Ihre Religion haben die Birmaner aus Indien erhalten, was liegt näher, als die Annahme, dass mit der Religion auch die Baumeister aus Indien kamen, welche die Stätten aufführten, die dem neuen Cultus gewidmet waren? In der That hat sich auch herausgestellt, dass viele der älteren Pagoden von Pagan in der Form genau mit den indischen Stupas übereinstimmen. Die Behandlung dieser wichtigen und interessanten Frage ist so zu sagen über die allerersten Anfangsgründe noch nicht hinausgekommen. Jedenfalls bietet sich hier ein dankbares Feld für vergleichende Archäologie. Wenn auch gegenwärtig noch nicht bis in die letzten Einzelheiten hin nachweisbar, müssen wir es doch als eine feststehende Thatsache betrachten, dass indischer Geist die Architektur in Birma beeinflusst, wenn nicht gar geschaffen hat. Die Ideen, welche den wunderbaren Tempelbauten von Pagan zu Grunde liegen, sind unzweifelhaft keinem mongolischen Gehirn entsprossen, — eine Thatsache, die für die Culturgeschichte des westlichen Theils der hinterindischen Halbinsel von eminenter Bedeutung ist.

Bis vor wenigen Jahren, d. h. bis zur Annexion von Ober-Birma durch die indische Regierung, sind die Ruinen von Pagan nur von verhältnissmässig wenigen Europäern besucht worden. Es giebt zwar allerdings kaum eine Reisebeschreibung von Birma, in welcher nicht die Pagoden von Pagan erwähnt werden, musste doch in früherer Zeit jeder Reisende, der Birma und den Hof des Königs von Ava besuchte, auf der einzigen Heerstrasse des Landes, dem Irrawaddi, ziehen und demnach die Tempelruinen bei Pagan passiren. Allein mit Ausnahme der Mitglieder der Gesandtschaft, die im Jahre 1855 nach Beendigung des zweiten birmanischen Krieges unter Sir Arthur Phayre nach Ava geschickt wurde, scheint es keinem der Reisenden vergönnt gewesen zu sein, diese Ruinen eingehend zu studiren. In dem Reisewerk, dass die Erfahrungen dieser Gesandtschaft enthält, sind die Untersuchungen der Mitglieder an den Tempelruinen von Pagan ausführlich beschrieben. Wenn man die Kürze der Zeit, welche zu diesen Untersuchungen zu Gebote stand, in Betracht zieht, so muss man nur über die Genauigkeit derselben staunen. In wenig Zügen ist das Wissenswertheste und Charakteristische der Bauten erfasst und klargelegt, und wenn auch im Detail manche Unrichtigkeiten mit unterlaufen, so kann man dies dem Verfasser nicht zum Vorwurf machen. Es ist im Gegentheil bemerkenswerth, dass bei der Kürze des Aufenthaltes eine solche Summe correcter Beobachtungen möglich war.

Mich selbst haben geologische Untersuchungen wiederholt Monate lang in der Nähe von Pagan beschäftigt. Dass ich diese Gelegenheit benutzte, um, wo immer es anging, Photographien aufzunehmen und Pläne anzufertigen, ist wohl erklärlich. Aber, wie ich bereits Eingangs bemerkte, es ist hier nicht der Platz, eine eingehende Beschreibung der Tempelbauten zu geben, ganz abgesehen davon, dass man hierzu mehr Zeit verwenden müsste, als mir zu Gebote stand. Eine baldige Specialuntersuchung wäre allerdings dringend erwünscht, denn, abgesehen davon, dass die zumeist im Rohziegelbau aufgeführten Pagoden mit jedem Jahre mehr verfallen, liegt die Gefahr vor, dass Schatzgräber mit roher Hand das zerstören, was die räuberischen Horden der Chinesen übrig gelassen haben. Es ist schwer, sich einen Begriff von der Arbeit der Schatzgräber zu machen: fast nicht eine einzige

Digitized by Google

Pagode ist mehr unversehrt. Von allen Seiten sind Löcher hineingebrochen worden, um zur Reliquienkammer zu gelangen. In manchen Fällen war die Arbeit von Erfolg gekrönt, wie man deutlich sehen kann, aber in den meisten Fällen muss die mühevolle Arbeit resultatlos verlaufen sein. Gerade in den letzten Jahren hat die Schatzgräberei ausserordentlich zugenommen; ich kann mich entsinnen, dass Pagoden, die ich noch in relativ gutem Erhaltungszustande gesehen habe, wenige Wochen später vollständig durchwühlt waren.

Noch eine andere Gefahr besteht für diese Ruinen, und sie ist eigentlich noch bedenklicher, als die Schatzgräberei. Es ist nehmlich nicht unwahrscheinlich, dass im Laufe der nächsten Jahre die Eisenbahnlinie, welche gegenwärtig in Prome endet, nördlich, dem Ufer des Irrawaddi entlang, fortgesetzt werden wird. Welche Fundgrube würden da die Millionen gut gebrannter Ziegelsteine für den geldgierigen Unternehmer bilden, aber welch unermesslicher Schaden würde hierdurch angerichtet werden! Es ist zwar zu hoffen, dass die Regierung die muthwillige Zerstörung von Ruinen mit schwerer Strafe belegen würde, allein wer will bei den Hunderten von Pagoden, die in der Umgebung von Pagan existiren, kontroliren, wie viele davon verschwinden, namentlich wenn sich Europäer mit Eingeborenen vereinigt haben, um Geld zu verdienen. An die grossen Pagoden wird man sich so leicht nicht wagen, aber nicht immer sind es die grossen, welche archäologisch wie architektonisch das grösste Interesse besitzen.

Wenn man die Pagoden von Pagan durchwandert, so bemerkt man ganz unwillkürlich, dass unter diesen Bauten zwei scharf geschiedene Typen vorherrschen.

Der eine Typus wird durch ein massives Bauwerk ohne Gänge und Gewölbe im Innern, wenigstens nicht solche, die von aussen her sichtbar oder zugänglich sind, repräsentirt. In überwiegender Anzahl sind diese Pagoden in der bekannten Glockenform aufgeführt, doch findet man auch einige Abweichungen, in denen die Form eine mehr birnen- oder kürbisartige ist. Allerdings sind die letzteren Formen unter den Pagoden von Pagan ungemein selten vertreten, die vorherrschende Form ist die glockenförmige.

Der zweite Typus wird durch Pagoden gebildet, die eine tempelartige Gestalt besitzen, d. h. ihr Inneres ist durch gewölbte Hallen und Gänge von aussen her zugänglich gemacht und im Innern befindet sich immer eine oder auch mehrere Gotama-Figuren. Als Vertreter dieses Typus können wir die meisten der grossen Pagoden, wie die Ananda, Tsulamanni oder Damayangyi-paya ansehen.

Ganz abweichend endlich und nur einmal vorhanden, ist die Bawdi-paya, die wahrscheinlich eine genaue Nachbildung der Pagode zu Buddha-Gaya in Indien ist. Dieser Typus wirkt geradezu fremdartig unter der Menge der anderen, die doch alle mehr oder minder den gleichen architektonischen Charakter tragen.

Es ist natürlich, dass die zwei oben angeführten grossen Gruppen wieder in eine Reihe von Untergruppen zerfallen, die theilweise durch Uebergangsformen, welche einen Theil der Charaktere beider Hauptgruppen vereinigen, mit einander verbunden sind. Immerhin lassen sich auf Grund der angeführten Unterscheidungsmerkmale die Pagoden in drei dem Styl nach verschiedene Hauptgruppen und eine gegenwärtig noch nicht näher bestimmbare Anzahl von Untergruppen scheiden. Wenn wir die einzelnen Typen mit dem Namen derjenigen Pagoden belegen, welche den Typus am besten repräsentiren, so erhalten wir folgende Abtheilungen:

Digitized by Google

I. Tempelartige Pagoden mit von aussen zugänglichen Gewölben im Innern und einer oder mehreren Gotama-Figuren.

1. Ubyangyi-Typus (Fig. 1).

Einstöckige, vierseitige Pagoden mit kurzem Vorbau auf einer Seite, dreitheilig terrassenförmigem Dach und vierseitiger Schluss-Pyramide mit convexen Seitenflächen, gekrönt von runder und schlanker Spitze.

Hierher gehört die überwiegende Anzahl der kleineren Pagoden.

Fig. 1.

2. Tsulamani-Typus (Fig. 2).

Zweistöckige vierseitige Pagoden; der Unterbau mit vier Hauptportalen, von denen eines, gewöhnlich das östliche, die übrigen an Grösse überragt, mit dreitheilig

Fig. 2.

Digitized by Google

terrassenförmigem Dach und aufgesetztem Oberbau, von der Art des Ubyangyi-Typus.

Hierher gehören: die Tsulamanni-paya, Thapinyu-paya, Godawpalin-paya, Thilominlo-paya und noch zahlreiche andere, deren Namen aufzuführen unnöthig ist.

3. Ananda-Typus (Fig. 3).

Einstöckige, vierseitige Pagoden mit vier gleichwerthigen Hauptportalen und dreitheilig terrassenförmigem Dach, auf das die vierseitig ausgebogene Pyramide, auf dreitheiligem Untersatz, direkt aufgesetzt ist.

Fig. 3.

Hierher gehören: die Ananda-paya, die Damayangyi-paya und Nagayon-paya.

So abweichend diese Typen auch auf den ersten Blick erscheinen mögen, so sind sie doch auf das Innigste mit einander verknüpft, wie aus dem Studium der Einzelheiten erhellt. Als Prototyp der ganzen Gruppe kann man den ersten Typus (Fig. 1) auffassen, aus dem sich die beiden anderen durch grösseres oder geringeres Vorwiegen einzelner architektonischer Theile entwickelt haben.

Denken wir uns z. B. zwei Pagoden des ersten Typus übereinander gesetzt, doch so, dass die Basis der architektonischen Wirkung wegen grösser ist, als der Oberbau, und dass selbstverständlich der untere Theil oben abgeschnitten ist, so resultirt der zweite Typus. Denken wir uns dagegen den ersten Typus in grossen Dimensionen ausgeführt, mit vier gleich grossen Portalen an jeder Seite, so ergiebt sich der dritte Typus.

II. Glockenförmige Pagoden, ohne von aussen zugängliche oder sichtbare Gänge und Gewölbe, ohne Gotama-Figur im Innern.

1. Mingalathesi-Typus (Fig. 4).

Grosse Pagoden mit quadratischem Unterbau, aus drei Terrassen bestehend, zu welchen in der Mitte der vier Seiten Treppen führen, mit mächtigem glockenförmigem Oberbau.

Hierher gehören: Mingalathesi-paya, Somingyi-paya, Shwesiku-paya.

Digitized by Google

Fig. 4.

2. Glocken-Typus.

Wie der vorige, nur fehlt der massive, dreiterrassige, quadratische Unterbau. Hierher gehören die überwiegende Mehrzahl der kleineren Pagoden dieses Typus.

Fig. 5.

Digitized by Google

III. Aberrante Typen.

1. Bawdi-Typus (Fig. 5).

In der Mitte eines gewölbten, plumpen, quadratischen Unterbaues mit einem breiten Portal, der an den vier Ecken mit niedrigen Pyramiden besetzt ist, erhebt sich eine hohe, thurmförmige Pyramide mit runder, schlanker Spitze.

Dieser Typus ist unter den zahlreichen Pagoden nur einmal vertreten.

Fig. 6.

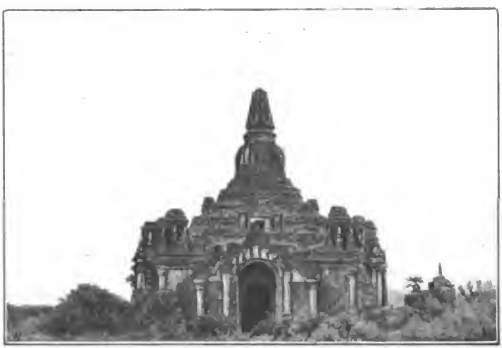


Fig. 7.

Digitized by Google

2. Kegel-Typus (Fig. 6).

Auf gewölbtem, quadratischem Unterbau mit dreitheiligem, terrassenförmigem Dach und Gotama-Figuren im Innern erhebt sich ein glockenförmiger, runder Aufsatz, gekrönt von einer kegelförmigen, längscanelirten Spitze.

Als eine Abart dieses Typus können jene Pagoden angesehen werden, bei denen der Oberbau direkt auf dem Erdboden steht (Fig. 7).

Beide Typen kommen nur selten vor, namentlich ist mir der erstere nur einmal bekannt.

3. Birnen- oder halbkegelförmige Pagoden.

Massive Pagoden von birnen- oder halbkegelförmiger Gestalt.

Dieser Typus ist ebenfalls selten und sind mir nur zwei Pagoden dieser Art bekannt. —

Hr. P. Ehrenreich zeigt und erläutert Projectionsbilder aus Birma, aufgenommen während einer gemeinsam mit Herrn Dr. Noetling ausgeführten Reise, Januar bis März 1893. Die erste Serie behandelt die grosse goldene Shwé Dagón-Pagode zu Rangun, das grösste buddhistische Heiligthum Hinterindiens. Die grossartige Anlage dieses Baues, seine phantastischen Architektur-Details, das überaus bunte Volksleben, das sich bei Gelegenheit des grossen Pagodenfestes am 1. März hier abspielt, wo Pilger aus allen Theilen der Halbinsel zusammentreffen, wurden mittelst einer Reihe von Momentaufnahmen veranschaulicht.

Es folgten charakteristische Irrawaddy-Landschaften, sowie Ansichten der 1857 verlassenen früheren Hauptstadt Amarapura mit ihren zahllosen, in Ruinen liegenden und zuletzt von der tropischen Vegetation überwucherten Pagoden.

Von der gegenwärtigen Hauptstadt Mandalay wurden einige der bedeutendsten Bauwerke vorgeführt: die Arakan-Pagode, die sog. 450 Tempel mit den Gesetzestafeln, die Pagode des buddhistischen „Bischofs", der königliche Palast, sowie einige der wichtigsten Klöster mit ihrer reichen Holzarchitektur. Aus dem Gebiete des oberen Irrawaddy wurde besonders das Dorf Tagaung mit den Pagodenresten der ältesten, in vorchristliche Zeit hinaufreichenden Hauptstadt des Landes zur Darstellung gebracht, ferner Aufnahmen von Nät's (Naturgottheiten des heidnischen Volksglaubens), die in Tagaung als Dorfgötter verehrt werden.

Die Schlussserie behandelte Porträts von Birmanen der verschiedenen Stände, sowie Scenen aus dem täglichen Leben, wie Klosterschulen, die Ceremonie der Ohrdurchbohrung, Tänze und die Leichenfeierlichkeiten bei der Verbrennung eines Priesters (Punghi). —

(27) Hr. Julius Moisilü, Gymnasial-Direktor in Târgu-Jiü in Rumänien, hat unter dem 18. Februar Hrn. Rud. Virchow

Photographien eines Zwerges und einiger Cretins

geschickt. Er bemerkt dazu: „Die eine derselben stellt einen über 70 Jahre alten rumänischen Mönch, Gerasim Cornescu mit Namen, dar, der im nabeliegenden Kloster Tismana lebt, 114,5 *cm* hoch ist, von normalen Eltern stammt, und einen normalen Bruder hat. Er ist sonst vollkommen geistig entwickelt, etwas bösartigen und misstrauischen Charakters, und fastet, seitdem er Mönch ist, was über 45 Jahre her ist." —

Digitized by Google

(28) Neu eingegangene Schriften:

1. Virchow, R., Beitrag zur Geschichte der Lues. Berlin 1895. (Sep.-Abdr a. d. Dermatolog. Zeitschr.) Gesch. d. Verf.
2. Chalumeau, L., Influence de la taille humaine sur la formation des classes sociales. Genève 1896. (Extr. Pages d'histoire.) Gesch. d. Verf.
3. Stieda, L., Anthropologische Arbeiten in Russland. Leipzig 1896. (Sep.-Abdr. a. d. Biolog. Centralblatt.) Gesch. d. Verf.
4. Lehmann, C. F., Ueber den Sturz Assyriens im Lichte der Inschrift des Königs Nabonid. Berlin 1896. (Sep.-Abdr. a. d. Wochenschrift f. klass. Philologie.) Gesch. d. Verf.
5. Barnabei, Felice, Antichità del Territorio Falisco I. Monte S. Angelo e Narce. Con T. I—V dell' Atlante. Roma 1894. (Monum. antichi IV.) Gesch. d. Verf.
6. Livi, R., Antropometria militare I. Dati antropologici ed etnologici. Testo e Atlante della Geografia antropologica d'Italia. Roma 1896. Gesch. d. Verf.

Druckfehler-Berichtigung:

In den Verh. 1895, S. 768 muss es statt Lehmann-Nitsche heissen **C. F. Lehmann.** Demgemäss sind die Angaben im Autoren-Verzeichniss S. 804 zu ändern.

Digitized by Google

Ausserordentliche Sitzung vom 28. März 1896
im Passage-Panopticum.

Vorführung eines tunesischen Harems.

Hr. Maass, auf dessen Veranlassung die Direction des Passage-Panopticums die Gesellschaft eingeladen hatte, eröffnete die Sitzung mit einigen einleitenden Worten, in denen er zunächst dem Director des Panopticums, Hrn. Neumann, den wohlverdienten Dank dafür aussprach, dass er diese Vorführung eines ächt arabischen Harems mit gewohnter Bereitwilligkeit möglich gemacht hatte. Er führte dann weiter aus, dass der hier in Berlin noch nie gesehene und auch im Orient den Männern, zumal Nicht-Muhamedanern, nie gestattete Anblick eines Harems-Innern nur durch ganz besonders günstige Umstände bewirkt worden sei. Bei seiner Anwesenheit in Tunis, im Januar d. J., wurde Hrn. Neumann der Vorschlag gemacht von einem reichen Einwohner von Kairowan, der in Vermögensverfall gerathen war, seinen ganzen Harem mit den dazu gehörigen Kindern, Sclavinnen, Haremswächtern, dem arabischen Koch und anderen Dienern, kurz seinen ganzen arabischen Haushalt, käuflich zu erstehen und hier in Berlin öffentlich zu zeigen. Auch der frühere Besitzer des Harems selbst war hierher gefolgt und nahm auf der Bühne seine frühere Stelle als Hausherr ein, — aber nur auf der Bühne.

Die ganze Gesellschaft kommt direct aus Kairowan und ist dies eine Gewähr dafür, dass das hier vorgeführte Leben ein ächt arabisches Harems-Leben ist und kein nachgemachtes. Kairowan oder Kirwan ist eine Stadt von 10000 Einwohnern, 100 Kilometer südlich von der Stadt Tunis gelegen. Sie wurde gegründet Ende des 7. Jahrhunderts bei der Eroberung Nord-Africa's durch die Araber, und galt mehrere Jahrhunderte hindurch, bis zum Emporblühen von Tunis, als die Hauptstadt des muhamedanischen Africa. Sie ist noch heute die „heilige Stadt", wie Mekka im asiatischen Arabien, weil in seiner grossen Moschee Dschaini Saidi el Owaib der Bart des Propheten aufbewahrt wird. Auch darf kein Nicht-Muhamedaner die Stadt betreten, oder doch nur mit den allergrössten Schwierigkeiten.

Als ganz besonders interessant ist zu bemerken, dass in einem der hier vorgeführten Bilder eine, von einem Sclavenhändler zu verkaufende Sclavin auftritt, mit welcher es folgende Bewandtniss hat: Der Sohn des Bey von Tunis hatte eine Lieblingssclavin, die in ganz Tunis als gefeierte Schönheit bekannte Aziza, für welche er unglaubliche Summen verschwendete. So hatte sie einen eigenen Palast und Dienerschaft, höchst wertvolle Diamanten und Geschmeide, sowie die kostbarste Garderobe. Der alte Bey, erzürnt über die Verschwendung seines Sohnes, befahl ihm, die schöne Aziza zu verkaufen. Der Sohn aber konnte sich nicht ganz von ihr trennen und trat mit Hrn. Neumann in Unterhandlung. Dieser hat es unternommen, die junge Schöne auf zwei bis drei Monate, bis sich der Zorn des Bey gelegt haben wird, aus Tunis verschwinden zu lassen. Er hat sie hierher mitgenommen und so tritt sie nun hier als Mitspielerin auf.

Der Inhalt der ganzen Vorstellung ist nicht als eine Theatervorstellung, sondern nur als ein entsprechendes lebendes Bild anzusehen. —

Digitized by Google

Nach diesen Worten des Herrn Maass ging der Vorhang aus einander und es zeigte sich ein arabisches Zimmer, die Wände mit Koran-Sprüchen bemalt. Mit seidenen Festkleidern angethan, sitzen gegen zwanzig Frauen und Kinder theils auf erhöhten Polstern an den Wänden und in den Nischen, theils auf der Erde an einem niedrigen Tische, der mit allerlei Nippsachen, auch mit einem Schachspiel bedeckt ist. Sie singen, lachen und plaudern. Ein, angeblich verschnittener, junger Neger, als Thürhüter, kündet eine Hausirerin an, welche tief verschleiert, während die anwesenden Frauen und Kinder nicht verschleiert sind, hereintritt und allerlei werthlosen Tand anpreist, der dann auch mit grosser Freude angenommen und gegen, zum Theil sehr werthvolle Gegenstände, wie ächte Ringe u. s. w., eingetauscht wird. Da wird der Hausherr angekündigt; die Trödlerin verschwindet und der Herr tritt ein, begrüsst seine Frauen und Kinder mit einer Handbewegung und lässt sich auf einem Divan nieder. Dort ruft er jede einzelne seiner Frauen, eine nach der anderen, zu sich heran und giebt ihnen werthvolle Geschenke, — jeder einzelnen, denn es widerspricht der Sitte, nur eine einzige zu beschenken. Alle danken ihm nach empfangenem Geschenk: die Frauen, indem sie ihm die Hand küssen, die Kinder, indem sie ihm die Stirn zum Kusse bieten. Jetzt kommt der Kafetschi und bietet Allen eine kleine Tasse Kaffee an; ebenso reicht der Tabekschi dem Herrn einen Tchibuk, nachdem er ihn in Brand gesetzt hat. Nun lässt der Herr seine Hauskapelle eintreten, bestehend aus einem Handtrommel- und einem Guitarren-Spieler. Zu dieser, für deutsche Ohren grässlichen Musik treten nun verschiedene Frauen und Kinder auf und tanzen nach einander den höchst unästhetischen Bauchtanz, der bekanntlich darin besteht, dass die betreffenden Personen, ohne ihre Stelle zu verändern, durch Einziehen und Hervorstossen des Bauches und zeitweises Schütteln der Brüste einen sinnlichen Reiz auf die Zuschauer auszuüben versuchen.

Nachdem auch dieses vorüber ist, wird ein Sclavenhändler gemeldet, der die bekannte Schönheit Aziza zum Kauf anbietet. Nach vielem Feilschen wird man einig und tief verschleiert wird Aziza hereingeführt. Nachdem der Händler gegangen, nimmt der Herr ihr den Schleier ab und begrüsst sie, sowie sämmtliche Frauen und Kinder, mit grosser Freude. Sie muss sich neben ihm auf den Divan setzen, wo er sie zärtlich anblickt und liebkost. Nach einer Weile tritt sie selbst in die Mitte der Bühne und singt mit einer allerdings nicht sehr angenehmen Stimme, während die Frauen sie begleiten, ein Lied Zum Schlusse lässt der Hausherr ein italienisches Pulcinell-Theater hereinbringen, auf welchem die Marionetten sich in den üblichen Purzeleien ergehen; zuletzt tanzen zwei recht hübsche junge Neapolitanerinnen die Tarantella.—

Damit schloss die Vorstellung auf der Bühne. Die Hauptdarstellerinnen traten dann in den Saal unter die Gesellschaft und es war nun den meisten der Anwesenden Gelegenheit gegeben, die jungen, meist sehr hübschen, Frauen und Kinder und ihre, manchmal höchst eigenthümlichen Tättowirungen auf den Armen (meist Koransprüche) und im Gesicht zu studiren. Aziza ist wirklich eine Schönheit, nur etwas fett und von bräunlicher Hautfarbe. Die Kinder waren lieblich und zutraulich.

Die ganze Vorstellung war überaus interessant und lehrreich. Eine Unterhaltung mit den nur arabisch sprechenden Darstellern war leider ausgeschlossen. Ein französisch sprechender arabischer Dolmetscher war zwar vorhanden, konnte aber in dem Gedränge nicht gut benutzt werden. —

Digitized by Google

Sitzung vom 18. April 1896.

Vorsitzender: Hr. **Waldeyer.**

(1) Die Gesellschaft hat durch den Tod ihr hochverdientes correspondirendes Mitglied, den Präsidenten des letzten internationalen prähistorischen Congresses in Moskau, Professor Dr. Anatol Bogdanow verloren. Sie wird sein Gedächtniss in Ehren halten. —

(2) Direktor Karl Humann in Smyrna, der Vertreter der deutschen Archäologie in Kleinasien, dessen Arbeiten wir vorzugsweise den Besitz der pergamenischen Schätze verdanken, ist uns durch den Tod entrissen. —

(3) Professor Dr. Fritz Pfuhl in Posen wünscht wieder in die Gesellschaft einzutreten. Es wird ihm dies bewilligt. —

(4) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

Hr. Oberarzt an der Provinzial-Irrenanstalt Dr. H. Bresler zu Freiburg in Schlesien,
„ Dr. med. P. Philip in Berlin,
„ Oscar Neumann in Berlin,
„ Dr. med. Otto Katz in Charlottenburg,
„ Dr. phil. Oscar Münsterberg in Berlin. —

(5) Als Gast wird begrüsst: Hr. Wm. J. Birgham aus Honolulu. —

(6) Hr. M. Bartels zeigt an, dass durch die für diesen Sommer veränderte Besuchszeit des kgl. Museums für Völkerkunde die Bibliotheks-Stunden der Gesellschaft nicht beeinflusst werden. Die Bibliothek ist auch fernerhin vom 1. April bis 30. September wochentäglich von 9—3 Uhr geöffnet. —

(7) Von Dr. W. Kobelt (Schwanheim, Main) und Dr. K. Oppermann ist eine Einladung für die Abtheilung No. 10 (Ethnologie, Anthropologie und Geographie) der vom 21.—26. Sept. d. J. in Frankfurt a. M tagenden 68. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte eingelaufen, zugleich mit dem Ersuchen, Vorträge und Demonstrationen bis Ende Mai anzumelden —

(8) Die kaiserlich russische archäologische Gesellschaft in Moskau, welche unter dem Präsidium unseres Ehrenmitgliedes, der Frau Gräfin Uwarow steht, übersendet eine Einladung zu dem vom 1. bis 20. August (alten Styls) in Riga stattfindenden X. Archäologischen Congress.

Digitized by Google

Derselbe zerfällt in folgende 11 Abtheilungen: 1. Vorhistorische Alterthümer. 2. Geschichtliche, geographische und ethnographische Alterthümer. 3. Denkmäler der Kunst und Malerei. 4. Häusliches und gesellschaftliches Leben, Rechtskunde und Kriegswesen. 5. Kirchliche Alterthümer. 6. Urkunden der Sprache und Schrift. 7. Klassische, byzantinische und westeuropäische Alterthümer. 8. Baltische Alterthümer. 9. Alterthümer des Orients. 10. Münz- und Siegelkunde. 11. Archäographische Denkmäler. — Es sind 209 Fragen formulirt, welche auf dem Congresse ihre Erledigung finden sollen. —

(9) Hr. Jentsch in Guben zeigt in einem Schreiben an, dass die diesjährige Hauptversammlung der Niederlausitzer anthropologischen Gesellschaft für die erste Juli-Woche (nicht für die Pfingstzeit) geplant ist, und dass auf eine reiche Betheiligung gerechnet wird. —

(10) Von dem Provinzial-Conservator, Geheimen und Landes-Baurath Bluth in Berlin ist unter dem 2 April ein Exemplar der im Auftrage der Provinzial-Commission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg ausgearbeiteten Anleitung für die Pflege und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Brandenburg übersendet worden, welche die Aufgaben der Vertrauensmänner bei der Pflege und Erhaltung der Denkmäler, bei Aufdeckung von Funden u. s. w. behandelt und die durch Gesetze, sowie Verordnungen zum Schutze der geschichtlichen und vorgeschichtlichen Denkmäler erlassenen Bestimmungen bekannt giebt. —

(11) Die Direktion des Märkischen Provinzial-Museums überwies der Gesellschaft das I. Heft ihrer neuen Veröffentlichung: Hervorragende Kunst- und Alterthums-Gegenstände des Märkischen Provinzial-Museums in Berlin. Dasselbe enthält aus der Feder der HHrn. E. Friedel, R. Buchholz und E. Bahrfeld eine mit vortrefflichen Tafeln verzierte Abhandlung über „Die Hacksilberfunde".

Der Schriftführer spricht dem Hrn. Provinzial-Conservator und dem Hrn. Direktor des Märkischen Provinzial-Museums Namens der Gesellschaft den verbindlichsten Dank für die sehr erwünschte Gabe aus. —

(12) Hr. Jentsch in Guben übersendet mit Schreiben vom 17. April Mittheilungen über

Niederlausitzer Funde aus provinzialrömischer und älterer Zeit.

1. Kleine Fensterurne von Sadersdorf, Kreis Guben.

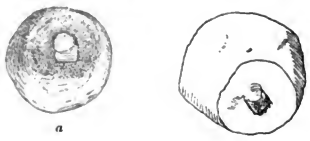
Unter den zahlreichen Funden des Sadersdorfer Gräberfeldes aus der La Tène- und der provinzial-römischen Zeit[1]) ist in dem dieser letzteren Periode angehörigen Theile ein kleines Thongefäss von 3 *cm* Höhe, von 3,5—5,5 *cm* konisch erweitert, hervorzuheben, innen ein wenig convex, von Farbe röthlich grau. Die Masse ist bröcklig, mit Quarzkörnchen und Glimmerspänchen durchsetzt. Es gleicht der unserer übrigen Niederlausitzer Thongefässe (Fig. 1 a u b). Im Boden, der von Rauch geschwärzt und rissig ist, ist eine Oeffnung ausgeschnitten, auf der Aussenseite in Gestalt eines Quadrats, dessen Grundlinie 1,5 *cm* beträgt; auf der Innenseite, wo sie die ganze Bodenfläche einnimmt, hat sie etwa die Gestalt eines

1) Vgl. Verhandl. d. Berliner anthropolog. Gesellschaft 1895, S. 565 f und Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1896, S. 5. IV; Niederlausitz. Mittheil. IV, S. 1—142.

Digitized by Google

unregelmässigen Fünfecks; hier sind die Ränder ungleichmässig ausgezackt. Von aussen her ist ein Glasstück eingelegt, das auf der Innenseite zwar eben, aber körnig und porös erscheint, während die Aussenfläche glatt geschmolzen und die Masse hier nach einer Ecke des Quadrats hin zu einem Tropfen zusammengelaufen ist (Fig. 2).

Fig. 1.



a b

Fig. 2.

Ihre Farbe ist hier grünlich weiss, innen theils durchscheinend grünlich, theils milchglasartig gelblichweiss. — Die Einlage erinnert an die, allerdings meist erheblich grösseren Fensterurnen aus provinzialrömischer Zeit, die von Hrn. R. Virchow in den Verhandl. der Berliner anthropolog. Gesellsch. 1889, S. 63 ff., 252 besprochen sind. Die Einfügung des Glasstückes entspricht derjenigen an den Exemplaren im Museum zu Stendal. — Der obere, hin und wieder etwas beschädigte Rand des kleinen Gefässes passt gerade in einen kleinen Pokal von 4,5 *cm* Höhe hinein (abgebildet Niederlausitz. Mittheil. IV, S. 64, Fig. 22), mit welchem das Stück in demselben Grabe gefunden ist; dass es als Deckel (vgl. d. cit. Verhandl. 1884, S. 126) aufgestülpt gewesen wäre, konnte nicht mehr festgestellt werden. — Das kleine Fenstergefäss steht unter den allerdings nicht sehr zahlreichen provinzial-römischen Grabfunden unserer Landschaft und eines weiteren Umkreises isolirt.

2. Wellenlinien an vorslavischen Gefässen und Deckeldosen.

In der Sammlung des Hrn. Rittergutsbesitzers Paschke auf Neuendorf bei Lübben i. L. befinden sich die Ergebnisse einer Ausgrabung auf der östlich vom Dorfe gelegenen, 3 Morgen grossen Flur Lidda. Erhalten sind ein Gefäss mit stumpfwinklig gebrochener Seitenwand, das über ein milchnapfartig konisch erweitertes (14 *cm* hoch, 22 *cm* weit offen) gestülpt war, ferner ein 25 *cm* hoher Topf, mässig ausgebaucht, unter dem Rande ein wenig eingezogen, und zwei eimerartige Gefässe, eines von 10 *cm* Höhe ohne Verzierung, das zweite mit oberer und unterer Begrenzungs- und einer mittleren Furche, in dessen beide über einander liegende Zonen dreifache Zickzacklinien eingefurcht sind; auch ein kleines, fast pokalartiges Töpfchen mit wagerecht ausgelegtem Rande, mit senkrechter Seitenwand, nach unten absatzweise zum Fusse hin verengt. Zwei Gefässe sind von seltenerer Art: eine konisch nach oben erweiterte Deckeldose (9 *cm* hoch, Boden 5, Oeffnung 7 *cm*) mit 2 Oehsen, von denen eine erhalten ist; die Aussenseite ist durch schräg zwischen zwei wagerechten Strichen spiralig verlaufende Furchen verziert (Fig. 3). Der Deckel mit Falzrand ist durch 5 flüchtig und unregelmässig gezogene concentrische Kreise gezeichnet. In dem übergreifenden Rande ist er an zwei correspondirenden Stellen durchbohrt. Das Geräth erinnert an die Deckeldose von Coschen, Kreis Guben (abgebild. Zeitschr. f. Ethnol., Bd. 9, 1877, Taf. 14, No. 5

Digitized by Google

und anderwärts), die in ihrer Umgebung zunächst einen fremdartigen Eindruck machte, bis in der Gegend des unteren Neisselaufes und in der Nähe der mittleren Oder verwandte Gefässornamente erschienen (s. die cit. Verhandl. 1893, S. 564). Der Zusammenhang zwischen der Coschener und der Neuendorfer Thonbüchse ist um so begreiflicher, da vom mittleren Odergebiete her Einflüsse der Ornamentik durch den Beeskower Kreis bis in den Lübbener hinein erkennbar sind (s. d. cit. Verhandl. 1890, S. 491). — Das andere Stück ist ein cylindrisches Gefäss von 7 *cm* Durchmesser und 6 *cm* Höhe, dessen Rand flach nach aussen gestrichen ist, wie auch die Bodenplatte seitlich hervortritt; hier und in der oberen ringförmigen Ausweitung sind je zwei einander entsprechende Oeffnungen eingebohrt, durch die offenbar eine wahrscheinlich zugleich zur Befestigung eines Deckels bestimmte Schnur gezogen werden konnte (Fig. 4). Für die Annahme, dass das Gefäss ge-

Fig. 3.

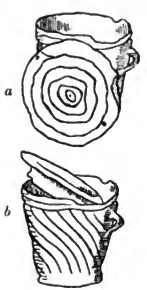
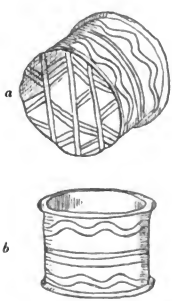


Fig. 4.



tragen werden sollte, wie die nicht seltenen koberförmigen, mehr länglichen Deckelgefässe, die ebenso gut als Anglerdosen, wie als Behälter für glimmenden Zunder aufgefasst werden können, spricht die reiche Bodenverzierung. Drei parallele Doppelstriche zertheilen die Kreisfläche: in jeden der vier Streifen ist, je nach seiner Länge, drei- oder viermal ein dreiliniges Sparrenornament eingestrichen. Die Aussenwand ist durch drei wagerechte Furchen halbirt, und in beide Hälften ist eine wagerecht verlaufende doppelte Wellenlinie von 6 seichten Windungen eingezeichnet. Eine doppelte Wellenlinie, allerdings mit grösserem Abstande, aber auch nur mit niedrigen Curven zeigt ein bronzezeitliches Gefäss des grossen Depotfundes von Schwennenz im Stettiner Museum (s. Schumann's Bericht in den cit. Verhandl. 1894, S. 437); eine dreifache die eine Seite eines schlank terrinenförmigen vorslavischen Gefässes von Inowrazlav (im Museum der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Posen); eine vierfache ein tassenförmiges Gefäss mit Oehse von Gohra bei Finsterwalde in der Lausitz (s. Stephan's Bericht in den Niederlausitzer Mittheil. Bd. III, S. 400). Bei der Seltenheit derartiger Stücke verdient auch das Neuendorfer Beachtung. — Von Metall ist bei diesem Funde nur ein offener Bronzering von 2 *cm* Durchmesser mit kreisförmigem Querschnitt gewonnen worden. —

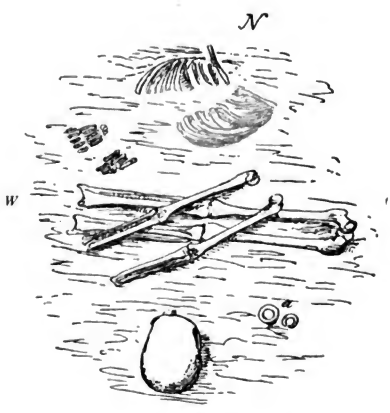
Digitized by Google

(13) Hr. Rud. Virchow übersendet die Beschreibung eines

Schädels aus der älteren Hallstatt-Zeit vom Mühlhart.

Hr. Dr. J. Naue in München hatte die grosse Freundlichkeit, mir schon im vorigen Jahre einen Schädel aus einem Grabhügel „im Mühlhart" bei Wildenroth an der Amper (Ober-Bayern) zu übersenden. Er fügte folgende Erläuterung hinzu:

„Der Grabhügel, in welchem die zerstückelte Leichenbestattung mit dem wohlerhaltenen Schädel gefunden wurde, hat die Nr. 76 der grossen Nekropole im Königl. Forste Mühlhart. Die Höhe des Grabhügels betrug 1,35 *m*, sein Umfang 55 Schritt. Die Auffüllung bestand aus Lehm. Etwa 20 *cm* tief beginnt in der Mitte ein Steinbau, der bis zu der Tiefe von 1,50 *m* herabgeht. Unter dem Steinbau wurde eine zerstückelte Leichenbestattung, wie hier skizzirt, blossgelegt.



„Der Schädel, ohne Unterkiefer, war auf seine Basis niedergestellt worden. Unweit des Schädels fanden sich ein kleiner Eisenring und ein kleiner, zerbrochener, offener Bronzering (*a*). Sowohl Arm- als auch Schenkelknochen konnten wegen ihres zermorschten Zustandes nicht gehoben werden. (Die Länge eines Oberschenkelknochens betrug etwa 45 *cm*.)

„Die Grabgefässe waren nach Norden, etwa 30 *cm* von den Rippen entfernt, niedergestellt; sie bestanden aus einer unverzierten Urne und vier ebensolchen Schalen.

„Das Grab gehört der älteren Hallstatt-Zeit an und ist deshalb wichtig, weil es den wohlerhaltenen Schädel enthielt. Es ist dies der erste Schädel, den ich aus einem Grabhügel mit zerstückelter Leichenbestattung erheben konnte!"

Seitdem hat Hr. Naue in seinen „Prähistorischen Blättern" 1896, Nr. 1, S. 1 und Nr. 2, S. 23 eine ausführliche Beschreibung der betreffenden Nekropole zu veröffent-

Digitized by Google

lichen angefangen. Daraus ist ein Grabfund (Nr. 75) besonders hervorgehoben, weil zum ersten Male eine männliche (Krieger-) Bestattung mit einem Bronzegürtelblech und 2 Fibeln gefunden wurde, während bis dahin von ihm in Ober-Bayern derartige Schmuckstücke nur in Frauengräbern angetroffen waren. Das leider zerbrochene Gürtelblech war nicht ornamentirt, die Fibeln waren gut erhaltene Kahnfibeln aus Bronze. Ausserdem lagen eine eiserne Lanzenspitze mit scharfkantiger Mittelrippe, sowie mehrere rothe und schwarze Thongefässe bei.

Der mir übersendete Schädel war der eines älteren Mannes. Er ist im Ganzen gut erhalten. Ausser der bei der Ausgrabung entstandenen Verletzung der Scheitelgegend fand sich namentlich an der Basis eine Reihe anscheinend älterer Brüche und Defekte, welche sich von der Gegend des Hinterhauptsloches bis zu der linken Augenhöhle erstrecken. Insbesondere war die Apophysis basilaris mit den Gelenkfortsätzen von dem Foramen magnum losgesprengt; sie hat sich wieder befestigen lassen. In der Gegend der linken Hälfte des Keilbeins, insbesondere des Flügelfortsatzes, ist ein grosses Loch, von dem aus sich ein grösserer Defekt in die Nasenhöhle, den Boden und das Dach der linken Orbita erstreckt. Dieses Loch könnte schon bei der Entfernung des Kopfes von der Leiche erzeugt worden sein. Ein kleines, rundliches Loch in der rechten Schläfenschuppe dürfte durch Verwitterung entstanden sein.

Der ziemlich schwere (590 *g*) Schädel hat ein fleckiges, schmutzig graubraunes Aussehen. Zahlreiche abgeblätterte Stellen, namentlich am Mittelkopf, sehen heller, fast weisslich aus. Ueber die Stirn und die linke Seite zieht sich ein äusserst dichtes Netzwerk feiner, durch die arrodirende Einwirkung von Pflanzenwurzeln hervorgebrachter Rinnen.

Es ist ein grosser, langer, mässig hoher Schädel mit weit vorragendem Hinterhaupt. Seine nicht sicher zu bestimmende Capacität beträgt nahezu 1585 *ccm*. Die Form ist orthodolichocephal (L.-Br.-I. 74,2, L.-H.-I. 74,7?). Der Horizontalumfang misst 530, der Sagittalumfang 380 *mm*. Von letzterem entfallen 32,3 pCt. auf das Stirnbein, 33,1 auf die Pfeilnaht und 34,4 auf das Hinterhaupt, welches sehr stark vorgewölbt ist. Die ganze Entwickelung ist also mehr occipital.

Die lange Scheitelcurve ist wenig gewölbt, weshalb der Ohrhöhen-Index nur 59,8 beträgt. An der etwas schräg gestellten Stirn sind Glabella und Tubera mässig ausgebildet, dagegen die Nasen- und Supraorbitalwülste kräftig hervortretend; die Stirnnasennaht liegt tief. Die Scheitelcurve beginnt langsam und ohne deutlichen Absatz am Stirnbein und geht dann in seichter Wölbung nach hinten, um etwas schneller in die stark gewölbte Oberschuppe sich fortzusetzen. Das Hinterhaupt ist seitlich etwas zusammengedrückt, dafür aber an der Unterschuppe mit kräftigen Cerebellarwölbungen und starken Lineae semicirculares versehen; keine ausgeprägte Protub. occip., dagegen zwei tiefe Einfurchungen neben der Mittellinie gegen das grosse For. magnum. Proc. condyloides stark vortretend. Starkes Tuberculum pharyngeum. Warzenfortsätze kräftig. Schläfengegend nach oben voll, nach unten stark vertieft. Grosse Alae sphenoideales mit langen und etwas schmalen, nach rückwärts gerichteten Fortsätzen, so dass die Sut. sphenoparietalis kurz (9—10 *mm*) erscheint. Die Schläfenschuppe etwas platt. Plana temp. undeutlich.

Das Gesicht sehr hoch und schmal, Obergesichtsindex 70, hyperleptoprosop. Die Höhe wird vorzugsweise durch die starke Ausbildung des Oberkiefers und seines Alveolarfortsatzes bedingt. Indess sind auch die Augenhöhlen gross und sehr hoch, am Eingange fast viereckig, nur der untere Rand nach aussen stärker gesenkt; Index ultrahypsikonch (92,5). Am Proc. temporalis des Wangenbeins eine nur schwache

Digitized by Google

Tuberositas. Jochbeine angelegt. Wangenbeine wenig vortretend, Fossae caninae flach. Nase ungewöhnlich hoch und schmal, mit enger Wurzel, aber stark eingesatteltem Rücken, der gegen die Spitze eine ausgesprochen aquiline Form annimmt und zugleich erheblich nach rechts abweicht. Schon von der Stirnnasennaht an erstreckt sich über den ganzen Proc. nasalis des Oberkiefers eine, wahrscheinlich posthume, Eindrückung, wodurch die Nasenhöhle und der obere Theil der Apertur bedeutend verengt sind; die Apertur selbst ist schief, in ihrem unteren Theile nach rechts enger, nach links weiter. Nasenindex hyperleptorrhin (37,9). Der Alveolarfortsatz sehr hoch (25 *mm*) und kräftig, in seinem unteren Theile etwas vorgeschoben. Das Gebiss ist ganz vollständig, leicht opisthognath, die Kronen der Molaren und Prämolaren, sowie die Schneiden der Incisivi beträchtlich abgenutzt. Die Vorderzähne gross (35 *mm* hoch), die Molaren von mässiger Entwickelung, eher klein. Der Gaumen leptostaphylin (64,8), sehr tief, von einer elliptischen Zahncurve umgeben. —

Nachstehend die Messzahlen:

Capacität	1585? *ccm*	Coronarbreite	115 *mm*
Grösste horizontale Länge .	194 *mm*	Temporaldurchmesser . . .	103 „
„ Breite	144 (?) „	Occipitaldurchmesser . . .	108 „
Gerade Höhe	145? „	Obergesicht, Höhe B . . .	89 „
Ohrhöhe	116 „	„ , Breite a . . .	127? „
Gerade Hinterhauptslänge .	62 „	„ , „ b . . .	94 „
Horizontalumfang	530 „	Orbita, Höhe	37 „
Sagittalumfang, Stirn . . .	123 „	„ , Breite	40 „
„ , Pfeilnaht .	126 „	Nase, Höhe.	58 „
„ , Hinterhaupt	131 „	„ , Breite	22 „
zusammen	380 „	Gaumen, Länge	54 „
Stirnbreite (minimale) . .	90 „	„ , Breite	35 „

Berechnete Indices:

Längenbreiten-Index	74,2	Obergesichts-Index	70,0?
Längenhöhen-Index	74,7?	Orbital-Index.	92,5
Ohrhöhen-Index	59,8	Nasen-Index	37,9
Hinterhaupts-Index	31,9	Gaumen-Index	64,8

Es handelt sich demnach um einen vortrefflich gebildeten, orthodolichocephalen Schädel mit besonders starker Ausbildung des Hinterkopfes. Da der Schädel ganz frei von pathologischen Zuständen oder von hervortretenden individuellen Anomalien ist, so darf er wohl als ein typischer betrachtet werden. Er ist besonders charakterisirt durch die hohe, in allen Einzelheiten sich wiederholende Gesichtsbildung: es vereinigen sich an ihm Hyperleptoprosopie, Ultrahypsikonchie, Hyperleptorrhinie, eine bis zur Opisthognathie gesteigerte Orthognathie und Leptostaphylie. Freilich finden sich mehrere Zeichen, dass das Gesichts-Skelet, wahrscheinlich durch die Erdfeuchtigkeit, aufgelockert und durch den Druck der umgebenden Erdmasse etwas verdrückt worden ist. So dürfte die Leptorrhinie posthum nicht unerheblich verstärkt worden sein. Aber, was für die dünnen Nasenknochen anerkannt werden kann, gilt nicht in gleicher Weise für die übrigen Gesichtsknochen, unter denen namentlich der ungewöhnlich kräftig entwickelte Oberkiefer seine natürliche Form fast unverändert erhalten hat.

Der schon durch die Zerstückelung des Gerippes höchst auffallende Fund darf daher das höchste Interesse in Anspruch nehmen. Für die Entscheidung der Frage,

Digitized by Google

wann diese Zerstückelung stattgefunden hat, bietet vielleicht die Zertrümmerung des Schädelgrundes einigen Anhalt. Nichts an demselben deutet darauf hin, dass der Kopf von dem noch erhaltenen Körper abgetrennt worden ist. Obwohl, wie bei solchen Abtrennungen gewöhnlich, die Umgebung des grossen Hinterhauptsloches die stärkste Zertrümmerung erlitten hat, so pflegt doch nach meinen Erfahrungen die Hauptverletzung am seitlichen Umfange des Loches einzutreten. Auch finden sich nicht selten Hieb- oder Schnittstellen an den Gelenkhöckern. Davon ist in dem vorliegenden Falle nichts zu bemerken, vielmehr liegen die Verletzungen sämmtlich vor dem Loche, die Gelenkhöcker sind nicht verletzt, dagegen erstrecken sich grosse Defekte durch das Keilbein bis in die Augenhöhle hinein. Im Gegensatze zu der frischen Verletzung am Scheitel haben alle diese Verletzungen ein altes Aussehen, sie sind ebenso dunkel gefärbt, wie die benachbarten unversehrten Knochen, und sie stellen sich nicht als Folge der Einwirkung scharfer Instrumente dar, sondern als Brüche. Da ein Theil der Bruchstücke noch an Ort und Stelle aufgefunden ist, so scheint auch die Annahme, dass der Schädel schon vor seiner Bestattung in diesem stark verletzten Zustande war, ausgeschlossen, so sehr auch das Fehlen des Unterkiefers darauf hinweist, dass die Knochen sich schon in der Trennung, d. h. in der Zeit der eingetretenen Verwesung, befanden. Daraus würde folgen, dass die Knochen beigesetzt wurden, nachdem schon die Maceration der Weichtheile vollendet war oder doch einen hohen Grad erreicht hatte. Dürfte man annehmen, dass die Leiche früher an einem anderen Orte bestattet war und wieder ausgegraben ist, und dass ihre Knochen von diesem anderen Orte an die Stelle, wo sie aufgefunden sind, gebracht wurden, so würde der Gedanke nahe liegen, dass Sprünge des Schädelgrundes bei der Wiederausgrabung und dem Weitertransport durch ungeschickte Manipulation hervorgebracht sind. Die volle Trennung der Sprungstücke ist dann vielleicht der forschreitenden Einwirkung der Erdfeuchtigkeit zuzuschreiben. —

(14) Hr. Sanitätsrath Dr. Koehler in Posen übersendet mit Schreiben vom 12. April eine Abhandlung über:

Fundorte von Schläfenringen in der Provinz Posen.

Dr. Lubor Niederle hat in seiner erschöpfenden Abhandlung (Bemerkungen zu einigen Characteristiken der altslavischen Gräber. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXIV, H. IV, S. 194) auf Grund sehr genauer Nachforschungen, die er während seiner Reise im Osten anstellte, erwiesen, dass die Schläfenringe von Westen nach Osten zu ihre Verbreitung gefunden haben. Ungarn ist das Land, wo die Schläfenringe am zahlreichsten, aber auch am frühesten, denn schon im I. Jahrhundert n. Chr., gebraucht waren. Anfangs kamen Ringe auf, an deren einem Ende nur ein grades, kurzes Stück umbogen war; später wurde dies umgebogene Ende in die Gestalt eines lateinischen grossen *S* umgewandelt. Von Ungarn aus verbreiteten sich diese Ringe längs der Donau, kamen nach Böhmen und Mähren schon im VII. und VIII. Jahrhundert. Auf den Handelswegen wurden sie weiter nach Schlesien, Grosspolen, heute Grossherzogthum Posen, im IX. und XII. Jahrhundert gebracht. Die weitere Verbreitung nach Polen und Russland war nur spärlich und fand auch Niederle in den Warschauer, Krakauer, Petersburger, Moskauer und anderen Sammlungen nur vereinzelte Exemplare. Von Ungarn kamen die Schläfenringe auch nach dem Süden, wie nach Kroatien und Bosnien, wo sie von Ljubić dem IV. bis VII. Jahrhundert zugeschrieben werden. Vor Niederle sprach schon Lissauer (Cor-

Digitized by Google

respondenz-Blatt d. d. G. f. Anthrop. u. s. w. 1891, S. 140) dieselbe Ansicht aus, ohne die geringe Verbreitung dieser Ringe im Osten zu kennen. Eine Zusammenstellung der Fundorte und der Zahl der Schläfenringe mit den sie begleitenden Umständen in der Provinz Posen kann wohl zur Klärung der Frage dienen, zumal da das Ergebniss der Nachforschung vollauf die Annahme Niederle's bestätigt. Die Provinz Posen liefert eine ziemlich stattliche Zahl dieser Ringe; über die südliche Grenze, wie auch über die westlich-nördliche (Kaldus) sind sie noch ziemlich stark vertreten, über die östliche dagegen nur durch sehr vereinzelte Funde nachweisbar. Eine möglichst genaue Zusammenstellung der Fundorte in der Provinz Posen und Angabe dessen, was sich feststellen liess, mag hier folgen.

Nach Berücksichtigung der schon publicirten Schläfenringe, werde ich die aus verschiedenen Sammlungen bis jetzt unbekannt gebliebenen beschreiben, indem ich hier gleich bemerke, dass hohle Schläfenringe in der Provinz Posen nicht vorkommen.

Die grösste Zahl von Schläfenringen wurde in Slaboszewo (1) bei Mogilno gefunden. Es ist dies der Ort, wo man Grabstätten aller Epochen entdeckt hat; hier auch wurden die ersten Schläfenringe gehoben. Albin Kohn gab die erste Nachricht in der Posener Zeitung Nr. 324 am 22. 6. 1878 als kurze Korrespondenz. Im August desselben Jahres schrieb er in bezeichneter Zeitung ein Feuilleton, in welchem er ausführlich die nur Skelette bergende Grabstätte beschrieb. Gleichzeitig gab er einen Ueberblick über die unter Leitung des Dir. Schwartz und von ihm vorgenommenen Forschungen. Dir. Schwartz deckte 20 Skelette auf. Neben einem Schädel lagen mehrere Schläfenringe von Bronze und einer von Zinn.

Später fand man eine grössere Zahl dieser Ringe. Schwartz (Materialien II, Nr. 125) berichtet über 13 Ringe, dabei eine Münze des XI. Jahrhunderts. Diese Ringe sind auch im Katalog der archäologischen Ausstellung in Berlin von 1880 angegeben. Sie befinden sich in der Sammlung des Hrn. Dir. Prof. Schwartz.

In den Sammlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft befindet sich ebenfalls ein Schläfenring aus Slaboszewo. Beschrieben ist er in der Zeitschrift f. Ethnol., Verhandl. 1878, S. 314, wie auch 1879, S. 225 und 376, im Ausstellungskatalog S. 387.

Im X. Bd. der Zeitschrift f. Ethnol. steht Verh. S. 276 ein Bericht über den Fund zahlreicher Gerippe in Slaboszewo. An einem Frauenschädel fand man einen Schläfenring von Bronze und einen von Zinn, nebenbei Gefässe. Ueber diesen Fund finden wir eine Angabe in Schwartz: Materialien u. s. w. I, Nr. 105.

Am 11. November 1880 unternimmt Dir. Schwartz wieder Ausgrabungen und berichtet über das Resultat in den Materialien II, S. 13: Ein Skelet. Der Schädel liegt auf dem linken Ohre. Hinter dem rechten Ohre ein Schläfenring von Kupfer, im Genick zwei von demselben Metall, ebenso zwei hinter dem linken Ohre. Die beiden ersten waren in einander gehakt. Am Hinterkopfe eines anderen Skelets 5 stark oxydirte Ringe von weissem Metall. Neben der rechten Hand eines anderen Gerippes lag eine Münze, nach Bestimmung von Dr. Friedländer vom XII. Jahrhundert. Ein kupferner Hakenring lag zu jeder Seite des Hinterhauptes eines anderen Schädels. Es wurden 9 Gerippe aufgedeckt, bei 4 wurden Schläfenringe gefunden.

Die Schädel wurden von Virchow und Kopernicki als dolichocephale bestimmt (Schwartz; Materialien IV). In diesem Hefte finden wir noch weitere Angaben über Funde in den Skeletgräbern von Slaboszewo. Es wurden noch ein Bronzeschläfenring und drei kleinere aus Zinn gefunden. An einem anderen Schädel 8 Schläfenringe aus Bronze, darunter einer mit Silber beschlagen. Einen

Digitized by Google

sehr interessanten Fund bildeten weiter 3 grössere an der linken und 2 kleinere bronzene Ringe an der rechten Schädelseite. „Die letzteren beiden zeigten Schlingen aus Fäden, welche nicht in der Oehse selbst, sondern in dem schneckenförmig gewundenen, auslaufenden Theil der Oehse hingen, eine deutliche Spur der Befestigung.“ Virchow hat nachgewiesen, „dass es augenscheinlich Flachsfäden sind“, was die Befestigungsart an der Kopfbedeckung anzeigt.

In der Zeitschrift d. histor. Gesellschaft zu Posen VII. Jahrg., S. LXVI lesen wir eine Notiz, dass Dir. Schwartz dieser Gesellschaft 5 Schläfenringe von Slaboszewo geschenkt hat. Sie befinden sich im Landes-Museum und sind aus Bronze.

Eine sehr wichtige Nachricht, Schläfenringe von Slaboszewo betreffend, finde ich in Lissauer: Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen und der angrenzenden Gebiete. S. 180. Man hat hier Schläfenringe von Bronze und einer Mischung von Blei, daneben eine polnische Münze des XII. Jahrhunderts gefunden. Diese Fundgegenstände sollen von dem Besitzer Herrn Tiedemann aufbewahrt werden.

Nach einem mir zugegangenen Berichte des Herrn Dr. Baumert befindet sich auch noch ein Ring von Slaboszewo von 5,5 *cm* Durchmesser in den Sammlungen der historischen Gesellschaft für den Netze-Distrikt in Bromberg.

In Slaboszewo wurde die grösste Anzahl von Schläfenringen gefunden. Es ist dies schon dadurch erklärlich, dass das Gräberfeld sehr gross ist und dass die Grabungen unter Leitung Sachverständiger stattfanden. Die erste Veranlassung zu diesen eifrigen Forschungen hat der Umstand gegeben, dass nach Sophus Müller's Abhandlung hier die ersten Schläfenringe gefunden wurden. —

In Zydowo (2), Kreis Posen, fand man bei einem Skelet 3 Schläfenringe aus Bronze, versilbert. Die Ringe sind in den Besitz des verstorbenen Jaździewski gekommen (Katalog der Ausstellung S. 385 — Schwartz: Materialien I, S. 11. — Lissauer: Die prähistorischen Denkmäler u. s. w. S. 181.)

Schwartz: Materialien II, S. 10, wie auch Lissauer: Die prähistorischen Denkmäler u. s. w. S. 180 bringen die Nachricht, dass in Tuczno (3), Kreis Inowrazlaw, an der Kirche eine Grabstätte mit Leichenbrand sein soll. In einer Urne soll man einen Halsschmuck, eine Fibel und einen Schläfenring, alles aus Bronze, gefunden haben. Gewöhnlich treffen wir solche Ringe in Skeletgräbern; der Fund von Tuczno müsste also eine Ausnahme bilden. Eine Analogie wäre in der Nachricht von Kasiski (Baltische Studien 1877, S. 202) zu suchen, der einen Schläfenring in einer Brandgrube gefunden hat. Der Ring von Tuczno befindet sich in den Sammlungen der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, er ist mittelgross, verbogen, hat einen Umfang von 12 *cm*, ist offen. Das eine Ende ist stumpf, das andere etwas verjüngt, abgeplattet und gebogen. Die Biegung ist abgebrochen und entspricht nur einem Viertel des lateinischen *S*. Nähere Notizen befinden sich nicht bei den Akten; ob der Fund aus einer Urne stammt, ist zweifelhaft und nicht festgestellt.

Man fand weiter in Kopanino (4) bei dem archäologisch sehr bekannten Dorfe Kazmierz, Kreis Samter, Gerippe mit Schläfenringen (Schwartz: Materialien IV, S. 4 und Zeitschr. f. Ethnol. 1882, Verhandl. S. 156).

Ulejno (5) bei Schroda. Hier sind Reihengräber; an einem Skelet fand man einen Schläfenring (Zeitschr. f. Ethnol. 1882, Verhandl. S. 153.).

In Schubin (6) fand man neben Gerippen 5 Schläfenringe von Blei, von 2 *cm* Weite. Später wurden noch 5 kupferne gefunden, die in einem Lehmstücke eingeschlossen waren. Virchow hat dabei Haare, ein Stück Leder, wie auch Birkenrinde nachgewiesen. Dr. Loeffler, der an die Berliner anthropologische

Digitized by Google

Gesellschaft darüber einen Bericht erstattete, fügt hinzu, dass man noch eine grössere Anzahl dieser Ringe gehoben hat (Zeitschr. f. Ethnol. 1884, Verh. S. 200 und Lissauer: Denkmäler u. s. w. S. 180).

Im Wongrowitzer Kreise, in der Nähe des durch Pfahlbauten bekannten Czeszewo, fand man in Czerlin (7) 2 Schläfenringe (Zeitschr. f. Ethnol. 1892, Verh. S. 475). Hockenbeck berichtet in der Zeitschr. d. histor. Gesellschaft f. d. Pr. Posen, I. Jahrg. S. 376, dass man in Czerlin neben einem Skelet einige bronzene Schläfenringe fand, von denen zwei in seinen Besitz übergingen. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass sie grösser, wie gewöhnlich, sind; einer misst im Umfange 14,5 *cm*, der andere 15 *cm*.

Die Posener historische Gesellschaft besitzt einen Schläfenring, der in der Nähe von Wirsitz (8) gefunden wurde. Eine Notitz darüber lesen wir in der Zeitschrift der histor. Gesellschaft f. d. Prov. Posen VII. Jahrg. S. LXVI. Dieser Schläfenring befindet sich im Posener Landesmuseum, ist aus Bronze, die *S* förmige Biegung ist nur in der Hälfte erhalten, Durchmesser 5 *cm*.

In Kawenczyn bei Inowrazlaw (9) wurden 2 Schläfenringe aus Bronze am Becken eines Gerippes gefunden (Lissauer: Denkmäler u. s. w. S. 179).

Einige Schläfenringe von Eichenhain (Dembiec)bei Schubin (10) besitzt die historische Gesellschaft für den Netze-Distrikt in Bromberg (Lissauer: Denkmäler u. s. w. S. 180). Nach einer Mittheilung des Hrn. Dr. Baumert werden in den Sammlungen der Gesellschaft 2 Schädel, 12 Ringe, 3 Eisenmesser in Bruchstücken aufbewahrt. Die Form der Ringe ist länglich, grösster Durchmesser bei 9 Stück 5,0—5,5 *cm*, bei 3 etwas stärkeren etwa 2,5—3 *cm*.

Dieselbe Gesellschaft besitzt Hakenringe von Prondy-Mühle (11), Kreis Bromberg (Lissauer: Denkmäler u. s. w. S. 179). Dr. Baumert berichtet, dass sich in der Sammlung 4 Ringe von runder Form, mit geringer Oeffnung, befinden. Davon messen 3 im Durchmesser 4,5—5,0 *cm*, einer 3,5 *cm*.

Altsorge (Starekwiecie) im Czarnikauer Kreise (12). In den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1890, S. 26 ist eine Notiz, dass in diesem Orte 2 Hakenringe gefunden wurden. Ein Arbeiter fand diese Ringe neben einem Skelet und vergrub den Schädel wieder; beim zweiten Ausgraben bemerkte man grüne Patina am Unterkiefer.

Ueber Hakenringe von Miloslaw (13) macht Niederle in der oben angegebenen Abhandlung eine kurze Erwähnung.

Er giebt an, dass der verstorbene Custos des Museums der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, Feldmanowski, in einem Briefe an Luchs über einen in Nadziejewo (14) gefundenen Schläfenring berichtet hat. Dieser Ring befindet sich in der Sammlung der Gesellschaft. Er ist stark, aus Bronze, mit Silber plattirt. Das eine Ende ist stumpf, das andere geht in eine *S* förmige Schleife aus. Im Durchmesser misst er 4 *cm*. Nähere Fundumstände sind leider unbekannt.

In den Posener archäologischen Mittheilungen (V, S. 56, Protokolle) sind zwei Hakenringe aus Monkowarsk (15) vermerkt. Diese Ringe befinden sich in der Sammlung der Freunde der Wissenschaften, doch sind es vier kleine bronzene Ringe, die eine Kette bilden. Die Ringe sind offen, ein Ende des grössten läuft spitz zu, das andere dagegen ist umgebogen, doch steht die Biegung nicht in der Ringlinie, sondern zu seiner Seite und entspricht dem von Niederle angegebenen zweiten Typus. Die drei weiteren zur Kette aufgehängten Ringe sind immer kleiner und haben freie, stumpfe Enden. Die Durchmesser betragen 2 *cm*,

Digitized by Google

1,5 *cm*, 1,4 *cm*, 1,2 *cm*. Das Ganze macht den Eindruck eines Ohrgehänges, wofür auch die scharfe Spitze des grössten Ringes spricht.

Man hat als Beweis, dass die Schläfenringe von Osten nach Westen zu ihre Verbreitung fanden, auch die Hacksilberfunde herangezogen. Diese Funde sind gewiss von den Arabern nach den slavischen Ländern importirt worden, doch die Zahl der Hakenringe in ihnen ist sehr gering und die vorgefundenen Exemplare können nur bestätigen, dass die Araber ihre Erzeugnisse der Sitte der Slaven adaptirten. Niederle behauptet mit Recht, dass man Hacksilberfunde in Gegenden gemacht hat, wo Schläfenringe nie gefunden wurden. Die Provinz Posen ist reich an Hacksilberfunden, Jaźdzewski (Posener archäologische Mittheilungen H. V, S. 49) hat deren 37 beschrieben. Die Zahl hat sich seitdem meines Wissens um 3 vermehrt. In letzter Zeit hat man noch in Ulejno, Wengierskie und Nekla, alles Ortschaften im Kreise Schroda, Hacksilberfunde gemacht. Der Fund von Ulejno ist theils in den Besitz des Rechtsanwalts Szmyt in Schroda, theils in meinen Besitz gekommen, der Fund von Wengierskie befindet sich im hiesigen Landesmuseum, In beiden sind Hakenringe nicht vorhanden. Wo der Fund von Nekla geblieben, ist unbekannt. Unter diesen 40 Hacksilberfunden kommen nur zweimal Schläfenringe vor: im Funde von Rakwitz (16) (Zeitschr. f. Ethnol. Verhandl. X, 212 und Schwartz: Materialien I) und von Stempocin (17). Der Stempociner Fund ist im hiesigen Landesmuseum (Zeitschr. d. Posener histor. Gesellschaft VIII, XXXIII.). Der silberne Ring ist ziemlich stark, das eine Ende ist stumpf, während an dem anderen die charakteristische Schleife sich befindet. Durchmesser 1,5 *cm*. —

So viel Material konnte ich aus der Literatur zusammenstellen. Ich gehe zu den Schläfenringen über, die bis jetzt nicht beschrieben und veröffentlicht wurden.

Im hiesigen Landesmuseum werden 7 Schläfenringe aus Kupfer oder Bronze, wie es die Patina in dünner Lage anzeigt, von Nakel (18) aufbewahrt. An einem ist die Schleife abgebrochen, die übrigen sind gut erhalten. Schon früher (Zeitschr. f. Ethnol. 1884, Verh. S. 308) wurden in Nakel unter Fundamenten zwei Schädel mit Hakenringen gefunden. Lissauer (Denkmäler u. s. w. S. 180) giebt an, dass sie im Besitz der historischen Gesellschaft zu Bromberg sich befinden.

Im vergangenen Jahre fand mein Sohn in Wengierskie bei Schroda (19) im freien Felde einen Hakenring, der in meinen Sammlungen verbleibt. Der Ring ist stark, aus Bronze mit Silber beschlagen, welches theilweise vernichtet ist. Ein Ende ist stumpf, das andere hat die *S* förmige Biegung. Durchmesser 2 *cm*. Von diesem Orte besitze ich eine grössere Sammlung von Feuerstein-Artefacten, die auf eine hier in prähistorischer Zeit bestehende Feuersteinstätte hinweisen. Oben schon erwähnt ist der Hacksilberfund von Wengierskie.

Aus dem Kreise Schubin (20) besitzt das hiesige Landesmuseum einige Ringe, ein Geschenk des Landraths Chappuis, ohne nähere Angabe des Fundortes.

In letzterer Sammlung befinden sich einige Bruchstücke von Ringen, an einem die charakteristische Schleife. Gefunden zu Gluchowo, Kreis Pleschen (21).

Loncz-Mühle bei Posen (22). Hier machte man einen Hacksilberfund, von dem ein kleiner silberner Hakenring sich im Posener Landesmuseum befindet. Es scheint dies wohl derselbe Hacksilberfund zu sein, dessen Jaźdzewski nach Menadier Erwähnung thut (Posener archäologische Mittheilungen V. 49). Dieser Fund soll seit 1872 im Museum zu Berlin aufbewahrt werden.

Sechs Stück in der Gegend von Dolzig (22) gefundene Schläfenringe besitzt Graf Wąsierski-Kwilecki in Wróblewo. 4 Ringe sind aus Bronze mit Silber beschlagen, 1 Ring aus Bronze, einer aus Kupfer. Die schleifenfreien Enden sind

Digitized by Google

stumpf, die Grösse verschieden. Die versilberten haben Durchmesser von 3,5, 3,75, 4, 4,5 *cm*, der kupferne von 4,5, der bronzene von 3,5 *cm*.

In der Sammlung der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften befinden sich noch 3 Schläfenringe, die in Binie-Piątkowo bei Miloslaw (24) mit Email-Perlen neben einem Gerippe lagen. Der Schädel, wie auch die Perlen, sind aufbewahrt. Die kleinen, silbernen Ringe ähneln ganz denen, die unter Hacksilber sich finden. Alle drei haben die S förmige Biegung, die anderen Enden sind bei zweien stumpf, beim dritten spitz. Die Ringe sind verbogen, ihr Umfang misst 5 *cm*, 4,5 *cm* und 4,3 *cm*.

7 Schläfenringe aus Bronze mit vollständiger Schleifenbildung befinden sich noch im Posener Landes-Museum. Diese stammen von Seehorst bei Mogilno (25). Nähere Fundumstände sind unbekannt.

Herrn Dr. Baumert verdanke ich noch die Nachricht über zwei Funde in der Provinz Posen, die sich in den Sammlungen der histor. Gesellschaft f. d. Netze-Distrikt in Bromberg befinden. Von Buszkowo (26), Kreis Bromberg, stammen 10 Ringe und Messerchen. Die Form der Ringe ist länglich, 6,0—8,0 *cm* Durchmesser, Oeffnung 4,5—6,5 *cm*. Alle sind aus Bronze.

Von unbekanntem Fundorte (27) besitzt die Gesellschaft Schädel, 2 runde Ringe mit geringer Oeffnung. Durchmesser etwa 7,5 und 6,0 *cm*.

Wir lesen eine Mittheilung in der Zeitschr. f. Ethnol., Verhandl. 1882, S. 562, wo angegeben ist, dass in Neudorf bei Kriewen Schläfenringe gefunden wurden. Es sind dies starke, grosse, bronzene Reifen, keine Ringe. —

Es ist uns somit gelungen, über 25 Fundorte von Schläfenringen in der Provinz Posen zusammenzustellen, gewiss eine stattliche, die Ansicht Niederle's bestätigende Zahl. Sie würde sich wohl grösser stellen, wenn auch die kleinsten Sammlungen in Betracht gezogen werden könnten. Die Ringe kommen nur in Skelettgräbern vor, die oft schon lange keine Spur nach sich gelassen haben, und ein zufällig ausgepflügter Ring entzieht sich leicht dem Auge des Forschers, und noch mehr dem des für solche Sachen gleichgültigen Arbeiters. —

(15) Hr. P. Reinecke übersendet aus München, 15. April, folgende nachträgliche Bemerkungen über

skythische Alterthümer.

In seinem Aufsatze über „Barbarische und Griechische Spiegel" (Zeitschr. f. Ethnol., XXIII, 1891, S. 81—88) machte vor einigen Jahren K. Schumacher auf den merkwürdigen Zusammenhang aufmerksam, welcher zwischen einem Bronzespiegel aus einem Grabe der mittleren La Tèneperiode von Dühren (im nördlichen Baden) und einer Reihe ähnlich gebildeter Stücke aus Südrussland besteht. Ich hatte vor Kurzem Gelegenheit (Zeitschr. f. Ethnol., XXVIII, 1896, S. 1—44), des Weiteren auf die auffallende Thatsache hinzuweisen, dass diese südrussischen Spiegel, welche aus Kurganen der skythischen Epoche stammen und sicherlich typische Toilettengegenstände der Skytho-Sarmaten bildeten, neben einigen anderen Formen in ziemlich nahe Beziehung zur La Tèneperiode Mitteleuropas treten, und dass sich in der Zeit der Keltenherrschaft gewissermaassen ein griechischer, vom Osten, von den griechischen Colonien am Pontus und ihrem skythischen Hinterlande her, ausgehender Einfluss relativ weit im Westen geltend mache.

Eine weitere Bestätigung dieser Ansicht bringt ein mir bisher entgangener Fund aus dem südlichen Schottland, aus der Grafschaft Kirkcudbright, der einen dieser typischen Spiegel enthielt, welche auf keinen Fall etruskisch sind und sich nie

Digitized by Google

aus der etruskischen Form entwickelt haben können. Daniel Wilson berichtet über diesen Fund, welcher im Museum zu Edinburgh aufbewahrt wird, in seinen „Prehistoric Annals of Scotland“ (London 1863), vol. II, p. 228—229, Folgendes: A discovery of bronze relics of great interest was made, in 1861, in tranching a moss in the parish of Balmacmellan, New Gallowey. Undermeath the upper stone of a quern lay a series of bronze plates cut into segmental patterns, and decorated with ornamental studs: probably the metallic ornaments of a wooden situla or box in which the more valuable objects had been deposited. The most important of these is a bronze mirror, and a highly ornamented crescent-shaped plate of the same metal .... The mirror (Fig. 147) measures, with its handle, thirteen inches in lenght. Its workmanship gives proof of great metallurgic skill ....

Ein ausführlicher Fundbericht, mit den gleichen Abbildungen, wie bei Wilson, ist im IV. Bande der Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland (Edinburgh 1863), p. 293—295, enthalten. Eine nochmalige Besprechung und genauere Beschreibung der einzelnen Fundstücke erschien im VII. Bande der Proceedings (Edinburgh 1870), p. 348—350, zugleich mit einer guten Abbildung der Verzierung des Bronzespiegels in natürlicher Grösse; an dieser Stelle wird auch ausdrücklich auf den „Late Celtic“-Charakter dieser Alterthümer hingewiesen.

Die Bronzezierplatten von Balmacmellan zeigen in Combination mit einem einfachen Wellenband, gleichsam in Rankenbildung, Doppelspiralen u. s. w., in einer Ausführung, welche den Schneckenmustern und Spiralornamenten auf zahlreichen Schmuckstücken der La Tènezeit Mitteleuropas, namentlich ihres älteren Abschnittes, nahe steht. Jedenfalls gehört auch der Fund von Balmacmellan der älteren Phase des „Late Celtic“-Styles an, nicht seinem Abschlusse. Der Spiegel, den wir hier nach D. Wilson, l. c. Fig. 147, abbilden, ist ziemlich gross; nach der Zeichnung zu urtheilen, scheinen Griff und Spiegelrund aus einem Stück zu sein. Der Griff ist nicht gleichmässig breit, sondern nach dem freien Ende zu scheibenförmig gestaltet, in einer Form, wie sie aus Südrussland aus Skythen-Kurganen nicht unbekannt ist (Kul-Oba bei Kertsch; Stawropol; Mikolajow, Rijanowka, Smela (Gub. Kiew) u. s. w.). Der auf die Scheibe übergreifende Abschnitt des Griffes, welcher an den prachtvollen Skythen-Spiegeln Galiziens, Ungarns und Siebenbürgens nicht fehlt, ist hier durch eine Zierplatte, die ein Ornament in ächtem La Tènestyl des westlichen Europas schmückt, wiedergegeben. Das Ende des Griffes trägt übrigens gleichfalls ein keltisches Muster, ein Triquetrum, welches sich aus drei ausgeschnittenen Halbmonden zusammensetzt.

In direkter Vergesellschaftung mit Fundstücken der La Tènezeit treffen wir auch noch eine andere Kategorie „skythischer“ Alterthümer an, die Halsringe mit hohlen konischen Enden aus dünnem Metallblech. Diese Halsringe sind uns bisher, abgesehen von Südrussland, nur in Ostpreussen bekannt geworden; ihre genaue Zeitstellung ist noch nicht ganz gesichert. Einige Exemplare dieser Gattung wurden vor vielen Jahren bei Fürstenwalde unweit Königsberg gefunden, an einer Stelle, wo bei späteren Nachgrabungen nur noch römische Gegenstände zum Vorschein kamen. Nach Tischler sollen nun diese Halsringe, weil unter der Ausbeute der älteren Nachgrabungen bei Fürstenwalde (A. Hensche: Der Gräberfund

Digitized by Google

bei Fürstenwalde, mit Tafel. Schriften der phys.-ökon. Ges., X., 1869, S. 147—158) sich auch einige frührömische Alterthümer befanden, dem älteren Abschnitte der Kaiserzeit angehören. Der grösste Theil der mit den Halsringen ausgegrabenen Gegenstände entspricht jedoch einer älteren Epoche: Halsringe mit verdickten massiven Enden (Hensche, a. a. O., Taf. III, Fig. 16), eine lokale Nachahmung des gallischen Torques, kennen wir nur aus der La Tènezeit, desgleichen Armreife mit verdickten Enden und einer Anschwellung in der Mitte des Ringes (Hensche, Fig. 15). Von den Bronzeblechplatten mit getriebenen Mustern (Hensche, Fig. 1—5) gilt das Nämliche; Analogien zu ihnen sind aus Schweden, aus einem „Brandpletter"-Felde in Ostgothland (Månadsblad, XI, 1882 (Stockholm 1883), p. 181—185, Fig. 73, 74; Montelius et Reinach: Les temps préhistoriques en Suède, Paris 1895, p. 144, Pl. XIV, 4, 5), wo sie in die Mittel-La Tènestufe zu setzen sind, und aus Brandenburg (Urnenfriedhof von Eichstedt-Vehlefanz, Kr. Osthavelland. Museum für Völkerkunde und Märk. Museum zu Berlin), wo sie gleichfalls der mittleren La Tèneperiode, nicht erst ihrem Schlusse, angehören, nachgewiesen worden. In welcher Weise die eigenthümlichen Beziehungen, welche zwischen diesen Halsringen aus Ostpreussen und gleichen Stücken aus Südrussland existiren, ihre Erklärung finden, lässt sich zur Stunde noch nicht einmal vermuthen, da wir über die archäologischen Verhältnisse der Ländergebiete am Aussenrande der Karpathen noch fast vollständig im Unklaren sind.

Anders steht es mit dem Bronzespiegel aus Schottland. Es ist natürlich, ebenso wie bei dem Grabfunde von Dühren, ausgeschlossen, den Spiegel direkt mit den Skythen in Verbindung bringen zu wollen, obgleich gerade die nächsten Gegenstücke zu ihm im Skythenlande zu finden sind. Wir können in diesem Falle nur voraussetzen, dass eine Beeinflussung der Kelten des unteren Donauthales durch die ihnen wegen ihres Verkehrs mit den Griechen culturell überlegenen Skythen an den Donaumündungen erfolgte und sich dieser Einfluss indirekt auch bei den stammesverwandten Nationen in Gallien und Britannien geltend machte. Mit ziemlicher Sicherheit bekundet dieses Fundstück aus Schottland wiederum einen Zusammenhang mit den östlichen griechischen Colonien, nicht mit jenen am westlichen Mittelmeer, mit Massalia, wie es heissen könnte, und dem in künstlerischer Hinsicht ganz von Griechenland abhängigen Etrurien. Auch für die sehr schwankende Chronologie der Skythen-Kurgane Südrusslands gewährt uns der schottische Spiegel einige Anhaltspunkte, welche nicht ohne Belang sind.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Barbaren in Mittel- und West-Europa zur La Tènezeit mit den classischen Völkern an verschiedenen Stellen in Berührung traten und von verschiedenen Richtungen her die Elemente ihres decorativen Formenschatzes empfingen. Die Gesichtsmasken, Schnecken- und Spiralmuster des La Tènestyles, die uns in ihrer eigenthümlichen Entfaltung gerade in den älteren Abschnitten dieser Periode entgegen treten, gehen auf rein griechische Arbeiten, zumeist auf solche des strengen Styles, zurück. Die Beziehungen der Länder nördlich der Alpen zu Ober-Italien und Etrurien mögen hierbei den grössten Antheil haben. Prachtvolle Grabfunde aus dem mittleren Rheingebiete, welche griechische Thon- und Metallgefässe, sowie italische Nachbildungen und daneben mehr oder minder gelungene einheimische Copien der importirten Vorbilder enthalten, vereinzelte Funde aus Frankreich und Dänemark desselben Charakters bilden die Belege für den regen Verkehr mit der italischen Halbinsel. Massalia kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Es müssen aber auch die Verbindungen der keltischen Sphäre mit dem Osten, dem Pontusgebiet, ganz be-

Digitized by Google

deutende gewesen sein; wahrscheinlich waren sie intensiver, als wir vermuthen oder an der Hand unserer spärlichen Funde nachweisen können. —

(16) Hr. A. Treichel in Hoch-Paleschken, Westpr., überschickt folgende Mittheilung:

Einrichtung des Geheimgemachs.

Das sonderbare Ueberbleibsel aus alter Zeit, dessen ich bei der Besprechung des alten Deutschordens-Schlosses zu Bütow Erwähnung thun musste (S. 135), mitsammt seinen deutlich ausgesprochenen Spuren, fand für mich als Darsteller (naturalia non sunt turpia!) vermöge der Duplicität der Fälle bald ein Analogon, als ich in der Herbstzeit 1895 bei der Versammlung des Preussischen botanischen Vereins der ostpreussischen Stadt Rastenburg als Versammlungsort einen Besuch abstattete. Obschon im neumodischen Werdeprozess in jeder Beziehung begriffen, blieb doch nicht unbemerkt, was vordem schon ex literis feststand. Non olet!

Adolf Bötticher: Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreussen, Heft II. Natangen, Königsberg 1892, S. 148 sagt von der Stadt Rastenburg: „In der westlichen, die Stadtmauer begleitenden Strasse liegen in mehreren Häusern im ersten Stockwerk noch nach der Strasse vorgebaute Abtritte."

Diese gegenwärtig ausser Gebrauch gesetzte Einrichtung ist noch an einigen in Fachwerk mit vorspringendem Stockwerk erbauten Häusern einer an der Stadtmauer in Rastenburg sich hinziehenden Nebengasse wahrnehmbar, wie der Major a. D. Beckherrn in seiner topographischen Darstellung Rastenburgs bemerkt.

Nach glaubwürdiger Mittheilung befand sich noch in den zwanziger Jahren am Markte ebendaselbst ein Haus, aus dessen oberem Stockwerke ein Abtritt nach einer Nebengasse hinausragte.

Aus Cap. XI, Dist. 3 der Willkür der Stadt Rastenburg von etwa 1638 (vgl. Beckherrn, Altpr. Mon.-Schr. XXII, S. 592 u. 590, Anm.) geht hervor, dass damals noch Abtritte aus den Häusern auf die Gassen hinausgebaut waren.

Das in einem Epitaph der St. Georgenkirche zu Rastenburg befindliche und die Stadt um das Jahr 1630 darstellende Gemälde zeigt auch einige derartige Abtritte, welche oben an der Stadtmauer über dem Stadtgraben schweben. Vgl. Beckherrn, Die St. Georgenkirche zu Rastenburg in Altpr. M. S. XX, 250. Es heisst dort: „Unter diesem Dache (der alten Erzpriesterwohnung, wo jetzt das Gymnasium) hoch oben an der Mauer hängt, gleich einem Schwalbenneste, ein kleiner erkerartiger Vorbau, das Kämmerlein, in welchem der ehrwürdige Pfarrer fern vom Getreibe der Welt in stiller Beschaulichkeit sich seiner leiblichen Bürde zu entledigen pflegte. Auch in der Mitte einer äusseren Befestigungsmauer ragt ein kleines rundes Thürmchen erkerartig hervor". S. 279 sagt dann C. Beckherrn im Weiteren über das Studienzimmer des Predigers und das ihm in bequemer Nähe befindliche und erkerartig über die Stadtmauer hinausragende heimliche Gemach: „Die Stille dieses Ortes mochte wohl zuweilen dazu einladen, hier in der Frühe des Sonntagsmorgens die später zu haltende Predigt noch einmal zu memoriren, wie man aus einer Begräbnissrede des M. Mich. Lilienthal auf den Pfarrer Willamorius schliessen darf. Die betreffende Stelle lautet: „Kommt denn der Sonnabend herbey, so sind noch wohl etliche, welche auf die Sonntagsarbeit gedenken, und da darf binnen etlichen Stunden niemand vor sie kommen, sondern sie studieren alsdann (wie ihre Frauen sprechen), das ist, sie sitzen über einer Postille und schmieren daraus eine Predigt zusammen,

Digitized by Google

die sie des Sonntags morgens auf der Post memoriren (A. Rogge, Schattenrisse. Altpr. M.-S. Bd. 16, S. 95).

In dieser Willkür stehen nun mehr dergleichen Vorschriften polizeilicher Art, die in Verboten bestehen, so dass man eigentlich nicht immer gerade zu folgern braucht, es habe dasjenige auch wirklich bestanden, wofür ein Verbot existirt. So soll nach Cap. 19, Dist. 1, Niemand was Unreines an Koth, Unflath oder abgestorbenem Aas, noch etwas anders, so einem Menschen widerwärtig sein möchte, in die Grundbören (Brunnen) werfen, bei Thurmstrafe oder nach Erkenntniss des Rathes. Das Caput XI ist ganz den Strassen und Gassen gewidmet, sowie deren Reinlichkeit. Holz und Mist soll nicht beim Kaak (Stiernagel) abgelegt, Kottele vom geschlachteten Grossvieh nicht in der Stadt ausgeschüttet oder reingemacht, Blut vom Aderlassen durch den Barbierer nicht auf die Gasse gegossen, Leder oder Sämisch vom Schuster, Riemer oder Weissgerber nicht in der Stadt gegerbt und gewaschen, auch dessen Wasser auf die Gasse gegossen, der vorhandene Mist (Dist. 2) sowohl von den Thüren, als hinter den Ställen, alle vierzehn Tage vor der Stadt ausgeführt werden. Die angezogene Distinctio 3 befiehlt: Es soll Niemand eine Kloake oder Heimlichkeit an der Gasse ausbauen, noch denselben Unflath auf die Gasse giessen, bei 3 Mk. Strafe.

Wie auch nach der Mittheilung des Verfassers die Aufbewahrung des Düngers in Gruben und Kasten, welche unmittelbar an der Strasse lagen, die Hauptstrassen nicht ausgenommen, eine Einrichtung war, die noch am Ende der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts bestand, so ragten zu der gedachten Zeit nach demselben an den oberen Stockwerken einiger Häuser die Abtritte in die Strasse hinaus und waren auch im Gebrauche. Durch die merkwürdige Einrichtung wurden bei den oben vorspringenden Häusern die Gefälle unmittelbar auf die Strasse befördert. Sprüche nicht die Ueberlieferung und der Beweis des Hauses am Markte für die Wahrheit dieser Thatsache, so könnte man bei den Häusern der Nebenstrasse entlang der Stadtmauer zur Beschönigung sagen, erst durch Schaffung des Strassenzuges auf dieser bestimmten Seite hatte sich gewissermaassen Rück- und Vorderseite der Häuser vertauscht.

Mit dem Obigen muss sich denn allerdings ein Anderes in Einklang bringen lassen. Eigentlich verbietet Cap. 9 (vom Viehhalten), Dist. 3, dass Niemand seine Kühe, Schweine oder ander Vieh auf der Gasse umhergehen lasse. Wären nur alle diese polizeilichen Vorschriften, für eine Landstadt durchaus passend, streng gehandhabt, so muss die Stadt damals einen ungleich günstigeren Eindruck gemacht haben in dieser Beziehung, als zu Ende der zwanziger Jahre, wo nach Versicherung des Verfassers die Strassen der Stadt die unbestrittenen Tummelplätze der in Distinctio 3 genannten Dickhäuter waren. In der Anmerkung erwähnt derselbe auch, ein fürsichtiges und wohlweises Stadtoberhaupt habe gerade damals auf eine Vorhaltung die Erlassung eines bezüglichen Verbotes abgelehnt, gerade mit Rücksicht auf die Reinhaltung der Strassen. Die Erklärung dieses räthselhaften Ausspruches findet man wohl, wenn man sich zugleich der eigenthümlichen Geschmacksrichtung der erwähnten Thiere erinnert. Daher ist auch in vielen Gebirgsdörfern oder Einzelbauden die Einrichtung der nöthigen Lokalität so geschehen, dass das geschmacksverirrte Rüsselvieh immer freien Zutritt hat und dabei oft einen wehmüthigen Blick nach oben thut.

Endlich erwähnte Hr. Major Beckherrn noch einer ähnlichen Einrichtung an dem ehemaligen Schlosse zu Braunsberg, nehmlich zweier galerieartiger Holzbauten, welche von der Haupt-Etage des Schlosses bis über die Parchammauer hinweggeführt sind, wo sie über dem Graben endigen. Sie sind dargestellt auf dem Sterzel'schen Prospect von Braunsberg. Vgl. Böttticher, Kunst- und Bau-

Digitized by Google

Denkmäler, Ermland. Diese Herrichtung dürfte am meisten Aehnlichkeit haben mit der am Schlosse zu Bütow.

Aus den über diesen Punkt der geheimen Gemächer handelnden Bemerkungen hebe ich im Anhange noch Einiges hervor. Beckmann, Geschichte der Erfindungen, II, 357, 362 u. 441 ff. meint, die Abtritte seien erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts aufgekommen, selbst in Paris. Dass aber die Abtritte weit früher bei und in den Wohnhäusern gebräuchlich waren, ergiebt sich schon aus dem Umstande, dass bereits in dem Stadtrechte von Ripen in Jütland in Dänemark 1292 der § 68 verordnet: „Keiner darf Schweinställe oder Heimliche Gemächer näher als 5 Fuss nach der Strasse und näher als 3 Fuss nach seinem Nachbar hin anlegen. Vom Kirchhof aber muss er 7 oder wenigstens 5 Fuss entfernt bleiben.“ Das erwähnt Nyerup, Culturgeschichte von Dänemark und Norwegen. Altona 1804, S. 203. Und die Nordischen Reiche pflegten doch nicht in der Cultur voranzugehen! In Freyberg's Sammlung V, 83 f. steht ferner ein Beispiel aus Tirol vom Jahre 1380. Trotz der Zweifel von Beckmann in Bezug auf das frühe Dasein solcher Gemächer ist aber dafür entscheidend genug ein uns überliefertes Bild. Aus Bildern jener Zeit mag wohl weniger Belehrung in dieser Hinsicht erfolgen, weil die Zeichnungen allzu roh sind, als dass sie einen richtigen Begriff von der Bauart der Häuser gewähren könnten. Ein treueres Bild der damaligen Bauart erhält man durch Holzschnitte aus dem letzten Viertel des 15. und 16. Jahrhunderts, namentlich aus jenen des Weisskunigs und von Petrarcha's Trostspiegel. In den engen Gassen unserer Land- und alten Reichsstädte, die vordem auch nichts anderes waren, würde man wohl noch leicht die Originale davon zu sehen bekommen. Aus den früheren Jahrhunderten giebt auch der Heidelberger Codex des Sachsenspiegels mehrere Bilder von Gebäuden aller Art. Sie gehören dem 13. Jahrhunderte an, und zwar dessen erster Hälfte, nehmlich der Zeit vor dem Jahre 1220, wie Kopp mit möglichster Bestimmtheit nachgewiesen hat Proben davon sind vorgelegt in „Häuser, Hausgeräthe und das Stadtleben der Vorzeit überhaupt“. Nachtrag (in J. Scheible's Kloster. Bd. VI. Die gute alte Zeit, S. 1063 und Tafel II). Bei der Figur Nr. 88 bemerkt man einen deutlichst sichtbaren Abtritt; denn selbst das Zeichen der Brille ist dem Innenraume eingedruckt, damit ja kein Irrthum obwaltet. Dieser Raum befindet sich ebenfalls in erhöheter Lage und ist unter ihm für die Bauart des Hauses ein eckiger Platz freigelassen. Unten deutet eine Blume auf freies Feld hin und das von oben herabhängende Gewirr, scheinbar Stroh, kann wohl auf die schon damalige Benutzung zu Zwecken der Düngung hinzielen. —

(17) Hr. Paul Bartels übergiebt eine Mittheilung über

eine neue Methode der Capacitätsbestimmung des Schädels.

Als mir im vorigen Jahre von Hrn. Geheimrath Waldeyer und Hrn. Prof. W. Krause eine grössere Anzahl von Schädeln des anatomischen Museums übergeben war, um sie für den Schädelkatalog zu messen und zu beschreiben, hatte ich Gelegenheit, auf Anregung und unter Leitung des Herrn Krause ein neues Verfahren der Bestimmung des Schädelinhaltes zu erproben, das ich hier kurz skizziren möchte.

Die Messung beruht darauf, dass der Schädel durch Stopfen und Schütteln möglichst gleichmässig mit Erbsen gefüllt und dann das Gewicht dieser Erbsen durch Wägung festgestellt wird. Eine Gleichung ermöglicht dann die Umrechnung der gefundenen Gramm Erbsen in Cubikcentimeter Wasser.

Digitized by Google

Die Erbsen („kleine grüne Felderbsen"), welche ich benutzte, waren nach Hrn. Welcker's[1]) Vorschrift für das hiesige erste anatomische Institut ausgelesen worden, und hatten einen Durchmesser von etwa 5 *mm*. Ich übte mich nun zunächst in der Technik am Ranke'schen Bronzeschädel so lange, bis ich Resultate erzielte, deren grösste Differenz nicht mehr, als 15 *g*, betrug. Ich füllte dabei den Bronzeschädel derart, dass ich die Erbsen mittels eines Trichters durch das grosse Hinterhauptsloch hineingoss und mich bemühte, durch Nachhelfen mit dem Zeigefinger und durch Hin- und Herneigen des Schädels auch die, durch den Clivus Blumenbachii und die Sella turcica z. Th. abgesperrte, vordere und mittlere Schädelgrube möglichst gleichmässig zu füllen. Wenn dann das Niveau bis zum grossen Hinterhauptsloche stieg, presste ich durch leichten Druck mit dem Daumen und durch langes Schütteln und Hin- und Herschwenken des Schädels die Erbsen so lange zusammen, bis schliesslich nach wiederholtem Zufüllen ein Maximum der Füllung erreicht war. Von dem Bronzeschädel war bereits vor der Füllung das Gewicht festgestellt worden; er wurde jetzt mit den in ihm enthaltenen Erbsen wieder gewogen und durch Subtraction das Gewicht der Erbsen festgestellt.

Als ich geübt genug war (höchste Differenz 15, s. o.), mass ich die Capacität des Bronzeschädels auf diese Weise 10 mal, um eine Durchschnittszahl gewinnen zu können. Ich erhielt folgende 10 Zahlen:

1.	1106,0 *g*	
2.	1108,0 „	(höchste Zahl)
3.	1106,0 „	
4.	1103,0 „	
5.	1102,0 „	
6.	1103,0 „	
7.	1095,0 „	(niedrigste Zahl)
8.	1104,0 „	
9.	1099,0 „	
10.	1100,0 „	
Durchschnitt . .	1102,6 *g*	
Aufgerundet auf	1103,0 „	

Nun ist die Capacität des Bronzeschädels in Cubikcentimetern bekannt; sie beträgt 1293,5 *ccm*; aufgerundet ergiebt dies 1294 *ccm*.

Um nun das Volumen x irgend eines Schädels zu bestimmen, bei dem das Gewicht der hineingestopften Erbsen p betrug, benutzte ich die Proportion:

$$x : p = 1294 : 1103$$

d. h. der Cubikcentimeter-Inhalt eines Schädels verhält sich zu seinem Inhalt an Grammen Erbsen, wie der Cubikcentimeter-Inhalt des Bronzeschädels zu seinem Gramminhalt, d. h. wie 1294 : 1103. Hier ist nur die Zahl x unbekannt, denn p ist ja jederzeit durch einfache Wägung zu gewinnen. Man erhält also als Werth für die Capacität des zu messenden Schädels

$$x = \frac{1294}{1103} \cdot p$$

$$\text{oder } x = 1{,}173 \cdot p$$

Das heisst also:

1) Welcker: Die Capacität und die drei Hauptdurchmesser des Schädels, Arch. f Anthr. XVI. (1886). S. 13. [1, 3. § 11.]

Digitized by Google

Wenn ich irgend einen Schädelinhalt nach Cubikcentimetern bestimmen will, so brauche ich nur die Zahl, welche das Gewicht der hineingestopften Erbsen angiebt, mit dem Coeffizienten 1,173 zu multipliciren, um die Zahl der Cubikcentimeter Wasser zu erhalten, die der Schädel fasst.

Wenn also die Capacität eines Schädels gemessen werden sollte, so stellte ich zuerst sein Eigengewicht fest, füllte ihn dann möglichst sorgfältig (wie oben beschrieben) mit Erbsen und stellte dann das Gewicht p der Erbsen fest. Zur Controle habe ich jeden Schädel mindestens zweimal gefüllt und gewogen. Meist erhielt ich bei der zweiten Messung ein etwas niedrigeres Resultat; betrug die Differenz 10 *g* oder weniger, als 10 *g*, nach oben oder unten, so begnügte ich mich mit diesen beiden Messungen, nahm die höhere Zahl als die genauere an, multiplicirte mit dem Coefficienten 1,173 und gewann so die Capacität x des Schädels an Cubikcentimetern Wasser. Falls es einmal geschah, dass ich bei der Wiederholung der Wägung ein Resultat bekam, das um mehr als 10 *g* von dem ersten differirte, so wiederholte ich die Füllung und Wägung so lange, bis die Differenz zwischen den beiden grössten Zahlen höchstens 10 betrug, und nahm dann das höchste Resultat als das richtige an, woraus ich dann wie oben die Capacität berechnete. (Doch ist dieser Fall nur 1 oder 2 mal vorgekommen; die Differenz betrug bei der Wiederholung der Messung durchschnittlich 5 *g*. Ein öfteres Vorkommen höherer Differenzen würde ja auch Mangel an Uebung und Ungleichwerthigkeit der einzelnen Wägungen beweisen und die Anwendung eines für jede Messung annähernd geltenden Coefficienten ausschliessen.)

Es sind bisher bereits eine ganze Anzahl von Methoden angegeben worden, und ein Theil derselben ist auch bei den Messarbeiten in der Berliner anatomischen Sammlung zur Anwendung gelangt. Andere freilich, wie z. B. die Cubirung des Schädels durch Messung des verdrängten Wassers, die Methode des Ausgiessens aller Oeffnungen mit Wachs und der Füllung des Schädels mit Wasser, das Verfahren von Herrn Mies (Zeitschrift für Ethnol. XVI. (1894) S. (257)ff.) u. s. w. können zwar zur genauen Bestimmung eines einzelnen besonders interessanten Schädels, oder z. B. zur Tarirung eines Crâne étalon, sehr brauchbar sein; doch sind dieselben in praxi in Instituten, wie das hiesige, wo es sich um eine sehr bedeutende Zahl zu messender Schädel handelt, bei der geringen Anzahl der Bearbeiter, die hierfür zu finden sind, nicht gut zu verwenden, weil sie zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Aber auch die gebräuchlicheren Verfahren haben vom Standpunkte unseres Institutes aus, das auf die Mithülfe von Studierenden, also von Anfängern, angewiesen ist, ihre Mängel. Wir wollen dieselben kurz betrachten.

In seiner grossen Arbeit: „Die Capacität und die drei Hauptdurchmesser der Schädelkapsel bei den verschiedenen Nationen“ (Arch. f. Anthr. XVI (1886) S. 1ff.) unterzieht Herr Welcker die bis zum Jahre 1886 gebräuchlichen Methoden einer ausführlicheren Besprechung. Er klagt S. 3: „Ich habe oben gezeigt, dass bei der Art und Weise, wie die Volumetrie seither und bis zu dieser Stunde geübt wird, bei der Mangelhaftigkeit der Controlmittel, welche bisher zu Gebote standen oder benutzt wurden, der Innenraum eines und desselben Schädels von verschiedenen Forschern um 100 und mehr Cubikcentimeter verschieden bestimmt wird“

Die gebräuchlichen Methoden der Capacitätsbestimmung, die sich auch zur Anwendung im Grossen eignen, fasst nun Hr. E. Schmidt in seinem Buche: „Die anthropologischen Methoden“ (Leipzig 1888, S. 213) folgendermaassen zusammen:

Digitized by Google

„Das Verfahren, das dabei" (d. h. bei der Bestimmung des Schädelinhaltes) „zur Anwendung kommt, ist das, dass die Höhlung der Hirnkapsel zunächst mit einem, aus rundlichen Körnern bestehenden Material ganz ausgefüllt und dann das Volumen dieser Füllmasse sei es durch Messung in einem graduirten Glascylinder, sei es indirekt durch Wägung und Berechnung (mit Hülfe des specifischen Gewichtes der Füllmasse) bestimmt wird."

Als Füllmasse hat man nun nach Broca Schrotkörner, nach Welcker, Schaaffhausen u. A. Pflanzensamen, wie grüne Erbsen, Hirse u. s. w. angewandt.

Ueber die Broca'sche Stopfmethode äussert sich Welcker (a. a. O. S. 4) folgendermaassen: „Der eine Beobachter wird nach der Art seines Füllungsmaterials, seiner Messapparate, seines Stopf- und Füllungsverfahrens u. s. f. zu Plusfehlern, der andere zu Minusfehlern tendiren. Wer in den Schädel fest, ins Messglas locker stopft, erzielt Plusfehler und umgekehrt."

(Ebend. S. 5): „Die Schwierigkeiten der Schädelvolumetrie beruhen offenbar darauf, dass die Bedingungen einer gleich dichten Erfüllung einmal des Schädels, sodann des Messglases, sehr verschieden sind. Dort ein gerundeter Körper mit festen Wandungen, an dem kräftig gestopft und gepocht werden kann; hier ein zerbrechlicher Glascylinder, dessen Inhalt durch Aufschnickung und Rütteln, oder durch Eintrichterung, jedenfalls durch ein ganz anderes Verfahren als vorher beim Schädel, „gleich dicht" angefüllt werden soll . . . . . Je mehr Manipulationen, um so mehr Gelegenheit zu ungleichmässiger Behandlung. Wie lange soll man „verdichten"? Woran erkennen, dass die Verdichtung im Messglase die gleiche ist, wie vorher im Schädel?" Ausserdem hat die Verwendung so festen Materiales, wie Schrot, das aber wegen des Stopfens diese Festigkeit haben muss, damit es nicht zerdrückt wird, etwas sehr missliches, besonders wenn es sich um staatliches Eigenthum handelt. So schreibt auch E. Schmidt, a. a. O. S. 220: „Bei aller Vorsicht treibt der Schrotstopfer doch manchen Schädel aus einander."

Deshalb schlägt Welcker in der genannten Arbeit sein seitdem vielfach angewandtes Verfahren vor. Von diesem wird sogleich die Rede sein.

Beide Arten, die Broca'sche und die Welcker'sche, fallen unter die erste Kategorie der von Schmidt erwähnten Messmethoden, nehmlich die der Anfüllung der Hirnkapsel mit einer aus rundlichen Körnern bestehenden Füllmasse und der direkten Messung im Messcylinder. Was die andere, die sogenannte indirekte Methode der Berechnung mittelst des specifischen Gewichtes der Füllmasse betrifft, so haben wir damit ausserordentlich schlechte Erfahrungen gemacht. Nach Bestimmungen von Hrn. Prof. W. Krause (mündliche Mittheilung) beträgt das specifische Gewicht unserer Erbsen durchschnittlich annähernd 2, soweit sich das überhaupt bestimmen lässt. Ich fand für den Inhalt des Bronzeschädels 1103 *g* Erbsen; daraus hätte ich dann nach dieser Methode für den Bronzeschädel einen Inhalt von annähernd 550 *ccm* (etwas mehr) berechnen müssen, während er doch in Wahrheit 1293,5 *ccm* beträgt: denn das specifische Gewicht eines Körpers giebt an, um wievielmal schwerer ein gewisses Volumen dieses Körpers ist, als ein gleiches Volumen Wasser; wenn man also bedenkt, dass ein Volumen Erbsen, welches 1103 *g* wiegt, etwa doppelt so schwer ist, als das gleiche Volumen Wasser, ein specifisches Gewicht der Erbsen von annähernd 2 vorausgesetzt, so erhält man für das Gewicht des gleichen Volumens Wasser etwa 550 *g* oder 550 *ccm*. Der kolossale Fehler erklärt sich einmal daraus, dass der Schädel nicht nur von Erbsenmasse, sondern von einem Gemisch aus Erbsen und den zahllosen, zwischen den einzelnen Erbsenkugeln freibleibenden lufthaltigen Räumen erfüllt ist. Ausserdem aber ist das specifische Gewicht jeder einzelnen Erbse ein anderes, als das jeder

Digitized by Google

anderen, so dass man eine falsche Zahl für das specifische Gewicht erhält. Eine Durchschnittszahl zu nehmen, wäre unstatthaft, da dieselbe bei jeder Messung erst aus dem zum Füllen benutzten Theile der Erbsen allein, nicht aus dem ganzen Vorrath (nach Welcker 3 Liter) berechnet werden müsste. (Bei Benutzung von Schrot könnte man natürlich eine ziemlich grosse Gleichmässigkeit der einzelnen Körner erzielen und bedeutend bessere Resultate erhalten; doch ist dies Material aus dem oben bezeichneten Grunde in unserem Institut nicht in Gebrauch.)

Das specifische Gewicht ist also schlecht zu verwenden.

Aber auch die Welcker'sche Methode hat ihre Mängel, wenngleich sie wohl für Institutszwecke noch am besten verwendbar ist.

Sie setzt vor allem eine sehr grosse Uebung voraus, viel grösser, als das nach Hrn. Welcker's Arbeit scheint. Ich selbst, und auch Hr. cand. med. Tepling, welch' letzterer besonders sich der Vergleichung der von mir angewendeten Methode mit der Welcker'schen gewidmet hat, haben mit einer Uebung, welche für meine Methode vollkommen hinreicht, nach der Welcker'schen Methode noch 40 *ccm* und mehr Differenz bei 2 auf einander folgenden Messungen desselben Schädels als ziemlich gewöhnlich gefunden. Eine Uebung, wie Welcker sie verlangt, kann man sich meiner Meinung nach nur nach monate-, wenn nicht jahrelanger Thätigkeit verschaffen, und dies scheint mir die an und für sich schon ziemlich grosse Schwierigkeit, Bearbeiter des in den Instituten liegenden Materials zu finden, noch bedeutend zu erhöhen, da meist das Schädelmessen doch nur als Nebenbeschäftigung betrieben werden kann.

Und dann sagt Hr. Welcker selbst: „Je mehr Manipulationen, um so mehr Gelegenheit zu ungleichmässiger Behandlung.“ Auch hier ist, wie bei Broca, noch die Schwierigkeit geblieben, Messcylinder und Schädel zwar nicht möglichst dicht, aber doch gleich dicht anzufüllen. Bei der Methode der Wägung und Umrechnung mittelst des persönlichen Coefficienten dagegen haben wir nur noch eine Manipulation, nehmlich die Füllung des Schädels. Die einzige Voraussetzung ist nur, dass man sich übt, die Schädel innerhalb gewisser Grenzen, die man je nach der Uebung eng setzen kann, gleich anzufüllen; die Grenze giebt dann die Genauigkeit an, mit der der Einzelne misst.

Es liegt mir fern, mein Verfahren hier besonders anpreisen und es etwa diesen altbewährten Methoden als besser gegenüberstellen zu wollen. Ich möchte nur zeigen, dass es besonders für Anfänger geeignet ist, weil es geringe Uebung und wenig Mittel verlangt.

Eine Vergleichung der Resultate mit den nach anderen Methoden gewonnenen ist ja nicht schwer; man könnte hier zwei Wege einschlagen. Entweder man misst denselben Schädel nach den beiden zu vergleichenden Methoden. Oder man bestimmt, wie man dies ja z. B. beim Broca'schen Verfahren gethan hat, den absoluten Fehler. Ich habe darüber leider noch keine Versuche machen können, doch stelle ich mir die Bestimmung des bei meiner Methode gemachten absoluten Fehlers so vor, dass man statt eines Crâne étalon deren 2 benutzt, und nun den einen auf Grund des anderen mittelst des persönlichen Coefficienten misst und umgekehrt (z. B. je zehnmal). Man würde dann vermuthlich als absoluten Fehler bei beiden zwar nicht dieselbe, aber doch wohl annähernd dieselbe Zahl finden. Fürs Erste kann ich dies freilich nur als Vermuthung hinstellen, da mir augenblicklich nur ein Crâne étalon, eben der Ranke'sche, zur Verfügung steht.

Dass auch nach meiner Methode verschiedene Bearbeiter ziemlich gleichmässige Resultate (innerhalb der gesetzten Grenzen) erhalten können, möchte ich durch ein paar Zahlen erläutern, die ich der liebenswürdigen Bereitwilligkeit des Hrn.

Digitized by Google

cand. med. Tepling verdanke. Hr. Tepling maass das Volumen des Ranke'schen Bronzeschädels 5 Mal mit den Welker'schen Erbsen und erhielt folgende Zahlen;

1. 1082,0 *g* (höchste Zahl)
2. 1081,0 „
3. 1077,0 „
3. 1079,0 „
5. 1072,0 „ (niedrigste Zahl)

Durchschnitt . . 1078,2 *g*
Abgerundet auf . . 1078,0 „

Das ergab als persönlichen Coefficienten

$$\frac{1294}{1078} = 1{,}2003$$

abgerundet auf 1,2

Mittelst dieses Coefficienten wurden nun 3 vom Diener aufs Gerathewohl aus der von mir gemessenen Anzahl herausgegriffene Schädel gemessen, und zwar jeder 3 mal[1]). Die Differenz überstieg nie die Zahl 15. Die grösste der 3 Zahlen wurde als das richtige Resultat angenommen und mit 1,2 multiplicirt. Man vergleiche nun folgende Tabelle:

Signatur des Schädels	Die 3 Resultate der Wägung, in absteigender Reihenfolge, nach Tepling *g*	Berechneter Cubikinhalt nach Tepling *ccm*	Berechneter Cubikinhalt nach Bartels *ccm*	Differenz
K. 13 Bartels	1095 1086 1081	1314	1307	7
K. 12 Bartels	1016 1010 1010	1219	1215	4
K. 6 Bartels	1086 1083 1079	1303	1290	13

Hr. Tepling erhielt also Resultate, die sich von den meinigen um 4, 7 und 13 *ccm* unterschieden. Die Unterschiede liegen also noch innerhalb der von mir bei meinen 10 Zahlen für den Inhalt des Bronzeschädels als erlaubt angesehenen Differenz von 15. Dabei ist es völlig gleichgültig, dass Hr. Tepling die Schädel viel lockerer zu stopfen pflegt, als ich (1103 *g* bei mir, 1078 *g* bei Hrn. Tepling für den Bronzeschädel). Es kommt eben nur darauf an, dass man alle Schädel, die man misst, gleich fest, bezw. gleich locker anfüllt, was bald gelernt ist.

1) Zufällig traf es sich, dass diese 3 Schädel zu den ersten 20 von mir gemessenen gehörten, so dass also Hrn. Welker's Forderung (a. a. O. S. 55 ff.) der „umschlossenen Messungen" erfüllt ist.

Digitized by Google

Ich möchte demnach glauben, dass die Methode wirklich hält, was sie zu versprechen scheint. Freilich muss ich zugeben. dass diese wenigen Zahlen noch nicht als Beweis gelten können; leider war es mir bisher unmöglich, mehr zu erhalten. Vielleicht geben aber diese Zeilen die Anregung zu einer Nachprüfung auch von anderer Seite. —

(18) Hr. Ph. Ehlers übersendet im Namen des Hrn. Papendiek (Dahlheim b. Königsberg i. Pr.) unter dem 13. April, folgende Krankengeschichte, verfasst von Hrn. Dr. Hoeftman zu Königsberg und betreffend das in den Verh. 1895, S. 476 besprochene und abgebildete

frühreife Kind.

Gertrud Neumann, geboren den 20. October 1892, aus Dalheim, ist heute (20. Juli 1895) 2 Jahre 8 Monate alt. Sie ist das 16. Kind gesunder Eltern, die nicht mit einander verwandt sind. In der ganzen Ascendenz und bei den Geschwistern ist keine ähnliche Abnormität vorgekommen.

Als das Kind geboren wurde, war es ganz normal entwickelt und nicht übermässig gross oder fett. Seit dem Herbst 1894, also ungefähr im Alter von $1^1/_2$ Jahren, wurde bemerkt, dass das Kind allmählich sehr dick und fett wurde. Seit Weihnachten 1894 wurde die Patientin schnell stärker und fetter.

Die Kleine bietet einen sehr eigenthümlichen Anblick. Die Backen sind abnorm dick und rund, die rechte scheint etwas stärker entwickelt, als die linke. An die Backen schliesst sich ein dickes Polster, das um die obere Halsapertur herumgeht und wie ein grosses Kader auf den Hals herabhängt. Das Kinn steht aus diesem Wulst als kleines Hügelchen hervor, ebenso der Mund und die Nasenspitze. Die Wangen sind auf ihrer Kuppe stark geröthet, ungefähr in der Grösse eines Fünfmarkstückes. Unterhalb dieser rothen Stelle fühlt sich das darunter liegende

Digitized by Google

Gewebe hart und fest an, wie ein flacher Tumor (wahrscheinlich in abgegrenzten Knoten entwickeltes Fett). Die Augen sind durch das darum liegende Fettpolster klein, die oberen Augenlider nicht verdickt oder ödematös, sondern ganz normal. Die Haut des Gesichts ist überall stark mit Flaumhaar besetzt; ein deutlicher Schnurrbart von Lanugo-Härchen ist vorhanden. Der Schädel ist ziemlich stark, aber nicht besonders auffallend mit braungelockten Haaren bedeckt. Er erscheint gegen das Gesicht klein, jedenfalls nicht irgendwie auffallend vergrössert. Der grösste Umfang beträgt 46 *cm*.

Die Zunge ist von normaler Grösse.

Die Zähne sind normal entwickelt; vorhanden sind die Vorderzähne, die Eckzähne und je zwei Backzähne oben und unten.

Der Hals ist fast gänzlich geschwunden durch die sich von oben und unten entgegenkommenden Fettmassen. Eine Furche geht in der Mitte rund herum. Von der Schilddrüse ist nichts zu fühlen, — ein Symptom, das für das wirkliche Fehlen der Schilddrüse sicherlich eine sehr geringe Beweiskraft hat.

Am meisten entstellt ist der Rumpf des Kindes. Derselbe hat jede normale Form verloren; das Kind sitzt wie in einem Panzer von Fett. Derselbe ist überall ziemlich gleichmässig entwickelt, so dass z. B. die Mammae nicht besonders hervortreten. An der Brust und dem Rücken ist die Fettentwickelung noch stärker, als am Bauch. Auf dem Rücken ist in der Höhe der obersten Brustwirbel ein förmlicher Fettbuckel, auf dem sehr viel Wollhärchen sind, die sich in starker Entwickelung bis in die Lendengegend bemerkbar machen. Am Bauche sieht man zu beiden Seiten je zwei grosse, rothgefärbte, schräge Striae. Der Mons pubis ist stark behaart.

Der von Prof. Münster aufgenommene Genitalbefund lautet: „Fettreiche Bauchdecken. Mons Veneris durch starkes Fettpolster und Behaarung markirt. Deutliche Trennung der grossen und kleinen Schamlippen. Clitoris und Harnröhrenwulst gut ausgebildet. Die Urethra für den Katheter leicht durchgängig. Nach Auseinanderlegen der Schamlippen erscheint der Introitus vaginae von dem schmalen, ringförmigen Hymen umgeben. Behufs genauer interner Untersuchung wird Narkose eingeleitet. Bei der combinirten Untersuchung per rectum gelingt es nicht, den Uterus und die Ovarien abzutasten; dagegen lässt sich in der Narkose unschwer, ohne Läsion des Hymen, ein Finger in die Vagina einführen, wobei die Weite und die Länge derselben auffallen. Der Finger scheint zunächst in einen Blindsack einzudringen, doch lässt sich bei combinirter Untersuchung in dem Grunde desselben eine infantile Portio vaginalis und in Zusammenhang mit derselben auch ein knopfförmiges Corpus uteri nachweisen. Die Ovarien sind nicht nachweisbar. Die Länge der Vagina beträgt etwa 5 *cm*." —

Die Arme setzen sich ebenfalls mit einer Rinne gegen den Rumpf ab; die Rinne liegt in der Höhe des Schultergelenkes. Auch die Oberarme sind durch ein sehr starkes Fettpolster verdickt; dasselbe ist besonders stark über den Musculi deltoides. Am Vorderarm lässt die Fettbildung schon merklich nach und ist nicht stärker, als wie man sie bei gesunden, fetten Kindern findet. Die Hand sieht ungefähr aus, wie bei kleinen, fetten Kindern, und ist kaum pathologisch zu nennen.

An den unteren Extremitäten ist derselbe Befund, wie an den oberen, zu erwähnen. Die Oberschenkel sind noch sehr dick und an der Innenfläche mit rothen, breiten Striae bedeckt. Die Unterschenkel und Füsse sind so stark, wie bei einem fetten, normalen Kinde.

Die Haut ist im Ganzen trocken, auch am ganzen Rumpf ziemlich reichlich mit Lanugo-Härchen bedeckt, während an den Extremitäten gar keine Lanugo-

Digitized by Google

Härchen sind. Im Gesicht schilfert die Haut ziemlich stark ab. Auf der Brust ist Acne-Ausschlag.

Die Knochen sind, so weit man sie durchfühlen kann, normal gross. Die Muskelkraft ist nicht geschwächt, das Kind kann gut stehen und gehen. Die Beine stehen beim Gang etwas in O-Stellung. Der Gang ist etwas wackelnd. Die Wirbelsäule kommt in Lordose-Stellung durch den Hängebauch.

Die Psyche der Patientin ist völlig normal. Das Kind ist ruhig, gutartig, heiter, von normaler Intelligenz. Die Sprache ist deutlich, nicht verlangsamt.

Das Resultat der Untersuchung der inneren Organe ist: Die Percussion ergiebt kein Resultat. Der Herzspitzenstoss ist sehr stark hebend, nach aussen von der Mamillarlinie zu fühlen. Bei der Auscultation hört man am Herzen überall ein lautes, schabendes Geräusch, und einen zweiten starken, klappenden Ton. Das Geräusch hat sein Intensitäts-Maximum über dem untersten Theil des Sternum und ist nur wenig schwächer auch an der Herzspitze zu hören. Der Puls ist 120 in der Minute. Ich glaube, es handelt sich um eine relative Mitral-Insufficienz durch Dehnung des Herzens, in Folge der Ueberanstrengung bei der Blutspeisung der enormen Fettmassen.

Ueber den Lungen hört man normales Athmen. Die Abdominal-Organe sind, soweit sie zu fühlen, nicht verändert. Der Urin enthält minimale Spuren von Eiweiss, keinen Zucker.

Das Gewicht betrug bei der Aufnahme am 12. Juli 1895 15,5 *kg*, die Körperlänge 75 *cm*.

Patientin kann, soweit das zu prüfen ist, gut sehen; die Augenbewegungen sind normal. —

Hr. Ehlers meldet gleichzeitig, dass das Kind vor einiger Zeit gestorben, aber nicht secirt worden sei, da kein Arzt auf das Land „herauszubekommen war". —

(19) Hr. W. v. Schulenburg sendet unter dem 16. April folgende

Beiträge zur Volkskunde.

1. Das Vier-Zeichen.

Ein Zeichen alten Herkommens, das ich der Kürze wegen Vier-Zeichen nenne, ist weit in Deutschland verbreitet als Haus- oder Familienmarke, als Steinmetzzeichen und sonstwie. Es ist scheinbar nicht bloss christlich, sondern auch heidnisch. Es fiel mir zuerst (1879) auf (Fig. 1) an einem Ziegelsteine der Aussenwand der Kirche zu Werben im Spreewalde, deren Langhaus (nach Bergau) mittelalterlich ist. An dieser Kirche befinden sich, was nebenbei erwähnt sei, ebenfalls „Näpfchen" und zwar so gleichmässig tiefe und breite, dass sie mir, damals wenigstens, wie geformt erschienen. Einzelne befanden sich hart am Rande der Steine und bei einem wenigstens war der Kalkmörtel der anstossenden Fuge entsprechend ausgehöhlt (Fig. 2 und 4). Auch finden sich dort einzelne Näpfchen, ob von gleicher Grösse, wie die vorher erwähnten, ist mir nicht mehr erinnerlich, in den regelrecht bearbeiteten, grossen Blöcken von Sumpfeisen, die man nah über der Erde in der Kirchenwand vermauert sieht. Ich bin dem Vier-Zeichen öfter wieder begegnet und gebe einzelne Abbildungen davon. Fig. 5 zeigt dasselbe auf einem Denk- oder Grabsteine an der Kirche zu Berchtesgaden, mit der Angabe, dass Erhard K(?)oren im Jahre 1611 gestorben. Den Namen seiner Gattin Salome findet man angedeutet in dem S in Fig. 8, während in Fig. 7 das B den Vornamen einer Frau Barbara andeutet. — Fig. 9 stellt, in flüchtigen Umrissen, wie alle diese Zeichnungen, ein sehr grosses krug- oder flaschenartiges Thongefäss dar, das (1893) bei einem

Digitized by Google

Alterthumshändler in Berchtesgaden zum Verkauf ausgestellt war. Es war schwarz und hatte, wie flache Leisten aufgelegt, rosafarbene Verzierungen. Diese Leisten zeigten in kurzen Zwischenräumen Eindrücke, wie von Fingern, so wie man sie in den starkwulstigen Leisten mancher vorgeschichtlichen, und zwar meist vorslavischen, Gefässe in der Mark findet (z. B. am Schlossberg von Burg im Spreewalde, nur ganz vereinzelt in Müschen). Der Krug stammte angeblich aus einem alten, nunmehr eingegangenen Frauen-Kloster in Berchtesgaden, das jetzt im Besitze eines dortigen Schuhmachers sei, und soll als Oelkrug gedient haben. — Fig. 10 zeigt einen länglich runden Schild, den ein Löwe hält, dargestellt auf einer Karte, be-

Fig. 1, 2, 4 Kirche zu Werben im Spreewalde (Brandenburg).
„ 3 Alterthümer-Sammlung in Xanten (Niederrhein).
„ 5—8 Kirche zu Berchtesgaden (Ober-Bayern).
„ 9 vormaliges Frauen-Kloster, ebenda.
„ 10, 11, 15 bayrisches National-Museum zu München.
„ 12 Groote kerk zu Nijmegen (Nimwegen, Holland).
„ 13, 18 Heidelberger Schloss (Baden).
„ 17 Grieben, auf der Insel Rügen (Pommern), bezeichnet I c. 432.
„ 14, 16, 19—22 Vitte (Kreis Schlawe, Pommern), bez. I c. 467, 470, 467, 502, 436, 439.
„ 23—26 Reddewitz, auf Rügen, bez. Te. 326, 44.
„ 27—32 Vitte, bez. I c. 500, 499, 460, 497, 489, 491. Sämmtliche Fischerzeichen (17, 14, 16, 19—32) befinden sich im Museum für deutsche Volkstrachten zu Berlin.
„ 33 Grabhügel zu Kleinenhastede (Schleswig-Holstein). Zeichnung im Museum für Völkerkunde zu Berlin.

zeichnet als „Wahrsage-Karte“, befindlich in einem Kasten mit deutschen und Schweizerkarten im bayrischen National-Museum zu München. Ueber dem Löwen sieht man ein fliegendes Band mit den Buchstaben F. R. G. Auf der Karte steht: „Du bist öfters melancholisch, aber es hilft dir nichts: Die Heirath, so man dir bestimmt hat, ersetzet alles. Du musst aber auch nicht gleich so wunderlich und über alles verdrüsslich seyn.“ — Fig. 11 zeigt einen Schild auf einer anderen Karte, den ein Löwe mit der linken Klaue hält. Es findet sich da die Bezeichnung „Abdruck der Prager deutschen Karte, 1750“. Fig. 15 ist der Schild einer Karte, bezeichnet als Nürnberger Karte, 1692, von Kartenmacher Joh. Eberhard.

Fig. 12 ist ein vertieftes Zeichen an einer Aussenwand der grooten Kerk zu Nimwegen in Holland. Das Vierzeichen fand sich ebenfalls auf einem Grabstein im Innern der Kirche selbst. Ob Fig. 18, Steinmetzzeichen im Gemäuer des Heidelberger Schlosses, dazu zu rechnen sei, steht dahin, auch wohl nicht Fig. 13, einen Flügel zeigend, wie das Hakenkreuz (Fig. 3 von einem römischen Dachziegel in der Sammlung zu Xanten). Fig. 23—26 zeigen, im Volkstrachten-Museum zu Berlin, kleine Holzbrettchen mit Zeichen, wie sie Fischer der Ostsee einschneiden als Kennzeichen, damit nicht Verwechselungen vorkommen. Sie sind bezeichnet im Museum: „Te. 326, 44, Hausmarken, theilweise noch in Runen-Buchstaben ausgeführt, dienen als Kennzeichen der Fischgeräthe u. dergl. Reddewitz.“ Fig. 14, 16, 17, 19—22 und 27—32 sind ebenfalls solche Zeichen und zwar von Vitte, in Hinter-Pommern, mit Ausnahme von Fig. 17. Fig. 24, von Reddewitz auf Rügen, zeigt, dem Anschein nach, das Vier-Zeichen mit einem Anker, wie man es ausgesprochen deutlich sieht in Fig. 10 auf der Wahrsagekarte. Es wäre sehr zu wünschen, wenn diese werthvolle Sammlung von Fischermarken im Museum für Volkstrachten noch recht erweitert würde. Ebenso, wie vielleicht die „Klewei, Schafiklewei“ zu beachten wären in Ober-Bayern, namentlich aber in Oesterreich, — Holzstückchen mit Zeichen, welche die Schafe um den Hals bekommen, wenn sie für den Sommer, sich allein überlassen, auf die Berge gehen. Die mir von den Bergen am Hintersee bekannt gewordenen zeigten nur eingebrannte Buchstaben.

Fig. 33 zeigt das Vier-Zeichen, wie ich es vorfand, als ich 1886 bei der Neuordnung der vorgeschichtlichen Abtheilung im Museum für Völkerkunde beschäftigt war, in dem Verzeichniss der Sammlung Messner, verfasst von J. B. Messner. In einem Hügel, 20 Fuss hoch und oben 10 Fuss breit, genannt „schwarten Berg“ und gelegen bei „Kleinenhastede“ in Schleswig-Holstein, fand sich (1825) ein vorgeschichtliches Grab. In dem Grabe, und zwar am Westrande, befand sich ein Stein mit den Zeichen in Fig. 33. „Diese Zeichen maassen nach eingehauener Grösse . . . in der Länge ca. $2^1/_2$ Zoll,“ also etwa 6,5 *cm*. Aus diesem Funde dürfte sich ergeben, dass das Vier-Zeichen bereits vorgeschichtlich und heidnisch ist und, wie so vieles andere, aus der Vorzeit, gerade auch an den Küsten der Ostsee, bis in die Neuzeit weitergeführt wurde. —

2. Das Osterspiel mit Eiern.

In den Verhandlungen 1895, S. 334 theilt Hr. Erdmann mit, bei Beschreibung des in Dachau bei München üblichen Waleien mit Eiern, dass die Kinder das Spiel „Eier speken“ nannten. Ich sah diesem Osterspiel mit Eiern ebenfalls in Dachau (1888) zu. Die Kinder nannten es „weigeln, Eier weigeln“. Beide Bezeichnungen „weigln“ und „schpeka“ sind dort üblich. Auch sagt man „opeken“, wie ich neuerdings erfahren. Das Spiel soll weithin in Ober-Bayern gebräuchlich sein. Weigeln sagt man auch vom Schusserspiel, ebenfalls in Ober-Bayern gebräuchlich

Digitized by Google

und im Frühling und Herbst gespielt. Beim Schusserspiel werden Steine auf der Erde in eine kleine Grube gerollt. Der „Schusser", der am ersten in die Grube fällt, gewinnt. Fallen zwei zugleich in die Grube, muss das Spiel wiederholt werden. Man sagt z. B.: „Mogst mit Schusser einweigeln? mogst einweigeln." In der Lausitz sagt man deutsch waleien, waleen, wendisch walkas, walkać, walkować. —

3. Die Kornmutter.

In den Verhandlungen 1883, S. 248 habe ich die mir von Hrn. Hollmann gemachten Angaben über die Kornmutter in Westpreussen mitgetheilt und im Anschluss daran auf die Bedeutung des „Alten" und der „Alten" hingewiesen. Hr. Hollmann hatte auch eine solche auf dem Felde errichtete Steinfigur gezeichnet, die beim Eggen erbaut wird aus aufgelesenen Steinen und mir die Zeichnung übergeben, die ich nachträglich beifüge. —

4. Die grosse Zehe küssen und beissen.

Ein seltsamer Brauch herrschte und kommt auch wohl noch vor in der Mark Brandenburg, mir bekannt geworden aus dem Kreise Teltow und aus der Gegend am Uckersee in der Uckermark. Es müssen nehmlich die Kinder an den verstorbenen Grossvater herantreten, wenn er auf dem Brett liegt, und ihm die grosse Zehe küssen, angeblich, damit sie das Graulen verlernen. Ich selbst kenne Leute mittleren Alters aus diesen Gegenden, die es so machen mussten. Ebenso soll es mit der Grossmutter geschehen und mit den Eltern. Auch Erwachsene sollen diesen Verstorbenen die grosse Zehe küssen. Was das erwähnte Brett anbetrifft, so wird in den Dörfern der Todte im Bette gewaschen und rasirt, wenn er sich rasirte, und dann wird er auf „das Brett" gelegt, bis der Sarg da ist, weil man nicht gleich einen Sarg zur Stelle hat. So „gruselig" der Brauch ist, so hat dieses Küssen ursprünglich vielleicht einen anderen Grund.

Denn nach einer Mittheilung des Hrn. v. Werthern (gebürtig aus Westfalen) herrscht oder herrschte ein ähnlicher Brauch in der Soester Börde (im Sauerland), z. B. in Ellingsen (Ellinghausen). Zu „Fastnacht", und zwar am Tage, packen sich die Leute an und beissen sich in die grosse Zehe. Sie ziehen die „Holschken" ab und beissen durch den Strumpf durch, erst die Mädchen den Knechten, dann die Knechte den Mädchen. Am Montag beissen die Mädchen, am Dienstag die Knechte. Sie wollten auch der „Herrschaft" in die Zehe beissen, aber dann nahmen sie die Mütze und wischten damit der Gutsherrin die Schuhe und sagten dabei: „Dir zu Ehren, uns zum Nutzen, will ich Dir die Schuhe putzen". Dann müssen sich die „Vornehmern auslösen, abfinden" mit Geld oder Branntwein. Auch die Bauern hatten den Brauch. —

(20) Hr. M. Bartels übergiebt neue Nachrichten über

die Spät-Lactation.

Der Vortragende hatte Herrn Oberstabsarzt Beyfuss in Malang (Java) die Bitte ausgesprochen, Nachforschungen über diesen Gegenstand anzustellen, und derselbe hat ihm nun einen holländischen Bericht aus der Feder des Missionars

Digitized by Google

Hrn. W. G. Kreemer in Kendal pajag bei Malang über das Ngĕmpeng[1]) gesendet, der in der Uebersetzung folgendermaassen lautet:

„Dr. Ploss: „Das Weib“ spricht von „Mpeng, das Saugen an dem welken Busen alter Frauen“, als „allgemein auf Java“. In dem javanischen Wörterbuche von Vreede kommt es vor als „an einer fremden Brust saugen; Jansj in seinem „Praktisch javaansch nederlandsch woordenbook“ bringt es als „wenig (min) saugen“. Das Ngĕmpeng ist hiermit nicht vollständig erklärt. Die Eingebornen (Inlander) haben sichtlich zwei Hauptbedeutungen des Ngĕmpeng: Säugen durch die Grossmutter, am häufigsten, oder im Allgemeinen durch bejahrte Frauen oder durch kinderlose Frauen, ohne dass eine Milchabsonderung zu Stande kommt; und ausserdem: das Kind mit Erfolg einer anderen Frau an die Brust legen.

„Das vorübergehende Anlegen wird natürlich auch von der Grossmutter ausgeführt, wenn sie selber noch säugend ist, was bei den frühen Eheschliessungen auf Java nicht selten vorkommt. Sie springt auf diese Weise ihrem Enkelkinde bei, wenn die Mutter nach dem sawah (Reisfelde) oder nach dem pasar (Markt) gegangen ist, um es ruhig zu erhalten. In den meisten Fällen springt auch eine Schwester oder eine Nachbarfrau ein; es kommt aber natürlich auch vor, dass Frauen von schlechter Constitution (allooi) dieses auf sich nehmen, nicht selten mit dem Erfolge, dass die Kleinen krank werden.

„Es kommt nun auch vor, dass eine kinderlose Frau von weniger oder mehr Jahren einen Säugling als Kind annimmt. Sie wünscht den Kleinen zu säugen: ngĕmpeng, und sucht zu diesem Zwecke die Milchsecretion aufzuwecken. Die Ansicht der Javanen ist, dass dieses möglich ist, so lange die Menstruation noch ungestört fortbesteht.

„Eine Frau über diese Jahre hinaus möge es versuchen, z. B. durch Einreiben der Haut mit Salz. Wenn es glückt, und das wird nicht allgemein bestritten, soll die hervorgerufene Milchabsonderung von schlechtem Gehalte sein. Man hält das Säugen auf diese Weise für einen frommen Betrug, und daher hat das Wort ngĕmpeng eine weniger gute Bedeutung bekommen.

„Von den Alten, die bei ihren Kindern zu Haus liegen und es durchgehends nicht sehr gut haben, heisst es dann ähnlich.

„Man spricht von ngĕmpeng in Bezug auf einen Arbeiter, der jemandem, welcher sein Werk eigentlich allein verrichten kann, zu Hülfe kommt und dafür wenig oder nichts empfängt.

„Ngĕmpeng elmoe thut ein bedürftiger Lehrling, der sich dafür, dass er die Unterweisung erhält, in Dienst stellt, aber von dem goeroe nur in Heu und Gras unterwiesen wird.

„Ngĕmpeng nandoer ist auf dem Felde eines Anderen etwas pflanzen wollen, aber dazu nur Ausschuss von Boden bekommen.

„Ngĕmpeng griâ bedeutet „wohnen auf dem Erbe und in einem Hause seines Herrn“. Man ist weder in dem einen noch in dem anderen der Herr. Er hat keine Aussicht auf ein eventuelles Eigenthum oder eine Erbschaft, mit anderen Worten: er ist der rechte nicht.

„Das Ngĕmpeng embok bezieht sich auf das heillose Kinderehelichen, wobei die Schwiegermutter als Frau ihres Schwiegersohnes fungirt, — eine Gewohnheit für so manche Scheidung.

„An Mitteln zur Erweckung der Milchabsonderung, welche von jungen Müttern angewendet werden, fehlt es den Eingeborenen nicht. Häufiges Baden, mehrfache

1) Vergl. Verhandlungen XX, S. 82, 1888.

Digitized by Google

Begiessungen vom Scheitel des Kopfes, das Aussprechen des pontjä-wärä durch einen arenal lapper, das Trinken von dem gëbah oder gëdjah, ein Trank aus einer Anzahl von Blättern zubereitet, wird sehr anempfohlen; schmackhaft zubereitet: lontong, lepat-gulung, broebi, nägä sari, roekoek-roekoeg, irëng-irëng und noch viele andere Arten.

„Eine Frau, bei der alles dieses vergeblich war, versucht sëmboer-soewoek, pontja-wärä, Salz, einen Säugetrank, adoes-kramas, kräftigendes Essen und dergleichen mehr und es wird ihr von dem doekoen-djoeroe-dërës der Rath gegeben, halb entkleidet an dem einen Ende des Reisblocks zu sitzen, mit den Beinen nach innen: Rücken und Brust werden dann mit Boreh-gele-Salbe bestrichen, wie man das bei Bräuten thut, worauf der Wunderdoctor beide Eheleute veranlasst, um die Wette in dem Reisblock zu stampfen, mit dem gewünschten Erfolge.

„Für Säugende haben die Javanen, soweit bekannt ist, ein eigenes Wort.

„Ein gëbah oder gëbahan, auch gëdjah oder gëdjahan, ein Säugetrank, von dem oben gesprochen wurde, besteht aus den jungen Blättern von djarak gagër = djarak tjinä, Iatropha Curcas L., von Lampës, Ocimum Basilicum L. und Ocimum sanctum L.; von Kasimboekkan, Eclipta alba; von Sëmboeng, Conyza balsamifera L.; von Këter (der nirgends angegeben wird; die Blätter sind wohlriechend und weich anzufühlen); von Deling-apoes, Bambusa Apus Schult.; von Gempoer, spec. Lauraceae; von Tangket, Teucrium viscidum Bl., von dem Slangking (nirgends angeführt, gleicht dem Këmanden, aber hat grosse Blätter); von Woeni, Antidesma Bunias Spa.; von Sëroet, Claoxylon minus; von Loentas, Conyza indica Bl. (Ml. Bloentas); von Tapik liman, Elephantopus scaber L.; von Sri-goenggoe (nirgends angeführt, ein grosses Blatt), von Oejah Oejahan, Ficus polycarpa; von Latikkan, Euphorbia thymifolia L.; von Kalajoe, Allophyllus fulvinervis Bl.; von Tëboe-sawoer (nirgends angeführt, das Blatt hat viel von dem goenggoe, aber ist noch grösser); von Goede: Parkia africana R. Br.; von Nanas: Ananassa sativa Lindl.; von Dadap srëp: Erythrina fusca Lour.; von Koenir: Curcuma longa L., auch die Knollen werden wohl gebraucht; von Banglé: Zingiber Cassumunar Rxb., auch hiervon werden die Knollen gebraucht; von der Federwurzel (penwortel) des Pisang gadjih, spec. Musa.

„Alle diese Medicamente müssen in einem Mörser fein zerrieben werden. Wenn man halb damit fertig ist, fügt man ein wenig Wasser hinzu. Das Ganze wird dann mit der Hand ausgedrückt und der Saft aufgefangen. Mit etwas Salz und Limonensaft gemischt, ist es dann zum Gebrauche bereit. Diese Heilmittel werden auch wohl abgekocht getrunken.

„Der Säugetrank wird täglich getrunken, ungefähr 14 Tage lang. In anderen Säugetränken kommen vor: die jungen Blätter von bliembieng woeloeh: Averrhoa Bilimbe L.; von Lompoejang: Zingiber; die Frucht von Asëm: Tamarindus indica L.; von Asëm kawäk, dem alten n. l. und von dem (nirgends angeführten) Säkä-tëlik.

„Das Begiessen von dem Scheitel des Kopfes muss dreimal täglich ausgeführt werden, so wie es bei einer Frau stattfindet, welche richtig geboren hat.

„Das Pontjä-wärä ist eine bestimmte Zauberformel, welche von den Arenaftapoers bei ihrem Werke gebraucht wird und welche von keinem einzigen mohammedanischen Javanen zu hören ist. Vorauf geht die gewöhnliche arabische Anfangsformel des mohammedanischen Gebetes: „Bissemmilah ramani rakim“ (für bismillah irrah mani rakim“) im Namen Gottes, des gnädigen und barmherzigen (gewöhnlich nicht verstanden). Dann folgt: Ich flehe zu Allah, nachdem ich

Digitized by Google

gegen trockenes Holz blase und es schlage, ohne dass Wasser herauskommt, dass Allah mir helfe. Ich flehe um Wasser. Ich klopfe auf dieses trockene Holz, damit es oben herauskomme."

„Danach fastet der Mann 7 Tage: poti-gĕni, d. h. er geniesst in aller dieser Zeit vollkommen nichts. In ganzen 24 Stunden geht er nicht in sein Haus hinein. Am Morgen des siebenten Tages wird er von dem dodja tĕlĕs losgemacht: Leckerbissen von dem Pasar, zu einem nahrhaften Essen bereitet, werden nicht verschmäht." —

(21) Hr. M. Bartels übergiebt einen Bericht des Mr. Vaughan Stevens über den

Ausdruck der Gemüthsbewegungen der Ôrang Hûtan von Malacca[1]).

Die Physiognomie der Bĕlendas ist viel mehr belebt und ausdrucksvoll, als jene der Meneek (der Negritos); die verschiedenen Erregungen spiegeln sich klar in dem Ausdrucke des Gesichts. Wenn die Ôrang Hûtan fremden Europäern gegenüber sind, verbannen sie allerdings jeden Ausdruck aus ihrem Antlitz und nehmen das Aussehen einer beinahe idiotischen Dummheit an, um auf diese Weise ihre wirklichen Gedanken zu verbergen. Unter sich aber, wenn sie nicht merken, dass sie beobachtet werden, ist bei den Bĕlendas das Mienenspiel ein schnelles und verständliches; bei den Meneek aber, und ganz besonders bei den wilden Pangghang, ist dasselbe viel weniger deutlich: ihre Gesichtszüge behalten stets, und sogar unter den heftigsten Erregungen einen unbeweglichen Ausdruck und werden nur durch die wachsamen und ruhelosen Augen belebt.

Bei den Djâkun (Jakoon) wird es eine ziemliche Zeit dauern, bevor sie sich Fremden gegenüber vollkommen zu Hause und behaglich fühlen. Sie sind aber dennoch Haupt-Schauspieler, wenn ihnen das so passt, namentlich wenn sie durch gute und reichliche Nahrung und durch die Befreiung von Hautleiden und anderen körperlichen Plagen (z. B. als sie wochenlang meine Gäste waren) des fortwährenden Gedankens an den Mangel an Bequemlichkeit überhoben sind. Die mimischen Darstellungen, zu welchen die Ôrang Hûtan am meisten befähigt sind, und die sie nach dem Leben und sehr possirlich wiedergeben, betreffen solche Begebenheiten, welche sie amüsirt haben.

Wenn wir die von Charles Darwin aufgestellten Fragen der Reihe nach für die beiden deutlich unterschiedenen Rassen der Ôrang Hûtan, für die Bĕlendas mit den Djâkun und den Tĕmîa („Tummiyor") und für die Meneek oder Negritos beantworten, so gelangen wir zu folgenden Resultaten:

1. Wird Erstaunen dadurch ausgedrückt, dass Mund und Augen weit geöffnet und die Augenbrauen hochgezogen werden? Bĕlendas: ja, Meneek: nein.
2. Werden die geöffneten Hände oft hochgehoben, die Finger weit gespreitzt und die Handflächen gegen diejenige Person gerichtet, welche Erstaunen verursacht? Bl. und M. nein.
3. Wird der offene Mund bisweilen mit der Hand bedeckt, oder wird die Hand nach irgend einem Theile des Kopfes geführt? Bl. und M. ja.
4. Wenn ein Mann zürnt, runzelt er die Stirn? Bl. und M. ja.
5. Hält er dabei seinen Kopf und seinen Körper gerade aufrecht und seine Schultern rechtwinklig? Bl. ja, M. nein.

1) Diese Tagebuch-Notizen wurden mir von Herrn Prof Grünwedel zur Bearbeitung übergeben; die Uebersetzung hat Herr Sinogowitz gefertigt. Bartels.

Digitized by Google

6. Sind seine Fäuste dabei geballt? Bl. und M.: nein.
7. Wenn ein Mann irgend einen Gegenstand genau betrachtet oder irgend eine schwierige Sache zu verstehen versucht, runzelt er die Haut unterhalb der Augenlider? Bl. ja, M. nein.
8. Sind bei schwachen Geistern die Mundwinkel herabgezogen und die inneren Enden der Augenbrauen erhoben? Bl. ja, M. nur schwach.
9. Funkeln bei geistig höher Entwickelten die Augen, zwinkert die Haut um dieselben und sind die Mundwinkel dabei ein wenig rückwärts gezogen? Bl. und M. ja.
10. Wenn ein Mann einen anderen verspottet oder verhöhnt, sind da die Winkel der Oberlippe über die seitlichen Zähne erhoben? Bl. nein, M. selten.
11. Kann ein verdriesslicher oder widerspenstiger Ausdruck erkannt werden? Bl. leicht. M. sehr leicht.
12. Wird Verachtung durch irgend eine Bewegung ausgedrückt? Bl. nicht erkennbar. M. zweifelhaft.
13. Wird Ekel dadurch angezeigt, dass die Unterlippe nach unten gezogen wird? Bl. ja. M. nein.
14. Wird dabei die Oberlippe leicht erhoben? Bl. nicht bemerklich. M. nein.
15. Wird dabei plötzlich ausgeathmet, wie bei beginnendem Erbrechen? Bl. nein. M. ja.
16. Wird dabei gethan, als ob ausgespieen würde? Bl. und M. nein.
17. Wird grosse Furcht in der gleichen Weise, wie bei den Europäern, ausgedrückt? Bl. bei den Kindern ja; die Männer laufen stillschweigend, die Weiber schreiend fort. Niemals habe ich jemanden blass werden sehen. Bei den Männern treten die Augen vor und der Mund öffnet sich. — M. Die Kinder sind ganz still; die Männer setzen sich stillschweigend nieder; die Männer lassen auch oft ein scharfes Zischen hören. Bei Männern und Frauen sind Mund und Augen geöffnet.
18. Kann bis zu Thränen gelacht werden? Bei Bl. und M. nicht gesehen; wird bei beiden verneint.
19. Zuckt ein Mann mit den Achseln, um anzuzeigen, dass er etwas nicht zu verhindern vermochte, oder dass er etwas nicht ausführen kann? Bl. ja. M. nein.
20. Zieht er seine Ellenbogen an sich, streckt er die Hände aus und öffnet er die Handflächen? Bl. und M. nein.
21. Zieht er die Augenbrauen in die Höhe und hält er den Mund geöffnet? Bl. ja. M. schwach.
22. Strecken die Kinder, wenn sie mürrisch sind, die Lippen vor? Bl. ja. M. ja, stark.
23. Runzeln sie gleichzeitig die Stirn, oder machen sie irgend einen Lärm? Bl. sie verzerren das Gesicht und werfen sich auf den Boden. M. sie laufen immer stillschweigend fort.
24. Erkennt man einen schuldbewussten Ausdruck? Bl. und M. nein.
25. Erkennt man einen schlauen Ausdruck? Bl. unstät. M. nein.
26. Erkennt man einen eifersüchtigen Ausdruck? Bl. ja. M. nein.
27. Wird der Kopf zur Bejahung vertical gesenkt? Bl. gerade vorwärts, einmal. M. angezogen bei bestätigendem Worte.
28. Wird er bei Verneinung seitwärts geschüttelt? Bl. ja. M. die Augen werden niedergeschlagen.

Digitized by Google

[An einer Stelle macht Mr. Stevens eine Bemerkung über das Kopfnicken]: „Wenn ich sage, „Nicken", so verstehe ich darunter nicht das Nicken, wie wir es bei der Zustimmung ausführen. Es ist ein Blick mit einem Vorstossen des Unterkiefers und Kinns nach aufwärts und auswärts (soll wohl heissen „vorwärts"), welches gebraucht wird, wie wir unter uns das wohlbekannte Nicken gebrauchen. Es giebt eine sehr beachtenswerthe Verschiedenheit zwischen den Pangghang und den anderen Stämmen, welche ich früher nicht bemerkt hatte. Wenn der Pangghang in Zorn gebracht wird, so zeigt er den Ausdruck des sich ansammelnden Grimmes nicht stufenweise, sondern er bleibt zuerst scheinbar passiv oder nur leicht bewegt, bis er plötzlich mit einem gellenden Schrei aufspringt und sich den heftigsten Grimassen und Verzerrungen hingiebt. Die Bĕlendas dagegen werden stufenweise zu den höheren Stadien der Leidenschaft hinaufgetrieben und zeigen in ihrem Benehmen den entstehenden und sich ansammelnden Sturm."

Wenn die Weiber der Djâkun oder der Bĕlendas Schmerzen oder Kummer haben, so weinen sie heftig; aber es ist sehr selten der Fall, die Pangghang-Weiber zu Thränen bewegt zu sehen: diese sitzen stumpf und regungslos da. Die Weiber der Bĕlendas sind, wie man das bei ihrer Neigung zu dem hysterischen Lattah wohl erwarten kann, leicht zu Thränen gerührt. Ja, ich habe sogar die Männer weinen sehen; aber ich kann mir keinen Umstand vorstellen, welcher Thränen in die Augen der Pangghang-Männer zu bringen vermöchte.

Begrüssungen durch Küssen oder Reiben der Nasen sind bei den Djâkuns nicht bekannt. Begrüssungen überhaupt, sowie kleine Höflichkeitsbeweise in Worten scheinen bei den Djâkuns ebenso wenig im Gebrauche zu sein, als bei den Pangghang. Hierin stehen sie in grossem Gegensatze zu den redseligeren und geselligeren Bĕlendas. Wenn bei irgend einem Zusammentreffen etwas zu besprechen oder zu berathen ist, so finden vorher keine Einleitungen von Begrüssungen oder Complimenten statt, auch wird bei der Beendigung der Zusammenkunft kein Abschied für nothwendig erachtet, weder zwischen den Leuten des gleichen Geschlechtes, noch auch von dem einen zum anderen.

In Bezug auf das Gähnen, das Niesen und das Spucken scheint bei den Òrang Hûtan kein allgemeines Vorurtheil zu bestehen; aber nachdrückliches und langsames Ausspeien bedeutet bei den Bĕlendas Ekel, wenn etwas schlecht schmeckt. Das Pfeifen ist eine erworbene, spätere Sitte. Als ich irgendwo einmal die Frage gelesen hatte, ob wohl „Wilde" pfeifen oder blinzeln könnten, nahm ich mir die Mühe, sowohl die Negritos, als auch die Bĕlendas in diesen Vollkommenheiten zu unterrichten, und sie waren sehr bald im Stande, mir das nachzumachen. —

(22) Durch Vermittelung des Hrn. A. Bastian ist folgende Abhandlung des Hrn. Dr. Forke in Schanghai eingegangen:

Ueber die chinesische Armbrust.

Wenn die Armbrust an Alter auch nicht mit dem Bogen wetteifern kann, so reicht ihre Existenz in China doch bis in das graue Alterthum zurück. Müssen wir auch die Behauptung chinesischer Schriftsteller, dass Huang-ti, der Kaiser der Urzeit, der Erfinder der Armbrust sei, in das Reich der Fabel verweisen, so können wir doch mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass sie im 12. Jahrhundert vor Chr. bereits nicht nur bekannt, sondern weit verbreitet gewesen ist, so dass ihre Erfindung wohl in ein noch früheres Jahrhundert fällt. Wir lesen im Chao-li (Le Tcheou Li, traduit par E. Biot, Paris 1851), einem der ältesten chinesischen

Digitized by Google

Werke, welches nach der Ansicht des Uebersetzers aus dem Jahre 1130 vor Chr. stammt (Tome II, pag. 239 f. Livre XXXII, 13, 15, 24, 25), dass man zu Anfang der Chao-Dynastie bereits 4 Arten von Armbrüsten, Nu 弩 kannte: Ch'ia 夾, Sou 廋, Tang 唐 und Ta-nu 大 genannt. Die Ch'ia- und die Sou-Armbrust waren, wie der Commentar ausführt, leichter und schneller, die Tang- und Ta-Armbrüste dagegen schwerer und wuchtiger. Darauf hin deuten auch die Namen: die Ch'ia- und Sou-Armbrüste waren so klein, bezw. so geformt, dass sie unter dem Arme getragen, 夾, und leicht versteckt, 廋, und daher leicht und schnell gehandhabt werden konnten, wohingegen die beiden anderen Arten viel länger waren. Die beiden ersteren dienten besonders als Waffen beim Angriff und bei der Vertheidigung einer Stadtmauer, während man die grösseren und schwereren Arten beim Wagenkampf und auf offenem Schlachtfelde benutzte.

Ein wesentlicher Unterschied in der Construction der verschiedenen Armbrüste scheint nicht bestanden zu haben, da dies jedenfalls im Text erwähnt sein würde. Die Hauptverschiedenheit beruhte wahrscheinlich nur in der leichteren und schwereren Bauart und namentlich in der verschiedenen Krümmung des Bogens. Die Spannung der einfachen sogen. Ch'ia- und Sou-Bogen war derart, dass 5 derselben mit den Spitzen an einander gelegt werden mussten, um einen vollen Kreis zu bilden; von den Tang- und Ta-Bogen bildeten 7 zusammen einen Kreis, die Krümmung derselben war also geringer. (Vergl. L. XXXII, 18.) Je geringer die Krümmung, desto grösser die Spannkraft. Nach einem Commentar wären die stark gekrümmten Bogen aus weichem, die leicht gekrümmten dagegen aus hartem Holz gefertigt gewesen. Biot glaubt (Tome II, pag. 607), dass von der Krümmung die Rede sei, die der Bogen im abgespannten Zustande einnimmt. Gespannt bilden wenigstens die modernen chinesischen Bogen meist überhaupt keinen Bogen, sondern eine Schlangenlinie.

Möglicherweise ist aber auch die Krümmung gemeint, die der Bogen im Augenblicke des Abschiessens, d. h. seiner grössten Spannung, beschreibt. Vermuthlich gilt, was die Krümmung anbelangt, für die 4 Arten Armbrüste dasselbe, wie für die gleichnamigen einfachen Bogen, von denen es im Ganzen 6 gab: Ch'ia, Sou, Tung, Ta, Wang und Hu-kung (夾, 廋, 唐, 大, 王, 弧弓). L. XXXII, 14.

Man schoss in der Chao-Zeit mit 8 verschiedenen Pfeilen, die aber auch nicht wesentlich von einander abweichen. Vier derselben sollen ausschliesslich für Armbrüste bestimmt gewesen sein (Comm. zu XXXII, 16). An dem Chi-Pfeil (絜) war ein kurzer Faden befestigt. Man benutzte ihn beim Wagenkampf und bei der Vertheidigung einer Stadtmauer. Er konnte auch als Feuerpfeil gebraucht werden, indem der Zündstoff wahrscheinlich an den Faden gehängt wurde. Der Hou-Pfeil (矦) war gefiedert und mit einer eisernen Spitze versehen; er diente zum Nahkampf und zur Jagd. Mit dem Fu-Pfeil (茀) schoss man Vögel; es war ein langer Faden daran befestigt. Während diese drei Geschosse alle vorn etwas schwerer, als hinten waren, war der Pi-Pfeil (庳), welcher bei Schiessübungen hauptsächlich Verwendung fand, gleichmässig gebaut.

In den Klassikern, sowie in den ältesten taoistischen Schriften finden wir die Armbrust nicht erwähnt, ein Zeichen, dass ihre Benutzung in der späteren Chao-Epoche nicht sehr ausgedehnt war, wenigstens nicht so, wie die des einfachen

Digitized by Google

Bogens. Dass zur Zeit des Generals Sun-wu (孫吳) im 6. Jahrhundert v. Chr. im Heere besondere Abtheilungen von Armbrust-Schützen bestanden, lehrt uns das Geschichtswerk Shih-chi aus dem 1. Jahrhundert vor Chr. Vom Vogelschiessen mit der Armbrust spricht Huai-nan-tse (2. Jahrhundert vor Chr.) in seinem Werke: Hung-lieh-chuen (鴻烈傳), Kap. 1: 強弩弋高鳥 „Mit starker Armbrust Vögel im Fluge schiessen."

Aus der älteren Han-Zeit haben wir nicht nur Nachrichten über das Vorkommen der Armbrust in chinesischen Quellen, sondern es sind aus jener Zeit sogar einige Armbrüste, theilweise mit eingravirten Inschriften, erhalten. Die Chin-shih-so (金石索) betitelte Sammlung chinesischer Alterthümer reproducirt 4 Armbrüste der Han-Zeit. Die beiden ältesten sind nach den Aufschriften in den Jahren 65 und 30 vor Chr., die beiden anderen 124 und 161 nach Chr. verfertigt. Die in die Metalltheile eingravirten Inschriften geben genau den Tag der Herstellung und die Namen der Verfertiger an. Die Armbrüste selbst werden darin als „Sechs-Stein-Maschinen" (六石鐵) bezeichnet. Unter Stein ist vermuthlich eine bestimmte Gewichtseinheit zu verstehen. Auch heut zu Tage noch werden Bogen nach ihrer Schwere verkauft. Jedenfalls kann ein „Stein" zur Han-Zeit, wenigstens für Schiesswaffen, nicht 100 Pfund = 1 Picul, wie in der Neuzeit, bedeutet haben, denn dann hätte eine Armbrust über 6 Centner schwer sein müssen; es war wohl ein viel kleineres Gewicht.

Auch in der späteren Han-Zeit, z. B. während der Regierung des Kaisers Shun-ti (126—145 n. Chr.) diente die Armbrust als Kriegswaffe und es gab besondere Armbrust-Schützen-Bataillone. Der Ausdruck „fu-nu" 負弩 „Schildwach stehen", wörtl. „die Armbrust auf dem Rücken tragen", deutet darauf hin, dass man in älterer Zeit gern Armbrust-Schützen als Wachen benutzte.

Ganz besondere Verdienste um die Vervollkommnung der Armbrust soll sich Chu-ko-liang, der berühmte Held aus der Zeit der 3 Reiche, Anfang des 3. Jahrhunderts vor Chr., erworben haben. Man schreibt ihm die Erfindung einer Armbrust zu, aus welcher 10 Pfeile nach einander abgeschossen werden konnten. Diese „Repetir-Armbrust" wird nach ihm Chu-ko-nu 諸葛弩 genannt.

Der Gebrauch der Armbrust in China ist heut zu Tage ein sehr beschränkter. Sie dient nicht mehr als Schusswaffe im Kriege; zu diesem Zwecke bedient man sich nur des Bogens und des Gewehres, des chinesischen sowohl als auch des aus Europa importirten. In vielen Gegenden ist daher die Armbrust fast ganz unbekannt. Man unterscheidet jetzt gewöhnlich 2 Arten von Armbrüsten: „Nu-kung" 弩弓 und „Nu-chien" 弩箭. Die erste ist eine Armbrust, aus der man mit kleinen Kugeln schiesst — man benutzt sie besonders zum Vogelschiessen —, die zweite ist für Bolzen und dient namentlich als Vertheidigungswaffe, z. B. gegen Angriffe von Einbrechern und Räubern, da den Chinesen der Gebrauch von Feuerwaffen untersagt ist. Auch in Fallen, die man für wilde Thiere aufstellt, findet sie öfters Verwendung.

Den Uebergang vom einfachen Bogen zum Nu-kung scheint der sogen. „Kugel-Bogen", „Tan-kung" 彈弓, gebildet zu haben. Es ist ein einfacher Bogen, nur mit dem Unterschiede, dass von demselben statt mit Pfeilen mit Kugeln geschossen wird, welche in einem Ringe in der Sehne ruhen. Damit die Kugel nicht den Schaft trifft, muss der Bogen beim Abschiessen etwas seitwärts gedreht werden, was den

Digitized by Google

Schuss ziemlich unsicher macht. Vom Schiessen mit Kugeln ist bereits im Tso-chuan die Rede: Der Herzog Ling von Chin, 606 vor Chr., schoss von einer Terrasse zu seinem Vergnügen mit Kugeln auf die Passanten. Auch der Philosoph Chuang-tse (4. Jahrhundert vor Chr.) spricht vom Vogelschiessen mit Kugeln (Kap. XXVII, Balfour, Chuang-tse, pag. 380). Vermuthlich ist in diesen Fällen der einfachere „Kugel-Bogen" und nicht schon die complicirtere „Kugel-Armbrust" gemeint. —

Sich nach den in chinesischen antiquarischen Werken enthaltenen Abbildungen von Armbrüsten aus der Han-Zeit ein genaues Bild von denselben und von ihrer Construction zu machen, hält ziemlich schwer, da die Wiedergaben zienlich plump sind. Einigermaassen verständlich sind noch die beiden Abbildungen im Ch'iu-ku-ching-shê-chin-shih-t'u 求古精舍金石圖. Beide Armbrüste tragen keine Inschriften, doch werden sie vom Verfasser wegen ihrer Form und der schönen Bronzirung als aus der Han-Zeit herrührend betrachtet:

Fig. 1.

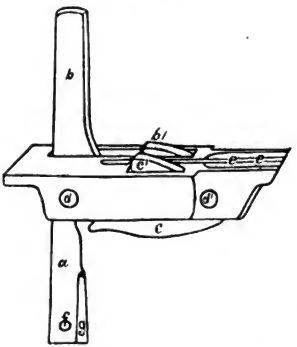
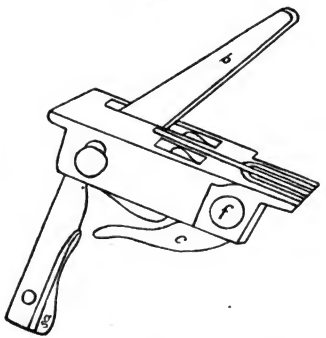


Fig. 2.



Die Armbrust Fig. 1 ist 7,25 chin. Zoll hoch, 6,05 Zoll lang, 1,46 Zoll breit. Die Höhe wird nach der Zeichnung gebildet aus der Stütze *a* und dem Hebel *b*. Letzterer scheint mit dem Zahn *b'*, mit dem er aus einer und derselben Oeffnung hervorragt, zusammenzuhängen, ebenso wie der untere Hebel *c* mit dem anderen Zahne *c'* in der kleineren Oeffnung in Verbindung steht. *d* und *d'* scheinen die Angelpunkte zu sein, um welche sich beide Hebel drehen; *e e* ist die Pfeilrinne. Wo der Bogen angebracht war, lässt sich aus der Abbildung nicht ersehen. Wahrscheinlich ist die Abbildung nur der hintere Theil der Armbrust und ging der Bogen durch den vorderen, denn sonst müsste sich in der Abbildung die Stelle zeigen, wo der Bogen eingelassen war. Das Chin-shih-t'u hebt nicht besonders hervor, ob die Armbrust ganz oder nur theilweise aus Metall sei. Nehmen wir das erstere an, so hätte sie nach vorn sehr wohl eine hölzerne Fortsetzung gehabt haben können, welche die Jahrhunderte nicht mit überdauert hat.

Wie die Armbrust abgeschossen wurde, ersieht man aus Fig. 2. Durch Senken des oberen Hebels *b* nach vorn und des unteren *c* nach unten, senken sich beide

Digitized by Google

Zähne, hinter welche die Sehne gespannt ist, die dadurch vorschnellt. Warum man zu diesem Zwecke zweier Hähne bedurfte und sich nicht mit einem begnügte, ist nicht recht ersichtlich. Da beim Abdrücken beide Hände gebraucht wurden und die Armbrust keinen Kolben hat, so musste sie jedenfalls, sei es mit dem Halter *a*, sei es vorn oder hinten, mit dem Laufe irgendwo gestützt werden. Das Loch *f* deutet darauf hin, dass die Armbrust nöthigenfalls auch an etwas festgebunden werden konnte. Dazu sollte vermuthlich auch der Beschlag *g* dienen, indem derselbe gegen den betreffenden Stützpunkt, z. B. die Zinnen einer Stadtmauer, gelehnt wurde. Ein einigermaassen sicheres Zielen dürfte mit dieser höchst originellen, aber sehr plumpen Waffe kaum möglich gewesen sein.

Während Fig. 1 die Armbrust im gespannten Zustande darstellt, finden wir in Fig. 2 eine Armbrust, die bereits abgeschossen ist, weswegen die beiden Zähne gesenkt sind. Die Construction ist ganz dieselbe wie in Fig. 1. Sie ist 7,3 Zoll hoch, 5,4 Zoll lang und 1,4 Zoll breit.

Von den 4 Abbildungen des Chin-shih-so 金石索 lässt sich nur bei zweien die Construction vermuthen:

Fig. 3.

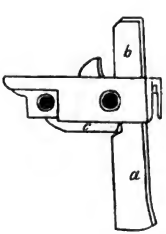
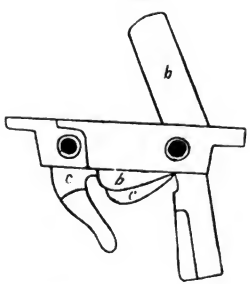
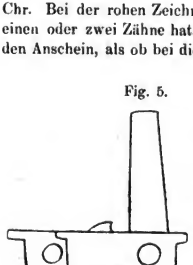


Fig. 4.



Die Armbrust Fig. 3 stammt aus dem 1. Jahre Yuan-k'ang 元康, 65 vor Chr. Bei der rohen Zeichnung ist nicht deutlich zu erkennen, ob die Armbrust nur einen oder zwei Zähne hat. Bei einem Zahn wäre der Hebel *c* überflüssig. Es hat den Anschein, als ob bei dieser Armbrust nicht das Stück *b*, sondern *a* bewegt würde, um den einen Zahn herunterzudrücken, da sich ein Einschnitt in *h* befindet, in welchen *a* beim Zurückziehen gerade hineinpassen würde.

Fig. 5.



Die Armbrüste Fig. 4 u. 5 führen das Regierungsjahr Chien-shih (建始) 3. Jahr = 30 vor Chr. *b* scheint mit *b'*, *c* mit *c'* zusammenzuhängen und die Bewegung beider Hebel dieselbe zu sein, wie in Fig. 1 und 2. Die Zähne sind nicht sichtbar.

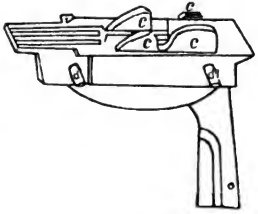
Die Armbrust Fig. 5 ist im 4. Jahre Yen-hsi (延熹) 161 nach Chr. verfertigt und scheint unvollständig zu sein, da die Stütze und der untere Hebel nicht vorhanden sind.

Digitized by Google

Das Po-ku-t'u (博古圖) enthält 7 Abbildungen von Armbrüsten aus der Han-Zeit.

Die Mechanik dieser aus dem Jahre 124 nach Chr. = 3. Jahr Yen-kuang (延光) stammenden Armbrust (Fig. 6) ist schwer zu verstehen, da statt der Zähne unbewegliche Aufsätze *c* vorhanden zu sein scheinen. Auch der Zweck der beiden Pflöcke *d* und *d'* ist schwer erklärlich. Irgend welche Hebelvorrichtung scheint zu fehlen.

Fig. 6.



Die übrigen 6 Armbrüste sind alle mit Silber eingelegt; in der Construction weichen sie nicht von einander ab. Merkwürdig ist bei allen die grosse Dicke der Zähne. Zwei derselben sind am interessantesten durch die deutliche Wiedergabe des unteren Hebels und der Zähne:

Fig. 7.

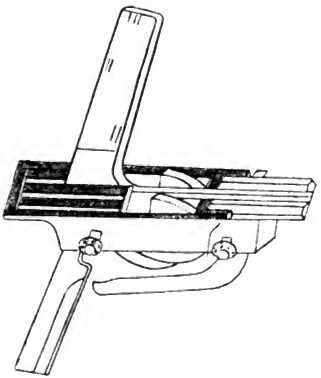
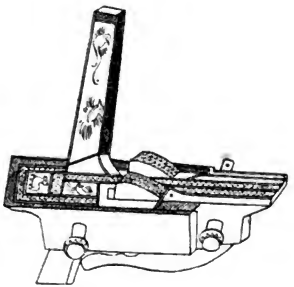


Fig. 8.



Die Armbrust Fig. 7 ist 5,1 Zoll lang, 1,2 Zoll breit und 1 Pfund 7 Taels schwer.

Die Armbrust Fig. 8 ist 5,1 Zoll lang, 1,2 Zoll breit und 1 Pfund 10 Taels schwer.

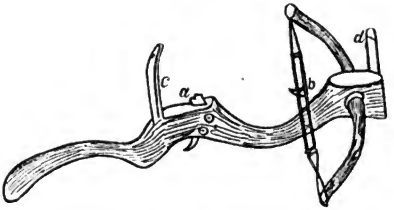
Zwei Typen der modernen Armbrust sind Fig. 9, 10 *a* u. *b*:

Die Kugel-Armbrust „Nu-kung" (Fig. 9). Die Sehne wird hinter dem eigenthümlich geformten Zapfen *a* gespannt, wobei sie etwas nach unten gepresst werden muss, da sie sonst nicht sitzt. Die Kugel wird in den, zwischen den beiden Sehnen in der Mitte angebrachten Kugelhalter *b* gezwängt. Das in dem Haken *c* befindliche kleine Loch ist das Visir; man visirt damit auf eine kleine Perle *d*, welche in

Digitized by Google

der Mitte eines Fadens an dem Drahtbogen vorn auf der Armbrust aufgehängt wird. Man kann auf diese Weise nur gegen das Licht zielen.

Fig. 9.



Die Repetir-Armbrust (Fig. 10*a* u. *b*) mit Pfeil-Magazin, wohl die Chu-ko-liang-Armbrust, oder wenigstens dieser nachgebildet, ist die bei weitem interessanteste von allen, da sich darin ein hoher Grad von praktischem Erfindungssinn offenbart.

Fig. 10*a*.

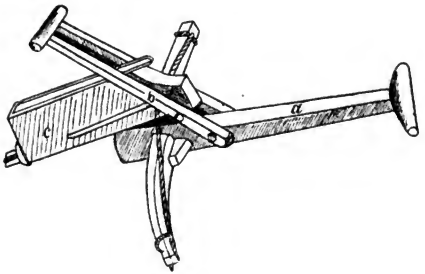
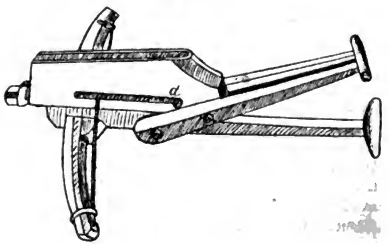


Fig. 10*b*.



Digitized by Google

Durch einfaches Hin- und Herbewegen des Hebels *b* auf dem Holzarm *a*, welcher gegen die Brust gestemmt wird, wird die Armbrust in einem fort abgeschossen und wieder gespannt. Die Pfeile im Magazin *c* sinken durch ihre eigene Schwere hinab und legen sich selbst in die Schussrille. Der Hebel *b* ist sowohl mit dem Holzarm *a*, als auch mit dem Magazin *c* durch Pflöcke verbunden, um die er sich dreht, wobei er das lose Magazin auf dem Holzarm hin- und herzieht. Aus ihrem Ruhepunkte *d* wird die Sehne durch den Hebel herausgedrängt. —

(23) Hr. M. Bartels hatte bei dem vorjährigen Ausfluge nach Bosnien von Fräulein Milena Mrazović in Sarajevo die Zusicherung erhalten, ihm Mittheilungen über

Bosnische Volkskunde

zu machen. Er hat dem entsprechend einen Fragebogen ausgearbeitet, der ihm nun mit folgender Beantwortung wieder zugegangen ist:

Antworten auf die gestellten Fragen über den Volksbrauch in Bosnien.

1. In welchem Alter pflegen die Mädchen zu heirathen?
   Im Alter von 13—17 Jahren.
2. Bestehen bei der Eheschliessung besondere Zauber-Maassnahmen, um sich die Oberherrschaft in der Ehe zu sichern?
   Die Frauen streben niemals an, eine diesbezügliche Oberherrschaft zu erlangen, denn für sie gilt der Spruch: „Bog na nebu, car na zemlji, muž nad ženom.“ — (Ueber dem Himmel — Gott; über der Erde — der Kaiser; über dem Weibe — der Mann.)
3. Bestehen bei der Eheschliessung Vorbedeutungen für eine glückliche oder unglückliche Ehe?
   Es bestehen keine, — wenn jedoch ein Unglücksfall sich ereignet, so wird dies der Braut, als dem neuen Familien-Mitgliede zugeschrieben.
4. Bestehen bei der Eheschliessung zauberhafte Maassnahmen, um sich einen Kindersegen im Ganzen, oder die Geburt eines Sohnes oder einer Tochter zu sichern?
   Sie bestehen insoweit, dass der Braut bei deren Besuch des Bräutigamshauses ein Knabe in die Hände gegeben wird, den sie dreimal um sich umdreht, dann denselben auf die Stirne küsst und hierauf mit etwas beschenkt.
   Diese Fabel hat beim Volke zu bedeuten, dass die Braut nach erfolgter Eheschliessung fruchtbar sein und nur Söhne gebären wird.
   Wenn aber die Frau Töchter geboren hat, so versucht sie vor Allem den ihr von einem Geistlichen, ohne Unterschied der Confession, ertheilten Segen; — hilft dieser nicht, dann begiebt sie sich auf eine Wiese, wobei sie ein fliessendes Wasser passieren muss. Auf der Wiese angelangt, benetzt sie ihren Unterleib mit dem Thau, nimmt etwas Gras, steckt es in den Busen und sagt dabei folgenden Spruch: „Livadice po Bogu sestrice, ti meni tvoj rod, ja ću tebi moj rod, meni siua a tebi sieno.“ (Wieslein sei bei Gott mir Schwesterlein [Wahlschwester], — mein sei das Deine, dein sei das Meine, — mir sei ein Sohn und Dir sei Heu!)

Digitized by Google

5. Findet beim Eintritt einer Schwangerschaft irgend eine Ceremonie statt?
   Nein.
6. Wird auf die Schwangere Rücksicht genommen?
   Nein, hier und da wird sie von schwerer Feldarbeit befreit.
7. Bestehen zauberhafte Maassnahmen, um die Schwangere vor Gefahren zu schützen?
   Bei Schwergeburten gebrauchen die Schwangeren die Wurzel einer unbekannten Pflanze, welche sie in's Wasser legen und nachher das Wasser trinken, oder die Gebärenden begeben sich zu einer der nächsten Quellen, öffnen das Loch des mitgenommenen Gefässes, in welchem sich das Wasser angesammelt hat, und sagen hierbei: „Prije diete palo, neg se voda iz posude izlila“ (Eher das Kind, als das Wasser aus dem Topfe).
8. Welche Gefahren fürchtet man?
   Keine, ausser dass die Schwangeren nicht viel kaltes Wasser trinken dürfen, da sie leicht davon abortiren könnten.
9. Pflegen die Niederkünfte leicht oder schwer zu sein?
   Im Allgemeinen leicht.
10. Wer hilft der Niederkommenden?
    Gewöhnlich hilft sich die Gebärende selbst, oder es hilft ihr der Gatte oder die erwachsenen Kinder.
11. Wie wird geholfen?
    Die Geburtshülfe besteht einzig und allein darin, dass die Gebärende in das Gebärhaus bis zur Niederkunft geführt wird. Als Hülfsmittel wird der Gebärenden eine Mischung, bestehend aus Oel und Branntwein, verabfolgt.
12. Finden Beschwörungen bei der Niederkunft statt?
    Keine.
13. Wie lauten dieselben?
    (Nicht beantwortet.)
14. Womit wird die Nabelschnur durchschnitten?
    Je nachdem, mit einem Messer, mit einer Scheere oder auch mit einer Holzhacke.
15. Finden mystische Gebräuche dabei statt?
    Nein.
16. Was geschieht mit der Nachgeburt?
    Sie wird in einem Misthaufen begraben oder in's Wasser geworfen.
17. Werden Gebete oder Beschwörungen gesprochen, während man sie beseitigt?
    Gar nichts.
18. Sind Knaben ebenso erwünscht, wie Mädchen?
    Ueberall sind Knaben mehr erwünscht.
19. Kommen Geburten von Zwillingen vor?
    Ja, sie kommen oft vor.
20. Was geschieht mit letzteren? Werden sie als ein Glück oder als ein Unglück betrachtet?
    Die Zwillingsgebärende wird mehr geschätzt und als mehr gesegnet betrachtet.
21. Sind Fälle von Drillingsgeburten bekannt?
    Sie kommen vereinzelt vor.

Digitized by Google

22. Hat man abergläubische Schutzmaassregeln für die Wöchnerin oder für den Säugling? Wovor schützt man sie?
Den Wöchnerinnen nnd Kindern wird Feuersglut im Wasser gelöscht, um sie vor bösen Augen zu schützen. Bei dieser Procedur wird gesprochen: „Ovo su crue oći, ako su toga i toga podrekle i njegovu srcu muku zadale na dno potonule, ako nisu po vrhu plivale.“ (Das sind die schwarzen Augen, die der N. N. verschrieen, ihm Herzleid brachten; wenn sie es sind, mögen sie auf den Grund sinken, wenn nicht, so mögen sie oben schwimmen.) Mit diesem Wasser werden sie gewaschen und wird sodann dieses Wasser von denselben getrunken.
23. Werden die Kinder von den Müttern gesäugt oder werden sie aufgepäppelt?
Ausschliesslich gesäugt.
24. Wie lange werden sie gesäugt?
Sie werden $1^1/_2$ Jahre lang gesäugt.
25. Säugen die Mütter sitzend, liegend oder stehend?
In allen 3 eben erwähnten Positionen.
26. Bestehen für die Kinder besondere Ceremonien beim ersten Haarschneiden, beim Ohrlochstechen, beim Ausfallen der Milchzähne?
Beim ersten Haarschneiden der Bnben sind besondere Feierlichkeiten gebräuchlich; beim Ohrlochstechen und Ausfallen der Milchzähne bestehen keine Ceremonien.
27. Schützt man die Kinder vor übernatürlichen Gefahren (böser Blick)?
Natürlich, vor dem bösen Blick, dafür liegt ja in der Wiege ein Messer und Knoblauch.
28. Bis zu welchem Lebensjahre bleiben Knaben nnd Mädchen zusammen?
Sie bleiben stets zusammen.
29. Mit welchem Alter pflegt die erste Menstruation einzutreten?
Sie pflegt gewöhnlich im 14. bis 15. Lebensjahre einzutreten.
30. Wird bei diesem Zeitpunkte des Reifwerdens eine Feier begangen? Wird das Mädchen besonders geschmückt oder mit einem äusseren Zeichen versehen?
Im Gegentheil, das Reifwerden wird vom Mädchen vor den Eltern geheim gehalten.
31. Haben die Knaben ein äusseres Zeichen der Erwachsenheit? einen besonderen Anzug? eine besondere Kopfbedeckung? eine besondere Haartracht?
Sowohl die Knaben, als die Mädchen schmücken in der Erwachsenheit ihre Kopfbedeckung mit Federn und Geld (Silber und Gold).
32. Wird die erwachsene Menstruirende abgesondert?
Sie wird von den übrigen Geschwistern nicht abgesondert. Sie verrichtet ihre Haus- und Feldarbeiten mit noch grösserem Fleisse weiter, um nur auf diese Art die Menstruation vor den Eltern zu verheimlichen.
33. Sind Beschwerden, heftige Schmerzen, übermässige Blutverluste u. s. w. bei der Menstruation häufig?
Heftige Blutstürze und Schmerzen sind selten.
34. Wird Unkeuschheit vor der Ehe bestraft? ist sie häufig?
Unkeuschheit vor der Ehe wird getadelt und derart strenge behandelt, dass das Mädchen von der besseren Gesellschaft ganz ausgeschlossen und verachtet wird; deshalb kommt sie selten vor.

Digitized by Google

35. Bestehen zauberhafte Maassnahmen, um sich die Liebe einer anderen Person zu erzwingen? oder sich vor ihr zu schützen?

Hier und da werden verschiedene abergläubische Mittel angewendet.

36. Sind alte Jungfern häufig?

Sehr selten, da die Mädchen sehr jung ausheirathen.

37. Was sagt man von ihnen, giebt es Sprüchwörter über sie?

Es gilt der Spruch: „da ima sreće udala bi se.“ (Hätte sie Glück, würde sie heirathen.)

38. Wie ist die Stellung der Frau gegenüber dem Schwiegervater? der Schwiegermutter?

Wenn die Frau brav und folgsam ist, haben die Schwiegereltern sie gerade so lieb, wie ihr eigenes Kind.

39. Darf ein Wittwer oder eine Wittwe wieder heirathen?

O ja!

40. Wie ist das Verhältniss zwischen Grossmutter und Enkeln?

Die Grossmutter liebt die Enkel, wie die leibliche Mutter.

41. Wie behandelt man Arbeitsunfähige und Sieche?

Diese werden von Nächstverwandten erhalten.

42. Wie wird der todte Säugling oder das todte Kind begraben? finden dabei Unterschiede statt, ob es ein Knabe oder ein Mädchen war?

Wie bei den Erwachsenen, nur mit dem Unterschiede, dass nach dem Begräbnisse der Kinder keine Mahlzeit gegeben wird.

43. Finden besondere Maassnahmen statt bei der Beerdigung erwachsener weiblicher Personen? Sind Unterschiede in denselben, ob die Verstorbene eine Jungfrau, eine Braut, eine Schwangere, eine Gebärende, eine Wöchnerin, eine Mutter unmündiger Kinder oder eine alte Frau war?

Wenn eine Jungfrau stirbt, dann wird sie in jenen Kleidern begraben, welche sie als Hochzeitskleider getragen hätte. Wenn eine junge Frau stirbt, so wird sie, ohne Unterschied, ob sie eine Schwangere, Gebärende, eine Wöchnerin oder bereits Mutter unmündiger Kinder ist, in den schönsten und theuersten Kleidern begraben.

In beiden Fällen wird den Verstorbenen der im Leben getragene Schmuck in's Grab mitgegeben.

44. Wenn eine Frau stirbt und einen lebenden Säugling hinterlässt, was geschieht mit diesem?

Wenn die Mutter stirbt und der lebende Säugling zurückbleibt, so nimmt sich vor allem der Vater desselben auf das Wärmste an, indem er demselben eine Amme nimmt, und dieser als Lohn für die Pflege und Ernährung des Säuglings eine Kuh oder einen Ochsen und dergl. giebt. Bleibt der Säugling auch ohne Vater zurück, dann nehmen sich dessen die nächsten Verwandten an und in Ermangelung der letzteren, die besser situirten Nachbarn.

45. Glaubt man an das Umgehen der Verstorbenen?

Das Volk glaubt allgemein an das Umgehen der Verstorbenen. Jeder Verstorbene soll dem Volksglauben nach seine Familie, und zwar, wenn verheirathet, seine Frau und Kinder, sonst aber seine Eltern und Geschwister in der Nacht, wenn alles schläft, besuchen, und zwar stellt sich das Volk vor, dass der Verstorbene in jener Lein-

Digitized by Google

wand, in welche er als Leichnam eingehüllt und begraben wurde, umhergeht.

Um diesem Umgehen des Verstorbenen vorzubeugen, ist es bei dem Volke Sitte, den Verstorbenen, so lange er sich noch im Hause als Leichnam befindet, strenge zu überwachen und darf niemand über die Leiche treten. Wenn zufällig letzteres geschah, so wird dem Leichnam ein Dorn vom Weissdorn unter die Zunge gelegt, damit der Verstorbene nicht umgehe.

46. Glaubt man, dass ein Verstorbener Lebende in den Tod nachziehen könne?

Wenn jemandem von der Familie, oder ganz fremden Personen ein Verstorbener im Traume vorkommt und er von ihnen etwas verlangt, so wird geglaubt, dass jemand von der betreffenden Familie binnen kürzerer Zeit sterben wird, daher wird gewöhnlich in einem solchen Falle für die Seele des Verstorbenen eine Wachskerze in die Kirche gegeben.

47. Was geschieht mit den missgestalteten Kindern?

Sie geniessen noch bessere Pflege seitens der Eltern, als die gesunden Kinder.

48. Was für eine Erklärung haben die Leute für das Auftreten einer Missbildung? für die Geburt eines missgestalteten Kindes?

Solche Fälle kommen ausschliesslich bei einem Sünder vor.

49. Was wenden Säugende an, um sich vor drohendem Milchmangel zu schützen?

Sie begeben sich zu einer Quelle und waschen den ganzen Körper mit dem Quellwasser ab.

50. Hat man besondere Maassnahmen, um bei dem Tode des Säuglings oder bei dem Absetzen des Kindes die Milch in der Brust zum Versiegen zu bringen?

Um die Milch in der Brust zum Versiegen zu bringen, zieht man gewöhnlich die Milch mittelst einer Saugflasche aus, oder man wärmt die Brüste beim Heerde und legt nachher Fetzen auf dieselben.

51. Besteht der Glaube, dass die Gebärmutter ein Thier sei, welches im Körper umherkriecht oder sogar aus ihm herauskriecht und wieder in ihn hineinkriechen könne? Was für ein Thier ist es? Wie sorgt man dafür, dass es an seinen normalen Platz zurückkehrt oder denselben nicht verlässt?

Es besteht der Glaube, dass die Gebärmutter ein lebendiges Wesen ist, dass sie hinunterfällt und wieder auf den normalen Platz zurückkehrt; dass aber die Gebärmutter ein Thier wäre, wollen die hiesigen Weiber nicht zugeben.

52. Sind Beschwörungsformeln gegen Krankheiten gebräuchlich? gegen welche Krankheiten? wie lauten sie? wer ist der Beschwörende? wann, wo, und wie wird beschworen? (laut, murmelnd, singend?)

Gegen böse Blicke auf die Kinder sind nur folgende Beschwörungsformeln üblich: Urok sjedi na pragu uročica pod pragom, urok skoči te uročicu ugusi,

uroka od 9 oka,
„ „ 9 „ 8
„ „ 8 „ 7
„ „ 7 „ 6
„ „ 6 „ 5
„ „ 5 „ 4

Digitized by Google

uroka od 4 oka, 3
„ „ 3 „ 2
„ „ 2 „ 1
„ „ 1 „ —

Urok = der, der „verschreit", sitzt auf der Schwelle, die Uročica (= die, die verschreit), sitzt unter der Schwelle. Der Urok springt auf und erwürgt die Uročica,

ein Urok von 9 Oka,
„ „ „ 9 „ 8
„ „ „ 8 „ 7 u. s. w.
bis 1 Oko, nichts.

Dies wird von einem alten Weibe, welches sich damit befasst, dreimal nach einander murmelnd abgezählt.

53. Wie ist das Verhältniss der Stiefmutter zu den Stiefkindern?
Wenn die Stiefkinder brav und folgsam sind, behandelt sie die Stiefmutter wie ihre leiblichen Kinder.

54. Darf eine Mutter ihr todtes Kind beweinen?
Dies zu thun, ist eine grosse Sünde; man behauptet, dass die beweinten Kinder im Jenseits sich deshalb im Wasser befinden. Trotzdem beweint hier jede Mutter ihr verstorbenes Kind.

55. Glaubt man an übernatürliche Strafen, wenn ein Kind die Mutter schlecht behandelt, sie schlägt u. s. w.?
Wer seine Mutter schlägt, wird lahm werden.

Diese Antworten beziehen sich auf beide hier vertretenen Confessionen (Mohammedaner und orient. Orthodoxe), doch haben die in den Antworten enthaltenen Angaben speciell für den Grenzlandstrich Geltung (Grenze: Bosnien, Serbien, Türkei).

Fräulein Mrazović führt noch an, dass sie in den Antworten auch Angaben verwerthet hat, welche sie aus Cajnica, einem kleinen Orte an der Grenze des Sandschak, erhielt. „Die Antworten haben nicht nur für jenen Landestheil, sondern für das ganze Land im Hauptsächlichen Geltung. Will man sehr vorsichtig sein, so muss man sagen „für das südliche Bosnien und die Hercegovina". Unter der bäuerlichen Bevölkerung sind die Ansichten und Gebräuche im ganzen Lande im Allgemeinen ziemlich gleich, besonders nach der durch den Fragebogen gekennzeichneten Richtung hin." —

Fräulein Mrazović verspricht, diesen Punkten auch fernerhin ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Ich möchte nicht unterlassen, hierfür, sowie für die mühevolle Beantwortung der vielen Fragen den verbindlichsten Dank auszusprechen. —

(24) Hr. P. Staudinger macht folgende Vorlagen:

1. 4 Steinäxte vom Innern der Goldküste. Steinäxte werden in der genannten Gegend in geringer Tiefe häufiger im Erdboden beim Graben gefunden, mitunter waschen auch starke Regengüsse einzelne Stücke heraus. Da es sich um zweifellos prähistorische Werkzeuge handelt, ist die Herstellung und Herkunft derselben den jetzt lebenden Eingebornen unbekannt. Diese bezeichnen die Beile als „Gottesäxte", und ihres geheimnissvollen Ursprungs wegen werden sie mitunter im Fetischdienste gebraucht. Ich verdanke die Stücke der Liebenswürdigkeit des Hrn. Dr. Fisch, Basel, ebenso auch ein sehr interessantes perlen- bezw. wirtel-

Digitized by Google

förmiges, durchbohrtes Quarzstück. Solche runden Quarzstücke werden zum Theil noch jetzt als Wirtel in einigen Gegenden, nach Aussage von Hrn. Dr. Fisch, benutzt. Das vorliegende Exemplar kann des engen Loches wegen nicht dazu verwendet worden sein; es ist daher als ein altes Schmuckstück oder eine Perle anzusprechen. Die Steinbeile wurden in Akrapan, dem Gebirge der Goldküste, 30 *cm* tief unter der Erde gefunden. Das Material besteht, wie ich durch die liebenswürdige Vermittelung des Hrn. Direktor Geh. Rath Hauchecorne von Hrn. Dr. Koch erfahren habe, bei zwei derselben aus Amphibolschiefer.

Zusammensetzung: Grünstrahlige Hornblende, vorherrschendes Gemenge; Quarz reichlich; Plagioklas, Magneteisen, Zoisit, accessorische Gemenge.

Zwei Stücke waren stark verwitterte und ohne Dünnschliff nicht zu bestimmende wetzschieferartige Gesteine. —

2. Ein hochwichtiges Stück, in Deutschland wohl noch nicht in Museen vorhanden, ist eine mir von Hrn. G. A. Krause gegebene Steinperle von walzenförmiger, nach den Enden zu abgespitzter Form mit einer regelmässigen, glatten Längsbohrung. Länge etwa 7 *cm*, grösster Umfang etwa 7 *cm*, Durchmesser etwa $2^1/_2$ *cm*.

Das Stück stammt aus Salaga; der genaue Fundort war leider nicht zu ermitteln. Achat- und Carneol-Perlen, sowie Schmuckstücke von verschiedener Form, wie ich sie schon früher beschrieb, darunter auch glatte Walzen, bezw. sechs- und achteckig geschliffene, längliche Perlen, sind noch heute im ganzen westlichen Sudan beliebt und werden, wie die meisten afrikanischen Perlen, nach uralten Vorbildern in Europa hergestellt (Glasperlen in Venedig, Gablonz i. B., im Fichtelgebirge; Achat- und Carneol-Perlen in Idar und Oberstein).

Dieses Stück hat aber nichts damit zu thun, da es aus ganz anderem Material besteht.

Die Zusammensetzung ist, nach der dankenswerthen Bestimmung von Hrn. Dr. Koch: Zoisit, vorherrschender Gemengtheil; Granat (braunrothes Material); monoklin. Augit (lauchgrünes Material). Das Gestein lässt sich als Zoisit-Eklogit den Eklogiten anreihen. —

3. Vor 6—8 Jahren wurden mir ferner von Hrn. Consul Vohsen kleine, unregelmässig geschliffene Carneol-Perlen aus Sierra Leone gegeben, die angeblich von Eingebornen gemacht waren. Dies wurde in Berlin angezweifelt und die Perlen als von indischer Herkunft betrachtet, obgleich eine nachweisbare Verbindung von West-Africa mit Indien nicht besteht. Neuerdings machte mir aber Hr. Krause die Mittheilung, dass solche Perlen von den Yoruba's hergestellt würden und ihm übereinstimmend der Ort Kirotaschi, am mittleren Niger, als Fundort des Minerals, dessen Vorkommen in Africa wissenschaftlich noch nicht festgestellt ist, genannt wurde. —

4. In einer früheren Sammlung hatte Hr. G. A. Krause eine Anzahl steinerner Armringe, die ich selbst bei den Salzhandel treibenden Tuareg in den Haussaländern beobachtet habe. Die Stücke bestanden aus serpentinsteinähnlichem und aus urschieferähnlichem Gestein. Dieselben sollen noch jetzt im Gebirge Yambori, südl. von Timbuktu, hergestellt werden.

Eine ihrer schweren Ausführung wegen sehr beachtenswerthe Steinarbeit leisten die viel weniger cultivirten, bezw. vorgeschrittenen N'Dris (Volk zwischen Ubangi und Bagirmi), indem sie 10 *cm* lange, glatte Nadeln aus Bergkrystall als Nasenpflöcke herstellen. —

Digitized by Google

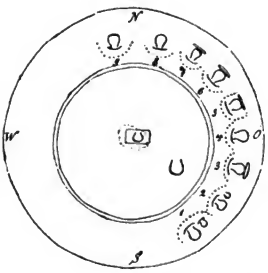
(25) Hr. H. Busse beschreibt

ein Hügelgrab bei Wandlitz.

3 Meilen nördlich von Berlin, im Kreise Nieder-Barnim, liegt einer der grössten Seen der Mark Brandenburg, der Wandlitz-See, leider nicht bequem zu erreichen, da er vom eisernen Schienen-Netz zu entfernt gelegen ist. Dicht an seiner Süd-Seite befindet sich das historisch bekannte und sagenumwobene Dorf Wandlitz. Westlich, 200 Schritte vom Dorfe, liegen Sandhügel, die vorgeschichtliche Gräber enthalten, zwischen denen schon viel herumgesucht und gegraben worden. Die Besitzer der Sandflächen sind bei theilweiser Beackerung derselben häufig auf Urnen gestossen. Soviel mir bekannt, haben vor 6—8 Jahren Hr. Sökeland und der verstorbene Dr. Weigelt hier Untersuchungen angestellt und sind die gefundenen Gefässe nach dem Königl. Museum gebracht. Einige Male schon bin ich mit leider wenig Erfolg in früheren Jahren hier auch thätig gewesen, habe aber nie intacte Gräber gefunden, sondern nur grössere und kleinere germanische Scherben. Meine Aufmerksamkeit richtete sich zuletzt auf einen ziemlich regelmässig runden Hügel von 4—5 Fuss Höhe und 33—34 Fuss Durchmesser. Im November 1895 grub ich diesen ab und bestätigten sich meine Vermuthungen vollständig, indem die Untersuchung Folgendes ergeben hat:

Genau in der Mitte des Hügels, 4 Fuss unter der Oberfläche, wurde eine Steinkiste gefunden von 50 *cm* Länge, 36 *cm* Breite und 30 *cm* Höhe, gebildet aus 5 Steinen, und zwar so, dass an jeder Seite ein Stein stand; nur an der westlichen Seite bestand die Wand aus zwei Steinen (Fig. 1). Die aufrecht stehenden Steine waren mit einem mächtigen, unten platten und glatten, wohl 80 *kg* schweren Steine bedeckt, der sich jedoch etwas verschoben hatte, so dass eine Ecke desselben sich gesenkt hatte und dadurch der Inhalt des Grabes zerdrückt war. Dieser Inhalt der Gruft bestand aus schwarzer, kohliger Erde, vermischt mit grossen und kleinen Stücken von Thon-Scherben, ebenso vom Feuer angeschwärzten Knochen. Soviel sich erkennen liess, waren die Scherben die Stücke einer stark gebauchten Urne, von lehmgelber Farbe, deren grösste Weite auf 36—38 *cm* zu schätzen ist, Höhe etwa 26—28 *cm*; Stücke von einem Deckel mit nach innen gebogenem Rande kamen auch zum Vorschein. Etwa in der Mitte des Halses befanden sich 3 parallele Kehl-Streifen. Die Innen-Seite der einzelnen Scherben war schieferblau bis schwärzlich. —

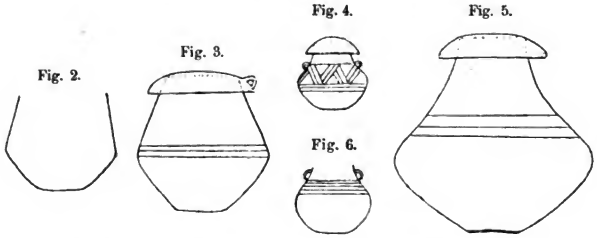
Fig. 1.



Von dieser Steinkiste 5 Fuss östlich, aber etwa 1 Fuss höher gelegen, kam ein grösseres, roh gearbeitetes, innen aber glattes, deckelloses Gefäss an's Tageslicht, ohne jedwede Verzierung, das aber gut erhalten war (Fig. 2). Von Asche oder Knochen, auch von sonstigem Inhalt war keine Spur zu finden. Auffallend ist die Stärke des Gefässes, 13—14 *mm*. Die grösste Weite beträgt 34 *cm*, Höhe 25 *cm*, der Boden hat 15—16, die Oeffnung 23 *cm*. Die Farbe ist lehmig, innen blaugrau. — Wohl 10—11 Fuss von der Steinkiste, ringsherum um dieselbe, liess sich eine schwarze, von der grauen, sandigen Masse sich deutlich abzeichnende, 4 Zoll starke

Digitized by Google

Erdschicht unterscheiden, die gegen die Oberfläche des Hügels sich langsam verlief. Zwischen dieser schwarzen Erdschicht und der Peripherie des Hügels, 1 *m* tief und in Abständen von 1—1½ *m*, fanden sich, östlich bis nördlich, 9 Grüfte, mit bogenförmigem Stein-Pflaster bedeckt, die sämmtlich Urnen mit Leichenbrand enthielten. Auf der West- und Süd-Seite wurden keine solchen entdeckt. Die Gruft 5 war bis auf den Grundstein, worauf die Urne stand, mit Steinen umstellt. Die Grüfte 3, 6 und 7 hatten noch je einen Grundstein, die anderen nicht. In Gruft 1 stand eine mittelgrosse Urne (Fig. 3), mit nicht zu starken Knochen gefüllt, daneben ein kleineres Gefäss (Fig. 4) mit ganz zarten Knochen; wahrscheinlich ist



hier eine Mutter mit ihrem Kinde bestattet. Beide Gefässe hatten Deckel und kamen gut erhalten heraus. In der Mutter-Urne fanden sich zwischen dem Leichenbrande zwei Stücke rund gebogenen Bronzedrahtes von 2 *mm* Stärke, jedes Stück 4 *cm* lang; das grössere Gefäss ist 16 *cm* hoch, oben 13, unten 11 *cm* im Durchmesser, die grösste Weite beträgt 20 *cm*. Der Deckel dieser Urne, von 21 *cm* Durchmesser, hatte einen Henkel, der oben und unten 3, in der Mitte 2 *cm* breit und 3 *cm* hoch war. Am Bauche herum ziehen sich 3 wagerechte Kehlstreifen. Das kleinere Gefäss hat 2 Henkel, obere Halsweite 8, Boden 6, grösste Weite 13½ *cm*. Die Farbe ist grau, innen blaugrau und glatt. Am unteren Bauche sind wieder die drei wagerechten, parallelen Kehlstreifen, darauf schräg stehend, drei, einmal nach links, einmal nach rechts neigende Striche, so dass sich spitzwinklige Dreiecke bilden; darüber in Henkelhöhe ein wagerechter Kehlstreifen. —

In Gruft 2 befand sich eine grosse, terrinenförmige, henkellose Urne (Fig. 5), sehr bauchig, mit nach oben verengtem Halse und glattem Rande. Grösste Weite 29, oben 18, unten 13 *cm*, Höhe 23 *cm*. Am Hals-Ansatz wieder die 3 Kehlstreifen. Der Deckel war ohne Henkel. Dabei stand ein kleines mit 2 Henkeln versehenes Gefäss (Fig. 6) von 16 *cm* grösster Weite, Höhe 12, Boden 7, Oeffnung 12 *cm*. Zwischen Bauch und Hals zogen sich 5 Kehlstreifen ringsherum. Auch diese Gefässe waren gut erhalten. — In den ferneren 7 Gräbern fanden sich die Urnen mehr oder weniger zerdrückt, die genaue Grösse war nicht sicher festzustellen. Beigefässe kamen nicht zum Vorschein, aber Deckel konnten überall constatirt werden. Die Formen der Urnen waren ähnlich der in der Gruft 2.

Ich nehme nun an, dass ursprünglich hier ein Hügel sich befand, dessen Oberfläche die erwähnte schwarze Schicht bildete. Diese Schicht ist jedenfalls von den Gräsern entstanden, womit der Hügel bewachsen war; die Grüfte ringsherum sind Bestattungen aus späterer Zeit und hat sich dadurch die Form des Hügels vergrössert und ist die jetzige Gestalt erreicht. — Hervorzuheben ist die

Digitized by Google

Aermlichkeit der Ausstattung der Grüfte, sowie die geringe Zahl der Beigefässe, doch ist diese Armuth die Eigenschaft vieler in der Nähe von Wandlitz gelegenen Urnenfelder, und solche giebt es in der Umgegend so zahlreiche, wie ich sie noch nirgends in der Provinz Brandenburg gefunden habe. In Entfernungen von nur 1—3 *km* stösst man auf Gräber und auch auf Wohnstätten vorgeschichtlicher Zeit; Stein- und Bronze-Funde habe ich viele gemacht. Etwas nördlicher von Barnim, in der Nähe von Lanke und Biesenthal, sind die Gräber reichlicher ausgestattet. Unser besprochenes Hügel-Grab verdient insofern noch Aufmerksamkeit, als es verhältnissmässig wenig Steine enthielt, während sämmtliche Hügel-Gräber im ganzen Barnim aus vielen Steinen aufgebaut sind und deshalb noch sehr wenige gut erhaltene aufgefunden werden. Auch in Wandlitz ist das Gräberfeld bekannt als Spuk-Ort und als nicht geheuer, also es findet sich hierin Ueberlieferung von vorgeschichtlichen Vorkommnissen. — Vom Wandlitz-See $^1/_2$ *km* östlich liegen 3 kleinere Seen, die drei heiligen Pfühle genannt, die ich als Erdpfühle ansehe; sie haben keinen Zufluss und keinen Abfluss. Im Hoch-Sommer bei niedrigem Wasserstande sieht man hier zahlreiche Eichen- und Fichten-Baumstämme, von denen die höher vorstehenden vielfach herausgeschafft sind. Von den westlichsten dieser Seen existirt die Sage von einem versunkenen Dorfe und versunkenen Glocken, ähnlich wie vom Heiligen-See bei Potsdam und dem Glienicker See bei Spandau und von so vielen anderen märkischen Seen.

Zum Schlusse möchte ich noch Berghaus citiren, der in seinem „Handbuch der Mark Brandenburg", Bd. I, S. 461 unter anderem von der Gegend schreibt: „Wandlitz und die heiligen 3 Pfühle sind Punkte, an die sich ein grosses archäologisches und historisches Interesse knüpft, über das man in der Gegend selbst eigenthümliche Ansichten hegt. Namentlich gehört Wandlitz oder Wandelitz zu den merkwürdigeren Orten der Mark, wie schon der Name sagt, der in alter Zeit auch Wandalitz lautete. Nicht allein, dass man auf der Feldmark dieses Dorfes Wälle findet, welche in die benachbarte Forst fortlaufen, dass man Heidengräber in Menge sieht und hier, sowie auf den Feldmarken von Basdorf, Stolzenhagen u. s. w. Urnen, mit den verschiedensten Gegenständen darin, gefunden worden sind (s. v. Ledebur, Die heidnischen Alterthümer des Regierungs-Bezirks Potsdam S. 73—77, auch Bericht des Pfarrers Reichenbach zu Wandlitz vom 10. November 1852), sondern es herrscht in Wandlitz auch die Sage, nach welcher der Ort den Namen von der alt-slavischen Göttin Wunda hat, die in der hiesigen Gegend ihre Hauptverehrung gehabt haben soll." — Auf meine eigenen Untersuchungen der Gegend und mehrere Ausgrabungen und Beschreibung mehrerer vorgeschichtlichen Ansiedlungen komme ich später zurück. —

(26) Hr. H. Sökeland zeigt eine

neue Alsengemme von Säckingen.

Auf Wunsch des Hrn. Rud. Virchow habe ich eine neue Alsengemme vorzulegen, die von Hrn. Schnütgen in Cöln im Kirchenschatze zu Säckingen aufgefunden wurde. Hr. Pfarrer Hundt dort hatte die grosse Liebenswürdigkeit, mir zwei Abdrücke zu übersenden, wofür ich ihm auch an dieser Stelle meinen besonderen Dank bezeugen möchte.

An der Zeichnung sieht man, dass wir es wieder mit einer dreifigurigen Gemme zu thun haben.

Die natürliche Grösse beträgt im Gemmenfelde 20 zu 19 *mm*.

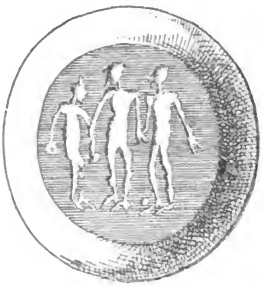
Die Farbe des Glases ist oben, soweit es geschliffen ist, hellblau, unten tiefblau.

Digitized by Google

Hr. Schnütgen fand die Gemme an dem „Agnesenkreuze“ im Säckinger Kirchenschatze, der Stifts- oder Fridolins-Kirche dort.

Die Stellung der, ebenso wie auf allen 48 Alsengemmen [1]), eingeritzten Figuren, die Art der Technik überhaupt, ist genau wie bei den anderen bis jetzt bekannt gewordenen Stücken.

Sogenannte Attribute weist unser neuer Fund nicht auf, ebenso fehlen bei den dargestellten Personen die Frackschooss-ähnlichen Körperansätze, welche die meisten dreifigurigen Alsengemmen zeigen. Der neue Fund hat eine grosse Aehnlichkeit mit den beiden dreifigurigen Gemmen vom Reginenschrein in Osnabrück.



Wir sehen hier wie dort an der rechten, bezw. linken Hand der beiden aussenstehenden Figuren strichähnliche Ansätze, von denen man nicht recht entscheiden kann, ob sie Finger darstellen sollen, oder ob wir es mit dem oberen Theile eines ähnlichen verschobenen viereckigen Rahmens zu thun haben, wie ihn alle sechs einfigurigen Alsengemmen, ganz oder theilweise, zeigen. Bei den dreifigurigen hat, wenn ich nicht irre, nur die im März 1893 von Hrn. Voss vorgelegte Alsengemme aus Norwegen einen solchen Rahmen.

Ich erwähnte schon weiter oben, dass die Stellung der Figuren zu einander genau den 22 bisher publicirten dreifigurigen Stücken entspricht.

Auch hier ist die im Intaglio links stehende Figur nach rechts gewendet, wie bei den zuerst von Hrn. Bartels [2]) bekannt gegebenen ersten Funden dieser Art, während die weiter rechts stehenden (zweite und dritte) eingeritzten Figuren nach links blicken.

Die Hände aller Figuren berühren sich. Die Beine sind aber fast gerade, wodurch die dargestellten Personen mehr den Eindruck des ruhigen Dastehens machen, während sonst gewöhnlich eine Einknickung der Kniee den Eindruck des Tanzens hervorruft.

Hinsichtlich des Fundortes unterscheidet sich aber die heute besprochene Gemme von allen bisher publicirten.

Nach der von Olshausen [3]) 1887 auf Grund der Publicationen von Bartels, Sophus Müller, v. Alten und Anderen zusammengestellten Fundkarte, die sich auch bis heute nicht geändert hat, war die am meisten südlich gefundene Alsengemme in Nürnberg aufgetaucht, und zwar lose, also nicht an irgend einem Gegenstande befindlich.

1) Hr. Olshausen war so freundlich, mir mitzutheilen, dass in der letzten Abhandlung über „Alsengemmen“ (vergl. Verhand. 1893, S. 204) von Hrn. Bartels die Zahl derselben aus Versehen um eine zu hoch angegeben sei. Mit der Säckinger Gemme wird erst die Zahl 48 erreicht.

2) Zeitschr. f. Ethnol. 1882, S. 48 u. f.; 1883, S. 179 u. f.

3) Verhandl. 1887, S. 688 u. f.

Digitized by Google

Hr. Olshausen betrachtete sie deshalb mit Recht als sogenannte Wanderer. Heute findet sich nun plötzlich an einem Kreuze so viel weiter südlich eine neue Gemme. Es wäre ja nun wichtig, zu wissen, ob das in Frage stehende Kreuz aus Nord-Deutschland nach Säckingen gekommen sein könne.

Hr. Pfarrer Hundt theilte mir hierüber mit: „Das in Rede stehende Agnesenkreuz ist von „Agnes", Erzherzogin von Oesterreich, Königin von Ungarn, der Gemahlin des bei Königsfeld in der Schweiz ermordeten Königs Albrecht (1298—1308) gestiftet, und zwar soll Agnes dasselbe nach dem Tode ihres Mannes zur Sühne des an ihm verübten Verbrechens haben anfertigen lassen."

In der Literatur habe ich nur bei „Kraus"[1]) in seinen Kunst-Denkmälern Badens einen Hinweis gefunden. Er sagt: „Agnesenkreuz, grosses Vortragekreuz, angeblich von Königin Agnes, Königs Albrecht I. Gemahlin, gestiftet. Vergoldeter Kupferbeschlag mit eingelegten Lapis lazuli und Glasflüssen, Ranken-Ornament des 14. Jahrhunderts. Auf der Rückseite Eckmedaillons, welche Reliquienverzeichnisse (Schrift spätestens 14. Jahrhundert) einschliessen."

Von wem und wo das Kreuz gemacht ist, darüber fehlt jede Auskunft. Pfarrer Hundt glaubt, es sei in Süddeutschland angefertigt, eine Ansicht, der ich beistimme.

Die berufensten Kenner der Alsengemmen, an der Spitze Bartels und Olshausen, setzen die Entstehungszeit derselben übereinstimmend in das 7. bis 9. Jahrhundert. Bartels und Olshausen sind ferner mit mir der Ansicht, dass die eigentliche Heimath dieser primitiven Kunstwerke zwischen der Nordsee, der Elbe und dem Niederrhein sei. Während aber Bartels die Erzeuger der Gemmen für Heiden hält, eine Ansicht der ich ebenfalls bin, und in ihnen Gegenstände sieht, die mit grösster Wahrscheinlichkeit als Amulette gebraucht wurden, vielleicht als Siegessteine, von denen jedoch einige, wie Bartels zweifellos nachwies, einer Zeit angehören, wo das Christenthum schon begonnen hatte, seinen Einzug zu halten (womit aber nicht gesagt sein soll, dass nicht andere dieser Stücke einer älteren Zeit angehören), glaubt Olshausen, wie Ihnen bekannt ist, sie seien von Christen hergestellt. Wie kam nun unsere in Rede stehende Gemme nach Säckingen und an ein so viel jüngeres Kreuz?

Kirche und Kloster in Säckingen sind vom heiligen Fridolin, einem Zeitgenossen des Frankenkönigs Chlodwig I., gegründet. Vor und nach dieser Zeit sind von diesem Heiligen, der zu Ende des 5. Jahrhunderts von Irland durch Frankreich nach Deutschland kam, viele Heiden bekehrt worden. Es wäre ja nun sehr verführerisch anzunehmen, der heilige Fridolin habe selbst die Gemme von einem Heiden empfangen, oder wenn man der Ansicht Olshausen's ist, sie sei von ihm zum Schmucke irgend eines kirchlichen Gegenstandes benutzt und dann im Laufe der Zeit aus diesem entfernt und auf das viel jüngere Agnesenkreuz übertragen worden.

Nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse ist aber beides nicht sehr wahrscheinlich, wenngleich wir die Möglichkeit einer der beiden Annahmen nicht wohl bestreiten können.

Der heilige Fridolin gründete Kirche und Kloster in Säckingen um 508[2]) und starb 538, während fast alle Kenner der Alsengemmen die früheste Entstehungszeit derselben in das 7. Jahrhundert setzen, also etwa 70—80 Jahre später, wie schon erwähnt wurde.

1) Bd. 3, S. 56.

2) Vergl. Leo „Schauinsland", Bd. 14, S. 35—46, und derselbe „Der Heilige Fridolin".

Digitized by Google

Prof. Stephens in Kopenhagen indessen war, wenigstens früher, der Ansicht, dass sie etwa dem 4. bis 5. Jahrhundert[1]) entstammen könnten, — eine Annahme, welche sich bei dem Mangel eines wirklich zeitbestimmenden Fundes nicht ohne weiteres von der Hand weisen lässt. Wenigstens wird man nicht mit Sicherheit behaupten können, zu Lebzeiten des heiligen Fridolin's hätten Alsengemmen noch nicht existirt. Wir können also die Möglichkeit zugeben, dass schon zu Zeiten Fridolin's die fragliche Gemme in den Besitz der Kirche kam.

Meiner Annahme nach ist sie von einem Heiden als Amulet u. s. w. getragen und nach seiner Bekehrung, als nun werthlos für ihn, in die Hände seines Seelsorgers gekommen, der sie dann dem Kirchenschatze übergab, wo sie bis zu ihrer Verwendung als Schmuck des Kreuzes, welches sie noch heute ziert, verblieben ist.

Wie wir sahen, trägt also auch dieser neue Fund nicht dazu bei, die noch schwebenden Streitfragen zu lösen. Andererseits bestätigt er aber die bisher aufgestellten Vermuthungen. Wir hoben schon hervor, dass Stellung und Ansehen der Figuren genau wie bei den bisher beobachteten Stücken sei. Besonders hinsichtlich der Stellung der Personen unter einander ist dies durchaus nicht selbstverständlich. Man könnte doch gut einmal links die beiden Figuren und rechts die einzelne genommen haben, abgesehen von anderen Variationen. Dass dies, nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse, nie geschah, beweist wohl, dass alle dreifigurigen Stücke nach einem Vorbilde gearbeitet sind und dass alle **einer** Kunstwerkstatt entstammen müssen, welche allerdings über längere Zeiträume in Thätigkeit gewesen sein wird, — Thatsachen, auf die Bartels schon 1882 in der ersten Abhandlung über diesen Gegenstand hinwies. Auch der muthmaasslichen Heimath der mehrerwähnten Gemmen widerspricht dieser neue Fund nicht.

Wir sehen in ihm ebenfalls einen sogenannten Wanderer, wie in denen von Nürnberg und Darmstadt.

Die aus den bisherigen Funden gezogenen Schlüsse werden also trotz des weiter südlich liegenden Fundortes von der so eben besprochenen Alsengemme eben so wenig geändert, wie von der späten Entstehungszeit des Kreuzes, welches sie ziert. —

(27) Hr. H. Sökeland berichtet über

eine Reise nach dem Spreewalde.

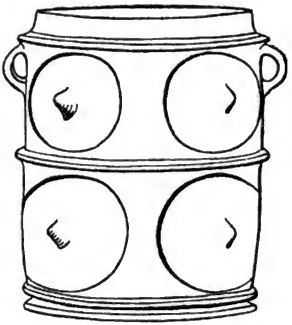
Am Schlusse einer im Interesse des Museums für deutsche Volkstrachten unternommenen Spreewaldreise, auf der wir wieder Gelegenheit hatten, uns von dem erschreckenden Abnehmen der Volkstrachten, selbst dort, zu überzeugen, glückte es mir, 12 Urnen und Beigefässe, worunter 4 mit Buckeln — alle vom Lausitzer Typus — zu erwerben.

Alle Gefässe sind sehr gut erhalten; besonders interessant und ausserordentlich selten, wie mir Hr. Direktor Voss mittheilte, ist das hier vorliegende cylindrische Buckelgefäss, dessen Höhe 18,25 *cm* beträgt, bei einem oberen Durchmesser von 13,2 *cm* und einem unteren von 14 *cm*.

Gefunden sind sämmtliche Gegenstände auf einem bei Stradow, Kreis Kalau, befindlichen Brandgräberfelde der Hallstattzeit. An Beigaben ist nur diese Bronze-Nadel vorhanden gewesen. Nach den mir gewordenen Mittheilungen sollen sämmtliche Gefässe einen zusammengehörigen Grabfund bilden.

1) Zeitschrift f. Ethnol. 1873, Verhandl. 1889 u. 1890.

Digitized by Google



Ich erlaube mir, den ganzen Fund der prähistorischen Abtheilung des Königl Museums für Völkerkunde als Geschenk zu überweisen. —

(28) Hr. M. Bartels sprach über

Altes und Neues vom Mitterberge.

Im Herzogthum Salzburg, zwischen Bischofshofen und St. Johann im Pongau, öffnet sich von Südwesten her in das breite Thal der Salzach das enge, lawinenbedrohte Mühlbach-Thal. Nach ungefähr anderthalbstündiger Fahrt erreicht man den kleinen Bergmannsort Mühlbach, und von hier beginnt der Aufstieg auf den Mitterberg, der von den malerischen Kolossen des Hochkails und des Hochkönigs und von den Schroffen der Mandelwand überragt wird. Schon im Jahre 1827 wurde hier von dem Oberhutmann Joseph Zött ein vorgeschichtliches Kupferbergwerk entdeckt, das von Hrn. Bergverwalter Johann Pirchl in Bischofshofen und von Hrn. Regierungsrath Dr. Matthäus Much in Wien späterhin genauer studirt und untersucht worden ist. Letzterer hat darüber im Jahre 1879 eine eingehende Arbeit veröffentlicht[1]) und auch in seinen Werken über die Kupferzeit[2]) spricht er eingehend von dem Mitterberge. Die Fundstücke sind theils in seinem Besitz, theils sind sie im k. k. Hofmuseum in Wien, theils im Museum Francisco-Ferdinandeum in Salzburg, theils — und zwar namentlich die neueren Funde — in Mühlbach im Hause der Bergverwaltung. Einige andere Funde sind zerstreut; auch unser kgl. Museum besitzt einzelne Stücke, die Hr. Direktor Voss nachher so freundlich sein wird vorzulegen.

1) Das vorgeschichtliche Kupferbergwerk auf dem Mitterberg bei Bischofshofen (Salzburg). Wien (Karl Gerold & Comp.) 1879. Separat-Abdruck aus dem V. Bande N.-F. der Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.

2) Die Kupferzeit und ihr Verhältniss zur Cultur der Indogermanen. 1. Aufl. Wien (k. k. Hof- und Staatsdruckerei) 1886. Separat-Abdruck aus dem XI. und XII. Bande der k. k. Central-Commission u. s. w. (Wien 1885 und 1886). 2. vollst. umgearb. und bed. verm. Aufl. Jena (H. Costenoble) 1893.

Digitized by Google

Unter der liebenswürdigen Führung des Hrn. Bergverwalters Pirchl habe ich im August vorigen Jahres diese alten Bergwerksanlagen besucht, und ich dachte, dass es vielleicht einiges Interesse bieten könne, wenn ich hierüber Bericht erstatte. Allerdings muss ich um Entschuldigung bitten, wenn ich dabei Dinge, der Vollständigkeit wegen, zur Sprache bringe, welche manchem von Ihnen schon lange bekannt sind. Aber einiges Neue hoffe ich doch noch erwähnen zu können.

Schon die erste Entdeckung des Bergwerks hört sich fast wie ein Märchen an. Ein Bauer fährt einen Wagen mit Brod und Getreide nach Mühlbach hinab. Am Mitterberg kommt der Wagen ins Schwanken; ein Brodlaib kollert über den Abhang hinunter. Der Bauer lässt denselben im Stich, sagt aber seinem etwas weiter unten wohnenden Schwiegersohn, er solle ihn sich holen und ihn behalten. Es ist kurz vor Mittagszeit; der junge Mann macht sich auf den Weg; die Frau wartet mit dem Essen, aber vergeblich: ihr Gatte kommt nicht heim. Da schickt sie den Knecht ab, ihn zu holen; aber auch dieser kehrt nicht zurück. Nun schickt die Frau in Aengsten die Magd nach der nicht sehr entfernten Stelle. Als diese dort anlangt, kommen ihr gerade die beiden Männer entgegen, unter schweren Lasten keuchend. Ihre Jacken haben sie ausgezogen, die Aermel unten zugebunden, und auf diese Weise haben sie sich aus den Jacken Säcke gemacht, die mit schweren Dingen angefüllt sind. Auch der Brodlaib ist gefunden, aber ganz in seiner Nähe lagen massenhaft weisse und röthliche Steine, an denen glänzende Goldklumpen sassen. Diese hatten die Männer gesammelt. Die Weiber wurden in das Geheimniss gezogen und Nachts in der Hütte stellten alle vier Schmelzversuche an, die zwar beinahe die Hütte in Flammen setzten, aber zu keinem Ergebnisse führten. Nun wendeten sie sich heimlich an einen Scheider in Hallein, dem es nach vieler Mühe gelang, ein wenig Kupfer aus den Steinen auszuschmelzen. Diese wurden somit als werthlos erkannt, und für wenige Kreuzer verkaufte man sie an einen Mann, der mit Mineralien in Gastein Handel trieb. Derselbe brachte sie zu einem Tiroler Eisenwerk, und dort sah sie der Oberhutmann Zötl, der sie als vortreffliche Kupfererze erkannte. Er erfuhr ihre Herkunft und suchte den Mitterberg auf, da er sofort die Vermuthung hatte, dass sie einem alten Bergbau entstammten. Aber all sein Suchen war vergeblich und schwer enttäuscht trat er den Rückweg an. Auf der Matte machte er noch einmal Rast, um sich an der herrlichen Natur zu erfreuen. Da fielen ihm plötzlich in der Landschaft lange parallele Linien auf, die sich durch eine üppigere Vegetation deutlich von der Nachbarschaft abhoben. Nun war es ihm mit einem Male klar, dass dieses die „Gruben des alten Mannes" sein müssten, und seine Annahme wurde voll bestätigt. Seiner rastlosen Energie gelang es dann, trotz unsäglicher Mühen eine Knappschaft ins Leben zu rufen, die noch heute den Bergbau und die Verarbeitung der Erze mit ausserordentlichem Erfolge betreibt.

Die Alten haben auch Strecken unter Tage angelegt, aber die grosse Mehrzahl der ausgebeuteten Stellen sind Tagbauten oder Pingen, welche sich über recht erhebliche Entfernungen ausdehnen; mehr als 1500 *m* sind gemessen worden. Die Bauten unter Tage sind jetzt unzugänglich, da die Wässer in sie eingedrungen sind. In einen senkrechten Schacht konnten wir aber noch auf einer ungefähr 4—5 *m* langen Leiter einfahren. An seiner Sohle setzte sich eine schräg abfallende Strecke an, die wir aber nur auf eine kurze Entfernung verfolgen konnten. An ihrem Ende schien wieder ein Schacht abgeteuft zu sein; wir konnten denselben aber wegen mangelnder Sicherung nicht weiter befahren. Die Schachte und Stollen des alten Mannes sind jedoch von den HHrn. Pirchl und Much in früheren Jahren genau untersucht, und manches interessante alte Stück ist im Laufe der

Digitized by Google

Jahre gefunden worden, so dass man jetzt von dem Bergwerks- und dem Hüttenbetriebe der Alten ein ganz deutliches Bild entwickeln kann.

Die Strecken unter Tage haben eine ganz beträchtliche Höhe; die von mir befahrene war anderthalb bis zwei Mannslängen hoch. Die oberen Partien derselben können nur mit Hülfe von Holzgerüsten erreichbar gewesen sein. Durch Feuersetzungen wurde zuerst das Gestein mürbe gemacht und durch Uebergiessen mit Wasser zum Springen gebracht, und dann wurde es mit den noch sehr unvollkommenen Instrumenten gebrochen. Wahrscheinlich sind hierzu grösstentheils plumpe Holzkeile angewendet worden. Von den Feuersetzungen finden sich vielfach Kohlenreste in den Gruben, auch kommen massenhaft lange, schmale Leuchtspähne vor. Das Einfahren geschah auf Steigbäumen, d. h. auf Baumstämmen mit stufenartigen Auskerbungen. Stücke davon sind gefunden worden.

Das gewonnene Material wurde theilweise wahrscheinlich in Säcken zu Tage gefördert, ähnlich wie in den prähistorischen Gruben vom Dürrnberg bei Hallein und vom Hallstatter Salzberge. Diese Säcke waren in den letztgenannten Bergbauen aus Ziegenfell. Am Mitterberge sprechen Zeugfetzen dafür, dass sie aus groben Geweben gefertigt waren. Auch eigenthümliche eimerartige oder schachtelartige Gefässe hat man benutzt, von denen die hölzernen Böden von runder oder ovaler Form mit einer rinnenförmigen Auskehlung und mit zwei symmetrischen Löchern zum Hineinstecken der Seitensplisse versehen sind. Diese Seitensplisse greifen dann oben wieder in je ein vierkantiges Loch eines Querholzes ein; letzteres verbindet die beiden Seitensplisse mit einander und dient gleichzeitig dem Gefässe als Handhabe. Seine wellig geknickten Holzstreifen haben sicherlich zur Befestigung der horizontalen Seitentheile gedient, ganz ähnlich wie das bei unseren Holzschachteln geschieht. Diese Gefässe hat man an einem Schulterholz, ähnlich unseren Eimertragen, heraufgebracht, dessen Enden je zwei Durchbohrungen zeigen. Aber auch grössere Lasten hat man gefördert, und hierfür ist eine kurze, hölzerne Welle benutzt mit ausgesparten Seitenzapfen und mit grossen Handhaben zum Drehen, welche noch an der ursprünglichen Stelle auf ihrem Zapfenlager gefunden wurde.

Unter den Fundstücken befinden sich drei grosse Holztröge, aus Baumstämmen gezimmert, von denen zwei je einen Handgriff an einer Schmalseite haben, während der dritte zwei solche an den Längsseiten besitzt, die bei der Bearbeitung ausgespart sind. Sie haben vielleicht zum Befördern der Erze, wahrscheinlicher aber zum Schwemmen des zerkleinerten Gesteines gedient. Holzschaufeln, ein Paar plumpe hölzerne Schlägel, von denen der eine durch seine geschwungene Form ein gutes Verständniss für die Ausnutzung der Schwungkraft beweist, plumpe Holzlöffel und eigenthümliche löffelähnliche Holzinstrumente haben sich ebenfalls gefunden. Letztere sind nicht ausgehöhlt; sie sind wahrscheinlich dazu gebraucht worden, die Fugen der eingebauten Holzgerüste mit Lehm oder Aehnlichem auszustreichen, um die Feuersetzungen auf denselben anbringen zu können. Die geförderten Erze wurden im Freien an besonderen Scheideplätzen zerkleinert. Das geschah in erster Linie mit plumpen, sehr grossen, schweren Steinhämmern, an denen eine seitliche, herumlaufende Rille beweist, dass sie in einem Handgriff von herumgelegten Ruthen befestigt waren. Häufig haben die alten Bergleute auch fast tellergrosse, scheibenförmige Flussgeschiebe zum Zerkleinern verwendet, von denen sich wohlerhaltene Exemplare oder abgesprungene Randstücke noch mehrfach in der Nähe der Schutthalden finden. Dass dieselben hier hoch oben im Gebirge ortsfremd sind, das bedarf wohl kaum einer besonderen Erwähnung. Sie sind den Schotterbänken der Salzach entnommen worden.

Digitized by Google

Das mit diesen grossen Steinen zerkleinerte Material musste nun aber durch fernere Zerkleinerung auch ferner noch von dem tauben Gesteine nach Möglichkeit befreit werden. Dazu bediente man sich kleiner, kugliger Klopfsteine, welche durch den langen Gebrauch nicht selten ganz abgeplattet oder zersprungen sind. Die Erze wurden zu diesem Zweck auf grosse, flache Unterlagssteine gelegt, die durch die fortgesetzte Benutzung tiefe, rundliche Gruben zeigen, in denen man noch anhaftende Theilchen des Erzes nachzuweisen vermag. War eine Stelle schon zu tief ausgehöhlt, so nahm man eine andere Stelle des Unterlagsteines, oder man drehte ihn auch wohl um und benutzte seine andere Seite. Das zerkleinerte Gestein ist dann in den erwähnten Holztrögen geschwemmt worden. Uebrigens wurden die gröberen Stücke an den Scheideplätzen noch einmal einem Prozesse der Röstung ausgesetzt, um ihr Zerkleinern zu erleichtern und sie von gewissen Verunreinigungen zu befreien. Hiervon sind an den Scheideplätzen Kohlenreste und grobe Schlacken zu finden; aber der eigentliche Schmelzprozess wurde dann später noch vorgenommen.

Interessant ist auch ein alter Fund. Es ist das ein grosser, bearbeiteter Steinklotz mit einer umlaufenden Hohlkehle und mit einer durch Abschleifen abgerundeten Basis. Wahrscheinlich ist er durch umgelegte Stricke oder Ruthen über das Erz hin und her gezogen worden, um dasselbe möglichst fein zu zerreiben. Das geschah aber ausserdem auch auf besonderen grossen Reibesteinen, die in ihrer Gestalt und Grösse vollständig den prähistorischen Steinmühlen gleichen. Aber eingekratzte Rillen und ihnen anhaftende Erztheilchen lassen keinen Zweifel über ihre Verwendung. An mehreren ziemlich weit von einander gelegenen Punkten hat man die alten Schmelzstätten entdeckt. Eine derselben, am Abhange des Berges, ist jetzt von dichtem Hochwald überwachsen. An diesen Schmelzstätten finden sich ausser kleinen Schlacken, welche sich durch ihr Aussehen sehr von denen der Röstplätze unterscheiden, auch sehr grosse, flache Schlackenkuchen. Dieselben müssen in noch halbweichem Zustande mit Hülfe einer grossen, runden Stange aus dem Feuer gezogen worden sein, wie eine röhrenförmige Oeffnung von ungefähr 12 *cm* Tiefe an ihnen beweist. Der Verlauf dieser Röhre spricht dafür, dass der Arbeiter im Stehen gearbeitet hat. An der jetzt vom Hochwalde überwachsenen Stelle hatte sich ein Schmelzofen gefunden, der aus flachen Thonschieferstücken aufgebaut war. Leider ist er nicht erhalten worden.

An Geräthschaften fanden sich ein Paar grosse, kurzflügelige Bronzekelte, ferner kleine Flachbeile aus Kupfer von der Form gewisser Steinbeile, und ausserdem mehrere schlanke, vierseitig-prismatische kupferne Pickel, deren einer noch seinen ursprünglichen Holzstiel besitzt. Es ist ein jetzt abgebrochener Stock mit rechtwinklig daransitzender Seitenzacke, welche in dem vierkantigen Stielloch des Pickels steckt.

Auch ein dicker, cylindrischer Kupferhammer mit vierkantigem Schaftloch wurde gefunden, dessen Ränder durch den Gebrauch völlig wulstartig umgeschlagen sind. Topfwaare ist sehr wenig gefunden, und was sich fand, ist ausserordentlich roh. Es sind dicke, aus freier Hand gefertigte Stücke, einige mit grobem Tupfenornament, die meisten aber gänzlich ohne Verzierung. Auch zwei kleine Scherben, welche ich an einem Scheideplatze fand, lassen keine Ornamentirung erkennen.

Wir haben nun noch von den Pingen zu sprechen. Dass es sich hier nicht um eingebrochene Strecken unter Tage, sondern wirklich um echte Tagbaue handelt, das beweist unzweifelhaft der Umstand, dass sie in ziemlich regelmässigen Abständen durch unabgebaute Stellen unterbrochen sind. Auf diese Weise erscheinen sie als langgestreckte, rechteckige Gruben, die sich in langer gerader Linie hinter

Digitized by Google

einander folgen. Es sind mehrere solcher Grubenzüge zu unterscheiden, welche alle unter einander eine parallele Richtung einhalten.

An dem äussersten Ende eines dieser Pingenzüge sind die alten Bergleute unsicher geworden; der Erzgang hörte hier plötzlich auf, und durch einen in schräger Richtung angesetzten Graben haben sie ihn wiederzufinden gehofft, aber vergeblich. Es hat hier eine grosse Verwerfung der Schichten statt, und erst in jüngster Zeit hat man die Ader in beträchtlicher Tiefe wieder entdeckt. Im Ganzen aber kann man sich nicht genug wundern über die Findigkeit dieser alten Leute; ihre Grabungen haben noch immer für den modernen Bergbau die Richtschnur gegeben, und wo sie die Arbeit eingestellt haben, da ist auch sicherlich nichts mehr zu finden.

Die zwischen den Tagbauten befindlichen, nicht abgebauten Zwischenwände haben eine obere Breite von ungefähr 2—3 *m*; sie fallen steil in die Gruben ab, welche etwa 4—5 *m* tief sind. An der Sohle haben die Gruben eine ungefähre Breite von 4 *m*, im Niveau der Oberfläche von 6 *m*; ihre Ausdehnung ist verschieden, sie beträgt aber 10—20 *m*. Alle diese Maassangaben sind nur nach flüchtiger Schätzung gewonnen. Die Tagbauten sind jetzt mit Rasen überkleidet und mit Schwarzbeere, Haidekraut und Wachholder überwachsen; auch vereinzelte Nadelbäume finden sich darin. Einige derselben habe ich photographirt. Es sind das die ersten photographischen Aufnahmen, welche von ihnen gefertigt wurden. In ihrer Nähe und manchmal auch an ihrem oberen Rande sieht man vielfach grosse Stellen, an welchen die Vegetation beinahe oder vollständig fehlt, während rings herum üppiger Rasen wächst. Nur das Schnellkraut, eine blassgefärbte Lychnis, wächst nicht selten auf diesen Stellen und zeigt sie schon von Weitem an. Viel kleines Steingeröll liegt hier zu Tage. Das sind die Scheideplätze der Alten, wo sie das durch Feuersetzungen in den Tagbauten gelockerte und danach gebrochene Gestein auf den grossen Unterlagsteinen mit ihren Klopfsteinen zerkleinerten. Das Geröll sind die Abfälle dieser Arbeit; auch Kohle und grobe Schlacken finden sich von dem Rösten, und die in den letzteren enthaltene arsenige Säure ist es, wie Hr. Pirchl vermuthet, welche die Entwickelung einer Vegetation verhindert.

Den Betrieb der Pingen stellt sich Hr. Pirchl in der Weise vor, dass die Alten in dem einen Tagebau die Gesteine brachen, während sie den benachbarten gleichzeitig durch Feuersetzungen für den späteren Abbau vorbereiteten.

Das Kupfer, welches diese prähistorischen Berg- und Hüttenleute hier auf dem Mitterberge erzeugten, besitzt einen staunenswerthen Grad der Reinheit. Nach einer von Much mitgetheilten Analyse hatte ein dort aufgefundenes Kupferstück 98,46 pCt. Kupfer, 0,09 pCt. Schwefel und 0,44 pCt. Schlacke. Das im heutigen Betriebe an derselben Stelle erzeugte Kupfer hat einen Kupfergehalt von 98,889 pCt.

Entfernt von diesen Tagbauten sieht man an der sanft abfallenden Matte fast kreisförmige Ausschnitte mit horizontalem Boden, der oft durch eine kleine Lache eingenommen wird. Much glaubt hierin die Wohnplätze der alten Bergleute zu erkennen. Der horizontale Boden ist durch eine künstlich geebnete Thonsohle hergestellt, und diese ist auch daran Schuld, dass jetzt das Wasser dort nicht abfliesst. Die aufsteigende Matte gewährte dabei dem Zelt oder der Hütte Schutz vor Winden.

Merkwürdiger Weise ist es bis jetzt, trotz allen Suchens, noch nicht gelungen, die Stelle aufzufinden, wo dieses Volk seine Todten bestattet hatte. Meine diesbezüglichen Vermuthungen habe ich Hrn. Pirchl mitgetheilt, und es stehen uns in dieser Beziehung vielleicht noch interessante Ueberraschungen bevor.

Hr. Much hat den unumstösslichen Nachweis geführt, dass das Bergwerk auf dem Mitterberg in die Kupferzeit gesetzt werden muss. Es stand in unmittelbarer

Digitized by Google

Beziehung zu der prähistorischen Befestigung auf dem Götschenberge. Dieser ist ein durch seine rothe Farbe weithin auffallender Kalksteinkegel, welcher den Eingang des Mühlbachthales von dem Salzachthale aus beherrscht. Hier wurden, wie die Ausgrabungen von Much jun. zeigen, die dem Salzach-Gerölle entnommenen Steine zu den Werkzeugen verarbeitet, die am Mitterberge gefunden wurden. Wahrscheinlich haben auch die Pfahlbauten des Atter- und Mondsees mit dem Kupferwerke in Verbindung gestanden. Letzteres ist aber, wie durch entsprechende Funde bewiesen wird, auch noch in späteren vorgeschichtlichen Perioden in Betrieb gewesen, und sogar auch noch zu der Zeit, als die Römer in das Land eingedrungen waren. Much glaubt, dass auch noch im frühen Mittelalter dort auf Kupfer gegraben wurde. Merkwürdiger Weise hat sich bisher kein einziges Eisengeräth dort gefunden. Dann aber ist das Bergwerk nicht etwa verfallen, sondern absichtlich verlassen worden. Vorher aber wurde es ersäuft, und die Mundlöcher der Stollen wurden sorgfältig verschlossen und durch Rasen und Buschwerk verborgen. Die Bergbauer hatten also sicherlich die Absicht gehabt, bei günstigeren Zeitläuften zurückzukehren. Diesem Ersäufen ist es zu danken, dass die Holzgeräthe uns unversehrt, wie in den Pfahlbauten, erhalten wurden.

Die beiden HHrn. Pirchl, Vater und Sohn, haben jetzt unablässig ein wachsames Auge für diese Dinge. Sie haben genaue Pläne aufgenommen, welche sie wohl bald einmal bekannt geben werden, und es steht zu hoffen, dass dem kleinen Museum in Mühlbach auch fernerhin noch manches interessante Fundstück von dem Mitterberge zufliessen wird. Aber die Auffindung der Nekropole sind uns die genannten Herren noch schuldig geblieben. Hoffentlich lösen sie diese Schuld bald ein. —

Hr. A. Voss legt einige, dem Königl. Museum für Völkerkunde gehörige Stücke aus dem besprochenen Kupferbergwerke vor. —

Hr. Bartels vermuthet, dass ein von Hrn. Voss vorgelegtes Stück Thonschiefer von dem Schmelzofen herrühre, welcher sich an der jetzt mit Hochwald bestandenen Stelle fand. Nach der Beschreibung war dieser Schmelzofen aus solchen Thonschieferplatten aufgebaut, und die vorliegende ist an dem einen Schmalende mit Schlacke überdeckt. Dieser Theil ist also wahrscheinlich dem Innenraume des Ofens zugekehrt gewesen. Die ebenfalls vorgelegte, abgerundete Holzplatte ist das Bruchstück des Bodens von einem der beschriebenen schachtelartigen oder eimerartigen Gefässe. Man kann deutlich das viereckige Loch zur Aufnahme des einen Seitensplisses, sowie die dem äusseren Rande parallel laufende Hohlkehle erkennen, in welche die unterste Abtheilung der Seitenwand hineingefügt war. Redner spricht Hrn. Voss für die Vorlage der Stücke seinen Dank aus. —

(29) Hr. G. Fritsch bespricht

die Ausbildung der Rassen-Merkmale des menschlichen Haares.

Hr. Waldeyer macht auf die Wichtigkeit und Schwierigkeit solcher Untersuchungen aufmerksam und empfiehlt, dass man sich im allgemeiner Weise damit beschäftigen möge. —

(30) Neu eingegangene Schriften:

1. Petriceicu-Hasdeu, B., Etymologicum magnum Romaniae. T. III, Fasc. 3. Baz-Bal. Bucuresci 1896. Gesch. d. Verf.

Digitized by Google

2. Buschan, G., Der gegenwärtige Standpunkt der Criminal-Anthropologie. Breslau 1896. (Nord und Süd.) Gesch. d. Verf.
3. Korff, E. v., Weltreise-Tagebuch. 5. bis 8. Bd. Berlin 1895/96. Gesch. d. Verf.
4. Treichel, A., 5 Separat-Abdrücke zur Natur- und Volkskunde. Berlin und Danzig 1895. Gesch. d. Verf.
5. Jentsch, H., Das Gräberfeld bei Sadersdorf im Kreise Guben Guben 1896. Gesch. d. Verf.
6. de Blasio, A., Il cranio scafoide di A. G. P. di Napoli. Siena 1896. (Rivista italiana di scienze naturali.) Gesch. d. Verf.
7. Conwentz. XVI. Amtlicher Bericht des Westpreussischen Provinzial-Museums für das Jahr 1895. (Danzig 1896). Gesch. d. Verf.
8. Salmon, Ph., Dénombrement et types des cranes néolithiques de la Gaule. (Revue mens. de l'Ecole d'Anthrop.) Gesch. d. Verf.
9. Sánchez, A., La cornoide. San Salvador 1895. Gesch. d. Verf.
10. Bahnson, K., Etnografien 19de Levering. København 1896. Gesch. d. Verf.
11. Buckley, E, Phallicism in Japan. Chicago 1895. Gesch. d. Hrn. Schädel in Jokohama.
12. Rathschläge für anthropologische Untersuchungen auf Expeditionen der Marine. Berlin 1872. (Sep.-Abdr. a. d. Zeitsch. für Ethnologie.) Gesch. d. Hrn. M. Bartels.
13. Katalog der Sammlungen des historischen Vereins Neuburg a. D. Neuburg a. D. o. J. Gesch. d. Vereins.
14. Kleiner Deutscher Kolonialatlas. Herausgegeben v. d. Deutschen Kolonialgesellschaft. Berlin 1896. Angekauft.
15. Culin, St., Korean games with notes on the corresponding games of China and Japan. Philadelphia 1895. Gesch. d. Hrn. R. Virchow.
16. Hrishikesa, A descriptive catalogue of Sanskrit manuscripts. Calcutta 1895. No. 4. Gesch. d. Government of Bengal.
17. Müller, Soph., Vor Oldtid. 10. Levering. København 1896. Gesch. d. Verf.
18. Martin, Rud., Weitere Bemerkungen zur Pithecanthropus-Frage. (Zürich 1896.) Gesch. d. Verf.
19. Peñafiel, A., Códice Fernández Leal. México 1895. Gesch. d. Verf.
20. Ohlenschlager, F., Schriften über Urgeschichte von Bayern und die Zeit der Römerherrschaft daselbst. München 1884. Gesch. d. Verf.
21. Bastian, A., Die deutsche Expedition an der Loango-Küste. Jena 1874/75. 2 Bände. Gesch. d. Verf.
22. v. Jacobs, H., Das Volk der Siebener-Zähler. Berlin 1896. Gesch. d. Verf.
23. Brinton, D. G., Current notes on Anthropology XXXVII. New York 1894. (Science, January.) Gesch. d. Verf.
24. Lehmann, C. F., Besprechung von Knut L. Tallqvist: Die Assyrische Beschwörungsserie Maqlû. Berlin 1896. (Berliner Philolog. Wochenschrift, Nr. 12/13.)
25. Bartels, M., Die XXVI. allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Cassel vom 7. bis 11. August 1895. Gesch. d. Verf.
26. Schmeltz, J. D. E., Das Schwirrholz. Hamburg 1896. (Verhandl. d. Vereins f. naturw. Unterhaltung zu Hamburg.) Gesch. d. Verf.

Digitized by Google

Sitzung vom 16. Mai 1896.

Vorsitzender: Hr. **Waldeyer.**

(1) Die Gesellschaft hat durch den Tod verloren ein geschätztes correspondirendes Mitglied, Prof. Hosius in Münster, Westf. Derselbe hat in früheren Zeiten die urgeschichtlichen und prähistorischen Untersuchungen durch werthvolle Beiträge gefördert. —

Am 26. März ist Joaquim Possidonio da Silva, Gründer und Präsident der Königl. Portugiesischen Gesellschaft der Architekten und der Archäologen, Präsident der Commission für die nationalen Monumente, Gründer des archäologischen Museums von Carmo, im 90. Lebensjahre zu Lissabon gestorben. Ihm verdankt die Wissenschaft vorzugsweise die Kenntniss der prähistorischen Stein-Denkmäler in Portugal. —

Am 27. März ist in seinem 70. Lebensjahre der Ritterguts-Besitzer Rob. Eckardt auf Lübbinchen bei Guben in Folge eines Schlaganfalles verschieden. Er ist bekannt als einer der Bahnbrecher auf dem Gebiete der künstlichen Fischzucht in unserer Provinz. Bei Gelegenheit der Vorarbeiten für seine Anlagen fand er vor Jahren die Reste prähistorischer Ansiedelungen. —

(2) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

Hr. Dr. med. Florschütz in Gotha.
„ Versicherungs-Beamter Hermann Maurer in Berlin.
„ Dr. Eschellmann in Limburg an der Lahn.
„ Pfarrer Helff in Allendorf bei Weilburg.
„ Pfarrer Klas in Burg-Schwalbach bei Zollhaus.
„ Apotheker Georg Petermann in Burg im Spreewald.

(3) Es ist die Anzeige der Gründung einer anthropologischen Gesellschaft von Australasien unter dem Präsidium des Lieutenant Governor von New South Wales, Sir J. M. Parley, eingegangen. Die Ziele der Gesellschaft sind sehr weit gespannt, indem sie nicht nur sprachliche, anthropologische, ethnologische, sociologische und andere Aufgaben in Australien selbst zu lösen versuchen, sondern auch durch Verbindung mit Gesellschaften in anderen Ländern die Gesammtheit der Erfahrungen auf diesem Gebiete sammeln will. —

(4) Das correspondirende Mitglied, Hr. A. Houtum-Schindler übersendet aus Teheran unter dem 24. März folgende Mittheilungen über

persische Alterthümer.

In einigen Ortschaften im Bachtiari-Lande, zwischen Isfahan und Schuschter, und auf der alten, Susa mit Inner-Persien verbindenden Heerstrasse sind vor einiger

Digitized by Google

Zeit verschiedene, höchst interessante Alterthümer gefunden und mir vor Kurzem hier in Teheran von dem Besitzer derselben gezeigt worden.

In dem jetzigen Bachtiaren-Lande lag ein Theil des alten Elam, wahrscheinlich auch das alte Anzan, aus welchem Cyrus stammte, und die alte Strasse, welche Susa mit dem inneren Persien verband, ging quer durch dasselbe in westöstlicher Richtung. Diese Strasse, welche ich im Jahre 1877 bereiste, war bis zum 15. Jahrhundert der Hauptverkehrsweg zwischen Chuzistan und Isfahan und war von grosser Bedeutung. Spuren des alten, mit grossen Quadersteinen gepflasterten Weges, im Mittelalter nach den in Gross-Luristan (Bachtiari-Land) regierenden Fürsten, den Fazlevieh-Atabegen, als Atabegen-Strasse bekannt, Trümmer von alten Karawanseraien, Brücken u. s. w., sind noch hier und da sichtbar. Mit dem Untergange der Atabegen-Dynastie im Jahre 1424 wurde das Land den wilden Gebirgsstämmen überlassen, Handel und Wandel im Lande hörten auf, Weg, Karawanseraien und Brücken verfielen, und jetzt ist der Verkehr auf diesem Wege mit grossen Schwierigkeiten verbunden und ein höchst unbedeutender. In der kleinen, von Bergen eingeschlossenen Ebene von Malamir, ungefähr 115 *km* östlich von Schuschter, liegen die Ruinen von Idedj, der Hauptstadt der Atabegen von Luristan, wahrscheinlich auch die der alten Stadt Anzan, und dicht dabei, in den zwei Höhlen Schikef i Salmân und Kût i Fir'aun, finden sich Sculpturen und Susische oder Anzanische Keil-Inschriften aus dem 12. oder 13. Jahrhundert vor Chr., welche Sayce und letzthin Weissbach übersetzt haben. Indem der letztere (F. H. Weissbach, Neue Beiträge zur Kunde der Susischen Inschriften, Leipzig 1894) die verschiedenen Benennungen der zweiten Höhle, Kûl oder Kût i Fir'aun, anführt, bemerkt er, dass ich sie Kût genannt und setzt Kût = Chatt, Schrift. Dies ist ein Irrthum. Ich gab als Benennungen der Höhle Kût i Ferra und Kûl i Fereng (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1879, 39). Kût ist der im südwestlichen Persien gebräuchliche Ausdruck für Haus oder Hof, und Ferra steht bei den Bachtiaren für Fir'aun oder Pharao. In der Benennung Kûl i Fereng ist Kûl im Bachtiaren-Dialect = Haus oder Hütte, und Fereng = Franken, jetzt Europäer im Allgemeinen, also Haus der Europäer, da nehmlich die Figuren mit ihren kurzen Röcken und engen Hosen von den Bachtiaren als Europäer erklärt werden.

Babylonische Cylinder, die aus dem 5. oder 6. Jahrhundert vor Chr. sein dürften, geschnittene Steine und Siegel, Münzen vom 2. Jahrhundert vor Chr. bis zum 14. nach Chr. und andere Alterthümer werden oft in den Ruinen von Malamir gefunden, — Urkunden über einen Zeitraum von fast 2000 Jahren.

Als in Malamir gefunden, wurden mir vor einigen Tagen folgende Gegenstände gezeigt:

sechs Cylinder mit Keil-Inschriften; einer aus apfelgrünem Chrysopras, drei aus rothem Jaspis, zwei aus hartem Hämatit.
Sieben kleine, kupferne Astarte-Statuetten.
Eine steinerne Oellampe in Form eines Stierkopfes.
Eine flache Schale und ein Becher aus Alabaster.
Neun irdene Töpfe; kupferne Nadeln, kleine Löffel u. s. w.
Ein kupfernes Becken, 19½ *cm* im Durchmesser.

Münzen:

1. Arsaciden. 77 kupferne und 7 silberne. Die Kupfer-Münzen sind meistens Satrapen-Münzen; einige andere sind von Vologeses III. (eine mit Datum IIT, 480) und Vologeses V. Die Silber-Münzen sind von Artabanus II., Phraates IV., Vologeses II. und VI., Mithridates IV.
2. Sassaniden. 18 silberne von Chosro Parviz.

Digitized by Google

3. Chalifen. Silber: Dimeschk, A. H. 80, 93, 117, 123. Ardaschir Chorreh, 83, 91, 94. Sâbûr, 93. Merv, 93. Wasit, 94, 113, 122, 124, 126, 129, 131. Djai, 129. Madineh Salâm, 159. Madineh Isfahan, 199, 200.
   Kupfer: 134, 172.
   Messing: Djai, 158.
4. Andere Fürsten. Schâh Schudjâ' (Muzaffar von Fars, 1357—1384) zwei Kupfer Schirâz, eine Silber Idedj. — Abû Isḥaḳ Mahmûd Schâh († 1356) eine Silber. — Imad ed dauleh 'Ali b. Buweih (Buweihi von Fars, 932—949), eine Silber A. H. 333. — Bahâ ed dauleh (Buweihi von Irâḳ, 989—1012), eine Messing, Ahvaz, A. H. 398. — Togha Timûr (Mongol, 1338—1351) eine Silber. —

Ungefähr halbwegs zwischen Isfahan und Schuschter bei dem Dorfe Dehdiz, auch auf der alten Heerstrasse, und in der Nähe der alten Brücke über den Kurun-Fluss, wurden im letzten Jahre einige Grabungen unternommen, ein Grab und ein anderer Bau zu Tage gebracht und verschiedene Alterthümer gefunden. Im Grabe lagen einige Skelette, ein Paar goldene Ohrringe, ein rundes, mit zwei Henkeln versehenes, kupfernes Becken von $37^1/_2$ *cm* im Durchmesser, und eine kupferne Lampe. Dicht bei dem Grabe stiess man auf ein kleines, aus Quadersteinen aufgeführtes Gemach, dessen Boden mit einer $2^1/_2$ *cm* dicken, smaragdgrünen Glaskruste bedeckt war, während ein Theil der Wände aus einer schwarzen Glasmasse bestand. Im Gemache fand man zwei Statuetten griechischer Arbeit aus Bronze, eine von Apollo, 28 *cm* hoch, die andere einen Silenus darstellend, 23 *cm* hoch, einen kleinen, kupfernen Panther, mehrere dunkelgrüne Glasringe, 4 *cm* im Durchmesser, deren Aussenseite mit andersfarbigen Glasflüssen, hellgrün, gelb, blau, bedeckt oder emaillirt ist, schwarze Glasperlen, einen glatten Cylinder aus Lazurstein, ohne Inschrift, $1^1/_2$ *cm* im Durchmesser und 4 *cm* lang, 7 Nadeln und 4 Haarnadeln aus Kupfer und einen Alabaster-Becher, $14^1/_2$ *cm* hoch.

Leider liegt über Zahl und Lage der Skelette im Grabe, über Bauart desselben und des Gemaches nichts Bestimmtes vor; der Besitzer der gefundenen Gegenstände war nicht dabei, als die Grabungen unternommen wurden, und da die Bachtiaren nur Gold und Silber schätzten, wurde fast Alles andere zerschlagen, und nur wenige Stücke sind unversehrt.

Aus Ram Hormuz, einem kleinen Orte, 128 *km* südöstlich von Schuschter, auf der alten Strasse zwischen Susa und Persepolis, wurde mir eine kleine, gebrochene, thönerne Figur eines bärtigen Mannes in altpersischer Tracht gebracht. Sie soll dort vor einigen Monaten gefunden worden sein und war wohl 10—11 *cm* hoch, da die Höhe des Ueberbleibsels von oberhalb der Kniee bis zum Kopfe 8 *cm* misst. Die Figur hat ein guitarrenartiges Instrument in den Händen. —

Das Monopol der Ausgrabungen von Alterthümern in ganz Persien ist jetzt, laut einer am 12. Mai 1895 verliehenen Concession, Eigenthum der Französischen Regierung; hoffentlich werden die Franzosen bald arbeiten und auch Nachforschungen im Bachtiaren-Lande anstellen. —

(5) Hr. Dr. Klemm hat die Uebersetzung mehrerer Mittheilungen geliefert, welche Mr. Hrolf Vaughan Stevens eingesendet hat, betreffend die

Geschichte der Djâkun (Benar-Benar).

Von allen Stämmen der Halbinsel habe ich die Djâkun als die am wenigsten mit ihrer Vergangenheit vertrauten erfunden. Sie scheinen nicht gewohnt zu sein, sich darüber in Form von Erzählungen und Geschichten zu unterhalten.

Digitized by Google

In meinen früheren Bemerkungen über ihre Geschichte[1]) habe ich berichtet, dass, als sie auf ihrem Rückzuge nach Südosten vor den eindringenden Malaien die Meerenge bei Djôhor erreicht hatten, sie von fremden Männern in Booten und nachher von den Orang Lâut angegriffen wurden, mit denen sie dann später in freundschaftlichen Verkehr traten und sich vermischten.

Ein gelegentlicher Besuch von „Pûlo Lankowarrie", einer Inselgruppe auf der Höhe von Kêdah, gab mir hierüber weitere Aufklärung.

Wenige Tage zuvor hatte ein heftiger Seesturm getobt und ein Boot mit fünf Orang Lâut auf den Strand getrieben. Sogleich machte ich mich daran, die Leute auszufragen. Da ich aber nicht erwartet hatte, auf der Insel andere Leute als Malaien anzutreffen, so hatte ich meinen Maassstab nicht mitgebracht; doch war der grösste Erwachsene unter den Orang Lâut noch kleiner als ich, d. h. unter 1,5 *m*, von dunkler Haut, mager, braunäugig und mit grobem, schwarzem Haar, das in verworrenen Strähnen herabhing.

In Folge ihres Wanderlebens und da die Malaien „Lankowarrie" besuchen, um von dort Rotan u. s. w. zu holen, sprachen sie etwas malaiisch, und ich brachte aus ihnen heraus, dass sie von dem „Kapree"-Stamme der Orang Lâut wären (der übrigens nicht mit den „Kaffree" der Malaien, den Kafflr, identisch ist), welcher vormals die Küste von Djôhor und Singapore innehatte, während das Innere der Insel Singapore von den „Karinchy"-Leuten besetzt war, die jetzt nur noch in Sumâtra zu finden sind. Die „Kapree" leben ausschliesslich in ihren Booten, und in Folge der hockenden Lebensweise sind ihre Beine, wie ich an den Exemplaren, die ich ausfragte, sehen konnte, so gekrümmt, dass sie nicht mehr gerade stehen können.

Sie haben aber noch die Ueberlieferung, dass vor langer Zeit, da die Djâkun, die sie gut kennen, nach Djôhor kamen, die „Karinchy"-Leute jene Ankömmlinge angriffen und sie wieder landeinwärts trieben, dass aber nach einiger Zeit die Djâkun „die Bergbewohner"[2]) des Inneren zu Hülfe riefen und eine Schlacht geschlagen wurde, in welcher die Orang Lâut unterlagen, worauf sie nach Pûlo (Insel) „Lankowarrie" bei Atjeh flohen. Dort ist seitdem die Mehrzahl der Orang Lâut geblieben, nur einige wenige kehrten zurück und verkehrten nachmals freundschaftlich mit den Djâkun. Die „Dûandar"-Malaien (Mênangkâbau und Bêlêndas) unternahmen dann ihrerseits einen Angriff, trieben die „Karinchy" aus Singapore und besetzten es; wohin aber die „Karinchy" gegangen sind, konnten die „Kapree" nicht sagen.

Diese Geschichte findet ihre Bestätigung durch mancherlei zerstreute Ueberlieferung unter den gegenwärtigen „Dûandar", welche mir aber noch nicht vollständig genug war, um sie Ihnen zuzustellen.

Nach Aussage der „Kapree" (einer Aussage, die von den Malaien, welche die Insel besucht haben, bestätigt wird) giebt es auf „Lankowarrie" zwei verschiedene Menschenrassen: die „Kapree" selbst am Strande, und die Gebirgsbewohner des Inneren. „Lankowarrie" ist nach ihrer Angabe der malaiische Name der Insel, und soll einen Ort bezeichnen, an dem eine schlechte Art von „Kokospalmen" wächst. (Hier auf der Halbinsel wächst die „Lankap"-Palme; vielleicht ist diese gemeint?)

---

1) Veröffentlichungen aus dem Königl. Museum für Völkerkunde. II. 3/4. S. 93.

2) Die Bêlêndas, nach ihrer eigenen Angabe. Aber die Bêlêndas konnten mir den Namen der Karinchy nicht nennen, wahrscheinlich weil sie mit ihnen nicht in Verkehr gestanden hatten.

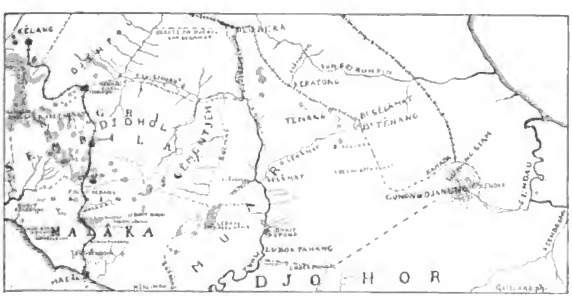
Digitized by Google

Die Orang Lâut auf der Insel zerfallen wieder in zwei Klassen: diejenigen, welche sich auf die hohe See wagen, und die Küsten-Schiffer. Zu den letzteren gehören die „Kapree". Die Burschen, welche den Singapore berührenden grossen Dampfern entgegenfahren und nach den in das Meer geworfenen Münzen tauchen, gehören zum Theil dem seefahrenden Stamme an.

Wenn ich erst die Negritos besucht habe, denke ich auch „Lankowarrie" zu besuchen, um zu erforschen, mit welchem Stamme wir es in Wirklichkeit zu thun haben, und in welcher Beziehung er zu den gegenwärtigen Sâkai der Halbinsel steht.

Indem ich durch einen negativen Prozess ausfindig mache, welche Stämme den Bêlêndas fremd sind, hoffe ich den Kreis des zu erforschenden Gebietes so einzuengen, dass ich wenigstens herausbekomme, wo nun eigentlich das „Pûlo Gantung Pêndjâring" der Bêlêndas-Geschichte liegt, und so durch Schlussfolgerung den Ursprung eines der drei ursprünglichen Stämme erweise. Ich zweifle nicht, dass die Menge zerstreuter und zusammenhangloser Notizen, welche mir zur Zeit vorliegen, sich nach Erlangung der vermittelnden Glieder zu einer ziemlich vollständigen Geschichte werden verarbeiten lassen. Ich sende Ihnen nichts, wovon ich die Wahrheit nicht an verschiedenen Orten festgestellt habe. Beweise für die Genauigkeit der Angaben der Sâkai über ihre Geschichte finden sich jetzt täglich.

Seitdem ich Ihnen die Geschichte von der Ankunft der Djâkun in Djôhor und ihre Flucht in's Innere, nach dem Zusammenbruch der Macht der Bêlêndas, berichtet habe, habe ich die hierbei in Betracht kommenden Gegenden durchstreift und unter Leitung der Djâkun die ihnen noch heute wohlbekannten Djungelpfade auf beifolgender Karte verzeichnet.



Die von Malâka ausgehende Linie giebt den gewöhnlichen Weg für den Rückzug nach „Kêlang" an. Ich habe ihn so genau wie möglich notirt; freilich ist er jetzt durch die Ansiedelungen der Malaien vielfach gegen früher geändert, so dass ich zuweilen gezwungen war, die aus der Erinnerung angegebenen Punkte durch eine gerade Linie zu verbinden, um daraus ein annähernd zutreffendes Ganzes herzustellen. Die ••• geben die Stationen auf der Flucht der Bêlêndas an. Der ganze Weg war damals mit Durians u. s. w. bepflanzt, eine wichtige Thatsache, da sie zeigt, dass sich die Bêlêndas geraume Zeit vor Ankunft der Malaien dort niedergelassen hatten.

Digitized by Google

Die beiden Schenkel des Winkels vom Muarfluss bis Gûnong Djaneng sind die Luftlinien für die Flucht der Djâkun und einer Colonie der Bêlêndas, die sich an dem Muar niedergelassen hatte.

Die Bêlêndas vom Muar zu Lubok Pahang wandten sich nach Norden, um auf einem Umwege ihre Genossen zu erreichen, indem sie die Malaien umgingen. Ein Bericht darüber, wie sie Bûkit Tênang erreichten, den nächsten Ort, wo sie erwähnt werden, und von wo aus sie ihren Weg auf der durch –|–|–|– angedeuteten Linie nach „Ûlu Bera“ [1]) nahmen, ist nicht bekannt. Von da wendeten sie sich nach Süden und wanderten den Pâlongfluss entlang bis zu seiner Mündung in den Muar, dann folgten sie dem Laufe dieses Flusses, wie die –·–·–·–·– andeuten, bis sie die Fährte ihrer Stammesgenossen bei „Tjimpoh“ erreichten.

Inzwischen war unter den in Lubok Pahang zurückgebliebenen Djâkun Zwietracht ausgebrochen. Viele, von Sehnsucht nach der Meeresküste getrieben, wollten nach Süden an die Meerenge von Djôhor ziehen [2]). So kam es zu einer Spaltung. Ein Theil zog die Flüsse entlang nach Süden, und als er von der Küste vertrieben wurde, streifte er im Rücken der malaiischen Ansiedelungen umher und vermischte sich gelegentlich mit den Bêlêndas von Malâka (vielleicht Martin Lister's Scudai?), die in späterer Zeit nach und nach zurückkehrten. Der andere Theil ging durch dichte Djungeln nach dem Gûnong Djaneng, um welchen sie ihr Hauptquartier aufschlugen. Von da aus breiteten sie sich den Endau und seine Nebenflüsse entlang nach Südwesten aus, bis die zunehmenden Malaien sie verdrängten.

Weil die Djâkun kein kriegerisches Volk waren, so wurden sie wahrscheinlich nicht von den Malaien angegriffen, vielmehr machten sie sich nützlich, indem sie Boote bauten (oder vielmehr aushöhlten), Rotan und Dâmar aus dem Djungel sammelten, während ihnen die Malaien denjenigen Theil des Waldes überliessen, von dem sie keinen Gebrauch machen konnten.

Die mit –×–×–×– bezeichnete Linie nach Norden deutet den direkten Pfad der Orang Hûtan durch den Djungel, nördlich und westlich von den Djungel-Niederlassungen der Bêlêndas, an, auf welchem die Verbindung immer aufrecht erhalten worden ist.

Die Abtheilung von Gûnong Djaneng hat immer mehr ausgesprochene Djâkun-Elemente enthalten, als die anderen, da sie sich weniger mit fremdem Blute vermischt hat und von fremder Sitte nur in geringem Maasse beeinflusst worden ist. Diese Djaneng-Leute meinte ich, wenn ich früher von den östlichen Djâkun oder Benar-Benar sprach, um sie von den mehr demoralisirten Abkömmlingen der Abtheilung zu unterscheiden, welche sich von Lubok Pahang nach Süden gewendet hatte.

Da ich mich kurze Zeit verhältnissmässiger Musse erfreute, so beschäftigte ich mich mit der Durchsicht von Logan's ausgezeichnetem Bericht über die „Binua von Johore“ [3]).

Wie ich Ihnen bald nach meiner Hierherkunft andeutete, las ich absichtlich nicht, was frühere Beobachter geschrieben hatten, um mich nach keiner Richtung

---

1) Hier blieben sie eine Zeit lang. Nachmals wurde „Ûlu Bera“ das Hauptquartier der Orang Simoi.

2) Bei dieser Gelegenheit werden die „Karinchy“, die alten Bewohner von Singapore nicht mehr erwähnt, auch findet sich kein Bericht über ihren Abzug.

3) Journal of the Indian Archipelago. I. 1847. p. 242—293.

Digitized by Google

beeinflussen zu lassen, sondern ich begann damit, zunächst Alles selbst ausfindig zu machen.

Erst volle zwei Jahre, nachdem ich hier angekommen, las ich Logan's Arbeit, und da ich fand, dass mein und sein Bericht als Ganzes sehr wesentlich von einander abweichen, verschaffte ich mir den Band und behielt ihn bei mir, bis ich nochmals das Land Djôhor bereisen und mich dabei der von mir gesammelten Notizen und Kenntnisse über die Orang Hûtan bedienen konnte.

Als ich dann neulich das Volk von Djôhor wieder aufsuchte, ging ich die einzelnen Abschnitte von Logan's Bericht Punkt für Punkt mit den „Benar" durch, fand jedoch, dass ein sehr grosser Theil der Angaben ganz unbekannt oder nur dunkel in der Erinnerung vorhanden war.

Es besteht nicht der geringste Zweifel an der vollkommenen Richtigkeit alles dessen, was Logan schrieb (und 1847 drucken liess); interessant ist jedoch, dass ich nicht im Stande war, dieselbe Auskunft, wie er, zu erhalten, — ein Beweis, wie rasch die alten Ueberlieferungen und Kenntnisse im Wechsel der Verhältnisse aussterben und vergessen werden (wie ich schon oft bemerkt habe).

Ich erhielt Brocken und Bruchstücke von Einzelheiten, die gerade hinreichten, mir zu zeigen, dass Logan in jeder Hinsicht durchaus correct gewesen sein muss, aber diese Brocken würden nicht genügt haben, wenn ich nicht Logan's Arbeit bei mir gehabt hätte, um mit ihrer Hülfe meine Aufzeichnungen zu vervollständigen.

In keiner wichtigen Einzelheit fand ich einen Widerspruch gegen Logan, nur schrieb er mehr, als jeder folgende Beobachter schreiben kann, weil er glücklicherweise seine Kunde von einer früheren Generation erhielt und die nachfolgende die Erinnerung daran nicht bewahrt hat.

In einer Beziehung freut es mich, dies deutlich festzustellen, weil ich nehmlich ganz sicher bin, dass, falls ein gleicher Zeitraum nach meinem Besuche bei den Ueberbleibseln der „wilden" Tëmia und Panggang verstreicht, spätere Schriftsteller sich in gleicher Weise getäuscht finden werden, wenn sie nach Details suchen, welche ich, unvollkommen wie sie sind, beschrieben habe. Der „Binua" Logan's ist der „Benar-Benar" meiner Notizen.

Ich hatte grosse Schwierigkeit und Mühe, deutlich und bestimmt die verschiedenen Ausdrücke, welche Logan verwendet, zu „localisiren" (nicht wegen irgend eines Fehlers oder einer Undeutlichkeit seinerseits, sondern) wegen der Veränderungen, welche, seitdem er schrieb, stattgefunden haben.

Die „Sabimba" als Stamm scheinen vollständig verschwunden zu sein (das will sagen: Logan's „Sabimba", die er als ganz deutlich von den „Binua" unterschiedene Rasse bezeichnet).

Es giebt ein kleines Flüsschen „Sabimba" (der Djâkun) in dem Quellgebiete des „Pûlai"-Flusses von Djôhor, und eine kleine Niederlassung von Benar-Benar daselbst entlehnte ihren Namen von dem Flüsschen, an dem sie sich angesiedelt hatte. Aber das können nicht Logan's Leute sein, da sie von demselben Geblüt, wie die Djâkun oder Benar-Benar im Allgemeinen, sind. Ich kann Niemand finden, der sich des Schicksals dieser Logan'schen Sabimba's erinnert, obgleich die Erinnerung vorhanden ist, dass es am Flusse jenes Namens auf der Insel Battam einige Männer gab, welche von dem Vater des verstorbenen Sultans nach Djôhor gebracht wurden, um Producte aus dem Djungel herbeizuschaffen; aber diese Leute waren, wie die gegenwärtigen „Orang Seletar" annehmen, von derselben Herkunft, wie sie, und sprachen dieselbe Sprache, wenn auch mit geringer Abweichung, die sie nicht hinderte, sich unter einander zu verständigen.

Digitized by Google

Doch hierüber besteht keine Gewissheit.

Die Kallang und die Seletar sind ein und dieselben und diese Männer sind auch die „Orang Lâut", oder vielmehr die Orang Lâut sind ein Zweig der Seletar. Tambusa, Kallang und Seletar gehen jetzt unter dem einen Namen der „Orang Lâut."

Aber (und hier liegt die Schwierigkeit, welche ich zu überwinden hatte) es gab einmal einen anderen Stamm, welcher bei den Malaien den Namen Orang Lâut führte, und diese Leute gehörten einem ganz anderen Stamme, als die vorerwähnten Orang Lâut, an, hatten auch — nach Aussage der gegenwärtigen Orang Lâut — eine ganz andere Sprache und total verschiedene Gebräuche.

Diese Männer sollen jedoch vernichtet oder ausgestorben, oder auf andere Weise verschwunden sein, da seeräuberische Angriffe ihrerseits dazu geführt haben sollen, dass viele von ihnen getödtet wurden. Wer diese verschwundenen Orang Lâut eigentlich waren, kann ich nicht ermitteln. Die gegenwärtigen Orang Lâut (Tambusa, Seletar und Kallang), wie sie zusammengeworfen wurden auf Befehl des Temmĕngung von Djôhor, oder vielmehr in Folge seiner Befehle, sind die Männer, über welche ich in meinen letzten Bemerkungen unter dem Titel Orang Seletaro der Orang Lâut geschrieben habe.

Ich habe den älteren Malaien, der von dem Sultan von Djôhor über diese Leute als Häuptling gesetzt ist, bei verschiedenen Gelegenheiten in meinem Lager gehabt, und er bestätigte genau das, was die Orang Lâut von sich selbst sagen, soweit die malaiische Intervention in Frage kommt.

Aber diese Seletar oder Orang Lâut zerfallen (für Ihren Zweck) in zwei Abtheilungen: diejenigen, welche sich mit den Djâkun (Bĕnûa oder Benar) vermischt haben, und die, welche nur unter einander geheirathet haben.

Ich schicke Ihnen Schädel und Gebeine von den, nach ihrer Angabe, Reinblütigen.

Als ich die Angelegenheit den Benar und Orang Lâut vortrug, sagten sie mir, sie glaubten selbst, dass die Sabimba (Logan's), die Kallang und (Logan's) Tambusa in Bezug auf ihre Abstammung alle ein und dieselben wären, dass sich aber die drei getrennt angesiedelt und jeder Zweig nur unter sich geheirathet hätte, so dass jeder seine eigene Besonderheit vor den anderen habe, aber dass es (mit einem Hinweis auf einen dabei stehenden Baum) trotz der vielen „Zweige" nur einen Stamm gäbe.

Logan scheint jedoch, nach dem Tone einiger seiner Bemerkungen über die Männer, anderer Ansicht gewesen zu sein, und dies ist, glaube ich, der wichtigste Punkt, in welchem wir verschiedener Meinung sind; da ich aber meiner Ansicht nicht so sicher bin, wie er der seinigen (weil mir hinreichende Kunde fehlt), so kann ich nur beide Theorien zur Entscheidung durch Andere neben einander stellen.

Ich selbst meine, nach dem was ich gehört und gesehen habe, dass die verschiedenen Namen von (topographischen) Abtheilungen eines Stammes gebraucht wurden, und dass veränderte zwingende Umstände mit der Zeit Aenderungen und Verschiedenheiten nicht nur im Aussehen, sondern auch in den Gebräuchen herbeiführten, befestigten und bestimmten.

Gleichzeitig gestehe ich ein, dass ich in Bezug auf die „Sabimba", wegen ihres (scheinbaren) Verschwindens, nicht so sicher bin, als mir lieb wäre. Da jede kleine Niederlassung einen besonderen Namen annahm, so wurden die früheren Beobachter zu dem Glauben veranlasst, es bestünden viele verschiedene Stämme, aber das Zeugniss späterer Zeit geht in der Richtung, ihre Zahl auf ursprünglich einen oder zwei zu reduciren. —

Digitized by Google

Djâkun ist ein sehr unbestimmter Ausdruck, der in verschiedenem Sinne angewendet worden ist. Mir scheint, dass Logan's Djâkun (ich gebrauche jetzt den Namen für alle Benar oder Bënûa) die halbblütigen Bëlêndas und Benar, die Mëntëra oder Mantra waren, über die ich früher geschrieben habe.

Logan's Sakai scheinen nach der angegebenen Oertlichkeit die Kenâboi oder die Senhoi (oder Sinnoi) gewesen zu sein.

Die Bermun waren gewiss die Bëlêndas (nachdem, wie ich mir denke, die Colonien der Bërsisi, Kenâboi und Sinnoi sich getrennt hatten), aber ich vermuthe aus einigen Bemerkungen Logan's in Bezug auf die Bermun-Häuptlinge, dass jene Mischrasse zwischen den Bëlêndas und des „Menangkâbau Râdja Sohn" (s. die von mir eingesandte Bëlêndas-Geschichte), die ich „Bëdûanda" nenne, und die in den Tagen der ersten malaiischen Niederlassung hier ansehnliche Macht besass, in dem Ausdruck mit einbegriffen ist.

Logan hat viele Nachrichten, die ich nicht erhalten habe. Um so besser, dass er das Glück hatte, zur rechten Zeit da zu sein. Nur in einigen wenigen Fällen widersprechen meine Notizen den seinigen materiell; wo das der Fall ist, sind Sie möglicher Weise im Stande, nach anderen Quellen zu entscheiden, was vorzuziehen ist. Wenn sich irgend ein wichtiger Punkt findet, wo ich von ihm abweiche, so ersuche ich Sie, es mich wissen zu lassen, damit ich versuche, die Frage nochmals den Benar vorzulegen.

Gegen „Hantu's" (Logan, p. 307) habe ich zu bemerken: Der Hantu Degup meiner Notizen heisst bei Logan „Dágo". Es ist derselbe Hantu.

Ich schrieb vom Hantu „Sëbûru", einem schwarzen Strom-Hantu, aber ich hörte nichts von seinen „Hunden", wahrscheinlich hatte Logan genauere Informationen, als ich.

Ich sehe, dass Logan (p. 326) die Insel Pûlo (Gantung Pëndjâring) nach Menangkâbau verlegt. Das erfuhr ich nicht, noch konnte ich es jetzt erfahren; aber ich halte es in der That für sehr wahrscheinlich, weil die Geschichte von dem „Sohne des Rådja", der auf dem „Zuckerrohr"-Floss den Fluss hinauf zum Bâtin kam und durch die Wand des Hauses seine zukünftige Frau erspähte, auf die Annahme führt, dass der Menangkâbau-Prinz mit dem Bâtin sprechen und freundlich verkehren konnte, gleich als ob nicht beide Rassen einander ganz und gar fremd wären, und die späteren bereitwilligen Eheschliessungen zwischen Menangkâbau-Männern und Bëlêndas, aus denen die „Bëdûanda" hervorgingen, unterstützen die Theorie einer früheren Bekanntschaft.

Ich sehe, dass als Bedeutung von „Bëdûanda" „Leibwache" angegeben wird. Ich hörte, es bedeute „Mischung zweier Rassen durch Heirath"; vielleicht wurden die Mischlinge als Leibwache verwendet, wenn die Menangkâbau-Prinzen oder Rådjas hier in den Wald gingen. (? Ich schlage das nur vermuthungsweise vor.)

p. 332. Das Porträt von Pâwâng, einem Mantra-Mann, ist sehr wahrheitsgetreu als allgemeiner Typus. Ich habe recht viele Männer gesehen, die jenem Bilde sehr ähnlich sahen. Die Bilder der Sabimba, Mann und Frau (zu p. 352) kann ich nicht im Geringsten als irgend einem von mir gesehenen Orang Hûtan ähnlich anerkennen. Dieser Stamm muss, meiner Meinung nach, gänzlich verschwunden sein. Die Bilder der „Seletar" passen mehr oder weniger allgemein auf die Orang Lâut, wenn auch nicht streng genommen, aber die „Kallang", wie die „Sabimba", gleichen nicht genug irgend einem, den ich gesehen habe, um mich sagen zu lassen: „ein Gesicht, wie dieses, habe ich gesehen." —

Digitized by Google

Ich habe mich in Acht genommen, Hrn. Logan's Angaben im Geringsten entgegenzutreten; erstens weil ich keinen Grund und keine Nothwendigkeit dazu sah, und zweitens weil Logan's Ruf als genauer, sorgfältiger und gewissenhafter Beobachter, der er thatsächlich auch dort war, wo er angiebt, hier so hoch steht, dass er seinen Schriften autoritatives Gewicht verleiht, auch wenn ich von seiner Ansicht abweichen sollte.

Frage. Kann es möglich sein, dass die Sabimba-Männer (Singapore) die Ueberbleibsel der „Karinchy"-Männer sind, von denen feststeht, dass sie einst Singapore in Besitz gehabt haben? (S. meine früheren Berichte.)

Logan würde, glaube ich, kaum die heutigen „Binua" wiedererkennen nach der Beschreibung, die er vor einem halben Jahrhundert gegeben hat. Unsauber und schmutzig, in erbärmlichen, wackeligen, halbverfallenen Hütten über einem Pfuhl schmutzigen Morastes; ihre Haut vom Aussehen eines schmutzigen, räudigem Schweines, — wirklich, die Bênûa müssen seit 1847 recht heruntergekommen sein. Nur hie und da sieht man Männer, welche der früheren Erscheinung entsprechen.

Um Malâka und weiter nach Norden, an der westlichen Seite, hat sich die Lage der Bêlêndas verbessert, da sie, mehr malaiisirt, reicher geworden sind, und alle gute Häuser mit wohnlicher Einrichtung haben. Männer und Weiber tragen die malaiische Kleidung. Den „Benar" dagegen geht es mit wenigen Ausnahmen schlechter statt besser.

Hr. Logan hatte, wie ich sehe, eine bessere Meinung von den Malaien, als ich. Ich zweifle auch nicht, dass sich die Malaien ihm, als einem einflussreichen Beamten, gegenüber von ihrer besten Seite zeigten, wie es der Asiate stets Höherstehenden oder Vorgesetzten gegenüber thut, oder solchen, die im Stande sind mangelnden Respect scharf zu ahnden. Solchen Leuten gegenüber beträgt sich der Malaie stets auf's Beste und bemüht sich, ihnen zu gefallen, aber mir gegenüber — der ich unter sie gehe auf meinem Wege zu und von den Hûtan, ein unbedeutender Mann, der sogar von ihnen mit gehöriger Verachtung angesehen wird, weil ich mich mit den Sakai angefreundet habe und, wie sie wissen, selbst wie ein Wilder im Djungel ohne Diener oder Burschen gelebt habe, und, der ich, so weit sie sehen können, wegen meiner Vermeidung kostspieliger und luxuriöser Ausgaben, weder Geld noch Stellung habe, — gaben sie sich nicht die Mühe, ihre schlimmere Seite zu verbergen. Wo daher Logan den artigen, höflichen und aufmerksamen Malaien sah, der jederzeit bereit war, dem „Sahib" sich gefällig zu erweisen, da sehe ich den Mann so, wie ich von ihm gesprochen habe.

Wir haben ohne Zweifel beide Recht, Logan auf einem Extrem, ich auf dem anderen. —

In Bezug auf die malaiischen Kinder stimme ich jedoch vollkommen Logan bei. In mancher Beziehung stehen sie über den Kindern des Westens. In dieser ganzen Zeit habe ich nie ein einziges Beispiel von Ungezogenheit oder Rohheit der Kinder gegen mich bemerkt. —

Es mag sein, dass Logan in seiner Schreibung „Besisi" den wirklichen Namen des Stammes oder Clans erhalten hat und dass Ber-sisi (Ber-sisek) eine malaiische Erfindung seit Logan's Zeit ist (die durch Klangähnlichkeit hervorgerufen wurde). Wenn das sich so verhält, so kannten die „Besisi" aus Logan's Tagen den Grund, der zu dieser Namengebung führte, und es ist sehr zu bedauern, dass er nicht durch irgend einen Zufall veranlasst wurde, ihn festzustellen; aber wer hätte auch

Digitized by Google

die entstandene Schwierigkeit voraussehen können? Der Orang Hûtan von heute weiss nur, dass der Malaie ihn „Ber-sisek“ auf Grund der Geschichte von der schuppigen Hautkrankheit nennt; aber vielleicht war, obgleich sie es vergessen haben, „Besisi“ in anderer Bedeutung einst der anerkannte Name des Stammes(?).

Es scheint zwar sonderbar, dass in fünfzig Jahren ein Stamm den Namen, welchen seine Vorfahren getragen haben, und die Erklärung dafür vergessen haben sollte, aber freilich habe ich auch nicht zwanzig erwachsene Männer getroffen, welche auf (reine) Abstammung von jenem Stamme Anspruch erheben, so sehr haben sie sich vermindert: Angesichts dieser Thatsache ist die fehlende Erinnerung weniger überraschend. Noch weiss ich nicht, ob „Besisi“ und Bérsisi verschiedene Worte sind; ich nehme nur die Möglichkeit davon an, wenn ich sehe, wie Logan den Namen nach dem Gehör schrieb.

Vielleicht hat es einen Fluss oder sonst einen Ort „Besisi“ gegeben, nach dem die Männer, die sich dort niederliessen, „von dem Besisi“ geheissen wurden. So lange ich Logan's Bericht noch nicht gelesen hatte, glaubte ich, die Malaien hätten den Namen [Ber-sisi(k)] gegeben; wenn jedoch „Besisi“ und Bérsisi nicht dasselbe ist, bin ich weniger sicher.

Alles was ich wirklich weiss, ist dass die gegenwärtigen Orang Hûtan sagen, die Malaien haben ihnen den Namen Bër-sîsi (abgeleitet von Ber-sisik = schuppig) gegeben, und demgemäss habe ich auch berichtet. —

Hr. Rud. Virchow bemerkt über diese Mittheilungen, dass durch sie die sehr schwierige Frage von dem Verhältniss der alten Bevölkerungen Malacca's zu einander leider noch nicht völlig geklärt ist. Abgesehen davon, dass die Aufzeichnungen unseres fleissigen und gewissenhaften Reisenden zu verschiedenen Zeiten gemacht wurden und ein resumirendes Gesammturtheil von ihm nicht formulirt worden ist, finden sich nicht geringe Widersprüche, welche auch bei aufmerksamer Lectüre sich nicht lösen lassen. Nichtsdestoweniger sind seine Erörterungen über die grundlegenden Beobachtungen Logan's und über die Gründe der Abweichungen zwischen der jetzigen Bevölkerung und der vor 40 Jahren von so grosser Bedeutung, dass eine Publication des Textes allerseits mit Befriedigung aufgenommen werden muss. —

(6) Die HHrn. W. Belck und C. F. Lehmann überreichen die Fortsetzung (Nr. 4—6) ihrer

Chaldischen Forschungen [1]).

4. Eine Canal-Inschrift Argistis I.

Von W. Belck.

In der armenischen Zeitschrift Ararat (1895, S. 205) wurde eine neue in der Nähe von Etschmiadzin aufgefundene chaldische Keil-Inschrift publicirt [2]).

Im Januar d. J. bat ich daraufhin meinen Freund, Hrn. Galust Ter Mekertchian in Etschmiadzin, brieflich, mir einen möglichst genauen Fundbericht und womöglich auch Abklatsche der Inschrift zu übermitteln. An Stelle des leider erkrankten Hrn. Galust hatte Hr. Archimandrit Mesrop Ter Mowsarsjan die Liebenswürdigkeit, sich der Sache anzunehmen und ausser 2 Abklatschen den nachfolgenden Bericht in deutscher Sprache einzusenden:

1) Nr. 1—3 s. Verhandl. 1895, S. 579—616.

2) Wir verdanken den ersten Hinweis auf diese Publication Hrn. Prof. Hommel.
W. B. — C. L.

Digitized by Google

„In Erfüllung Ihres Wunsches war ich auf der Fundstätte und habe Abklatsche genommen, die ich Ihnen jetzt schicke. Leider ist der Abklatsch der grossen Inschrift nicht ganz gelungen, — es war regnerisches Wetter, und ich hatte wenig Zeit, — ich schicke aber zwei Exemplare, die einander vollständig ergänzen.

„Die Inschrift wurde im Mai vorigen Jahres durch einen sehr merkwürdigen Zufall entdeckt. Ein Bauer aus dem Dorfe Sardarapat hatte dieselbe vor etwa 10 Jahren gesehen und dem Dorfpriester die Stelle zeigen wollen, aber er war bald darauf gestorben, und sein Fund blieb unbekannt, bis im vorigen Jahre sein Sohn ihn wieder entdeckte. Die Inschrift ist gefunden am linken Ufer des Araxes, unweit einer Stadtruine, welche auf dem rechten Ufer des Araxes, etwa 100 Faden oberhalb des Standortes der Inschrift, liegt, Karakala heisst und gewöhnlich mit der bei „Moses von Chorene“ (Buch II, Kap. 42 u. 46) erwähnten Stadt Erowantakert identificirt wird.

„Der Araxes durchbricht, ehe er in die Ebene des Ararat[1]) tritt, eine ganze Reihe von allmählich sich verflachenden Bergen und Hügeln, welche den reissend schnellen Fluss auf beiden Seiten einzwängen und um ihn eine Felsenmauer bilden. Diese Felsenmauer ist sehr steil und hoch, namentlich auf dem linken Ufer, gegenüber den Ruinen von Karakala, wo ihre Höhe an manchen Stellen wohl über 100 Fuss beträgt; sie enthält viele sehr kleine und grosse Höhlen mit engen Oeffnungen, in denen im Winter die Kurden mit ihren Schafheerden leben. Heruntergestürzte und aufeinandergethürmte grosse Felsmassen machen die Gegend unzugänglich; man muss entweder über die Felsblöcke hinwegklettern oder durch sehr enge Stiegen hindurchkriechen. In diesem Meere von riesengrossen Steinen wurde unsere Inschrift, wie gesagt, durch einen Zufall, entdeckt. Von der beschriebenen Stelle auf dem linken Flussufer ist nehmlich ein grosser **Canal** abgeleitet, der Sadarapater Canal genannt, aus dem die zahlreichen Dörfer der Umgegend das Wasser zum Trinken und Berieseln der Felder entnehmen. Ein besoldeter Wasservertheiler bewacht fortwährend den Canal, damit die Bewohner dieses oder jenes Dorfes sich keine Ungerechtigkeiten erlauben. Während eines starken Regens hatte der oben erwähnte Bauer (der Vater) — ein Wasservertheiler — sich in einer Felsenschlucht versteckt und dort die merkwürdigen „Verzierungen“ bemerkt. Im Frühling vorigen Jahres hatte sein Sohn — wieder ein Wasservertheiler — bei ganz ähnlicher Veranlassung sich unter dasselbe Obdach geflüchtet und glücklicher Weise den verlorenen Fund seines Vaters wiederentdeckt. Er hatte sogleich die Stelle dem Dorfpriester Ter Oannes von Mollahbajazet (dieses Dorf liegt unmittelbar bei den Ruinen von Armavir. W. B.) gezeigt, der seinerseits das älteste Mitglied der Bruderschaft unseres Klosters, den Erzbischof Mesrop Sembatian, benachrichtigte. Letzterer fuhr alsbald zur Fundstelle, brachte aber nur eine sehr fehlerhafte Abschrift mit. Bald darauf begab ich mich ebenfalls mit einem photographischen Apparat dorthin, um die Inschrift zu photographieren. Ich ritt aus dem Kloster um 7 Uhr Morgens weg und kam dort um 4 Uhr Nachmittags an. Da das Wetter regnerisch und das Photographiren unmöglich war, versuchte ich Abklatsche zu machen; diese sind aber auch nicht völlig gelungen, weil der Regen und der herannahende Abend in der öden, von Bewohnern verlassenen und sehr gefährlichen Gegend mich störte. Am nächsten Tage kehrte ich nach Etschmiadzin zurück in der Hoffnung, meinen Besuch

1) Darunter ist die Ebene von Eriwan zu verstehen. W. B.

Digitized by Google

bald zu wiederholen und die Ortschaft genau zu untersuchen, leider bin ich bis jetzt nicht dazu gekommen.

„Wie kommt nun die Inschrift dorthin? Diese sehr wichtige Frage ist meiner Ansicht nach sehr leicht mit Bestimmtheit zu beantworten.

„Von der Stadtruine Armavir bis zur Inschriftstelle liegt eine kaum 3 Stunden lange Reitstrecke[1]), von dem Dorfe Sardarapat fast ebenso viel; in beiden Ortschaften sind schon wiederholt Keil-Inschriften gefunden worden. Von Armavir zur Inschriftstelle hat man noch den alten, trockenen Canal[2]), sicher aus der Zeit der Keil-Inschriften stammend, welcher parallel dem neuen[2]) Canal, in dieselbe Ebene, an derselben Stelle (d. h. an dem Standort der neuen Inschrift, vergl. weiter unten, W. B.) abgeleitet war. Sie kennen diese Gegenden sehr gut, und wissen sicher sehr wohl, weshalb der alte, mit geringen Unkosten wiederherstellbare Canal aufgegeben und von den jetzigen Bewohnern ein neuer abgeleitet worden ist. Aus der Geschichte ist bekannt und noch in der letzten Zeit constatirt worden, dass die Ebene des Ararat eine geologische Veränderung erleidet, indem sie nach Westen hin eine sehr merkliche Senkung aufweist. Das sieht man daraus, dass die Betten der Flüsse, welche hier fliessen, einst viel weiter östlich lagen. Am deutlichsten ist das bemerkbar an dem Araxes, an dessen Ufer nach Moses von Chorene (Buch I, Kap. 12) auf einem Hügel die Stadt Armavir gebaut war (deren Ruinen sich heute 1 Reitstunde nördlich vom Ufer des Araxes befinden. W. B.). Der Fluss Kasach floss noch vor 30 Jahren in einer Entfernung von einer halben Werst an dem Kloster Etschmiadzin vorbei, jetzt aber fliesst er fast um 3 Werst weiter entfernt, und man hat alle Anzeichen dafür, dass er in früherer Zeit noch weiter östlich floss. Solche geologische Verschiebung hat auch den alten Canal unbrauchbar gemacht; die Ableitungsstelle des neuen Sardarapater Canals liegt jetzt viel höher, fast $1^1/_2$ Werst stromaufwärts von der Ruine Karakala, während die des alten Canals unterhalb der Ruine lag. Die abgestürzten Steinmassen haben die Mündung des Canals verschüttet, aber die neu gefundene Keil-Inschrift muss ohne Zweifel gerade dort gestanden haben, wo der Erbauer des Canals mit einem grossen Damme seinen Canal vom Flusse ableitete. Auf dem nächsten hohen, mauerartig steilen Felsen stand die Inschrift als ewiges Denkmal des culturbefördernden Königs angebracht. Erschütterungen oder andere Ursachen haben den Felsblock heruntergestürzt, wobei indessen die Inschrift, fast wie durch ein Wunder, vollständig unbeschädigt geblieben ist. Bei dem Sturze hat sich der riesengrosse Fels auf zwei andere gestemmt, mit ihnen eine kleine Ueberdachung bildend. Die Inschrift befindet sich gerade in der Mitte des Felsens, bildet also gleichsam die Deckverzierung des kleinen Hohlraumes, in welchem sich 3—4 Personen in gebückter Stellung aufhalten können. Der Zugang zu dem Hohlraum ist sehr klein und beschwerlich. Die Inschrift, welche auf diese Weise gegen Verwitterung ausgezeichnet geschützt ist, befindet sich eingegraben in schwarzem Tuffstein; der rohe Fels ist nur soweit bearbeitet, als es für die Inschrift erforderlich war."

So weit der ausführliche und bis auf wenige, späterhin zu besprechende Punkte durchaus zutreffende Bericht des Hrn. Mesrop.

Ich lasse nun hier zunächst nach den Abklatschen, welche die einzelnen Charaktere der aus 10 Zeilen bestehenden, augenscheinlich vorzüglich erhaltenen

1) Das sind etwa 18—20 *km*, da in Armenien meist nur im Schritt geritten wird. W. B.

2) Von mir gesperrt wiedergegeben. W. B.

Digitized by Google

Inschrift sehr deutlich erkennen lassen, die neue Inschrift in Umschrift und Uebersetzung, soweit letztere heute möglich ist, folgen[1]):

1. (ILU) Ḫal-di-ni-ni al-su-i-ši-ni
2. $^{m.}$ Ar-giš-ti-š(e) $^{m.}$ Me-nu-a-ḫi-ni-š(e)
3. i-ni pi-i-li-e a-gu-u-ni
4. ḳi-ra-ni ṣi-ra-ba-e ma-nu
5. u-i-e i-ni-i iš-ti-ni a-i-u[2])-ri
6. (ILU) Ḫal-di-ni-ni ba-u-ši-ni
7. $^{m.}$ Ar-gi-iš-ti-i-š(e) a-gu-ni
8. $^{m.}$ Ar-gi-iš-ti-ni $^{m.}$ Me-nu-a-ḫi
9. ŠARRU DAN.NU ŠARRU (MÀTU) Bi-a-i-na-u-e
10. alusi (ALU) Tu-uš-pa-e (ALU).

Das heisst:

1. Für die mächtigen(?) Chalder
2. hat Argistis, der Sohn des Menuas,
3. **diesen Canal** erbaut.
4. . . . . .
5. zugleich auch(?) diesen . . . . . .
6. hat für die . . . . . Chalder
7. Argistis erbaut.
8. und für(?) Argistis, den Sohn des Menuas,
9. den mächtigen König, den König des Landes Biaina,
10. residirend(?) in der Stadt Tuspa.

Es handelt sich hier also wiederum unzweifelhaft um eine Canal-Inschrift, welche nicht nur die obigen Ausführungen des Hrn. Mesrop bestätigt, sondern auch zugleich die Richtigkeit dessen, was Hr. Lehmann und ich wiederholt über die Bedeutung von pili (= Canal), so zuletzt noch in diesen Verhandl. 1895, S. 597ff., geäussert hatten, auf's Glänzendste bestätigt. Und zwar haben wir es hier mit demselben Canal zu thun, über welchen ich schon in diesen Verh. 1892, S. 481ff. nähere Mittheilungen gemacht habe. Allerdings hielt ich damals, auf den fragmentarischen Inschriften Sayce Nr. 63 und 64 fussend, Sardur, den Sohn des Argistis I., für den Erbauer desselben. Sardur hätte dann nur grössere Ausbesserungsarbeiten an diesem Canal (z. B. die Erneuerung des Dammes an der Canalmündung, oder die Tieferlegung der Canalsohle u. s. w.) vorgenommen. Es ist aber ebenso gut möglich, ja auf Grund der von Nikolsky (Nr. 13 und 14) veranstalteten Neu-Herausgabe jener beiden Inschriften sogar höchst wahrscheinlich, dass die von Sayce bei beiden, dem Texte nach gleichlautenden, von Sardur herrührenden Inschrift-Fragmenten vorgenommenen Ergänzungen falsch sind, so zwar, dass in ihnen überhaupt eines Canals gar nicht Erwähnung gethan wird, worüber Näheres demnächst andernorts[3]).

Es erübrigt noch die Richtigstellung einiger Punkte in dem Mesrop'schen Bericht.

Zunächst ist Karakala ein **chaldisches** Bauwerk, so dass also sein Erbauer ein Chalderfürst war. Die Identification mit Erowandakert, einem verhältnissmässig späten armenischen Bauwerk, kann demnach nicht zutreffen.

1) Den Keilschrifttext selbst hoffen wir baldmöglichst an geeigneter Stelle erneut zu publiciren. W. B. — C. I.

2) Winkelhaken.

3) Es scheint, dass Argistis dieses Canalbaues auch Erwähnung thut in Z. 8 der Inschrift Nr. 9 bei Nikolsky, die in Sardarapat 1892 aufgefunden wurde. W. B.

Digitized by Google

Sodann sind die felsigen Steilufer des Araxes-Bettes stellenweise über **100 *m*** hoch. Da nun nicht angenommen werden kann, dass die Chalder-Könige, — ebenso wenig, wie die heutigen Bewohner jenes Gebietes, — das Canalbett durch diese massiven Felsmassen hindurch geführt haben, so muss sich entweder zwischen dem steilen Felsenhang und dem linken Araxes-Ufer ein hinlänglich breiter Bodenstreifen befunden haben, auf dem die Fortführung des Canals ohne erheblichen Verlust an Gefälle möglich war (das scheint ja auch die Anlage des von Mesrop erwähnten zweiten, parallel laufenden Canals zu beweisen), oder man benutzte schon vorhandene natürliche Schluchten für die Fortführung des Canals. Wahrscheinlich ist beides der Fall gewesen; näheren Aufschluss darüber dürfen wir wohl von weiteren Forschungen des Hrn. Mesrop erwarten.

Was nun Mesrop's weitere Mittheilungen betrifft, so ist zunächst seine Feststellung, dass dieses alte Canalbett zur Stadtruine von Armavir führt, mit Genugthuung zu begrüssen. Armavir ist, wie ich schon früher (vergl. diese Verhandl. 1892, S. 481) nachgewiesen habe, eine Gründung Argistis I. (etwa 770 vor Chr.). Da nun in der Nähe des Burghügels von Armavir absolut kein fliessendes Wasser zu finden ist, so war es natürlich und nothwendig, dass für die Bewässerung der dortigen Felder ein Canal angelegt werden musste, der dann auch wohl gleichzeitig die Bevölkerung mit dem erforderlichen, wenngleich in diesem Falle nicht sehr angenehm schmeckenden Trinkwasser versorgte. Die Erkenntniss, dass dieser Canal eben schon von Argistis I. angelegt worden ist, bildet den historischen Gewinn aus dieser neuen Inschrift.

Soweit stimme ich also mit Hrn. Mesrop völlig überein. Dagegen kann ich den von ihm angeführten Gründen für die Nothwendigkeit der Verlegung des Canals nicht beipflichten. Die nach Mesrop's Annahme fortgesetzt stattfindende Senkung des Araxes-Thales und der angrenzenden Gebiete nach Westen hin halte ich keineswegs für bewiesen. Die Veränderung der Betten von Nebenflüssen des Araxes, **innerhalb der Ebene von Eriwan**, und zudem noch in der Nähe ihrer Mündungen, scheint mir keinen genügenden Stützpunkt für diese Annahme zu liefern. Denn diese Veränderung der Flussbetten kann beruhen, und beruht meiner Ueberzeugung nach auf eben denselben natürlichen und allgemein bekannten Gründen, aus denen auch so zahlreiche andere Flüsse den in der Ebene gelegenen Theil ihrer Betten (wie z. B. der Rhein zwischen Offenburg und Mannheim) verändern. Eine Veränderung des Araxes-Bettes selbst, wie sie bisher auf Grund von irrthümlich aufgefassten Angaben bei „Moses von Chorene" angenommen worden ist, wie ich bereits früher (d. Verhandl. 1892, S. 482ff.) nachgewiesen habe, kann in historischer Zeit nicht stattgefunden haben. Ganz im Gegentheil liefern uns die Angaben bei „Moses von Chorene", zusammen mit der neuen Inschrift, den Beweis dafür, dass schon vor etwa 2700 Jahren der Araxes, genau wie heute, weit südlich von dem Burghügel von Armavir, — übrigens der einzigen grösseren Erhebung in jenem Theile der Ebene von Eriwan und unstreitig aus eben diesem Grunde für die Anlage der Chalderburg auserwählt, — vorübergeflossen ist. Armavir nehmlich, welches sein Erbauer Argistis nach sich Argistihina, d. h. Argistis-Stadt benannte, ist eine Neugründung, nicht etwa die Auffrischung einer bereits vorhandenen Ansiedelung, denn es war nicht Sitte bei den Chalder-Königen, wenigstens so viel wir bis jetzt darüber wissen, schon bestehenden Ortschaften ihren Namen beizulegen[1]), ganz abgesehen davon, dass an

1) Die einzige scheinbare Ausnahme von dieser Regel in Zeile 15 der Inschrift von Taschburun (Nikolsky Nr. 1) beruht auf falscher Lesung des Textes. W. B.

Digitized by Google

eine Bewohnbarkeit des Gebietes von Armavir nicht zu denken war, so lange es an einem Bewässerungs-Canal fehlte, den eben nach unserer neuen Inschrift gerade Argistis erst angelegt hat. Musste aber bereits damals zur Ueberwindung der Niveaudifferenz zwischen der Ebene bei Armavir und dem Bette des Araxes ein etwa 18—20 *km* langer Canal angelegt werden, so folgt daraus zur Evidenz, dass bereits zur Zeit der Gründung von Armavir der Araxes ungefähr ebenso weit südlich (etwa 5 *km*) von diesem Hügel floss, wie heute. Bei „Moses von Chorene" (der den Gründer von Armavir Armajis nennt und ihn von dem armenischen Eponymos Haik abstammen lässt) wird dieser — wie wir jetzt wissen, von Argistis für Armavir angelegte — Canal im zweiten Buche, Kap. 39, erwähnt. Aus dieser Notiz bei „Moses" wird wohl mit einiger Sicherheit geschlossen werden dürfen, dass der Canal des Argistis noch mindestens zur Zeit der ersten Niederschrift der betreffenden Nachrichten in Benutzung war. Sehr interessant würde es sein, zu erfahren, in welcher Zeit der neue Parallel-Canal angelegt worden ist, weil sich daraus wohl Gründe für die Verlegung ergeben würden; nach dem Berichte des Hrn. Mesrop zu schliessen, dürfte letztere wohl erst in diesem Jahrhundert erfolgt sein. Wahrscheinlich wird das genauere Datum hierfür sich aus den Annalen des Klosters Etschmiadzin noch feststellen lassen. Indessen auch ohne diese Kenntniss lassen sich Gründe genug anführen, welche die Anlage des neuen Canals gebieterisch forderten.

Wie nehmlich schon vorhin bemerkt, war die Ebene bei Armavir vor Anlage des Argistis-Canals nicht culturfähig und deshalb auch jedenfalls fast unbewohnt; auch heute noch ist dieselbe nur soweit anbaufähig und bewohnbar, als der Sardarapater Canal die Bewässerung des Bodens gestattet; namentlich stellt der grössere Theil (etwa 35 *qkm*!) der westlichen Hälfte dieser Ebene eine öde, menschenleere, ganz uncultivirte Gegend mit theils steinigem, theils kiesigem Lehmboden dar. Argistis ermöglichte nun durch die Anlage seines Canals die Bodencultur in der Umgebung der von ihm in dem so eben unterworfenen Reiche Etius gegründeten Burg Argistihina-Armavir, indessen passte er die Grössenverhältnisse seines Canals naturgemäss den vorliegenden Bedürfnissen an. Als nun in späterer Zeit die Ebene bei Armavir mehr und mehr besiedelt wurde, ein Dorf nach dem anderen entstand, und für jedes neue Dorf auch ein neuer Abzweig von dem Argistis-Canal gemacht wurde, da musste man wohl sehr bald bis an die Grenze der Wasserleitungsfähigkeit des Canals kommen. Eine Vergrösserung der Leistungsfähigkeit desselben liess sich bei den dortigen Verhältnissen durch irgendwie bedeutende Tieferlegung der Canalsohle nicht erzielen, wohl aber bis zu einem gewissen Grade durch eine Verbreiterung des Canal-Bettes, die indessen ihre Grenze fand in der durch die Verhältnisse gegebenen grössten Breite der Mündung des Canals in den reissenden Araxes. Wollte man dessen ungeachtet den an und für sich sehr fruchtbaren Boden noch mehr cultiviren und weitere Dörfer dort anlegen, — was nachweislich noch in neuester Zeit geschehen ist, so besteht z. B. das grosse Dorf Mollah Bajazet mit 160 Familien erst seit etwa 100 Jahren, — so musste man sich nothgedrungen zur Anlage eines neuen Canals mit grösserem Gefälle entschliessen. Zu diesem an und für sich schon völlig genügenden Grunde der Vermehrung der Bevölkerung und des cultivirten Landes in jenem Gebiete kommt aber noch ein anderer, nicht weniger maassgebender Grund hinzu. Früher erstreckte sich nehmlich die Bodencultur in der Hauptsache auf den Anbau von Korn (neben wenig Wein), in der neueren Zeit dagegen bestehen dort ausgedehnte Strecken aus Baumwollfeldern, die zu ihrer Entwickelung

Digitized by Google

erheblich mehr und öfter berieselt werden müssen, als Kornfelder. Beide Ursachen bedingen also einen erheblich grösseren Wasserverbrauch gegen früher und genügen an sich schon vollständig, die Anlegung des neuen, grösseres Gefälle besitzenden und deshalb auch mehr Wasser führenden Sardarapater Canals zu erklären. In wie weit hierbei auch noch mehr nebensächliche locale Verhältnisse, z. B. ungünstige Lage der Canalmündung u. s. w., mitgewirkt haben mögen, lässt sich ohne genaue örtliche Untersuchung nicht feststellen. —

5. Eine chaldische Backstein-Inschrift.

Von W. Belck.

Zugleich mit den Abklatschen der obigen Canal-Inschrift schickte uns Hr. Mesrop auch den Abklatsch einer chaldischen Backstein-Inschrift, welche ebenfalls im Journal Ararat, Jahrg. 1895, veröffentlicht und von uns bereits in dieser Zeitschrift 1895, S. 609 kurz erwähnt worden ist[1]). Hr. Mesrop berichtet über die Auffindung dieses, leider nur fragmentarischen Backsteins Folgendes:

„Die Inschrift ist bei Armavir in einem Felde gefunden worden, welches nordwestlich von dem Stadthügel liegt. Der Finder ist ein Bauer, der Besitzer des Feldes, Namens Sanassar Jessajan, aus dem Dorfe Mollah Bajazet. Der Bauer hatte beim Pflügen seines Ackers den schönen Ziegelstein, der 5½″ lang, 4″ breit und 1″ dick ist[2]), gefunden und mit nach Hause genommen, ohne auf die besonderen Zeichen zu achten. Zu Hause hatte er den Stein in seinem offenen Hausherde als Stützstein, worauf Kessel u. A. gelegt werden, verwendet, bis im Monat Juli der schon vorher genannte Priester Ter Oannes den Stein bei ihm sah und ihn dem Erzbischof Sembatian in Etschmiadzin brachte. Der aus gewöhnlichem Thon ausgearbeitete und gut gebrannte Ziegelstein ist zur Hälfte abgebrochen. Der Erzbischof Sembatian fuhr persönlich auf die Fundstätte und liess die Gegend ordentlich durchforschen, fand aber leider nichts, und so bleibt dieser Stein die erste und zunächst einzige Ziegelstein-Keilinschrift, die überhaupt in Armenien gefunden worden ist. Erzbischof Sembatian veröffentlichte diese und die Canal-Inschrift des Argistis I. in dem Organ des Klosters, der Monatsschrift Ararat (Mai und Juli 1895) und schickte Abklatsche nach Moskau an die russische archäologische Gesellschaft, deren Mitglied er ist. Hr. Nikolsky hat dann einen Brief an Galust (Ter Mekertchian) geschrieben, worin er die Ziegelstein-Inschrift für eine Fälschung erklärte und Zwecks genauerer Untersuchung das Original erbat, das ihm auch geschickt wurde.

„Ich selbst gedenke mit Eintritt des Frühlings zur Fundstätte zu fahren und die Gegend genau zu untersuchen."

So weit Hrn. Mesrop's Bericht, an den ich noch folgende Bemerkungen knüpfen will.

Auf dem Abklatsch gemessen, ergiebt sich die beschriebene Fläche des Backsteines zu 30 *cm* Länge und 17½ *cm* Breite, so dass also jedenfalls in dem Berichte Mesrop's statt „Zoll" zu lesen ist „Werschock" und 7½ (statt 5½) lang, woraus sich weiter für den Backstein in metrischem Maasse folgende Dimensionen ergeben: Länge = 31,1 *cm*, Breite = 17,78 *cm*, Dicke = 4,4 *cm*. Nach dem Texte zu schliessen, müsste der Backstein, wenn er eine in sich abgeschlossene Inschrift getragen hätte, was indessen sehr zweifelhaft erscheint, ursprünglich

1) Den ersten Hinweis auf diese Inschrift verdanken wir Hrn. Anushavan Kalantarian, der Hrn. Lehmann die die Publication enthaltende Nummer des Ararat vorlegte.

2) Es soll statt „Zoll" wohl „Werschock" heissen, vergl. weiter unten. W. B.

Digitized by Google

mindestens dreimal so lang gewesen sein; indessen auch in seiner gegenwärtig noch erhaltenen Länge beweisen seine sonstigen Dimensionen, dass es sich hier nicht um einen der gewöhnlichen Backsteine, wie sie zu Hunderttausenden bei Bauten Verwendung finden, sondern vielmehr um einen sogenannten Verblendstein handelt, der an der Aussen- oder Innenseite der Gebäude als Wandbekleidung verwendet gewesen ist. Aus dem Inschrift-Fragment selbst, dessen Wiedergabe in Umschrift sich aus später zu erörternden Gründen in dieser Zeitschrift nicht ermöglichen lässt, ergiebt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit, dass es sich hier um eine ziemlich umfangreiche Inschrift handelt, die auf einer Reihe von neben einander angeordneten derartigen Verblendsteinen angebracht war, und zwar ist der aufgefundene Schriftstein zufälligerweise derjenige, welcher anscheinend den Anfang der Inschrift enthält. Mit Sicherheit lässt sich ferner entnehmen, dass diese die Inschrift tragenden Verblendsteine horizontal fortlaufend angeordnet waren, so dass wir es also, da der vorliegende Backstein sieben Schriftzeilen enthält, zunächst mit sieben Zeilen von unbestimmter Länge zu thun haben. Nun ist aber weiter jede Schriftzeile eingefasst, bezw. begrenzt durch horizontale Trennungslinien; über der ersten Zeile und der sie begrenzenden oberen Horizontallinie befindet sich noch ein schmaler, nicht beschriebener Raum. Unter der letzten Zeile aber fehlt diese Horizontallinie, wenigstens ist auf dem Abklatsch nicht die geringste Spur davon zu entdecken; ebenso wenig aber sieht man scharfe Bruchränder, die sich unvermeidlich bemerkbar machen würden, falls der Backstein etwa auch der Breite nach entzweigebrochen, also nur fragmentarisch wäre, was übrigens Hr. Mesrop in seinem sonst so genauen Bericht zu erwähnen gewiss nicht vergessen hätte. Aus diesen Thatsachen ergiebt sich nun einerseits, dass die oberste Zeile des Backsteins auch thatsächlich die oberste Zeile der ganzen Inschrift war, andererseits aber mit recht grosser Wahrscheinlichkeit, dass die die Inschrift tragenden Verblendsteine nicht nur horizontal neben einander, sondern auch vertical unter einander angeordnet waren, dass wir es hier demnach mit einer Inschrift von nicht sieben, sondern bedeutend mehr Zeilen zu thun haben, also mit einer Inschrift ähnlich denen, mit welchen Argistis I. in grossartigster Weise die ganzen Wandflächen des Felsschlosses von Van bedeckte. Gleich hier will ich bemerken, dass als Autor der Inschrift genannt wird: Ar-giš-ti-e . . . ., was, wenn die Namensform vollständig erhalten ist, Argistis, wenn aber unvollständig (Ar-giš-ti-e-[hi-ni . . . .]), so „Sohn des Argistis" bedeutet. Es wäre danach sehr naheliegend zu vermuthen, dass Argistis I., der Gründer von Armavir, welcher sich gemäss Inschrift Nikolsky Nr. IX, dort auch einen Palast erbaute, der Urheber dieser Inschrift sei; da auf dem vorliegenden Fragment aber leider der Name seines Vaters (Menuas) nicht genannt wird, so kann es sich auch um einen anderen, und zwar späteren König dieses Namens handeln, worüber sogleich ein Näheres.

Vorerst möchte ich, in Uebereinstimmung mit Hrn. Lehmann, Nikolsky's Vermuthung, die Backstein-Inschrift sei eine Fälschung, als unbegründet zurückweisen. Einmal spricht dagegen der Bericht des Hrn. Mesrop über die Entdeckung des Backsteins und seine Verwendung durch den Finder in seinem Haushalte. Von einem Versuche, einen pecuniären Gewinn — in jenen Gegenden die einzig denkbare Veranlassung zu einer Fälschung! — zu erzielen, ist nicht die Rede. Zweitens würde ein Fälscher die in den chaldischen Inschriften regelmässig vorkommenden, nicht aber die hier vorliegenden ganz ungewöhnlichen Zeichengruppen verwendet haben; und schliesslich zeigt die Inschrift in ausgeprägter Weise den specifisch chaldischen Ductus, der keineswegs leicht nachzuahmen ist.

Digitized by Google

Es ist diese Feststellung um so wichtiger, als nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft diese Inschrift einstweilen mit Ausnahme weniger Worte nicht zu lesen ist, weil sie eine bedeutende Anzahl uns bis jetzt ganz unbekannter Zeichengruppen enthält. Abgesehen von dem zweimal vorkommenden Ideogramm für „Volk", können wir sonst im Wesentlichen und mit Sicherheit nur transcribiren (ILU) Ḫal-di-ni-ni „Für(?) die Chalder" und den Namen „Argistis". Dass die Inschrift aus den Ruinen von Armavir stammt, ist nach dem Fundbericht zweifellos; ebenso, dass sie auf Veranlassung eines Königs Argistis, bezw. des Sohnes eines Königs Argistis, errichtet wurde; fraglich ist nur, welcher Argistis hierfür in Betracht zu ziehen ist. Das Nächstliegende wäre, an Argistis I. (Menuaḫinis) zu denken, wie schon vorhin erwähnt. In zweiter Linie käme Argistis II. (Rusaḫinis) in Frage.

Das Auftreten von Zeichen, die weder in den Fels- und Stein-Inschriften dieser beiden, wie überhaupt aller chaldischen Herrscher, noch in den Bronze-Inschriften Rusas II. und III. irgend welche Analogie haben, würde in diesem Falle vielleicht folgendermaassen erklärt werden können. Dass die Chalder als Schreibmaterial, wie die Assyrer, den Thon verwendet haben müssen, ist von mir[1]) bereits hervorgehoben worden. Es wäre nun sehr wohl denkbar, dass sich für die Verwendung auf dem landläufigen Material eine Cursivschrift ausgebildet hätte, wobei manche der ursprünglich von den Assyrern mit unwesentlichen Modificationen übernommenen und in den officiellen (Stein- und Bronze-) Inschriften immer beibehaltenen Zeichengruppen (im Sinne einer Vereinfachung) abgeändert worden wären. Besonders klar ist diese Vereinfachung bei dem Zeichen für „Gott" (assyrisch ilu). Hier ist die in der chaldischen Schrift zumeist als neuer Keil, manchmal auch als einfache Horizontallinie geschriebene Verlängerung des zweiten wagerechten Keils über den senkrechten hinaus[2]) weggelassen, so dass eine in babylonisch-assyrischen Texten sehr häufige, in chaldischen Inschriften aber hier zum ersten Mal begegnende Form entstanden ist. Liesse sich hier aber noch an eine Beziehung zum assyrischen Schriftthum denken, so erscheint dies bei den übrigen fremdartigen Zeichen ausgeschlossen. Es wäre nun denkbar, dass eine bei den Chaldern für die Thontafeln gebräuchliche Cursivschrift auch auf den, aus gleichem Material bestehenden Backsteinen verwendet worden wäre, so dass sich so das Erscheinen der fremdartigen Formen bereits zu den Zeiten eines Argistis I. (oder II.) erklären würde.

Diese Annahme hat doch aber namentlich im vorliegenden Falle, wo wir es, wie gezeigt, mit einer grossen officiellen Königs-Inschrift zu thun haben, bei welcher das veränderte Material (Backstein statt Felsen oder Naturgestein) mehr als eine Zufälligkeit betrachtet werden kann, ihr Bedenkliches. Und selbst von diesem Punkte abgesehen, scheint es mir geboten, neben der dargelegten noch eine andere Möglichkeit in Betracht zu ziehen, die nehmlich, dass die Inschrift von einem von Argistis I. und II. verschiedenem, späteren Könige herrührt, und somit, da die Nachfolger Argistis' II. in ununterbrochener Reihe bis zu Sardur III. (IV.) Rusaḫinis um 645 feststehen, frühestens aus dem Ende des 7. oder dem Anfang des 6. Jahrhunderts vor Chr. herrühren würde.

Um näher zu begründen, warum ich diese Möglichkeit überhaupt für erwägenswerth halte, muss ich auf meine Ermittelungen betr. die Einwanderung der

1) Verhandl. 1895, S. 610.

2) Vergl. in den (Zeitschr. f. Ethnol. 1892, S. 149 f.) autographirten Texten das erste Zeichen jeder Inschrift.

Digitized by Google

Haik', d. h. der indogermanischen Armenier in (das nach ihnen benannte) Armenien, die ich andeutungsweise bereits berührt habe[1]), etwas näher eingehen.

Ich glaube, auf Grund eingehender Untersuchungen, festgestellt zu haben, dass die Armenier vor ihrer Invasion in Cappadocien ansässig waren, wodurch sich auch zur Genüge erklärt, dass die Gräber der vor der Invasion regierenden armenischen Könige sich in Ani-Gamach, westlich von Erzingian, befanden[2]).

1) Chaldische Forschungen 3. (Verh. 1895, S. 606). Was den Zusammenhang dieser Invasion mit den Zügen der „Kimmerier", — eine Bewegung, die übrigens in ihren ersten Regungen und Vorstössen in eine erheblich frühere Zeit zurückreicht, als man gewöhnlich annimmt, — anbelangt, so habe ich für die von mir seit vier Jahren gehegte und verschiedentlich (u. A. zu Hrn. Virchow) auch ausgesprochene Vermuthung, dass die Haik' einen Theil der „Kimmerier"-Horden bildeten, inzwischen so viele Beweise zusammengebracht, dass ich meine Behauptung in genügender Weise begründen kann, was demnächst in einer gesonderten Abhandlung ausführlich geschehen soll. Dass die „Kimmerier" sterilbare, kriegerische Horden waren, beweisen die assyrischen Inschriften und die Nachrichten der griechischen Schriftsteller, und mit zwingender Nothwendigkeit erfordert die Eroberung eines Landes, das von so tapferen und kriegslustigen Menschen bewohnt war, wie es die Chalder zu allen Zeiten gewesen sind, nicht nur ein kriegerisches, sondern auch ein numerisch bedeutendes Volk. Beide Bedingungen erfüllten zu jener Zeit in Kleinasien aber, allem Anscheine nach, lediglich die „Kimmerier". W. B.

Da die Armenier bezeugtermaassen (s. die Nachweise in P. Kretschmer's so eben erschienenem, höchst beachtenswerthem und werthvollem Buche „Einleitung in die Geschichte der Griechischen Sprache", Göttingen 1896, S. 208 ff.) ihrer Sprache und ethnologischen Stellung nach zu den thrakisch-phrygischen Stämmen gehören, die unter den Indogermanen eine besondere, sowohl von den Griechen, wie von den Iraniern (Kretschmer, Kap. VII, S. 141—243) unterschiedene Gruppe bilden, so würden dieser Gruppe, falls die Armenier zu den Kimmeriern gehören, auch die Kimmerier zuzurechnen sein.

Das erschiene nun schon an sich durchaus nicht undenkbar. Die Kimmerier in ihrem für uns erreichbaren Stammsitz, dem Kimmerischen Bosporus (der Krim), werden von den (zu den Iraniern gehörenden) [skolotischen] Skythen deutlich und scharf unterschieden. Sie könnten also recht wohl — vom Standpunkte der Zeit, in die uns die Berichte des (Hecataeus und) Herodot führen, gesprochen — den östlichsten Ausläufer, bezw. Vorposten der „thrakischen" Stämme gebildet haben.

Dass sich aber den durch die Wanderungen der Kimmerier — mögen diese nun zu den „thrakisch-phrygischen" Stämmen gehört haben oder nicht — veranlassten und bezeichneten Bewegungen auch andere (u. A. und namentlich) thrakisch-phrygische Stämme haben anschliessen (oder von ihr mit fortgerissen sein) können (vergl. u. A. die von Kretschmer a. a. O. S. 211 letzter Abs. angeführten Thatsachen), somit die im Alterthum als Kimmerier bezeichneten Horden nicht bloss Kimmerier im engeren und eigentlichen Sinne umfasst zu haben brauchen, darf natürlich nicht ausser Acht gelassen werden. Wo der Begriff Kimmerier, in dem angedeuteten weiteren Sinne, zu nehmen ist, wird dies, wie bereits oben geschehen, äusserlich durch Hinzusetzen von Anführungszeichen („Kimmerier") angedeutet werden. C. L.

2) Ob die Armenier damals oder früher auch Cilicien ganz oder theilweise in Besitz hielten, muss wohl einstweilen noch dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber bewohnten sie mit Cappadocien zugleich auch jenes Gebiet, in welchem ein sehr erheblicher Theil der sogen. pseudo-hethitischen Inschriften aufgefunden worden ist, und es bliebe sonach zu erwägen, ob jene Inschriften nicht vielleicht kimmerische darstellen. — Hierbei möchte ich Jensen gegenüber darauf hinweisen, dass auch der Name Cappadocien's Katpatuk(a) auf k endigt, mithin für die betreffende pseudo-hethitische Hieroglyphe, die nach Jensen's Ermittelungen einen auf k endigenden Landesnamen bezeichnen soll, statt Chilak, wie Jensen annimmt, auch ebenso gut Ka(t)patuk gelesen werden könnte. W. B.

Dass, wenn es lediglich darauf ankam, für die betreffende Landes-Hieroglyphe einen

Digitized by Google

Der Einbruch der Armenier erfolgte etwa auf der Linie Malatia-Diarbekir, wobei die an der Südost-Grenze Cappadocien's sesshaften Tibarener und Moscher in nordöstlicher Richtung zurückwichen und durch die stets nachrückenden Armenier bis an den Pontus verdrängt wurden, in welchen Wohnsitzen sie dann später den Griechen bekannt wurden. Von dieser südlichen Basis aus, namentlich von der Tigris-Ebene bei Diarbekir, her drangen dann die Armenier allmählich immer weiter durch die Flussthäler nach Norden und Nordosten vor, vornehmlich die Ebenen besetzend und dabei die eingesessene Bevölkerung, soweit sie sich nicht unterwarf, in nördlicher Richtung vor sich herdrängend. Wann sie dergestalt Tuspa, die alte Hauptstadt des Chalderreiches, erreichten, lässt sich vorläufig noch nicht feststellen, vermuthlich ziemlich spät, zu einer Zeit, als die armenischen Könige ihre Residenz schon lange im Süden aufgeschlagen hatten und deshalb nicht mehr daran dachten, dieselbe nach dem alten Herrschersitze der Chalder-Könige zu verlegen. Nur so scheint es mir erklärlich, dass Tuspa-Van in der ganzen späteren armenischen Geschichte eine ganz unbedeutende Rolle spielt. Die chaldische Bevölkerung jener Gebiete, so weit sie die gebirgigen Theile des Landes bewohnte, behauptete sich noch Jahrhunderte lang gegen die vordringenden Armenier[1]), die Bewohner der Ebenen dagegen, namentlich auch der Ebenen am Van-See, wurden nach Norden verdrängt; mit ihnen zugleich zogen sich auch die chaldischen Könige von Tuspa nach Norden zurück, und zwar in die Araxes-Ebene. Die neuerlich in so grosser Zahl in Armavir und dessen Umgebung aufgefundenen chaldischen Keil-Inschriften lassen keinen Zweifel darüber, dass die Könige Chaldia's, nachdem Menuas den südlichen, sein Sohn Argistis I. den nördlichen Theil der Araxes-Ebene erobert hatte, alles daran setzten, dieses so überaus fruchtbare Gebiet, das ehemalige Reich Etius, dauernd zu behaupten. Deshalb die wiederholten Kriege Argistis' I., seines Sohnes Sardur und seines Enkels Rusas I. gegen die der Araxes-Ebene im Westen, Norden und Osten benachbarten Völker, welche wiederholt, wenn auch vielleicht nie dauernd, unterworfen wurden; deshalb auch die Anlage so zahlreicher Burgen und Tempel durch Menuas (am Nord-Abhange des Ararat) durch Argistis I., seinen Sohn Sardur, sowie Rusas III. in Armavir und dessen Umgebung, in Ganlitapa, dicht bei Eriwan u. s. w.

---

auf k endigenden Namen zu finden, auch Ka(t)patuk in Betracht kam, war auch mir von vornherein klar. Meinen von Anfang an gegen die Bezeichnung der pseudo-hethitischen Inschriften als „cilicischer" bestehenden Bedenken habe ich ZDMG 50, S. 325 Ausdruck gegeben. — Dass diese Hieroglyphen eine dem indogermanischen Armenisch nahe verwandte Sprache bergen, wie Jensen in seinen höchst scharfsinnigen und — obgleich durchaus nicht in jeder Hinsicht einwandfreien, so doch wie es mehr und mehr den Anschein gewinnt, — bis zu einem gewissen Grade erfolgreichen Bemühungen um die Entzifferung dieser Inschriften ermittelt zu haben glaubt (ZDMG 48, S. 449ff. und „Recueil des travaux" etc. XVIII, Livr. 1 et 2, p. 111ff.; vergl. dazu Reckendorf, Zeitschr. f. Assyriol. XI, 1ff. und meine Bemerkungen a. a. O.), wäre an sich nicht unwahrscheinlich. Die Bezeichnung „armenisch" schlechthin jedoch, die Jensen als Bezeichnung dafür zu verwenden beginnt (Recueil a. a. O.), erschiene aber, selbst wenn sich diese Wahrscheinlichkeit zur Gewissheit steigern sollte, weder ganz zutreffend noch empfehlenswerth; man wolle darüber meine Ausführungen, Recueil XVIII, Liv. 3 et 4, p. 214ss. vergleichen.

C. L.

1) Hierzu vergleiche man Lehmann's Ausführungen „Chaldische Forschungen" 1 (diese Verhandl. 1895, S. 583ff.).

Digitized by Google

Hierher also, so dürfen wir annehmen, zog sich der Chalder-König von Tuspa vor den andringenden Armeniern zurück und schlug seine Residenz in Argistihina-Armavir auf. Damit, dass hier die Chalder-Fürsten sich noch lange behauptet haben, würde es stimmen, dass die bei „Moses v. Chor." vorliegende armenische Tradition Armavir nicht anders kennt, denn als altarmenische Königs-Residenz, ohne dass aber jemals vor der Arsaciden-Herrschaft dort ein armenischer König residirt hätte. Diese Bezeichnung Armavir's als Königs-Residenz würde sich auf's Beste erklären, wenn die die Araxes-Ebene erobernden Armenier (Haik') diese Stadt als Haupt- und Residenzstadt eines nicht unbedeutenden Fürsten vorfanden.

Hier nun, in der Araxes-Ebene, konnte sich der Rest der chaldischen Herrschaft noch recht lange erhalten, denn die Araratkette mit ihren wenigen, beschwerlichen und zudem leicht zu vertheidigenden Pässen, sowie der reissende Araxes schützten sie einstweilen vor der armenischen Völkerfluth (den Haik'). Erst als die Armenier das ganze Gebiet südlich vom Araxes bis nach Dschulfa und Ordubad hin besetzt und, unter Umgehung der Araratkette von Osten her vordringend, die Ebene am Nord-Abhange des Ararat erobert hatten, konnten sie daran denken, den Grenzfluss zu überschreiten (so namentlich an den Furthstellen oberhalb Surmali und bei Makar auf der Route Igdir-Eriwan) und den letzten Rest der Chalder-Herrschaft auch hier zu vernichten. Die ganze Araxeslinie gegen andringende grössere Heeresmassen zu vertheidigen, war für die Chalder unmöglich; ebenso wenig konnte sich die feste Königsburg Armavir längere Zeit gegen ein starkes Belagerungsheer halten, zumal der Besatzung durch Zuschüttung des Argistis-Canals mit Leichtigkeit das Trinkwasser abgeschnitten werden konnte. Somit blieb der dortigen Bevölkerung nichts anderes übrig, als sich zu unterwerfen oder sich zurückzuziehen. Dass ersteres zum Theil der Fall gewesen ist, dürfte aus „Moses v. Chor.", Buch I, Kap. 12 zu folgern sein. Für den Rückzug aber stand den Chaldern eigentlich nur eine Linie offen. Von Osten und Süden bedrängten sie die Armenier, im Norden aber hatten sie die kaukasischen Bergvölker vor sich, somit blieb nur die Route nach Westen übrig, auf der sie, am Araxes entlang ziehend, über Sarykamysch nach Hassankala und in das bis heute noch Chaldia genannte Gebiet gelangen konnten, wohin auch andere Ueberreste der Chalder-Stämme aus der Ebene von Hassankala und den südlich und südöstlich davon gelegenen Gebieten sich vor den vorwärts drängenden Armeniern lange vorher schon zurückgezogen haben mochten. Finden wir doch in jenem Winkel des Pontus die von Xenophon erwähnten Taochi (= Tao-k' [ältere] armenische Pluralform), die (später-)armenisch Taik' genannt werden und die ich mit den Daja(ini) der assyrischen, den Dia(uni) der chaldischen Inschriften identificiren möchte. Ich bin also nicht der Meinung, dass wir in dem Gebiete, welches im Mittelalter und heute noch Chaldia genannt wird, etwa die Ur-Heimath oder auch nur einen der Ursitze der Chalder-Stämme zu erblicken haben[1]). Und ich werde in dieser Ansicht bestärkt durch den gewichtigen Umstand, dass sich gerade in der Umgegend von Baiburt, also in demjenigen Gebiete, in welchem sich nach meinen Forschungen die Chalder in späterer Zeit am längsten erhalten konnten und ausweislich der jüngsten Untersuchungen (vergl. diese Verh. 1895, S. 590ff.) auch erhalten haben, Steinkisten-Gräber aus prähistorischer Zeit (jüngere Bronzezeit) vorfinden, also eine Bestattungsart, von der ich schon früher

1) Vergl. „Chaldische Forschungen" 1, S. 583.

Digitized by Google

(vergl. Verhandl. 1893, S. 61—82) nachgewiesen habe, dass sie den Chaldern fremd gewesen ist.

Ich habe hier nur in aller Kürze meine Ansicht, dass die Armenier in der beschriebenen Weise das Reich Chaldia eroberten, begründen können; ausführlicher soll das demnächst, wie bereits angedeutet (S. 318, Anmerk.), in einer besonderen Abhandlung geschehen[1]).

Ich glaube, durch die vorstehenden Ausführungen die Möglichkeit spätchaldischer Inschriften bei Armavir nachgewiesen zu haben. Dass unsere Backstein-Inschrift diesen zuzurechnen sei, kann und soll, wie bereits betont, keineswegs behauptet werden, sondern nur auf die Möglichkeit und darauf hingewiesen werden, dass sich das Erscheinen einer späteren Entwickelungsform der chaldischen Schriftzeichen unter dieser Voraussetzung besonders gut erklären würde, da die Abfassungszeit solcher spät-chaldischer Inschriften sehr wohl noch bis in's V. Jahrhundert vor Chr. herabreichen kann.

Hoffen wir, dass diesem interessanten Backsteinfund bald weitere ähnliche folgen werden und uns dadurch die Entzifferung der bis jetzt räthselhaften Zeichen ermöglicht wird. —

6. Tiglatpileser III. gegen Sardur von Urarṭu[2]).

Von C. F. Lehmann.

Aus den verstümmelten und spärlichen Berichten über die Kämpfe Tiglatpileser's III. gegen Sardur III.[3]) ein befriedigendes Bild der Vorgänge, sowohl im Jahre 743, als auch im Jahre 735, zu gewinnen, hat bisher nicht gelingen wollen.

Auch die Behandlung der Fragen durch Rost („Keilschrifttexte Tiglatpileser's III., S. XVIIff.) hat keine Lösung der Schwierigkeiten ergeben, wie am besten daraus ersichtlich ist, dass Rost eine Aenderung im Texte der Verwaltungs-Liste in Betracht zu ziehen sich genöthigt sieht. Es wird daher keiner Rechtfertigung bedürfen, wenn ich im Folgenden darlege, wie nach meiner Ansicht die vorhandenen Berichte eine Deutung zulassen und fordern, die nicht nur alle Schwierigkeiten im Einzelnen beseitigt, sondern auch das Verhalten Sardur's, das nach der bisherigen Auffassung als befremdlich und schwer verständlich auffallen musste, in wesentlich verändertem Lichte erscheinen lässt.

Ich stelle zunächst die Quellenberichte im Wortlaut zusammen:

---

1) In einer anderen Abhandlung denke ich wahrscheinlich zu machen, dass in den — bekanntlich zu den Iraniern gehörenden — heutigen Kurden, den Karduchen der Griechen, Nachkommen der im 7. Jahrhundert in Vorder-Asien eingefallenen Skythen zu erblicken sind. W. B. — Für den Fortbestand der Urarṭäer-Alarodier als eines von den Armeniern unterschiedenen Volkes s. a. Herodot III, 94, VII, 79. C. L.

2) In Nr. 1 der „Chaldischen Forschungen" sind S. 589, Z. 9—15 von oben und S. 591, Absatz 3 zu streichen. C. L.

3) Sarduris (Argistiḫinis), Tiglatpileser's Gegner, ist der dritte dieses Namens in der Reihe der uns bekannten vorarmenischen Herrscher (s. Belck's Nachweis, Verh. 1894, S. 486), und insofern als Sardur III. zu bezeichnen. Zu bemerken ist jedoch, dass der erste Träger dieses Namens, Sardur, Sohn des Lutipris, nicht eigentlich als König von Urarṭu-Chaldia, denn vielmehr als König von Naïri zu bezeichnen ist. Wie diese Unterscheidung zu verstehen ist, wird in unserer demnächst als Bestandtheil der Chaldischen Forschungen zu veröffentlichenden Untersuchung „Sardur von Naïri und Aram von Urarṭu" dargelegt werden. Vergl. einstweilen Ztschr. f. Assyr. XI, 195. W. B. — C. L.

Digitized by Google

1. In der Verwaltungs-Liste (Eponymen-Liste mit Beischriften) heisst es:
   743 (Eponymat des) Tiglatpileser, Königs von Assyrien. In der Stadt Arpad. Tödtung der urartäischen Truppen.
   742 ... Naeh der Stadt Arpad.
   741 ... Nach derselben Stadt. Während dreier Jahre (d. h. nunmehr, im dritten Jahre) eroberte er sie.
2. In den Annalen Tiglatpileser's (vgl. Rost, S. 12ff.) wird in Zeile 59ff., einer leider stark verstümmelten Stelle, berichtet:
   „[In meinem 3.] Regierungsjahre [empörte sich Sardurri von Urartu und] mit Mati'ilu [aus dem Geschlecht] Agus[si] .... [Sulumal von Melite]ne, Tarḫulara von [Gurg]um, [Kuštaṣpi] von [Ku]mmuh (Kommagene) [vertrauten sie] auf ihre gegenseitigen Kräfte. [Mit] der Herrschaft und Macht Aššur's, meines Herrn (ausgerüstet) [kämpfte ich] mit [ihnen], be[reitete ich ihnen eine Niederlage], ihre [Krieger] tödtete ich, die Schluchten und Abhänge des Gebirges füllte ich [mit ihren Leichen] an. Ihre Wagen, ihre .... ohne Zahl führte ich fort. Mitten im Kampfe .... des [Sar]durri ... mit meinen Händen ergriff ich. 72 950 Leute nebst ihrem [Hab und Gut] mitten aus ... [schleppte ich fort]. [Sardur]ri, um sein Leben zu retten, entfloh bei Naeht, und nicht wurde gesehen [seine Spur] ..... bis zur Brüeke des Euphrat, dem Gebiete seines Landes, verfolgte ich ihn. Sein Feldbett, ... sein königliches Ziergeräth, sein Halssiegel nebst seinen Ringen, den Wagen [seiner] Königsherrschaft, ... sein zahlreiches ... ohne Zahl, seine Streitwagen, Pferde, Maul[esel], seine ... Handwerker ohne Zahl führte er fort. Das Zelt, ... seine zahlreichen ... verbrannte ich inmitten seines Lagers mit Feuer sein ... sein Feldbett [weihte ich] der Ištar der Königin von Ninive.
3. In den Prunk-Inschriften Tiglatpileser's lesen wir folgende Berichte:
   a) Platten-Inschrift von Nimrud I., Zeile 20ff. (Rost, S. 44f.): „Sardurri von Urartu lehnte sich gegen mich auf, mit Mati'ilu setzte er sich in's Einvernehmen. Bei Kištan und Ḫalpi, Bezirken von Ḳummuh, braehte ich ihm eine Niederlage bei und nahm ihm sein ganzes Heerlager. Vor der Macht meiner Waffen fürehtete er sich und floh allein, um sein Leben zu retten. In Turušpâ, seiner Hauptstadt, belagerte ich ihn und tödtete eine Menge seiner Krieger vor seinen Thoren. Ein Bild meiner königliehen Majestät riehtete ich vor Turušpa auf. 60 Doppelstunden-Wege im weiten Lande Urartu von oben bis unten zog ich majestätiseh einher, einen Rivalen gab es nieht.
   b) Platten-Inschrift von Nimrud II. (Rost, S. 50f.): Sarduri von Urartu empörte sich gegen mich, und mit Mati'ilu, aus dem Geschlechte Agussi, setzte er sich in's Einvernehmen. Mitten zwischen Kištan und Ḫalpi, Bezirken von Ḳummuh, bereitete ich ihm eine Niederlage und nahm ihm sein ganzes Feldlager. Die Macht meiner Waffen fürchtete er, und zur Rettung seines Lebens bestieg er eine Stute und auf das Gebirge Sibak(?), ein beseh werliches Gebirge, flüchtete er bei Nacht und stieg hinauf. Sarduri von Urartu in Turušpa seiner Stadt schloss ich ihn ein und seine zahlreichen Mannsehaften Angesiehts des Thores tödtete ich. Ein Standbild meiner königlichen Majestät machte ich und Angesichts der Stadt Turušpa stellte ieh es auf. 60 Doppelweg-Stunden im ausgedehnten Lande Urartu von oben bis unten zog ich majestätisch einher, einen Nebenbuhler gab es nieht.

Digitized by Google

In beiden Berichten (3a und 3b) wird weiter gemeldet, dass Tiglatpileser die Länder Ulluba und Kilḫu am Fusse des Gebirges Nal erobert und zur assyrischen Provinz gemacht und im Lande Ulluba eine Stadt mit Namen Aššur-iki-ša (Aššur hat es geschenkt) gebaut und mit Einwohnern eroberter Gebiete besiedelt habe.

In der Platten-Inschrift Nr. 1 (3a) werden dann noch in einer Aufzählung der durchzogenen und eroberten Gebiete u. A. Städte von der Grenze von Kommagene genannt, worauf es weiter heisst: „Das Land Enzi (Anzitene), die Städte Anganu, Binzu, Festungen des Landes Urarṭu, Kallama, seinen Fluss nahm ich in Besitz und fügte sie dem Gebiete von Assyrien hinzu, schlug sie zur Provinz des Turtan (Oberfeldherr) und der Provinz Na'iri."

Das ist alles, was uns über die chaldisch-assyrischen Verwickelungen unter Tiglatpileser III. erhalten ist. —

Zu dem Feldzuge im Jahre 743 bemerkt nun Rost (S. XVIII—XXI): Mit der Thronbesteigung Sardur's, des thatkräftigen Sohnes Argistis I.[1]), sei Urarṭu vollends aus seiner Defensive herausgetreten, „Parsua und Bustus, um die der Kampf Jahrzehnte hin und hergewogt hatte, werden den Assyrern entrissen[2]). Mit diesem seinem Erfolge sich nicht begnügend, verstand es Sardurri, in verhältnissmässig kurzer Zeit seinen Einfluss auch über Nord-Syrien geltend zu machen, und die daselbst bestehenden Kleinstaaten in ein ähnliches Abhängigkeitverhältniss von sich zu bringen, wie es vordem zu Assyrien bestanden hatte. Die Folge davon war, dass er sich in seinen Inschriften den Titel eines Königs von „Suri" (Syrien) beilegte[3])."

„Durch die wachsenden Erfolge Tiglatpileser's glaubte er (Sardur) seine Machtstellung bedroht, und als jener sich nun anschickte, einen Zug nach Nord-Syrien, speciell gegen die Festung Arpad, die den Schlüssel zu Nord-Syrien bildete und inzwischen ebenfalls für Assyrien verloren gegangen war, zu unternehmen, beschloss er, ihm zuvorzukommen und zog ihm entgegen, nachdem er sich durch die Truppen seiner Vasallen Mati'ilu von Agussi, Sulumal von Milid, Tarḫulara von Gurgum, Kuštašpi von Kummuḫ, wahrscheinlich auch noch des Panammu von Sam'al und Pisiris von Gargamiš verstärkt hatte. Der nähere Verlauf der Ereignisse ist ziemlich verwickelt. Die Verwaltungsliste berichtet, dass Tiglatpileser bei Arpad gestanden habe, und dass die Streitmacht von Urarṭu geschlagen worden sei. Dazu kommt die Angabe der Prunk-Inschriften, dass die Entscheidungsschlacht zwischen Kištan und Ḫalpi, zwei zu Kummuḫ gehörigen Bezirken, stattgefunden habe. Man hat daher allgemein angenommen, Tiglatpileser habe Arpad belagert, sei jedoch durch den Anzug Sardurri's und seiner Bundesgenossen gezwungen worden, die Belagerung wieder aufzuheben und Sardurri entgegenzuziehen; es wäre auf diese Weise etwas nördlich von Arpad zum Entscheidungskampf gekommen, der augenscheinlich ohne grosses Resultat verlief."

1) Bei Rost: „Argistis III.". Druckfehler.

2) Dies geschah bereits unter Argistis I., wie dieser in seinen Annalen (s. Sayce, Nr. 39 u. 40) berichtet. Vergl. diese Verhandlungen 1892, S. 484. W. B. — C. L.

3) Das ist in dieser Form sicher unrichtig. Den Titel König von Su-ra(s) führte bereits Ispuinis, wie aus der Inschrift der Kelishin-Stele mit Deutlichkeit hervorgeht, noch ehe unter seiner Regierung die Urarṭäer-Chalder (vgl. Verhandl. 1895, S. 594, Abs. 2) in den Besitz von Van und der zugehörigen Landschaft Biaina gelangten. Näheres darüber demnächst in der S. 321, Anmerk. 3, genannten Abhandlung. Auch Menuas und Argistis I. erwähnen das Land Sura(s) als ihr Besitzthum. W. B. — C. L.

Digitized by Google

Zunächst halte ich es für sehr unwahrscheinlich, dass Tiglatpileser mit einem so mächtigen Feinde, wie Arpad im Rücken, eine Schlacht auf dem rechten Euphrat-Ufer angenommen hätte. Weiter würde mir die Angabe, Annal. 68: „ich verfolgte ihn bis zur Brücke des Euphrat, der Grenze seines Landes," die sich, gemäss dem Zusammenhange, sicher auf Sardurri selbst bezieht, für den Fall eines Zusammentreffens auf dem rechten Euphrat-Ufer nicht recht verständlich sein, da Tiglatpileser doch durch ganz Kummuḫ hindurchgemusst und dies sicherlich nicht mit Stillschweigen übergangen hätte. Ich glaube daher eher folgenden Sachverhalt annehmen zu können: Tiglatpileser zieht nach Arpad und belagert es (doch s. S. XII, Anm. 2), Sardurri vereinigt sich mit seinen Bundesgenossen, überschreitet den Euphrat und bedroht Assyrien mit einem Einfalle. Auf die Kunde hiervon hebt Tiglatpileser sofort die Belagerung auf, überschreitet den Euphrat, wahrscheinlich unterhalb Til-Barsips, und rückt nun direkt nach Norden vor. Im südöstlichen Theile von Kummuḫ, zwischen den Bezirken Kištan und Ḫalpi, kommt es zur Schlacht, in welcher Sardurri den kürzeren ziehen muss; Tiglatpileser verfolgt ihn bis zum Euphrat, nördlich von Amid, und verwüstet einige zu Kilhi, bezw. Ulluba gehörige Städte; den Euphrat zu überschreiten, wagte er bei dem decimirten Zustande seiner Armee nicht. Dass der Ausgang der Schlacht in der That für Tiglatpileser ein günstiger gewesen und der Sieg nicht etwa nur auf Rechnung der assyrischen Hof-Historiographen zu setzen ist, wie dies Tiele (Bab.-Assyr. Gesch. S. 229) annimmt, scheint mir daraus hervorzugehen, dass Tiglatpileser die nächsten Jahre unbehelligt Arpad belagern konnte. Mit dem Einflusse Urarṭu's auf Nord-Syrien war es natürlich vorbei; die nordsyrischen Kleinstaaten beeilten sich, Tiglatpileser ihre Huldigungen zu Füssen zu legen, und sicherten sich auf diese Weise die Herrschaft und den Besitz ihres Landes.

Rost's eigene und die von ihm verworfene Ansicht beruhen beide gleicherweise auf der Voraussetzung, dass Tiglatpileser III. mit der Belagerung von Arpad beschäftigt gewesen sei, als Sardur anrückte, — eine Annahme, die eine ungenaue Ausdrucksweise oder geradezu einen Fehler in dem Vermerk der Eponymen-Liste zum Jahre 743 voraussetzt, indem **ina**[1]) (ali) Arpaddi, in der Stadt Arpad, als ungenaue Ausdrucksweise für (bezw. als zu emendiren in) **ana**[2]) (ali) Arpaddi betrachtet wird (vergl. Rost S. XII, Anmerk. 2, S. XX).

Alle die vermeintlichen Schwierigkeiten schwinden aber, — dies nachzuweisen, ist der Zweck der folgenden Darlegungen, — wenn man sich genau an den Wortlaut dieser Quelle hält. Aus der Notiz zum Jahre 743 „in der Stadt Arpad (Tödtung) Vernichtung der Urarṭäer" braucht man keineswegs eine Vernichtung der Urarṭäer-Chalder nahe vor der Stadt Arpad zu folgern, womit Rost die Möglichkeit der Annahme eines Versehens des Schreibers begründete, sondern es ist zu trennen: „In der Stadt Arpad. — (Tödtung) Vernichtung der Urarṭäer." Das heisst: Tiglatpileser befand sich **in** Arpad, als Sardur heranrückte, zieht ihm entgegen und liefert ihm eine, nach dem Bericht der Assyrer siegreiche Schlacht. Wenn aber im Jahre 743 Tiglatpileser sich **in** Arpad befunden hatte und zum Jahre 741 vermerkt steht, dass die Stadt nach dreijähriger Belagerung eingenommen worden sei, so folgt daraus, dass Arpad noch im Laufe des Jahres 743, während oder in Folge des

1) Ausgedrückt durch einen wagerechten Keil.
2) Für ana ist Ideogramm der senkrechte Keil.

Digitized by Google

Kampfes in Kommagene, den Assyrern **verloren gegangen war**[1]). Dadurch wird nun nicht nur der Hergang der Ereignisse im Jahre 743 vollkommen klar, sondern das ganze Verhältniss und Verhalten Sardur's gegenüber Tiglatpileser rückt, wie bereits Eingangs bemerkt, in ein verändertes und dem Charakter Sardur's, wie der politischen Lage ungleich besser entsprechendes Licht.

Der Gang der Dinge ist darnach etwa folgender gewesen: Arpad (heute Tell-Erfâd), zwischen Haleb und Killiz gelegen[2]), war eine der Hauptfesten in Syrien und gehörte zum Bestande des assyrischen Reiches, aber zu den Gebieten, die, wie der ganze Westen und Nordwesten, durch die Uebermacht der Urartäer (die Eroberungen des Menuas, Argistis I. und unseres Sardur) zur Zeit der schwachen Vorgänger Tiglatpileser's III. theils Assyrien genommen, theils zur Unbotmässigkeit veranlasst worden waren. Mit Recht hat man angenommen, dass der Zug, den Asur-nirar II., der letzte Vorgänger Tiglatpileser's, im Jahre 754 nach dem Lande (Variante: nach der Stadt) Arpad unternahm, mit chaldischen Zettelungen im Zusammenhange gestanden habe. Ueber den Ausgang dieses Zuges erfahren wir nichts. Aus dem Befunde im Jahre 743 ergiebt sich als nächstliegende Folgerung, dass es Asur-nirar damals gelungen war, die Bewegung an diesem Punkte zu unterdrücken. Als Tiglatpileser III. zur Regierung kam, befand sich Urartu unter Sardur III., dem thatkräftigen Sohn des Argistis, Assyrien gegenüber entschieden in der Offensive. Tiglatpileser erst sollte Assyrien wieder zur Blüthe und zur Weltherrschaft führen, die ihm Urartu mit Erfolg streitig gemacht hatte. Von Anfang an musste er sein Augenmerk auf diesen Hauptgegner gerichtet halten. Sei es nun, dass er Nachricht von Rüstungen Sardur's hatte, welche die assyrische Machtsphäre im Westen bedrohten, sei es, dass er solche erwartete, Tiglatpileser wählte im Jahre 743 das in assyrischem Besitz befindliche Arpad zu seiner Operationsbasis und rückte von hier aus Sardur nach Kommagene entgegen.

Dass die Assyrer in der Schlacht wirklich einen Erfolg errangen, wird kaum zu bezweifeln sein, und wenn es der Wahrheit entspricht, dass Sardur auf einer Stute reitend den Rückzug antrat, so würde das für grosse momentane Verwirrung auf chaldischer Seite sprechen. Im alten Hellas dachte Niemand an eine Benutzung weiblicher Pferde zum Reiten: die Kunst kennt nur Hengste, und Xenophon zieht nicht einmal die Möglichkeit in Betracht, dass sich ein Reiter eine Stute kaufen könnte[3]): das Gleiche wird für den alten Orient anzunehmen sein. Noch heute gilt es nehmlich, wie mir Belck mittheilt, in Armenien und Klein-Asien einfach für lächerlich, auf einer Stute zu reiten[4]). Es ist also der bitterste Hohn, wenn Tiglatpileser von Sardur (und genau ebenso später Sargon, Annalen 109, von Rusas I.) berichtet, er sei auf einer Stute geflohen.

Aber einen nachhaltigen Erfolg ergab dieser Sieg für Assyrien nicht, denn

---

1) Wie ich nachträglich sehe, hat dieselbe Anschauung bereits Tiele, siehe Bab.-assyrische Geschichte, S. 228 f., vertreten. C. L.

2) Vgl. Rost S. 21 und siehe die Uebersicht des nordwestlichen Syriens von Kiepert in dem ersten Heft der Ausgrabungen des Orient-Comités in Sengirli, ferner die Karte des Liwa Haleb nach den Reisewegen Martin Hartmann's, Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin, Bd. XXIX (1894), Tafel 3.

3) Vergl. Wilamowitz, „Aristoteles und Athen", S. 50, Anm. 1 und Kaibel, „Stil und Text der Politeia Athenaion des Aristoteles", S. 138.

4) Anders bei den Arabern. S. Nolde, „Reise nach Inner-Arabien, Kurdistan und Armenien 1892". (Braunschweig 1895.) S. 135. C. L.

Digitized by Google

Arpad ging noch im selben Jahre 743 für Assyrien **verloren**. Entweder die syrischen Staaten, die mit Sardur im Bunde standen, benutzten die Zeit während Tiglatpileser nach Kommagene gezogen war, um die schwache Besatzung zu überwältigen, oder aber der Erfolg der Assyrer war ein Pyrrhussieg, dem Niederlagen gegenüber den Syrern folgen, über die wir nichts erfahren. Ist dem aber so, so sind die Operationen Tiglatpileser's in den Jahren 742—40, die ihren Gipfel und Mittelpunkt in der Belagerung von Arpad haben, in Wahrheit direkt oder indirekt gegen eine syrisch-urarţäische Coalition gerichtet. Auch nachdem die Stadt im Jahre 741 nach dreijähriger Belagerung eingenommen war, müssen nehmlich die Arpaddäer, gewiss mit Unterstützung von Nachbarn und Bundesgenossen, versucht haben, das assyrische Joch abzuschütteln, und diese Versuche müssen bis zu einem gewissen Grade erfolgreich gewesen sein. Denn im Jahre 740 hat nach der Verwaltungs-Liste wieder ein Kriegszug (ana) Arpadda, „nach (gegen) Arpad," stattgefunden. Und es ist aller Grund anzunehmen, dass bei den Kämpfen der folgenden Jahre 739—36 gegen Syrien und Phönicien sowohl, wie gegen armenische Grenzlandschaften, — event. selbst den Zug gegen die Meder (737) nicht ausgeschlossen, — **Sardur die Seele des Widerstandes gegen Assyrien war.**

Daraus folgt, dass es durchaus irrthümlich ist, wenn u. A. Rost S. XXVII angiebt, Sardur habe, durch die Niederlage von 743 gewitzigt, es nicht weiter gewagt, die Unternehmungen Assyrien's zu hemmen[1]). Auch bei den in den Nai'ri-Ländern geführten Kämpfen habe er sich völlig passiv verhalten, und dies sei der Hauptgrund, warum die Assyrer hier so grosse Vortheile errungen. Nur weil das Gegentheil der Fall war, weil er sah, dass er anders mit dem zähen und rührigen Gegner nicht fertig werden konnte, unternahm Tiglatpileser im Jahre 735 den Zug gegen Urarţu selbst, während Rost sich bei seiner Anschauung der Sachlage genöthigt sieht, zu erklären: Im Grunde genommen hätte Tiglatpileser nichts zu befürchten gehabt, und nur weil er seinem verschlagenen Gegner nicht getraut und recht wohl gewusst habe, dass eine Niederlage, die Assyrien erlitte, genügen würde, um denselben aus seiner scheinbaren Lethargie aufzurütteln, habe er beschlossen, „den Dachs in seinem eigenen Bau aufzusuchen". Das ist in sich um so unwahrscheinlicher, als ein Kriegszug gegen und in das Herz von Urarţu zu den schwierigsten Unternehmungen gehörte, die überhaupt je von einem assyrischen Könige ausgeführt wurden.

Der Ausgang dieses Feldzuges ist bekannt. Tiglatpileser drang bis nach Tuspa (Van) vor und eroberte und zerstörte die von Menuas gegründete Gartenstadt, fand aber die Burg, die heutige Citadelle, uneinnehmbar, und begnügte sich, ihr gegenüber sein Königsbild aufzustellen. Erst dadurch hatte Tiglatpileser Assyrien zeitweilig Ruhe verschafft. Die Chalder aber liessen keineswegs den Muth sinken. Dass und wie die, wahrscheinlich durch Rusas I., Sardur's Sohn, vollzogene Verlegung und Neugründung von Tosp, von welcher uns die Rusas-Stele berichtet, mit den Rüstungen gegen Assyrien in Zusammenhang steht, ist bereits des öfteren von uns dargelegt worden[2]).

Noch eine Einzelheit betreffs dieses zweiten Feldzuges. Rost schreibt S. XXVIII: „Während der Belagerung scheint Tiglatpileser einen Theil seines Heeres weiter nordwärts entsandt zu haben; wenigstens berichtet er in der Platten-

---

1) So auch ich (diese Verhandl. 1892, S. 484) auf Grund eben dieser bis jetzt herrschenden, nunmehr von Lehmann als irrig erwiesenen Anschauung. W. B.

2) Siehe Zeitschrift f. Assyriol. IX, S. 353ff. — Deutsche Rundschau, December 1894, S. 410ff.

Digitized by Google

Inschrift Nr. 1, die den ausführlichsten Bericht über diesen Feldzug enthält, dass er bis zum Gebirge Birdašu (jedenfalls der nordwestlich vom oberen Na'iri-Meere [Van-See] gelegene Djebel Nimrûd) gedrungen sei und eine ganze Reihe von Städten am Euphrat erobert habe; auch thut er eines Flusses Kallama (sonst unbekannt) Erwähnung, den er ausdrücklich als „Fluss von Urartu" bezeichnet." —

Diese Auffassung beruht auf der früher herrschenden, aber seither von Belck[1]) als irrig erwiesenen Vorstellung, als könnten die Assyrer direkt von Süden her nach Van vorgedrungen sein. Tiglatpileser ist sicher von Südwesten oder Westen her nördlich um den Van-See herumgezogen, und auf diesem Wege, ehe er nach Van gelangte, hat er die betreffenden Eroberungen vollzogen. Die Prunk-Inschrift, die sich ja an Geographie und Chronologie nicht bindet, berichtet die Eroberung von Van, als die Hauptsache, zuerst. — Den Rückweg wird Tiglatpileser vielmehr auf der Route Bajazed-Choi-Tabriz nach dem Urmia-See zu genommen haben. —

Damit ist die dieser Untersuchung gestellte Aufgabe gelöst. Die im Grossen wie Einzelnen vorliegenden Schwierigkeiten sind beseitigt. Als das hauptsächliche, für die Gesammtauffassung der altorientalischen Geschichte in dieser Periode wichtige Resultat wird die Erkenntniss zu gelten haben, dass die Jahre 745—735, also die ganze erste und grössere Hälfte von Tiglatpileser's III. Regierung, im Grunde der Zurückweisung der chaldischen Macht gewidmet waren, und die entscheidende Epoche in dem zwischen Asur und Chaldis geführten Kampfe um die Weltherrschaft darstellen. —

(7) Hr. Rud. Virchow zeigt

Schädel mit Carionecrosis der Sagittalgegend.

In der Sitzung vom 25. Januar (S. 65) besprach Hr. v. Luschan Schädel von Tenerife mit „Narben in der Bregma-Gegend", welche nach seiner Ansicht durch „Wegschaben der äusseren Schicht des Schädeldaches" entstanden seien. Ich habe damals schon erwähnt (S. 69), dass ähnliche Zustände auch durch die Anwendung von Reizmitteln auf den Kopf entstehen können, und ich habe mich namentlich auf Fälle bezogen, die ich selbst als junger Unterarzt auf der Irren-Abtheilung der Charité beobachtet habe, wo durch die Anwendung von Brechweinstein-Salbe (Ung. Tartari stibiati) bei Geisteskranken auf die Scheitelgegend tiefgreifende Zerstörungen, selbst bis zur Perforation, zu Stande kamen. Ich erinnerte mich, dass ein solches Präparat noch in der anatomischen Sammlung des hiesigen Pathologischen Instituts vorhanden ist.

Dieses Präparat (Nr. 257, alter Katalog Nr. 851), etwa aus dem Jahre 1846 stammend, lege ich heute vor (Fig. 1). Es zeigt ungefähr in der Mitte der Sagittalnaht einen länglich-rundlichen Defect, 46 *mm* lang, 40 *mm* breit, 30 *mm* von der Coronaria, 45 *mm* von der Lambdanaht entfernt, mit einem, durch die ganze Dicke der Schädelknochen durchgreifenden Loch. Letzteres liegt genau in der Richtung der Sagittalis und bildet einen schmalen, länglichen Spalt, der nach vorn in eine etwas grössere, mehr querliegende Oeffnung übergeht. Die Ränder des Spaltes sind scharf; sie werden von der Tabula interna gebildet. Von da an steigt der cariöse Defect ganz allmählich zu der Tabula externa empor. Er lässt nirgends deutliche Reste der Diploë erkennen, vielmehr sind die unebenen Ränder erfüllt von einer dichten, hier und da zu stärkeren Balken zusammen-

1) Siehe Zeitschrift f. Assyriol. IX, S. 350 ff., Anmerk. 1.

Digitized by Google

tretenden, offenbar neugebildeten Knochenmasse. Gegen die Oberfläche hin sind die Ränder etwas mehr abgeglättet, nur nach hinten noch sehr uneben, aber überall erkennt man bei genauer Betrachtung schwache, radiär gestellte Vorsprünge von neuem Knochengewebe. An der Grenze des alten Schädeldaches liegt ein durch reactive Neubildung entstandener schwach verdickter Wall. Weiterhin bemerkt man über die ganze Facies libera des Schädeldaches eine Vergrösserung und Vermehrung der vasculären Löcher, namentlich eine Erweiterung der venösen Oeffnungen, bei allgemeiner, jedoch wenig auffälliger Verdickung der Knochen. An der inneren Schädelfläche findet sich gleichfalls, besonders rechts, eine grössere Zahl feiner, stellenweise zu einer Art von Gitterwerk zusammentretender Gefässfurchen in der Nähe der Perforationsstelle.

Fig. 1.

Bei einer weiteren Durchsuchung der älteren Präparate unserer Sammlung ist es mir gelungen, noch ein zweites Präparat derselben ätiologischen Gruppe aufzufinden (Nr. 3875 der ehemaligen anatomischen Sammlung der Universität). Dasselbe ist vor langer Zeit durch den Prof. Kluge, den früheren Direktor der Charité, eingeliefert worden. Nach den vorhandenen Notizen stammt es von einem Weibe, welche an Kopfschmerzen und Melancholie gelitten hat und welche so lange mit Autenrieth'scher Salbe behandelt ist, bis eine weitgehende Caries sich entwickelte.

An dem aufbewahrten Schädel (Fig. 2) sieht man fast die ganze Schädelfläche, von dem Hinterhaupt bis weit über die Stirn herab, von einer grossen Geschwürsfläche eingenommen, welche den grössten Theil der Parietalia und des Frontale

Digitized by Google

umfasst. In der Mitte derselben liegt ein grosses, der Richtung der Sagittalis entsprechendes Loch, welches noch bis in ein, an der Spitze der Hinterhauptsschuppe gelegenes, Os apicis hineinreicht. Dasselbe ist 11,2 *cm* lang, in der Mitte 4,5 *cm* breit, nach beiden Enden hin verjüngt und mit scharfen Rändern der Tabula interna umgeben. Von da an erstreckt sich sowohl nach vorn, als nach den Seiten eine breite Fläche mit seichteren Defecten, die nach vorn hin 62, nach den Seiten bis zu 60 *mm* im Flächendurchmesser gross ist. Das ehemalige Geschwür hat in der Mitte fast 150 *mm* in der Breite gemessen. Nach vorn reichte es bis 35 *mm* von der Stirnnasennaht. Seine Oberfläche ist überall gereinigt, keine Spur von nekrotischen Theilen, der Grund im Ganzen geglättet und nur an solchen Stellen

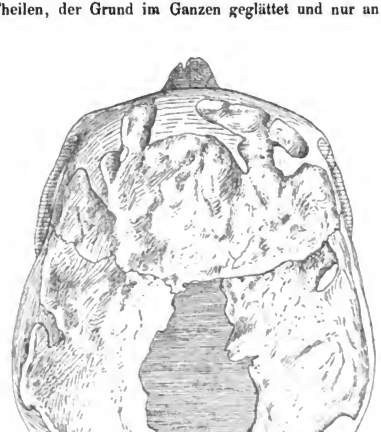


Fig. 2.

rauh, wo entblösste Diploë zu Tage liegt. An vielen Stellen reicht es bis auf die Tabula interna. Gegen die Peripherie finden sich fast überall grosse, längliche oder rundliche Buchten, deren Ränder und Grund so glatt sind, als seien sie mit einem scharfen Instrument ausgeschnitten oder ausgeschabt. Die Mehrzahl hat eine Länge von 40—45, eine Breite von 25 *mm*. Zwischen ihnen sind vielfach Reste des alten Schädeldaches stehen geblieben, so namentlich ein grosser Vorsprung vom linken Parietale. An den Parietalia zeigen sich leichte hyperostotische Verdickungen in der Nähe der Ränder des Geschwürs; sonst kein Zeichen von Reaction, auch nicht im Innern des Schädels. Die Seitentheile und die Basis des Schädels, sowie die Gesichtsknochen sind ganz frei von Störung.

Dass ähnliche Veränderungen auch auf traumatischem Wege entstehen können,

Digitized by Google

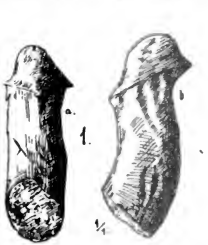
beweist ein drittes, feucht aufbewahrtes Präparat (Nr. 165a, alias 173 vom Jahre 1868), wo das Loch im Schädel etwas weiter nach rückwärts liegt und sich von dem Lambdawinkel bis zum Scheitel erstreckt. Es ist 45 *mm* lang und fast ebenso breit, sehr unregelmässig mit tiefen Ausbuchtungen und Vorsprüngen der Ränder. Nach vorn erstreckt sich eine grosse, flache Erosion des Knochens, rechts bis zu einer Breite von 5 *cm*, bekleidet mit einer dicken Narbenhaut, die sich auch an allen anderen Rändern zeigt. Letztere sind gleichfalls buchtig, aber die Buchten klein, höchstens bis 8 *mm* im Durchmesser; auch sie sind so scharf ausgeschnitten, dass sie wie künstlich aussehen. Auch weiterhin ist die Tabula externa flachgrubig. Nach links nur ein kleiner Ausläufer, der jedoch auch mit weisser Narbenmasse gefüllt ist. Die Dura ist sehr dick, an den Rändern des Loches adhärent, so dass die Oeffnung dadurch ganz geschlossen wird. Nur nach hinten und zum Theil gegen die Seiten hin ist der Schädel durch längere Löcher unterminirt, die zwischen Knochen und Dura eindringen. Die innere Fläche der Dura ist ganz frei von frischen Prozessen; nur die Pacchionischen Warzen sind sehr reichlich.

Diese Präparate zeigen nicht bloss den Gang der Zerstörung, sondern auch die Tendenz zur Heilung. Ist diese in dem letzten Falle auch nur bis zur Bildung von Narbengewebe fortgeschritten, so zeigen die anderen beiden Fälle, namentlich der erste, doch auch die neue Knochenbildung in unverkennbarer Weise. In weiterem Fortschritt würde, wie bei einer Trepanation, sicherlich auch ein Verschluss durch Knochennarbe eintreten können. —

(8) Hr. Kliment Čermák überschickt folgende Mittheilung über einen

Phallus von dem Hrádek in Časlau.

Bei den jüngsten Forschungen auf der Burgstätte Hrádek (in deutschen Urkunden des XIV. Jahrhunderts „Burgstadl") fand man einige wichtige Alterthümer aus der letzten slavischen Ansiedelung oder eigentlich slavischen Gaustadt. Diesmal fanden wir fast ausschliesslich in allen drei Schichten Scherben von Gefässen ohne Henkel und mit Wellen-Ornament. Nur einige sehr spärliche Spinnwirtel und steinerne Artefakte, welche am Felsen in der Tiefe von 2,8—3,2 *m* gefunden wurden, kann man den vorhistorischen Epochen zutheilen.



In der sehr aschenhaltigen oberen Schicht, in einer Tiefe von 70 *cm*, lag auch ein Phallus aus gebranntem Thon. Er ist 8 *cm* lang, gebogen, und hat unten in der Bruchfläche einen Durchmesser von 25 × 30 *mm* (Fig. 1 *a b*). Er ist sorgfältig modellirt und an der Oberfläche braungrau. Ein so seltener Fund wurde in Böhmen noch nie in so jungen Schichten gemacht. Man fand zwar einen Phallus in der Umgebung von Lobositz, und aus der La Tène-Periode kennen wir einen vom Hradischt bei Stradonic, aber diese sind weit älter. Zur Zeitstellung dieses wichtigen Cultus-Artefaktes dienen drei silberne Denare des Herzogs Jaromír aus dem Jahre 1003 (Doneb. 190), welche nur 3,5 *m* nördlicher am Abhange des Hrádek nahe an einem ausgestreckten, westöstlich orientirten Skelet entdeckt wurden. Bei dem 1,68 *m* langen Skelet lagen viele Scherben mit Wellen-Ornament und über dem Kopfe zwei grosse Steine (Fig. 2).

Digitized by Google

Auf eine Cultusstätte wiesen 4 Feuerheerde in der oberen Schicht, sehr viele Kohlenstücke in der glimmerschiefrigen Zwischenschicht und 3 grosse Feuerheerde

Fig. 2.

in der unteren, gleichfalls slavischen Schicht. Alle wichtigen Funde von dem heurigen Forschen sind im Museum der „Včela Čaślavská“ ausgestellt. —

(9) Hr. Kliment Čermák beschreibt ein

zusammengeklebtes Gefäss aus der Steinzeit von Drobovic.

In der Ziegelei bei Drobovic ($^1/_2$ Stunde von Časlau) fand man in dem oberen Löss unter grossen Steinen eine steinerne Axt aus Amphibolit-Schiefer, welche

Digitized by Google

7,5 *cm* lang, an der Schärfung 3,8 *cm* breit, und wenig beschädigt ist (Fig. 1). In dem gelben Lehm lag auch ein mit Pech zusammengeklebtes Gefässchen (Fig. 2), das nur 7,7 *cm* hoch, am Halse 4,8 *cm*, in der Ausbauchung 8,5 *cm* und am Boden nur 4 *cm* breit ist.

Das hübsche Gefässchen hat eine braune Oberfläche und ist am Boden und bei dem Henkel mit Baumpech gut zusammengeklebt. Der Henkel ist in das Gefäss mit einem Zapfen eingelassen, wie man sehr oft auf den älteren Gefässen vom Hrádek bei Časlau sieht.

Das grössere Gefäss (Fig. 3) ist einer hohen, halbkugligen Schale ähnlich. Es ist 9 *cm* hoch und in der grössten Ausbauchung 14 *cm* breit. Aus dem etwas aussteigendem Rande entspriesst ein breiter Henkel. Die ganze Oberfläche ist braun und nicht geglättet.

Nicht weit von diesem Fundorte, auf der Baustelle der ehemaligen Commende der deutschen Ritter, fand man vor Jahren ein Hammerbeil von Amphibolit, das sich auch in den Sammlungen der „Včela Časlavská“ befindet. Ausserdem fand man in dem Dorfe abermals schon Gefässe vom Lausitzer Typus und ein plumpes Gefäss ohne Henkel, welches unter dem Halse eine um die Ausbauchung gezogene Spirallinie zeigt. —

(10) Hr. A. Treichel in Hoch-Paleschken, Westpreussen, schreibt über

sogenannte Wikingerschiffe.

Der im vorigen Jahre in Baumgarth, Kr. Stuhm in Westpr., an der Leithand der Sage geschehenen Auffindung von Plankentrümmern eines sofort als Wikingerschiff angesprochenen Wasser-Fahrzeuges ist bald darauf in Ostpreussen die Auffindung ganz ähnlicher Stücke gefolgt. Ueber die letzteren gebe ich einen kurzen Bericht, wogegen das erstere ja zur vollsten Uebergenüge in den Zeitungen und Zeitschriften zur Besprechung gelangte. Nur insofern komme ich darauf zurück,

Digitized by Google

als man bei der Erwähnung von früheren Funden ähnlicher Art in Westpreussen zwei derartige Punkte ausser Acht liess, die ich zur Vervollständigung hervorheben will.

Bereits in der Sitzung vom 20. November 1880 (den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft) übergab ich selbst in meinen, ihren Zielen gemäss aufgestellten, prähistorischen Notizen aus Pomerellen die Nachricht, dass um Rahmel, Kr. Neustadt, in dem grossen Moorbruche zwischen den Ausläufern des uralisch-baltischen Höhenzuges und den Anhöhen der sogen. Oxhöfter Kämpe, ähnliche Funde gemacht seien, und zwar, wie es scheint, an drei Stellen. Erstlich, dass ich's wiederhole, näher beim Dorfe Rahmel, ausser viel Elensgeweih (und ausser einer goldenen Armspange), Planken und andere Theile von Schiffen. Es muss dies in den Jahren 1840—50 gewesen sein, nach meinem Gedächtnisse und nach den mir gewordenen Nachrichten. Wie mir mein Vetter Albert Hannemann, welcher dort seine Jugendjahre verlebte, erzählte, seien damals die Leute aus dem Dorfe immer, wenn es ihnen an Holz gebrach, in's Moor zu dieser Fundstelle gegangen, um sich von den Planken zu ihres Hausheerdes Nothdurft abzuschlagen und herzuholen; aus der deutlichst sichtbaren Bearbeitung der Holztheile aber habe man sicherlich auf Schiffstheile und Trümmer schliessen müssen, zumal da die dortige meeranwohnende Bevölkerung damit sehr wohl habe Bescheid wissen müssen. Dies hätte ich noch zu meiner damaligen Notiz hinzuzufügen. — Zweitens: Aehnliches noch kürzlich (also vor 1880) bei Kielau in ungefähr derselben Gegend. — Drittens sei in jenem Bruche ein der jetzigen Art gleichgestaltiger Anker gefunden und auch damals aufbewahrt in der Schirrkammer in Neu-Oblusz auf der Oxhöfter Kämpe.

Weitere Nachträge in dieser Beziehung, die ich auch bereits 1887 in meiner „Wandelung einer Sage und ihr vorgeschichtlicher Hintergrund" angeführt hatte, wären die folgenden:

Es sind Anker und Mastbäume von Schiffen gefunden worden, als bei Einrichtung der Cement-Fabrik um Bohlschau bei Neustadt in Westpr. vor etwa 15 Jahren der zur Rheda führende Canal gegraben wurde.

Auch das im angrenzenden Lebathale gelegene Dorf Ankerholz soll nach einem dort aufgefundenen Anker seinen Namen erhalten haben. Dazu kommt, dass vor nur erst 20 Jahren etwa ein Gastwirth (Grund) dort abermals einen Anker gefunden hat. Bis in die Gegend von Ankerholz hin, sagt man, habe sich das Meer erstreckt, sowie dort als alte Prophezeiung auch das noch umhergetragen und geglaubt wird, dass die Ostsee das Lebathal noch einmal überschwemmen werde.

Aehnlich erzählt auch O. Knoop (Volkssag. S. 37 und 38, und schriftlich) gerade den Fall Ankerholz also: „Das Leba-Moor ist früher ein Meer gewesen, und es wird auch noch von Einigen behauptet, dass die Moorschicht auf Wasser ruhe. Daher ist denn auch jetzt noch der schwarze See oder Gesorke im Rettkewitzer Moor nicht zu ergründen. In diesem Meer war früher eine Insel; ein katholischer Edelmann wollte nun seine evangelischen Unterthanen umbringen, wenn sie nicht das zwischen der Insel und seiner Besitzung liegende Meer austrockneten; auf ihr Gebet verlief sich das Wasser und der Edelmann vergrösserte dadurch sein Besitzthum. Es wurde aber auch dieser Theil des Meeres mit Schiffen befahren und soll von einem dort untergegangenen Schiffe noch ein Anker gefunden sein, nach dem Ankerholz seinen Namen erhalten hat."

Aehnlich berichtet Lehrer K. Lützow (Oliva), gelegentlich einer botanischen Excursion (Bericht der 7. Vers. d. westpr. bot.-zool. Vereins zu Deutsch-Krone 1884, S. 229) nach Mehlken im Kreise Karthaus, dass alte Sagen von einer früheren Handelsstrasse und einstiger Schifffahrt auf dem Flusse (der bei Zuckau in die Radaune fallenden Stolpe), der eine bedeutende Grösse gehabt haben soll, ihre

Digitized by Google

Bestätigung gefunden haben in gelegentlichen Ausgrabungen von Schiffstheilen, Ankern u. s. w., wozu noch kommt, dass ganz in der Nähe ein alter Burgwall sich befindet, auf dem beim Beackern des Bodens vielfach Scherben, Knochenstücke und Bernstein-Perlen gefunden worden sind und leicht durch Nachgraben noch gefunden werden können. — Hierzu spreche ich noch später!

Endlich füge ich als zweiten der unterlassenen Hauptpunkte noch hinzu, dass nach Dr. F. W. F. Schmitt (Geschichte des Kreises Deutsch-Krone) vor Zeiten und bei Grabungsarbeiten an ganz anderen Stellen unserer Provinz gleichartige Funde gemacht seien, so bei Kulm Schiffsüberreste, wie Anker und Kiel, so auch bei Nakel ein Schiff mit Ankern, 20 Fuss tief im Torfgrunde.

Auch in Ostpreussen wurde im Jahre 1895 ein Schiffsfund gemacht. Hr. Joseph Pohl in Frauenburg grub auf seiner, etwa 200 *m* vom jetzigen Strande des Frischen Haffs ab gelegenen Wiese, in einer Tiefe von 5 Fuss, am 31. October 1895 den Körper eines Schiffes aus, das etwa 16 *m* lang, 2,50 *m* breit und 0,70 *m* hoch war. Es war ohne Steuer, hatte aber einen Mast in der Mitte. Eine Säge schien nicht angewendet zu sein. Nach seiner Bauart schien es aus dem 9. Jahrhunderte zu stammen. Die erste Nachricht davon fand sich in den Tageszeitungen vor. Theile davon, wie einige Nägel, Bretter, Werg und Anderes hat der Finder der Antiquitäten-Sammlung des Historischen Vereins für Ermland geschenkweise überlassen, wie aus dem in Bd. XI, H. 2 (Jahrg. 1895), S. 336 mitgetheilten Sammlungs-Nachweis hervorgeht.

Aus Zeitungsberichten füge ich über das Schicksal dieses weiteren Schiffsfundes die folgenden zwei Notizen hinzu, indem ich dazu im Allgemeinen bemerke, dass die Bezeichnung „Wikingerschiff" für derartige Funde denn doch als aus zu grosser Voreingenommenheit für das scheinbar Neue der Sache hervorgegangen oder als verfrüht und hyperbolisch erscheinen muss.

Frauenburg 1896. „Das Wikingerschiff ist gehoben und wird per Dampfer nach Königsberg geschafft, wo die Alterthums-Gesellschaft Prussia es aufstellen wird."

Königsberg. „Das jüngst bei Frauenburg aufgefundene und gehobene Wikingerschiff, das letzthin per Dampfer hierher gebracht worden, hat mit Genehmigung der Commandantur im Fort Friedrichsburg ein vorläufiges Unterkommen gefunden, wo die vorhandenen Hölzer, vor allem der ganz erhaltene Kiel, Spanten und Rippen u. s. w., die zu ihrer Conservirung erforderliche Behandlung erfahren sollen. Von der Gestalt, welche das Schiff einst gehabt, wird sich freilich der Nichtkenner aus den vorhandenen Ueberresten noch keine rechte Vorstellung zu machen vermögen; er wird abwarten müssen, bis eine Reconstruction desselben vorgenommen sein wird. An den Hölzern befinden sich einige Schriftzeichen, wohl Runen, von welchen Gypsabgüsse genommen wurden und auf deren Entzifferung wohl auch zu rechnen sein wird. Mit diesem Wikingerschiff erhält unser Prussia-Museum, welchem es demnächst einverleibt werden soll, ohne Frage sein hervorragendstes und interessantestes Schaustück."

Es kann auch dies Fahrzeug sehr wohl ein Erzeugniss unserer eigenen frühesten Strandbevölkerung sein, welche die Kunst des Schiffsbaues durch Verkehr mit nordischen Ländern erlernte. Des Handels wegen befuhren nach Adalbert v. Forennau (um 1068) die Samländer die Ostsee. —

(11) Hr. A. Treichel übersendet folgenden Nachtrag zu seiner Besprechung (Verhandl. S. 254) über das

Geheimgemach.

Nach gef. Mittheilung des Hrn. Baumeister Cuny in Thorn soll es auch in Schippenbeil in Ostpreussen Häuser geben mit einem, eine Treppe hoch nach der

Digitized by Google

Strasse zu gelegenen heimlichen Gemache. Das dürften wohl die schon früher erwähnten Belege aus dem Aufsatze von Eysenblätter sein.

Vom Rundthurm auf dem Dominikaner-Platze in Danzig sagt man ja auch, dass er der Danziger des alten dortigen Deutschordens-Schlosses gewesen sei.

Als eine weitere Anomalie aus Rastenburg wird mir nachträglich von einem Einheimischen das Vorhandensein eines Hauses gemeldet, das sieben Thüren, aber kein einziges Fenster hat.

Nach Dr. Alwin Schultz (Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert) waren öffentliche Abtritte („privete") für die Sauberkeit der Strassen in Nürnberg schon sehr früh vorhanden. Es gab dort „gemeine heimliche Gemach, die auf der Pegnitz sein, do die Mann und Frauen aufgehen", die alle Jahre einmal um Martini gereinigt wurden. Diese Arbeit haben die Nachtmeister zu besorgen und erhalten für dieselbe 60 Pfennig. Die Controle hatte der Stadt-Baumeister, der den Arbeitern einschärfte, den Dung so in die Pegnitz zu werfen, dass der Fluss die Unsauberkeit fortführe. — Andererseits liess man dort in Nürnberg selbst in den reichsten und besten Privathäusern (Schultz, S. 127) 7, 9, ja 40 Jahre verstreichen, ehe man die Senkgruben räumte. Unter solchen Verhältnissen fanden die Epidemien überall guten Boden. Selbst darüber verbreitet sich Michael Behaim in seinem Ausgabebuche. Ausser theurem Gelde kostet das noch Licht, Brot und Bier, quantum satis. Die Nachtmeister hiessen dort auch Pappenheimer. —[1])

(12) Hr. M. Bartels überreicht nach Manuscripten des Mr. Hrolf Vaughan Stevens zusammengestellte

Mittheilungen aus dem Frauenleben der Orang Bêlêndas, der Orang Djâkun und der Orang Lâut in Malacca.

Dieselben sind im Text der Zeitschrift für Ethnologie 1896, S. 163 seq. gedruckt worden. —

(13) Hr. L. Castan führt vor einen

Knaben mit Hypertrichosis.

Stepan Bibrowsky, in Sedlmayr bei Warschau geboren, fast 4½ Jahre alt, hat nur zwei Vorderzähne und ist mit sehr hellen, fast weissen, seidenweichen Haaren bedeckt. Gesicht und Ohren sind so stark behaart, wie bei den früher vorgestellten russischen Haarmenschen. Auch der Körper, und zwar vorzugsweise der Rücken, dann die Brust, am wenigsten die Extremitäten, zeigen verstärkten Haarwuchs. —

---

1) Nachträgliche Druckfehler zu S. 130—34:

S. 130, Zeile 14 von unten 1892 statt 1895.
„ 131, „ 1 „ „ Muttrin statt Mattrin.
„ 131, „ 2 „ „ Archut statt Archat.
„ 131, „ 11 „ „ Ruhnow statt Rehnow.
„ 132, „ 3 „ oben Mogeliken statt Mogaliken.
„ 132, „ 19 „ „ blauen statt kleinen (Ländchens).
„ 132, „ 27 „ „ Czechoczin statt Czechcesin.
„ 133, „ 7 „ „ Struschke u. struga statt Streschke u. strega.
„ 134, „ 23 „ unten Sarnowski statt Sarnovski.

Digitized by Google

(14) Neu eingegangene und angekaufte Schriften und Geschenke:

1. Geographisches Jahrbuch. XIV. 2. und XV. Gotha 1891/92.
2. Albrecht, E., und B. Graupe. Wanderbuch für die Mark Brandenburg. 2 Theile. Berlin 1892.
   Nr. 1 u. 2 Gesch. d. Hrn. Künne.
3. Deininger, J. W., Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg. Wien, o. J. I. 1. und II. 1. Angekauft.
4. Vivien de Saint-Martin, M., Nouveau Dictionnaire de Géographie universelle. VII. (v—z.) Paris 1895. Angekauft.
5. Olympia. Tafelband II. Textband II. 2. und V. Berlin 1896. Gesch. d. HHrn. Asher & Co.
6. Anleitung für die Pflege und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Brandenburg. Berlin 1896. Gesch. d. Hrn. Geh. Rath Bluth.
7. Hervorragende Kunst- und Alterthums-Gegenstände des Märkischen Provinzial-Museums in Berlin. Heft I. Die Hacksilber-Funde mit VIII Tafeln. Berlin 1896. Gesch. d. Museums-Direktion.
8. Regalia, E., Pellegrino Strobel. Firenze 1895. (Arch. p. l'Antropologia e l'Etnologia.) Gesch. d. Verf.
9. Koehler (Posen), Zur Beurtheilung der Bildwerke aus alt-slavischer Zeit. Braunschweig 1896. (Arch. f. Anthropologie.) Gesch. d. Verf.
10. Lenz, R., Der Ausbruch des Vulcans Calbuco. Santiago 1895. (Verh. d. Deutsch. wissensch. Vereins.)
11. Derselbe, R., Introduccion a los estudios Araucanos. Santiago de Chile 1896.
12. Derselbe, Estudios Araucanos. II. u. III. Santiago de Chile 1895. (Nr. 11 u. 12 sind Sep.-Abdr. a. d. Anales d. l. Univ. de Chile.)
    Nr. 10—12 Gesch. d. Verf.

Digitized by Google

Ausserordentliche Sitzung vom 13. Juni 1896.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow.**

(1) Von der Wiener anthropologischen Gesellschaft liegt eine Einladung vor, sich an einem Ausfluge nach Budapest zum Besuch der Milleniums-Ausstellung, der vom 25. bis 29. Juni geplant ist, zu betheiligen. —

(2) Unser wackerer Reisender, Mr. Hrolf Vaughan Stevens, ist zur Wiederherstellung seiner schwer durch Malaria-Erkrankung erschütterten Gesundheit nach Australien zurückgekehrt. Damit dürfte seine Expedition in Malacca wohl als beschlossen angesehen werden. In letzter Zeit ist noch eine Sendung neuer Knochen aus Gräbern in Malacca eingetroffen, leider ohne irgend welche Anguben; nach dem Briefe des Mr. Stevens scheinen letztere nur verpackt zu sein. —

(3) Hr. David Mac Ritchie schreibt aus Edinburg, 14. May, zur

Frage der Zwergtypen in den Pyrenäen.

In a recent number of the „Zeitschrift für Ethnologie" (Verhandl. 1895, S. 524 und 525) Dr. v. Luschan criticises a paper on „Dwarf Types in the Eastern Pyrenees", which I contributed to the „Internationales Archiv für Ethnographie" (Bd. VIII, 1895). With regard to this criticism I may perhaps be allowed to make the following observations.

I was fully aware that the Pyrenean nanos or dwarfs described by me were closely allied, in their appearance, to similar people whom I had seen in Switzerland and Hungary, — and that such people (whatever designation be given to them) had been known in Europe for centuries, and had been described, and their peculiarities discussed, by competent writers. And I was equally aware that my brief monograph did little more than make a slight addition to the literature of the subject; giving the photographs and details of stature of several Pyrenean specimens of this dwarfish type. What Dr. v. Luschan appears chiefly to resent is that I lean to the opinion that the characteristics of those people are or may be racial, and not the result of disease. But since, as he himself justly points out, such people have possessed those characteristics for centuries, are they not therefore racial characteristics? Is not steatopygy among the Hottentots and Bushmen a racial characteristic? In the eyes of Europeans, steatopygy is an abnormal condition; but among those African aborigines it is unquestionably a mark of race. It is not the result of environment, for the Dutch Boers, although settled in South Africa for many generations, have shown no tendency to become steatopygous. Similarly, a colony from Berlin, if settled in the Pyrenees for centuries, would not become dwarfs. „The idea that arsenical waters cause the Nanos to become

Digitized by Google

cretins and dwarfs," observes Mr. R. G. Haliburton[1]), „is refuted by the fact that their Catalan neighbours do not suffer thus". And again he says: „Those who suppose that cretinism is the cause of dwarfism and of the peculiarities in looks, color etc., of the dwarfs of the Pyrenees and the Alps, are mistaking the effect for the cause, and are „putting the cart before the horse". In my paper on dwarf survivals read at the [American] Association last year, I suggested that cretinism was not a disease, but a symptom of decadence among a racial dwarf population." These views, it will be seen, would accord well with Prof. Kollmann's recent discovery of the skeletons of racial dwarfs in Switzerland. On the other hand, Dr. v. Luschan's views oblige him to suppose that the actual Schaffhausen dwarfs left no trace of their blood in any future generation in Switzerland, but that a new population of dwarfish people was created by disease, in the same locality, several centuries ago.

Finally, as my pamphlet was not, and did not profess to be, the work of a medical scientist, I agree with Prof. Virchow in thinking it desirable, with reference to the Pyrenean dwarfs, „dass ein Sachverständiger genauere Nachforschungen anstelle". —

(4) Hr. Rud. Virchow bespricht das

vermeintliche Vorkommen von prähistorischem Zinkguss in Siebenbürgen.

In unserer Sitzung vom 19. October 1895 (Verhandl. S. 619) gab unser stets thätiges auswärtiges Mitglied Hr. O. Helm uns einen Bericht über seine Untersuchungen „einiger Metall-Legirungen aus der altdakischen Fundstätte von Tordosch in Siebenbürgen". Unter den von ihm untersuchten Proben befand sich ein „Stückchen Metall, welches einem altdakischen Idole entnommen war". Dasselbe lieferte bei der chemischen Analyse 87,5 auf 11,4 Blei und 1,07 Eisen. Hr. Helm folgerte daraus, dass „hier ein blei- und eisenhaltiges Rohzink vorliege, dessen Herstellung entweder aus bleihaltigen Zinkerzen bewerkstelligt wurde, oder aus Zinkerzen mit Zuschlag kleiner Mengen von Eisenerz". Auf Grund einer Stelle bei Strabon glaubte er annehmen zu dürfen, dass das von diesem Autor erwähnte Scheinsilber (ψευδάργυρος) von ihm hier wiedergefunden und Zink schon den Alten bekannt gewesen sei.

Da Hr. Helm die Güte gehabt hatte, den freilich recht kleinen Rest seines Stückes uns zuzusenden (Verhandl. S. 627), so schien es mir bei der Wichtigkeit der Frage wünschenswerth, durch einen Chemiker vom Fach eine erneute Analyse vornehmen zu lassen. Hr. Landolt hatte die grosse Güte, sich zu einer Untersuchung bereit finden zu lassen. Bei derselben ergab sich zu unserem Erstaunen, dass es sich nicht um eine Legirung, sondern um eine Verlöthung zweier verschiedener Platten handelt, von denen die eine aus Blei, die andere aus Zink besteht. Damit entfällt natürlich jede Möglichkeit, aus der quantitativen Zusammensetzung einen Schluss auf die Herstellung zu machen.

Aber es bleibt die Thatsache, dass die eine Platte aus metallischem Zink besteht. Wenn es richtig ist, dass dieselbe von einem altdakischen Idole herstammt, so würde daraus hervorgehen, dass die altdakische Bevölkerung sich schon auf die Herstellung metallischen Zinkes verstanden hat. Alles würde daher darauf an-

1) In a paper on „Dwarf Survivals, and Traditions as to Pygmy Races" (Proceedings of the American Association for the Advancement of Science, Vol. XLIV. 1896)

Digitized by Google

kommen, ob das „Idol“ altdakisch war. Hierüber hat Hr. Helm das Zeugniss des Fräuleins v. Torma beigebracht (a. a. O. S. 621), welches bestimmt dahin lautet, dass eine Täuschung ausgeschlossen und „der Fund so einwandsfrei sei, als man es von irgend einem behaupten könne“. Dagegen lässt sich indess sagen, dass der Fund nicht von Frl. v. Torma selbst und auch nicht in ihrer Gegenwart gemacht worden ist: das Idol wurde vielmehr „von ihren Arbeitern ausgescharrt“. In welcher Tiefe, in welcher Bodenart, wird nicht gesagt; es heisst nur, dass das Idol „in Gemeinschaft mit anderen Fundgegenständen“ ausgescharrt und dass auf gleicher Stelle des Ackerfeldes noch andere, sehr ähnliche Idole aus Thon, Dacittuff und Alabaster ausgegraben wurden.

Wenn Hr. Helm daraus schliesst, dass kein Zweifel bestehen könne, dass eine Täuschung ausgeschlossen sei, so fragt es sich, was unter Täuschung zu verstehen ist. Er selbst sagt, es sei sein erster Gedanke gewesen, dass hier vielleicht eine neuzeitliche Nachbildung zum Zwecke der Täuschung vorliege. Man kann zugestehen, dass dieser Gedanke nicht berechtigt war. Aber ist damit gesagt, dass das auf einem Ackerfelde ausgescharrte Stück aus altdakischer Zeit stammen muss, dass es also, seinem Gedankengange nach, als ein prähistorisches anzusehen ist? Das Citat aus Strabon würde, selbst wenn das Stück aus Scheinsilber bestanden hätte, keine Bedeutung haben, denn dieser Schriftsteller lebte unter den Kaisern Augustus und Tiberius und starb im Jahre 24 nach Chr. (Strabon's Erdbeschreibung, übersetzt von Groskurd. Berlin und Stettin 1831. Vorrede S. XVI), also in einer Zeit, wo die römischen Münzen einen zuweilen recht erheblichen Zinkgehalt hatten (v. Bibra, Die Bronzen und Kupfer-Legirungen. Erlangen 1869. S. 53, 74). Das Idol könnte also recht wohl ein dakisches sein, nur braucht es deshalb nicht altdakisch zu sein; es könnte aus der römischen Zeit stammen.

Diese Bemerkungen sollen nur dazu dienen, eine genauere Untersuchung des noch vorhandenen Idols zu veranlassen. Zunächst wäre es nicht unwichtig zu wissen, von welcher Stelle des Idols das fragliche Stück entnommen ist und wie es abgetrennt worden ist. Sodann müsste sich an dem Idol feststellen lassen, ob es in seiner ganzen Ausdehnung plattirt ist oder ob vielleicht nur die Basis mit einem plattirten Piedestal versehen war. Ganz besonders interessant wäre es festzustellen, welches Metall den Hauptantheil an dem Idol darstellt, oder anders ausgedrückt, ob das Idol wesentlich aus Zink oder aus Blei besteht. Frl. v. Torma, die so gewissenhaft in ihren Angaben ist, wird gewiss erkennen, dass sie in diesem Falle der wissenschaftlichen Forschung noch ein weiteres Opfer bringen muss.

Archäologisch wird an dem Idol (a. a. O. S. 621, Fig. 5) vielleicht nicht mehr viel zu erkennen sein, da die Arbeiter, bevor Frl. v. Torma den Fund übernehmen konnte, „Probeschliffe daran vorgenommen“ hatten, insbesondere durch sie „das Angesicht und die hervortretenden Brüste abgeschliffen waren“. So musste freilich die Aehnlichkeit mit den rohen Thon-Idolen sehr verstärkt sein.

Hr. Helm hat ausserdem einen „schön verzierten Reif“, scheinbar ein Diadem, analysirt, der „auf der altdakischen Wohnstätte“ gefunden ist (a. a. O. S. 624, Fig. 9). Derselbe enthält 64,36 Kupfer, 6,92 Zinn, 2,01 Zink, 9,11 Antimon und eine Reihe anderer Stoffe. Hr. Helm selbst macht darauf aufmerksam, dass Zinnerze in Siebenbürgen nicht vorkommen, und er nimmt daher an, dass das Zinn während oder nach der Ausschmelzung der übrigen Metalle zugefügt sein müsse. Viel näher scheint mir die Frage zu liegen, ob dieses Stück nicht ein importirtes ist. Die Vollendung der Ornamente an demselben ist so gross, dass es auf eine fremdländische Kunstübung hinweist. —

Digitized by Google

(5) Hr. W. v. Schulenburg übersendet aus Berlin, 4. Juni, folgende Mittheilung über

Backwerk am Niederrhein, den Palmstock und den Salomonsknoten.

In der Zeitschr. f. Ethnol., Verhandl. 1888, S. 156 und 1893, S. 279, 280, habe ich Mittheilungen gemacht über die Oster-Semmel in der Lausitz, den Seelenzopf in Bayern und den Barchus in Berlin (1893, S. 568. Treichel über den Barches in Westpreussen und das Gebäck „Zöpfchen", ohne besondere Beziehungen, ebenda). Mit den Angaben vom Hollenzopf und Höllenzopf habe ich die Vermuthung anregen wollen, dass der Seelenzopf in Beziehung stehen könnte zur Frau Holle, die, wirren Haares, mit den Todten und Seelen zu thun hat. Indessen bedarf es zu einer sicheren Annahme in dieser Hinsicht wohl noch einer breiteren Grundlage.

Es giebt am Rhein noch zwei Gebäcke in Form von Zöpfen oder Flechtwerk, über die ich näheren Aufschluss den gütigen Mittheilungen von Fräulein Therese Bünte verdanke.

Fig. 1. $^1/_3$

1. Kölsche Grebbelsche mit Fleutsche.

Dies ist ein in Köln a. Rh. gebräuchliches, volksthümliches Gebäck, dass das ganze Jahr hindurch verkauft wird, meist an Kinder. Doch werden nach Aussage eines dortigen Bäckers die Grebbelsche nicht mehr viel verlangt. Sie werden geflochten und, in einer Reihe neben einander, aus Weizenmehl, gebacken. Jede Flechte (Fig. 1) ist etwa 10—12 *cm* lang. Oben in derselben steckt eine kleine Flöte aus weissem Thon, auf der man pfeifen kann. Diese Flöten sind ähnlich gestaltet, wie die Flöten, die die Kinder bei uns im Frühjahr aus Weidenruthen schneiden, bei welcher Gelegenheit sie die bekannten Bastlöse-Reime hersagen.

2. Kräkeling.

Kräkeling (Fig. 2), wird aus zähem, etwas verfeinertem Weissbrot-Teig geflochten und ist am Niederrhein ein nur am Palmsonntag gebräuchliches, volksthümliches Gebäck. Ganz unentbehrlich waren die Kräkelinge zur Herstellung der „Palmstöcke", die jetzt mehr und mehr in Wegfall kommen, wenigstens in der Kirche, denn die Kinder bestehen noch sehr darauf. Man sieht überall Kinder mit Palmstöcken herumstehen. Der von mir abgebildete Kräkeling (auch Kräkel genannt) war 21 *cm* hoch und 22 *cm* breit. Betrachtet man ihn genauer, so besteht er aus zwei Dreiecken. Schiebt man in der Zeichnung eines in das andere, so entstehen zwei verschränkte Dreiecke ✡.

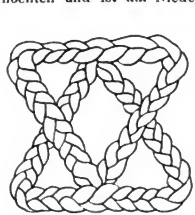


Fig. 2. $^1/_3$

In Rees am Niederrhein kommt der Kräkeling stets dreieckig vor.

3. Palmmösske.

Die Palmmösskes (kurzes ö!) werden aus demselben Teig, wie der Kräkeling, gebacken und freihändig hergestellt, und zwar öfter einzeln (Fig. 4), als „gruppirt" (Fig. 3). Die Augen werden mit Korinthen angedeutet. Beide Gebäcke, Palm-

Digitized by Google

mösske und Kräkeling, werden schon die ganze Woche vorher gebacken und am Palmsonntag massenhaft gekauft, besonders von Kindern. Sie wissen, dass man an diesem Tage Mösskes oder Kräkelinge essen muss. In Fig. 3 sieht man eine grosse Möss (26 *cm* hoch, 25 *cm* breit), auf der, scheinbar in sich abstufender Grösse, 10 kleine sitzen, ähnlich wie man Küken auf dem Rücken der Klucke sitzen sieht. Die Anzahl der Kleinen soll wechseln, nach Belieben des Bäckers. Im Allgemeinen heissen dort kleinere Vögel „Mösskes", anderwärts Spatzen, Sperlinge (bei Düsseldorf „Müschen"). Bei Cleve und im weiteren Umkreise, auf beiden Seiten des Rheins, heissen die Palmmösskes auch „Palmgänschen", und „Palmschwänchen". Es wurde die Vermuthung ausgesprochen, dass sie Palmschwänchen hauptsächlich genannt würden, wenn sie familienweise auftreten, Mösskes mehr die einzelnen. In der Form erinnern diese gebackenen Gänse oder Schwäne an die Vögel auf den vorgeschichtlichen Bronzewagen; in Cleve wenigstens wären die „Schwänchen" am richtigen Ort, da hier der Schwanenritter Lohengrin landete und verweilte, mythologisch bereits gewürdigt. Noch heute steht die Schwanenburg; ein Herthenberg, römische Altäre (jedenfalls Nachfolger älterer), ein Venusbildniss werden erwähnt.

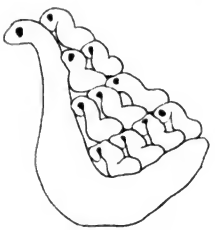


Fig. 3. $^1/_8$

Fig. 4. $^1/_3$

4. Fastnachts-Weggen.

Sie werden noch in Rees, und wurden daselbst, nach dem Zeugniss einer alten Dame von dort, am Fastnacht-Sonntag allgemein verzehrt und nur für diesen Tag hergestellt. Dies Gebäck wird in Reihen gebacken und in beliebiger Zahl davon abgebrochen. Sie gleichen hierin, wie in der Gestalt, den sogenannten „weichen Zwiebäcken"[1]), die in Städten der Mark Brandenburg ein tägliches Gebäck sind,

Fig. 5.

nur dass der einzelne Zwieback länger und schmaler ist. Sie bestehen aus einem leichten, schwammigen Weissbrotteig und müssen möglichst warm gegessen werden. Der Vater jener Zeugin erinnerte sich noch aus seiner Kindheit, „dass damals

1) sollen in Nieder-Schlesien, z. B. in Glogau, Eback heissen (rechts in Fig. 5).

Digitized by Google

Männer mit einem Nachtwächterhorn durch die Strassen gezogen sind, die bliesen und sagten:

„Tut, tut, tut,
Die warmen Weggen sind gut,“

worauf dann Alles zum Bäcker stürzte, um seinen Bedarf zu holen. Darauf setzte man sich gemüthlich um den Familientisch und bekam eine Reihe abgebrochen. Obenhinein machte man ein Loch, indem man etwas Krume herausnahm, legte ein Stück Butter hinein, goss heisse Milch darauf und löffelte es so aus. In die Fastnachtsweggen sind Korinthen eingebacken.

In Fig. 5 beträgt die Länge ab 7 *cm*, die Breite cd 5,5 — 6 *cm*.

Neuerdings werden die Fastnachts-Weggen in Rees auch „Bollen“ genannt.

5. Der Salomonsknoten.

In den Mittheilungen der Wiener Anthropol. Gesellschaft XIX. (IX.) 1889, S. 41, 42 habe ich berichtet über den nodo di Salomone, auch grupo di Salomone genannt, den ich auffand bei Fischern und Schiffern der ligurischen Küste, also einer Küsten-Bevölkerung des mittelländischen Meeres, angezeichnet an Haus- und Kirchenwänden, auf Bänken und dergl., auch in Gemeinschaft mit segelnden Boten, Schiffsflaggen u. s. w., scheinbar zum Zeitvertreib, und einen ebenso genannten Knoten aus Strick, der thatsächlich bei den Seeschiffern Verwendung findet, und die Vermuthung ausgesprochen, dass, früher wenigstens, mit dem ersteren übernatürliche Beziehungen „verknüpft“ wurden. Beide Knoten sind dort abgebildet.

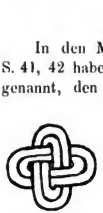


Fig. 6.

In der Colonial-Ausstellung, auf der Gewerbe-Ausstellung Berlin 1896, und zwar in der Sammlung evangelischer Missionare, ist ausgestellt die „Mütze eines Zauberers von der Goldküste“. Auf derselben sieht man gestickt mit farbigen Fäden (weissen, rothen, rothgelben, grünen) den Salomonsknoten, etwa wie ihn Fig. 6 zeigt.

6. Muze und Muzemändelcher.

Am Niederrhein werden seit einiger Zeit auch „Muzen“ (Fig. 7) und „Muzenmändelcher“ (Fig. 8) zu Fastnacht verkauft, sind jedoch theurer und werden mehr von Reicheren gekauft. Sie sollen sich von Köln aus verbreitet haben. „Die Muzen sehen ähnlich aus, wie die jüdischen Mazzen; die Muzenmändelcher haben die Form wie Mandeln, was auch der Name andeutet“ (Fräulein Bünte).

Fig. 8.

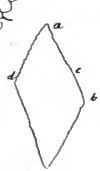


Fig. 7.

Fig. 9.

In Fig. 7 ist die Längsseite ab = 9,5 *cm*, die Breite cd = 7 *cm*.

Die mir vor Augen gekommenen Muzen, ein ganz flaches, dünnes Gebäck, hatten mehr oder weniger die Form einer Raute. Sollte ihnen diese Form wesentlich sein, worüber ich nichts weiss, so würden sie eine ähnliche Form zeigen, wie der Seelenzopf in München, wenn er nicht zopfförmig, sondern als grosses, mehr werthvolles Gebäck tortenartig, in Rautenform, zu Allerseelen gebacken wird (Verh. 1888, S. 156), und wie die „Ostersemmel“ in der

Digitized by Google

Niederlausitz (Abbildung in der Zeitschrift für Ethnol. 1886, S. 133, Fig. 39), die nach Haupt auch Höllenzopf heisst oder hiess.

7. Der Palmstock (Fig. 9).

Die folgende Beschreibung des Palmstocks, wie er in Rees auch früher schon hergestellt wurde, beruht, durch Vermittlung von Fräulein Bünte, auf freundlicher Mittheilung des Hrn. Kaplans Scholten in Cleve, der als Knabe selbst an jedem Palm-Sonntag zur Kirche in Rees am Niederrhein einen Palmstock getragen hat. Es wird daselbst ein 2—3 Fuss langer Eschenzweig ausgesucht — Esche, „weil am geeignetsten" —, der in 3 Spitzen (Zweige) endet, die im Dreieck stehen. Vom Stock (Stiel) aus wird über die drei Spitzen ein dreieckiger Kräkeling geschoben und ihm ein Halt gegeben. Auf die drei Spitzen (Gabelzweige) wird dann je ein „Paradiesapfel" aufgedrückt und etwas heruntergeschoben, so dass die Endspitzen so weit herausstehen, dass noch oben über den Aepfeln je ein „Mösske" aufgespiesst werden kann. Die Aepfel werden noch hier und da mit „Palmzweigen" gespickt. Palm nennt man am Niederrhein den Buchsbaum (Buxus sempervirens). Unterhalb dieser Krone wurde ein grosses Herz, ebenfalls aus Weckteig, mit buntem Band angebunden. Der ganze Stock, auch oben das Dreieck aus den drei Zweigen, wurde nun reichlich mit Palmzweigen umwickelt und zuletzt mit Schnüren von aufgereihten Pflaumen und Rosinen behängt. Diese Stöcke waren oft so „kopfschwer", dass sie zehnjährigen Knaben durch Grösse zur Kirche getragen werden mussten. In der Kirche wurden die Palmstöcke durch die Geistlichkeit eingesegnet. Vor Beginn des Hochamtes geht der Priester durch die Kirchengänge mit Wedel und Weihwasser und segnet damit die Sträusse. Der Segen trifft aber, wie geistlicherseits ausdrücklich bemerkt wird, nur den „Palm", dessen Segnung die Kirche zur Erinnerung an Jesu Einzug in Jerusalem vorschreibt. Das Uebrige sei ein Beiwerk, auf das sie keinen Werth lege, das sie vielmehr bestrebt sei abzuschaffen.

Der gesegnete Palm wird in Scheunen, Ställen und Häusern aufgehängt, zum Schutz gegen allerlei Gefahr. Bei gefährlichen Gewittern wird ein Zweiglein verbrannt, und wenn Sterbende die letzte Oelung empfangen, wird ein Zweig in Weihwasser neben sein Bett gestellt. In Cleve liegt zur Bequemlichkeit der Kirchgänger ein grosser Haufen Buchsbaum hinter der Kirchenthür, und jeder gläubige Katholik versäumt nicht, davon zu nehmen und es in der Kirche segnen zu lassen.

Die Bauern stecken auch Zweiglein von Palm in ihre Felder. Der gesegnete Palm ist für Alles gut.

In Cleve nimmt man zum Palmstock irgend einen geeigneten frischen „Stock", z. B. von Weiden, spaltet ihn durch zwei tiefe Querschnitte oben in vier Theile, die aus einander gebogen und dann genau so geschmückt werden, wie von Rees beschrieben. Palmstöcke sind noch in Gebrauch in Wesel und, hier und da wenigstens, in Holland, so in Alkmaar in Nord-Holland. — Zu bemerken ist, dass auch evangelische Kinder Palmstöcke bekamen. Jetzt bekommen sie, „vielleicht weil das Anfertigen zu lästig", ein Palmschwänchen. Abweichungen bei der Anfertigung des Palmstockes kommen vor, aber allen eigenthümlich sind Stock, Palm, Aepfel, Kräkeling und Mösskes. Das Uebrige richtet man nach den Umständen zu, nach dem, was man hat oder „anlegen" will.

Paradiesäpfel heissen dort, nach Angabe von Frl. Bünte, „eine Art dunkelrother Aepfel, die sich am längsten halten, Pirus pumilia oder Malus paradisiaca".

Würden ausschliesslich Eschenzweige genommen, so dürfte man an eine besondere Bedeutung der Esche hierbei denken, die bei den Germanen in der Esche

Digitized by Google

Ygdrasil, dem grossen Welt- und Lebensbaum, die höchste Bedeutung gewonnen hatte. Da indessen auch andere Baumzweige gewählt werden, sind solche Vermuthungen vorläufig ausgeschlossen. Was den dreitheiligen Palmstock anbetrifft, so ist ähnlich im Volksglauben auch die Wünschelruthe gestaltet. Sie soll „eine ausgewachsene Ruthe von Haselholz (Corylus Avellana) sein, die zuerst als Stock, dann in drei Ruthen gewachsen ist, und soll am ersten Oster-Feiertage getauft werden, zusammen mit einem Kinde, dessen Namen sie bekommt“[1]). Auch der Krewe-Kreweyto, der Hohepriester der heidnischen Litauer, hatte einen dreifach getheilten Stab, doch waren die Zweige dispositae in formam Tridentis[2]). Beim Palmstock gehen vom Grundstock drei Zweige aus und auf ihnen ruht das Dreieck des Kräkeling. Drei ist eine uralt heilige Zahl, mag sie auch in besonderer Entwickelung besonderen Beziehungen dienen. Vom Urgrund der Welt gehen aus Tiefe, Weite und Höhe, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Nach Frl. Bünte wäre, in Hinsicht auf „die Gans mit ihren Kleinen, die ganze Ceremonie (mit dem Palmstock) vielleicht als eine Bitte um ein fruchtbares Jahr anzusehen“. In der That giebt ein solcher Palmstock mit dem Grün und der Fülle der Fruchtreihen ein Abbild des frischen Gedeihens und der Fruchtbarkeit.

Der von mir in Fig. 9 angedeutete und dem Museum für Volkstrachten übergebene Palmstock zeigt bei *a* eine Seite des geflochtenen Kräkeling, auf den Spitzen der drei Zweige die 3 Mösskes, darunter die 3 Aepfel und über dem reichlich angebrachten „Palm“ (Buchsbaum) mehrere Schnüre von Backpflaumen und Backbirnen. —

(6) Hr. M. Ohnefalsch-Richter bespricht, unter Vorführung zahlreicher Projectionsbilder, seine

neuesten Ausgrabungen auf Cypern

im Auftrage Seiner Majestät des Kaisers und der Rudolf Virchow-Stiftung, sowie den Ursprung der Kupferzeit-Cultur der Mittelmeer-Länder Europa's. —

Hr. A. Voss bemerkt, dass in Japan Krüge gemacht werden, welche den eben besprochenen aus Cypern ähnlich sind. —

Hr. Magnus erwähnt, dass in Sicilien noch heute Lampen fabricirt werden, welche den cyprischen gleichen. —

Hr. Ohnefalsch-Richter: Auch am Libanon sind noch jetzt ganz entsprechende Lampen im Gebrauch. —

Hr. R. Virchow erinnert daran, dass er in der Sitzung vom 19. Januar 1884 (Verhandl. S. 131) eine transkaukasische Thonlampe vorgezeigt hat, welche 1849 bei Nahitschewan in Armenien aus dem „Grabe Noah's“ genommen war. Dieselbe zeigt die denkbar einfachste Form. Sie wurde ihm durch den verstorbenen Bayern geschenkt. —

(7) Hr. G. Oppert spricht, unter Demonstration von Projectionsbildern, über die

Toda und Kota in den Nilagiri, Vorder-Indien.

Wird im Text der Zeitschrift für Ethnologie abgedruckt werden. —

1) W. v. Schulenburg. Wendische Sagen 1880. S. 204, 205.

2) Narbut, Dzieje starożytne narodu litewskiego. Wilno 1835. S. 439—441. „Symbolum jurisdictionis Flaminis, Krewe-Kreweyto, sive baculus sacerdotalis, vulgari sermone Buthstunkas nuncupatus, talem habuit formam: Baculus longiusculus, de ligno simplici quaerei, supra quem sunt tres virgae . . . . .“

Digitized by Google

Sitzung vom 20. Juni 1896.

Vorsitzender: Hr. **Waldeyer.**

(1) Als Gäste sind anwesend Hr. Emil Schmidt von Leipzig und Hr. Dr. Schmidt von Chicago. —

Der Vorsitzende begrüsst den von seiner ägyptischen Reise heimgekehrten Hrn. Georg Schweinfurth. —

(2) Hr. Olshausen hat sein Amt als Schriftführer niedergelegt.

Der Vorsitzende spricht das Bedauern aus, dass Hr. Olshausen wegen seiner sonstigen Arbeiten nicht zu bewegen gewesen ist, sein Amt fortzuführen, und dankt ihm Namens der Gesellschaft für seine sorgsame Geschäftsführung. —

Der Vorstand hat an seiner Stelle Hrn. Dr. R. Neuhauss cooptirt (Statuten § 25). Derselbe hat die Wahl angenommen. —

(3) Da Hr. Bastian auf ein Jahr beurlaubt ist, so hat der Ausschuss an seiner Stelle Hrn. Minden cooptirt (Statuten § 34). Derselbe hat seine Annahme erklärt. —

(4) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

Hr. Commerzienrath Dr. Theodor Fleitmann in Iserlohn.
„ Apotheker Georg Petermann in Burg im Spreewald.
Frl. Marie Eysn in Salzburg.

(5) Am 2. Juni ist zu Godesberg bei Bonn Gerhard Rohlfs nach längerem Leiden, 65 Jahre alt, gestorben. Obwohl er der Gesellschaft niemals als Mitglied angehört hat, so unterhielt er doch stets freundliche Beziehungen zu derselben. Wir verdanken ihm werthvolle Schädel aus der Oase Siwah. Unter den vielen „Afrikanern" nimmt er als einer der ersten und glücklichsten Forscher eine hervorragende Stellung ein. —

Am 4. Juni ist zu Bamberg Dr. Jacob, früher in Römhild, dahingeschieden. Früher ein eifriger Prähistoriker und häufiger Besucher unserer anthropologischen Congresse, hat er seinen Namen durch erfolgreiche und umsichtige Ausgrabungen eines der Gleichberge in Thüringen in unser Gedächtniss eingeschrieben. —

(6) Hr. Rud. Virchow macht Namens des Comités Mittheilung von der beabsichtigten Jubelfeier des 70. Geburtstages des Hrn. Adolf Bastian, welche am 26. Juni stattfinden soll. An diesem Tage wird, trotz der Abwesenheit des Jubilars auf einer langen Reise, die aus Beiträgen von deutschen Anthropologen und Ethnologen hergestellte Festschrift vorgelegt und zugleich die schon vor Jahren durch Verehrer des grossen Forschers und Sammlers gestiftete Marmorbüste im Königlichen Museum für Völkerkunde enthüllt werden.

Digitized by Google

Bei der grossen Zahl der Beitragenden und der beschränkten Räumlichkeit sind Einladungen zu der Feier nur an die genannten, unmittelbar betheiligten Personen ergangen. —

(7) Auf der vorjährigen General-Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Cassel ist der Wunsch ausgesprochen, den Congress des Jahres 1897 in Gemeinschaft mit der Wiener anthropologischen Gesellschaft und in Verbindung mit den verwandten schweizerischen Gesellschaften, und zwar in der Form eines Wander-Congresses, in der Schweiz abzuhalten. Die HHrn. Kollmann und Studer haben unter dem 6. Juni eine entsprechende Einladung an die schweizerischen Gesellschaften erlassen und zugleich die Unterstützung der Bundes-Regierung nachgesucht. Für den Congress haben sie vorläufig die Zeit vom 22. August bis 1. September 1897 in Aussicht genommen. Sie haben für den 21. Juni die Vertreter der Gesellschaften zu einer Berathung des Programms und zur Constituirung der geschäftsleitenden Commission nach Olten berufen. —

Hr. Rud. Virchow bemerkt, dass ihm als zeitigem Vorsitzenden der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu dieser Versammlung gleichfalls eine Einladung zugegangen war, dass er derselben aber seiner amtlichen Verpflichtungen wegen nicht habe Folge geben können. Er habe mit Vergnügen von dem Fortgange der Angelegenheit Kenntniss genommen, aber darauf aufmerksam gemacht, dass für den 19. bis 26. August 1897 der grosse internationale medicinische Congress nach Moskau berufen ist, dass also wohl eine andere Zeit, als die vorgeschlagene, gewählt werden müsse. —

(8) Die diesjährige allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft wird am 1. August in Speyer eröffnet werden. —

(9) Hr. H. Jentsch übersendet d. d. Guben, 11. Juni, die officielle Einladung zu der am 5. und 6. Juli in Sommerfeld abzuhaltenden 12. Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte. Am Sonntage wird ein Ausflug und eine Ausgrabung auf dem Gräberfelde in Belkau, am Montage die wissenschaftliche Sitzung stattfinden. —

(10) Es ist eine freundliche Einladung zum Besuch der Milleniums-Ausstellung in Budapest eingegangen. —

(11) Der Reichs-Commissar für die Welt-Ausstellung in Chicago übersendet mittelst Schreibens vom 8. Mai die der Gesellschaft verliehene Auszeichnung, bestehend in einer Bronze-Medaille nebst Certifikat. —

(12) Der Herr Unterrichts-Minister hat durch Erlass vom 11. Mai der Gesellschaft auch für das laufende Rechnungsjahr eine ausserordentliche Beihülfe bewilligt. —

Der Vorsitzende spricht den ehrerbietigen Dank der Gesellschaft aus. —

(13) Hr. Sanitätsrath Dr. Koehler in Posen übersendet unter dem 10. Juni folgende Mittheilung über

Feuerstein-Schlagstätten im Posenschen.

Das Posener Gebiet ist reich an Funden aller Perioden der vorhistorischen Zeit, so auch war es schon in neolithischer Epoche ziemlich stark bevölkert, was

Digitized by Google

die zahlreichen Einzelfunde von Stein-Artefakten anzeigen, aber noch mehr die Feuerstein-Schlagstätten bestätigen. Eine im vergangenen Jahre von mir entdeckte Feuerstein-Werkstätte veranlasste mich zu einer genaueren Nachforschung, und es ist mir gelungen, 20 solcher Stätten zusammenzustellen, von denen 7 noch nicht publicirt sind, 13 in der Literatur Berücksichtigung fanden. Da die kleinen, in der Provinz zerstreuten Privat-Sammlungen nicht leicht zugänglich sind, so kann selbstverständlich diese Zusammenstellung nicht als eine ganz genaue gelten. Einer specielleren Beschreibung werde ich zuerst die noch nicht veröffentlichten Fundorte unterziehen und dann diejenigen angeben, welche schon beschrieben sind, dabei ergänzend, was sich noch eruiren liess.

Vom Schanzenberg bei Georgsdorf (1), in der Nähe von Meseritz, besitzt das Posener Landes-Museum eine grössere Sammlung von Feuerstein-Artefakten, wie Messer, Pfeilspitzen, Bohrer, viele Steinkerne und Spähne.

Grab (2), Kreis Pleschen, am Flusse Prosna. Eine sehr beträchtliche Zahl von fertigen Feuerstein-Geräthen, wie Pfeilspitzen, Messer und auch Abfälle, befindet sich von diesem Orte im Posener Museum der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften.

Pieranie (3), Kreis Inowrazlaw. Das Posener Landes-Museum besitzt 6 Spähne mit Schlagmarken, die hier von H. Tiedemann gesammelt wurden.

Podanin (4). Von diesem Orte stammen 5 Feuersteinsplitter und ein Geräth von Flint, welche im Posener Landes-Museum aufbewahrt werden. Das Geräth, dessen Bestimmung nicht genau festzustellen ist, stellt wahrscheinlich eine lange Pfeilspitze dar. Dies 10 *cm* lange Artefakt hat die Gestalt einer Keule. Ein 1 *cm* breites, längliches, flaches, sorgfältig behauenes Stück dunklen Feuersteins läuft in eine kolbenartige Anschwellung aus, die ebenfalls wenig erhaben und abgerundet ist. Das schmale Ende ist abgebrochen und lief wahrscheinlich spitz zu.

Waremba (5) bei Wieliehowo. Das Posener Landes-Museum besitzt einige Spähne und behauene Nuclei, die an einer Stelle in diesem Orte gefunden wurden.

Wilkowo (6) bei Samter. Hr. Lieutenant Boldt sammelte hier viele Feuerstein-Abfälle, Kerne und Pfeilspitzen, die er dem Posener Landes-Museum geschenkt hat. Unter diesen Geräthen von Flint befinden sich jedoch einige, deren Farbe und Ausarbeitung Importstücke aus America verrathen. Hr. Boldt giebt auch zu, dass möglicherweise zufällig unter Wilkower Sachen Fremdes gelegt wurde. Es ist auffallend, dass man in der Provinz öfter grössere Feuerstein-Geräthe vorfindet, deren Herkunft auf America hinweist. In meinen Sammlungen habe ich einige Pfeil- und Lanzenspitzen, die schon wegen ihrer Farbe als amerikanische Erzeugnisse gelten müssen, was auch Hr. Voss bestätigte, und doch wurde vom Verkäufer, einem älteren Schüler, mit aller Bestimmtheit behauptet, dass sie in Plewiska bei Posen ausgegraben wurden, wo sie als Depot gelegen haben sollen.

Węgierskie (7) bei Schroda. Auf einer sandigen Anhöhe, die theilweise bewaldet ist, fand ich auf einer begrenzten Fläche viele Feuerstein-Abfälle, unter denen auch eine grössere Anzahl von ausgearbeiteten Geräthen. Die hier aufgefundenen Gefässscherben mit charakteristischen Ornamenten der neolithischen Epoche, wie gerade Linien, die mit einer kleinen punktförmigen Vertiefung beginnen, Zickzacklinien, Eindrücke von unregelmässiger Form, lassen mit Sicherheit annehmen, dass hier eine Wohnstätte von Menschen der Steinzeit bestand. Dass der hier wohnende Mensch eine grössere Werkstätte von Flintgegenständen längere Zeit betrieb, zeigen nicht nur die vielen bearbeiteten Gegenstände, wie Abfälle, aber auch der Fund eines Mahlsteines, wie auch zweier kindskopfgrossen Feuer-

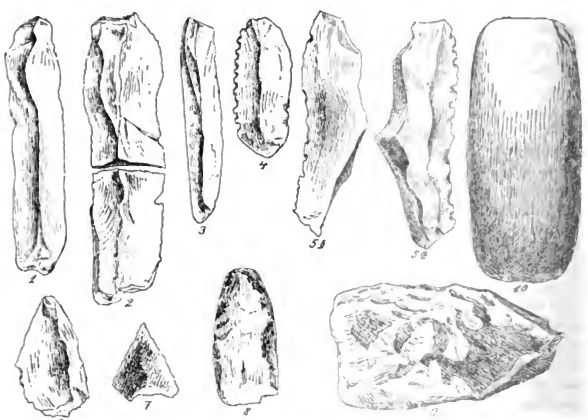
Digitized by Google

steine. Trotz Nachforschungen ist es mir bis jetzt nicht gelungen, ein Grab zu finden.

Unter vielen Absplissen, abgesprengten Stücken, Kernsteinen, fanden sich mehrere prismatische Messer. Bei zweien fällt die für hiesige Gegend ungewöhnliche Länge auf, da eines aus milchigem Feuerstein 9 *cm*, das zweite aus dunklem, mehr durchsichtigem Flint 9,5 *cm* lang ist (Fig. 1 und 2).

Ein Messerchen ist sichelförmig. Ein starker Rücken bildet die convexe Seite, die concave ein scharfer Rand (Fig. 3).

Einige kleinere Geräthe nach Art der prismatischen Messer, deren scharfe Ränder schön und regelmässig gezähnelt sind (Fig. 4). An den Zähnen sieht man sehr deutlich die weisse Patina, welche das Alter der Artefakte sicherstellt und Nachahmung ausschliesst. Eine kleine Säge ist besonders hervorzuheben (Fig. 5*a* und *b*). Aus dunkelgrauem geflecktem Feuerstein hergestellt, hat sie die Gestalt eines Dreiecks. Die längste, 8 *cm* messende Seite ist gezähnelt, die kürzeren laufen in eine Spitze aus. Die vordere, vorstehende Fläche hat der Länge nach zwei Rippen, wie dies meist bei prismatischen Messern zu sehen ist; die hintere Fläche ist glatt und concav, so dass dies Instrument sehr handlich ist und, wenn auch nur zwischen zwei Fingern gehalten, ein kräftiges Arbeiten zulässt.



Alles in $^2/_3$ der natürlichen Grösse.

Unter den Geräthen, die gezähnelte Ränder haben, ist noch eines, welches eine selten vorkommende Form besitzt (Fig. 6). Ein Stück milchigen Feuersteins hat die Gestalt eines Dreiecks, die lange Seite ist dick und bildet gleichsam den Rücken, eine der kurzen Seiten bildet mit der langen Seite eine Spitze, die zweite kurze Seite ist halbkreisförmig, dünn und gezähnelt.

Eine herzförmige Pfeilspitze mit mondförmigem Ausschnitt, gefunden in der Entfernung von etwa 200 Schritten von der eigentlichen Haupt-Fundstelle (Fig. 7).

Digitized by Google

Ausser dieser Pfeilspitze ist nur noch eine trapezoidische mit Querschneide gefunden worden.

Einige Bohrer und Schaber von gewöhnlicher Form.

Ein kleiner, dicklicher Hammer von 5 *cm* Länge, 2,3 *cm* Breite und 1,2 *cm* Höhe aus dunklem Feuerstein mit gemuschelter Oberfläche. Die Schneide ist defect, das Bahnende läuft stumpf zu (Fig. 8).

Von jetzt sehr verwittertem Feuerstein ist ein Keil gefunden, 7,5 *cm* lang, an der Schneide 4 *cm* breit, das Bahnende läuft fast spitz aus. Die Schneide ist stumpf; sichtbar von beiden Seiten die zum Rande geneigte, geglättete Fläche (Fig. 9).

An dieser Feuerstein-Schlagstätte wurde noch ein undurchbohrter Hammer von grauem, stark mit Glimmer durchsetztem Steine gefunden, 17 *cm* lang, 6 *cm* breit, fast 3 *cm* dick. Der Hammer ist an seiner ganzen Oberfläche rauh, war an der geneigten Schneidefläche geglättet (Fig. 10).

Ein Mahlstein hat die Gestalt eines länglichen Rechtecks. Während alle Flächen rauh sind, ist die obere Fläche glatt, muldenförmig. —

In Kürze folgen nun die schon beschriebenen Feuerstein-Schlagstätten mit Angabe der betreffenden Werke und Fachschriften:

Adelnau (8). Zeitschrift für Ethnologie u. s. w. 1879, S. 74.

Dąkowy mokre (9), Kreis Grätz. Koehler und Erzepki: Album der im Museum der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften aufbewahrten prähistorischen Denkmäler des Grossherzogthums Posen. Heft I. Posen 1893.

Dłużyna (10), Kreis Schmigel. Kalk: Przegląd bibliograficzno archeologiczny. Warschau 1881. Bd. I. S. 35. Da die Beschreibung dieser Stätte nur in polnischer Sprache erschien, so gebe ich von dieser Mittheilung einen Bericht. In der nächsten Nähe einer Nekropole fand Kalk auf einem sandigen Hügel eine grössere Menge von bearbeiteten Feuerstein-Abfällen, Spähnen. Eine grössere Zahl von diesem Funde besitze ich in meinen Sammlungen; ausser Abfällen und Kernen einige Bohrer und Schaber.

Gorzyce (11), Kreis Pleschen. Am linken Ufer der Prosna auf dem Territorium von Gorzyce und Robaków. Dziennik Poznański 1875. 24. Juli. — Zeitschrift für Ethnologie, VII, S. 256 und Koehler und Erzepki: Album u. s. w. Heft I.

Łęg (12), Kreis Pleschen. Der Fund ist genauer beschrieben von Hrn. Nehring in Schlesien's Vorzeit in Bild und Schrift, 30. Bericht, 1876, weiter von Dr. Erzepki: Przegląd bibliograficzno archeologiczny. Warschau. Bd. II, S. 178, und von Koehler und Erzepki: Album u. s. w. Heft I.

Lubiatówko (13), Kreis Schrimm. Die Ausbeute auf dieser Feuerstein-Schlagstätte ist sehr bedeutend. Ausser den von Koehler und Erzepki: Album u. s. w. Heft I beschriebenen und abgebildeten, hat Graf Wysierski Kwilecki auf Wróblewo in seinen Sammlungen von diesem Orte eine grössere Anzahl von Geräthen. Da dieselben andere Typen, als die schon beschriebenen, darstellen, so will ich ihnen einige Worte widmen. Unter den Pfeilspitzen befindet sich eine wohl bearbeitete blattförmige, an der in der Nähe der Basis zu jeder Seite ein Ausschnitt angebracht ist. Eine sogenannte quergeschärfte Pfeilspitze geht nach dem unteren Ende zu in ein Dreieck aus. Am unteren Winkel befindet sich an jeder Seite ein Einschnitt, dessen untere, bogenförmige Seite nach aussen verlängert ist und den oberen Rand eines noch folgenden länglichen Rechtecks bildet. Eine blattförmige Pfeilspitze mit Stiel. Neben herzförmigen Pfeilspitzen, wie auch quergeschärften, befinden sich viereckige, fast quadratische Pfeilspitzen, die jedoch nicht an den

Digitized by Google

Seiten, sondern an den Ecken spitz und scharf bearbeitet sind. 22 prismatische Feuerstein-Messer von verschiedener Grösse. Ein Keil von der Gestalt eines Oblongums, 6,7 *cm* lang, 4 *cm* breit, aus Flint, an dem die Schneide abgebrochen ist. Von den 1,80 *cm* hohen Seitenflächen ist eine geglättet, während das ganze Geräth rauh ist. Ebenso geglättet ist nur die eine Seitenfläche eines dreieckigen Keiles von Schiefer-Sandstein, 5 *cm* lang, an der Schneide 3,5, am Bahnende 1,3 *cm* breit.

Miniszewo (14), Kreis Pleschen, an der Prosna. Die hier gesammelten Gegenstände sind beschrieben mit den in Łęg gefundenen.

Obornik (15). Näheres über diesen Fundort findet man in der Zeitschrift für Ethnologie 1880, S. 166.

Pawłowice (16), Kreis Posen. Der Fund ist von Feldmanowski: Die Ausgrabung von Pawłowice, Posen 1877, beschrieben und mit Abbildungen versehen.

Radajewice (17), Kreis Inowrazlaw. Steinbeile, Feuerstein-Pfeile u. s. w. Schwartz: Materialien.

Schönlanke (18). Ein Bericht über einen Fund von Feuerstein-Artefakten, darunter Angelhaken, auf einem sandigen Hügel, ist in der Zeitschrift für Ethnologie 1887, S. 371 aufgenommen.

Slaboszewo (19), Kreis Mogilno. Albin Kohn machte schon eine Erwähnung in einem Feuilleton der Posener Zeitung vom September 1878, dass in Slaboszewo, dem an Funden aller Epochen reichen Orte, auch Feuerstein-Artefakte gefunden wurden. Ausser einer Speerspitze wurden mehrere Feuerstein-Spähne gehoben. Mit Recht spricht er die Behauptung aus, dass die nöthigen Flintstücke am Orte oder in der Nähe gesammelt wurden, da ein mächtiges Lager von Jurakalk in dieser Gegend sich befindet. Das Posener Landes-Museum besitzt 6 grössere, behauene Feuerstein-Spähne mit gemuscheltem Bruch, patinirt; an einem derselben schön entwickelte Dendriten.

Wollstein (20). Ein Bericht über die hier entdeckte Feuerstein-Schlagstätte befindet sich in der Zeitschrift für Ethnologie 1875, S. 10 und 100. —

(14) Hr. Rudolf Baier überschickt d. d. Stralsund, 13. Mai, folgende Abhandlung über

Thongefässe aus der Steinzeit auf der Insel Rügen.

Im Jahre 1890 überwies der inzwischen verstorbene Wirkliche Geheime Rath Graf v. Krassow, Excellenz, auf Divitz und Pansevitz, eine von der Insel Rügen mit Fleiss und Einsicht zusammengebrachte Sammlung vorgeschichtlicher Alterthümer dem „Provinzial-Museum für Neu-Vorpommern und Rügen“ in Stralsund zur Aufbewahrung und Aufstellung. Die Sammlung umfasste, ausser einigen wenigen nicht eben hervorragenden Bronzen, (mit Ausschluss der Bruchstücke) ungefähr 1000 Alterthümer der Steinzeit, wie für solche, vornehmlich aus Feuerstein gefertigte, Rügen ein, wie es scheint, unerschöpflicher Schatzbehälter ist. Die Formen dieser Flintwaffen und -Werkzeuge sind zum grossen Theile in sehr schön gearbeiteten und wohl erhaltenen Exemplaren solche, wie sie sich schon vielfach im Provinzial-Museum vertreten vorfinden. Eine Species von Alterthümern jedoch ist durch die v. Krassow'sche Sammlung dem genannten Museum zugeführt, die in ihrer Gesammtheit nicht allein ein Unicum des Museums ist, sondern, soweit meine Erfahrung geht, auf Rügen bisher noch nicht beobachtet worden. Es ist eine Reihe von Thongefässen aus der Steinzeit, in mannichfachen Formen und zum Theil reich ornamentirt.

Digitized by Google

Ueber Fundort und Fundumstände merke ich Folgendes an:

Im Osten des im westlichen Theile Rügens gelegenen Marktfleckens Gingst, wenige 100 *m* vom Orte entfernt, dehnt sich ein zur Pfarre gehörendes Torfmoor, das „Pastoratsmoor", in der Richtung von Süden nach Norden aus. Ein zweites, weit umfangreicheres Moor, das grosse „Moor", der Commune gehörig, ist eine Strecke von jenem ersteren entfernt und steht nicht mit ihm in Verbindung. Nach meiner ungefähren Messung ist das Pastoratsmoor 100 *m* breit und hat eine ungefähre Längen-Ausdehnung von 250 *m*, setzt sich dann aber etwa noch 100 *m* als moorige Wiese fort, so dass die Gesammtlänge sich demnach wohl auf 350 *m* belaufen dürfte. Ausgetorft ist nur der südliche Theil, und es ist dadurch ein seeartiges Becken (de blenk, blankes Wasser) entstanden, dieses wieder in ungefährer Länge von 100 *m*, so dass dies Becken sich ziemlich als ein Quadrat darstellt. Ob andere Theile des Moores früher ausgetorft sind, habe ich nicht feststellen können; seit Menschengedenken ist das jedenfalls nicht geschehen. Jetzt ist alles, mit Ausnahme des genannten Beckens, mit Torferde ausgefüllt und mit üppigem Pflanzenwuchse bedeckt.

Diesem Moorbecken nun sind die Thongefässe entnommen, die der v. Krassow'schen Sammlung zugeführt wurden und die sich gegenwärtig als einer der beachtenswerthesten Bestandtheile des Provinzial-Museums zu Stralsund darstellen.

An's Licht gekommen sind diese Gefässe aber nicht etwa auf einmal oder in rascher Folge, sondern während einer Reihe von Jahren, so wie es die jährlich erforderlichen Torfarbeiten mit sich brachten. Und zwar sind während des ganzen Zeitverlaufes, in welchem die Gefässe aus der Tiefe geborgen sind, nur zwei Arbeiter mit dem Geschäfte des Torfmachens betraut gewesen. Bei meiner, an Ort und Stelle gewonnenen Kenntniss von der Beschaffenheit der Oertlichkeit habe ich mit diesen beiden Arbeitern ein eingehendes Verhör angestellt, und ich bin überzeugt, von beiden der Wahrheit gemäss berichtet zu sein. Der eine von ihnen, Namens Stahlbrode, der seit den siebziger Jahren und über die Mitte der achtziger hinaus in dem Pastoratsmoor gearbeitet, hat den bei weitem grössten Theil der Urnenfunde gemacht und sie jedesmal dem Grafen v. Krassow, der ein sehr grosses Interesse für sie an den Tag legte, zugeführt. Der verstorbene Graf nannte mir den Stahlbrode als einen durchaus zuverlässigen Mann, der auch gut zu beobachten wisse. Der zweite Arbeiter, Holz mit Namen, hat dann in den achtziger Jahren den Stahlbrode in der Arbeit der Torfbereitung abgelöst; er scheint nur einzelnes wenige an Gefässen und Gefässscherben gefunden zu haben. Meine Mittheilungen gründen sich denn auch vornehmlich auf die Angaben des Stahlbrode.

Die Arbeit, die Torferde aus der Tiefe herauszuholen, geschah vermittelst des Kessers[1]). Das ist ein Instrument, bestehend aus einem eisernen Reifen, der an einer bis tief in das Moor reichenden Stange befestigt ist; an dem der Stange entgegengesetzten Punkte des Reifens befindet sich ein spatenförmiger Ansatz, der bei Handhabung des Instruments in den Torfboden eingreift; in dem Reifen hängt ein ungefähr einen halben Scheffel Erde fassender Beutel von durchlässigem Stoffe, so dass die durch den Spaten aufgewühlte Torferde in dem Beutel haftet, das Wasser aber abläuft. Mit solchem Kesser ist in der Tiefe gearbeitet, und wenn dabei durch die Manipulationen mit dem Spaten auch die in den Grund eingebetteten Gefässe sehr gefährdet wurden, so ist doch, dank der Stärke ihres Materials, ein nicht unerheblicher Theil in wenigstens leidlichem Zustande gerettet. Ja, es ist unzweifelhaft, dass bei der Arbeit mit dem Kesser die Erhaltung der

1) Käschers? Anm. d. Red.

Digitized by Google

Thongefässe mehr gesichert war, als es bei der Torfgewinnung durch Graben geschehen sein würde.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Von diesen ist völlig unversehrt nur ein becherartiges Gefäss (Fig. 13). Alle übrigen sind mehr oder weniger verletzt; doch ist die Verletzung von 10 Gefässen

Digitized by Google

(Fig. 1, 3, 4, 5, 7, 8, 9, 10, 11, 14) nicht erheblich; meist haben nur die Ränder etwas gelitten. Bei anderen fünf Gefässen (Fig. 2, 6, 12, 15, 16) sind die Ver-

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 10.

Fig. 9.

Fig. 11.

Fig. 12.

letzungen grösser; indess haben sich die zusammengehörigen Theile soweit zusammenfügen lassen, dass die Formen und Ornamente vollständig zur Anschauung

Digitized by Google

kommen. Dann ist ferner noch eine Anzahl von Bruchstücken vorhanden, aus denen man die Ornamentik erkennen kann und aus denen sich die Formen mit Wahrscheinlichkeit reconstruiren lassen. Von diesen letztgenannten sind Photogramme nicht angefertigt. Ausser den in das Provinzial-Museum aufgenommenen Gefässen und Gefässscherben sind aber noch unzählige Scherben in Pansevitz, dem ursprünglichen Standorte der v. Krassow'schen Sammlung, zurückgeblieben und jetzt wahrscheinlich vernichtet, alle Stücke aber so winzig und unbedeutend, dass sich aus ihnen auch nicht der geringste Anhalt weder für Form, noch für Ornamentik,

Fig. 13.

Fig. 15.

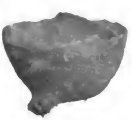


Fig. 14.

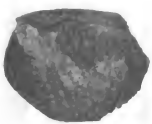


Fig. 16.

Fig. 17.

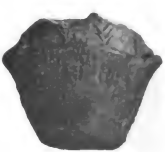


Fig. 18.

Fig. 19.

Fig. 20.

noch auch für Zahl der vorhanden gewesenen Gefässe gewinnen liess. Wie ferner hat festgestellt werden können, ist ein Gefäss, sehr ähnlich der Form Fig. 10, und wie dieses ohne jegliches Ornament, aus dem Gingster Torfmoor, zusammen mit unbestimmbar vielen Scherben, in die Hände eines Privat-Sammlers gekommen. Ueberschlägt man die Summe dessen, was von den Gefässen und von Bruchstücken solcher aus dem Gingster Moor an das Tageslicht gekommen ist, so dürfte man die Zahl der dort versunkenen Urnen mit 50 bis 60 nicht zu hoch ansetzen.

Nach Stahlbrode's Aussage geht das Torfmoor steil hinunter. Die Gefässe sind etwa 25 *m* vom Ufer in einer ungefähren Tiefe von 9—12 Fuss gefunden.

Digitized by Google

Doch ist dies nicht die grösste Tiefe. An manchen Stellen ist das Wasser 18 bis 20 Fuss tief, ja „in der Mitte der Blenk ist überall kein Grund zu treffen". Die Gefässe haben nicht an einer Stelle gelegen, sondern sind, wie Stahlbrode sich ausdrückte, „überall" vertheilt gewesen. Zwischen den Gefässen befanden sich Blätter und Sämereien. Diese letzteren „sahen aus, wie Weizen; es war aber kein Weizen". Leider ist von diesem nichts erhalten. „Ferner sind Pfähle aus dem Moore herausgekommen — Graf v. Krassow hatte dem Stahlbrode eingeschärft, auf solche zu achten —, kleinere und grössere, bis zur Länge von ungefähr 3 *m* gehend und 6—9 Zoll dick. Die Pfähle waren rund, ohne Rinde; sie waren an den Enden ein wenig zugehauen, wie mit einem stumpfen Werkzeuge. Ausserdem ist eine Menge Holz aus dem Moor geholt, Birken und Eller (Erlen), kein Eichenholz. Daneben auch Haselnüsse und ferner Eichenlaub, welches sich noch gut erkennen liess. Auch angebranntes Holz ist zum Vorschein gekommen", von welch' letzterem einiges geborgen ist und im Museum aufbewahrt wird.

Nach der Mittheilung des zweiten Arbeiters, der im Gingster Pastoratsmoor arbeitete, Holz, ist dieser auf zwei Eichenpfähle gestossen, welche ungefähr 20 *m* vom Rande des Moores, etwa 8 Fuss tief und 2 *m* aus einander, senkrecht in dem Moorgrunde standen. Die Pfähle waren ungefähr 3 Fuss lang, rund, und „wie eine Manneswade" dick, ohne Rinde, nicht behauen, „aber unten wie begnawwelt" (benagt, d. h. leicht mit einem schlecht schneidenden Instrumente behandelt). Die Gefässe lagen 6—8 Fuss tief, nicht bei den Pfählen, sondern etwa 10 *m* entfernt von diesen, auch nicht beisammen, sondern „lings und langs", d. h. mehrfach vertheilt. Auch Holz und Laub von Birken ist in dem Moore gefunden.

Die aus den Aussagen der beiden Arbeiter sich ergebenden Abweichungen von einander erklären sich aus dem Umstande, dass die angeführten Schätzungen nach Verlauf von Jahren aus den im Gedächtnisse haftenden Anschauungen angestellt sind. Da sind Differenzen nicht auffällig. Ueberdies ist zu beachten, dass Holz die Moorarbeit aufnahm, nachdem Stahlbrode sie bereits eingestellt hatte, also zu einer Zeit, wo die im Torfgrunde eingebettet gewesenen Kulturgegenstände zum grössten Theile bereits gehoben waren.

Wie Stahlbrode weiter erzählt, ist in der Torferde einmal auch ein (prismatisches) Steinmesser gefunden; früher ist auch einmal eine lange Streitaxt aus Feuerstein aus dem Moore zum Vorschein gekommen, und wieder einmal eine Streitaxt „aus Felsen; in dieser war an jeder Seite eine Höhlung wie eine Walnuss gross, ging aber nicht ganz durch": es war also ein Hammer aus Granit oder Syenit, dessen Schaftloch von beiden Seiten erst begonnen war.

Ferner macht derselbe Arbeiter die interessante Mittheilung, in den Oehren eines der Gefässe habe noch ein Seil aus Bast gesessen, „an dem es getragen war. Als der Bast ans Licht kam, war er fest und biegsam; als er aber eine kleine Weile an der Luft gewesen war, wurde er spröde und brach." Den Bast in den Oehren bestätigt auch die Frau des Stahlbrode, die eben ihrem Manne das Mittagessen zugetragen hatte, als das Gefäss dem Kesser entnommen wurde.

Sämmtliche Gefässe bestehen aus stark mit Granitkörnern (Quarz, Feldspath, Glimmer), die bis zur Grösse etwa von Hanfsamen gehen, durchknetetem Thon. Doch ist dieser bei einigen feiner geschlämmt, als bei anderen, und zwar sind die aus dem feineren Material dünnwandiger gearbeitet. Die Dicke der Wandungen geht von 2—6 *mm*, letztere Stärke jedoch nur an einzelnen Stellen der Gefässe. Die meisten von diesen sind durch und durch schwarz, wahrscheinlich in Folge von beigemischtem Kohlenstaub oder Russ; andere von aussen und innen schwarz,

Digitized by Google

in Mitte der Wandungen schwarzgrau. Zwei von den Gefässen und einige Scherben tragen die graubraune Thonfarbe.

Alle sind aus freier Hand geformt und gut gebrannt, so dass sie nicht leicht Wasser saugen; einige der dünnwandigen aus feiner geschlämmtem Thon sind so scharf gebrannt, dass sie beim Anschlagen klingen. Aussen- und Innenflächen sind geglättet und stellenweise glänzend. Dass Graphit angewandt sei, habe ich nicht feststellen können: wahrscheinlich ist es nicht, schon nicht in Rücksicht auf die Ferne, aus der der Farbestoff hätte herbeigeführt sein müssen[1]).

Die erkennbaren Formen zeigen im Verhältnisse zur Zahl der Gefässe eine grosse Mannichfaltigkeit; bis auf drei sich gleichende sind alle verschieden. Desgleichen ist auch die Ornamentik bei übereinstimmenden Grundzügen eine vielfach wechselnde.

Eine vorherrschende Grundform der Gefässe ist die kuglige, wobei denn die Böden einen sehr geringen Durchmesser haben. An den unteren, mehr oder weniger kugligen Rumpf schliesst sich bei mehreren Gefässen ein cylindrischer Hals, der sich nach oben meist um ein Geringes erweitert. Bei einem Gefässe (Fig. 7) schliesst sich an den kugligen Bauch ein stark nach auswärts ausladender Rand. Bei fünf Gefässen (Fig. 1, 3, 4, 5, 10), an denen der Rand soweit erhalten ist, dass seine Höhe sich erkennen lässt, nimmt letzterer ungefähr ein Drittel der Höhe des ganzen Gefässes ein. An zwei Gefässen (Fig. 7 und 12) bildet der Rand die Hälfte. Zwei Gefässe (Fig. 12 und 14) tragen Henkel.

Dreizehn Gefässe (Fig. 2—10 und 15) und drei nicht abgebildete haben in der Biegung von Bauch und Hals Oehre, alle mit horizontal durchgebohrten Oeffnungen, die nur bestimmt sein konnten, Tragebänder aufzunehmen. Solche Oehre sind entweder zu zwei einander gegenüberstehend (Fig. 3, 8 und 9) oder sie befinden sich paarweise (Fig. 6 und 10), d. h. je zwei neben einander, in Summa also vier an entgegengesetzten Seiten des Gefässes, oder die vorhandenen vier Oehre stehen in gleichen Zwischenräumen von einander an den vier Seiten der Gefässe (Fig. 4, 5 und 7). Bei vier Gefässen hat sich die Zahl der Oehre und ihre Stellung zu einander nicht mehr feststellen lassen. Ein Gefäss (Fig. 4) trägt, ausser jener ersten Reihe von Oehren in dem Ansatze des Halses, darunter noch eine zweite Reihe, wobei Oehr senkrecht unter Oehr steht. Bei einem Gefässe (Fig. 11) werden die Oehre durch vier kleine, in der Biegung von Hals und Bauch angefügte, längliche, von oben nach unten laufende Knoten (Buckel) ersetzt.

Ausser den mehr oder weniger kugligen Töpfen mögen noch besonders hervorgehoben werden eine Kanne (Fig. 12) mit Henkel, ein becherartiges Gefäss (Fig. 13) und ein Gefäss (Fig. 14), welches vielleicht als Schöpfkelle diente.

Wie bereits bemerkt, ist ein Theil der Gefässe reich ornamentirt, und zwar sind von den gut erhaltenen oder doch in ihren Formen erkennbaren Gefässen an ornamentirten Stücken elf vorhanden, ohne Ornamente neun, von denen indess nur fünf hier abgebildet sind.

Die Ornamentirung ist in ihren Formen nicht weniger mannichfaltig, als es die Formen der Gefässe sind. Sie stellt sich mit Ausnahme von zwei Fällen lediglich als Schnittverzierung in Verbindung mit Stichverzierung dar, wird also durch Einritzungen von Linien, auch durch sich aneinander schliessende Punkte

1) Dabei will ich bemerken, dass die aus Bruchstücken zusammengesetzten Gefässe neuerlich mit Graphit behandelt sind, um die hässlichen Farbencontraste der ursprünglichen Oberfläche und der Gypsverbände zu beseitigen. Es sind indess in der Sammlung zahlreiche Stücke vorhanden, denen Graphit fern gehalten ist.

Digitized by Google

bewirkt, welche weiterhin näher zu beschreibende Figuren bilden. Die eingeritzten Linien sind in Bezug auf Breite und Tiefe sehr verschieden und werden durch Holzstäbchen oder Knochenpfriemen, in einzelnen Fällen vielleicht auch durch spitze Flintsplitter, hergestellt sein. Die Technik der Schnurverzierung muss den Verfertigern der Gefässe unbekannt geblieben sein, da andernfalls diese leicht zu bewerkstelligende und ästhetisch wirksame Kunstübung angewendet sein würde. Die beiden als Ausnahmen genannten Fälle sind erstens die Verzierungen durch Nageleindrücke, zweitens die durch plastische, dem Gefässe aufliegende, leicht gewölbte Rippen.

Einige der Einritzungen und Einfurchungen enthalten Spuren einer weissen, oder richtiger gesagt, gelblichen Masse, so dass man wohl die von steinzeitlichen Gefässen bekannte Ausfüllung der Ornament-Zeichnungen mit heller (weisser) Farbe vermuthen kann. Da die Gefässe in Torferde eingebettet gewesen sind, kann nicht an gelbe Erde (Lehm) gedacht werden. Indess sind die genannten Spuren so wenig sicher, dass ich nicht allzu grosses Gewicht darauf legen möchte; auch finden sie sich nur an einigen wenigen Gefässen.

Betrachten wir die Gefässe nun einzeln nach den an ihnen bemerkenswerthen Bestimmtheiten:

1. (Fig. 1.) Höhe des Gefässes 16 *cm*, Höhe des Rumpfes 10,5 *cm*, Höhe des Randes (Halses) 6 *cm*, grösster Durchmesser des Bauches 14,2 *cm*, Durchmesser der Stehfläche 6 *cm*. Vom Halse an ist das Gefäss auf zwei Drittel mit eingeritzten verticalen Parallellinien bedeckt. Diese scheinen durch spitze Steine bewirkt zu sein. Man erkennt nehmlich deutlich, wie die Schraffirung durch aneinander gereihte scharfe Stiche von verschiedener Breite, nicht aber durch fortlaufend gezogene Linien gebildet ist.

2. (Fig. 2.) Es ist etwa ein Viertel des Gefässes erhalten. Der Boden und der grösste Theil des Randes fehlen; ausserdem ist von zwei Oehren, von denen das eine unterhalb des anderen befindlich war, nur das obere erhalten. Am Bauche laufen vom Rande aus in grösseren oder kleineren Abständen von einander senkrechte, bandartige Streifen, bestehend aus mehreren (5—8) eingeritzten, gegen den Boden hin leicht divergirenden Verticallinien.

3. (Fig. 3.) Die oberste Kante des Randes hat gelitten, so dass sich die ursprüngliche Höhe des Gefässes nicht genau bestimmen lässt. Die jetzige Höhe beträgt 18,7 *cm*. Höhe des Rumpfes bis zum Halse 11 *cm*. Durchmesser des Bauches 15,7 *cm*. Durchmesser der Mündung 8 *cm*. Durchmesser der abgeflachten Stehfläche 7 *cm*. Zwei kleine, einander gegenüberstehende, eckig profilirte Oehre in der Biegung von Hals und Rumpf. Bandartige Streifen, gebildet durch Verticallinien, die durch schräge, jene kreuzende Linien geschnitten werden, so dass also kleine, verschobene Vierecke entstehen, ziehen sich vom Halse ab ungefähr über zwei Drittel des Gefässes herab. Diese bandartigen Streifen werden durch glatte Flächen geschieden, in deren Mitte Zickzacklinien herablaufen.

4. (Fig. 4.) Höhe 22,5 *cm*. Höhe des sich nach oben ein wenig erweiternden Halses 6,4 *cm*. Durchmesser des Bauches 20 *cm*. Durchmesser der Mündung 9,6 *cm*. Durchmesser der Stehfläche 7 *cm*. Im Ansatz des Halses vier einander gegenüberstehende kleine Oehre und unter diesen, gerade im grössten Umfange des Bauches, Oehr unter Oehr stehend, eine zweite Reihe von solchen, die etwas breiter sind, als die oberen. Das Band-Ornament, mit welchem, vom glatten Halse anfangend, der obere Theil des Bauches bis ein wenig über seine grösste Weite hinaus be-

Digitized by Google

deckt ist, stellt sich in reicheren und mehr zusammengesetzten Formen, als an den vorher genannten Gefässen, dar. Zwei Streifen, jeder bestehend aus zwei senkrecht laufenden, durch schrägliegende Striche verbundenen Linien, werden durch mehrere Gitterwerke mit vertical laufenden Linien verbunden.

5. (Fig. 5.) Halbkuglig. Höhe 18,5 *cm*. Höhe des Randes 6,5 *cm*. Durchmesser des Bauches 17 *cm*. Durchmesser der wenig bemerkbaren Stehfläche 5,5 *cm*. In der Biegung vier einander gegenüberstehende Oehre. Bei diesem Gefässe ist nicht nur, wie bei den vorgenannten, der Bauch ornamentirt, sondern auch der Rand, und zwar schlingt sich um den oberen Theil des Randes etwa bis auf die Hälfte seiner Höhe eine Reihe von abwärts gekehrten Dreiecken, die aus senkrechten Strichen gebildet oder, genauer gesagt, von solchen umsäumt werden, da innerhalb der Dreiecke noch ein kleines Feld ohne Schraffirung bleibt. Nach oben wird dieser aus Dreiecken bestehende Kranz von einer umlaufenden Zickzacklinie geschlossen. Am Bauche ziehen sich vom Rande ab bis etwas über seine Hälfte verschieden breite Streifen hinunter, gebildet durch zwei senkrechte Linien, die durch theils horizontal, theils schräg laufende Striche verbunden sind. Diese Streifenfolge wird durch senkrecht gestrichelte Dreiecke unterbrochen, aus denen die glatten Oehre hervorragen. Sämmtliche Linien sind sehr tief und breit eingegraben.

6. (Fig. 6.) Ungefähr ein Viertel des Gefässes und der Boden sind weggebrochen; es lässt sich daher die ursprüngliche Höhe nicht bestimmen. Grösster Durchmesser des Bauches ungefähr 25 *cm*. Höhe des Randes 7,8 *cm*. Durchmesser der Mündung ungefähr 23 *cm*. In der Biegung von Gefäss und Rand befinden sich, einander gegenüberstehend, zwei Paare von Oehren, von denen die zu einem Paar gehörenden einen Abstand von 6 *cm* von einander haben. Oben um den Rand zieht sich eine doppelte Reihe runder Grübchen, unter denen senkrecht gestrichelte Dreiecke herabhängen. Am Bauche laufen Bandstreifen herab, die in ihren Mustern ein einheitliches System nicht erkennen lassen. Senkrecht herablaufende Parallellinien sind theils nicht verbunden, theils durch horizontale, auch schräg geführte Striche verbunden. Einige der Streifen sind mit viereckigen, länglich gezogenen Grübchen ausgefüllt. Die Oehre sind glatt. Ziemlich deutlich erkennt man an diesem Gefässe, dessen Einritzungen tief gehen, die Spuren der weissen oder gelblichen Farbe.

7. (Fig. 7.) Halbkugliger Rumpf mit weit ausladendem (trichterförmigem) Rande. Höhe 21,3 *cm*. Höhe des Randes 10,3 *cm*. Der Rand nimmt also die halbe Höhe des Gefässes ein. Durchmesser des Bauches 16 *cm*. Durchmesser der Biegung beim Ansatze des Randes im Lichten 10,5 *cm*. Durchmesser der Mündung 21,5 *cm*. Durchmesser der abgeplatteten Stehfläche 4 *cm*. In dem Winkel zwischen Rumpf und Rand zwei Paar einander gegenüberstehender Oehre, von denen die zu einem Paare gehörenden einen Abstand von 6 *cm* von einander haben. Unter allen Gefässen ist dieses am reichsten ornamentirt. Der oberste Rand des Halses ist von einer Reihe runder, konisch durch und durch gebohrter Löcher umsäumt. Mit diesen parallellaufend ziehen sich darunter zwei Reihen länglich gefurchter Grübchen hin, an welche sich ein üppiger Schmuck sowohl herabhängender, wie auch aufstrebender gestrichelter Dreiecke, an gothische Formen erinnernd, anschliesst. Vom Halse ab führen die genannten, durch horizontale Striche geschmückten Oehre zu dem Bauche über, der auf zwei Drittel seiner Höhe die Verzierung des Halses mit geringen Veränderungen wiederholt. Auch bei diesem Gefässe sind Spuren heller Farbe erhalten.

Digitized by Google

Für den Grad, bis zu welchem in jenen weit entlegenen Zeiten der Schönheitssinn der Bevölkerung unserer nordischen Insel ausgebildet war, legt dieses Gefäss ein beredtes Zeugniss ab. Man wird kaum fehl gehen, wenn man zwischen den hier in der Keramik jener Zeiten sich aussprechenden Schmuckformen und der damaligen Webekunst einen Zusammenhang vermuthet.

8. (Fig. 8.) Fast kuglig, der Hals abgebrochen. Höhe 11 *cm*. Durchmesser 13,7 *cm*. Fussplatte leicht concav; deren Durchmesser 6 *cm*. Von zwei einander gegenüberstehenden Oehren ist das eine abgebrochen, das andere verletzt. Die vom Halse bis etwas über die Hälfte des Bauches herabgehende, mit Sorgfalt und Geschmack durchgearbeitete Zeichnung zeigt vier breite Bänder, jedes bestehend aus drei durch schräg sich schneidende Linien gebildeten Streifen, die durch zwei glatte, von mehreren quergehenden, breiten und tiefen Strichen durchfurchte Felder getrennt sind. Zwischen den vier breiten Bändern ziehen sich zwei durch eine senkrechte Linie geschiedene Zickzack-Verzierungen herab. Auch hier macht sich in einigen der Linien, insbesondere in den Zickzack-Verzierungen bemerkbar, dass sie nicht durch stetig fortlaufende Einritzungen, sondern durch Anreihung eingedrückter Punkte an einander hergestellt sind.

9. (Fig. 9.) In Grösse und Gestalt der vorigen Figur völlig gleich, also kuglig mit wenig abgeplatteter Stehfläche. Auch hier ist der Hals weggebrochen; von zwei einander gegenüberstehenden Oehren fehlt eines. Höhe 11 *cm*. Durchmesser 13,7 *cm*. Die Ornamentation ähnelt der des vorigen Gefässes, ist aber einfacher und weit weniger genau und sorgfältig ausgeführt. Durch schräg sich schneidende Linien ziehen sich schraffirte Streifen am Bauche herab, abwechselnd mit glatten Feldern, durch die sich verticale Zickzacklinien schlängeln Diese letzteren sind meist unförmlich breit und tief eingegraben.

10. (Fig. 10.) Höhe 23,7 *cm*. Durchmesser 20,5 *cm*. Höhe des Randes 7,5 *cm*. Durchmesser der Mündung 11 *cm*. Durchmesser der wenig abgeplatteten Stehfläche 8 *cm*. In der Biegung zwischen Hals und Rumpf zwei Paar Oehre mit Oeffnungen von 1 *cm* Weite, von welchen ein Paar abgebrochen ist. Die Oehre zeigen in ihrer Profilirung Einkehlungen, wie solche nicht selten an neolithischen Gefässen beobachtet werden, z. B. Klopfleisch, Vorgesch. Alterth. d. Provinz Sachsen, I, S. 44, Fig. 27*a*. Es fehlt alle Ornamentation. Das Gefäss zeigt in seinen Formen rohere Arbeit, als die bisher behandelten ornamentirten. Auch sind die Wandungen weit dicker, als z. B. bei Fig. 6—9.

11. (Fig. 11.) Tasse, birnförmig. Höhe 10,7 *cm*. Höhe des Randes 2,7 *cm*. Durchmesser des Bauches 11,5 *cm*. Durchmesser der Mündung 10,5 *cm*. Durchmesser der Stehfläche 3,5 *cm*. Das Gefäss ist dünnwandig. In der Biegung zwischen Rand und Rumpf vier kleine, einander gegenüberstehende Knötchen. Ohne Ornamente.

12. (Fig. 12.) Kanne. Der oberste Theil des Halses und eine Seite desselben weggebrochen. Jetzige Höhe 13,5 *cm*. Durchmesser des Bauches 12 *cm*. Durchmesser der Mündung 6,7 *cm*. Durchmesser der stark abgeplatteten, breiten Stehfläche 8,5 *cm*. Vom oberen Theil des Halses führt ein weit ausgreifender Henkel an den Rumpf des Gefässes. Ohne Ornament.

13. (Fig. 13.) Becher, konisch. Höhe 8,5 *cm*. Durchmesser der Mündung 16,5 *cm*. Durchmesser der Stehfläche 3,5 *cm*. Ohne Ornament. Welche Bestimmung hatte dieses Gefäss? Als Deckel (Stürze) diente es wahrscheinlich nicht; dazu bedurfte es solcher Höhe nicht, wie sie das Gefäss besitzt. Es kann dies wohl nur als Becher gedient haben, und da ihm bei solcher Benutzung der

Digitized by Google

geringe Umfang seiner Stehfläche keinen einigermaassen sicheren Stand gewährte, so ist hier vielleicht einer der Fälle gegeben, wo der Becher in einen der mehrfach gefundenen, von Tischler (Beiträge zur Kenntniss der Steinzeit, 1883, S. 22) besprochenen Thonringe gestellt wurde.

14. (Fig. 14.) Schöpfkelle. Halbkuglig. Höhe 5,5 *cm*. Durchmesser der Mündung 9,5 *cm*. Durchmesser der Stehfläche 4,5 *cm*. Ein oben vom Rande bis an die Fussplatte gehender Henkel ist zum grössten Theile weggebrochen. Wenig sorgfältige Arbeit. Ohne Ornament.

15. (Fig. 15.) Ausser dem oberen Theile des Randes und dem Boden fehlt auch mehr als die Hälfte des Bauches. Letzterer hatte einen ungefähren Durchmesser von 15 *cm*. Am Bauche laufen 2—4 *mm* breite, parallele, in Relief aufliegende Bänder herab. Das in der Biegung von Rumpf und Rand erhaltene Oehr mit 1 *cm* weiter Durchbohrung zeigt eine tiefe Einfurchung, gleich den Oehren bei Fig. 10.

16. (Fig. 16.) Der Boden und ungefähr ein Drittel des Gefässumfanges fehlen. Die Höhe des kleinen, zierlichen Näpfchens von der Abbruchstelle des Bodens bis zum obersten Rande beträgt 7 *cm*. Höhe des Randes 1,5 *cm*. Der Rumpf ist mit dem durch Eindrücke der Fingernägel entstandenen Ornamente bedeckt und erhält damit einen schuppenartigen Ueberzug.

Durch ihre Ornamente werden die vorstehend beschriebenen Gefässe in die Steinzeit gewiesen. Die Schnitt- und Stichverzierung ist für neolithische Gefässe die am meisten angewandte, auch die Verzierung durch Fingernagel-Eindrücke ist ihnen nicht fremd. Schwerer dagegen werden Relief-Ornamente mit Ausnahme von Buckeln und Knötchen für solche Gefässe nachzuweisen sein. Ich müsste indess sehr irren, wenn nicht einige, in Thüringen gefundene Thongefässe mit plastischen Bändern geschmückt wären. Dass auch dies hier in Fig. 15 abgebildete Gefäss nicht den übrigen gleichaltrig sein sollte, ist nicht wohl anzunehmen[1]).

Der Umstand, dass die Gingster Gefässe aus einem Torfmoor erstanden sind, macht es wahrscheinlich, dass sich in ihnen Ueberreste der Hausgeräthe einer Pfahlbau-Ansiedelung darstellen. Für ihre Bestimmung zu häuslichen und wirthschaftlichen Zwecken sprechen auch die Formen einiger der Gefässe (Kanne Fig. 12, Schöpfkelle Fig. 14, Becher Fig. 13, Tasse Fig. 11); ferner sprechen dafür die Festigkeit des Thons und die sorgfältige Ausführung, die wohl kaum von gleicher Güte gewesen sein würde, wenn die Gefässe lediglich für Bestattungszwecke gearbeitet wären.

Freilich fehlen zwei der für Pfahlbauten wichtigsten Beweismittel, vorgeschichtliche Werkzeuge und allerlei Küchenabfälle. Auch ist die Zahl der von den Arbeitern bemerkten Holzpfähle zur sicheren Beweisführung kaum genügend. Letztere, die Pfähle, aber können bei einer schon seit Menschenaltern dort ausgeübten Torfgewinnung — sie geschah ausschliesslich für die Wirthschaft der Orts-Geistlichen — dem Moore nach und nach entnommen und die Altsachen aus Stein können bei ihrer Schwere bis auf den Grund des Moores, wohin die Untersuchung noch nicht gedrungen ist, gesunken sein.

Noch ein Grund spricht für die Vermuthung eines Pfahlbaues. In dem Torfmoor des dem Gingster Kirchspiele angehörenden Dorfes Lieschow ist in den achtziger Jahren ein Thongefäss gefunden, welches unserer Fig. 10 sehr ähnlich ist. Das Gefäss ist leider nicht in das Stralsunder Museum gekommen, und ich

1) Auch aus galizischen Höhlen führt Tischler (Beiträge zur Kenntniss der Steinzeit, a. a. O., S. 10) Gefässscherben mit Relief-Verzierung aus neolithischer Zeit an.

Digitized by Google

habe es nur einmal flüchtig gesehen. Die Gleichartigkeit mit den Gingster Gefässen frappirte mich damals sehr. Ich habe in dem Lieschower Moor auch nicht weiter nachsuchen können; jedenfalls wird aber durch den dortigen Fund die Wahrscheinlichkeit für die Annahme einer Pfahlbau-Wohnung für die Verfertiger der Gingster Gefässe erhöht.

Das Gefäss von Lieschow ist auffallender Weise aus unserem Sammelkreise, Neu-Vorpommern und Rügen, das einzige mir bekannte, welches sich der Reihe der zu Gingst gefundenen anschliesst. Unser Museum besitzt eine Anzahl steinzeitlicher Gefässe, und zwar, soweit ich feststellen kann, sämmtlich von Rügen. Mit Ausschluss der Gingster Gefässe sind in ihnen zwei Typen vertreten: erstens niedrige, meist roh geformt und schwach grau gebrannt, mit entweder gerade aufsteigenden oder auch leicht gekrümmten Wandungen. Dem zweiten Typus gehören zwei in gefälligen Schwingungen sich erhebende Becher an, wie solche aus weit von einander entfernten Gegenden nachgewiesen sind (aus Holstein, Mestorf, Vorgesch. Alterth. aus Schleswig-Holstein, Taf. 16, 131; aus Hannover, Müller, Vor- und früh-geschichtl. Alterth., Taf. 4, 37, v. Estorff, Alterth. der Gegend von Uelzen, Taf. 15, 4; vom Rhein, Koenen, Gefässkunde, Taf. 3, 4 und 6; aus Thüringen, Götze, die Gefässformen der neolith. schnurverzierten Keramik, Taf. 1, 16 und 19; von der kurischen Nehrung, Tischler a. a. O. S. 24; aus Schweden, Montelius, Svenska Fornsaker, Nr. 93). Unsere beiden Gefässe dieses Typus, das eine in Höhe von 20, das andere von 9,80 *cm*, sind aus fein geschlämmtem Thon, das grössere roth, das kleinere gelb gebrannt und mit Stichverzierungen versehen.

Die dem erstgenannten Typus angehörenden neolithischen Gefässe von Rügen sind meist ohne Ornamente, doch besitzt das Stralsunder Museum 7 ornamentirte Urnen oder grössere Bruchstücke von solchen mit Stich- und Strichverzierungen. Ich habe vier von ihnen zur Vergleichung mit den Gingster Gefässen photographiren lassen. Die Verwandtschaft der hier unter Fig. 17—20 abgebildeten mit den Gingster Gefässen fällt leicht in die Augen; besonders nahe kommt letzteren Fig. 17. Diese vier im Vergleich mit jenen stellen sich indess wie mehr oder weniger fernstehende Glieder einer und derselben Sippe dar. Von den vieren glaube ich mit Sicherheit aussagen zu können, dass sie in megalithischen (Hünen-) Gräbern gefunden sind und zwar auf Jasmund und im Südosten der Insel, in der Umgegend der Stadt Garz.

In welchem zeitlichen Verhältnisse stehen die Gingster Gefässe zu den übrigen neolithischen auf Rügen gefundenen? Möglich, dass sie gleichzeitig sind und dass die in Gräbern gefundenen eben nur für Todtenzwecke verfertigt wurden. Ich möchte indess wegen des in den Gingster Gefässen sich aussprechenden stärkeren und ausgebildeteren Schönheitsgefühls und wegen der grösseren Leichtigkeit und Fertigkeit in Behandlung des Thons (Relief-Ornament) glauben, dass diese erheblich jünger sind und damit der Metallzeit näher rücken, als jene.

Angeführt möge dabei noch werden, dass die Umgegend von Gingst, vornehmlich die weite und fruchtbare Ebene, die sich im Norden einer Linie, von Gingst nach dem östlich gelegenen Kirchdorfe Patzig gezogen, bis an die See ausdehnt, auffallend zahlreiche Flint-Alterthümer, meist Einzelfunde, hergegeben hat, und, was besonders zu beachten ist, dass die in dieser Ebene gefundenen Manufakte aus Feuerstein sich fast ausnahmslos durch vortrefflichste Herstellung auszeichnen. Es dürften dies Arbeiten der dort ansässigen Pfahlbau-Bevölkerung sein. —

Digitized by Google

Hr. Rud. Virchow dankt Hrn. R. Baier für die Mittheilung seiner wichtige Beobachtungen. Er erinnert zugleich daran, dass er im Jahre 1886 (Verhandl. S. 611, 612 und 625) Scherben der neolithischen Periode aus verschiedenen Theilen Rügen's beschrieben hat. Nachdem nunmehr eine so grosse Zahl gut oder doch erkennbar erhaltener Gefässe zu Tage gekommen ist, wird die Aufmerksamkeit auf diesen Abschnitt unserer Vorgeschichte gewiss noch mehr fixirt werden. —

(15) Hr. W. v. Schulenburg bespricht in einer Zuschrift den

Wetterzauber mit Steinbeilen und den Gott Perkunas.

Im Anschluss an die Mittheilungen des Hrn. M. Bartels (Verhandl. 1893, S. 558—564) über Wetterzauber mit Steinbeilen theile ich eine denkwürdige Darlegung von Gisevius mit. Dieselbe findet sich in seinem Verzeichniss zu den Abbildungen von Alterthümern vom Rombinus in Ostpreussen (die in der vorgeschichtlichen Abtheilung des Museums für Völkerkunde zu Berlin aufbewahrt werden), wie folgt: „Noch bemerkenswerth bleibt es, dass sich eine mystische Beziehung, die sich hier und da bis auf die Gegenwart theilweise erhalten hat, an dieselben knüpfte. Schon die Benennung: Donnerkeile, im Litauischen: Perkunó Kulká (nicht zu verwechseln mit den zu den Versteinerungen gehörenden Belemniten oder Teufelsfingern), ferner der frühere Glaube, dass man gegen Gewitterschaden geschützt sei, sobald man sich im Besitze eines solchen Steines befinde, so auch das jetzt noch gebräuchliche Bestreichen einer Geschwulst oder wunden Stelle mit diesen Steinen, die daher von einem Landmann selbst für Geld nicht leicht aus den Händen gegeben werden, dürfte darauf hindeuten, dass Priester solche Geräthe verfertigten, weihten oder selbst bei den Opfern, als man schon den Gebrauch des Eisens und der Metalle kannte, noch beibehielten, da man ausserdem fast gar keine Opfergeräthe, die zur Schlachtung des Viehes nöthig waren, gefunden hat. Bei dem gemeinen Mann haben dabei diese Steine nicht alle einen gleichen Werth; er theilt sie in ächte und unächte; erstere sind nur diejenigen, welche, mit einem Faden Zwirn umwickelt, diesen nicht verbrennen lassen, wenn sie in's Feuer gelegt werden.

„Es verdiente endlich noch erwähnt zu werden, dass die beiden Steine, deren Abbildung sich auf der XXVI. Tafel bei Nr. 4 und 6 befindet, in uralten Eichen, mit der Rinde tief verwachsen, gefunden wurden. Nr. 4 wurde, beim Abhauen eines Astes, unter der Rinde gefunden; Nr. 6 steckte bis zur Hälfte im Stamm. Die Eichen, als dem Perkunas geheiligte Bäume, können hiernach mit den nach ihm genannten Perkunas-Kulken in näherem Wechselverhältniss zu einander betrachtet werden." —

(16) Hr. W. Krause legt eine

Reconstruction des Schädels vom Pithecanthropus erectus Dubois

vor. Die Zeichnung gleicht dem Schädel eines riesenhaften Hylobates; sie beruht auf den Contouren des Schädeldaches (vergl. Rud. Virchow, Verhandl. 1895, S. 745, Fig. 1), auf der Lage des Hinterhauptsloches und den Dimensionen der beiden Zähne. Entscheidend ist die Grösse der letzteren, denn sie ergiebt einen Unterkiefer, dessen Länge das $1^1/_2$fache von der des menschlichen beträgt. Ein solcher Riesenaffe müsste einen Radius von etwa 1 *m* Länge gehabt haben; dergleichen Ueberschreitungen der Körpergrösse jetzt lebender Arten sind aber bei ausgestorbenen, fossilen, verwandten Species ein ganz gewöhnliches Vorkommniss. —

Digitized by Google

(17) Hr. Rud. Virchow berichtet über den

ehemaligen Brandwall von Koschütz bei Dresden.

In den Sitzungen der Gesellschaft vom 24. Juni 1871 (Verh. S. 107) und vom 28. November 1874 (Verh. S. 232, Anm.) habe ich den Brandwall von Koschütz, westlich von Dresden, besprochen. Er war mir damals besonders bemerkenswerth als der erste Brandwall westlich von der Elbe, der mir bekannt geworden war und weil er alle Merkmale der früher von mir aus der Ober-Lausitz beschriebenen Brandwälle an sich trug. Ringsumher war jedoch das Feld durchsetzt mit Thonscherben, unter denen solche vom Burgwall-Typus (alt-slavische) mit solchen des älteren Lausitzer Typus (sog. germanische) gemischt waren. Es liess sich daher die allgemeine Chronologie der Ansiedelung feststellen, wenn auch der Umstand, dass gelegentlich viel jüngere Objekte, die bis in das 10. und 11. Jahrhundert reichten, auf den ersten Blick etwas verwirrend war.

Vor Kurzem habe ich die Stelle von Neuem besucht. Ich war daselbst am letzten Pfingst-Heiligabend, 23. Mai. Leider fand ich fast die ganze Oberfläche zerstört und beackert; von dem Wall war nur hier und da eine schwache Andeutung übrig geblieben. Beim Suchen auf der Ackerfläche zeigte sich gelegentlich ein Thonscherben; ich überreiche die wenigen gesammelten Stücke für die prähistorische Abtheilung des Museums für Völkerkunde.

So ist denn auch dieses seltene und für das westelbische Gebiet scheinbar einzige Monument der Vernichtung anheimgefallen. Die Nachbarn, welche ich befragte, wussten nicht einmal mehr von der Existenz des Steinwalles zu erzählen. Man berichtete mir von Funden, die an dem vorliegenden Steilabhange zur Weistritz gefunden würden, und zeigte mir einen, vor diesem Abhange hervorragenden, mächtigen Felsblock, auf welchem nach der Meinung eines mir unbekannten Beobachters ein alter Opferplatz gewesen sein soll. Meine Zeit reichte nicht aus, diese Punkte zu besuchen; vielleicht wird diese Mittheilung ausreichen, um die Aufmerksamkeit der Localforscher darauf zu richten. —

(18) Hr. M. Bartels übergiebt einen Bericht über

Reife-Unsitten bei den Bawenda in Nord-Transvaal,

welchen ihm Hr. Missionar R. Wessmann in Ha Tschakoma, P. O. Spelonken, auf seine Bitte eingesendet hat. Derselbe lautet:

„Was Ihre zwei Fragen betrifft, so möchte ich heute nur die erste beantworten, über die zweite aber erst Erkundigungen einziehen und später darüber schreiben. Zuerst also etwas, was sich auf die Mannbarkeit der Knaben und Mädchen bezieht. Ich beginne mit den Mädchen.

„Das junge Geschlecht erhält jegliche Unterweisung von dem älteren Geschlecht, besonders in Dingen, die sich auf die Mannbarkeit beziehen. Haben die Mädchen das 8. Lebensjahr überschritten, dann werden sie von den älteren Frauen dazu angehalten, die beiden äusseren Schamlippen herauszuziehen. Diese Procedur geschieht täglich und so lange, bis das Werk gelungen ist. Was es für einen Zweck hat, wissen sie selber nicht. Doch ist es bei der Verheirathung, d. h. bei dem Verkauf der Mädchen, von grosser Wichtigkeit, und zwar so, dass der junge Mann, der den Kaufpreis zahlt, sich zuerst von der Richtigkeit in dieser Sache zu überzeugen sucht. Je länger die Schamlippen herausstehen, desto lieber haben sie es. Diese tägliche Uebung von Jugend auf geschieht ge-

Digitized by Google

meinsam. Im vorigen Jahre kam es vor, dass ungefähr 10 Mädchen, die in einem Hause am Abend diese Arbeit verrichteten, beinahe verbrannt wären. Sie hatten auf eine volle Petroleum-Kanne ein Licht gestellt, welches umfiel und eine Explosion zur Folge hatte. Die nackten Körper waren bedeckt mit brennendem Petroleum; nur durch ihren Hülferuf und das Herbeikommen Anderer wurden sie gerettet.

„Eine andere Arbeit geschieht an den Brüsten. Hier werden die Milchdrüsen zerdrückt, so dass sie ganz verschwinden und nicht mehr gefühlt werden dürfen. Was dies für einen Zweck haben soll, ist mir auch nicht bekannt geworden.

„Ist ein Mädchen geschlechtsreif und hat sie den ersten Monatsfluss gehabt, so wird dies bekannt gemacht. Die älteren Frauen suchen noch andere Mädchen und gehen mit ihnen zum Fluss oder zu solchem Wasser, wo sie bequem darin sitzen können. Hier sitzen sie den ganzen Tag im Wasser, gleichviel ob dasselbe kalt oder warm ist. Einige ältere Frauen stehen am Ufer mit der Trommel und schlagen dieselbe zum Zeitvertreib für die sich im Wasser befindenden Mädchen. Diese Procedur muss jedes Mädchen durchmachen, es mag wollen oder nicht. Ist das Wassersitzen zu Ende, das oft selbst mehrere Tage dauert, dann werden die Mädchen in den Dingen des ehelichen Lebens unterrichtet. Sonderlich wird ihnen befohlen, sich jedem jungen Mann zur freien Verfügung zu stellen. Jeder hat das Recht, mit solchem Mädchen zu „spielen", wie sie sagen, und sie muss es zulassen. Weigert sie sich, so wird sie von den anderen Mädchen verachtet, man spricht nicht mit ihr, wirft sie vielleicht auch mit Steinen. Das Spielen ist nun ein weiter Begriff, jedoch streng davon unterschieden ist das Beschlafen. Hierüber geschieht in monatlichen Zwischenräumen eine Controle. Die alten Frauen kommen zur Untersuchung. Das Mädchen sitzt hierbei auf einem Stein. Findet man nun, dass die Schamlippen von einander abstehen, so erkennt man daran, dass solch ein Mädchen mit einem jungen Mann den Beischlaf ausgeführt hat. Sie wird gescholten oder auch bestraft.

„Bei den Knaben beginnen diese Dinge beim Bekanntwerden des ersten Samenverlustes. Man holt einen solchen Knaben zum Tondo; das ist ein abgeschlossener Raum in jedem grösseren Kraal, meist wo der Häuptling oder ein Grosser des Landes wohnt. Hier findet er gleiche Genossen. Das Essen stehlen sie, und alles gestohlene Gut wird hier gemeinsam verzehrt. Ueber Stehlen haben sie spartanische Gedanken. Sie verschonen hierbei des Nachts, wenn sie auf Raub ausgehen, selbst ihre eigenen Eltern nicht. Eine Hauptsache in dieser sogenannten Tondoschule ist auch der Unterricht in den Geschlechtssachen. Es wird dem jungen Mann gesagt, dass er nun alles thun könne. Besonders wird wieder auf den Ausdruck „spielen" Gewicht gelegt. Um einem Mädchen dies anzuzeigen, schickt der Betreffende ein Geschenk. Das geschieht nicht im Verborgenen, sondern ganz offenbar. Bald darauf folgt er selbst nach. Nach allgemeiner Begrüssung verschwindet er mit dem Mädchen in ihr Haus und thut nun, was ihm gefällt. Jedermann weiss davon, auch die Eltern, aus deren Mitte beide vielleicht sich entfernten. Geschieht es nun aber doch, dass ein Mädchen schwanger wird, so bezahlt der junge Mann eine Strafe von einem Ochsen. Nach Bezahlung der Schuld ist alles wieder vorbei und vergessen. Solche Uebertretung kommt aber ziemlich selten vor. Unzucht ist also Landesgesetz und das Verbot: Du sollst nicht ehebrechen, lautet hier: „Du sollst vermeiden, dass bei gebotener Unzucht ein Kind zur Welt gebracht wird." Die Beschneidung findet hier und da auch statt. Jedoch sie kommt von den Bassutho und war den Bawenda noch bis vor wenigen Jahren ganz unbekannt. Ich denke, das ist wohl das Wichtigste über diesen Gegenstand." —

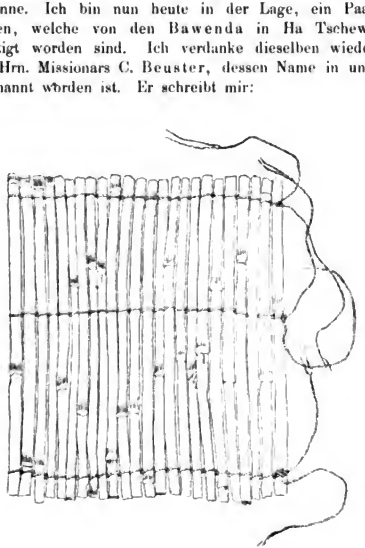
Digitized by Google

Hr. M. Bartels: Das in dem obigen Berichte erwähnte Hervorziehen der „äusseren“ Schamlippen hat, soviel mir bekannt ist, bis jetzt noch keine Analogie bei irgend einem anderen Volksstamm der Erde. Ich werde bemüht sein, über diesen Punkt noch nähere Aufklärungen zu erhalten. —

(19) Hr. M. Bartels zeigt

Schienen-Verbände für Knochenbrüche bei den Bawenda von Nord-Transvaal.

Die Nachrichten, welche bisher über die Behandlung der Verrenkungen und der Knochenbrüche bei den Naturvölkern zu uns gelangten, sind im Ganzen sehr spärlich. Was darüber zu erfahren war, das habe ich in meinem Buche über „die Medicin der Naturvölker“ zusammengestellt. Es spiegelt die verschiedenen Stadien wieder, welche wir überhaupt in der Volksmedicin zu erkennen vermögen. Das einfache Sprechen von Zauberformeln bildet den Anfang; die Anwendung äusserlicher Medicamente zeigt schon ein höheres Stadium an, bis endlich die Versuche wohl überlegter und mehr oder weniger zweckmässiger und vollkommener chirurgischer Eingriffe folgen. Eine Anzahl von Völkerschaften ist schon soweit vorgeschritten, dass sie an gebrochene Glieder Schienen-Verbände zu legen verstehen. Holzstücke, Baumrinde oder Blätterpackungen liefern hierfür das Verbandmaterial. Bisher ist aber meines Wissens niemals ein solcher Schienen-Verband in ein ethnographisches Museum gelangt, wenigstens soweit ich derartige Sammlungen kenne. Ich bin nun heute in der Lage, ein Paar solcher Verbände vorzulegen, welche von den Bawenda in Ha Tschewasse in Nord-Transvaal gefertigt worden sind. Ich verdanke dieselben wieder der Liebenswürdigkeit des Hrn. Missionars C. Beuster, dessen Name in unseren Sitzungen schon häufig genannt worden ist. Er schreibt mir:



Digitized by Google

„Als ich in diesen Tagen einen Kranken behandelte, dem der Arm zerschlagen war, fiel mir ein, dass der Verband, welchen diese Naturvölker bei Bruchschäden anwenden, Ihnen vielleicht interessant sein könnte, und so erlaube ich mir, Ihnen einige Muster zuzusenden, und ich füge hinzu, dass, soweit ich zu beobachten Gelegenheit hatte, diese Verbände recht gute Dienste thun; wenigstens scheinen sie mir, im Vergleich mit dem Gypsverbande, Vorzüge zu haben. Auch beim Vieh werden diese Verbände angewandt und thun da recht gute Dienste; bei einiger Aufmerksamkeit heilt wenigstens das gebrochene Glied gut an."

Die beiden mir zugeschickten Verbände haben eine Länge von nur 19,5—20 *cm* und eine Breite von 16,5 *cm*. Sie sind aus schmalen Rohr-Abschnitten von $^1/_2$ bis $^3/_4$ *cm* Breite zusammengesetzt. Diese Abschnitte sind der Länge nach aus Rohrstengeln herausgeschnitten und in dem einen Exemplare zu 21, in dem anderen zu 24 parallel neben einander gelegt. An drei Stellen, oben, unten und in der Mitte, sind diese Rohrstreifen durch je eine feine, aus sechs braunen Pflanzenfasern zusammengedrehte Schnur unter einander verbunden. Dieselbe umschlingt den ersten Rohrstreifen, geht dann zu dem benachbarten und umschlingt diesen u. s. w.; auf dem äusseren Rande des letzten Streifens sind die Schnüre mit, 11—12 *cm* lang überstehenden Enden, geknotet. Diese Verbände besitzen einen hohen Grad von Elasticität, dabei aber doch eine hinreichende Festigkeit und Widerstandsfähigkeit, so dass es wohl zu begreifen ist, dass die Bawenda mit ihrer Hülfe bei den Knochenbrüchen gute Erfolge zu erzielen vermögen. Ob die Glieder vorher gepolstert oder eingefettet und nach der Anlegung des Schienen-Verbandes in Binden oder Schlingen gelagert werden, vermochte ich bisher noch nicht zu erfahren. —

(20) Hr. A. Treichel sendet aus Hoch-Paleschken unter dem 18. Juni folgenden Bericht über die

Hochzeit in der Cassubei.

Es soll das Folgende einen Nachtrag bilden zu meiner Schilderung von Hochzeitsgebräuchen, besonders aus Westpreussen, wie ich sie 1884 in Bd. 16, S. 105 ff. der Zeistchrift für Ethnologie veröffentlicht habe. Die Unterlagen dazu sind mir, wie ich mit Dank hervorhebe, durch gef. Hergabe Seitens des Hrn. Gerichts-Secretärs Derra in Karthaus geworden, eines überaus gegendkundigen Mannes.

Das Menschenmaterial, um welches es sich dabei handelt, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist vornehmlich der gemeine Mann, sowie der kleinere oder grössere Bauer, auch der Pächter, weniger ein grösserer Eigenthümer, bei welchem schon ein Stück Polterabend hinzukommt, welch' letzterer bei Hochzeiten von Edelleuten niemals fehlen darf, weil diese mit der vermeintlichen Cultur Schritt halten. Ganz besonders betone ich aber schon zum Voraus, wie namentlich ein dafür angesehener Haupttheil der ganzen Handlung (das Austrinken des Fasses) und die in solchem wirkungsvollen Zustande und noch dazu unter vier Augen vorgenommenen Vereinbarungen der beiderseitigen Elternpaare in juristischer Beziehung, wenn es dabei zum Streite über etwa besprochene Mitgift oder ein ausgesetztes Altentheil kommt, als gültige Satzungen eines auch durch das westpreussische Provinzialrecht verbürgten Gewohnheitsrechtes angesehen werden, wonach dann die richterliche Entscheidung fällt. Kommt es zur Abnahme von Eiden, so ist es doch klar, dass der Zustand, in welchem sich beide Parteien zur Zeit einer Abrede befanden, den Gegenstand nur in unklarer Verschwommenheit erkennen lässt, und dass dann jene Eide der Parteien, namentlich wenn diese durch Hetzereien von Verwandten oder durch die in dortiger Gegend gar so

Digitized by Google

häufigen Selbstanerbietungen zu Zeugenaussagen unterstützt werden, gar häufig zu Meineiden werden, deren Vollleister, wie dies Wort alturkundlich heisst, dann häufig Seitens der Staatsanwaltschaft als nicht immer schuldvolle Objecte vor die Schwurgerichtshöfe gestellt werden. Namentlich handelt es sich dann um die Besprechung des Altentheiles, wofür ich hier die in der Cassubei gültigen, sonst aber wohl in keinem polnischen Dialect-Wörterbuche auffindbaren Bezeichnungen hinsetze. Es heisst das Altentheil dort pensia (wohl gleich Pension) oder deputat (das betreffende Zukommende) oder chleb (zu deutsch Brot) oder starkowizna (zu deutsch Altentheil) oder do żywocie (zu deutsch „bis zum Lebensende").

Wenn nun jemand aus jenen Kreisen ein Mädchen, das ihm gefällt, bei irgend einem Anlasse gefunden hat und um dasselbe zu freien beschliesst, so erkundigt er sich zunächst bei seinen Freunden nach demselben, zunächst wohl in vermögensrechtlicher Beziehung. Diese Erkundigung bei den Freunden findet auch dann im Allgemeinen statt, wenn es sich um irgend ein beliebiges Mädchen handelt, das ihm als passende Partie erscheint. Ist dieser Gegenstand gefunden, so sucht der Freier Verbindung mit den nächsten Bekannten oder Verwandten, denen er sein Anliegen vorträgt, und auf diesem Umwege erfährt dann auch das betreffende Mädchen davon. Es wird dann ein Rendez-vous verabredet, sei es an einem Jahrmarkte, sei es auf einem Ablasse, seltener aber an einem gewöhnlichen Kirchensonntage. Hier tractirt der junge Mann die Auserkorene und deren Anhang entweder mit Bier und Zucker darin oder mit sogen. Gänsewein, d. i. Zucker, Weinessenz und sonstiger Substanz. In der Folge ist eine wichtige Person der sog. Werbsmann, um dessen Beschaffung man sich eifrig bemüht. Dieser geht dann zu den Eltern des Mädchens, spricht mit ihnen über den Fall, giebt Auskunft über die Verhältnisse des Bewerbers, bemüht sich auch um ein Näheres über die Mitgift der Braut und fragt schliesslich, ob der junge Mann wirklich kommen soll; bei zusagenden Verhältnissen wird dann ein Tag dazu bestimmt und an diesem erscheinen dann der nie fehlende Werbsmann, sowie der Bewerber und dessen Eltern. Das Mädchen sagt dann nur: das kann sein (to może bec!). Dann werden sie und ihre Eltern eingeladen „auf Sicht" (na oględy) oder na obżerki (Befressen). Dort findet sich auch der Werbsmann ein. Beim Scheiden sprechen dann die Braut-Anverwandten das entscheidungsschwere Wort: auf nächsten Donnerstag zur Verlobung, na rękawiny! (Handreichung!) Für gewöhnlich erscheint dort der Bräutigam schon mit einem Ringe. Auch die ganze beiderseitige Verwandtschaft kommt dort, d. h. in dem Hause der Braut, zusammen. Ausserdem bringt der Bräutigam dorthin Getränke mit, besonders ein Gefäss mit Bier. Polnisch heisst das statk (weil es steht) oder deutsch-kassubisch fôtka, also etwa Fässchen, vielleicht das provinzielle Flote. Ist dies etwa zur Hälfte ausgetrunken, so entfernt sich der Bräutigam mit den zukünftigen Schwiegereltern, sowie natürlich auch mit dem Werbsmann, in ein besonderes Zimmer. Hier wird die Art und Weise und die Höhe der Mitgift besprochen und auch wohl Verabredungen über ein etwaiges Altentheil getroffen; daraufhin giebt man sich die Hand. Dann wird der Rest des Fässchens ausgetrunken und das Pärchen erscheint dabei schon als Verlobte und erfreut sich der einschlägigen Freiheiten. Sofort am nächsten Freitag, nachdem man sich zuvor bei dem zuständigen Pfarrer die betreffenden Geburts-Urkunden verschafft hat, geht es dann zum Standesbeamten, wo das Aufgebot besorgt wird, und dann sofort wieder zum Pfarrer zurück, meist am folgenden Sonnabend, damit am Sonntag darauf das erste Aufgebot von der Kanzel herab erfolgen kann. Haben die Verlobten 14 Tage lang mit ihrer Aufgebots-Urkunde in den betreffenden Ge-

Digitized by Google

meinden „ausgehangen", und ist auch das kirchliche Beiwerk des dreimaligen Aufgebots geschehen, so kann für gewöhnlich am Dienstag nach dem dritten Sonntage des Aufgebots die Hochzeit erfolgen. Der Dienstag ist ein Lieblingstag für die cassubischen Hochzeiten; während eine solche vor Fastnacht als eine noble angesehen wird, fallen sonst die meisten in die Zeit um Martini, und ihre Fülle ist dann eine so starke, dass die immerhin raren Musikanten stets von der einen auf die andere ziehen, ohne sich einen Zwischenraum Ruhe gönnen zu können. Die Ausrichtung der Hochzeit liegt den Eltern der Braut ob; mit allen möglichen Kräften werden die Vorbereitungen dazu getroffen. Die Trauung findet statt im Kirchdorfe der Braut, und dort nimmt man auch Rücksprache mit dem Gastwirthe wegen der entsprechenden Verpflegung im Essen und Trinken. Häufig beherbergt der Gastwirth mehrere solcher Hochzeits-Gesellschaften in seinem Hause. Musik darf dabei natürlich nicht fehlen; diese besteht zumeist aus Fiedel (Violine) und Bassgeige, sonst erscheinen auch Blas-Instrumente. Die Trauung ist also am Dienstag und zwar Morgens, gleich nach der heiligen Messe. Erst bei dem Austritt aus der Kirche wird das neue Paar von der Musik mit einem Marsch empfangen und bei seinem Weitergange bis zum Gasthause damit begleitet. Die Hochzeit im Gasthause gilt besonders für die ärmere Bevölkerungsklasse. Fleissig wird hier den Getränken zugesprochen und bald lockt die Musik zum Tanzen. Nach längerer Zeit erfolgt dort dann der Brauttanz, brutkidanc. Eine männliche Person, meist der Werbsmann, bewaffnet sich mit zwei Tellern und geht mit der Braut zu einem jeden Hochzeits-Theilnehmer heran mit der Aufforderung, sowohl mit der Braut zu tanzen, als auch auf die präsentirten Teller eine Geldgabe zu thun. Das gesammelte Geld wird in den unteren Teller gelegt, während der leere obere dann die mehr sichtbare Gabe des Einzelnen in Empfang nimmt. Aus dem Erlös dieser Brauttanz-Sammlung werden die Kosten der Hochzeit bestritten, besonders die Musik bezahlt — und ein verbleibendes Mehr mit zum Kaufe einer Kuh verwandt. So geht es nun fort bis zum Untergange der Sonne. Dann zieht man unter Vorantritt der Musik in das Haus der Braut, wo es zu essen giebt. Die Musik muss Fleisch haben, der sonstige Gast sich aber häufig mit Reis begnügen. Natürlich fehlt auch hier das Trinken nicht und dann in wilderen Sprüngen ein weiterer Tanz. Eine Keilerei bildet häufig den Schluss.

Nach Wochen und Monaten erinnert man sich der getroffenen materiellen Abmachungen und häufig kommt es zum Streite wegen Hingabe oder Höhe der Braut-Mitgift oder wegen Höhe, Auszahlung und Leistung des Altentheils, dann zum Prozesse, dann zu Eiden, häufig zu Meineiden, wodurch natürlich eine grosse Kluft zwischen dem jungen Paare und den beiderseitigen Eltern entsteht. Das ist etwas sehr Trauriges. In den Prozessen aber ist das vollständige Austrinken des aufgelegten Gefässes mit Bier nach dem dortigen Gewohnheitsrechte rechtsverbindlich. Was dabei verabredet und abgemacht wird, hat gesetzesgültige Kraft. Der mehr gegendunkundige Richter fragt dann: „ist denn das hier so bei der Verlobung?" und die Antwort lautet: „Ja doch, wir tranken doch schon das Fass Bier darauf aus!" Ten statk piwa ma ju wipili! —

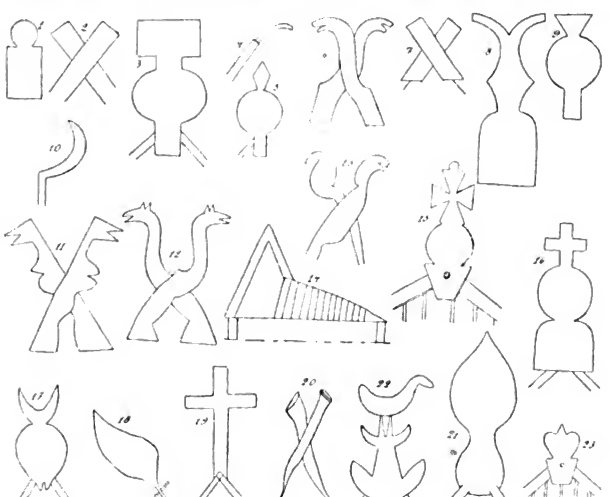
(21) Eine fernere Mittheilung des Hrn. A. Treichel betrifft die

Giebel-Verzierungen und Anderes aus Westpreussen.

Da sich das Häuflein der von mir in Beobachtung gezogenen Fälle von Giebel-Verzierungen in unseren Bauerndörfern wiederum vermehrt hat, so stehe ich nicht an, deren Aufzeichnungen als neuen Nachtrag folgen zu lassen. Von diesen ge-

Digitized by Google

hören Fig. 1 zu Neu-Bukowitz, Fig. 2 zu Neu-Kischau, Fig. 3 zu Neu-Grabau, Fig. 4—14 zu Konarzin, sämmtlich im Kreise Berent gelegen, Fig. 15 zu Sagorsz im Kreise Neustadt, Fig. 16—23 zu Remboszewo, Fig. 24—29 zu Ostritz, Fig. 30—32 zu Garz, Fig. 33 und 34 zu Staniszewo, Fig. 35—40 zu Sianowo, sämmtlich im Kreise Carthaus gelegen. Die unter Hergabe von mehr Details, besonders in der Holzfaserung, hergestellten besseren Zeichnungen entstammen der kundigen Hand des Oberlehrers Hrn. Dr. W. Korella in Danzig. Im Allgemeinen wiederholt sich das altbekannte Lied von der Zusammensetzung, von rundlicher und eckiger Form, bald oben, bald unten, weniger seitlich, auch spitzstehend (Fig. 40). Unter den eckigen Formen prävalirt das Viereck. Dann kommt das Kreuz, entweder allein (Fig. 19) oder in Verbindung mit jenen Formen (Fig. 15, 16, 29, 35). Auch eine einfache scheinbare Verlängerung der Dachsparren (Fig. 2, 7, 20). Von einzelnen scheint nur noch die eine Hälfte zu existiren, wie in Fig. 4, 10, 18. Buchstaben oder Arabesken zeigt Fig. 27. Abnorm geschweift ist Fig. 8. Eine Fahne(?) hat Fig. 11, eine Eichel Fig. 36, ein Herz Fig. 28, 37 und 39 (auf einem Pfarrstall), ein Blatt Fig. 18, 21, 38, einen Halbmond (mit Kugel) Fig. 17, während die Kugel

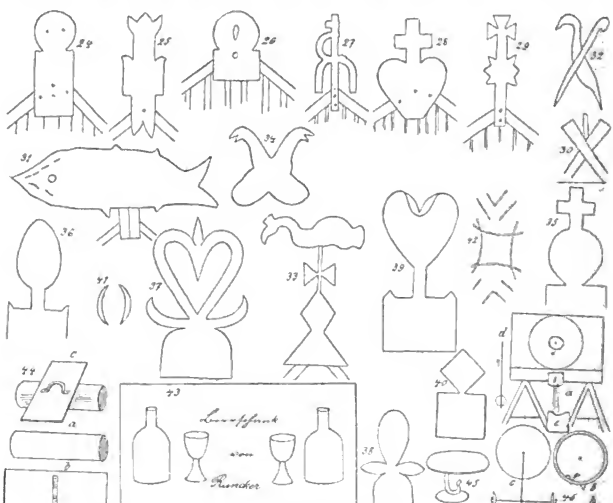


Erklärung der Figuren:

Fig. 1 Neu-Bukowitz, Kreis Berent.
„ 2 Neu-Kischau, ebenda.
„ 3 Neu-Grabau, ebenda.
„ 4—14 Konarzin, ebenda. Fig. 14 Giebel eines Anbaus in Konarzin.
„ 15 Sagorsz, Kreis Neustadt.
„ 16—23 Remboszewo, Kreis Carthaus.

Digitized by Google

sonst noch in Fig. 1 und 15 vorkommt. Einen Fisch (Fig. 31) in recht deutlicher Nachbildung traf ich an beiden Giebeln eines Fischerhauses in Garz, an einem See gelegen. Es ist aber nicht nöthig, dass beide Giebel dasselbe Bild zeigen; so gehören Fig. 35 und 36 zu einem Hause, Fig. 37 und 38 zu einem anderen; auch hier gilt: varietas delectat. Oft zeigt der andere Giebel überhaupt keine Verzierung; oft ist sie abgebrochen, oft gar nicht dagewesen. Eine gänzliche Uebereinstimmung bemerkte ich kaum. Als Pferdekopf wäre unter diesen Zeichen wohl kaum ein Stück anzusprechen. Dagegen kommt das Gebilde eines Vogels verhältnissmässig oft vor. Köpfe vom Vogel, nebst Leibestheilen sehen wir in Fig. 6, 12, 13, 32, 34, wovon Fig. 12 sogar mit Schopf; ganze Vogelgestalten dagegen in Fig. 22 (mit einem Halbmonde unter sich) und Fig. 33 (mit querliegendem



Erklärung der Figuren:

Fig. 24—29 Ostritz, Kreis Carthaus.
„ 30—32 Garz, ebenda.
„ 33 - 34 Staniszewo, desgl.
„ 35—41 Sianowo, desgl. Fig. 39 Pfarrstall. Fig. 41 Einschnitt in dem Fensterladen des Pfarrhauses.
„ 42 Carthaus, Zeichnung auf Butter im Gasthofe, hergestellt aus freier Hand.
„ 43 Sianowo, Kreis Carthaus, Wirthshausschild.
„ 44 Staniszewo, ebenda. Handmangel aus Buchenholz.
„ 45 Cassubische Knöpfe.
46 Staniszewo, Kreis Carthaus. Handmühle. *b* Reif und Stein. *d* Piddeler für feines oder grobes Mehl.

Digitized by Google

Stundenglase), wovon die letztere Vogelfigur ebenfalls mit Hahnenkamm. In Fig. 14 gebe ich als Zugabe noch eine Giebelansicht für einen Anbau aus Konarzin, Kreis Berent, sowie in Fig. 41 Einschnitte in Fensterläden (Pfarrhaus in Sianowo, Kreis Carthaus, aber sonst auch öfters an älteren Häusern vorkommend) in Gestalt von zwei stehenden und sich gegenseitig mit der Concave zugekehrten Halbmonden, welche das frühzeitige Einlassen des Tageslichtes bezweckten und in der Form vielleicht den entweichenden Mond darstellen sollten, sowie in Fig. 42 eine auf Butterstücken mit freier Hand durch Einkerbung hergestellte Zeichnung (aus dem Gasthause von E. v. Łniski in Carthaus), sowie in Fig. 43 ein mir aufgefallenes Wirthshausschild aus Sianowo, Kreis Carthaus, auf welchem Flaschen und Gläser, vor der Bepinselung mit schwarzer Farbe, wohl mit Bleistift vorgezeichnet gewesen waren, da die Zeichnung so gar genau ausgefallen ist (die Inschrift jedoch deutsch mit deutschen Buchstaben gehalten ist, was in einem polnischen Dorfe recht auffällig erscheint), ohne dass man aber dabei an die Schatten eines unserer eigenen Plakate zu denken braucht.

In Fig. 44 stelle ich eine sogenannte Handmangel dar, wie man solche noch häufig in den Dörfern unserer Kreise vorfindet. Der steinige und auch sonst unfruchtbare Boden bringt seinen Bewohnern aber nicht soviel, dass sie sich solche Gegenstände mit dem Groschen in der Hand kaufen können. Ueberdies würde sich auch bei dem geringen Kleidervorrath eines solchen Dorfes höchstens die Anschaffung einer grossen und steinbeschwerten Mangel für den Allgemeinbesitz rechtfertigen lassen, wie bei anderen, seltener gebrauchten Gegenständen (z. B. Wagen) oder Thieren (z. B. Bulle, Hengst). Somit suchen sie sich die benöthigten Gegenstände des Hausbedarfs aus der Umgebung ihrer Natur zu verschaffen und auf dem Wege der Hausindustrie in freien Stunden herzustellen. Will's damit aber nicht recht gehen, so giebt's wohl in dem heimathlichen oder einem benachbarten Dorfe weniger einen Handwerksmann, als einen im betreffenden Fache besonders künstlerisch veranlagten Naturmenschen, welcher die Thätigkeit in allen Stücken als Tischler, Stellmacher, selbst als Schmied, namentlich für gute Worte und gegen Hergabe eines Aequivalents, das besonders gern in Mehl besteht, auszuüben pflegt. Der Groschen ist rar und man kann sich ja auch so behelfen, zumal da der Wald, selbst der fremde, fast vor der Thür ist. In unserer Figur zeigt *a* die Rolle, um welche die Rollwäsche, so wenig oder so oft es sein mag, herumgewickelt wird. Die Figur *b* zeigt das länglich-viereckige, dickere, ebenfalls aus hartlichem Rothbuchenholze bestehende Stück Brett, womit gerollt wird: man könnte es den Roller nennen oder besser den Stösser, weil die Thätigkeit des Glättens des meist einzelnen Wäschestückes durch Stossen geschieht, das wohl bequemer ist, als Drücken allein. Zur Handhabe dient ein breiterer Lederstreifen, an beiden Enden festgenagelt, mit einer eingelassenen Oehse zur Aufnahme der dirigirenden Hand. Die Lage der Oehse bei *b* wird wahrscheinlich ebenso sein müssen, wie in der Zeichnung *c*, welche die Stellung beider Objecte im Augenblicke der Thätigkeit darstellt. Ein solcher Handbetrieb ist gewiss bemerkenswerth. Wie aber nun, wenn Knöpfe in dem zu rollenden Wäschestücke vorhanden sind? Ueberall, wo solche vorhanden sein müssen (und die Zahl solcher männlichen oder besonders weiblichen Kleidungsstücke ist nicht klein, wie wohl ein jeder aus Erfahrung weiss), geschieht den Knöpfen durch jegliches Rollen grosses Missgeschick; sie lösen sich in der Nähstelle, oder sie werden gebrochen oder zerstückelt, wenn sie auch gerade nicht so abgeplattet werden, wie das Geldstück, welches man etwa auf die Schienen unter einen vorübersausenden Eisenbahnzug gelegt hat. Aber auch hierbei behilft sich

Digitized by Google

der Cassube in seinem primitiven Erfindungsgeiste und zwar möglichst kostenlos. Die alten cassubischen Knöpfe, wovon ich in Fig. 45 ein Abbild gebe, wurden ebenfalls in der Hausindustrie aus Eisen gefertigt, das man sich in der Stadt kaufte oder sonst vom nächsten Schmied tauschweise (gegen Mehl) beschaffte. Ich las kürzlich in den Jahresberichten des Copernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst in Thorn von einem Herrn, der im Laufe vieler Jahre eine ganz stattliche und instructive Sammlung von allerlei Knöpfen zu Stande gebracht hat; aber ich glaube, dass solche primitiven Knöpfe aus der Cassubei darin nicht vertreten sein werden. Sie haben eine rundliche Form, an welche vermittelst einer Oehse von Eisen oder Draht ein sehr viel kleineres Rundstückchen Eisen angenietet oder angeschweisst war. So belehrte mich darüber Hr. Gutsbesitzer Czech in Mehlken, Kreis Carthaus. Sie hatten also die Gestalt einer Art unserer heutigen Manchetten-Knöpfe, und nach der Art dieser war auch ihre Verwendung. Man steckte sie in die rundbenähten Löcher der betreffenden Kleidungsstücke hinein. Somit konnten sie vor etwaiger Wäsche, damit es nicht Rostflecke im Zeuge gebe, sowie vor der nachfolgenden Rollung, damit ihnen kein Entwerthungszufall widerfahre, stets herausgenommen und somit auch stets von Neuem verwendet werden.

Schliesslich, da ich doch einmal beim Kreise Carthaus und bei der Hausindustrie und beim Handbetrieb bin, gebe ich in Fig. 46 sammt Einzelheiten die Gestaltung einer cassubischen und noch im Betriebe befindlichen Handmühle, polnisch Żarna genannt, die mir, ebenso wie die vorige Handmangel, im Dorfe Staniszewo, Kreis Carthaus, aufgestossen war. Ich bemerke dazu, dass jenes Dorf in der Umgegend als ein sogenanntes Hexendorf stark im Verrufe steht, nur dass man sich in Acht nehmen muss, solche Anschuldigung den Leuten dort gegenüber zu verlautbaren. Es wurden mir darüber die haarsträubendsten Dinge berichtet. Man sprach von Männern und von Frauen als Hexen. Ihr Kennzeichen ist der Weichselzopf, die Plica polonica, den man auch einimpfen kann, was zur Förderung der Gesundheit sogar bei Kindern geschieht. Fast hat es den Anschein, dass eine ähnliche Verfilzung und Verwirrung, wie bei den menschlichen Haaren als Krankheitserscheinung, sich gerade hier auch in der umgebenden Natur vorfinde, da ich an drei Stellen in der Umgebung an der Kirsche die sonst seltene Form des sogenannten Hexenbesens fand, polnisch hier babie koltun genannt, d. h. Weiber-Weichselzopf, ein proliferirendes, wulstartiges Gebilde von Ver- und Querbildung der Zweige in stärkerer Ausdehnung, über dessen bei den verschiedenen Bäumen vielleicht verschiedene Entstehung die Botaniker noch nicht einig sind. Mag es nun die Abgeschiedenheit der Lage des Dorfes oder die in der Anschuldigung wohlbegründete Furcht und Menschenscheu oder endlich die Rückwirkung eines doch vielleicht schon im Anfange dieses Jahrhunderts ausgegangenen Verbotes des Gebrauches solcher Handmühlen (vergl. A. Treichel „von Quernen", Verhandl. 1894, S. 415), — so weit ist man dort in der Geschichte zurück! — verursacht haben: genug, als ich die Leute zur Besichtigung einer solchen Handmühle besuchte, darum Nachfrage hielt und deshalb für irgend einen nachforschenden Beamten gehalten wurde, da geschah es in der That, dass sie schleunigst die gerade in Betrieb gewesene Żarna in ihre einzelnen Bestandtheile zerlegten und den einen Theil hier, den anderen dort in ein ihnen sicher dünkendes Versteck practicirten. Ich beruhigte sie indess, liess Alles in den vorigen Stand bringen und mir dann den Mahlprocess erklären. Figur *a* zeigt die Handmühle im Betriebe. Ein handfestes Holzstück steht auf einem hölzernen Beinpaare. In den Klotz ist ein runder Stein, heller Granit, glatt bear-

Digitized by Google

beitet, eingelassen; in der Mitte ist eine Höhlung, die nach unten führt und in deren Mitte bei α steht ein oben zugespitzter, unten im Lager befestigter Eisenstab. Auf dem unteren Steine ruht ein oberer von gleicher Grösse. Der Eisenstab reicht mit der Spitze in dessen untere Fläche und lässt den Stein beim Gebrauche nicht aus seiner Lage springen. Der obere Stein ist von einem eisernen Reifenbande umgeben; der Reifen hat an einer Stelle eine Ausbuchtung (β), wie der Stein eine Einbuchtung (γ). Oben an der Balkendecke von Haus oder Stall ist eine lederne Oehse befestigt, in deren Schlinge oben der Mahlkeil hineingesteckt wird, der unterseits wieder entweder in die Stelle β oder lieber in γ hineingeht. Eine Manneskraft setzt nun den Keil in eine drehende Bewegung und damit auch den Oberstein, der auf dem Unterstein rotirt, nicht herausspringen kann, sonst aber das zugeführte Korn beliebig zerkleinert. Die Kleinstoffe gehen durch die Oeffnung δ in dem Holzklotze, unterseits mit Abdach versehen, darüber hinaus und fallen in eine Art von Kübel ε hinein, der unten an der Erde steht. An einem Gestänge $\rho\,\rho$, zwischen den Beinpaaren (zwischen der Unterstellasche, um mich provinzialistisch auszudrücken) befindlich, geht ein Stab nach oben und kann hier durch Regulirung seiner Stellung bei der Zerkleinerung entweder gröbere Stücke oder gröberes und feineres Mehl hervorbringen. Das ist *n*, der sogenannte Piddeler, ein Regulator, der, obschon nur ein kleinlicher Gegenstand, doch eifrig und voll Mühe hin und her gehen muss. Die Abfuhr des Productes geschieht durch die Höhlung bei α und von da durch einen Gang zu der Oeffnung δ. Die Einfuhr des Getreides kann nur geschehen, wenn der Oberstein abgenommen wird; es darf also nur in geringem Maasse zugeschüttet werden. Der Unterstein liegt fest im Lager und der Oberstein wird bewegt. Durch die Rotirung zerreibt der Oberstein das unter ihm liegende Korn. Das gewonnene Product genügt für die Bedürfnisse der Häusler, im Quantum für einen Tag, da stets aufstell- und hantirbar, im Quale für den ganz und gar nicht verwöhnten Magen des Menschen, der durch seine meist auch hierdurch gewonnene Constitution noch ganz anderen Misshelligkeiten in seinem Leben Trotz zu bieten vermag bis in ein hohes Alter. —

Nachträglich füge ich noch einige, mir durch Güte des Hrn. Dr. W. Korella in Danzig zugegangene Giebelverzierungen hinzu, welche derselbe während einer Eisenbahnfahrt aus nahe dem Bahnlaufe gelegenen Dörfern abgenommen hatte und von welchen Fig. 1 *a* dem Kreise Konitz, Westpr., Fig. 1 *b* der Provinz Posen und

Fig. 1.

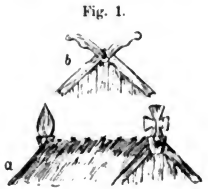


Fig. 2.

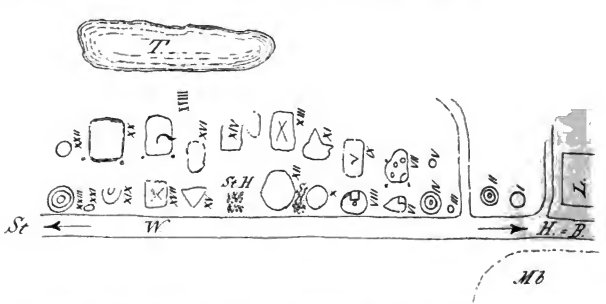
Fig. 2 *a b* der Mark angehören, *a* etwas hinter Landsberg a. W., und *b*, getheilt für Vorder- und Hintergiebel desselben Gebäudes, aus einer Ortschaft, zwischen Kreuz und Landsberg a. W., aber vor Friedeberg i. d. Neumark gelegen. —

Digitized by Google

(22) Hr. A. Treichel berichtet über

die Kopce oder Grobe bei Leohain, Kreis Neustadt.

Ganz nahe bei dem zu Lewino gehörigen und im westpreussischen Kreise Neustadt liegenden Leohain, polnisch auch Leobór genannt, traf ich bei einer Forschungsfahrt auf etwa 22 Steinsetzungen. Ihre Bezeichnung ist im Volksmunde Kopce, d. h. Hügel im Allgemeinen, oder Grobe, d. h. Gräber. Es sind das Steingräber; sie liegen dicht an der Landstrasse in einem Walde, der jetzt nur Buchenbestand zeigt, nachdem die Eichen daraus abgeschlagen und verkauft sind. Es ist zu muthmaassen, dass auch auf der anderen Seite der Landstrasse sich ähnliche Steinsetzungen befunden haben, und dass die zwischen den noch stehenden Steingräbern befindlichen Steinhaufen davon ihren Ursprung genommen haben. Die nahe Strasse führt allerdings auf Umwegen nach Strepcz, wie andererseits (über Holm) nach Bendargau. Sie ladet förmlich zur Besichtigung der Steinhaufen ein; als Gräber enthaltende Hügel sind sie schon längst und vielfach im Munde des Volkes genannt. Nur ihrer zwei befinden sich auf der einen Seite eines Waldweges, auf der anderen aber die grössere Mehrzahl. Der eine viereckige Form und dichteren Bestand zeigende Wald heisst polnisch Las, ein daneben befindlicher, sehr stark ausgehauener, aber dickere Buchenstämme aufweisender Wald führt im Volksmunde den Namen Lasek, also Wäldchen. Oben auf einzelnen dieser Hügel stehen kleinere Buchen, andere unregelmässig ihnen zur Seite. Der Form nach überwiegt die Rundung, demnächst folgt das Parallelogramm; einige Dreiecke, sowie unregelmässige und unvollständige Figuren könnten auf frühere Zerstörung schliessen lassen, welche zumeist wohl nur zu dem Zwecke der Steingewinnung geschehen sein mag. So bei XI, XIV, XVI, XVII und XIX; abweichend davon muss ich die namentlich bei VI und VIII in bestimmter Form geschehenen Einbuchtungen einem auf vorbedachte Beraubung von etwaigen Funden abzielenden Versuche zuschreiben. In der nachstehenden Skizze markirte ich diese Stellen durch entsprechende Form, sowie ich einige Doppelringe als eine überragende Erhöhung einiger Hügel aufgefasst wissen will.



L. Leohain. *Mb.* Moorbruch. *St H.* Steinhaufen. *St.*, *W.*, *H.-B.* Weg nach Strepcz und nach Holm, bezw. Bendargau. *T.* Teich.

Digitized by Google

Darauf wäre wohl weiter kein Gewicht zu legen, dass sowohl die ersteren, als auch die letzteren Hügel von runder Form sind, da, wie auf der einen, so auch auf der anderen Seite der Wald früher sich weiterhin erstreckt haben wird. Bei einzelnen Hügelgräbern habe ich, ungefähr der Zeichnungsgrösse gemäss, den Umfang durch Umgehung mit kleinen Schritten festzustellen gesucht. Von den rundlichen Hügeln misst Nr. I 35, II 75, IV 61, VIII (mit Baum) 42, X 42, XII 48 Schritte; die dreieckige Figur VI 45, die unvollständige VII 36 (oben gemessen), die unregelmässige XI 37 Schritte; von den Parallelogrammen sind IX 13 Schritte lang und 10 breit, XVIII und XX 20 Schritte lang und 12 breit. Etwaige Vertiefungen und Aushöhlungen bezeichnete ich durch Winkel, Kreuz, Hufeisen, S-Form; solche Hohlräume finden sich nicht bei allen Gräbern. *St. H.* bezeichnet Steinhaufen. Bei der Besichtigung ihres Materials erbeutete ich zwei Stück sehr schöne Dreikanter von rothem Granit. Einige wenige dabei liegende Grossstücke von stark eisenschüssigem Kalktuff, bräunlichen Aussehens, mögen von einem nahen Torfbruche von grosser Ausdehnung herrühren; an Rändern von solchen Brüchen findet man im Kreise Carthaus und Neustadt häufig Lagen von Versinterungen, hervorgebracht durch den in vorgeschichtlicher Zeit wohl über Kalk und Mergel gegangenen und diese Stoffe auch in das weitere Land hinabführenden Lauf der Flüsse Leba und Radaune. In ihrer kalkhaltigen Eisenschicht haben sich niedere Thiergattungen, sowie seltenere Cryptogamen, besonders Moose und Flechten, oft deutlich abgedrückt. Wenn auch keine Nachgrabungen möglich waren, sowie kein etwaiges Ausfragen der gerade auf Arbeit befindlichen Leute, so muss doch wohl, auf Grund der Autopsie und der vorstehenden Abbildungen, sowie der volksthümlichen Bezeichnung der Hügel als Gräber, der Annahme mit aller Sicherheit nachgegeben werden, dass wir es hierbei mit als Grabstellen zu bezeichnenden Hügeln zu thun haben. Die rundlichen Gräber haben unsymmetrische Steinpackungen. Mehr Symmetrie und selbst arithmetische Verhältnisse haben die viereckigen Gräber; sie bestehen aus gereihten und selbst etagirten, entweder mit dem Kopf nach oben zeigenden oder auf die hohe Kante gestellten Steinen, unter denen sich die 4 Ecksteine durch ihre Höhe besonders auszeichnen. Die Ecksteine sind entweder in die Reihe der übrigen Steine eingefügt oder sie stehen etwa einen Fuss davon entfernt. Weniger bemerkte ich solche Ecksteine bei den rundlichen Gräbern. Bemerkenswerth betreffs der Ecksteine sind die Fig. XX, XVIII und insbesondere VII. Bei dem letzteren Grabe ist die Stellung der Ecksteine besonders auffällig. Dass mit der ganzen Anlage irgend etwas gewollt und ein bestimmter Zweck verfolgt ist, liegt wohl klar auf der Hand; kaum bleibt etwas anderes übrig, als die Hügel für Begräbnissstätten anzusprechen, deren durch die zahlreichen Steinpackungen erschwerte und nur mühsam zu vollbringende Aufschliessung, wenn sie auch im Interesse der Wissenschaft geboten erscheint, dennoch nach früheren Analogien voraussichtlich nur sehr geringes Material zur Bereicherung unserer Wissenschaft erbringen würde. Nicht unbemerkt darf ein anderes thatsächliches Verhältniss bleiben: es befindet sich nehmlich etwa in der Längsreihe der Gräber XIV, XVI, XVIII und etwa XX in einem Abstande von 25 Schritten ein Teich, 36 Schritte lang, 13 Schritte breit, an den Rändern mit allerlei Wasserpflanzen bestanden, in der Mitte mit spiegelndem, schmutzig-trübem Wasser erfüllt, dessen Tiefe ich nicht ergründen konnte; mein Handstock (0,80 *m* lang) touchirte hinter den Wasserpflanzen vielfach vorhandene Steine, fand aber zwischen ihnen noch immer keinen fassbaren Grund. Der Zusammenhang des Teiches mit den Gräbern ist mir zwar im Augenblicke noch nicht recht klar; dass das Wasser sich in Folge der Aushebung des Erdreiches als Sammelwasser gesammelt hat und dass das jetzt dort

Digitized by Google

fehlende Erdreich — vielleicht war es Lehm — dazu gedient haben mag, daraus die Todtentöpfe zu formen, deren man bedurfte, um in ihnen die Asche der verbrannten Leichen unterzubringen; — diese Muthmaassung halte ich jedoch nicht für allzu ungerechtfertigt. Durch Güte des Hrn. Gerichts-Sekretärs Derra in Carthaus bin ich auf diese Gräberstelle aufmerksam gemacht worden; derselbe begleitete mich auch dorthin. —

Wenn Hr. A. Lissauer in seinen prähistorischen Denkmälern der Provinz Westpreussen (S. 161) bei der Katalogisirung der Funde auf den Höhen mitten im Lande zwischen der Radaune, Mottlau, Weichsel und dem Meere für die römische Epoche (II) bei dem Orte Lewino, Kreis Neustadt, bemerkt, dass schon nach Förstemann's Berichten hier im Walde Gräber seien und dass man in einem derselben in einer Urne ein zusammengebogenes eisernes Schwert gefunden habe (vergl. Preuss. Prov.-Bl. 1850, S. 274), und dass später eben hier Mannhardt eine Gruppe von Hügelgräbern untersucht habe, welche von dem damaligen Besitzer des Gutes als die Fundstätte der von Förstemann erwähnten Urnen bezeichnet wurden, so will es mir nach Durchlesung dieser Angaben fast scheinen, als ob dieselben sich auf diese von mir untersuchte Gräberreihe bezögen, da Leohain als Vorwerk zu Lewino gehört. Es besteht zwar die Möglichkeit, dass bei jenem Gute, wenigstens damals, noch andere Waldcomplexe vorhanden gewesen sind, in denen sich solche Hügelgräber fanden; in diesem Falle hätten aber die angestellten Nachfragen für mich wohl zu einem weiteren Ergebnisse führen müssen, was jedoch nicht der Fall war. Für die Identität beider Fundstellen spricht auch noch der Umstand, dass nach einer direkten Mittheilung an den Verfasser (A. Lissauer, S. 161) jene Hügelgräber im Innern nur zerstreute Scherben und Knochenstücke ohne jede Beigabe gezeigt haben, „als ob sie schon einmal durchsucht wären". Ganz denselben Eindruck habe auch ich gewonnen; ich gab demselben Raum durch die Erwähnung, dass unvollständige und unregelmässige Figuren der Grabhügel auf eine frühere Zerstörung schliessen liessen. —

(23) Hr. A. Treichel berichtet über einen

Doppelwall von Bendargau, Kreis Carthaus.

Der Gunst des Zufalles war es überlassen, dass mir von dem Vorhandensein eines Burgwalles bei Bendargau, welches Gut im südlichen Theile des westpreussischen Kreises Neustadt, hart an der Grenze des Kreises Carthaus, liegt, gelegentlich des Einsammelns von Sagen, Nachricht wurde. In der Zeitschrift des histor. Vereins für Marienwerder 1893, H. 31, S. 9 erwähnte ich zum Nachtrag V in meinen Steinsagen des alten Starosta als in Kolletzkau aus der Erde gegraben und in der Kirche zu Cölln, Westpreussen, eingemauert, also wahrscheinlich einer menschlichen Figur, worüber noch genauere Nachricht aussteht, und gerade im Anschlusse daran der mir durch Dr. Panek in Neustadt gewordenen Erzählung, am Burgwalle zu Bendargau stehe oder liege ein alter Steingötze. Lassen wir den Stein für's Erste bei Seite, so war mir mit dieser Notiz doch hauptsächlich die Wissenschaft von einem etwaigen Burgwalle an jener Stelle zu Theil geworden. Jedoch hielt ich mein vermeintliches Wissen für's Erste geheim, um mir die erste Besichtigung und Beschreibung bei nächster Gelegenheit selbst zu sichern. Eine solche kam erst in diesem Jahre, als ich gelegentlich einer botanischen Vereins-Versammlung in Carthaus mein eigenes Gefährt dazu benutzen konnte, ausser anderen sehr ergiebigen Stellen jener Gegend

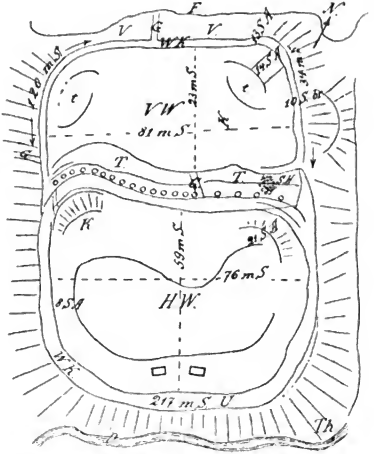
Digitized by Google

in Gemeinschaft des gegend- und volkskundigen Gerichts-Sekretärs Derra aus Carthaus besonders dieser Stätte, die erst gefunden werden sollte, eine eingehendere Besichtigung zu widmen; und wie oft erweisen sich nicht Gerede und Hoffnung als trügerisch. Im weiteren Abstande von da hörten wir allerdings von dem Vorhandensein eines Burgwalls; jedoch je näher wir kamen, desto mehr verlor sich die Spur des Wissens davon. Mit sinkendem Tage langten wir an Ort und Stelle an und erst dort erfuhren wir aus dem Munde des zeitigen Administrators Hrn. B. die wirkliche Existenz eines solchen Walles, zu dem Frau und Tochter öfters hingingen, um sich an den Naturschönheiten zu erfreuen. Somit konnte ich mein Εὕρηκα ausrufen! Ich führe diesen Burgwall hiermit in die Literatur ein und werde ihn kurz beschreiben, da seiner weder der sich allerdings auf meine eigenen Nachweise stützende Hr. R. Behla in seinen vorgeschichtlichen Rundwällen (Berlin 1888), noch auch Hr. A. Lissauer in seinen prähistorischen Denkmälern für Westpreussen (Leipzig 1887) erwähnt. Seiner Lage nach gehört er Westpreussen westlich der Weichsel, den Höhen mitten im Lande zwischen der Radaune, Mottlau, Weichsel und dem Meere an. Er dürfte nur der arabisch-nordischen Epoche zuzuschreiben sein. Trotzdem muss die Kenntniss von ihm, ohne dass bisher etwas Gedrucktes vorliegt, dennoch anderen Kreisen zugänglich gewesen sein, da ich dort von öfteren Besuchen aus Danzig hörte, sowie von Herren aus Stettin, welche gekommen wären, um auf dem Acker nahebei Ausgrabungen zu halten, und welche auch einige Urnen gefunden haben sollen; das Alles muss sich aber auf Privatpersonen bezogen haben, da wissenschaftlich darüber nach eingezogenen Erkundigungen nichts bekannt ist. In prähistorischer Beziehung wären von Orten aus der Umgegend zu nennen: 1. Lewino (römische Epoche: Gräber; Lissauer, S. 161), 2. Mirchau und 3. Zemblau (Lissauer, S. 109; Hallstätter-Epoche, ersteres mit 17 offenen Bronzeringen als Moorfund, letzteres mit einer Steinkiste und einer Gesichtsurne daraus).

Ein kleines Flüsschen, das sich aus dem Quellwasser einerseits von Wiesenthal, andererseits von Lebnoerhütte her zusammensetzt, mit Namen der Damnitzbach (dęb = Eiche), welches durch das breite Thal von Glusin erst in den See von Sianowo und dann in den von Röskau hineingeht und von dort an zum Lebaflusse wird, während seines Laufes aber mehrere Mühlen treibt, durchströmt bei Bendargau in seinem steinreichen Bette eilend ein weniger breites, als besonders hochwandiges Bergthal. Dieses Thal von Nordost zu Südwest zeigt auf der rechten Seite von Bendargau aus zwei sehr starke Einschnitte, sogen. Parowen; den Zwischenraum zwischen diesen beiden haben unsere vorgeschichtlichen Vorfahren dazu benutzt, um durch starke Vertiefungen einen Platz von dem Nebenfelde abzutrennen und zu isoliren. Dies ist die Stelle für den Burgwall, der mit seiner Stirn hoch von oben her in das Thal hineinsieht. Man kann ihn sowohl von der Feldseite erreichen, wie auch auf dem Thalwege, muss in letzterem Falle allerdings eine starke Höhe erklettern. Wir folgten unter Begleitung des Hofmeisters Mach dem letzteren Wege. Wir fanden auf einer Stelle, nahe dem Flüsschen, eine grosse Fläche schwarzer Erde und zahlreiche Kohlen; ihr Dasein hatte ein Maulwurf durch seinen Wühlhaufen angezeigt. Der Hofmeister meinte, es sei dies die Stelle einer ehemaligen Theerschwelerei. Den meist aus Sand unter geringem Zusatz von Grand und Lehm bestehenden Burgwall fanden wir mit allerlei Bäumen und Gesträuch bewachsen, wie Kiefer, Weissbuche, Birke, Haselnuss, Eberesche und Wachholder. Dieser Baumwuchs erschwerte einigermaassen die Uebersicht und Begehung.

Digitized by Google

Der Wall ist ein Doppelwall, seine Lage geht quer von Nord nach Süd. Wir bestiegen ihn von der Seite und trafen zunächst auf den Vorwall. Derselbe hat 81 Meterschritte Länge und 23 Breite. Die 10 Schritt breite Wallkrone misst im Umfange 120 Meterschritte; durch einen Gang über die geschaffene Vertiefung besteht noch eine Verbindung mit dem Felde. Wie ich dort nach ausserhalb 13 Schritte Abstieg hatte, so waren in den beiden Aussenecken innen an den tiefsten Stellen (*t. t.*) 14 Schritte Aufstieg; die rechte Seite maass allein 38 Meterschritte, und an dieser Stelle konnte ich eine abgeplattete, aber ebenfalls



Schlossberg Bendargau, Kreis Neustadt, Westpr.

D. Dambitzbach. *F.* Feld. *G. G.* Gang. *H. W.* Hauptwall. *K. K.* Kohlen und Knochen. *N.* Nord. *S.* Schritt. *S. A.* Schritt Ab- oder Aufstieg. *S. H.* Steinhaufen. *S. U.* Schritt Umfang. *T. T. t. t.* Tiefstellen. *Th.* Thal. *V. V.* Vertiefung. *V. W.* Vorwall. *W. K.* Wallkrone.

bebuschte Erhöhung als eine Art Kanzelvorsprung wahrnehmen. An den zwei mit *K. K.* bezeichneten Stellen fanden sich Kohlen, einige Knochen und wenige Scherben vor, darunter nur einer mit (gewöhnlicher) Ornamentik. Dieselben Funde machten wir auf der Stelle *K.* des Hauptwalles. Zu weiteren Nachgrabungen auf dem geräumigen Terrain ermangelte die Zeit, zumal da die in starker Röthestrahlung untergehende Sonne das bald über uns hereinbrechende Unwetter anzeigte.

An den Vorwall schliesst sich zunächst ein Tiefgraben, in dessen Mitte ein Quergang zum Hauptwalle führt. Die überaus starke Erhöhung der anschliessenden Wallkrone des Hauptwalles bedingte die Tiefe jenes Grabens, da aus diesem das Erdreich zu ihrer Herstellung hergeholt sein muss. Die Höhe des Hauptwalles an

Digitized by Google

dieser Stelle wurde noch mehr geschützt durch eine starke Steinmauer; von dieser trafen wir nur noch Ueberreste an, da viele Steine dort ausgebrochen und zum Bau einer Brücke über den Damnitzbach verwendet worden waren. Eine besondere Häufung von Stein auf Stein bemerkten wir im Osten des Tiefgrabens.

Der noch mehr verwachsene Hauptwall zeigte an mehreren Stellen ganz schwarze Erde. Die Wallkrone des Hauptwalles hatte 217 Meterschritte Umfang, 76 Meterschritte Länge und 59 Meterschritte Breite; er ist also viel grösser als der Vorwall. An der flachsten Stelle der Wallkrone maass ich 8 Schritte Aufstieg, an der höchsten rechten Seite 21 Schritte; eine ellipsoide Linie in der Zeichnung deutet auf der einen Seite Erhebung, auf der anderen Fall des Erdbodens an. Zwei kleine Vierecke nahe der Stirnseite des Walles, welche mit Steinen angefüllt waren, werden vom Volke in widersprechendem Ansatze, das eine als Brunnen, das andere als Schornstein angesprochen. Die Stirn des Hauptwalles fällt zum Damnitzbache steil ab.

Auch Sagen knüpfen sich an diesen Burgwall. Darunter ist die eine, welche vielfach bei Burgwällen, die sich in der Nähe von Wasser befinden, vorkommt, dass ein Fräulein mit einer Kanne den Berg hinabgeht, um aus dem nahen Bache Wasser zu schöpfen. Von mehr Belang scheint mir eine zweite Sage zu sein, insofern sie uns auf das zu Anfang berührte Stein-Götzenbild zurückführt. Die Leute sagen: auf dem Hauptwalle habe ehedem nach dem Flusse zu auf dem äussersten Ende eine grosse Figur von Stein gestanden, dieselbe sei im Laufe der Jahre stark verwittert, dann heruntergefallen und unten in Stücke zerschellt; einzelne Theile davon sollen noch in dem nahen Damnitzbache vorhanden sein. Wenn dem so wäre, so könnte wohl nur die Phantasie ihr reges Spiel treiben; sonst aber fiel mir die Uebereinstimmung beider Versionen auf, wenn ich auch für's erste der Sache selbst keinen greifbaren Kern unterlegen oder abgewinnen kann. Möchte es sich vielleicht um eine Kamene baba handeln, so wäre es doch wunderbar, dass eine solche Steinmasse beim Fallen und Rollen auf weichem Erdreiche in unauffindbare Stücke gegangen wäre. —

Im Anschlusse an diesen Burgwall muss ich noch eines Moorfundes aus dem nordwestlich von Bendargau gelegenen sogenannten Grossen Bruche Erwähnung thun. Als der Finder und Referent Hofmeister Mach dort dicht an der Landkante Torf stechen lassen wollte, fand er in über Mannestiefe ein Paar Gegenstände von Metall, die er als Armbänder ansah; es waren aber, wie der Augenschein lehrte, ein Paar Stirnbänder (Diademe), also Schmuckgegenstände, die aus Bronze bestanden, sehr dünn waren, in der Wandung Rillen zeigten, mit Haken und Oehsen versehen waren, und zum Theil schon Löthstellen aufwiesen. Der Hofmeister wurde darauf aufmerksam, als sein Spaten an einem metallenen Gegenstande schurrte. Mehr davon zu finden, gelang ihm nicht, weil das Wasser bereits nachsickerte. Durch Ankauf gingen dieselben in den Besitz des Westpreussischen Provinzial-Museums zu Danzig über. Ein solcher Fund ist sehr selten. Gleichfalls in einem See war schon früher ein Einzelstück gefunden, wie Lissauer, Prähist. Denkm. S. 108, vom See von Zarnowitz berichtet.

Schliesslich sei noch bemerkt, dass Bendargau schon 1284 in der Geschichte vorkommt und damals als Bandargoua in einer Urkunde o. T. u. O. (vor Sept. 13.) vom Herzoge Mestwin von Pommern neben anderen Dörfern aus dem Danziger, Dirschauer und Stolper Gebiete, namentlich neben Velaves (d. h. Grossendorf, polnisch Wiela wieś), aus dem gleichen Putziger Gebiete, frei von allen Lasten, in Ansehung der treuen Dienste des Grafen Glabuna, an dessen Sohn Peter verliehen worden ist; vergl. Pomm. Urk. B., S. 339, Nr. 374. —

Digitized by Google

(24) Hr. Weeren spricht über

Analyse einer cujavischen Kupferaxt und Bearbeitung der Kupfererze.

Der Vortragende hatte die Analyse eines bei Kwieciszewo, Cujavien, gefundenen Kupferbeils, über das Hr. Dr. Lehmann-Nitsche in der Sitzung vom 19. Octbr. 1895 (vgl. die Verhandl. S. 570) berichtet hat, ausgeführt und theilte mit, dass, was bei der Zusammenstellung des Ergebnisses der analytischen Untersuchung zu erwähnen absichtlich unterlassen war, auch eine geringe Menge von schwefliger Säure, die in dem Metall occludirt ist, durch die Analyse aufgefunden war. Wenn nun auch vom Vortragenden durch wiederholte und vorzüglich übereinstimmende Versuche eine durch Wägung nachweisbare Menge von schwefliger Säure, die etwa 0,02 pCt. der Bestandtheile des Kupferbeils ausmachte, nachgewiesen werden konnte, so war doch nach der von ihm benutzten Methode die Ermittelung der Gesammtmenge der schwefligen Säure im Kupfer nicht möglich. War dies nun einerseits die Veranlassung, das immerhin unvollständige Ergebniss nicht in die Zusammenstellung des seiner Zeit mitgeteilten Untersuchungsergebnisses aufzunehmen, so wünschte der Vortragende andererseits einige Bemerkungen an diesen Fund anzuschliessen, die, wenn auch überwiegend für die Geschichte der Metallurgie nicht ohne Bedeutung, doch wohl auch ein Interesse in dem Kreise der Mitglieder der Gesellschaft finden könnten. Sie sollen in einigen Punkten nachstehend reproducirt werden.

Dem oben erwähnten Beil war von den Sachverständigen ein relativ hohes Alter zugesprochen, weshalb eine Analyse desselben erwünscht war und der Vortragende sich derselben unterzog. Überrascht nun die hohe Reinheit den Fachmann — Redner führte aus, dass das Material des Beils bezüglich der Reinheit den besten, vorzüglich raffinirten Erzeugnissen der Gegenwart gleich steht, ja dass es seiner ganzen Zusammensetzung nach an die besseren Mansfeldischen Marken erinnert, — so weist gerade der Gehalt an schwefliger Säure auf seinen Ursprung aus geschwefelten Erzen (wahrscheinlich Kupferkies) und somit auf einen ungewöhnlich complicirten Hütten-Process, aus dem es hervorgegangen, hin und bestätigt die mehrfach aufgestellte Ansicht, dass auch geschwefelte Kupfererze schon in sehr entlegenen Zeiten gewonnen und auf Kupfer verarbeitet seien, und dass somit der vorgeschichtliche Mensch bereits sehr umständliche complicirte Hütten-Processe erfunden und angewendet habe. Gerade die Erzeugung des Kupfers aus seinen geschwefelten Erzen ist, wie der Vortragende ausführlicher entwickelt, eine der complicirtesten Arbeiten des Metallurgen und wird noch heute als eine hervorragend schwierige Aufgabe angesehen. Es überrascht deshalb um so mehr, dass schon so frühzeitig diese nicht allein versucht, sondern mit so vorzüglichem Erfolge ausgeführt und gelöst worden ist. Die Gewinnung des Kupfers aus geschwefelten Erzen setzt einen Röstprocess voraus, dem ein Reductionsprocess folgt, und an den, wenn es sich um Kupfer von so grosser Reinheit, wie das vorliegende sie besitzt, handelt, sich noch ein Veredelungs-, ein sogenannter Raffinations-Process, anschliessen muss.

Würde man nehmlich geschwefelte Erze als solche dem Schmelzofen übergeben haben, so würde man nicht etwa ein Metall als Schmelzproduct erzielt haben, sondern wiederum — in Folge der leichten Schmelzbarkeit der geschwefelten Metalle des Kupfers, Bleis, Eisens u. s. w — ein für die practische Verwendbarkeit unbrauchbares, wenig verändertes Schwefelmetall, ein Product, welches der Hüttenmann Stein oder Lech nennt. Soll ein Metall aus seiner chemischen Verbindung mit Schwefel, z. B. aus Kupferkies, Kupferglanz u. s. w., abgeschieden werden,

Digitized by Google

so ist zunächst die Zerlegung dieser Verbindung, die Abscheidung des Schwefels von dem Metall, nothwendig. Hierbei wird letzteres in eine Sauerstoff-Verbindung, in ein Oxyd, übergeführt, aus welcher Verbindung erst mit Hülfe von Kohle und unter Anwendung einer immerhin hohen Temperatur das Metall als solches abgeschieden werden kann. Diese Ueberführung des Schwefelkupfers in Kupferoxyd kann nur dadurch erfolgen, dass es anhaltend — am Besten durch einen möglichst geringen Brennstoff-Zusatz — gelinde erhitzt und der Einwirkung der atmosphärischen Luft ausgesetzt wird, deren Sauerstoff unter diesen Umständen den Schwefel des Erzes zu schwefliger Säure, die als flüchtiges Gas entweicht, verbrennt und sich mit dem Metall zu nicht flüchtigem Oxyde verbindet. Je vollständiger der Schwefel durch diese Manipulation — die Röstung — entfernt ist, desto grösser ist das Ausbringen von Metall durch das dem Rösten folgende reducirende Schmelzen mit einem Ueberschuss von Kohle. Auch die Reinheit und Brauchbarkeit des in die zweite Operation fallenden Metalls wird um so vollkommener, je vorzüglicher durch die erste, die Röstung, der Schwefel beseitigt, d. i. verflüchtigt, wurde. Das dem Abrösten entgangene, unzersetzt gebliebene Schwefelmetall schmilzt nehmlich mit dem reducirten Metall nieder und mengt sich diesem bei, wobei es die mechanischen und physikalischen Eigenschaften sehr nachtheilig, insbesondere für Verbrauchszwecke, Hämmerbarkeit u. s. w., verändert.

Eine vollständige Entfernung des Schwefels gelingt auf dem angedeuteten Wege selten vollständig. Das erzielte Metall muss für Verbrauchszwecke noch verbessert, d. h. raffinirt werden. Es handelt sich bei diesem Raffiniren, „Feinern", aber nicht immer bloss um die Beseitigung des Schwefels, denn auch andere Beimengungen, welche die Qualität des Kupfers beeinträchtigen, haben sich ihm durch den Hütten-Process zugesellt. In der Regel gelingt es durch eine gemeinschaftliche Operation, sie mehr oder minder vollständig zu beseitigen. Der angewendete Process besteht in einem Umschmelzverfahren unter Luftzutritt.

Ohne auf die Einzelheiten dieses Verfahrens einzugehen, soll nur bemerkt werden, dass dasselbe auch heutigen Tages zu den schwierigeren Operationen der Hüttentechnik gehört, dass besonders das Kupfer auf dem angedeuteten Wege schwierig zu raffiniren ist, so dass heut zu Tage selbst gut raffinirte Kupfersorten 0,3—1 pCt. Beimengungen enthalten, und dass es deshalb bewundernswerth erscheint, dass ohne die vielfachen Hülfsmittel der modernen Hüttentechnik in alter Zeit schon so vorzügliche Kupfersorten hergestellt sind, wie die vorliegende Analyse es wiederum beweist.

Der Vortragende, der nach diesen Ausführungen auf die erste Erzeugung der Metalle aus ihren Erzen ausführlich einging und auf verschiedene Wege hinwies, die vom hüttentechnischen Standpunkte aus als besonders wahrscheinlich für diesen Zweck erscheinen, — erachtete die metallurgische Herstellung des Kupfers als einen der ersten, weil leichteren, das metallurgische Ausbringen begünstigenden Schritte auf diesem Gebiete und wies hierbei auch noch auf die eigenthümlichen Abänderungen der meisten Kupfererz-Lagerstätten von ihrem Ausgehenden hin.

Als die möglichen Falls erste Stufe auf dem Gebiete der prähistorischen Metallgewinnung bezeichnet der Vortragende die Bekanntschaft des vorhistorischen Menschen mit der Schmelzbarkeit des Goldes (die dieser bei Leichenbränden oder bei einem gelegentlichen Hausbrande, der einen Goldschmuck in seiner Façon durch Umschmelzen zerstört, seiner Substanz nach aber nicht verändert hatte, gemacht haben konnte), in Verbindung mit den Verwechselungen, welche die grosse Aehnlichkeit, die für den oberflächlichen Kenner zwischen Kupferkies und Gold besteht, herbeigeführt hat, — Umstände, die gelegentlich wohl die Veranlassung gewesen sein

Digitized by Google

können, Versuche zum Ausschmelzen des vermeintlichen Goldes aus der Gebirgsart anzustellen, — Versuche, die denn gerade nicht zur Gewinnung von Gold, wohl aber möglichen Falls zur Erzeugung von Kupfer und zur Erfindung des Kupferhüttenprocesses führen konnten.

Weiterhin beschäftigte sich der Vortragende vorzugsweise mit den eigenthümlichen Umständen, die wahrscheinlich zu der Auffindung der Röstoperationen geführt haben, welche man, wenn ohne theoretische Kenntnisse ausgeführt, aus Gründen der Analogie für besonders schwierig in ihren ersten Anfängen erachtet, und für welche deshalb auch seltener Erklärungsversuche aufgestellt sind. Er nimmt an, dass der Röstprocess aus den bergtechnischen Gewinnungsmethoden der Erze hervorgegangen sei. Er besprach eingehend die allseitig als älteste — es giebt keine andere — Methode der Erzgewinnung anerkannte Arbeit des Feuersetzens, die der prähistorische Berg- und Hüttenmann von der Bearbeitung des Steines mit Feuer auf die Gewinnung der ihm nützlichen Gebirgsarten, bezw. der Erze, übertrug.

Bekanntlich verändern sich besonders die natürlich vorkommenden geschwefelten und kohlensauren Verbindungen der Metalle durch Erhitzung ganz auffällig in ihren wesentlichen mechanischen, physikalischen und chemischen Eigenschaften. In der Regel dicht, sehr hart und gegen Schlag und Stoss sehr widerstandsfähig, wenn auch spröde, werden sie aufgelockert und weich, verlieren den sie meistens auszeichnenden Metallglanz und verändern die Farbe. Sie unterscheiden sich dadurch leicht und wesentlich von den mit ihnen verwachsenen Gesteinen und Gangarten der Lagerstätte, von dem Quarz, dem Hornstein, der Grauwacke, dem Schwerspath u. s. w., die das Erz umschliessen und zum Theil mit ihm abgebaut werden müssen. Diese werden nur bröcklig, minder hart, verändern aber ihren sonstigen Habitus wenig; auch dringt die Wirkung des Feuersetzens weniger tief in sie ein, da chemische Veränderungen mit ihnen nicht in maassgebender Weise vor sich gehen, wohingegen die geschwefelten Erze, vornehmlich die so oft auftretenden schwefelkieshaltigen Kupferkiese, die Wirkung des Feuersetzens dadurch noch wesentlich fördern, dass sie sich zum Theil selbst entzünden. Die aufgelockerten Massen können durch Eintreiben von Holzkeilen leicht abgeblättert und gewonnen werden.

Nicht anders kann die Fundstelle eines Minerals in der prähistorischen Zeit abgebaut worden sein, und dasselbe Princip, die Benutzung des Feuers, muss der vorgeschichtliche Mensch — sie war ja eine seiner ältesten Erfahrungen — zur Anwendung gebracht haben, wenn er die gewonnenen Erze noch nicht rein genug für ihre weitere metallurgische Verarbeitung erachtete, wenn sie, was er leicht erkannt haben wird, noch viel Bergart, also Quarz, Grauwacke u. s. w., enthielten, mit denselben durchwachsen waren. In Haufen hat er, nach wenigen Versuchen, das mit Gangart durchsetzte Erz und Holz zusammengeschichtet, dieses entzündet und so das Brennen so lange fortgesetzt, bis das dadurch aufgelockerte und leicht zerreibbar gewordene Erz sich von der Gangart leicht scheiden liess. Je weniger geeignet seine Steinwerkzeuge zu der Scheidung des Haltigen, des Erzes, von dem Unhaltigen, der Gangart, waren, desto mehr war er gezwungen, die Brennprocesse durchzuführen, sie zu wiederholen, und je weiter er hierin ging, desto mehr erreichte er — ausser der Auflockerung — noch etwas Weiteres, Hochbedeutungsvolles, die Abscheidung des Schwefels aus dem Erze. Mit derselben Operation, durch die wiederholte Anwendung des Feuers, erreichte er einerseits den mechanischen Effect einer leichteren und reineren Trennung des Erzes von der Bergart, andererseits die chemische Veränderung des Erzes, die Abscheidung des Schwefels, die Umwandlung des Schwefelmetalles in ein Oxyd, das zur Aus-

Digitized by Google

scheidung von Metall geeignet war, d. h. mit anderen Worten, durch die geschilderte Operation schuf er nicht allein die Grundlage aller Röstvorgänge, sondern er bewerkstelligte damit auch die erste Röstung selbst.

Der prähistorische Erzschmelzer wird schon bald erkannt haben, dass dieser Process um so mehr den auf ihn verwandten Fleiss und den nicht unbeträchtlichen Aufwand an Brennstoff gelohnt haben wird, je weiter er denselben durchführte, und der Process selbst gab ihm bezüglich der Beendigung insofern einen Anhaltspunkt, als die durch ihn entstehende schweflige Säure, die bekanntlich beim Einathmen einen heftigen Hustenreiz bewirkt und sich ihm aufdringlich kenntlich genug gemacht haben wird, sich als das beste Criterium für die Frage darbot, ob in den Materialien des Rösthaufens noch etwas von den für das Ausbringen und die Eigenschaften des Ausgebrachten so überaus nachtheiligen Beimengungen enthalten sei oder nicht. Machte sich dieser Geruch nicht mehr oder nur schwach bemerklich, so war der Process beendet, und das Röstgut konnte als für den eigentlichen Schmelzprocess hinlänglich vorbereitet erachtet werden.

Die meisten Erze, auch die oxydischen, enthalten in der Regel Schwefel, wenn auch oft nur in verschwindenden Mengen. Fast immer ist der Schwefel dem ausgebrachten Metalle schädlich. Erhitzt man diese Erze, so macht sich gewöhnlich ein Geruch nach schwefliger Säure geltend. Die Schwefelfurcht ist charakteristisch für das gesammte Hüttengewerbe älterer Zeit. Unter diesen Umständen darf es uns nicht wundern, dass in früheren Zeiten ungleich mehr geröstet wurde, als heut zu Tage. Noch andere Gründe, deren Entwickelung hier kein Interesse hat, sprechen mit. Darin dürfte aber der Grund liegen, dass überall, wo die Metallgewinnung auf einer niedrigen Stufe steht, stark, oft überflüssig geröstet wird, — und so dürfte es auch der prähistorische Mensch gemacht haben.

Aus der Bearbeitung des Steines ist die Arbeit des Feuersetzens entstanden, und aus dieser der so wichtige Röstprocess, dieses in seinen chemischen Grundlagen so überaus verwickelte Verfahren, auf dem sich gewissermaassen die ganze Metallurgie aufgebaut hat. —

Hr. Olshausen: Es freut mich, feststellen zu können, dass ich mit den von Hrn. Weeren vorgetragenen Ansichten durchweg übereinstimme. Insbesondere seine Erklärung der ersten, vielleicht auf Verwechselung kiesiger Kupfererze mit dem schon bekannten gediegenen Golde beruhenden Inangriffnahme dieser Erze zur Gewinnung des Metalles habe ich ganz ebenso entwickelt in meinen Bemerkungen über „die Metallgewinnung in den Anfängen der Cultur", diese Verhandl. 1893, S. 117 ff., natürlich unter dem Vorbehalt, dass die Frage, ob Gold schon vor dem Kupfer bekannt war, wohl local verschieden zu beantworten sei.

Die Möglichkeit, bei sonst primitiven Culturzuständen doch aus kiesigen Erzen Kupfer zu gewinnen, hat übrigens bereits Matthäus Much dargethan (Kupferzeit in Europa, 2. Aufl., Jena 1893). Auch auf die grosse Reinheit des Kupfers vieler prähistorischer Geräthe hat er schon hingewiesen und er erkannte, wie ich a. a. O. S. 120 weiter ausführte, unzweifelhaft richtig, als Grund derselben die Kleinheit des Betriebes bei Ausbringung des Metalles. —

Hr. Georg Schweinfurth glaubt, dass von den Naturvölkern zuerst reines Metall in Dendriten gefunden wurde. Durch Zusammenhämmern von Kupfer-Dendriten lassen sich alle möglichen Gegenstände herstellen. Er glaubt, dem Golde nicht die Priorität der Auffindung einräumen zu müssen. —

Digitized by Google

Hr. Weeren weist auf die sehr reichen amerikanischen Kupferfunde hin. —

Hr. Staudinger: Das Kupfer kommt im tropischen Africa verschiedentlich als Malachit, den Eingebornen leicht wahrnehmbar, vor. Der Abbau ist verhältnissmässig leichter, weil es wohl weniger in Gängen, als in Nestern auftritt. Die Eingebornen, d. h. in den wenigen Gebieten wo Kupfervorkommen bekannt ist, verstehen es zu schmelzen und zu bearbeiten. Es mag noch erwähnt werden, dass ein im hiesigen Museum befindlicher Kupferbarren, welcher von Hrn. Buchner aus West-Africa mitgebracht und dessen Herkunftsort nicht genau zu ermitteln ist, der Gestalt nach einer von Bent in Zimbabye aufgefundenen alten Gussform sehr nahe kommt. Letzterer vergleicht diese mit alten, in England gefundenen phönicischen Zinnbarren, während sie, wie ein Vergleich der Abbildungen lehrt, doch mehr verschieden sind von der in Africa gefundenen Form, als die Kupfergussstücke der neueren Zeit —

Hr. Olshausen macht darauf aufmerksam, dass die Indianer Nord-America's, welche vom gediegenen Kupfer ausgingen, niemals zu einer höher entwickelten Metall-Industrie gelangten, indem sie weder das gediegene Kupfer selbst zu schmelzen oder gar Legirungen desselben herzustellen verstanden, noch auch je aus den natürlich vorkommenden Verbindungen des Kupfers, den Erzen, das Metall ausschmolzen. Es sei überhaupt fraglich, ob das gediegene Kupfer irgendwo die Grundlage einer eigentlichen Metall-Industrie gebildet habe. —

(25) Hr. F. W. K. Müller legt vor eine Anzahl

Feuerzeuge aus dem Innern von Malacca

sammt den darauf bezüglichen Erläuterungen des Reisenden Hrn. Vaughan Stevens. (Wird in erweiterter Form später zum Abdruck gelangen.) —

Hr. F. Jagor legt das Buch von Flinders Petrie (Ten years digging) vor, in dem ein altes ägyptisches Feuerzeug beschrieben und in Fig. 91 abgebildet ist. —

Hr. Olshausen: Auch im steinzeitlichen Pfahlbau von Moosseedorf in der Schweiz sind Theile des Quirl-Feuerzeuges aufgefunden worden, nehmlich die platten Unterlagen mit den eingebrannten Löchern (Keller's Bericht 3, 98). —

(26) Neu eingegangene Schriften:

1. Collignon, R., Considérations générales sur l'association respective des caractères anthropologiques. Paris 1892. (L'Anthropologie.)
2. Derselbe, Recherches sur les proportions du tronc chez les Français. Paris 1893. (L'Anthropologie.)
3. Derselbe, Anthropologie du Calvados. Caen 1894.
4. Derselbe, Observations sur les cranes et ossements du Vieil-Aitre. Nancy 1895. (Mémoires d. l. Soc. d'Archéolog. lorraine.)
5. Derselbe, Les Basques. Paris 1895. (Mémoires d. l. Soc. d'Anthropol. de Paris.) Nr. 1—5 Gesch. d. Verf.
6. Hirth, F., Ueber den Verfasser und Abschreiber der chinesischen Inschrift am Denkmal des Köl Tägin. Leiden, o. J. (Toung pao VII. 2.) Gesch. d. Verf.

Druckfehler-Berichtigung:

Verhandl. 1896, S. 334, Zeile 7 von unten lies von Bremen statt v. Forennau.

Digitized by Google

Sitzung vom 18. Juli 1896.

Vorsitzender: Hr. **Waldeyer.**

(1) Die Gesellchaft hat einen tiefschmerzlichen Verlust zu betrauern. Heinrich Ernst Beyrich, dessen Gesundheitszustand schon seit längerer Zeit zu schwerer Besorgniss Anlass bot, ist am 9. Juli dahingeschieden. Er gehörte zu den Gründern der Gesellschaft, war zu wiederholten Malen ihr Vorsitzender und seit mehreren Jahren ihr Ehrenmitglied. Zu allen Zeiten hat er das schöne Amt gehabt, die so nothwendige und doch so schwer herzustellende Verbindung zwischen der Anthropologie und der Geologie zu erhalten. War er doch unter uns der berufene Vertreter eines der Zweige, aus denen sich unsere Wissenschaft aufbaut, der Urgeschichte. Mit ihm verlieren wir einen treuen Freund, einen stets bereiten Helfer, eine unserer höchsten Zierden. Sein Andenken wird stets in Ehren gehalten werden. Als sein Körper am Nachmittage des letzten Sonntags, am 12. Juli, auf dem Alten Zwölf-Apostel-Kirchhofe bestattet wurde, haben wir ihm als letztes Zeichen unserer Verehrung einen Kranz in das Grab gelegt. —

Kurz vor ihm, am 5. Juli, ist sein langjähriger Freund, Dr. phil. Joh. Georg Bornemann, den er selbst in unsere Gesellschaft eingeführt hat, in Eisenach gestorben. Er hat uns in alten Zeiten werthvolle Beobachtungen über vorgeschichtliche Wohnstätten seiner Heimath vorgetragen. —

(2) Am 11. Juli ist ein anderer Meister den gelehrten Kreisen unserer Stadt entrissen worden, Ernst Curtius. Er, der eigentliche Vertreter des klassischen Hellenismus, der Olympia wieder aus dem Staube zu Tage gefördert, der so viel dazu beigetragen hat, die pergamenischen Alterthümer für unser Museum zu retten, der nicht nur die Geschichte Athen's, sondern auch die alte Topographie Attica's dem Bewusstsein der Gegenwart nahe gebracht hat, er wird schwerlich ersetzt werden können. Als Erzieher des nachmaligen Kaisers Friedrich III. hatte er bei der Kaiserlichen Familie und den entscheidenden Behörden eine Vertrauensstellung, welche ihm auch die schwierigsten Aufgaben erleichterte. Uns selbst ist er nur einmal ganz nahe getreten; es war bei der Todtenfeier Heinrich Schliemann's, wo er in edelmüthiger Erhebung alle die Zwischenfälle vergessen machte, welche so lange die volle Anerkennung des unermüdlichen Schatzgräbers gehindert hatten. Wir danken ihm nochmals für die unvergessliche Hülfe, die er uns gewährt hat. —

Ende Februar ist in Paris eines der bedeutendsten Glieder der anthropologischen Gesellschaft, Abel Hovelacque, 52 Jahre alt, gestorben. Obwohl seinen hauptsächlichen Studien nach Linguist, und zwar Orientalist, hat er sich doch frühzeitig an Broca angeschlossen und eine Reihe bedeutender anthropologischer Arbeiten ausgeführt, so dass er von dem grossen Meister schon 1876 unter die 5 ersten

Digitized by Google

Professoren der neubegründeten Ecole d'Anthropologie aufgenommen wurde. Für uns waren diese beiden Namen die Leitsterne der jungen Schule. Möge ihr Vorbild in derselben unvergessen bleiben! und möge ihr freier, unabhängiger Geist niemals daraus schwinden! —

(3) Hr. R. Virchow bringt die Nachricht, dass Frau Gräfin Constance Sievers, die Wittwe unseres theuren Freundes, des Grafen Carl Sievers, am 16. Juni zu Wenden in Livland im vollendeten 85. Lebensjahre entschlummert ist. Der Vortragende, der bei seiner livländischen Reise in ihrem Hause gastliche Aufnahme gefunden und durch sie nach dem Tode ihres Mannes, dem sie stets eine treue Gehülfin gewesen war, die seltensten Alterthümer erhalten hat, beklagt den Tod gerade in dem jetzigen Augenblicke, wo er sich zu einer neuen Reise in die baltischen Provinzen anschickt und wo er gehofft hatte, die wackere Frau noch einmal begrüssen zu können. —

(4) Unser altes und hochgeschätztes Mitglied Hr. Neumayer dankt in einem Schreiben aus Hamburg vom 9. Juli für das Glückwunsch-Telegramm, welches wir ihm zu seinem 70. Geburtstage gesendet hatten. —

(5) Hr. Rud. Virchow erstattet Bericht über die

Bastian-Feier.

Am 26. Juni 1886 hatte die anthropologische Gesellschaft die Feier des 60. Geburtstages Adolf Bastian's zu feiern gedacht. Aber der Jubilar hatte sich dieser Feier durch eine kurze Abwesenheit entzogen: auf das Einladungsschreiben antwortete er kurz, er sei „Ende Juni zufällig verhindert". So blieb mir, als damaligem Vorsitzenden der Gesellschaft, nur die Aufgabe, des Tages zu gedenken und den Gefühlen unserer Dankbarkeit einen schlichten Ausdruck zu geben (Sitzung vom 26. Juni 1886, Verhandl. S. 355).

Gleichzeitig konnte ich die Mittheilung machen, dass durch eine freiwillige Sammlung die Mittel gesichert seien, die Büste des Jubilars in Marmor herstellen zu lassen, um dieselbe dem neuen Museum für Völkerkunde zu überreichen. Nach einer vertraulichen Besprechung am 10. Juni hatten Vorstandsmitglieder der anthropologischen Gesellschaft und der Gesellschaft für Erdkunde einen Aufruf zu Zeichnungen erlassen. Schon am 23. Juni waren Beiträge in einer Höhe angemeldet, welche für den gedachten Zweck als ausreichend erschienen.

Dann aber begannen die Schwierigkeiten. Bastian selbst fand es ungeeignet, schon bei seinen Lebzeiten seine Büste aufstellen zu lassen. Er verschob die für die Aufnahme einer Photographie erbetene Sitzung von einem Tage zum anderen. Noch weniger zeigte er sich bereit, einem Bildhauer zu sitzen. Bald darnach begab er sich auf eine neue Weltreise. Darüber vergingen Jahre.

Inzwischen hatten sich verschiedene Bildhauer aus freien Stücken an die Arbeit gemacht. Das Comité schritt endlich zu einer Prüfung der vorläufig fertig gestellten Modelle und wählte dasjenige des Hrn. O. Büchting, der auch die im Museum aufgestellte Büste Nachtigal's angefertigt hatte. Dies geschah, nachdem Bastian von seiner mehrjährigen Reise in den fernen Osten 1891 heimgekehrt war. Am 26. Februar 1892 wurde der Vertrag mit dem Bildhauer geschlossen und schon im Sommer 1893 war die Büste vollendet. Leider hat es der fleissige und geschickte Künstler nicht erlebt, dieselbe im Museum aufgestellt zu sehen. Nach langem schwerem Leiden ist er am 3. Juni 1893 gestorben.

Digitized by Google

Da Bastian anhaltend verweigerte, die Büste in den Räumen des Museums selbst aufstellen zu lassen, so wurde dieselbe in der Bibliothek der Gesellschaft aufbewahrt (Verhandl. 1893, S. 285), neben der Marmorbüste Camper's, welche niederländische Freunde mir zu meinem 50jährigen Doctor-Jubiläum geschenkt hatten. Um dem Bedenken Bastian's Rechnung zu tragen, wurde seine Büste mit einem grossen Tuche verhängt. Aber auch das genügte ihm nicht und eines Tages war sie verschwunden und erst nach sorgfältigem Suchen wurde sie in einer verborgenen Ecke zwischen und hinter den Bibliothek-Schränken wieder aufgefunden. Aus diesem Versteck liess ich sie hervorholen und entschleiern, als am 17. November 1894 das 25jährige Jubiläum der Gesellschaft begangen wurde. Aber gleich nachher musste sie auf Verlangen Bastian's wieder in ihr Versteck zurückkehren und hier hat sie bis vor wenigen Wochen gestanden.

Da Bastian vor Kurzem auf ein Jahr Urlaub genommen und eine neue Reise angetreten hat, über deren Ziel hier nichts bekannt ist, so war jede Möglichkeit abgeschnitten, mit ihm in Verbindung zu treten. Das Comité hat daher beschlossen, um die Vorbedingungen einer würdigen Feier zu schaffen, die Aufstellung und Enthüllung der Büste in der Aula des Museums, wo der Jubilar so manchen Vortrag über seine Reisen und Erfahrungen gehalten hat, unter eigener Verantwortlichkeit herbeizuführen. Es hat die grosse Genugthuung, dass durch Vermittelung der General-Verwaltung der Königlichen Museen Seine Excellenz der Herr Unterrichtsminister die Ermächtigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs zur Aufstellung der Büste nachgesucht hat, welche Allergnädigst ertheilt worden ist. Namens des Comités habe ich dafür unseren herzlichen und ehrerbietigen Dank auszusprechen.

Einladungen zu der Feier, welche für den letzten 26. Juni Mittags 2 Uhr in der Aula des Museums angesetzt war, wurden an alle diejenigen gerichtet, welche zu den Kosten der Büste beigetragen hatten. Viel weiter konnten wir zu unserem grossen Bedauern die Einladungen nicht erstrecken; nur diejenigen, welche für die sogleich zu erwähnende Festschrift beigetragen haben, durften mit eingeladen werden. Der beschränkte Raum schloss eine grössere Betheiligung aus. Leider sind viele Einladungen zu uns zurückgekehrt; der Tod hat die Reihen der alten Freunde stark gelichtet.

An ihre Stelle sind, wie die jetzige Festschrift lehrt, neue Freunde getreten. Der Aufruf dazu erging durch ein neugebildetes Comité im November 1895. Die Arbeit ist so rasch gefördert worden, dass bei der Fest-Versammlung ein stattlicher, prächtig ausgestatteter Band fertig vorgelegt werden konnte.

In Nachstehendem werden die Reden mitgetheilt, welche bei dieser Gelegenheit gehalten worden sind:

Der Vorsitzende des Comités, Hr. Rud. Virchow:

Adolf Bastian war eben 25 Jahre alt, als er, ein junger Doctor der Medicin, seine erste Weltreise unternahm[1]). Dieselbe dauerte 7 Jahre. Als er 1858 von derselben zurückkehrte, waren die Grundlagen seiner Weltanschauung gelegt. Er hatte nicht bloss gesehen, sondern auch gedacht. Schon seine ersten Schriften zeigten die gewaltige Aenderung in der Methode, welche er in die Ethnologie einzuführen beabsichtigte. Es war die naturwissenschaftliche Methode, die Methode der Autopsie, des objectiven Beobachtens, der kritischen Beurtheilung, wie sie

1) Ein anschauliches Lebensbild hat sein Landsmann Achelis geliefert (Heft 128 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und Wilh. Wattenbach. Hamburg 1891).

Digitized by Google

damals, nach dem Sturz der spekulativen Philosophie, auf einzelnen deutschen Hochschulen gelehrt wurde. Wenn ich, als einer seiner Lehrer, auf seine Anfänge zurückblicke, so darf ich vielleicht für die Würzburger Schule, der er eine Zeit lang angehörte, etwas von dem Verdienst in Anspruch nehmen, dass ihm die Gewohnheit des naturwissenschaftlichen Forschens früh anerzogen wurde. Aber dass er diese Gewohnheit auf ein Feld übertrug, welches bis dahin kaum berührt worden war von der neuen Methode, das ist sein eigenes Verdienst. Die Atmosphäre der Würzburger Schule war belebend und kräftigend genug, um auch einem Reisenden und einem Alterthumsforscher auf seinen Wegen die Energie und den Anreiz zu selbständigem Beobachten zu geben. Ist es doch kein Zufall, dass auch Gerhard Rohlfs, Nachtigal, A. Voss in Würzburg auf die Wege der wirklichen Naturforschung geleitet wurden. Aber die besondere Richtung, welche Bastian einschlug und ausbildete, hat er erst auf seinen Reisen gefunden: da ist aus seinem Hirn die Völker-Psychologie geboren worden.

Erinnern wir uns doch daran, dass die Anschauung der wirklichen Welt, welche der modernen Anschauung zur Grundlage dient, erst gewonnen worden ist, als durch die grossen Seefahrer des 15. und 16. Jahrhunderts Völker in den Gesichtskreis der Forscher eintraten, welche von der Cultur nicht „beleckt", von der Doctrin nicht ergriffen waren. Mochten Griechen und Römer, Araber und Chinesen manches fremde Volk erreicht und beschrieben haben, über gewisse Aeusserlichkeiten waren sie kaum hinweggekommen. Erst die persönliche Bekanntschaft mit wirklichen Naturvölkern erschloss den europäischen Forschern die besonderen Eigenthümlichkeiten dieser Fremdlinge und gewährte ihnen den Zugang zu einem Verständniss ihrer körperlichen und geistigen Organisation. Welcher Abstand von Columbus und Magalhães bis zu Cook und seinen Begleitern, den Forster's! Mit diesen beginnt eigentlich erst das wissenschaftliche Reisen und die Verwerthung ihrer Ergebnisse zu einer Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Deutschland kann sich rühmen, mit die ersten Arbeiter erzeugt zu haben, welche diese Verwerthung in ausgedehntem Maasse unternommen haben. Auf dem mehr philosophischen Gebiete war dies Herder, auf somatischem Blumenbach. Mit dem Schlusse des 18. Jahrhunderts wendete sich die öffentliche Aufmerksamkeit in weitestem Sinne diesen Arbeiten zu.

Als unser Freund nach seiner ersten Reise wieder europäischen Boden betrat, hatte diese Bewegung eine grosse Stärke erreicht, aber es war noch kein Ruhepunkt gewonnen. Wer sich ein Bild dieses Zustandes verschaffen will, dem bietet das grosse Werk von Waitz bequeme Vergleichungspunkte dar. Der erste Band seiner Anthropologie erschien 1859, ein Jahr nach der Rückkehr Bastian's. Mit grosser Klarheit hat Waitz, dieser scharfsinnige und überaus fleissige Mann, in den einleitenden Kapiteln den Gegensatz der Parteien und die Verwirrung der Geister über das Wesen und die Methode der Anthropologie dargelegt. Auch für ihn war „die ältere Naturphilosophie den Fortschritten der Naturwissenschaft erlegen"; er forderte aber, dass „die Anthropologie als Erfahrungs-Wissenschaft" aufgefasst werde, und zwar nicht bloss vom Standpunkte der Naturwissenschaft, sondern auch von dem der Culturgeschichte aus, denn die „Anthropologie hat den Menschen gerade an dem Punkte seines Ueberganges aus der Isolirtheit in das gesellschaftliche Leben zu erfassen und die Bedingungen und Folgen seiner Weiterentwickelung zu untersuchen". So werde der Anthropologie die bis dahin fehlende, einheitliche Natur einer wirklichen Wissenschaft gewonnen werden. In diesem Sinne hat Waitz sich an die Arbeit gemacht: zum ersten Male hat er die Naturvölker zum Ausgangspunkte der Darstellung gewählt und ihnen für immer einen hervorragenden

Digitized by Google

Platz in der Lehre vom Menschen gesichert. Aber sein Ziel hat er nur unvollständig erreicht: weder für die somatische, noch für die psychologische Betrachtung der Völker hat er aus dem gewaltigen, aber rein literarischem Material, das er sammelte, durchgreifende Schlüsse abgeleitet.

Bastian, obwohl in einer guten anatomischen Schule herangebildet, hat zu keiner Zeit die Neigung verspürt, die somatische Seite der Anthropologie durch eigene Forschung zu erweitern. Obgleich er derselben stets eine aufmerksame Beachtung zu Theil werden liess, stand für ihn doch stets die psychologische Seite im Vordergrunde. Nicht bloss die sociale Entwickelung von der Familie bis zu dem Stamm und schliesslich bis zu der Nation beschäftigte ihn anhaltend, sondern auch die Geheimnisse der Seele in ihren verschiedenen Richt- und Abwegen versuchte er, und zwar gerade diese, auf Grund eigener Forschung zu ergründen; ja die Mystik des Glaubens und des Aberglaubens gewährte ihm einen immer neuen Anreiz, das Wesen derselben in der Tradition ungeschriebener und geschriebener Quellen aufzudecken und die Geheimnisse priesterlicher Formeln durch den Nachweis ihrer Entstehung und ihrer oft so dunklen Deutung zu entschleiern. Es genügte ihm nicht, den „Völkergedanken" empirisch festzustellen oder die „Volksseele" nur constructiv in ihrer Sonderart und in ihrer allgemein gültigen Erscheinung zu interpretiren. Immer tiefer drang er in die Geschichte der Dogmen ein, aber stets besorgt, dass er den empirischen Boden des wirklichen Forschers nicht unter den Füssen verliere.

So ergab sich eine doppelte Aufgabe des Sammelns. Zunächst das Auffinden der thatsächlichen Objecte der traditionellen Verehrung und Werthschätzung, sowie der Gebräuche und Sitten, der Glaubenssätze und der religiösen Uebung, welche an dieselben anknüpfen; sodann die Ermittelung des Verständnisses der Verehrung und Werthschätzung dieser Dogmen und Handlungen. Jedes heilige Ding musste einen symbolischen Charakter, jede Formel einen inneren Sinn, jede rituelle Handlung eine bestimmte Bedeutung, jede Art der Werthschätzung einen Grund haben. Das liess sich zuweilen durch die Aussagen der Eingebornen, insbesondere der Priester und Zauberer, ermitteln. Aber dieser historische Weg war häufig nicht gangbar. Dann musste die vergleichende Methode aushelfen: die Vorstellungen eines Volkes oder Stammes liessen sich durch die gleichen oder ähnlichen Vorstellungen eines anderen Volkes aufklären, ein besonderer Gebrauch durch andere Gebräuche. So gelangte der Forscher allmählich zu immer allgemeineren Anschauungen, ja zu dem Versuch der Deutung der höchsten und abstraktesten Sätze der Religionen und der Philosophen.

Und doch blieb er, wenigstens in der Absicht, innerhalb der empirischen Methode. Er konnte seine Beweise jedermann vor Augen führen. Waren es wirkliche Dinge, welche der Verehrung oder der traditionellen Handhabung dienten, so liessen sie sich zur Stelle bringen oder doch genau beschreiben oder bildlich vorführen. Waren es blosse Formeln, Dogmen oder Gebete, so liessen sie sich aufschreiben und in glaubwürdigen Berichten zusammenstellen. Das war die grosse Aufgabe, welche sich unser Freund stets vor Augen hielt. Wo er auch war, da war er auch an der Arbeit solchen Sammelns. In der Literatur und in der Natur, unter Wilden und unter Culturmenschen, in allen Ländern und Völkern sammelte er die Zeugnisse für seine Thesen. Und wenn er dann heimgekehrt war, so schrieb er das in der Stille seines Arbeitszimmers nieder: jede seiner Reisen reflectirt sich in zahlreichen Bänden seiner Werke, so dass allmählich aus seinem Kopfe eine ganze Bibliothek hervorgegangen ist. Und von jeder seiner Reisen folgten ihm grosse Kisten, voll von den Erzeugnissen der fremden Völker. Da zeigte er

Digitized by Google

Werke ihrer Kunstfertigkeit, Bestandtheile ihres Hausgeräthes, ihrer Bewaffnung, ihrer Tracht, ihres Gottesdienstes oder ihrer Zauberei. Das hat sich in dem Museum, in dem wir uns heute befinden, in unabsehbaren Mengen gesammelt, und eine Reihe von gelehrten und fleissigen Mitarbeitern hat es in eine bewundernswerthe Ordnung gebracht.

Die anthropologische Gesellschaft hat das Glück gehabt, auch in Zeiten, in denen unser Freund weit draussen in der Ferne weilte, die Aufmerksamkeit der Staatsregierung auf die Bedeutung solcher Schätze wach zu erhalten und die Bewilligung grosser Mittel für ihre Erwerbung und würdige Aufstellung zu erlangen. Wir danken ihr, auch im Namen unseres Geburtstagskindes und im Namen der durch uns vertretenen Wissenschaft, von Neuem für dieses starke und nachhaltige Interesse. Es war ein grosser Augenblick, als sich dem heimkehrenden Forscher eines Tages die Pforte dieses Palastes erschloss[1]). Wer, der durch dieselbe eintritt, wird nicht ergriffen sein von einem Gefühl der Bewunderung für den Mann, der diese Sammlungen herbeigeschafft hat! wer wird sich nicht erhoben fühlen durch das stolze Gefühl, dass unserem Volke ein so reicher Besitz gesichert, dass ihm so weite Mittel der Bildung eröffnet sind!

Seine Majestät der Kaiser und König hat Allergnädigst geruht, zu genehmigen, dass die aus freiwilligen Beiträgen von Freunden und Verehrern beschaffte Marmorbüste Adolf Bastian's in diesem Hause aufgestellt werde. Indem wir sie heute enthüllen, bringen wir dem greisen Meister, der auf einer neuen Forschungsreise fern von uns weilt, den Tribut unserer Dankbarkeit dar. Möge sein Bild der Mitwelt und der Nachwelt die Erinnerung an einen so theuren Mann jetzt und recht lange erhalten!

Indem ich die Büste der Königlichen Generalverwaltung der Museen Namens der Geber hiermit überantworte, spreche ich derselben zugleich die herzliche Anerkennung aus, dass sie zu jeder Zeit die Arbeit des grossen Ethnologen mit vollem Verständniss seiner Ziele gefördert hat. —

Der General-Direktor der Königlichen Museen, Geheimer Ober-Regierungsrath, Hr. Dr. Schöne:

Meine Herren! Wenn vor hundert Jahren ein siebzigster Geburtstag gefeiert wurde, so dachte man sich den Jubilar, wie der Dichter ihn schildert, auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens, in ehrwürdiger Beschaulichkeit ausruhend von den Anstrengungen des Lebens. Das Zeitalter unseres grossen Kaisers Wilhelm I. hat uns an andere Anschauungen gewöhnt. Er selbst und die grossen Gehülfen seiner Thaten haben gerade im höchsten Alter den Schlussstein in den Bau ihres Lebens gesetzt und dem Vaterlande das Grösste geleistet, was ihnen zu leisten vergönnt war. So hat auch der hochverehrte Forscher, dessen 70. Geburtstag wir heute feiern, diesen Ehrentag nicht in stiller Behaglichkeit daheim erwartet, sondern sich unseren Huldigungen entzogen, und hat sich aufgemacht zu einem neuen Eroberungszug. Unsere Gedanken begleiten ihn in die Ferne, mit schönen Hoffnungen und mit unverbrüchlicher Zuversicht.

Der grossen Zeit, welche Preussen und Deutschland erst eine Weltstellung gegeben hat, verdankt auch die deutsche Wissenschaft eine veränderte Lage. Wenn ehemals der deutsche Forscher im Auslande auf fremden Schutz angewiesen war, so kann er nun unter dem Schirm der deutschen Flagge sich die fernsten und

1) Die feierliche Eröffnung des Museums fand am 18. December 1886 statt (Verhandl. der Gesellschaft S. 707).

Digitized by Google

höchsten Ziele stecken und die ganze Welt in den Gesichtskreis seiner Thätigkeit ziehen. Die immer weiter greifenden Handelsinteressen rückten uns die entlegensten Gebiete der Erde näher und brachten auch uns das Goethe'sche Wort zum Bewusstsein: „Darum ist die Welt so gross, dass wir uns in ihr zerstreuen." Den Fusstapfen des Kaufmanns folgte die Wissenschaft und wandte sich der sorgfältigsten Beobachtung und Erforschung auch der niedrigstehenden Menschenrassen zu. In wenigen Jahrzehnten erwuchs eine über ein ungeheures Material gebietende Ethnographie, um sich zu einer wahrhaft wissenschaftlichen Ethnologie weiter zu entwickeln.

Welchen grundlegenden Antheil unser Herr Jubilar an diesen Bestrebungen gehabt, was er in rastloser Arbeit gesammelt und schliesslich in der Hauptstadt des deutschen Reiches in dem neuen Museum für Völkerkunde für alle Zeiten geborgen hat: das ist in unser aller Erinnerung. Mit staunender Bewunderung haben wir die Thätigkeit Adolf Bastian's verfolgt, dessen unermüdliche Arbeitskraft und dessen selbstlose Hingabe an seinen Beruf und dessen höchste Ziele für immer ein leuchtendes Vorbild bleiben werden für uns alle, die wir an der Verwaltung unserer öffentlichen Sammlungen mitzuarbeiten berufen sind.

In diesem Gefühl warmer Verehrung übernehme ich dankbar die Büste des Jubilars, die Sie, meine Herren, die Güte haben uns anzuvertrauen. Mit Allergnädigster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs werden wir sie in diesen Räumen aufstellen und unsere Ehre und Freude darin finden, sie treu zu behüten, als ein dauerndes Denkmal unseres Jubilars und der Verehrung und Anerkennung, welche ihre Stifter ihm haben zollen wollen. —

Der Direktorial-Assistent der ethnologischen Abtheilung, Hr. Prof. Grünwedel, zur Zeit Vertreter des abwesenden Direktors:

Meine Herren! Im October des Jahres 1895 bildete sich ein Comité aus Freunden und Verehrern des heute gefeierten Jubilars, welche die Absicht hatten, eine Festschrift für ihn herzustellen und ihm heute zu überreichen. Dieses Comité, in seiner Zusammensetzung verschieden von dem, welches zehn Jahre zuvor die Herstellung der Büste angeregt hatte, stand unter dem Präsidium des Hrn. Rud. Virchow und bestand aus den HHrn. M. Bartels, P. Ehrenreich, A. Grünwedel, W. Grube, W. Joest, G. Kollm, v. Luschan, von den Steinen, E. Vohsen, A. Voss, V. Weisbach. In seiner zweiten Sitzung übergab dasselbe die Redaction der Festschrift, deren Zustandekommen schon gesichert war, dem Berichterstatter. Im Laufe des Winters 1895/96 und des letzten Frühlings sammelte sich das Material allmählich an. Es liefen 32 Arbeiten bei der Redaction ein, von denen etwa die Hälfte bedeutend über das gesteckte Maass von $1^1/_2$ Bogen hinausging.

Es ist ein schönes Zeichen von dem wissenschaftlichen Tacte, der sich in den eingegangenen Arbeiten kund giebt, dass fast alle völlig neues Material bieten oder, wenn sie älteres Material enthalten, völlig neue Ideen und Gesichtspunkte bringen.

Neben den verschiedenen Disciplinen, welche als Untergruppen der ethnologischen Abtheilung dieses Hauses, welches den Namen „Museum für Völkerkunde" führt, angehören, hat sich auch die prähistorische Abtheilung rege betheiligt. Zahlreiche Mitglieder der anthropologischen Gesellschaft haben werthvolle Beiträge geliefert.

Die Anordnung des Materials sollte nach der Idee des Comités in der Weise geschehen, dass die anthropologischen Arbeiten und die, welche Fragen allgemeiner Art besprachen, an den Anfang kämen; dann sollten die rein ethnographischen

Digitized by Google

folgen und die archäologischen; weiter sollten sich die culturgeschichtlichen anschliessen und besonders die rein sprachlichen und diejenigen, welche Fragen über die Methode der ganzen Disciplin anregten.

In der Hauptsache wurde diese zwanglose Reihenfolge beibehalten, wenn sie auch nicht ganz aufrecht erhalten werden konnte.

Anthropologischen Inhalts sind die Arbeiten von R. Virchow, J. Ranke, Hans Meyer, Emil Schmidt.

Hieran schliessen sich die allgemeinen Inhalts an von N. Steinthal, W. Schwartz.

Ethnographische Abhandlungen lieferten die HHrn. Müller-Beek, W. Joest, v. Luschan, K. Weule, Max Buchner und M. Bartels, alle in Bezug auf Gegenstände aus Africa oder der Südsee.

Archäologisches allgemeiner Art gab Hr. von den Steinen.

Der heimischen Vorzeit gehören die Arbeiten von A. Voss und A. Götze an.

Archäologisches aus America behandelten E. Seler, P. Dieseldorf und J. Kollmann.

Vergleichend ethnologische Arbeiten lieferten Th. Preuss und Achelis.

Die Culturgeschichte Ost-Asien's und Indien's behandelten auf sprachlicher Basis die HHrn. W. Grube, Fr. Hirth, A. Grünwedel, F. W. K. Müller, Weber und Frankfurter.

Guslaren-Lieder spendete Krauss.

Fr. Boas behandelte eine wichtige Frage der Cultur West-America's.

Rein Sprachliches brachten E. Kuhn (München) und P. Ehrenreich (Berlin).

Die Methodik der Disciplin selbst besprachen Fr. Heger (Wien) und Grosse (Freiburg i. Br.).

Bevor ich nun das dem Jubilar gewidmete Exemplar dem Vorsitzenden des Comités übergebe, habe ich noch die angenehme Pflicht, für die allseitige Unterstützung, welcher die Redaction sich zu erfreuen hatte, meinen besten Dank auszusprechen; in erster Linie dem Comité und allen meinen Collegen und Freunden, welche die Arbeit förderten, dann allen den Herren, welche durch Erklärung ihres Abonnements die Herausgabe sicherten, den Mitarbeitern, welche ihre Arbeiten rasch einreichten und die Correcturen prompt erledigten, der Direktion der Reichsdruckerei für die bereitwillige Unterstützung der Arbeit durch Darleihung der chinesischen und japanischen Schriftzeichen, dem Herrn Verleger für seine Bereitwilligkeit und sein wiederholt bewiesenes Entgegenkommen. —

Der Vorsitzende des Comités, Hr. R. Virchow:

Indem ich das dem Jubilar bestimmte Exemplar der Festschrift in Empfang nehme, habe ich zunächst Hrn. Grünwedel den warmen Dank aller Mitarbeiter für seine aufopfernde und energische Geschäftsführung auszusprechen. So grossen Eifer und so guten Willen wir alle zu der selbstgewählten Arbeit mitgebracht haben, eine so prompte Erledigung des ganzen Werkes würden wir kaum erzielt haben, wenn die Leitung des Druckes und der Redaction sich nicht in einer so treuen und sicheren Hand befunden hätte.

So möge denn diese Freundesgabe dem Jubilar, wo sie ihn auch treffen wird, ein sichtbares Zeichen der Anhänglichkeit und Verehrung werden, die wir ihm auch in der Trennung bewahren! Möge sie auch nach aussen Zeugniss davon ablegen, dass sich um den gefeierten Mann eine Schaar von Helfern gesammelt hat,

Digitized by Google

die mit ihm nach dem gleichen Ziele streben, dem Ziele einer beglaubigten und auf Erfahrung beruhenden Erkenntniss der Culturgeschichte der Menschheit!

Ich übergebe hiermit das Fest-Exemplar zur Aufbewahrung bis zu der hoffentlich glücklichen Heimkehr des Reisenden der Verwaltung des Königlichen Museums für Völkerkunde.

Ein ähnliches Sammelwerk ist, angeregt durch niederländische Collegen, ausgeführt durch eine Anzahl auswärtiger Forscher. Seine Vollendung ist in kurzer Zeit zu erwarten. Wir werden es in gleicher Weise verwahren lassen. —

Am Abende dieses Tages hatte der Vorsitzende des Ethnologischen Comités, Hr. Valentin Weisbach, einen grösseren Kreis von Männern zu einem gastlichen Mahle versammelt, die in näherer Beziehung zu dem Jubilar und seiner Thätigkeit standen. —

(6) Als Gast ist anwesend Hr. Dr. Sy aus Java. —

(7) Der Vorsitzende legt die Einladung zur Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte vor, die vom 20. bis 26. September zu Frankfurt a. M. tagen wird. —

(8) Nach den aus der Schweiz eingegangenen Nachrichten ist der für 1897 geplante anthropologische Wandercongress (vergl. S. 346) verschoben worden. —

(9) Der Arbeits-Ausschuss der Deutschen Colonial-Ausstellung im Treptower Park hatte die Mitglieder der Gesellschaft nebst deren Damen auf Sonntag, 21. Juni, zur Besichtigung der Colonial-Ausstellung eingeladen. Eine grössere Zahl von Mitgliedern hat dieser Einladung Folge geleistet. Obwohl in Folge einer Reihe nicht vorherzusehender Umstände sowohl der erwartete Ordner, Graf Schweinitz, als auch die zunächst zu seiner Vertretung bestimmten Herren nicht hatten erscheinen können, so fanden doch die Vorstellungen der Afrikaner und Melanesier in ausgedehnter Weise statt. Insbesondere sahen die Mitglieder mit grossem Interesse die Kriegstänze und Waffenübungen der „fremden Landsleute", sowie die Häuser und die häuslichen Einrichtungen derselben, und die prächtige Ausstellung der dortigen Colonial-Producte. —

(10) Dem Vorstande der Gesellschaft ist ein von dem Schriftführer, Hrn. H. Meyer, unterzeichnetes Schreiben des Vorstandes des Vereins für Kunst und Wissenschaft in London zugegangen, dem die Copie eines an diesen Herrn gerichteten Briefes des Hrn. E. v. Hesse-Wartegg (Luzern, 6. Juni 1896) beigefügt ist. Der Brief bezieht sich auf die Beschwerde des Hrn. Joest über des Schreibers Schilderung der Stiergefechte in Spanien (Verhandl. 1896, S. 31). Es heisst darin:

„Dieselbe ist übrigens, wie ich ersehe, sehr begründet, insofern, als durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit meines Druckers oder Setzers oder Correctors eine Fussnote, in welcher ich das Büchlein des Hrn. Joest als Quelle nenne, fortgeblieben ist. Ich lasse natürlich sofort blaue Zettelchen drucken mit dieser Fussnote und in den Rest der Auflage meines Buches „Andalusien" einkleben. Gleichzeitig schreibe ich auch der anthropologischen Gesellschaft, welche eigentlich, ebenso wie Hr. Joest, mich zuerst um Aufklärung hätte angehen sollen."

Digitized by Google

An die Gesellschaft ist kein Schreiben des Hrn. v. Hesse-Wartegg gelangt. —

(11) Hr. B. Laufer übersendet mit einem Briefe d. d. Leipzig, 26. Mai, durch Vermittelung des Hrn. Grünwedel folgende Arbeit, von der er wünscht, dass sie Veranlassung geben möge, zu untersuchen, ob und wann nach dem vorliegenden Recept in Indien Räucherwerk fabricirt worden ist und etwa noch fabricirt wird, und ob diese Fabrikation auch in Tibet stattgefunden hat.

Indisches Recept zur Herstellung von Räucherwerk.

Aus dem bsTan-ʿgyur, Sûtra, Bd. 123.

1. Text.

Spos sbyor rin po c'ei p'ren ba žes bya ba bžugs

Rgya gar skad du | dhûpayogaratnamâlânâma | bod skad du | spos sbyor rin po c'ei p'ren ba žes bya ba |

rje btsun ʿjam pai dbyaṅs la p'yag ʿtsʻal lo |

1 sraṅ p'yed ri dags[1] lte bai dri
ga bur žo do k'a c'e yi
gur gum dag ni sraṅ p'yed yin
na gi sraṅ cig k'a ru btaṅ
5 beu drug sraṅ gi spaṅ spos ñid
sraṅ bži si la žes su brjod
ziu de yi ñis[2] ʿgyur ñid
gu gul dag kyaṅ de dag mts'uns
gon bui rdzas ni žib par brduṅs
10 gu gul dag daṅ rab tu sbyar
gar slai ts'ad ni sol bas bzuṅ[3]

spos sbyor rin po c'ei p'ren ba žes bya ba || slob dpon klu sgrub kyis mdzad pa | | k'a c'ei[4] paṇḍi tai žal nas[5] nas dan | lo tsâ ba[6] rin c'en bzaṅ pos bsgyur bao | |

Anm. Zu Grunde liegt der 123. Band des bsTan-ʿgyur aus dem Asiatischen Museum zu Petersburg, in welchem die kleine Abhandlung fol. 29b, Z. 1—4 einnimmt. In dem betreffenden Bande des Exemplars der Königl. Bibliothek in Berlin umfasst dieselbe fol. 28b, Z. 4—7. Dieses (= B.) weist innerhalb dieser Zeilen nur wenige, geringfügige Abweichungen von P. auf.

1) P. Bd. 123 schreibt stets ri-dags, nie ri-dvags mit va-zur.

2) B. ñes. Beide Lesarten scheinen nicht ganz sicher; ñis ist nur verständlich, wenn = ñis gefasst.

3) B. bzuño ( ).

4) B. k'a c'e pai (geschrieben).

5) Ich lese mña im Gegensatz zu dem von Huth, Verzeichniss S. 8, nach B. constatirten mda. Während der schlechte Druck von B. aber gar keinen Unterschied zwischen den an sich sehr leicht zu verwechselnden n und d ( ) macht, prägt dieselben P. mit seinem wahrhaft grossartigen, künstlerisch vollendeten Druck sehr deutlich aus, so dass ich meiner Lesart ganz gewiss bin.

6) B. lo tsa ba.

Digitized by Google

2. Uebersetzung.

Ueber die Herstellung von Räucherwerk, Kranz von Juwelen zubenannt.

Auf Sanskrit: Dhûpayógaratnamâlâ.

Auf Tibetisch: Spos sbyor rin po c'ei p'ren ba.

Vor dem ehrwürdigen Mañjughôṣa verneige ich mich.

Eine halbe Unze vom Nabelschmutz einer Gazelle,
Kampfer zwei Drachmen, aus Kâçmira stammender
Safran, und zwar eine halbe Unze, müssen es sein.
Nagi lege man eine Unze oben darauf.
Baldrian (im Gewicht) von sechszehn Unzen [ñid = eva],
Vier Unzen Sillakî genannter Weihrauch
Und zwei (Unzen) Kümmel kommen hinzu,
Guggula ferner gleich den vorigen.
Nachdem man die zu einem Haufen geschichteten Ingredienzen fein zerstossen
Und mit Guggula gut gemischt hat,
Setzt man im Verhältniss zur Dicke (der Masse) [das Ganze] einem Kohlenfeuer aus (wörtlich: die ..... geschichteten und ..... gemischten Ingredienzen sollen von Kohlen ergriffen werden, bzun Perf. mit imperativischer Kraft, s. Foucaux, Grammaire § 75).

(Dies ist) die Herstellung von Räucherwerk, Kranz der Juwelen zubenannt. Meister Nâgârjuna hat ihn verfasst; Se. Ehrwürden, der Paṇḍita aus Kâçmira und der Lotsâba Ratnabhadra haben ihn übersetzt.

Erläuterungen:

1 sran = S. pala, wie aus Vyutpatti fol. 282a, 3 hervorgeht, wo sraṅ zeig durch palamekam und sran p'yed durch ardhapalam wiedergegeben wird.

ri-dags = S. mṛga Vyutp. 265a, 4. Jäschke giebt im Handwörterbuche und Dictionary nur die Bedeutungen „Wild, Jagdthier", dagegen im Romanized Tibetan and English Dictionary (Kyelang 1866) auch „deer, wild goat etc." Ramsay, Western Tibet (Lahore 1890) s. v. game erklärt ridags durch Hindustani ‚shikar' both fur and feathers. Beachte die mit ri zusammengesetzten Thiernamen: ri-boṅ Hase, ri-rgya Fuchs, ri-bya Schnee-Fasan (nur bei Jäschke, Romanized etc; fehlt in Ha. und Dict.).

2 ga-bur = S. karpûra, s. Anhang Nr. 9.

2/3 k'a c'e yi gur gum Safran aus Kâçmira. Jäschke, Dict. v. k'a c'e. Vergl. S. kaçmirajanman, kâçmirî, kaçmari und Indian Antiquary VIII, 113. I-tsing transl. by Takakusu (Oxford 1896) p. 128. Julien, Voyages des pèl. bouddh. II, 40, 131. Eitel, Handbook 80. Hunter, Indian empire 679. Ganzenmüller, Tibet 77. Rockhill, The land of the lamas 110, 282; ders., Diary of a journey etc. 67, 139. Roero, Ricordi dei viaggi al Cashemir etc. III, 265. Pallas, Nachrichten I, 252. Kowalewski, Dict. mong. III, 2654b. Ueber die Einführung des Safrans in Kâçmira s. Csoma, Analysis, As. Res., XX, 92. Wassiljew, Buddhismus 43. Târanâtha I, 9, 21; II, 13. Feer, Journ. As. 1865, 504. Ueber die Pflanze selbst s. Leunis, Synopsis der Pflanzenkunde II, § 716.

Tib. gur gum, gur-kum oder kur-kum (Ramsay 140) schliesst sich nicht unmittelbar an S. kuṅkuma an, vielmehr an die semitischen Namen der aus Kleinasien stammenden und von da nach Osten gewanderten Pflanze; vergl. hebr. כַּרְכֹּם kar'kôm (Gesenius, Handwörterbuch über d. alt. Test. 11. Aufl. S. 404, Siegfried und Stade, Hebr. Wört. 299b, Levy, Neu-hebr. u. chald. Wört. II, 405, Brockelmann, Lexicon Syriacum 166b; ZDMG 39, 278 u. 302),

Digitized by Google

ferner assyrisch karkuna, armenisch k'rk'um, persisch karkum, s. V. Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere u. s. w. 6. Aufl. S. 261 In diese Reihe mit dem r in der ersten Silbe gehören offenbar die ebenso gebildeten tibetischen Wörter, worans klar hervorgeht, dass zuerst über Persien und Kâçmir der Safran nach Tibet gelangte, und nicht von Indien her.

3 gur-gum-dag]. Ueber dag bei Stoffnamen s. Schiefner, über Plural-Bezeichnungen im Tib. § 9 (Mém. de l'Ac. de Pet. 7. sér. XXV. No. 1). Hier sollen wohl im Besonderen die einzelnen Körner bezeichnet werden. Ebenso Z. 8 u. 10 gu-gul-dag.

4 nagi. Die von Jäschke nach Schmidt unter diesem Worte angeführten und mit Fragezeichen versehenen Bedeutungen: 1. krank sein, 2. Klauen eines See-Ungeheuers (was sonst tib. c'u srin sder-mo lautet) können in diesem Falle nicht zutreffen, da es sich hier wohl um eine Pflanze handelt. Vyutp. kennt das Wort nicht. Ich vermnthe eine dem Verse zu Liebe vorgenommene Abkürzung von nâgakesara, das in der Hindiform nâ-ge-sar in der tib. Literatur sehr häufig ist.

5 spañ-spos. Jäschke (Dict.) versteht darunter zweierlei: 1. die Composite Waldheimia tridactylites (s. v. spañ), 2. ein Parfüm (s. v. spos). Vyutp. giebt fol. 273a, 3 unter den Namen der Arzeneien an, dass spañ-spos gleich gandhamâsi sei, was nichts anderes ist als gandhamâṁsi, nach PW. eine Art Valeriana. Um diese Pflanzengruppe kann es sich in unserem Falle nur handeln Die hier in Betracht kommende Art ist nach meiner Vermuthung Valeriana spica Vahl., wahre Nardenähre, in Indien zu Hause, als Spica nardi oder Nardus Indica schon den Alten bekannt, welche die Pflanze zur Herstellung des Nardenöls und der Nardensalbe benutzten. William Jones hat zuerst gefunden, dass dieselbe zu den Baldrian-Gewächsen gehört und von den Arabern Sumbul genannt wnrde, von den Hindus aber Jatamânsi, d. h. Haarbüschel (s. Leunis II, § 701). Dieses Jatamânsi ist gleich S. jaṭâmâṁsi.

6 si-la = S. sillakî (eine Art Weihrauch, Jäschke). Eine andere Sanskritform ist çallaka, die Weihrauchbaum und Weihrauch bedeutet. Es ist Boswellia thurifera Roxb., worüber Leunis, Synopsis II, § 529. 4, der hier von einem weihrauchartigen Gummiharze spricht.

7 zin fehlt in den Wörterbüchern. Meine Uebersetzung mit „Kümmel" gründet sich lediglich auf die Vermuthung, dass das Wort aus zi-ra verkürzt (Fälle, die allerdings sehr häufig vorkommen) und mit der Deminutivendung versehen ist, ferner auf das sachliche Argument, dass Kümmel thatsächlich zu aromatischen Zwecken Verwendung findet.

8 mts'uns. Es ist nicht klar, ob sich die Gleichheit mit den vorigen auf die Qualität (nur Beispiele von Qualitätsgleichheit giebt Jäschke) oder auf die Quantität bezieht, und wenn letzteres der Fall sein sollte, welches Gewicht ist dann unter de-dag zu verstehen?

Zum Colophon.

Ueber die Bedeutung der dem Nâgârjuna zugeschriebenen Autorschaft vergl. Wassiljew, Buddhismus, bes. S. 143.

Betreffs des K'ac'ei paṇḍitai žal mña nas ist Huth (Verz. 8, 21) im Zweifel gewesen, ob žal mña nas zum Namen gehöre oder Titel sei; letzteres ist aber das Wahrscheinlichere, schon deshalb, weil der Genitiv paṇḍita-i dasteht statt des sonst zu erwartenden paṇḍita; žal mña nas ist dann der gewöhnlicheren Schreibung žal sña nas gleich zu setzen, worüber vergl. Huth, Geschichte des Buddhismus in der Mongolei, Bd. II, 9, 240, 254.

Ueber die Zeit des Uebersetzers Ratnabhadra und der Schrift überhaupt s. Huth, ZDMG, Bd. 49 (1895), S. 281, 282.

Digitized by Google

Anhang.

Spos kyi rnam pai miñ la.

香名

Die in der Vyutpatti des Tanjur verzeichneten Namen wohlriechender Stoffe (Sûtra, Bd. 123, Pet. As. Mus. fol. 277a).

Sanskrit, tibetisch, lateinisch und deutsch.

(Die §§ hinter den lat. Namen beziehen sich auf Leunis, Synopsis d. Pflanzenk. II.)

1. vâyana[1]), rgya spos unbestimmt. PW. eine Art Räucherwerk, cit. nur Vyutp. Eine bestimmtere Bedeutung kennt auch Jäschke nicht (s. Dict. v. o.).
2. candana, tsan-dan, Santalum album L. (§ 452, 2), Sandelholz.
3. agaru (aguru), tib. akaru, Aloë indica (§ 719, 23), Aloeholz; PW. Amyris Agallocha, irrthümlich, s. Nr. 11.
4. turuṣka[2]), tu-ru-ka, Weihrauch. Olibänum, Gummi olibanum, Thus orientale, ausfliessendes Gummiharz der Boswellia thurifera Colebrooke, B. glabra Roxb., B. serrata Stackhouse (§ 529, 4).
5. kṛṣṇâgaru[3]), akaru nag-po; PW. kṛṣṇâgarukâṣṭha, eine Art Aloe.
6. tamâlapattra[4]), ta-ma-lai °dab-ma Blatt von Xanthochymus pictorius Roxb. Vyutp. fol. 276b, 1 auch unter den Blumen, tib. als ta-ma-lai lo-ma erwähnt.
7. uragasâracandana, tsan-dan sbrul-gyi sñiṅ-po, eine bestimmte Sandelart. S. uraga entspricht sonst tib. lto-ṅ p'ye, und sbrul in der Regel S. sarpa. sâra = sñiṅ-po.
8. kâlânusâricandana[5]), dus-kyi rjes-su braṅ-bai tsan-dan; kâla = dus; anu-sṛ = rjes-su °braṅ-ba oder °bren-ba. Pw. kâlânusârin Benzoeharz (auch kâlânusârivâ, kâlânusârya) = Gummi sive Resina benzoës oder Asa dulcis von Benzoïn officinale Hayne (Storax benzoïn Dryand.) [§ 635, 2].
9. karpûra[6]), ga-bur, Camphora officinalis, Laurus camphora L. oder Persea camphora Spreng. (§ 600, 12), Kampfer.
10. kunkuma, gur-gum, Crocus sativus L. (§ 716, 2), Safran.
11. guggulu (guggula), gu-gul, Bdellion Roxburghii Arn. oder Amyris Agallocha Roxb. (zur Gattung Balsamodendron. Myrrhe) [§ 529, 7]. Roxburgh's Balsambaum; der Balsam gelangt auch als bengalisches Elemi (Elémi bengalense) in den Handel.
12. kunduru pog, Boswellia thurifera, s. Nr. 4. Indischer Weihrauchbaum (hier das Harz dess.). Jäschke hat das Wort pog nicht, wohl aber pog-p'or „Rauchfass, Räucherpfanne".
13. sarjarasa, sra-rtsi-pog, Vatica robusta nach PW., wohl identisch mit Shorea robusta Roxb. (oder S. Tumbagaia Roxb.). Falscher Dammarbaum Ostindien's, dessen harziger Saft in verhärtetem Zustande das Saulharz oder

1) Der Text schreibt vayanam.
2) Im Text turuskaḥ.
3) Im Text krsnagaru.
4) Im Text -patra, wie durchweg Vyutp. so geschrieben.
5) Ist wohl nur aus Versehen im Texte mit der tib. Uebersetzung noch einmal dahinter geschrieben, wobei nur die Längenbezeichnung des â in -sâri- weggefallen ist.
6) Im Text verdruckt katpûraḥ.

Digitized by Google

ostindische Dammaraharz liefert (§ 558, 1). PW. giebt durch Shorea robusta gandhavṛkṣaka wieder, was aber wohl identisch ist mit Vyutp. fol. 259a, 2 gandhavṛkṣa = spos-kyi-šiṅ. Andere Bezeichnungen für sarjarasa sind: sarjamaṇi, sarjaniryâsaka, sarjanâman oder sarja. —

(12) Hr. E. Rösler übersendet d. d. Schuscha, 25. Mai, durch Vermittelung des Hrn. R. Virchow folgenden Bericht über

neue Ausgrabungen bei Gülaplu, Transkaukasien.

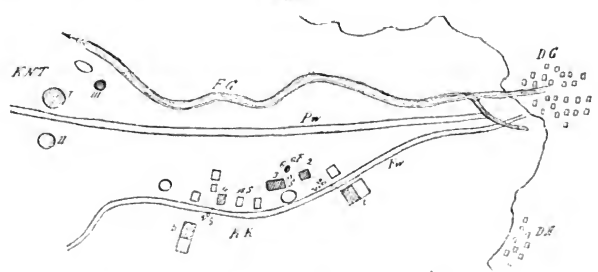
(Hierzu Tafel VIII.)

Ich konnte einige sonnige Tage der März-Ferien bereits zu einem archäologischen Ausflug benutzen. Derselbe galt diesmal dem etwa 30 Werst in nordöstlicher Richtung von Schuscha belegenen Dörfchen „Gülaplu", woselbst ich — der Einladung des Besitzers, des tatarischen Begs Iskender Rustambekow's Folge leistend — vom 21. bis 28. März incl. ziemlich umfangreiche Ausgrabungen vornahm. Eingehender Untersuchung wurden unterzogen im Ganzen 44 vorhistorische Gräber, und zwar ihrer Beschaffenheit nach 36 Kistengräber, 5 Steinkranz-Gräber und 3 Kurgane.

I. Kistengräber (2 Arbeitstage mit 25 tatarischen Arbeitern).

Ungefähr eine Werst südlich vom Dorfe Gülaplu (persisch = Rosenwasser) liegt auf einer, sich gegen das Flüsschen gleichen Namens von West nach Ost sanft hinabsenkenden Berglehne ein altes Gräberfeld, von den Bewohnern der Gegend tatarisch „Gjaurkabri" = Friedhof der Ungläubigen benannt. Hier finden sich in geringer Tiefe, 1—2 Fuss unter dem Ackerlande, nahe bei einander, zahlreiche Kistengräber. Die aus Kalkschiefer-Platten construirten Kisten (zu welchen ein benachbarter Schiefer-Steinbruch das Material lieferte) haben meist quadratische Form, wobei sie sich nach unten gewöhnlich etwas erweitern. Jedes Grab besteht aus 4 in die Erde gesenkten, 3 *cm* dicken Schieferplatten und ist oben mit einer solchen geschlossen. Die Art der Bestattung ist vorwiegend die hockende,

Figur 1.



* Plan der Kurgane und Gräber nördlich von Gülaplu.
DA Dorf Abdall. *DG* Dorf Gülaplu. *FG* Fluss Gülaplu. *KK* Karatschi-kabri (Zigeuner-Gräber, Steinkranz-Gräber) *Nr. 1—5.* (*F* = Fuss, *S* = Schritt). *Fw* Feldweg. *Pw* Postweg von Agdam.

Digitized by Google

jedoch fand ich am östlichen Rande des Grabfeldes auch Gräber mit zwei Skeletten in Rückenlage. Die Hocker sassen stets in der nordwestlichen Ecke der Kisten, welche ganz mit Erde ausgefüllt und ohne Grundstein-Platten waren, das Gesicht nach Südosten gewandt. Leider zerfielen die Knochen gleich nach dem Herausheben, so dass kein Schädel zu retten war. An Beigaben gab es ab und zu eine kleine, schmucklose Thonurne oder ein flaches Schälchen, dann viele Bronze-Artefakte: Breloques verschiedener Grösse und Form, Glöckchen, Deckel, Schnallen, Ringe mit eingesetztem rothem oder braunem ovalem Stein, worin allerlei Thier- und andere Figuren eingeschnitten sind, und sonstige Gegenstände, alle von auffallend zierlicher Form und sauberster Arbeit. Auch eiserne Dolche und viele unbestimmbare Eisen-Fragmente sammelte ich dort, endlich eine nicht sehr grosse Zahl farbiger Glas-, Stein- und Steinkohlen(?)-Perlen.

Die originellen Bronzesachen erinnern mich lebhaft an die „Kobaner" Industrie, wie ich derartige Funde in dem Werke über den Kaukasus von Chantre abgebildet gesehen zu haben glaube. Uebrigens werden Sie ja eine etwaige Analogie zwischen den beiden Fundstätten, bezw. den Bronzen, sofort feststellen können auf Grund ihrer eigenen hier gemachten Erfahrungen. Zeichnungen der interessanteren Stücke lege ich bei (Taf. VIII).

Erklärung der Abbildungen auf Tafel VIII[1]).

Fig. 1. Bronzeschnalle.
„ 2. Ohrgehängeartiger Bronzeschmuck (in einem Falle ist der obere Ring *a* von Eisen und mit dem eigentlichen Gehänge zusammengenietet).
„ 3. Spulenartiges Bronze-Artefakt. Durch massive Achse mit einander verbundene, gezähnte Doppelrädchen, je zwei mit der concaven Seite gegen einander geneigt; auf dem Rande findet sich Haken-Strichverzierung.
„ 4 u. 5. Glöckchenartige Hängestücke mit durchlochtem, massivem Aufsatz; dieselben sind durch Ausschnitte in Dreieckform verziert.
„ 6. Bronze, halbmondförmig geschweift, aus 4 *mm* dickem Blech, unten in eine gelochte Spitze auslaufend (der Helmzier aus Artschalsor, Grab 1, ähnelnd).
„ 7. Bronze-Glöckchen mit Einschnitten. Der Klöppel ist mittelst Draht aus gleichem Metall an der Oehse innen befestigt.
„ 8—10. Hängestücke in Glocken- und Deckel-Form mit und ohne Oehsen, innen zum Einhängen. Bronze.
„ 11. Deckelartiges Anhängsel mit Einsatz von spiralförmig gewundenem Bronzedraht.
„ 12. Massive Bronze-Breloque in Form eines Kegels, in der Mitte mit drei Henkeln versehen, in deren einem sich ein eingeschmolzenes Eisen-Fragment befindet.
„ 13. Bronzedeckel mit Strich- und Schraffir-Ornament (Ansicht von oben).
„ 14. Rundliches bronzenes Gehänge aus 8 gebogenen, sich nach oben und unten vereinigenden Reifen, welche in der Mitte durch einen Querreifen gehalten werden und an den Kreuzungspunkten mit je einer Oehse verziert sind. Auf dem oberen Theile trägt jeder Reifen ferner ein Buckel-Ornament.
„ 15. Oval geformtes Gehängsel aus 5, mit je acht Buckelchen verzierten, durch Querreifen verbundenen, unten in einen Knopf auslaufenden Bändern gebildet.
„ 16. Bronzeringe mit ovalen Platten, auf welchen ebensolche rothe und braune Carneole mit eingeschnittenen Thier-Figuren sitzen.
„ 17. Vergrösserter Steinschnitt eines solchen Bronzeringes: einen fischverschlingenden, reiherähnlichen Vogel darstellend (die Figur könnte, umgekehrt besehen, auch einem Krebse gleichen?).
„ 18. Desgl. mit der Abbildung eines beutesuchenden Sperbers oder Habichts.
„ 20. Desgl. einen Fisch(?) vorstellend.

1) Sämmtliche Abbildungen sind um etwa $^1/_3$ verkleinert.

Digitized by Google

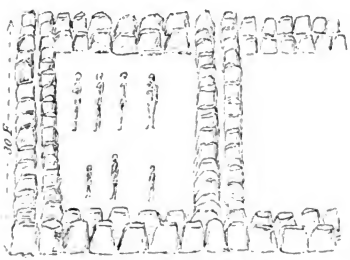
Perlen:

Fig. 20. Viele blaue Glasperlen cylindrischer Form mit eingeschliffenen Feldern.
„ 21. Perlen aus gelbem Stein.
„ 22. Desgl. aus Anthracit(?), schön schwarz-glänzend, lösen sich im Wasser, schichtenweise abblätternd.
„ 23. Hellblaue, kettenartig aneinander gefügte Glaskügelchen.
„ 24. Graue Steinperlen.
„ 25. Braune Steinperlen.
„ 26. Grüne, gerillte Glasperlen.
„ 27. Gelbe, schwarz-geaderte Glasperlen.
„ 28. Gelbe, flache Perlen aus Stein.
„ 20. Blaue Glasperle mit Einschnitten.

II. Steinkranz-Gräber (1 Arbeitstag mit 130 tatarischen Arbeitern).

Diese Gräber befinden sich $3^1/_2$ Werst nördlich von Gülaplu in der Ebene am linken Ufer des Flüsschens G. Durch ihre äussere, hier ungewöhnliche, Form fallen sie sofort in's Auge: eine Einfassung von regelmässig gesetzten, fast meterhohen Felssteinen umgiebt einfach oder doppelreihig den quadratisch oder oblong gestalteten Begräbniss-Platz. Solcher Steinkranz-Gräber (Fig. 1, *K*) oder Familien-Grabstätten — Karatschi-kabri, pers.-tat. = Zigeuner-Gräber, nennt sie der Volksmund — bemerkte ich elf. Fünf von ihnen habe ich erforscht. Die oberen Schichten der Gräber bestanden aus schwarzer Erde oder auch wohl aus Rollsteinen, weiter unten kam überall gelber Sand. In einer Tiefe von 80 *cm* (Kinderleichen) bis zu 1,72 *m* (Erwachsene) waren die Skelette in geringen Abständen ohne Kisten in den Sand eingebettet, gewöhnlich 4 in einer Reihe und einer Umfriedigung, doch zählte

Figur 2.



Gräber (Karatschi-kabri) mit doppeltem Steinkranz.

Figur 3.

Einfacher Steinkranz.

ich in einem Steinkranze 7 Leichen, darunter 2 von Kindern, die zu Füssen der Erwachsenen lagen. Alle Skelette, einige von wahrhaft riesiger Grösse, befanden sich in ausgestreckter Lage auf der rechten Seite, den Kopf nach Süden gewendet, die Hände über den Leib zusammengelegt. Richtung der Gräber stets dieselbe, 70°, Kopf nach West, Füsse nach Ost. Nach Beigaben suchte ich vergebens; dagegen waren die Knochengerüste meist vortrefflich erhalten, so dass ich einige 20 typische Schädel (die sich ohne Ausnahme durch gedrungene, eckige Form und flaches Hinterhaupt auszeichnen) mit mir führen konnte.

Digitized by Google

III. Kurgane (4 Arbeitstage mit 156 tatarischen Arbeitern).

Etwas weiter den Fluss Gülaplu abwärts ragen, den Karatschi-kabri-Gräbern südöstlich gegenüber, einige grosse Grabhügel aus der Ebene empor. Diese Gruppe heisst „die Hügel des Näbi" = Näbi tapa (tatar.). Der ansehnlichste von ihnen ist der eigentliche Hauptkurgan, von mir Näbi tapa Nr. I (Fig. I *KNT*) benannt, ein konisch geformter, mächtiger Hügel mit abgeflachter, sanft gewölbter Spitze. Sein unterer Durchmesser beträgt 132, der obere 64 Fuss. — Ein Durchstich von 18 Fuss Breite (W.-O.) förderte bei 1,80 *m* Tiefe einige Skelette zu Tage, welche den in den Karatschi-kabri gefundenen durchaus in Allem glichen, auch hinsichtlich ihrer Lage im Sande. Ganz analog dem Hauptkurgan Chodshali Nr. 1 umschloss auch dieser Sandhügel eine mächtige Stein-Aufschüttung, die wieder eine colossale, sehr schön gearbeitete Steinkiste barg. Länge 3,14, Breite 1,20, Tiefe 1,03 *m*. Lage NNO.-SSW, 30°. (Von der Spitze des Hügels bis zum Grunde der Kiste 3,40 *m*.)

Die etwas unsymmetrisch über die Kiste gelegten grossen Schiefer-Deckplatten erregten zuerst meine Verwunderung und meinen Argwohn hinsichtlich der Intactheit des Inhalts des Grabes, und zwar, wie sich bald herausstellte, nicht umsonst, denn dasselbe erwies sich als leer und war höchst wahrscheinlich in alter Zeit schon von den Bewohnern dieser Gegend ausgeraubt worden, wie mir ein auf dem Grunde der Kiste ruhender, sicher unbemerkt dort liegen gebliebener menschlicher Unterkiefer und der untere Theil eines Thongefässes zu beweisen scheinen. Die Frage nun: wer alsdann über dem nachlässig wieder geschlossenen Grabe den Steinhügel errichtet und diesen mit dem riesigen Sandberge bedeckt hat, dessen höhere Regionen dann die „Karatschi" zu ihren letzten Ruhestätten erwählt haben, muss vorläufig unbeantwortet bleiben; doch bringen weitere Forschungen vielleicht mit der Zeit Licht in diese merkwürdige Erscheinung, die ich in meiner Praxis nun schon nicht mehr als vereinzelt hinstellen muss.

Wie beim Näbi tapa Nr. I, so ergab auch bei dem ihm zunächst liegenden, ihm an Umfang nicht viel nachgebenden Hügel Nr. II die Untersuchung ein fast negatives Resultat in Bezug auf die erwarteten Funde. Anstatt einer Kiste barg dieser Grabhügel in seinem Innern eine ziemlich bedeutende Kies-Aufschüttung, auf welcher angebrannte, schwarze, ornamentlose Urnenscherben umherlagen. Skelette waren in den oberen Sandschichten ebenfalls nicht eingebettet, doch wurden daselbst einige mehr oder weniger beschädigte Henkelgefässe gewöhnlicher Form aus fest gebranntem röthlichem Thon ausgegraben, welche Leichenbrand enthielten.

Nr. III, ein weit kleinerer Kurgan (Durchmesser unten 23 Fuss) lieferte — bis zum Eintritt eines Schneesturmes, der seiner gründlichen Durchforschung ein plötzliches Ziel setzte, — ausser vielen kleinen, kreisförmig im Innern des Tumulus herumgelegten einfachen Aschenurnen, noch einen Spinnwirtel aus Knochen.

Ueber die bei Gülaplu auf meinen Streifereien zufällig entdeckten, alten Fels-Inschriften werde ich Näheres berichten, sobald es mir möglich sein wird, davon genaue Copien anzufertigen, was wegen der anhaltenden Nässe sich damals als unthunlich erwies. —

Ein böses Jahr auch für uns Transkaukasier! Die tropischen Regengüsse wollen kein Ende nehmen. Bald zwei Wochen sind es nun, dass wir, in unserer alten Feste von aller Welt abgeschlossen, keine Briefe mehr empfangen und dem in dieser Einöde so zum Bedürfniss gewordenen Genuss des Zeitunglesens entsagen mussten. Der ungeberdige Kur ist bei der Station Jewlach aus seinen Ufern

Digitized by Google

getreten und hat sein Thal viele Meilen weit überschwemmt. Der Verkehr ist völlig aufgehoben. —

Hr. R. Virchow bemerkt mit Bezug auf die Aufforderung des Hrn. Rösler (S. 339), dass er eine gewisse Annäherung der Fundstücke von Gülaplu, ebenso wie der aus anderen transkaukasischen Gräbern, an den Culturkreis von Koban anerkenne, dass aber seiner Meinung nach doch so ausgesprochene Verschiedenheiten zwischen denselben bestehen, dass er an dem schon wiederholt von ihm betonten Gegensatz der nordkaukasischen Cultur festhalten müsse. Er erinnert namentlich an die Fibeln und an die Streitäxte. Im Uebrigen dankt er dem glücklichen Finder für seine Ausdauer und seine Sorgfalt. —

(13) Hr. P. Staudinger überschickt unter dem 29. Juni eine Abhandlung über

Todtenbestattung bei den Haussa.

In dem Werke des Hrn. Dr. Passarge „Adamaua“ steht unter „Religion, Sitten und Gebräuche“ folgender Satz über die Beerdigung bei den Haussa: „Bei den Haussa werden die Todten auf einem gemeinsamen Platz (kabarih) beerdigt, und zwar Frauen und Männer getrennt. Diese Kirchhöfe werden mit Vorliebe unter hohen Bäumen angelegt.“ Und weiter: „Ein andere Bestattungsweise haben die Fulbe. Sie begraben ihre Todten in Häusern.“

Hr. Passarge, der im Texte seines Buches sehr oft Beobachtungen von meiner Reise berühren muss und der in den zu jedem Kapitel gegebenen Randanmerkungen am Ende des Werkes solche theilweise bezeichnet (und zwar mit den Abkürzungsbuchstaben St. S. n. n.), giebt dabei unter dem Bemerkungsabschnitt zu Religion, Sitten und Gebräuchen unter 22 Folgendes an: „Nach Staudinger (S. 386) [hier schreibt er meinen Namen aus] in Gehöften, was falsch ist. In Kuka verscharrt man die Todten an der Stadtmauer. N. I. S. 60.“

In meinem Werke „Im Herzen der Haussaländer“ steht nun auf S. 564 Nachstehendes: „Ueber Begräbnisse habe ich wenig in Erfahrung bringen können. Das Grab scheint beinahe immer in den Gehöften errichtet zu werden. Ein Topf bezeichnet in manchen Gegenden (so in Kaura) das Kopfende. Kirchhöfe sah ich nirgends. In einigen Strichen des Nupelandes soll man die Verstorbenen in den von ihnen bewohnt gewesenen Hütten begraben. Die letzteren verlassen die Bewohner dann auf einige Zeit.“

Dazu bemerke ich noch weiter: Ganz abgesehen davon, dass Hr. Passarge, der mit durch meine Vermittelung sich an der Adamaua-Expedition betheiligt hatte, während des Schreibens seines Werkes in Berlin lebte und sich vorher wohl nochmals über diesen Punkt mit mir in Verbindung hätte setzen können, ehe er eine gemachte Beobachtung mit der unstatthaften oder doch scharfen Bemerkung „was falsch ist“ umstiess, durfte er dies um so weniger ohne Weiteres thun, da er selbst die eigentlichen Haussaländer nicht bereist hatte, also seine Beschreibungen, soweit sie die eigentlichen Haussaländer nördlich vom Benue betreffen, nur aus Büchern oder aus Berichten von Eingeborenen haben kann.

Er scheint aber auch nicht beachtet zu haben, dass ich auf Grund einer absoluten Beobachtung die Nachricht über die Beerdigungsart bei den Haussa brachte. S. 386 meines Werkes steht nehmlich gelegentlich des Aufenthalts in Kaura: „Unser Diener stiess, als er in unserem Hofe ein Closet graben wollte, auf mehrere Gräber.“

Digitized by Google

Ich bemerke noch, dass in der Provinz Samfara, in welcher Kaura liegt, mit die reinste Haussabevölkerung wohnt, und dass das Gehöft, wo wir uns niedergelassen hatten, von Haussa bewohnt wurde, also dort Haussaleute begraben lagen. Diese Art der Beerdigung im Gehöft (oder auch in der Hütte?) scheint die ursprünglichere zu sein. Sehr vorsichtig habe ich auch in meinem Werke gesagt: „Kirchhöfe sah ich nirgends." Damit ist nicht behauptet, dass es nicht dennoch solche dort geben kann. Nur darf ein Reisender bloss über dasjenige etwas mit absoluter Sicherheit behaupten, was er selbst gesehen hat oder worüber er zuverlässige Erkundigungen einziehen konnte, obgleich dann schon ein Hinweis auf diese Art der Quelle nothwendig ist

Nach den Passarge'schen Behauptungen wird bei den unter einem hohen Baume angelegten Gräbern, die 1 *m* tief sein sollen, noch ein meterhoher Hügel aufgeschüttet. Da ich, mit Ausnahme von Kano, die meisten Haussastädte von verschiedenen Thoreingängen aus kennen gelernt habe, wundere ich mich sehr, solche Plätze, die mir kaum entgangen wären, nicht gesehen zu haben.

Nun ist unlängst ein Reisender, Hr. C. H. Robinson, zurückgekehrt, welcher einen Theil des Haussalandes, vielfach auf von mir betretenen Wegen, bereist hat. Ich fragte bei ihm wegen der Beerdigungsart an und erhielt die Antwort, dass im allgemeinen im Lande die Todten in den Gehöften begraben würden, in den grossen Städten gewöhnlich ausserhalb der Stadt.

Indessen bezieht sich die Erfahrung Robinson's hauptsächlich auf eine grosse Stadt, nehmlich Kano. Dort war ich im Vergleich zu anderen Haussastädten nur ganz kurze Zeit unter schwierigen Verhältnissen. Aber gerade in Kano macht sich durch die ständige Anwesenheit einer Anzahl nordafrikanischer Araber ein etwas stärkerer arabischer Einfluss geltend, und die Haussa mögen theils aus religiösen Gründen, theils aus Nachahmungstrieb der Sitte der Araber gefolgt sein, vielleicht erst in neuerer Zeit, umsomehr als der alte Gebrauch doch mitunter die Geruchsnerven belästigende Folgen gehabt haben mag. (Zu grosses Gewicht darf man aber auf diesen Punkt nicht legen, auch können die sanitären Vortheile höchstens durch die Araber zuerst anerkannt sein. Ein Beispiel von der Indoleuz der Haussa nach dieser Richtung ist dieses: In der Mitte der Stadt Saria bekamen wir, wenn wir Abends vor unserer Hütte sassen, öfters die unangenehmsten Gerüche zugeweht. Auf unsere Erkundigung bemerkte ein Diener, dass unweit des Hauses ein Sumpf sei, wohinein die Haussa aus Bequemlichkeit die in der Nähe verendeten Pferde würfen. Der nächste Ausgang führte uns an die Stätte der netten Miasmen.)

Nun schreibt Hr. Passarge wiederum, dass die Fulbe ihre Todten in den Häusern begraben. Sollten ihm da nicht Bedenken gekommen sein, dass bei der Vermischung der Fulbe mit den Haussa (ich spreche nicht von Adamaua, das ich mit Ausnahme zweier kleiner Orte nicht aus eigener Anschauung kenne) oft Familien der Haussa und Fulbe dieselben Sitten haben, ferner dass die im Verhältniss zu den Haussa viel fanatischeren und religiöseren Fullani am ehesten in den grossen Städten den ihnen von den reineren Trägern des Islams, den Nordafrikanern, gelehrten Gebrauch der Beerdigung vor der Stadt, bezw. in Kirchhöfen gefolgt seien?

Bei meiner anderen Angabe, dass in einigen Strichen des Nupe-Landes die Todten innerhalb der Hütten begraben würden, bemerkt Passarge, nachdem er eben von solcher Bestattung der Fulla gesprochen hat: „Staudinger erzählt dasselbe von den Nupe, das dürfte jedoch falsch sein, vergl. Cl. S. 439. 40. Anh. II." Wenn auch dieses Mal das Wort „falsch" nicht mit absoluter Betonung gebraucht ist, so steht er doch wiederum mit seiner Behauptung im Unrecht.

Digitized by Google

Das Nupe-Land wird ebenso, wie das Haussa-Land, von verschiedenen Stämmen bewohnt; die Herrscherfamilien stammen vom Fulbegeschlecht. Im eigentlichen Nupeland, namentlich in der Hauptstadt Bida, bin ich ebenso wenig, wie Hr. Dr. Passarge, gewesen. Bei unserer Expedition war ein Nupe-Gesandter, ebenso wie ich einigen Dienern manche Auskunft verdanke. In Nupe wohnen aber erstens auch Fullani, die ja nach P. in den Hütten begraben sollen? (über die Begräbnissweise bei den Fulbe habe ich nichts berichtet, da ich die reinsten Fulbe nur unter den nomadisierenden Hirten fand); zweitens wohnen im Nupegebiet ganz sicher Völker, die ihre Todten in den Hütten, d. h. im Boden der Hütten, begraben. Dr. Gruner hat bei den benachbarten und theilweise dort übergreifenden Stämmen auf seiner Reise zum Niger ebenfalls diese Bestattungsart feststellen können.

Schliesslich schreibt mir noch Hr. G. A Krause, der nicht in den Haussa-Ländern selbst, aber in Gegenden, wo die Haussa in Colonien leben, geforscht hat, und der ihre Sprache genau kennt, Folgendes: „Wie und wo die Haussa ihre Todten begraben, darüber kann ich mit Sicherheit nicht sprechen. Es ist natürlich, dass sie in der Fremde von fremden Sitten mit beeinflusst werden, wo diese mit ihren eignen nicht zusammenfallen. An der Goldküste z. B. ist das Begraben der Todten in den Hütten neuerdings durch die Gesetzgebung verboten, und in Folge dessen besitzt auch die grosse Haussa-Colonie in Akkra einen Friedhof, also etwas, das ihnen in ihrer Heimath fremd ist.

„Der Todte wird in ein neues, weisses Todtenkleid gehüllt (Passarge schreibt darüber auch, Anm. St.), ehe er beerdigt wird, was bisweilen schon 2 oder 3 Stunden nach dem Tode geschieht. Da der Name dieses Todtenkleides der arabischen Sprache entlehnt ist, so dürfte es sich mit der ganzen Sitte ebenso verhalten.

„In Salaga begraben die Haussa ihre Todten sowohl im Innern der Hütte, wie auch im Gehöft. Ein mir bekannter Haussa-Mann starb und wurde wenige Hütten von meiner Wohnung entfernt in derselben Hütte, in der er gestorben war, beerdigt; wenn bald darauf der Wind aus der Richtung der Todtenhütte wehte, konnte ich mich nicht im Freien aufhalten.

„Ob im Lande Haussa ein Unterschied besteht zwischen einer Beerdigung in der Hütte und einer solchen im Gehöft, kann ich nicht sagen. Wenn es nicht ein Zufall ist, dass ich das aus persönlicher Erfahrung kennen gelernt habe, sondern eine allgemeine Regel, dann würde das gemeine Volk die Beerdigung ursprünglich in der Hütte, die Vornehmen aber, unter arabischem Einfluss, die im Gehöft vorziehen. Begräbnissplätze kennen die Haussa nicht.“ Soweit Hr. Krause.

Es geht aus alledem wohl zur Genüge hervor, dass meine Behauptung über die Beerdigungsweise der Haussa nicht falsch ist. Wenn auch jeder Reisende irren kann und sich mitunter irrt (ich spreche nicht von geographischen Routenaufnahmen, die der nächste Reisende, der mit besseren Mitteln reist, häufig anders findet, und es mit seiner Aufnahme wiederum ebenso geht), namentlich da man zu oft von Aussagen der Eingeborenen abhängig ist, so sollte doch in wissenschaftlichen Werken nur an der Hand selbst erbrachter Beweise und mit grosser Vorsicht, auch wohl mit etwas Rücksichtnahme, bei der Umstossung von Erkundigungen früherer Reisenden vorgegangen werden.

Bei dem allgemeinerem ethnographischem Interesse hielt ich es in diesem Falle für nothwendig, eine von mir gemachte Beobachtung nicht ohne Weiteres als falsch hinstellen zu lassen, da ich durch einen Zufall den Beweis ihrer Richtigkeit erbringen konnte.

Digitized by Google

Nebenbei bemerke ich noch, dass auch von den Abbildungen des Passarge-schen Werkes, deren Originale zum Theil aus den von Passsarge nicht bereisten Gegenden stammen, nicht alles aus der Flegel'schen Sammlung, sondern einige typische Sachen auch von den von mir mitgebrachten Stücken entstammen. —

(14) Hr. A. Nehring berichtet unter dem 28. Juni über

einen nannocephalen Menschen-Schädel von Buckau bei Magdeburg.

Durch meinen Bruder, Hrn. Ober-Ingenieur Hermann Nehring in Magdeburg, erhielt ich vor einigen Wochen einen Menschen-Schädel [1]), welcher kurz vorher beim Ausschachten der Erde für ein neu zu erbauendes Gebäude in Buckau bei Magdeburg ausgegraben worden war. Der Erhaltungszustand ist, abgesehen von einigen Verletzungen, welche wohl bei der Ausgrabung entstanden sind, ein guter; es fehlt nur der eine Jochbogen und der Gelenkfortsatz der einen Unterkiefer-Hälfte, auch sind einige Zähne ausgefallen und verloren gegangen.

Die Schädelkapsel ist sehr dickwandig, die Nähte noch offen. Aus dem Gebiss darf man schliessen, dass der einstige Träger dieses Schädels völlig erwachsen war und im mittleren Lebensalter stand, als er seinen Tod fand. Der letzte Molar (m 3) fehlt spurlos in allen 4 Kieferhälften, sei es, dass er sich überhaupt nicht entwickelt hat, sei es, dass er früh wieder verloren gegangen und seine Alveole verwachsen ist [2]).

Die vorhandenen Zähne sind ziemlich stark abgenutzt, aber gesund; der zweite Molar im linken Unterkiefer fehlt spurlos, d. h. seine Alveole ist völlig verwachsen. Im Oberkiefer ist nahe dem rechten Caninus ein überzähliger, kleiner, einwurzeliger Zahn (vielleicht der beim Zahnwechsel stehen gebliebene Milch-Caninus) vorhanden gewesen, wie man aus einer überzähligen (einfachen) Alveole schliessen kann. — Der Unterkiefer ist klein und zierlich gebaut; seine Länge vom Kinn bis zum Hinterrande des Condylus beträgt 113 *mm*.

Besonders auffallend sind die geringen Dimensionen der Schädelkapsel und die so zu sagen kuglige Form derselben. Die sagittale Länge beträgt 158 *mm*, die grösste Breite, welche an der Schläfenschuppe liegt, misst 142, die Höhe vom Basion bis zum Scheitel 121, die sog. minimale Stirnbreite 93 *mm*. Die Capacität der Schädelhöhle habe ich (mit Erbsen) auf 1095 *ccm* festgestellt.

Aus diesen Angaben folgt, dass es sich hier um einen auffallend kleinen Schädel handelt. Vergl. R. Virchow, Crania Ethnica Americana, S. 22, etc. Zugleich ergiebt sich aus einer Berechnung des Längen-Breiten-Index (89,87), dass dieser Schädel sehr stark brachycephal ist.

Die Stirn ist gut gewölbt, das Gesicht orthognath gebildet, die Zähne zierlich. Wahrscheinlich handelt es sich um ein weibliches Individuum.

Aus welcher Epoche dieser Schädel stammt, ist wegen Mangels irgend welcher archäologischer Anhaltspunkte schwer zu sagen. Der Erhaltungszustand der Hinterhauptspartie und des Unterkiefers ist ein derartiger, dass man versucht sein könnte, auf ein ziemlich hohes Alter des Fundes zu schliessen; die betreffenden Schädel-

1) Die übrigen Skelettheile, welche neben dem Schädel gefunden wurden, sind leider nicht conservirt worden.

2) Da der Oberkiefer hinter m 2 sinist. verletzt ist, kann man beobachten, dass nicht etwa ein Keim von m 3 vorhanden ist. Es kann also nicht davon die Rede sein, dass das betreffende Individuum die Weisheitszähne noch später erhalten haben würde. Auch im Unterkiefer, den ich an der betreffenden Stelle angesägt habe, ist von m 3 nichts zu sehen.

Digitized by Google

theile sehen dunkelbraun aus, sind stark ausgelaugt und saugen Wasser ein. Die Stirnpartie sieht zwar auch braun aus, ist aber hinsichtlich der Knochensubstanz viel härter und glatter, so dass man auf ein ziemlich recentes Alter schliessen darf. Mein Bruder meint, der Schädel stamme möglicher Weise aus der Zeit der Belagerung Magdeburg's im dreissigjährigen Kriege.

Zum Vergleich stelle ich die Dimensionen eines anderen Schädels meiner Sammlung mit denen des oben beschriebenen zusammen. Der betreffende Schädel hat einem Ritter des 12. Jahrhunderts p. C. angehört und stammt aus Königslutter im Herzogthum Braunschweig. Er ist sehr kräftig gebaut und zeigt colossale Muskelansätze, namentlich am Unterkiefer, wie ich sie sonst kaum gesehen habe; der betreffende Mann muss sehr muskelstark gewesen sein. Ausserdem füge ich die Maasse eines nannocephalen Schädels aus Virchow's Cranin Ethnica Americana, Taf. VII, hinzu.

	Buckau ♀? ad.	Mechi ♀ ad.	Königslutter ♂ ad.
1. Capacität des Schädels . . . . . *ccm*	1095	1100	1645
2. Grösste Horizontallänge der Schädelkapsel . . . . *mm*	158	165	189
3. „ Breite . . . . . „	142	128	159
4. Gerade Höhe . . . . . „	121	130	131
5. Entfernung des Alveolarrandes vom Foram. magn. „	88	93	100
6. Horizontal-Umfang der Schädelkapsel . . . . . „	480	470	560
7. Minimale Stirnbreite . . . . . „	93	77	103

Sehr verschieden von dem Buckauer Schädel sind nach Grösse und Form mehrere Menschen-Schädel, welche ich aus dem Reihengräberfelde von Hohnsleben besitze. Dieses Dorf liegt westlich von Magdeburg, im Herzogthum Braunschweig, Kreis Helmstedt, nahe der Preussischen Grenze. Die betreffenden Schädel sind dolichocephal, mit sehr starker Entwickelung des Hinterhauptes, während der Buckauer Schädel stark brachycephal ist und eine sehr geringe Entwickelung des Hinterhauptes erkennen lässt. —

(15) Hr. Voss bespricht einige ihm von Hrn. San.-Rath Dr. Behla in Luckau zur Ansicht übersandte

Lausitzer Alterthümer.

1. Einen bei Gehren gefundenen „Absatzcelt", von welchem, wie Hr. Behla bemerkt, ihm bis jetzt nur zwei Exemplare aus der Nieder-Lausitz bekannt sind, von Saulwitz und von Reichersdorf im Kreise Guben (Gubener Gymnas.-Progr. 1883, Taf. I mit seitlich facettirtem Blatt, und ebendas. 1892).

2. Einen „Steinklöppel" mit Schäftungsrille, bei Langengrassau, Kreis Schweinitz, Provinz Sachsen, in der Nähe des alten Heidenkirchhofes daselbst gefunden. Das Stück ist dadurch von besonderem Interesse, dass auf der einen Schmalseite sich ein mit einem massiven Bohrcylinder angefangenes Bohrloch befindet. Das Material ist ein schwärzliches, ziemlich mürbes Gestein mit vielen eingesprengten, das Licht stark reflectirenden Krystallen. Die Länge beträgt 14 *cm*, die

Digitized by Google

grösste Breite 5 *cm*, der grösste Querdurchmesser 4 *cm*. Die Form ist schlank, die Rille liegt nahe dem breiten Ende und ist verhältnissmässig sehr breit und tief, die Flächen sind abgerundet, so dass der Querdurchschnitt oval ist. Eine sehr schmale längliche Schlagfläche befindet sich auf dem breiten Ende, doch scheint auch die stumpfe Spitze des anderen Endes zum Schlagen oder Klopfen benutzt worden zu sein.

3. Einen durchbohrten Henkel von einem Ackerfelde bei Freesdorf, Kreis Luckau, wo in der Nähe schon früher die von Hrn. Behla dem Königl. Museum für Völkerkunde geschenkten „nasenförmigen" Henkel (Verhandl. 1891, S. 71 und 189) gefunden sind. Der vorliegende Henkel ist durch einen ziemlich vierkantigen, senkrecht durchbohrten Vorsprung gebildet und stammt von einem dickwandigen, ziemlich roh gearbeiteten, aussen gelblich braunen, innen schwarzen Gefässe aus grobem Thon, welches wahrscheinlich der Steinzeit angehört. —

(16) Hr. Rud. Virchow zeigt

angetriebene Schlackenstücke von der Insel Föhr.

Als ich im vorigen Jahre einige Tage auf der Insel Föhr verweilte, machte mich Hr. Dr. Hauchecorne aufmerksam auf sonderbare Auswürfe, welche die See längs der Südküste angehäuft hatte. Derselbe hat die Güte gehabt, mir ein charakteristisches Exemplar davon zu überbringen, welches ich vorlege. Es sind grobblasige und daher verhältnissmässig leichte Stücke von sehr verschiedener Grösse und Gestalt, einzelne recht gross. Nach neueren Ermittelungen sind es Schlacken aus Hochöfen, die in England in, wie es scheint, sehr grosser Zahl in's Meer geworfen werden. —

Hr. M. Bartels erwähnt, dass gleiche Stücke auch an der Küste von Sylt häufig vorkommen. —

(17) Hr. Lissauer berichtet über

die Versammlung nord-bayrischer Anthropologen und Prähistoriker in Nürnberg, unter Vorlage von Limes-Photographien.

In Nürnberg tagte vom 29. bis 31. Mai d. J. der erste nord-bayrische anthropologische Congress, mit welchem eine sehr lehrreiche Ausstellung verschiedener öffentlicher und Privat-Sammlungen aus der Ober-Pfalz, aus Ober- und Mittel-Franken und aus Ober-Bayern verbunden war. Der Congress war verhältnissmässig gut besucht und wurde von den Vertretern der höchsten Provincial- und Localbehörden feierlichst begrüsst; ausser Hrn. v. Gossler-Danzig und den Gästen aus Bayern selbst, unter denen Hr. Naue-München als erster Prähistoriker Bayern's zu nennen ist, nahmen auch vier Mitglieder der Berliner anthropologischen Gesellschaft an demselben Theil, Fräulein Eysn-Salzburg, die HHrn. Grempler, Voss und der Vortragende. Den Vorsitz führten die HHrn. Scheidemandel und von Forster, als Schriftführer fungirte Hr. Bernett; allen drei Herren gebührt herzlicher Dank für die Berufung und das Gelingen des Congresses, sowie für die liebenswürdige Aufnahme der Gäste. Von den zahlreich ausgestellten prähistorischen Gegenständen seien hier besonders die Funde aus dem grossen Gräberfelde in der Beckerslohe erwähnt, welche der anthropologische Verein zu Nürnberg ausgestellt hat und auch publiciren wird. Dieselben sind ausserordentlich wichtig für das Ende der Hallstatt- und den Anfang der La Tène-Cultur; sie enthalten einerseits Schmuckplatten mit 4 Spiralen und 4 Tutuli, Schlangen-Fibeln,

Digitized by Google

Ring-Halskragen, bemalte Gefässe, andererseits graphitirte Gefässe, Schwanenhals-Nadeln mit Näpfchenkopf, Thierkopf-Fibeln.

Von den Verhandlungen des Congresses sei zuerst erwähnt der durch viele gute Abbildungen erläuterte Vortrag des Hrn. Naue über die Entwickelung der Bronze- und Hallstatt-Cultur in Bayern; ferner der Vortrag des Hrn. Schirmer aus Rossstall über die Zusammensetzung der mittelfränkischen Bevölkerung aus schwäbischen, alemannischen, thüringischen, wendischen und bayrischen Stämmen nach ihren volksthümlichen Verschiedenheiten, — des Hrn. Schmidt-Wunsiedel über prähistorischen Bergbau im Fichtelgebirge, — des Hrn. Seyler-München über Ausgrabungen bei Kasendorf in Ober-Franken; ferner die Vorstellung eines mikrocephalen Kindes durch Hrn. v. Forster, welches sich durch angeborene Atrophie beider Sehnerven und rechtsseitige Hemiplegie auszeichnet, also auf eine intrauterin überstandene Meningitis als Ursache der Mikrocephalie hinweist, — die Vorstellung zweier Brüder mit exquisiter Schwimmhaut-Bildung an sämmtlichen Fingern durch Hrn. Scheidemandel, — endlich die durch viele Photographien veranschaulichten Vorträge der beiden Strecken-Commissare, der HHrn. Eidam-Gunzenhausen und Kohl-Weissenburg, über ihre Aufdeckung der „Pfahlgräben" am rhätischen Limes. Von beiden Herren erhielt der Vortragende Abzüge einiger Photographien, welche er in der Sitzung erklärte und der Sammlung der Gesellschaft überreichte.

Die 3 Photographien des Hrn. Eidam geben verschiedene Bilder von den freigelegten Palissaden-Pfählen bei Gunzenhausen mitten im blauen Letten und zugleich das Pflaster der Fuhrt durch die Altmühl; der tiefe Graben, die dicken Eichenstämme und zum Theil die verbindenden Querbalken sind darauf vortrefflich wiedergegeben. Hr. Eidam unterscheidet 3 Perioden in der Construction des rhätischen Limes. Zuerst baute man den „Pfahlgraben" aus gewaltigen Eichenstämmen, da der germanische Wald noch zahlreiche alte Bäume darbot; als dieser bei dem Anprall der Barbaren nicht mehr Stand hielt, da wurde ein zweiter „Pfahlgraben" aus dünneren, unter einander verflochtenen Doppelpfählen gezogen, eine Art von Hürdengeflecht, welcher hinter dem ersteren verlief; zuletzt baute man erst die wirkliche Mauer des Limes[1]).

Von den 2 Photographien des Hrn. Kohl zeigt die eine die Thurmmauer der Porta dextra im Castell Weissenburg a. S., die zweite ein Stück der Limesmauer im Walde Grünhof bei Weiltingen, wo dieselbe ein in weiches Gestein gehauenes „Gräbchen" durchschneidet, welches einen Grenzhügel der ersten Anlage einschloss. — Beiden Herren sei an dieser Stelle für die werthvollen Geschenke der Dank ausgesprochen. —

(18) Hr. Lissauer bespricht, unter Vorlage von Fundstücken, einen

Grabfund der römischen Zeit von Raben, Kreis Belzig.

(Hierzu Tafel IX.)

In der Nähe von Raben, 12 *km* südlich von Belzig, an dem Wege von Raben nach Grubow, wurden vor vielen Jahren bei der Anlage des Weges viele Gräber sammt ihrem Inhalt zerstört. Im Laufe des Juni d. J. wurden beim Ausbessern des Weges abermals mehrere Gräber aufgedeckt, die ersten dabei gefundenen Urnen von den Arbeitern sofort zerschlagen und von dem Inhalt nur 2 Bronze-Fibeln (Fig. 1 und 2) und eine wieder verloren gegangene Schnalle gerettet. Hr. Pastor Moeller jun. (jetzt in Laschwitz, Kreis Fraustadt), welcher schon wiederholt das Interesse der Gesellschaft und des Königl. Museums wahrgenommen hat

1) Vergl. Limesblatt 1896. Nr. 20. S. 557 ff.

Digitized by Google

begab sich auf die Nachricht von jenem Funde alsbald an Ort und Stelle, um die Ausgrabungen fortzusetzen und hatte das Glück, das folgende noch ganz erhaltene Grab aufzudecken. In einer Tiefe von etwa 30 *cm* unter der jetzigen Oberfläche — vor Anlage des Weges mochten es wohl 50 *cm* mehr sein — stand eine Urne (Fig. 3) ohne Deckel auf dem gewachsenen Boden frei im Kies, welche die Ueberreste des Leichenbrandes und die auf den Scheiterhaufen mitgegebenen Beigaben enthielt. Die letzteren waren ursprünglich wohl in einem Schmuckkästchen eingeschlossen gewesen; denn von einem solchen fanden sich in der Urne ein Schlüsselschild (Fig. 4) nebst der Schlossfeder (Fig. 5), 12 Nägel (Fig. 6) und mehrere Eisenstücke (Fig. 7 u. 8) vor, welche wahrscheinlich zum Beschläge des Kästchens gehört haben. Zu den eigentlichen Beigaben zählen 2 silberne Fibeln (Fig. 9 u. 10), Fragmente eines silbernen Armbandes (Fig. 11 u. 12), 2 Fragmente eines dünnen Bronzedrahts (Fig. 13 u. 14), ein Knochenkamm (Fig. 15) und ein eisernes Messer (Fig. 16).

Alle diese Gegenstände übersandte Hr. Moeller dem Vortragenden als Geschenk für das Königl. Museum für Völkerkunde, wofür ihm bestens gedankt sei.

Beschreibung der einzelnen Fundstücke.

Die Fibel (Fig. 1) hat einen breiten, bandförmigen, etwas gewölbten Bügel, untere Sehne, Rollenkappe und hohen Nadelhalter, ihre grösste Länge beträgt 25 *mm*; die Fibel (Fig. 2) hat einen schmalen, dreikantigen und durch Einkerbungen längs der Kanten verzierten Bügel, ebenfalls untere Sehne und hohen Nadelhalter, sie ist 24 *mm* lang. Beide Formen haben eine weite Verbreitung in der provincialrömischen Cultur, besonders im Norden; sie entsprechen dem Typus E und H von Vedel[1]) auf Bornholm und gehören der 3. Periode von Tischler's[2]) Gräberfeldern an, deren Chronologie durch Münzfunde aus der Zeit der Antonine und des Commodus (137—192), also aus dem Ende des 2. Jahrhunderts, bestimmt ist.

Die Urne (Fig. 3) ist freihändig gearbeitet, gut gebrannt, von der Form einer Terrine und grösstentheils schmutzig-gelb von Farbe; nur im oberen, geglätteten Theil und auf dem Boden ist sie stellenweise schwärzlich-grau, der untere Theil zeigt eine rauhe Oberfläche. Der Hals des Gefässes ist gerade und kurz, die grösste Bauchweite liegt dicht unterhalb des oberen Drittels der ganzen Höhe, von da ab nimmt der Durchmesser des Gefässes schnell bis zum Boden hin ab. Die Grenze zwischen Hals und Bauch ist durch Darstellung eines mit Kerben verzierten Halsbandes, die grösste Bauchweite durch 3 kleine, nicht ganz symmetrisch angesetzte Schnürhenkel und die Einritzung einer durch die Henkel gehenden Schnur bezeichnet; das dazwischen liegende Feld ist noch durch ein Zickzackband, welches aus 3 leicht eingedrückten parallelen Strichen besteht, verziert, ausserdem läuft von jedem Henkel eine seichte Furche von dunkler Farbe bis zum Boden. Die grösste Höhe beträgt 215 *mm*, der grösste Umfang liegt 80 *mm* vom oberen Rande entfernt, der Hals ist 35 *mm* hoch; der Durchmesser der oberen Oeffnung beträgt etwa 185 *mm*, der Durchmesser an der grössten Bauchweite 268 *mm*, am Boden etwa 112 *mm*.

Die Urne erinnert durch ihre Form an die für diese Zeit charakteristischen Mäanderurnen, wie sie von Darzau[3]), Fohrde[4]) und anderen Gräberfeldern bekannt

1) E. Vedel, Bornholm's Oldtidsminder. Kjøbenhavn 1886. S. 85.

2) Schriften d. Physik.-Oekonom. Ges. zu Königsberg. 19. S. 214—222.

3) Ch. Hostmann, Der Urnen-Friedhof bei Darzau. Braunschweig 1874. Taf. I. 4. II. 11.

4) Voss u. Stimming, Vorgesch. Alterthümer a. d. Mark Brandenburg. Berlin 1878. Abh. V. Taf. 12—15.

Digitized by Google

sind; auch das Ornament ist vielfach auf Grabgefässen dieser Culturperiode[1]) vertreten.

Die Ueberreste des Schmuckkästchens sind in dieser Vollständigkeit nicht häufig zusammen gefunden worden.

Das Schlüsselschild (Fig. 4), stark oxydirt, war ursprünglich wohl von quadratischer Fläche mit 55 *mm* langen Seiten; es zeigt noch an den 3 erhaltenen Ecken 3 eiserne Nägel, und in der Mittellinie, näher nach den Rändern zu, ein grösseres, ursprünglich wohl ovales, jetzt ausgebrochenes, und ein kleineres, ganz erhaltenes, rundes Loch von etwa 7 *mm* Durchmesser. Die Schlossfeder, an welcher ein ovaler Ring angerostet ist, ist noch etwa 72 *mm* lang und auf beiden Seiten hakenförmig nach entgegensetzter Richtung umgebogen; der ovale Ring ist etwa 29 *mm* lang und 14 *mm* breit und diente zur Befestigung des unteren Endes der Feder an einem kleinen Holzklötzchen, in welches dieselbe am Boden des Kästchens eingelassen war, wie dies sehr deutlich aus der Reconstruction eines solchen Schlosses von Anger ersichtlich ist[2]).

Aehnliche Funde sind gerade aus dieser Zeit schon aus Polen, West- und Ostpreussen, Brandenburg, Pommern, Hannover, Norwegen[3]) bekannt, — selten aber sind die Schilde so gross, wie in diesem Falle.

Von den 12 Nägeln (Fig. 6) sind 7 ganz aus Bronze, 3 ganz aus Eisen, 3 haben bronzene Köpfe und eiserne Stifte, sämmtliche Köpfe sind halbkugelförmig. Die Länge der bronzenen Stifte schwankt zwischen 15 und 17 *mm*, die der eisernen zwischen 17 und 21 *mm*; ein bronzener Stift ist besonders dick und an dem einen Ende nicht spitz, sondern platt geschlagen. Ausserdem fanden sich noch ein 36 *mm* langer eiserner Stift ohne Kopf und 7 Stückchen Eisen von nicht mehr zu bestimmender ursprünglicher Form (Fig. 7 und 8), welche wohl zum Beschläge des Kästchens gehört haben.

Die silberne Fibel (Fig. 9) war mit der Schlossfeder fest verrostet. Es fehlt leider die Spirale, die Sehne und die Nadel. Der erhaltene Bügel ist von schlanker Form und durch eine Scheibe in einen oberen kleineren, rundlichen und einen unteren grösseren, dreikantigen Theil getrennt, welcher in einen schräg nach oben gerichteten, schön profilirten Knopf endet. Der Nadelhalter ist hoch; in der Oehse des Kopfendes steckt der Rest einer eisernen Axe, um welche die doppelseitige Spirale gewickelt war; darüber ist noch ein Theil des Hakens erhalten, welcher die obere Sehne festhielt. Die grösste Länge beträgt etwa 31 *mm*. Diese Fibelform gehört einem sehr alten und weit verbreiteten Typus an, der in Silber von Nord-Deutschland und Skandinavien, in Bronze und in verschiedenen Varietäten auch von Frankreich und Belgien, vom Rhein, von Süd-Deutschland und Oesterreich-Ungarn her gut bekannt ist[4]).

Die zweite silberne Fibel (Fig. 10) ist nur in Bruchstücken, welche vom Feuer stark gelitten haben, erhalten. Sie ist ebenfalls mit Haken, oberer Sehne und doppelseitiger Spirale versehen und am Bügel mit kleinen, durch Perlringe schön

1) Voss und Stimming l. c. Abth. V, Taf. 14. — M. Weigel, Das Gräberfeld von Dahlhausen im Archiv für Anthropologie. 22. S. 223 ff.

2) S. Anger, Das Gräberfeld zu Rondsen. Graudenz 1890. S. 64.

3) J. Undset, Das erste Auftreten des Eisens. Hamburg 1882. S. 523; die in der Anmerkung ausgesprochene Ansicht trifft hier sicher nicht zu; ferner Jentsch in den Niederlausitzer Mittheil. IV, S. 38.

4) Ch. Hostmann a. a. O. S. 67 und Taf. VIII, Fig. 10.

Digitized by Google

garnirten Scheiben verziert. Dieser Typus ist viel seltener, als der erstere, — er ist nur vom Rhein, von Schlesien und von Hannover her bekannt[1]).

Beide Fibeln sind älter, als die erst beschriebenen mit unterer Sehne (Fig. 1 u. 2) und werden allgemein in die Mitte des 2. Jahrhunderts nach Chr. gesetzt.

Von dem schön verzierten silbernen Armband (Fig. 11 u. 12) sind nur das eine Ende mit spitz auslaufendem Schlangenköpfchen und zwei andere Bruchstücke erhalten. Wenn auch ähnliche Armbänder mit Schlangenköpfchen in den Gräbern dieser Zeit häufig auftreten, so ist doch das vorliegende dadurch ausgezeichnet, dass der Kopf nicht rund, wie gewöhnlich, sondern ganz spitz endet.

Der kleine Knochenkamm (Fig. 15) ist aus einem Stück geschnitzt, die Zähne, wahrscheinlich ursprünglich 25—30 Stück, sind grösstentheils ausgebrochen. Der Griff ist bogenförmig mit kantigem Rande, auf einer Seite concav, auf der anderen convex und jederseits mit 2 bogenförmigen und 2 wagerechten Linien verziert; er ist etwa 28 *mm* hoch und unten 46 *mm* breit.

Auch dieser Kamm weicht in Form, wie in Ornament, von den gewöhnlichen Kämmen der provincial-römischen Zeit durch seine grössere Einfachheit ab.

Das eiserne Messer (Fig. 16) hat eine 55 *mm* lange Griffangel und eine 110 *mm* lange und am Griffansatz 24 *mm* breite Klinge mit einem 2 *mm* starken Rücken; seine Form ist die gewöhnliche dieser Zeit.

Nach dieser vergleichenden Schilderung der einzelnen Beigaben dürfen wir annehmen, dass die obigen Gräber von Raben aus der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Chr. herstammen. —

Hr. Voss bemerkt, dass in dem Gräberfelde von Fohrde bei Brandenburg a. H. ähnliche Eisenbeschläge von Holzkisten gefunden worden sind. —

(19) Hr. Rud. Virchow bespricht

Schädel von Hova und Bara aus Madagascar.

Am 8. März benachrichtigte mich der Reisende Hr. Eugen Wolf, dass er von Madagascar, wo er während des letzten französischen Feldzuges geweilt hatte, einen Hova-Schädel mitgebracht habe, den er mir anbiete. Da ich bis dahin nur einen einzigen derartigen Schädel besass, so nahm ich das gütige Anerbieten mit Vergnügen an. Ich erhielt dann auch im Mai eine grössere Kiste, welche ausser dem Hova-Schädel noch eine Anzahl von Bara-Gebeinen und fossile Knochen von Säugethieren enthielt. Mit grossem Dank quittire ich über diese ebenso unerwartete, als seltene Gabe.

Es mag vorweg bemerkt sein, dass die Thierknochen, welche in der Nähe einer warmen Quelle in einem Kesselthale gefunden wurden, von mir dem Museum für Naturkunde überwiesen sind. Hr. W. Dames benachrichtigte mich, dass dieselben anscheinend demselben Hippopotamus madagascariensis angehörten, dessen Knochen unser verstorbener Freund J. M. Hildebrandt gesammelt und eingeschickt hat.

Wenn ich mich heute auf einen kurzen Bericht beschränke, so geschieht es, weil Hr. A. Voeltzkow mir den Antrag gemacht hat, die von ihm aus Madagascar mitgebrachten Schädel, unter denen sich auch Hova befinden, zu bearbeiten. Ich werde daher Gelegenheit haben, anderweitig darauf zurückzukommen.

1) Ch. Hostmann a. a. O. S. 71 und Taf. VIII, Fig. 9.

Digitized by Google

Ueber die ethnologischen Verhältnisse der grossen Insel habe ich bei Gelegenheit der Besprechung einer Sendung von Sakalaven-Schädeln, welche J. M. Hildebrandt auf der Felseninsel Nosi-Komba (am Nordost-Ende von Madagascar) aus einer Grabhöhle entnommen hatte, in der Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse unserer Akademie vom 13. December 1880 (Monatsberichte 1881, S. 995) eine Uebersicht gegeben. Damals war von den Bara wenig mehr als der Name bekannt; die Kiste des Hrn. E. Wolf bereitete mir daher eine grosse Ueberraschung. Auf den meisten Karten ist nicht einmal der Name Bara eingetragen; die Orientirung geschieht am leichtesten durch die ethnographische Kartenskizze, welche der Missionär James Sibree seinem Werke (Madagascar. Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Leipzig 1881. S. 159) beigefügt hat. Es ergiebt sich daraus, dass die Bara (oder Ibara) weiter südlich und zwar mehr im Innern wohnen, während die Sitze der Hova sich bekanntlich ziemlich im Centrum der Insel in den am meisten gebirgigen Theilen, in Imerina, befinden. Weder politische, noch Stammes-Verbindungen bestehen zwischen beiden. Möglicherweise gehören sie ganz verschiedenen Rassen an. Obwohl die Hova, mit denen die Franzosen den letzten Krieg geführt haben, die Herrschaft über die ganze Insel in Anspruch nahmen, so haben sie dieselbe bis in die entfernte Landschaft der Bara, wenigstens nach den bisherigen Nachrichten, niemals ausgedehnt. Auch mit den Sakalaven, welche hauptsächlich die westlichen Küstenstriche bevölkert haben, bestand kein innerer Zusammenhang, weder Seitens der Hova, noch Seitens der Bara.

Da mir nur von den drei genannten Völkern Schädel zugegangen sind, so beschränke ich mich vorläufig darauf, meine Erörterungen an diese anzuknüpfen, obgleich noch eine ganze Reihe anderer Völker oder Stämme vorhanden sind, welche unser Interesse in Anspruch nehmen könnten. Das Studium der sehr zahlreich vorhandenen Berichte über Madagascar erzeugt mehr Verwirrung, als Klärung. Es giebt nur einen Punkt, in dem fast alle Berichte einig sind, den nehmlich, dass sprachlich Madagascar ein einheitliches Bild gewährt. Schon das älteste Wörterbuch (Fr. de Houtman, 1603) hat diese Thatsache kennen gelehrt und zugleich die Verwandtschaft der malagassischen oder madegassischen Sprache mit dem Malayischen betont. Seitdem ist namentlich durch die englischen Missionen, die bis in die neueste Zeit die Hauptarbeit in der Civilisation der Bevölkerung geleistet haben, die Zuverlässigkeit der älteren Angaben immer wieder von Neuem bestätigt worden. Bis jetzt ist noch keine Sprache, kein ausgeprägter Dialekt auf der Insel in Gebrauch gefunden worden, die einer der afrikanischen Sprachen oder Dialekte näher angeschlossen werden könnten. Und so müssen auch diejenigen, welche gleich mir den Zweifel an der einheitlichen Abstammung aller dieser Stämme festhalten, mit der Thatsache rechnen, dass die Linguistik für eine genetische Trennung derselben keinen Anhalt gewährt. Eine höchst sonderbare Thatsache, welche für die anthropologische Forschung eines der schwierigsten Probleme zum Vorschein bringt.

Alle Localforscher sind durch den Umstand, dass die Hova in den letzten hundert Jahren immer mehr eine herrschende Stellung gewonnen haben, dahin geführt worden, auch die linguistische Frage vorzugsweise an dieses Volk anzuknüpfen und in ihm den eigentlichen Repräsentanten der indischen oder indonesischen Rasse zu sehen. Die höhere Intelligenz, die hellere Hautfarbe und das schlichte Haar desselben geben nicht zu unterschätzende Anhaltspunkte für eine solche Annahme. Aber das Räthsel ist nicht gelöst, wie dieses Volk, dessen Angehörige auf wenig mehr als eine Million geschätzt werden, im Stande gewesen

Digitized by Google

ist, seine Sprache allen Stämmen der grossen Insel aufzuerlegen, ohne doch alle diese Stämme, selbst zur Zeit seiner höchsten Entfaltung, zu beherrschen oder gar im Einzelnen zu verwalten. Alle localen Traditionen scheinen dahin zu gehen, dass die ersten Ansiedelungen der Hova im äussersten Südosten der Insel stattfanden und dass sie erst allmählich von da auf das Hochland drangen. Der gut unterrichtete Secretär der Londoner Missions-Gesellschaft, Joseph Mullens (Journ. of the Anthrop. Institute, 1876. V. p. 190) nimmt an, dass die Hova vor etwa 800 Jahren Imerina erreichten und sich 120 Jahre lang friedlich entwickelten. Während eines Zeitraumes von 500 Jahren seien sie dort zu einem starken Volke erwachsen. Das mag sein, aber wie es zugegangen ist, dass ihre Sprache alle anderen, etwa vor ihr vorhandenen verdrängt hat, ohne dass sie selbst die anderen Stämme verdrängten oder sich direkt unterwarfen, das erklärt sich aus dieser Geschichte nicht.

Wie mir scheint, bleibt auch bei der Annahme aller Vordersätze doch die Wahrscheinlichkeit bestehen, dass die Hova nicht die ersten Malayen oder, wie Andere glauben, die ersten Siamesen gewesen sind, welche Madagascar erreichten und besiedelten. Ich verzichte darauf, die zerstreuten Nachrichten anzuführen, welche sich auf eine wiederholte Invasion östlicher Einwanderer deuten lassen, denn auch ohne diese Nachrichten scheint mir keine andere Interpretation übrig zu bleiben. Nicht die Hova haben die einheitliche malagassische Sprache über die ganze Insel ausgebreitet, sondern ältere Einwanderer müssen sie gebracht und mit ihrer eigenen Verbreitung im ganzen Lande festgelegt haben.

Auch die überzeugten Anhänger der einheitlichen Abstammung der Malagassen haben sich der Einsicht nicht verschlossen, dass zu verschiedenen Zeiten von anderswoher, sei es aus Africa, sei es aus Arabien, Zuflüsse von Leuten anderen Stammes gekommen sind. Mullens selbst, obwohl er sagt: The Malagasy people appear to me to be a single race, kommt zu dem Schlusse, dass schon in früher Zeit eine malayische Einwanderung stattgefunden habe (l. c. p. 187), aber dass sie nicht ausgedehnt war (not extensive), und dass ihr später andere gefolgt seien. Dr. G. W. Parker (Journ. Anth. Institute, 1883. XII. p. 479) unterscheidet daher unter den Eingebornen Madagascar's zwei verschiedene Classen: zu der ersteren gehören nach ihm die Hova, die malayischen Ursprungs sind; die zweite umfasst den ganzen Rest der malagassischen Stämme, und ihre dunklere (oft schwarze) Hautfarbe, ihr wolliges Haar und ihr prognathes Profil zeigen ihren afrikanischen Ursprung. Nun, wenn das zutrifft, so wird man doch kaum schliessen dürfen, dass einstmals das ganze Volk aus Negern bestanden hat; wenn trotz starker Zumischung afrikanischer Elemente die Sprache malagassisch blieb, so ist es zugleich wahrscheinlich, dass auch schon vor dem Zufluss der Afrikaner ein starker malagassischer Grundstock vorhanden war. Dieser kann aber nicht aus Hova bestanden haben. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte sich sicherlich der malayische oder indische Typus in stärkerem Maasse erhalten.

Beiläufig mag bemerkt werden, dass die örtliche Ueberlieferung von zwei Aboriginer-Stämmen zu erzählen weiss, den zwerghaften Kimo und den Vazimba, von denen die letzteren erst durch den Einfall der Hova aus Imerina verdrängt sein sollen. Aber keiner der neueren Beobachter hat sie gesehen; keine Tradition meldet etwas über ihre physische Beschaffenheit oder ihre Sprache. Nicht einmal sichere Ueberbleibsel der letzteren haben die Linguisten entdecken können. Die Geschenke des Hrn. Eugen Wolf haben mir zum ersten Male die Gelegenheit geboten, über die afrikanischen Beziehungen der Bara Erwägungen anzustellen.

Digitized by Google

Mr. Sibree (a. a. O. S. 139) erzählt, dass man bis zum Jahre 1837 äusserst wenig von diesen gewusst habe. Damals brachten Hova-Offiziere, welche mit einem Heere das Land passirt hatten, die ersten Nachrichten. Englische Missionäre folgten 1876 und 1877. Einer derselben, Mr. Richardson, sagt von einem Bara-Krieger: „Sein Haar ist mit Fett, Wachs und Kreide zu festen Knoten zusammengeballt, deren Anzahl zwischen 10 und 120 beträgt; oben auf dem Kopfe trägt er ein Chignon aus demselben Material, das ebenso gross oder auch etwas grösser ist, als ein Cricket-Ball. Jeder Knoten ist dicht an den anderen gepresst und klingt, wenn man darauf schlägt, wie hartes Wachs.“ Sehr viel anschaulicher sind die Angaben, welche M. E.-T. Hamy (Les races humaines de Madagascar. Paris 1895. Extr. de la Revue scientifique du 21. Sept. 1895. p. 23) nach den Berichten des M. Catat macht: Ce peuple des Baras est un peuple robuste, de taille élevée, souvent d'un noir foncé, avec le nez aplati, les lèvres épaisses et les cheveux crépus du nègre. Il se différencie de tous les autres peuples malgaches par une étrange coiffure, où les cheveux, roulés en boule et recouverts d'une couche blanche mêlée de graisse et de bouse de vache, forment des couronnes concentriques autour d'une sorte de pompon central. Ces Baras sont de grands fétichistes, et habitent des villages d'un aspect tout particulier, formés de cases carrées en planches entourées d'épaisses haies de cactus fermées de portes épaisses.

Wer erkennt hier nicht das bekannte Bild südafrikanischer Stämme! Auch M. Hamy spricht bei Gelegenheit der Bara von einer starken Infiltration afrikanischer Volkselemente (ils sont très infiltrés d'éléments ethniques africains). Ja, wir können einen Schritt weiter gehen und geradezu an die Kaffern erinnern. Vielleicht würde ich weniger zuversichtlich sein, wenn nicht Hr. Wolf mir den getrockneten Kopf eines Bara mitgebracht hätte, der noch mit Haut und Haar bekleidet ist und der in ausgesprochener Weise jenen Haarwulst zeigt, der in Form eines Ringes den Scheitel umzieht und der durch und durch aus jenem harten Kitt, aus einer erdigen Masse besteht, in welche das Haar in kleinen Ballen eingeklebt ist. Ich verweise zur Vergleichung auf die Abbildung, welche Hr. G. Fritsch (Die Eingebornen Süd-Africa's S. 127, Fig. 23, Taf. I) von der Haarkrone der Zulu-Krieger giebt. Nach Hrn. Joest (Verhandl. 1885, S. 482) heisst der „aus den Haaren, aus Gummi und Holzkohle zusammengekleisterte, glänzend schwarze Ring, der jeden verheiratheten Zulu-Krieger schmückt,“ Isixoxo.

Der Bara-Kopf, von dem ich nach einigen, von Hrn. Dr. Kaiserling angefertigten Photographien ein Paar autotypische Abbildungen (Fig. 1 u. 2) gebe, dürfte wohl auch einem Krieger angehört haben; wenigstens war es ein sehr kräftiger Mann, und das Aussehen des Kopfes hat immer noch etwas Martialisches. Dieses Aussehen ist freilich noch verschlimmert worden dadurch, dass an den meisten Stellen die zusammengetrocknete Haut an den Knochen klebt, während sie an grösseren Abschnitten der Stirn fehlt, so dass hier die Knochen nackt zu Tage treten. Auch der Inhalt der etwas niedrigen Augenhöhlen ist zusammengeschrumpft und tief eingesunken; nur die leeren Hülsen der Augäpfel treten darin hervor. Der Mund steht weit offen und die Lippen sind zu dünnen und kurzen Platten geworden, hinter denen die vollständig erhaltenen Vorderzähne ganz zu Tage liegen. Während die Augenbrauen und Wimpern fehlen, sieht man die Mund- und Kinngegend mit spärlichen Barthaaren besetzt. Am dichtesten sind sie an der Oberlippe und, von der Mitte der Unterlippe ausgehend, am Kinn und Kieferrande; Backenbart fehlt. Die Barthaare stehen weit aus einander und sind kurz, schwarz und mehr oder weniger geringelt. Am Kinn erscheinen sie grob gekräuselt.

Digitized by Google

Die sichtbare Behaarung des Kopfes beginnt erst weit nach oben, vorn jenseits der Stirn, über den Ohren nach einem Zwischenraum von mehr als 2 Fingern Breite, hinten ungefähr entsprechend der Spitze der Oberschuppe. Wahrscheinlich hat der Mann, wie so viele Afrikaner und Mohammedaner, einen breiten geschorenen Streifen rings um den Kopf getragen. Auch der Scheitel ist in einer runden Area von 12 *cm* Durchmesser haarlos; die eingetrocknete Haut ist an demselben noch

Figur 1.

vorhanden, aber vielleicht mit einer Lehmschicht bedeckt. Wenigstens sieht die Oberfläche aus wie Lehm, der unter der Einwirkung von Hitze vielfach gesprungen ist. Um diese, wahrscheinlich künstliche Glatze herum liegt die erwähnte Haarkrone, die nur in der Gegend der vorderen Fontanelle nicht ganz geschlossen ist. Im ganzen übrigen Umfange bildet sie einen rundlichen Wulst, der 3—4,5 *cm* hoch, hinten und seitlich bis zu 6—7 *cm* breit, 3—4 *cm* dick ist, und so lose anliegt, dass ich zuerst im Zweifel darüber blieb, ob das Ganze nicht etwa ein auf-

Digitized by Google

gesetzter künstlicher Ring sei. Indess bei genauerer Betrachtung erkennt man deutlich, dass sowohl vorn, als hinten die natürlichen Haare zu der Bildung der „Krone“ verwendet worden sind. Insbesondere in der erwähnten vorderen Oeffnung der „Krone“ sieht man das noch festhaftende Kopfhaar, in der Mitte „gescheitelt“ und von da nach beiden Seiten hin fein gewellt, in und an die Krone herangezogen. Die äusseren Theile der letzteren zeigen daher vielfach etwas längere

Figur 2.

Schöpfchen und Strähnen, die stellenweise etwas hervorstehen, meist jedoch eng an der Krone anliegen oder in dieselbe eintreten. Als Stütze des Ringes dient eine Art von derbem Strang, drehrund und zunächst mit Spiraltouren von Haaren umwickelt. Alles dies ist mit einem röthlichen, erdigen Kitt durchknetet und zusammengehalten, der jetzt so trocken ist, dass er beim Einschneiden stäubt; die Enden der äusserlich angelegten und an manchen Stellen etwas hervortretenden Strähnen enthalten derbere Klümpchen (Klunkern) davon.

Digitized by Google

Nur an wenigen Stellen des Umfanges, besonders am Hinterhaupt, sieht man noch einzelne freie Haargruppen in der bekannten Form der „Pfefferkörner", gebildet durch Spiralrollen kurzer schwarzer Haare. Die in den Kitt eingekneteten Haare sind glänzend schwarz, aber nicht spiralgerollt.

Das Gesicht sieht in dem zusammengetrockneten Zustande grob und knochig aus. Namentlich stehen die Wangenbeine sehr stark vor. Die kurze Nase hat eine sehr breite und tiefliegende Wurzel, auch der Rücken ist eingebogen und breit, die Spitze abgeplattet (gedrückt), die Oeffnungen weit und nach vorn gelagert. Die Mundgegend tritt mässig vor, jedoch machen die sehr breiten, erheblich abgenutzten, oberen Vorderzähne einen prognathen Eindruck. Das ganze Gesicht erscheint in der Horizontalstellung vorgeschoben. Die Seitentheile desselben, namentlich links, sind von einem eng angeklebten netzartigen Gewebe und kurzen, platten Fragmenten von Gräsern bedeckt. Die Ohren sind klein und dicht angelegt. Der Unterkiefer nach hinten eng. Der Hals ist unterhalb des Kehlkopfes abgetrennt; einzelne Theile, wie die Luftröhre, sehen aus, wie wenn sie glatt durchschnitten wären.

Kopf, Länge	190 *mm*
„ , Breite	140 „
„ , Ohrhöhe	132 „
„ , Stirnbreite	106 „

Die Gesichtsmaasse betragen:

Höhe des Gesichts: Kinn bis Haarrand	180 *mm*
„ „ „ : „ „ Nasenwurzel	118 „
„ „ „ : Breite, a) malar	104 „
„ „ „ : „ , b) Jochbogen	142 „
„ „ „ : „ , c) (Unterkiefer)	101 „
Augenhöhle, Höhe	32 „
„ , Breite	41 „
Nase, Höhe	44 „
„ , Breite	39 „

Daraus berechnen sich

Längenbreitenindex	73,6	Orbitalindex	78,0
Ohrhöhenindex	69,4	Nasenindex	88,6
Gesichtsindex	88,6		

Zur Vergleichung führe ich die Indices der von mir im Jahre 1885 (Verhandl. S. 19, 21) gemessenen Zulu an:

	Assafila	Urufula	Inkomo
Längenbreitenindex	77,0	69,3	71,7
Ohrhöhenindex	64,3	59,5	63,6
Gesichtsindex	85,4	90,0	78,4
Nasenindex	93,8	88,4	97,7

Es ist selbstverständlich, dass der stark zusammengetrocknete Kopf andere Maasse und Verhältnisse ergeben muss, als die Köpfe lebender Individuen; dies gilt am meisten von der Nase. Nichtsdestoweniger erhalten wir ein nahe verwandtes Gesammtbild. Der Bara-Kopf ist hypsidolichocephal, mesoprosop, chamaekonch und ultraplatyrrhin, aber nur mässig prognath. Ganz besonders wichtig ist das Haar. Obwohl dasselbe durch die während des Lebens stattgehabte Behandlung sehr verunstaltet ist, so kann doch darüber kein Zweifel sein, dass es am besten mit dem Zulu-Haar verglichen werden kann, während es von dem der

Digitized by Google

Hova und der Sakalaven verschieden ist. Ich werde darauf zurückkommen. Hier will ich nur bemerken, dass über die Beschaffenheit der Substanzen, welche zur Herstellung des Kittes in der Haarkrone verwendet werden, sehr verschiedene Angaben gemacht worden sind. Bald wird dieselbe als reiner Lehm, bald als Kreide bezeichnet; andermal lässt man Fett oder Wachs in grösserer Menge in die Zusammensetzung eingehen. Die Untersuchung, welche Hr. Salkowski auf mein Ersuchen mit der an der Haarkrone des Bara-Kopfes vorhandenen Kittmasse angestellt hat, ist in Beziehung auf Fett fast ganz negativ ausgefallen. Er fand nur „Spuren von Fett". Auch Thonerde liess sich nur in sehr geringer Menge nachweisen. Reichlicher war nur kohlensaurer Kalk und Eisenoxyd vorhanden, also vermuthlich Kreide und verwittertes Eisen. Substanzen, welche eine durch das Herkommen vorgeschriebene Methode, nicht die einfache Verwendung des in der umgebenden Natur vorhandenen Materials (Lehm), andeuten. Das stimmt mit den Gebräuchen süd-afrikanischer Stämme.

Der Bara-Schädel Nr. 1, ein weiblicher, ist noch an einzelnen Stellen, namentlich seitlich und am Gesicht, mit angetrockneten Fleischtheilen besetzt; die Knochen haben eine gelbliche Farbe, sind aber ganz glatt. Das Gewicht (ohne Unterkiefer) beträgt 525,3 *g*, die Capacität 1480 *ccm*. Der Schädel ist gut gewölbt, namentlich mit langem Hinterhaupt versehen. Seine Form ist hypsidolichocephal (L.-Br.-I. 73,7, L.-H.-I. 75,4, O.-H.-I. 59,7), also langoval, in der Hinteransicht hoch und gerundet; die Scheitelhöhe liegt etwas hinter der Kranznaht. Der horizontale Umfang beträgt 498, der sagittale 355 *mm*; von letzterem entfallen auf das Stirnbein 34,9, auf die Parietalia 33,8, auf das Hinterhaupt 31,2 pCt. Dem entsprechend erreicht die horizontale Hinterhauptslänge das Maass von 47 *mm* = 26,2 pCt. der Gesammtlänge, während die Entfernung des Ohrloches von der Nasenwurzel 107 *mm* = 59,7 pCt. der Länge erreicht. Die Nähte sind mässig gezackt, am stärksten der mittlere Theil der Sagittalis. Hinter demselben sieht man 3 sehr feine Emissarien, eines in der Naht, zwei dicht an derselben.

Die Stirn ist voll, ohne Höcker, ohne Glabella und Wülste, aber gross und breit (93 *mm* an der schmalsten Stelle). Stirnbein gross, weicht langsam zurück. Die Schläfen eingedrückt, Angulus parietalis rechts schmal, links nur noch ein feiner Fortsatz. Ala sphenoidea stark eingebogen, Sut. sph. pariet. sehr kurz. Das Hinterhaupt gross, die Oberschuppe stark gewölbt, keine Protuberanz, Unterschuppe klein und uneben. Das Foramen magnum gross, länglich, schief, 31 auf 35 *mm*, also Index 88,5. Gelenkfortsätze abgeflacht und weit nach vorn gestellt. Apophysis basil. flach und platt. Spitzen der Warzenfortsätze verletzt, Markhöhlen offen.

Das Gesicht mehr hoch, als breit. Jochbeine angelegt, Wangenbeine wenig vortretend. Orbitae sehr gross, weit, nach oben stark gewölbt, Index jedoch 79,4, chamaekonch. Nase kurz, wenig vortretend, Wurzel breit, Rücken tief eingebogen, Nasenbeine selbst schmal, Apertur gross, hoch und breit: Index platyrrhin (53,3). Oberkiefer stark prognath, Alveolarfortsatz weit vorgewölbt, Zähne gross, stark abgenutzt. Gaumen sehr tief, ohne Spina post., leptostaphylin (Index 66,0).

Der Bara-Schädel Nr. 2, an der Oberfläche mit einem feinen Ueberzuge von Laterit bedeckt, also wohl aus einem Grabe stammend, gehörte einem jüngeren, vielleicht gleichfalls weiblichen Individuum. Er ist nahezu ebenso schwer (527 *g* ohne Unterkiefer), wie der vorige, aber weit kleiner; seine Capacität beträgt nur 1230 *ccm*. Seine Form ist orthodolichocephal (L.-Br.-I. 75,0, L.-H.-I. 72,2,

Digitized by Google

O.-H.-l. 61,1). Horizontalumfang 490. Sagittalumfang 355 *mm*. Aber die procentuale Betheiligung der einzelnen Schädelabtheilungen an letzterem ist nicht unerheblich verschieden von der in Nr. 1: hier beträgt sie für das Stirnbein nur 32,6, dagegen für die Parietalia 32,9, für die Hinterhauptsschuppe 33,5 pCt. Der Grund der Verschiebung wird ersichtlich durch die Einschiebung eines Os apicis bipartitum, das ringsum von stark zackigen Nähten umgeben ist. Es hat eine Höhe von 52 *mm* (Umfangsmaass) und eine Basis von 98 *mm*. Obwohl die rechte Seite durch eine senkrechte Naht abgetrennt ist, so hat das Ganze doch eine nicht geringe Aehnlichkeit mit einem Os Incae; nur liegt die untere Quernaht links etwas hoch; rechts gleicht sie in ihrem Verlaufe einer typischen Sutura transversa.

Das Hinterhaupt ist sehr gross, aber seitlich stark eingedrückt. Die Oberschuppe tritt weit vor. Die horizontale Hinterhauptslänge misst nur 41 *mm* = 22,7 pCt. der Gesammtlänge, während die basilare Länge (Hinterhauptsloch bis Nasenwurzel), wie bei dem vorigen, 107 *mm* = 59,5 pCt. ergiebt. Das Foramen magnum hat 31 auf 37 *mm* (Index 83,7); es ist etwas schief, links mehr gestreckt. Gelenkfortsätze flach und nach vorn gestellt.

Im Uebrigen sind die Tubera, sowohl die frontalen, als die parietalen, schwach, besonders die letzteren. Die Schläfen gut, Alae sphen. breit, Alae tempor. etwas platt. Schädel hoch, in der Hinteransicht breit gerundet. In der Mitte der Sagittalis ein kleines queres Interparietale. Emissarien klein.

Der Stirnnasenfortsatz breit und gewölbt, die Sut. naso-front. fast gerade, tief liegend. Orbitalindex hyperhypsikonch (94,7). Knöcherne Nase sehr schmal (Querdurchmesser 7 *mm*), Nasenbeine ganz fein, die Naht zwischen ihnen schief, Apertur gross, breit und hoch, mit fast pränasalen Eingängen, Index mesorrhin (50). Oberkiefer und Alveolarfortsatz gross und prognath, 17 *mm* lang. Von den Zähnen sind nur jederseits 3 (darunter die Prämolaren) erhalten; sie sind gross, gar nicht abgenutzt. Nach den leeren Zahnhöhlen zu schliessen, waren auch die übrigen gross. Gaumen tief und trotz seiner Breite leptostaphylin (Index 64,8). —

Von den Bara sind noch einige sehr gut erhaltene, feste und schwere Skeletknochen vorhanden, nehmlich ein Os humeri, ein Os femoris und die linke Hälfte eines Beckens, letzteres sicher männlich:

1. Das Os humeri ist 30,2 *cm* lang, am unteren Ende 6,5 breit und über der Mitte 7,5 im Umfange. Es ist sehr stark gedreht, an der Fossa pro olecrano nicht durchbohrt.
2. Das Os femoris ist 44,0 *cm* (Kopf bis Cond. int.) oder 41,2 (Troch. bis Cond. ext.) lang, unten 6,5 breit, schwer, die Diaphyse etwas gebogen und uneben, die Condylen nach hinten gerichtet, der Hals weit nach vorn inserirt.
3. Die Beckenhälfte, an der Symphyse gebrochen, ist sehr höckerig. Am Foramen obturatorium von der äusseren Seite her ein zugespitzter Vorsprung, so dass das Loch in eine kleinere obere und eine grössere untere Hälfte getheilt ist. Ueber der Pfanne ein starkes Tuberculum ilio-pubicum. Crista il. dick. Incisura ischiadica schmal und hoch.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die osteologischen Merkmale der beiden Bara-Schädel, welche ich beschrieben habe, so mag es genügen, die Hauptindices zusammen zu stellen. Zur Vergleichung gebe ich die Maasse eines Zulu-Schädels, den Hr. Joest aus dem Grabe des Königs Tschaka genommen hat (Verh. 1885, S. 487):

Digitized by Google

	Bara-Kopf	Bara-Schädel		Zulu-Schädel
	♂	1. ♀	2. ♀	♂
Längenbreitenindex . . .	73,6	73,7	75,0	75,8
Längenhöhenindex . . .	—	75,4	72,2	76,9
Ohrhöhenindex	69,4	59,7	61,1	61,5
Orbitalindex	78,0	79,4	94,7	80,5
Nasenindex	88,6	53,3	50,0	60,7

Die Differenzen, welche bei dem Bara-Kopf hervortreten, sind verhältnissmässig gering und, soweit sie sich auf sicher zu bestimmende Knochenpunkte beziehen, innerhalb der Grenzen der individuellen Variation. Für die Nase trifft dies natürlich nicht zu: die Breite der (unteren) Nase zeigt eine grosse Differenz, da an dem getrockneten Kopfe kein Knochenpunkt als Anhalt dienen kann. Auch der Ohrhöhenindex ist nicht wenig verschieden, weil an dem getrockneten Kopfe die bedeckenden Weichtheile, trotz ihrer Zusammentrocknung, ein Plus von Substanz ergeben müssen. Aber wir behalten doch für die Nase einen platyrrhinen, für die Ohrhöhe einen hypsi- oder (bei dem Schädel Nr. 1) einen hoch-orthocephalen Index. Bei der Orbita lässt sich der hyperhypsikonche Index des Schädels Nr. 2 nicht mit den chamaekonchen Indices des Schädels Nr. 1 und des getrockneten Kopfes vereinigen: es ist nur zu sagen, dass der Orbitalindex überhaupt zu denjenigen Maassverhältnissen gehört, welche die grössten individuellen Variationen darbieten. Um so mehr befriedigen die Schädelindices, in denen der Rassencharakter am reinsten hervortritt und die am wenigsten Abweichungen zeigen. Sie stehen den Indices der Zulu recht nahe. —

Sehr charakteristisch ist die Form der durch das Abblättern der Haut entblössten Stirn des Bara-Kopfes: sie hat die vortretende Rundung, die fast bombenartige Wölbung, welche uns an afrikanischen Köpfen so oft entgegentritt. —

Unter den sonstigen, von Hrn. Borchgrewinck übermittelten Knochen befindet sich ein Schädel nebst einzelnen Skeletknochen, dessen Herkunft nicht sicher bekannt ist. Nach dem Habitus derselben ist anzunehmen, dass es sich um die Ueberbleibsel eines Menschen handelt, die offen im Walde gelegen haben. Sie waren vielfach mit einer festhaftenden Moosdecke überzogen, sehr leicht und an vielen Theilen, namentlich den spongiösen, vermodert und zerfallen. Offenbar sind sie der Einwirkung der tropischen Atmosphärilien längere Zeit ausgesetzt gewesen. Der Schädel nebst Unterkiefer wog nur 488 *g*. Die rechte Beckenhälfte ist, besonders an der Synchondrosis sacro-iliaca, sehr zerstört. Der Grund der Pfanne ist von grossen Löchern durchsetzt. Das Foramen obturatorium ist hoch und zugespitzt. Die linke Hälfte ist nur in Resten vorhanden. Von Wirbeln finden sich nur 4, vorzugsweise cervicale. Auch die 4 sehr zarten und leichten Rippen sind stark zerfressen.

Der rechte Oberschenkel ist oben und unten zerstört. Vom linken Oberschenkel ist der Kopf fast ganz, der Trochanter gänzlich zerstört, ebenso der innere Condylus. Die Diaphyse ist unten stark abgeplattet und gebogen; die Linea aspera stark, nach unten in eine äussere Leiste fortgesetzt. Ueber der Mitte ist die Diaphyse drehrund. Die Fibula an ihrem unteren Ende zerstört, übrigens ganz gerade und stark kantig. Die Tibia schmal, mit starker Crista, aber nicht platyknemisch, etwas nach vorn ausgebogen. Ihre Hinterfläche hat auch an der schmalsten Stelle noch eine ziemlich breite Gestalt. Die obere, sehr dicke Epiphyse ist etwas nach hinten gebogen.

Digitized by Google

Linker Oberschenkel, nach einer Schätzung an dem fragmentarischen Kopfe, 404 *mm* lang.

„ „ , Umfang an der oberen Hälfte der Diaphyse 79 *mm*.

Tibia, Breite oben 72 *mm*.

Fibula, Umfang oben 32 *mm*(?).

Der offenbar weibliche Schädel hat die geringe Capacität von 1240 *ccm*, bei einem Horizontalumfang von 513 und einem Sagittalumfang von 375 *mm*. Von letzteren entfallen auf das Stirnbein 33,6, auf die Parietalia 35,2, auf das Occiput 31,2 pCt., — Verhältnisse, welche mit denen der anderen Schädel wenig stimmen.

Die Schädelform ist orthodolichocephal (L.-Br.-I. 70,8, L.-H.-I. 67,5, O.-H.-I. 56,2). Die gerade Hinterhauptslänge ist beträchtlich (54 *mm*), daher der Hinterhauptsindex 29,1. Gesichtsindex chamaeprosop (74,8), Orbitalindex hyperhypsikonch (91,8), Nasenindex mesorrhin (50,9), Gaumenindex mesostaphylin (82,2).

Vielleicht erklären sich die zu Tage tretenden Differenzen von den vorher besprochenen Schädeln dadurch, dass hier ein anderer Stamm vertreten ist. Nach manchen Anzeichen möchte ich fast glauben, dass die Frau dem Stamme der Betsiléo angehört hat. In den Wäldern der Betsiléo weilte unser verstorbener Freund Hildebrandt längere Zeit, hier holte er sich die tödtliche Krankheit, die ihn in Antananarivo hinwegraffte, hier war er am hartnäckigsten mit Sammeln beschäftigt. Wer sollte sonst daran gedacht haben, die Gebeine eines verkommenen Weibes aufzuheben? Immerhin ist das nur eine Vermuthung, aber bei der Seltenheit malagassischer Gebeine wollte ich sie um so weniger unerwähnt lassen, als Mr. Mullens (l. c. p. 183) die Betsiléo als einen den Ibara verwandten Stamm bezeichnet. —

Es erübrigen jetzt noch die beiden Hova-Schädel. Sie zeichnen sich vor allen anderen durch ihre starke, kräftige Entwickelung, durch ihren vortrefflichen Erhaltungszustand und ihre sehr markirte Bildung aus:

1. Der Schädel Nr. 1, durch Hrn. Borchgrewinck in secirtem Zustande eingeliefert. Die Aufsägung des Schädels hat in gewohnter Weise durch einen horizontalen, um den Kopf herum geführten Schnitt stattgefunden, so dass natürlich eine gewisse Verkleinerung der Knochensubstanz herbeigeführt ist. Davon abgesehen, hat jedoch eine erkennbare Veränderung in dem Zustande des Schädels nicht stattgefunden. Es ist ein grosser, kräftiger, männlicher Schädel; da die allein vorhandenen Molaren mässig abgenutzt sind, so lässt sich auf ein mittleres Lebensalter des Mannes schliessen. Die Knochen haben eine weissliche Farbe und ein dichtes, frisches Aussehen.

Das Gewicht nebst Unterkiefer beträgt 763,5, ohne Unterkiefer 662 *g*; die Capacität 1450 *ccm*. Da auch der horizontale Umfang 515, der sagittale 370 *mm* beträgt, so lässt sich auf eine kräftige Entwickelung des Gehirns schliessen. Von dem Sagittalumfange entfallen 34,5 pCt. auf das Stirnbein, 31,6 auf die Parietalia, 33,7 auf das Hinterhaupt; der Mittelkopf ist also verhältnissmässig am wenigsten ausgebildet. Da die gerade Hinterhauptslänge (hinter dem For. magnum) 44 *mm* = 23,6 pCt. der Gesammtlänge, die basilare Länge (vor dem Foramen magnum) 108 *mm* = 58,0 pCt. der Gesammtlänge beträgt, so fällt die Hauptentwickelung auf den Vorderkopf.

Das Schädeldach zeigt wenig entwickelte Höcker, dagegen mehrere flache Eindrücke, namentlich am linken Tuber parietale und rechts am Parietale etwas vor der Lambdanaht. Die oberen Nähte, besonders die Coronaria, sehr zackig. Das

Digitized by Google

rechte Emissarium sagittale fehlt. An der Stirn sieht man Reste der Sut. front., am Hinterhaupt solche der Sut. transversa. Die Hinterhauptsschuppe hat einen vorderen Fortsatz, der sich in Gestalt einer langen Schnebbe in der Richtung der Sagittalis erstreckt. Der durchsägte Knochen lässt fast gar keine Diploë erkennen; er ist ganz dicht, aber nicht verdickt, eher sogar dünn. Die Nähte haben einen fast geraden Verlauf. An der inneren Fläche des Stirnbeins und der Scheitelbeine zahlreiche, dendritische, flache Auflagerungen.

Die Schädelform ist orthodolichocephal (L.-Br.-I. und L.-H.-I. 73,6, O.-H.-I. 60,2). Gerader Hinterhaupts-Durchmesser 44 *mm* = 23,6 pCt. der Gesammtlänge; basilarer Durchmesser 108 *mm* = 58,0 pCt. der Länge. Vorwiegende Entwickelung sincipital. Schläfen voll. Sut. sphenopar. nur 6 *mm* lang, trotzdem keine Stenokrotaphie. Der Angulus pariet. lang und schmal. Hohe Plana temporalia, insbesondere vorn. In der Hinteransicht erscheint der Schädelcontour etwas ogival, jedoch mehr gerundet.

Das Foramen magnum gross, 28 auf 36 *mm* (Index 77,7), länglich, nach hinten etwas gerundet. Die Gelenkfortsätze weit nach vorn. Grosse Gehörgänge, ohne Exostosen.

Das Gesicht stark und breit, mesoprosop (Index 81,3), von etwas pithekoidem Aussehen. Orbitae eher niedrig, mehr breit, etwas eckig, chamaekonch (Index 76,1). Wangenbeine stark, vortretend, Distanz 93 *mm*. Nase der des Orang-Utan ähnlich, gedrückt, an der Wurzel voll und breit, nach unten schmaler und sehr platt, die Nasenbeine sehr schmal, in der Mitte eingebogen und abgeflacht, das linke etwas länger, die Oeffnungen eckig und gross, Index 51,0, an der oberen Grenze der Mesorrhinie. Der Oberkiefer sehr prognath, aber der Alveolarfortsatz kurz (16 *mm*). Die leeren Alveolen gross. Gaumen leptostaphylin (Index 70,3), im Ganzen hyperostotisch und rauh, nach vorn in eine schräge, dicke Fläche auslaufend. Auch sonst an der Basis Alles kräftig.

Der Unterkiefer sehr gross und stark, sowohl am Körper, als an den Aesten. Distanz der Winkel mässig (93 *mm*). Aeste breit, 37 *mm*. Kinn entwickelt, aber plump und am unteren Rande gerundet.

2. Der Schädel Nr. 2. Nach der Mittheilung des Hrn. E. Wolf vom 8. März d. J. wurde der Kopf während des letzten Feldzuges „einem so eben verstorbenen, ganz zweifellos ächten Hova abgeschnitten, abgekocht und präparirt. Leider sind beim mehrmaligen Abkochen durch Brechen der Thontöpfe einige Zähne verloren."

Der ausgesprochen männliche Schädel, der mit dem Unterkiefer 860, ohne denselben 774 *g* wiegt, hat eine Capacität von 1480 *ccm*, also nur 30 *ccm* mehr, als der vorige. Er hat ein durchaus frisches, sehr festes, weisses Aussehen. Seine Form ist, wie die des vorigen, orthodolichocephal (L.-Br.-I. 73,4, L.-H.-I. 71,3, O.-H.-I. 58,8). Die Höhe ist in beiden Fällen gleich (137 *mm*), dagegen sind Länge und Breite hier beträchtlicher. Auch die Umfangsmaasse sind grösser: das horizontale beträgt 519 (gegen 515) *mm*, das sagittale 395 (gegen 370). Von letzterem entfallen 33,9 pCt. auf das Stirnbein, 33,1 auf die Parietalia, 32,9 auf das Occiput: bei dem in Rede stehenden Schädel also etwas mehr auf den Mittelkopf. Auch die gerade Hinterhauptslänge (hinter dem grossen Hinterhauptloche) ist grösser: 52 (gegen 44), daher der Hinterhauptsindex (27,0 gegen 23,6) erheblich höher.

Die Pfeilnaht stark gezackt; nur in der Gegend der sehr nahe an einander stehenden Emissarien ist die Knochen-Oberfläche gewulstet und besonders links etwas aufgetrieben. An der Grenze von Schläfenschuppe und Angulus parietalis etwas Stenokrotaphie: der Angulus liegt tief, die Sut. spheno-pariet. ist kurz, 13 *mm*.

Digitized by Google

Links ein dreieckiges trennendes Epiptericum, das nach oben hin verschmilzt. Plana temporalia sehr glatt und flach, Lineae semicirc. hoch, bis über die Tubera pariet. reichend, am Stirnbein stark und doppelt.

Die Stirn hat eine leicht weibliche Bildung: schwache Supraorbitalwülste, Nasenfortsatz gewölbt und verhältnissmässig stark. Andeutung einer Crista front. Tubera frontalia wenig vortretend. Minimale Stirnbreite 95 *mm*. Der hintere Theil des Stirnbeins lang. Parietalia lang, stärker gewölbt, Oberfläche etwas wellig uneben, Tubera wenig vortretend. Hinterhaupt hoch, Oberfläche stark porös, Oberschuppe sehr gewölbt, keine Protub. ext., Lineae semic. occip. mässig stark, Cerebellar-Wölbungen flach mit tiefen Muskeleindrücken. Grosse Warzenfortsätze.

Die Gegend um das Foramen occip. magn. stark gedrückt. Gelenkfortsätze weit nach vorn gestellt, sehr abgeplattet. Foramen magn. selbst gross, lang, etwas eckig, 30 auf 36 *mm* Durchmesser, also Index 83,3. Apophysis basil. breit, platt.

Gesicht mesoprosop. Index 83,8. Wangenbeine etwas angelegt, aber die vorderen Höcker (Tuberos. zygom. maxill.) stark vortretend. Orbitae rundlich, sehr tief, hypsikonch (89,4). Nase sehr auffällig: kurz, ganz schmal, seitlich zusammengedrückt. Stirnnasennaht tief, Rücken sattelförmig, an der Wurzel gerundet und stark vorspringend, indem der obere Abschnitt der beiderseitigen Sut. nasomaxillaris tief eingedrückt ist, Spitze, obgleich am Ende verletzt, stark vorragend. Nasenfortsatz des Oberkiefers ganz eng. Apertur gross, mit Ansatz zu Pränasalfurchen. Index 54,1, platyrrhin. Alveolarfortsatz des Oberkiefers kurz, aber stark prognath. Zähne gross. Gaumen kurz und breit, Index leptostaphylin (73,0). —

Die Uebereinstimmung der beiden Hova-Schädel unter einander ist so gross, als möglich. Die Schädel des Pariser Museums (Quatrefages et Hamy, Crania ethn. p. 385) bieten ungleich grössere Differenzen von den meinigen dar, und ich muss fast bezweifeln, ob sich diese Differenzen werden ausgleichen lassen. Von den Pariser Schädeln ist nach der Beschreibung der eine stark deformirt am Hinterhaupt, indem das hintere Viertel der Parietalia und die ganze Grosshirngegend der Hinterhauptsschuppe eine vertikale Fläche bilden. Drei andere Schädel (2 männliche und 1 weiblicher) sind nicht deformirt. Leider ist von den männlichen nur das Mittel der gefundenen Maasse und Indices angegeben; danach wären dieselben hypsimesocephal, hyperhypsikonch und platyrrhin. Der weibliche Schädel ist gleichfalls hypsimesocephal, ultrahypsikonch und ultraplatyrrhin. Dagegen sind meine Schädel orthodolichocephal; Nr. 2 ist allerdings auch hypsikonch, aber Nr. 1 chamaekonch; hinwiederum ist Nr. 2 platyrrhin und Nr. 1, wenn auch der Platyrrhinie ganz nahe stehend, doch nach gewöhnlicher Rechnung nur mesorrhin.

In seinem neueren Vortrage kommt Hr. Hamy wiederholt auf die künstliche Deformation zurück. So sagt er (l. c. p. 17) von dem Gesandten der Königin, Ramaniraka: sa tête est globuleuse, taillée à pic en arrière, und in seiner zusammenfassenden Beschreibung der Merina (Hova): la tête relativement grosse, brachycéphale et coupée en pic en arrière (ibid. p. 19). Wie er zu diesem Urtheile gekommen ist, lässt sich aus seiner Beschreibung nicht ersehen. Jedenfalls könnte es nur für deformirte Köpfe passen, und da von den 4 Pariser Schädeln nur einer als deformirt bezeichnet ist, so wird man wohl die Deformation als den selteneren Fall ansehen dürfen. An den beiden, mir zu sehr verschiedenen Zeiten und unter durchaus günstigen Verhältnissen übergebenen Schädeln ist von Deformation nichts zu bemerken. Auch sonst finde ich keine Angaben über einen solchen Brauch bei den Hova. Wenn ich die 3 nicht deformirten Schädel des Muséum d'histoire

Digitized by Google

naturelle und die beiden in meinem Besitze zusammenrechne, so erhalte ich für den Längenbreitenindex ein Mittel von 76,0, also eine hart an der Grenze der Dolichocephalie stehende Mesocephalie; anders ausgedrückt, sind unter den 5 Schädeln 2 dolicho- und 3 mesocephale. Ein grösseres Material wird hoffentlich die nöthigen Correcturen bringen.

Was die Nasenform anbetrifft, so sind sämmtliche 5 Schädel, in verschiedenem Grade freilich, aber ausnahmslos platyrrhin. Das Mittel ergiebt einen Index von 57,9. Für die Gesammtbetrachtung folgt daraus ein sehr charakteristisches Merkmal. Sonderbarerweise stimmt dasselbe nicht mit den uns überlieferten Abbildungen. Der Missionär Will. Ellis (Three visits to Madagascar. London 1858. p. 129, 137, 138, 413, 417) hat Porträts einer Anzahl von Hova, Männern und Frauen, Offizieren und Mitgliedern der regierenden Familie, veröffentlicht, unter denen auch nicht ein einziges das Bild der Platyrrhinie darbietet. Abgesehen von einigen weiblichen Porträts, zeigen fast alle übrigen lange, gestreckte, mehr oder weniger gerade und verhältnissmässig schmale Nasen. Dem entsprechend berichtet er über die Offiziere (p. 139): The nose was frequently aquiline and firm, never thick and fleshy; it was, however more frequently straight, and sometimes short and broad, without fulness at the end. Von der physischen Beschaffenheit der gemeinen Bevölkerung spricht er nirgends. Ratzel (Völkerkunde. Bd. II. Leipzig 1886. S. 493—95) giebt gleichfalls einige Abbildungen von Madegassen, aber er sagt nichts über die Herkunft derselben, namentlich nichts darüber, ob es Hova waren; er unterscheidet nur Leute von negroidem und solche von malayischem Typus. Auch die sonst vorhandenen Beschreibungen stimmen nicht. So sagt der von allen Seiten anerkannte Lieutenant Oliver (Journ. Anthrop. Soc. 1868. VI. p. CXXI): small, often aquiline nose. Gute Beschreibungen sind überhaupt nicht geliefert worden. Dagegen fehlt es nicht an widerspruchsvollen Angaben. So nennt Dr. G. W. Parker (Journ. Anthr. Inst. 1883. XII. p. 479) das Gesicht der Hova flach (flat faces, perpendicular [or, rather re-entrant] profile). J. Audebert (Beiträge zur Kenntniss Madagaskars. I. Madagaskar und das Hovareich. Berlin 1883. S. 43) giebt einen Auszug aus Froberville's Schilderung, die er mit Recht flüchtig nennt; von der Nase ist darin gar nicht die Rede. Auch Hamy beschränkt sich darauf zu sagen: le nez court et habituellement droit. Nach dem Schädelbefund müsste man dagegen eine Bestätigung von Ellis' Worten short and broad und ausserdem eine eingebogene Form des Nasenrückens erwarten. Auch hier sind weitere Erklärungen nothwendig.

Meine Schädel zeigen noch eine andere Eigenthümlichkeit, die, wie mir scheint, von grosser Bedeutung ist. In meiner akademischen Abhandlung „über einige Merkmale niederer Menschenrassen am Schädel (Berlin 1875. S. 115, Taf. VI u. VII) habe ich eine eminent affenartige Nasenform beschrieben, die ich nach Analogie gewisser Affen katarrhin nannte. Ich wies nach, dass diese Form, wie bei den Orang-Utan, so vorzugsweise bei malayischen Menschenschädeln vorkommt, hier aber gelegentlich auch an einer fast geraden und zugleich mehr langen und etwas vorspringenden Nase (S. 118). Aehnlich könnte es sich auch bei Hova verhalten. Katarrhinie ist übrigens auch von Afrikanern, namentlich von Buschmännern, bekannt.

Nun, meine beiden Hova-Schädel sind ausgemacht katarrhin. Ich gebe eine genauere Beschreibung derselben in Bezug auf die Nasenbildung zur Ergänzung dessen, was ich schon vorher bei der Beschreibung der Schädel angeführt habe:

1. An dem durchsägten Schädel bildet die Sutura naso-frontalis einen grossen flachen Bogen, der sich beiderseits in gleichmässigem Verlaufe in die Sut. maxillo-

Digitized by Google

frontalis fortsetzt und eine wirkliche Sutura transversa bildet. Der gerade Querdurchmesser der oberen Nasengegend zwischen beiden Orbitae beträgt 22 *mm*. Die Stirnfortsätze des Oberkiefers sind sehr breit und flach; der Querdurchmesser jedes einzelnen erreicht, auf der Fläche (schräg) gemessen, bis 11 *mm*. Die Nasenbeine selbst sehr unregelmässig. Das linke tritt mit 5 *mm* in die Stirnnasennaht ein; das rechte dagegen erreicht diese Naht gar nicht, sondern endigt mit einer feinen Spitze 3 *mm* unterhalb derselben. Die mediane Naht ist daher sehr unregelmässig, indem sie oben weit nach rechts übergreift; am unteren Ende ist sie, freilich nur in einer kurzen Strecke, synostotisch. Das linke Nasenbein ist 20 *mm* lang, oben 5, in der Mitte nur 3, unten 6 *mm* breit; das rechte hat in der Mitte der Nase nur 1, unten gleichfalls 6 *mm*. Gegen die Mitte der Apertur sind beide Nasenbeine etwas vorgeschoben. Die Apertur selbst ist oben fast quer abgeschnitten, im Ganzen 26 *mm* hoch. Von pränasalen Furchen keine Andeutung. — Bei der Betrachtung der entsprechenden Fläche vom Innern der Schädelhöhle aus zeigt sich, mit Ausnahme eines kleinen Schaltknöchelchens in der Mitte der Siebbeinplatte, keine Abweichung. Nur weiter nach hinten sieht man zu jeder Seite der grossen Sella turcica eine starke Knochenbrücke, welche sich vom hinteren Ende des Proc. clinoideus anterior zu dem Proc. clin. post. hinübererstreckt.

2. An dem neuen Schädel (Nr. 2) ist die Nasenspitze theilweise abgebrochen; die an sich sehr kurzen Nasenbeine sind dadurch noch mehr verkürzt. Die Sutura naso-frontalis tritt nach oben über die Sut. maxillo-frontalis erheblich vor, so dass der eigentliche Nasenansatz sich wie ein isolirtes Gebilde in das Stirnbein einschiebt. Da die beiden Nasenbeine eine ungleiche Grösse haben, so nimmt das rechte grössere mit 5,5, das linke nur mit 4 *mm* an der Stirnnasennaht Theil. Die mediane Naht ziemlich unregelmässig; der obere Theil der Sut. naso-maxillaris vertieft und in ihrem Verlaufe medialwärts eingebogen. Die Stirnfortsätze des Oberkiefers mässig gross, in mehr geneigter Stellung. Der Nasenrücken stark eingebogen. Apertur sehr hoch, oben eng, am Ende der Sut. naso-maxillaris 10, darunter 18 *mm* im geraden Querdurchmesser. Die Seitentheile der Nase verhältnissmässig steil und sehr fest. —

Es ist recht bemerkenswerth, dass auch der Bara-Schädel Nr. 1 eine ähnliche Bildung besitzt. Die Nase ist sehr breit; die Interorbital-Distanz beträgt 22 *mm*. Der Rücken tief eingebogen. Die Nasenbeine ungleich gross: das rechte grössere betheiligt sich an der Stirnnasennaht mit 8, das linke mit 5 *mm*. Weiter nach unten ist die Breite beider Knochen gleich, 6 *mm*, aber die mediane Naht ist etwas schief, mehr nach rechts gerichtet. Die Spitze abgebrochen.

An dem Bara-Schädel Nr. 2 ist die Nase vorzüglich erhalten. Nach der Ablösung des röthlichen Ueberzuges macht sie einen sehr verkümmerten Eindruck. Die Nasenbeine liegen so tief und haben eine so starke Einbiegung, dass sie wie geknickt aussehen. Dazu trägt das sonderbare Verhalten der Stirnfortsätze des Oberkiefers viel bei: diese treten wulstförmig vor, über sie zieht von der Sut. naso-max. eine tiefe, schräge Einfurchung. Die Spitze der Nase ist breit und vortretend. Ihre (geraden) Querdurchmesser betragen oben an der Stirnnasennaht 18, darunter 16—17, unten wiederum 18 *mm*. Die Apertur ist im zweiten Drittel durch spitze Vorsprünge der Seitenränder bis auf 19 *mm* verengt: der obere Abschnitt bildet daher eine besondere, nach oben zugespitzte Ausbuchtung.

Ganz verschieden davon ist die Betsiléo(?)-Nase. Es ist eine eigentliche Adlernase mit sehr langen (bis zu 29 *mm*) Nasenbeinen. Der gerade Querdurchmesser beträgt an der Stirnnasennaht 11, in der Mitte 10, unten 16 *mm*.

Digitized by Google

Endlich erinnere ich daran, dass ich schon früher (Monatsberichte der Akademie 1880. S. 1013, 1022, Taf. I) einen Sakalaven-Schädel beschrieben habe, der in die gleiche Kategorie mit den eben erwähnten Hova- und Bara-Schädeln gehört. Seine Nase kann als mikro-platyrrhin bezeichnet werden. Sie hat einen Index von 55,8 und ist tief eingebogen: die Nasenbeine erreichen am Stirnansatz nur eine Breite von zusammen 2 *mm*.

Für die Beantwortung der Frage nach der Abstammung der Malagassen liegt hier ein anziehendes Material vor. Denn obwohl die Verkümmerung der Nasenbeine auch bei Afrikanern vorkommt, so gehört doch die Mehrzahl der überhaupt bekannten Fälle Malayen an. Ich verweise deswegen auf meine Mittheilungen in den Verhandl. 1876, S. 15. Somit darf man immerhin dieses Merkmal an die Seite der anderen Indicien stellen, welche für die Abstammung der Malagassen aus dem fernen Osten sprechen.

Was die beiden anderen, von M. Hamy angeführten Eigenschaften, die Brachycephalie und die hintere Abplattung, betrifft, so dürften dieselben, namentlich die letztere, wohl nicht auf gleiche Linie gestellt werden. Allerdings habe auch ich einen malagassischen Schädel beschrieben (Monatsberichte der Akademie a. a. O. S. 1008), der eine occipitale Abplattung hatte; es war ein Sakalaven-Schädel, aber, wohl gemerkt, nur 1 unter 7, und sonst kenne ich aus eigener Anschauung keinen solchen Schädel aus Madagascar. Auch M. Hamy hat, wie schon erwähnt, nur einen Schädel der Art und den Kopf eines Lebenden, beidemal von Hova, angeführt. Wie mir scheint, ist durch diese 3 Fälle die Wahrscheinlichkeit, dass es sich um eine zufällige Abweichung handelt, nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern eher bestätigt. Die Abplattung an dem einzigen Sakalaven-Schädel betraf ein noch sehr jugendliches Individuum und glich vollständig derjenigen, die so oft durch die Lage des Kindes im Mutterleibe oder durch prolongirtes Liegen des Neugebornen auf dem Hinterkopf herbeigeführt wird. Für eine absichtliche Deformation spricht nichts.

Anders verhält es sich mit der Brachycephalie. Sieht man auch von den abgeplatteten Schädeln ab, so bleibt doch ein grosser Rest von typisch brachycephalen Schädeln für Madagascar übrig. Freilich ist keiner der von mir jetzt beschriebenen Schädel brachycephal, aber für die Sakalaven habe ich nachgewiesen (Monatsberichte S. 1028), dass unter 6 ausgewachsenen Schädeln einer den Index von 80,0, zwei andere Indices von 78,6 und von 77,2 hatten und dass sich für die männlichen Schädel ein Mittel von 79,3 berechnete. Hildebrandt (Monatsberichte der Akademie 1879. S. 547) hat Messungen an 8 lebenden Malagassen von Nosi-bé angestellt; ich berechnete daraus für 6 Sakalaven das ausgemacht brachycephale Mittel von 82,2, wobei ein dolichocephaler Mann mit einem Index von 72,9 eingerechnet war, von dem ich seiner Singularität wegen bezweifeln zu dürfen glaubte, dass er von reiner Rasse gewesen sei. Immerhin lässt sich vor der Hand kein anderer Schluss ziehen, als dass die Brachycephalie bei den Sakalaven stärker verbreitet ist, als bei den Hova und den Bara. Wollte man also an dieser Eigenschaft die Grösse der malayischen Beimischung ermessen, so würden die Sakalaven, die man sonst für mehr negroid erklärt, in höherem Grade Anspruch auf malayische Herkunft erheben können, als die Hova.

M. Bordier (Mém. de la Soc. d'anthropologie. 1873. Sér. II. T. I. p. 491) hat in den damals entworfenen Instructionen für Madagascar, ohne eine Scheidung nach den Stämmen vorzunehmen, eine Uebersicht der 4 Schädel des Pariser Museums gegeben. Er findet einen dolichocephalen Index von im Mittel 73,98, bei einem Minimum (1 Fall) von 67,85 und einem Maximum (1 Fall) von 80,12.

Digitized by Google

Zugleich erwähnt er, dass Broca aus 15 Schädeln von Madagascar einen Index von 76,89, also einen mesocephalen, abgeleitet habe. Ich erwähne diese, sämmtlich aus kleinen Summen berechneten Zahlen nur, um zu zeigen, dass wir nicht berechtigt sind, die Brachycephalie als eine weit verbreitete oder gar als die herrschende Schädelform für Madagascar zu proclamiren. Im Gegentheil, der Gesammttypus muss als ein gemischter betrachtet werden. Dabei mag immerhin afrikanische Herkunft für die Dolichocephalen, malayische für die Brachycephalen als wahrscheinlich angenommen werden.

Dass auch die Hautfarbe nicht entscheidend sein kann, mag hier nur beiläufig erwähnt werden. Ich habe diesen Punkt in meiner früheren Arbeit kurz erwähnt (Monatsberichte S. 1000). Dagegen habe ich schon damals ein besonderes Gewicht auf die Haare gelegt und zu diesem Zwecke eine sehr ausführliche Schilderung von Haarproben, insbesondere für Sakalaven, Zulu und Somali, nebst Abbildungen, geliefert. Ich darf hier auf diese Ausführungen wohl verweisen, da ich neues Material nicht beizubringen habe. Das Hauptergebniss meiner damaligen Untersuchungen war der Nachweis, dass das Sakalaven-Haar nicht, wie das der Zulu, in Spiralrollen wächst, also kein eigentliches Wollhaar ist. Ob durch die Mischung mit Malayen eine constante Aenderung in dem Bau des Haares herbeigeführt werden kann, musste ich unentschieden lassen, obgleich ich kein Hehl daraus machte, dass eine solche Mischung für die Sakalaven möglich sei. Hier möchte ich nur darauf aufmerksam machen, dass auch bei einer solchen Annahme es wahrscheinlicher ist, dass die Mischung schon in sehr früher Zeit begonnen hat und nicht erst der Einwirkung der Hova zugeschrieben werden muss.

Dagegen kann ich jetzt für die Bara aussagen, dass das freilich nur spärliche Material, welches die sehr dankenswerthe Gabe des Hrn. Eugen Wolf mir verschafft hat, nach meiner Meinung beweist, dass wir es hier mit einem zweifellos afrikanischen Stamme zu thun haben. Sowohl die Schädel, als namentlich der getrocknete Kopf legen deutliches Zeugniss dafür ab, dass die erblichen Merkmale eines solchen Stammes vorhanden sind. Ob und wann dieser Stamm eingewandert ist, darüber lässt sich augenblicklich nichts sagen. Die Neigung, afrikanische Merkmale auf die Zufuhr von Sklaven oder auf gelegentliche Einbrüche wilder Stämme vom Festlande her zu beziehen, ist bei den neueren Autoren, wie mir scheint, ungebührlich gross. Warum soll nicht ein Stamm, wie die Bara, in seiner schwer zugänglichen Wildniss, in welche erst vor Kurzem Hova-Krieger und europäische Missionäre und Reisende eingedrungen sind, schon recht lange gesessen und seine alten Eigenthümlichkeiten bewahrt haben? Nur die Eigenthümlichkeit seiner Haarkrone und manche Besonderheit der Gebräuche und des Hausbaues deuten auf eine Beziehung der Bara zu den Zulu hin, und lassen es als möglich erscheinen, dass die Einwanderung erst in neuerer, wenn auch sicherlich nicht in neuester, Zeit erfolgt ist. Jedenfalls vermag ich an den Bara nichts specifisch Malayisches zu erkennen.

Andererseits soll nicht geleugnet werden, dass die osteologischen Eigenschaften des Bara-Kopfes manches Gemeinsame mit denen des Hova-Kopfes haben, wie namentlich meine Mittheilungen über die Nasen darthun. Das lässt sich jedoch auch so erklären, dass die Hova sich mehr oder weniger mit Elementen der schwarzen Rasse gemischt haben und dass diese Elemente nahe Verwandte der Bara oder Vorfahren derselben waren. Mehr als die Knochen entscheidet hier das Haar. Nach allen Berichten und Abbildungen ist das Haar der Hova ganz verschieden von dem der südlichen Afrikaner, mögen sie nun dem grossen Bantu-Stamme angehören, oder reine Neger sein. Es ist schlicht und glatt, höchstens

Digitized by Google

wellig, wie das der Inder und Malayen. Sehr bezeichnend sagt Vinson (nach Bordier): Les cheveux d'un Hova sont noirs, lisses et droits. Ellis (l. c. p. 139) schreibt: The hair is straight or curling, — and even where the hair is frizzled or crisped, as is occasionally the case, the features no approach to the negro type. Wo „krauses" Haar bei Hova erscheint, da wird man wohl genöthigt sein, die Frage der Mischung mit schwarzem Blute aufzuwerfen.

Auf die Untersuchung, welchem Zweige der malayischen oder mongolischen Familie die Hova und ihre Verwandten auf Madagascar entsprosst sind, will ich nicht eingehen. Mr. Staniland Wake (Journ. Anthrop. Institute, 1882. XI. p. 23) hat wiederholt auf die zahlreichen Analogien in Gebräuchen und Sprache hingewiesen, welche zwischen Malagassen und Siamesen bestehen. Sie genauer zu verfolgen, wird an der Zeit sein, wenn wir mehr brachycephale Schädel haben werden und wenn die Abgrenzung ethnischer Unterabtheilungen auf Madagascar ausführlicher dargelegt ist. Ich begnüge mich für jetzt damit, auf einige Angaben von Mr. Sibree (Journ. Anthr. Inst. 1880. IX. p. 47) in Bezug auf die 3 grossen Abtheilungen der Hova und deren Unterabtheilungen oder Clans hinzuweisen. Leider fehlen dabei die Anguben über die körperlichen Eigenschaften der Angehörigen dieser Abtheilungen; nur über die Heimath der Sklaven wird Einiges gesagt. Hoffen wir, dass die französische Occupation die wissenschaftliche Erforschung der grossen Insel bald in die Wege methodischen Studiums lenken möge!

Madagascar-Schädel		Bara		Betsiléo?	Hova	
		1. ♀	2. ♀?	♀	1. ♂	2. ♂
I. Messungen.						
Gewicht, a) mit Unterkiefer . .	*g*	—	—	523,5	763,5	860
„ , b) ohne Unterkiefer . .	*g*	525,5	527	488,0	662,0	774
Capacität	*ccm*	1315	1230	1240	1450	1480
Grösste horizontale Länge . . .	*mm*	179	180	185	186	192
„ Breite	„	132 up	133 up	131 pt	137 p	141 pt
Gerade Höhe	„	135	130	125	137	137
Ohrhöhe.	„	107	111	104	112	113
Gerade Hinterhauptslänge. . . .	„	47	41	54	44	52
Horizontalumfang	„	498	490	513	515	519
Sagittalumfang.	„	355	355	375	370	395
„ , Stirnbein	„	124	116	126	128	134
„ , Pfeilnaht	„	120	117	132	117	131
„ , Hinterhaupt . .	„	111	119 (52)	117	125	130
Meatus basil. bis Nasenwurzel. .	„	107	107	101	108	108
„ „ „ Nasenstachel .	„	110	109	96	115	110
„ „ „ Alveolarrand .	„	111	115	107	120	119
„ „ „ Zahnrand . . .	„	128	—	—	—	—
Stirnbreite	„	93	95	90	94	95

Digitized by Google

Madagascar-Schädel	Bara		Betsiléo?	Hova	
	1. ♀	2. ♀?	♀	1. ♂	2. ♂
Gesichtshöhe A (Kinn b. Nasenw.) *mm*	—	—	95?	109	109
„ B (Alveolarforts. bis Nasenwurzel) „	62	68	61	63	64
Gesichtsbreite a (Jochbogen) . . „	121	120	127	134	130
„ b (Wangenbein) . . „	88	92	90	93	96
„ c (Kieferwinkel) . . „	—	—	98	93	100
Orbita, Höhe . . . . . „	31 (!)	36	34	32	34
„ , Breite . . . . . „	39	38	37	42	38
Nase, Höhe . . . . . „	45	48	51	47	48
„ , Breite . . . . . „	24	24	26	24	26
Gaumen, Länge . . . . . „	53	54	45	54	52
„ , Breite . . . . . „	35	35	37	38	38
Gesichtswinkel . . . . . °	68	69	63	70	70

II. Berechnete Indices und Verhältnisszahlen.

Längenbreitenindex	73,7	75,0	70,8	73,6	73,4
Längenhöhenindex	75,4	72,2	67.5	73,6	71,3
Ohrhöhenindex	59,7	61,1	56,2	60,2	58,8
Hinterhauptsindex	26,2	22,7	29,1	23,6	27,0
Gesichtsindex	—	—	74,8?	81,3	83,8
Orbitalindex	79,4	94,7	91,8	76,1	89,4
Nasenindex	53,3	50,0	50,9	51,0	54,1
Gaumenindex	66,1	64,8	82,2	70,3	73,0

III. Procentuale Zahlen der sagittalen Schädelabschnitte.

Stirnbein	34,9	32,6	33,6	34,5	33,9
Pfeilnaht	33,8	32,9	35,2	31,6	33,1
Hinterhauptsschuppe	31,2	33,5	31,2	33,7	32,9

(20) Hr Paul Ehrenreich spricht über

Stiergefechte in Spanien und Portugal.

Bei dem hohen culturgeschichtlichen Interesse, das die Stierkämpfe in den Ländern der iberischen Halbinsel darbieten, - scheinen sie doch, inmitten des rapiden Verfalles alles Volksthümlichen daselbst, das einzig Dauernde zu sein, — sei es mir gestattet, meine Erfahrungen und Eindrücke bei sechs dieser Schauspiele (vier spanischen und zwei portugiesischen) an dieser Stelle mitzutheilen.

Bezüglich des spanischen Stiergefechtes muss ich mich, nach der erschöpfenden und anschaulichen Schilderung des Hrn. Wilh. Joest (Spanische Stiergefechte Berlin 1889), kurz fassen und nur auf diejenigen Punkte beschränken, in denen ich seine Darstellung ergänzen oder berichtigen kann.

Digitized by Google

Während die Nicht-Spanier fast ausnahmslos die Stiergefechte als eine barbarische Brutalität verdammen und von ihrer unheilvollen, verrohenden Wirkung auf den Volkscharakter nicht genug zu sagen wissen, leiten die Spanier bekanntlich einen guten Theil dessen, was sie mit Recht oder Unrecht an Schönem und Grossem bei sich zu rühmen wissen, von den Heldenthaten der Arena her. Von fremden Beobachtern hat sich namentlich Willkomm auf diesen Standpunkt gestellt.

Bis zu welchem Grade solche Einwirkungen auf den Volkscharakter vorhanden sind, mag dahingestellt bleiben[1]). Man hat nach beiden Seiten hin übertrieben. Gerade die unteren Volksklassen Spanien's zeichnen sich in vieler Beziehung, so durch Aufrichtigkeit, Höflichkeit, Gastfreundschaft, vor anderen Süd-Europäern vortheilhaft aus. Schlimmere Thierquäler, als die Italiener, die doch das Stiergefecht nicht kennen, sind auch die Spanier nicht; ob bei ihnen Morde und Gewaltthätigkeiten häufiger sind, als bei Italienern oder Griechen, Brutalitäten häufiger, als bei Nordländern, ist mindestens zweifelhaft.

Man muss zunächst berücksichtigen, dass die Stiergefechte keineswegs so häufig stattfinden, wie man glaubt. Nur die sehr geringe Minderheit des Volkes hat Gelegenheit, 6 Monate lang wöchentlich zweimal diesem Schauspiel beizuwohnen: nur in Madrid und Sevilla, den eigentlichen Centren des Torero-Wesens, findet es so häufig statt. In anderen Städten beschränken sie sich auf 2—3 Monate im Jahr, während in kleinen Orten nur die Zeit der Messe (Feria) für Stierkämpfe in Betracht kommt.

Was die Thierquälerei und die Gefährdung von Menschenleben dabei anlangt, so ist über letztere von vorn herein wenig zu sagen. Der gewerbsmässige Torero hat nichts anderes verdient, wenn ihn sein Schicksal ereilt, was jedoch selten genug der Fall ist. Diese Gefahr für den am Kampfe betheiligten Menschen ist der einzige Einwand, den der Spanier selbst gegen das Stiergefecht gelten lässt. Für die Thiere kennt er keine Rücksicht. Stiere und Pferde sind für ihn eben Schlachtopfer, nichts weiter. —

In der That ist das ganze Schauspiel nichts als eine grossartig inscenirte Schlächterei. „Erbarmen" giebt es in der Arena so wenig, wie im Schlachthause. Es darf deshalb nicht befremden, wenn ein Stier, dessen Bravour das Volk begeistert bejubelt, dennoch die Arena lebend nicht verlassen darf (Joest a. a. O. S. 39). Uebrigens ist es vielfach vorgekommen, dass einem Stier, wegen seiner besonderen Tapferkeit, das Leben geschenkt wurde. Lozano führt in seiner Tauromachie sechs solcher Fälle auf. Indessen werden auch diese braven Thiere schliesslich dem Messer des Metzgers kaum entgangen sein.

Sympathie wird auch der Nicht-Spanier dem Stiere kaum zu Theil werden lassen, da die Dummheit des Thieres seine Bösartigkeit noch übertrifft. Es ist geradezu kläglich mit anzusehen, wie dieses imposante, kraftstrotzende Thier sich auf die albernste Weise von seinen Peinigern täuschen lässt, und statt auf den Angreifer, stets auf die ihm vorgehaltenen Lappen losgeht.

Ich habe übrigens nicht den Eindruck gehabt, als wenn der Stier im Gefecht, ausser etwa bei besonderem Ungeschick des Espada, gerade so viel leidet und überhaupt bis zur Erschöpfung abgetrieben wird. Dazu ist denn doch die Dauer des Gefechts eine zu kurze. Sie überschreitet selten eine Viertelstunde.

---

1) Sanchez Lozano macht in seinem Manual de la Tauromaquia, Sevilla 1882 (p. 100) darauf aufmerksam, dass sich 1878 unter 16000 Sträflingen im ganzen Lande nur 5 Toreros befanden.

Digitized by Google

Ein Stier, der in die Arena eintritt, ist in der Regel in zwanzig Minuten bereits zu Beefsteak verarbeitet.

Die brutale Pferde-Schinderei des ersten Actes, die sogenannte Suerte de las varas, ist das eigentlich Abstossende des ganzen Schauspiels. Die Pferde sind zwar alte oder kranke, dem Abdecker verfallene Thiere, aber doch keineswegs immer solche Rosinanten, wie man gewöhnlich meint. Sie müssen immerhin noch im Stande sein, den schweren, an den unteren Extremitäten gepanzerten und bandagirten Picador zu tragen. Viele sehen äusserlich noch ganz stattlich und wohlgenährt aus und galoppiren munter umher, was aber die grausame Art ihres Todes noch widerwärtiger macht. Der Spanier begreift natürlich nicht, warum man diese Thiere nicht mit gutem Gewissen den Stieren entgegenstellen soll, damit er seine erste Wuth an ihnen auslässt. No valen nada! — man erzielt für sie mehr Geld durch die Corrida, als es sonst möglich wäre. Lozano macht alles Ernstes den Einwand, man tödte doch unschuldige Singvögel auf der Jagd durch Schrotschüsse, verschweigt freilich die Schlussfolgerung: warum soll man also wehrlosen Pferden in der Arena nicht die Eingeweide herausreissen lassen? (l. c. p. 30).

Das Einzige, was den Nicht-Spanier anregen könnte, den ersten Theil des blutigen Dramas mit Spannung und Interesse wiederholt anzusehen, ist die Hoffnung, dass doch einmal einer der Kämpfer dabei zu Schaden kommt. Indessen ereignet sich das sehr selten. Der Picador ist entschieden der am meisten geplagte von allen Kämpfern, er wird im Verlaufe der Corrida so und so oft an die Barriere oder über dieselbe hinweggeschleudert, überschlägt sich mit seinem Pferde und muss unter dem zusammengestürzten Thiere, von diesem gedeckt, sich dem Angriff des Stieres aussetzen, der sich mit den Hörnern in den Leib des Pferdes verfangen hat. Sein Leben hängt hauptsächlich von der Achtsamkeit seiner Chulos ab, die mit ihren Mänteln den Stier von ihm ablenken. Hat der gestürzte Picador sich Luft gemacht, so rollt er sich am Boden aus dem Bereich des Gefechts heraus und wird von einigen seiner Collegen wieder auf die Beine gestellt, wozu er allein, wegen seiner Beinschienen, nicht im Stande ist.

Der Picador darf den Stier nicht selbst angreifen, sondern muss seinen Angriff abwarten, womöglich so, dass der Stoss das Pferd rechts vor dem Sattel trifft. Namentlich muss der Reiter vermeiden, von hinten von dem Stier gefasst zu werden. Gerade in letzterem Falle kommt es zu den furchtbarsten Verletzungen des Pferdes, dem Herausreissen der Eingeweide, während der Stoss von vorn in der Regel ein sofort tödlicher ist. Geschickte Picadores wissen oft mehrere Angriffe mit ihrer Pike geschickt abzuwehren, sogar ihr Pferd während des ganzen Ganges unverletzt zu erhalten. Es entgeht natürlich im nächsten Gefecht seinem Schicksal nicht.

Die Verletzungen, welche die Pferde aushalten können, ohne anscheinend davon besonders incommodirt zu werden, sind in der That erstaunlich. Man sieht Thiere mit heraushängendem Magen und Milz ganz munter umher galoppiren, als wäre nichts vorgefallen. Sie können in solchem Falle vernäht[1]), noch bis zum nächsten Gefecht auf den Beinen erhalten werden.

Schlimmer ist freilich die Sache, wenn sie sich selbst in die Gedärme treten und diese so langsam heraushaspeln, — ein abscheulicher Anblick! Aber selbst dann

1) Das Vernähen und Ausstopfen mit Werg geschieht nicht in der Arena, sondern in einem besonderen Raume, der den Besuchern unzugänglich ist.

Digitized by Google

ist es unter günstigen Umständen möglich, das Thier noch eine Viertelstunde lang „klar“ zu halten.

Dass der gesammte Bauchinhalt herausgerissen wurde, habe ich mehrmals gesehen. In solchem Falle war es nie mehr möglich, das Pferd noch einmal auf die Beine zu bringen[1]). Höchstens riss man es empor, um den Sattel zu lösen; dann gaben ihm die Knechte den Genickstoss. Diese spielen übrigens im Gefecht eine wichtige Rolle. Sie tödten die völlig niedergebrochenen Pferde, halten die Arena frei durch Beiseiteschaffen und Absatteln der Pferdecadaver, Antreiben der Pferde, Hülfsleistungen für die Picadores u. s. w. Da sie in keiner Weise geschützt sind und, obwohl unbewaffnet, nicht einmal Capas haben, so verdient die kaltblütige Ruhe, mit der sie, den Angriffen des Stieres ausgesetzt, ihre Obliegenheiten erfüllen, alle Anerkennung.

Die Wunden, die der Stier von der Vara des Reiters erhält, sind natürlich meist unerheblich. Einen sehr peinlichen Eindruck macht es, wenn, wie ich zweimal sah, die Pike sich in der Haut des Thieres durch eine Torsion so verwickelt, dass der Reiter sie fahren lassen muss und der Stier nun mit der langen Stange in der Seite in der Arena herumrast. Man öffnet dann die Thüren der Schranken zum ersten Umgang, sperrt den Stier in demselben ab und sucht den Schaft herauszureissen. Der ungeschickte Picador bekommt natürlich von dem empörten Publikum keine Schmeicheleien zu hören.

Gelegentlich ereignen sich auch komische Intermezzos. So warf in Madrid eine Rosinante ihren Reiter ab und sprengte, den Sattel auf dem Bauche, wie toll in der Arena umher, so dass das Gefecht unterbrochen wurde, da alle Toreros hinter der alten Mähre her waren und den Stier Stier sein liessen. Letzterer stand ruhig beobachtend an der Barriere. Endlich der Sache überdrüssig, passte er den Moment ab, wo das Pferd ihm zu nahe kam, nahm es auf die Hörner und warf es über sich weg in die Mitte der Arena in den Sand, aus dem es sich hinkend, aber unverletzt wieder aufraffte und sich nun ganz ruhig wieder satteln liess. Das Gefecht nahm dann seinen Fortgang.

Der zweite Akt des Gefechts erscheint dem ersten gegenüber fast harmlos. Hier entfalten die Banderilleros ihre Geschicklichkeit im Setzen der kurzen, mit Papierstreifen geschmückten Harpunen (Banderillas) in den verschiedenen Suertes mit den rothen Mänteln (Capas). Die Gewandtheit, mit dem sie dem ihnen oft hart auf den Fersen befindlichen Ungeheuer durch den Barrierensprung zu entgehen wissen, ist erstaunlich. Indessen wirkt das Ganze bei der sechsmaligen Wiederholung während der Dauer einer Corrida doch ermüdend. Aussergewöhnliche Suertes sieht man selten, wenn sich nicht etwa gerade Specialisten dafür unter den Toreros befinden. So gelang es mir nicht, das Banderilla-Setzen vom Stuhle aus (Joest a. a. O. S. 80) zu sehen. Das Ueberspringen des Thieres mit der Stange sah ich von dem Spanier Bombita in Lissabon, das Ueberwerfen des Mantels aus der knieenden Stellung (Joest a. a. O. S. 79) von Gallo in Madrid.

Interessant ist eine „Suerte“, die den Menschen gewissermaassen als Herrn der Thierwelt charakterisirt. Der Torero lockt den Stier mit dem geschwungenen Mantel auf sich, wirft diesen in dem Moment, wo das Ungeheuer vor ihm steht, stolz über die Schulter, wendet sich um und geht gemächlich, ohne sich umzusehen, an seinen Platz zurück. Der Stier, anstatt dem Manne nachzusetzen, bleibt dann jedesmal verdutzt stehen, um sich einem anderen Gegner zuzuwenden.

1) Vergl. dagegen Joest a. a. O. S. 68.

Digitized by Google

Es folgt nunmehr der dritte Akt, die Tödtung des Stieres durch den Matador oder Espada. Die Vorgänge dabei sind allbekannt, doch war ich sehr überrascht, manches ganz anders zu finden, als ich nach den Beschreibungen (auch nach Joest) erwartet hatte. Zunächst die Nomenclatur. Mag der Ausdruck „Espada" auch in der Umgangssprache der gebräuchlichere sein, der officielle Titel ist „Matador", den ich allein auf den gedruckten Prospecten und Programmen sah (s. dagegen Joest a. a. O. S. 81).

Der Matador tritt ferner nicht erst in die Arena, wenn das Signal ertönt, „während er bis dahin den Stier keines Blickes für würdig erachtet hatte" (Joest a. a. O. S. 83), sondern beide Matadores nehmen von Anfang an am Gefecht ihrer Cuadrilla Theil, namentlich auch am Setzen der Banderillas und dem Spiel mit den Capas, und leiten im Uebrigen alle Actionen ihrer Leute[1]). Sie sind ferner äusserlich in der Kleidung durch nichts von den übrigen unterschieden. Immerhin können an anderen Orten bei besonderen Gelegenheiten Abweichungen von diesen Regeln vorkommen. In Spanien wird sich manches anders verhalten, als im spanischen America.

Es vergeht eine ganze Zeit, ehe der Espada den Stier mit seinen rothen Fähnchen (Muleta) soweit in Verwirrung gebracht hat, dass er seinen Degenstoss anbringen kann. Nur die eingefleischten Aficionados können die dabei vorkommenden Finessen beurtheilen, der Fremde wird sich eher dadurch gelangweilt fühlen. Oft wird selbst das Publikum ungeduldig, macht seinem Missbehagen Luft, während der arme, schweisstriefende Espada kein Auge von dem Stier abwenden darf und unverdrossen seine Muleta weiter schwingt. Die erstaunliche Dummheit des Stieres, der niemals daran denkt, auf den Mann selbst loszugehen, sondern immer nur nach der Muleta stösst, ist hierbei besonders auffällig.

Der Augenblick, wo der Espada zum Stosse ausholt, ist der am meisten spannende und für das Auge schönste des ganzen Gefechts. Dass der Stier sofort fällt, habe ich nur dreimal gesehen. Bisweilen muss der Stoss 5—6mal wiederholt werden, was aber immer mit demselben Degen zu geschehen hat. Drang derselbe nicht tief genug ein, so muss der Matador warten, bis die Bewegungen des Thieres die Waffe wieder aus der Wunde drücken, oder selbst versuchen, sie herauszuziehen. Will der richtig getroffene Stier trotzdem nicht verenden, so wird ihm entweder von einem der Peones oder dem Matador selbst der Genickfang beigebracht.

Das Herausschleppen des getödteten Stieres und der Pferdecadaver in das Schlachthaus und die Abdeckerei, durch reich geschmückte Maulthier-Gespanne, beschliesst den Kampf. In der Regel werden 6 Stiere auf diese Weise abgethan. Der abscheuliche Brauch, feigen Stieren die Sehnen zu durchhauen oder sie von Hunden zerreissen lassen, ist, nach der Angabe Lozano's, gegenwärtig so gut wie abgekommen (l. c. p. 231). Die Thiere werden vielmehr mittelst zahmer Rinder (der sogen. Cabestros) aus der Arena herausgelockt.

Das Publikum ist auf den billigeren, aber immer noch theueren „Sonnenplätzen" natürlich kein sehr gewähltes; auch das der „Schattenseite" zeigt auf den unteren Rängen immer eine gewisse Radau-Stimmung. Sein Verhalten hat Joest trefflich geschildert. Was die Betheiligung von Damen anlangt, so waren diese nur in Madrid in grösserer Anzahl, aber nur auf den ersten Plätzen vertreten, während in Sevilla für Damen der besseren Stände der Besuch der Arena als nicht recht schicklich gilt.

1) Die Obliegenheiten der Espadas werden von Lozano im dritten Capitel seines Buches ausführlich besprochen.

Digitized by Google

Vor einiger Zeit hiess es in deutschen Blättern, dass die spanischen Stiergefechte demnächst von selbst aufhören müssten aus Mangel an guten Toreros. Die berühmten Espadas, wie Mazzantini, Guerrita u. A., seien zu alt geworden, es fehle der Nachwuchs. Dies ist keineswegs richtig. Spanien besitzt in den jungen Toreros, wie Riverte, Bombita und Minuto, die ich in ihren Leistungen jene älteren Meister der höheren Schlachtkunst noch übertreffen sah, noch Kräfte, die ein Eingehen jener nationalen „Circenses" in absehbarer Zeit weder befürchten noch erhoffen lassen. —

Soviel bereits über die Stiergefechte Spanien's geschrieben ist, so wenig hört man im Allgemeinen von denen Portugal's, und dieses Wenige ist entweder überhaupt irrthümlich oder wird der Sache nicht gerecht[1]).

Das Hauptinteresse an den portugiesischen Stiergefechten beruht darin, dass sie am meisten an die von den Mauren überkommenen Kampfspiele erinnern.

Man macht sich bei ihrer Beurtheilung meist einer merkwürdigen Inconsequenz schuldig. Während man nehmlich bei den spanischen den blutigen Verlauf des Spiels tadelt, wirft man den portugiesischen vor, dass sie unblutig sind, dass sie sich zu jenen wie „Selterwasser zu Champagner" verhalten (Joest'). So liegt die Sache aber denn doch nicht. Das portugiesische Stiergefecht ist keine brutale, durch Acrobatenkünste gepfefferte und gewürzte Schlächterei, sondern ein ächter athletischer Sport, bei dem es meist auch Muth und Gewandtheit zu beweisen gilt, bei möglichster Schonung von Menschen und Thieren, also ein Schauspiel, das in jeder Beziehung unser Interesse und unsere Sympathie verdient.

Dieser Charakter kommt schon in dem äusseren Gepränge der ganzen Veranstaltung zur Geltung. Der Eindruck der herrlichen, reich geschmückten Arena Lissabon's, in der die beste Gesellschaft der Stadt sich versammelt, ist ein überaus festlicher. Der königliche Hof, die Würdenträger, die ersten Familien sind in Gala anwesend. Damen „im schönen Kranz" sind viel stärker vertreten, wie in Spanien: auf den geringeren Plätzen macht sich der Janhagel keineswegs so breit, wie dort, — kurzum der Charakter des Ganzen ist ein wahrhaft vornehmer.

Die Toreros sind zum grossen Theil Spanier, die hier Gastrollen geben und ihre Geschicklichkeit im Banderillasetzen, Mantelschwingen, Springen u. s. w. zeigen. Auch Espadas treten als solche auf, die aber den Stier nicht wirklich erstechen, sondern nur mit einem grossen vergoldeten Holzschwert, das in einer kurzen Eisenspitze endet, den kunstgerechten Stoss markiren.

Die Stiere sind im Allgemeinen von etwas kleinerer Statur, als die spanischen, stehen ihnen auch wohl an Kraft nach, übertreffen sie aber weit hinsichtlich ihrer Beweglichkeit. Namentlich wissen sie mit erstaunlicher Gewandtheit die Barriere zu überklettern, die deswegen von besonderen Pikenträgern bewacht wird.

Die Thiere werden ausschliesslich als „embolados" verwendet, d. h. die Hörner sind mit ledernen Kappen versehen. Der Kampf bleibt aber immer noch gefährlich genug. Das Thier ist jedenfalls im Stande, den Gegner in die Luft zu schleudern oder ihm lebensgefährliche Contusionen beizubringen, was um so leichter sich ereignet, als der Stier frisch bei Kräften von den Fusskämpfern angegriffen wird.

Die Spanier sind geneigt, über diese Vorsichtsmaassregel zu spotten. Der berühmte Espada Guerrita, der in Lissabon als Gast thätig war, erhielt, wie ich selbst

1) Auch die absprechenden Bemerkungen von Joest (a. a. O. S. 89) beziehen sich nicht eigentlich auf portugiesische, sondern auf brasilianische Touradas, die allerdings zu einer reinen Farce ausgeartet sind, von der das anständige Publikum sich fern hält.

Digitized by Google

mit ansah, beim Ueberspringen der Barriere sich verspätend, von einem solchen Embolado einen Stoss gegen das Gesäss, dass er kopfüber aus der Arena heraus in's Publikum flog. Er konnte sich sicher gratuliren, nicht mit den nackten Hornspitzen Bekanntschaft gemacht zu haben.

Der Verlauf eines portugiesischen Stiergefechts unterscheidet sich auch, abgesehen von dem unblutigen Charakter des Ganzen, wesentlich von dem des spanischen.

Schon vor dem Trompetenstoss, der das Zeichen zum Beginn giebt, haben sich die Toreros in der Arena versammelt und stellen sich auf dieses Zeichen in Positur in zwei symmetrische Gruppen, jede von drei Reihen in mehreren Metern Abstand. Die eigentlichen, durch spanische Tracht gekennzeichneten Toreros stehen in erster Linie. Hinter ihnen, etwas nach aussen gerichtet, die sogen. Forcados, meist Galizier, in rothen Jacken, gelben Beinkleidern und grünen Zipfelmützen mit langen Haken bewaffnet. Es folgen dann jederseits ein Reitknecht mit einem gesattelten Pferde am Zügel und endlich Pikenmänner in weissen Jacken, rothen Westen und schwarzen Zipfelmützen und ebensolchen Kniehosen. Sie tragen Piken und führen ebenfalls Pferde, die jedoch nur als Staffage dienen. Diese „Picadores" stellen sich ausserhalb der eigentlichen Arena im ersten Umgang hinter den Schranken auf, um den Stier erforderlichen Falles mit ihren Piken zurück, bezw. aus der Arena hinauszutreiben.

Nun wird ein prächtig aufgeschirrtes Maulthier hereingeführt. Es trägt zwei mit buntgestickten Decken verhüllte Kasten, in denen sich die Bandarilhas und die Farpas (kurze, beim Reiterkampf verwendete Harpunen) befinden. Endlich erscheinen die Cavalheiros, Reiter in der alten Hoftracht des 18. Jahrhunderts, nicht selten wirkliche Sportsmen der Aristokratie, auf herrlichen Rassepferden, die, den Hut lüftend, nach dem Takt der Musik in Gangarten der hohen Schule dreimal nach vorn, rückwärts und seitwärts die Reihen der Toreros durchreiten. Der König giebt hierauf das Zeichen zum Beginn des Kampfes, die Reiter ziehen sich zurück und die Kämpfer begeben sich auf ihre Posten. Der Gesammteindruck dieser Eröffnungsscene übertrifft an Pracht und Grossartigkeit Alles, was beim spanischen Stierkampfe an Gepränge geboten wird.

Zur Vorführung gelangten jedesmal 12 Stiere, von denen jeder 5—10 Minuten lang „arbeitete". Der erste Cavalheiro reitet wieder in die Arena ein, erhält aus dem Koffer seine Farpa und sucht mit derselben den sofort sich auf ihn stürzenden Stier abzuwehren, wenn derselbe ihm trotz der Schnelligkeit des Rosses zu nahe kommt. Es ist ein überaus spannender Moment, wenn der Stier dem Pferde den Weg abzuschneiden scheint, seine Hörner schon die Weichen desselben berühren, der Reiter durch Schenkeldruck und schnelles Herumwerfen das edle Ross immer wieder dem gefährlichen Gegner entzieht. Ist es gelungen, dem Stiere die Harpune einzustossen, so erhält der Reiter, während die Chulos den Stier mit den Mänteln beschäftigen, eine zweite kürzere Farpa, die also noch schwieriger zu handhaben ist, als die erste, weil der Stier nun noch näher herankommen kann. Die Leistungen der Reitkunst bei dem ganzen Auftritt sind wahrhaft glänzende und verdienen in vollem Maasse den frenetischen Beifall des Publikums.

Dann ereignet sich in der That etwas überraschendes für denjenigen, der bis dahin nur spanische Stierkämpfe sah. Man hört hinter der Barriere idyllisches Heerdengeläut, es erscheint eine Truppe Kühe und Ochsen mit mächtigen Kuhglocken, in deren Mitte der wilde Stier sich ruhig wieder abführen lässt, um vielleicht im nächsten Jahre noch einmal die Arena zu betreten.

Digitized by Google

Der zweite Cavalheiro wiederholt später dasselbe Spiel. Beide treten in der Regel zweimal auf.

Einige Acte werden ausschliesslich durch Bandarilheiros ausgefüllt, und zwar ganz in spanischer Weise; hier lassen besonders die Spanier ihre Künste sehen, in denen sie ihre portugiesischen Collegen weit übertreffen.

Eine komische Figur unter den letzteren war ein kleines, dickes, kurzhalsiges Kerlchen, „Peixinho“ (Fischchen) genannt, der im entscheidenden Moment häufig die Banderilhas unter den Arm nahm und unter dem Gejohle des Publikums sein Heil in der Flucht suchte, freilich ein andermal wieder seine Sache vortrefflich machte. Dieses Ungeschick ist verzeihlich. Während nehmlich beim spanischen Gefecht der Stier erst dann banderillirt wird, wenn er seine frische Kraft gegen die Pferde und Picadores verschwendet hat, gilt es hier den so eben in die Arena stürmenden Stier mit den Harpunen zu treffen, — eine technisch erheblich schwierigere Leistung, selbst wenn man die künstliche Abstumpfung der Hörner in Betracht zieht. Nicht selten wird daher ein Bandarilheiro überannt oder gar in die Luft geschleudert. Wer zu Fall kommt, legt sich platt auf den Bauch und lässt den Stier über sich hinweg stürmen.

Hin und wieder wird ein Gang durch besondere Suertes ausgefüllt. So sah ich den Espada Bombita den heranstürmenden Stier mit der Stange der Länge nach überspringen, und dergl.

Von grossem Interesse sind die Leistungen der Forcados. Auf ein gegebenes Zeichen stürzen diese unbewaffnet in die Arena. Einer von ihnen stellt sich gerade vor dem Stier auf, lässt sich von ihm auf die Hörner nehmen, die er in demselben Augenblicke packt und daran hängend mit ihnen den Kopf des Thieres nach unten biegt. Indem gleichzeitig andere den Schwanz und die Vorderbeine packen, wird der Stier unter dem Jubel der Corona zum Stehen gebracht. Es gehört dazu ausser Körperkraft ein erhebliches Quantum von Muth und Empfindungslosigkeit. Denn der Stier sucht seine Angreifer abzuschütteln und vermag ihnen lebensgefährliche Tritte vor den Unterleib beizubringen, auch wohl einen oder den anderen mit den Hörnern in die Luft zu schleudern. Die Anwendung von Haken habe ich nicht gesehen. Jeder Gang endet in der beschriebenen Weise mit Hinausführen des Stieres durch zahmes Vieh.

Freilich verliert das portugiesische Stiergefecht sehr erheblich an Interesse, wenn die Stiere minderwerthig sind. Dies ist, da die besten Thiere von den Spaniern aufgekauft werden, nichts Seltenes. So liessen die meisten Thiere des zweiten Lissabonner Gefechts viel zu wünschen übrig. Die Presse erging sich eine ganze Woche lang in den wüthendsten Auslassungen. Schon während der Corrida selbst wurde der Leiter (Intelligente) des Gefechts, der unterhalb der königlichen Loge im schwarzen Rock und vorsintfluthlichem Cylinderhut präsidirte, vom Publikum mit Schmähungen überhäuft, die er mit stoischer Ruhe hinnahm.

Ob diese Stiergefechte an kleineren Orten freilich ein annähernd so glänzend interessantes Schauspiel sind, wie in der Hauptstadt, in Anwesenheit des königlichen Hofes, ist allerdings die Frage.

Jedenfalls sollte in Lissabon kein Reisender die Gelegenheit versäumen, einem solchen ächt volksthümlichen Sport-Feste beizuwohnen. —

Hr. O. Katz: Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass beide Arten von Stiergefechten, die „spanische“ und die „portugiesische“, in Süd-Frankreich Verbreitung gefunden haben. Es ist bekannt, wie von Zeit zu Zeit immer einmal wieder ein wirklicher, ächter, mit Tödtung des Stieres endigender Stierkampf stattfindet,

Digitized by Google

trotz allen Widerstandes, den die Regierung diesem grausamen Schauspiele entgegensetzt. Immerhin gehört dieses Ereigniss jetzt doch zu den Seltenheiten und jeder einzelne Fall erregt die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade. Dagegen ist die harmlosere, nicht mit Tödtung des Stieres endigende Art ein beliebtes Sonntagsvergnügen in einigen Städten der Provence. Ich nenne hier Arles, Nîmes, Les Saintes Maries de la Mer. In den beiden erstgenannten Städten hatte ich vor einer Reihe von Jahren häufig Gelegenheit, den Stierkämpfen beizuwohnen, und ich muss gestehen, dass ganz besonders in Arles die „Courses aux taureaux" mich immer wieder in hohem Grade fesselten. Die Umgebung spricht hier freilich ausserordentlich mit: die erinnerungsreiche, alte römische Arena als Kampfplatz, auf den alten Steinsitzen die heitere provençalische Bevölkerung mit der so schön klingenden Sprache, und darunter wieder die auffallend schönen Frauen von Arles und Umgebung in ihrer prächtigen Nationaltracht. Besucht werden die Kämpfe von allen Bevölkerungsklassen. —

Neben den Kämpfen oder, besser gesagt, gefahrvollen Spielen der Stierkämpfer von Beruf, die fast alle spanischer Herkunft sind und alle die bekannten Exercitien vorführen, findet auch noch eine besondere Art von Sport statt, der an die „Novadillas" der Baskenländer erinnert: das Publikum betheiligt sich am Stierkampfe selbst. Junge Männer springen in die Arena herab, treten auf den Kampfplatz und versuchen, dem Stier, dem eine Rosette, Schleife u. s. w. vor die Stirn zwischen die Hörner geheftet ist, dieselbe abzureissen. Der Stier wird durch die wilde Jagd, die hierbei entsteht, oft ausserordentlich gereizt und das Schauspiel endigt bisweilen für den einen oder anderen der Kämpfer auf nicht erwünschte Weise. — Es gehört ein beträchtliches Maass von Gewandtheit dazu, sich an diesen Spielen zu betheiligen. Der Sieger, der die Rosette abgerissen hat, erhält dann einen Geldpreis, der meist im Verhältniss zur Bösartigkeit der Thiere steht. Das Abreissen der Rosette ist immer von gewaltigem Jubel begleitet, der sich noch steigert, wenn der Sieger wieder auf seinem Platz bei seinen Freunden angelangt ist und vielleicht gar der Dame seines Herzens die Trophäe überreicht. — Nach beendigtem Kampfe wird der Stier durch einen zahmen Genossen, den „rameneur", zurückgeholt. Die Stiere werden meist aus der Camargue, jenem eigenthümlichen Rhône-Inselande, bezogen, das, südlich von Arles beginnend, einen Flächenraum von über 700 *qkm* ausmacht, wo die Heerden ein gänzlich freies Leben führen und in völlig wildem Zustande sich befinden, der Aufsicht von Hirten allerdings unterstellt, die man auch bisweilen bei den Stierkämpfen von Arles u. s. w. zu sehen bekommt, und die, der Civilisation ganz und gar entfremdet, in ihrer wilden Bekleidung, dem struppigen Haar u. s. w., auch eine eigenartige Erscheinung jenes sonderbaren Inselandes darbieten. —

Hr. Waldeyer fragt, wie sich die Kirche zu den Stiergefechten stelle? —

Hr. Ehrenreich sagt, dass die Geistlichen den Kämpfen Widerstand nicht entgegensetzen. In ihren Augen bestehe das einzige Unrecht darin, dass durch die Gefechte Menschenleben gefährdet werden. Mit den Thieren hat man kein Mitleid. —

Hr. Olshausen: In Spanien beziehen Hospitäler oder milde Stiftungen bedeutende Antheile aus den Erträgen der Stiergefechte. Hr. Joest sagt darüber in seinem Werke S. 108: „dass wohl 5 Millionen Francs für diesen wohlthätigen Zweck, der bekanntlich die Mittel heiligt, zusammenkommen: Man quält gesunde Menschen und Thiere zu Tode, lässt andere Menschen für dieses Schauspiel bezahlen und

Digitized by Google

verwendet das so gewonnene Geld dazu, kranke Menschen (vielleicht auch Thiere) wiederum gesund zu machen. Die Gesellschaft „Der grosse Gedanke" in Madrid, deren edler Zweck im Belohnen der Tugend und Arbeit besteht, veranstaltet jedes Jahr Stiergefechte, um ihre kranken Mitglieder unterstützen und ihre Lehrstühle unterhalten zu können." Da die Leitung der Hospitäler und Wohlthätigkeits-Anstalten in Spanien gewiss ganz in Händen der Geistlichkeit liegt, darf man demnach wohl annehmen, dass die Kirche sich mit jenen Schaustellungen jetzt sehr wohl befreundet hat, während sie dieselben früher allerdings verbot. Eine Abschaffung der ganzen Institution ist nun natürlich noch weniger zu erhoffen, als zuvor. —

(21) Hr. C. F. Lehmann macht Mittheilung über

metrologische Nova.

In jüngst vergangener Zeit sind auf metrologischem Gebiete mehrfach, sei es wichtige neue Funde bekannt gegeben, sei es bedeutsame Untersuchungen veröffentlicht worden, auf die ich in Folgendem die Aufmerksamkeit lenken möchte. Da sich durch sie erfreulicher Weise verschiedentlich Bestätigungen der von mir gewonnenen Schlussfolgerungen ergeben haben, so werden diese neuen Ermittelungen als Prüfstein für die von mir eingeschlagene Methode, wie auch als Mittel zur Beurtheilung gegnerischer Auffassungen und Argumentationen mit Nutzen verwerthet werden können.

I.

Beginnen wir mit Reisner's, unter dem Titel „Altbabylonische Maasse und Gewichte" in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften phil.-hist. Klasse 94, 1896, veröffentlichter Mittheilung. Sie bietet die metrologische Verwerthung der aus dem Thontafelfunde von Telloh stammenden zahlreichen Tempelrechnungen aus der um die Mitte des dritten vorchristlichen Jahrtausends anzusetzenden sogen. „zweiten" Dynastie von Ur, die vor Kurzem den Königlichen Museen als Geschenk des Hrn. James Simon zugegangen sind.

Als bedeutsames Gesammtergebniss der Reisner'schen Untersuchungen wird die Thatsache zu bezeichnen sein, dass das Sexagesimal-System in dem Aufbau sämmtlicher Maass-Kategorieen — von gewissen bereits bekannten Abweichungen abgesehen s. u. — in voller Schärfe und Einheitlichkeit durchgeführt ist, so dass nunmehr neue und sehr reichhaltige Bestätigungen für das Vorhandensein und die Verwendung dieses Sexagesimal-Systems in sehr alter Zeit vorliegen. Ausserdem erhalten wir im Einzelnen eine Anzahl sehr werthvoller Aufschlüsse.

Wenn aber Reisner seine Mittheilungen mit den Worten einleitet: „Bei der Durchsicht dieser Tafeln, mit deren Herausgabe ich beschäftigt bin, haben sich mir neue Aufschlüsse über das bisher sehr mangelhaft bekannte altbabylonische Maass- und Gewichtssystem ergeben, die ich in Folgendem darlegen werde", so muss betont werden, dass darin doch wohl eine etwas zu hohe und zu nachdrückliche Schätzung des neu Gewonnenen ausgesprochen ist, die leicht zu Missverständnissen Anlass geben könnte.

Zunächst handelt es sich nur um documentarische Ermittelungen über die Einheiten der verschiedenen Maasskategorieen und ihre Verhältnisse zu einander, nicht aber um Forschungen, die aus altbabylonischer Zeit überlieferte metrologische Monumente zur Grundlage hätten. Ueber die thatsächlichen Beträge der

Digitized by Google

betreffenden Maasse und Gewichte liegen also keine Ermittelungen vor. Diese sind auch der Mehrzahl nach und, was die Grundeinheiten anlangt, doch nicht mangelhaft, sondern recht wohl bekannt.

Aber selbst auf dem von Reisner behandelten Theile des durch den Titel der Schrift uns vor Augen geführten Gesammtgebietes rechtfertigt das wirklich Neue schwerlich die scharfe Formulirung des Verfassers. Reisner behandelt das „Gewichtssystem", die „Flächenmaasse" und „Hohlmaasse", und bietet, gleichsam als Anhang, eine wichtige Beobachtung über „Zahlbezeichnung".

Die Betrachtungen über die Hohlmaasse leitet der Verfasser selbst mit der Bemerkung ein, dass das uns bereits bekannte System auch auf den neuen Tafeln ausschliesslich verwendet werde. Demnach ist also in einer der drei von Reisner behandelten Maasskategorien gar nichts Neues, sondern nur Bestätigendes zu verzeichnen. Bei dem Gewichtssystem erhalten wir neben mehreren Bestätigungen einen wichtigen neuen Aufschluss, und nur auf dem Gebiet der Flächenmaasse liegt wirklich eine grössere Ausbeute an neuen Ergebnissen vor.

In einem gewissen Zusammenhang mit dieser etwas gesteigerten Schätzung des Neugeleisteten steht offenbar die durch Reisner's ganze Mittheilung hin zu beobachtende auffallende Scheu, die Arbeiten der Vorgänger auf diesem Gebiet (von Textpublicationen abgesehen), wenigstens ausdrücklich, in Betracht zu ziehen. Gewiss ist es sehr erklärlich, wenn ein Gelehrter, der auf einem so schwierigen Gebiete die ersten Schritte unternimmt, sich möglichst bestrebt, zunächst nur das ihm thatsächlich Vorliegende in Betracht zu ziehen. Dann müsste er aber auch die Bezugnahme auf das bisher Ermittelte und eine Beurtheilung desselben vermeiden. Das ist jedoch natürlich auf die Dauer nicht durchzuführen. Dann heisst es aber auf halbem Wege stehen bleiben, wenn Reisner das von ihm Ermittelte mit dem bisher Bekannten von vornherein in scharfen Vergleich setzt, dagegen die Vorgänger und ihre Arbeiten ausdrücklich zu nennen vermeidet. Wenn Reisner z. B. am Eingang des Abschnittes über Flächenmaasse (S. 3 [419]) den bisherigen Befund fast genau mit den Worten kennzeichnet, mit denen er von Meissner („Altbabylonisches Privatrecht" S. 104) festgestellt worden ist, so hätte auch Meissner ausdrücklich genannt werden müssen. Noch nothwendiger war dies an der Stelle (S. 7 [423]), wo gegen ein von Meissner (S 126) gefundenes Ergebniss polemisirt wird. Reisner spricht hier allgemein von der „bisherigen Annahme", so dass, wer nicht sehr genau mit der betreffenden Literatur Bescheid weiss, nicht die Möglichkeit hat, sich über die Gründe dieser bisherigen Annahme zu unterrichten und sie selbständig auf ihre Berechtigung zu prüfen.

Ferner: S. 7 [432] wird von „gemeinem und königlichem" System gesprochen. Nun kann es mir gewiss nur erwünscht sein, wenn diese, für die Entwickelung der metrologischen Disciplin von mir ermittelte, so wichtige Unterscheidung als etwas durchaus selbstverständlich Bekanntes behandelt wird. Thatsächlich liegen aber doch die Dinge, weder was das Bekanntsein, noch was die Anerkennung dieser fundamentalen Thatsache anlangt, bereits so klar, dass der Hinweis auf die Schriften, in denen diese Unterscheidung erkannt, begründet und dargelegt ist, entbehrlich wäre. (An der bedeutsamen Stelle, an welcher Reisner's Mittheilung veröffentlicht ist, war z. B. noch niemals Gelegenheit gewesen, diese, wie überhaupt die neueren Ergebnisse der metrologischen Forschung zur Sprache zu bringen.) Wie nöthig ein solcher Hinweis thatsächlich gewesen wäre, geht daraus hervor, dass Reisner in der Auffassung dieser Unterscheidung ein Irrthum begegnet ist, der deren Inhalt und Wesen in einem vollständig verkehrten Lichte erscheinen lässt (s. sogleich S. 441), so zwar, dass, wer aus Reisner's Bemerkung

Digitized by Google

zum ersten Male von dem Nebeneinander von „gemeiner“ und „königlicher“ Norm erführe, einen ganz falschen Begriff erhalten würde.

Von dieser Ausstellung abgesehen, ist aber, wie bereits betont, Reisner's Arbeit von grossem Werth, sowohl in dem, was sie Bestätigendes, wie auch in dem, was sie Neues bringt.

Im Einzelnen seien noch folgende Bemerkungen gestattet.

Wenn sich zunächst beim Gewichtssystem für das Talent 60 Minen, für die Mine 60 Schekel ergeben, so wird damit längst Bekanntes und Erschlossenes nunmehr auch für diese relativ alte Zeit bestätigt Als kleinere Einheit des Schekels finden wir das ŠE, das „Getreidekorn“[1]); 180 ŠE gehen auf den Schekel, — eine neue und wichtige Beobachtung[2]).

Bei den Flächenmaassen ist, wie bemerkt, relativ das meiste Neue zu verzeichnen.

Nach Reisner ist

1 GAN = 1800 SAR

1 SAR = 60 GIN

1 GIN = 180 (?) ŠE.

Auch hier fällt der strict sexagesimale Aufbau in die Augen.

S. 4 sucht Reisner nachzuweisen, dass das Zeichen BUR-GAN nicht als 10 GAN zu verstehen sei, wie man nach dem Zeichen BUR = 10 angenommen habe, sondern als 1 GAN. Er weist dabei auf Band V p. 32 des englischen Inschriften-Werkes hin. Zunächst ist dies ein irrthümliches Citat; gemeint ist der Text p. 36/37 dieses Bandes, der in einer, unter einem Artaxerxes angefertigten Copie einer (wahrscheinlich viel) älteren Vorlage auf uns gekommen ist. Ferner ist die von Reisner angefochtene Annahme durchaus nicht so weit verbreitet und bekannt geworden, dass sie mit „man“ einzuführen war, sondern die Sache liegt so, dass ich der Erste und Einzige gewesen bin, der auf die metrologischen Daten in diesem, im übrigen ganz anderen (lexicalischen) Zwecken dienenden Text hingewiesen habe[3]).

Was Reisner's diesen Punkt betreffende Feststellungen selbst anlangt, so möchte ich mein Urtheil darüber suspendiren, bis eine grössere Anzahl von Texten aus dieser und aus anderen Perioden vorliegt. Es wäre z. B. möglich, dass beide Auffassungen nur für verschiedene Perioden berechtigt wären, wie sich das schon mehrfach bei derartigen Differenzen herausgestellt hat[4]).

1) Natürlich nur im Anschluss an frühere primitive Wäge-Methoden, nach dem Getreidekorn bezeichnet, nicht etwa in dem vorliegenden fortgeschrittenen System nach ihm normirt! Darüber im Allgemeinen demnächst ein Mehreres.

2) Vergl. übrigens Oppert, Zeitschrift f. Assyriol. VI. 279 f.

3) Beiträge zur Assyriologie herausgegeben von F. Delitzsch und P. Haupt, Bd. II. S. 306 f. Anm. **)

4) Derartiges wird auch von Oppert angenommen. Dagegen hält Hr. Eisenlohr seine Annahme, dass Reisner in diesem Punkte geirrt habe, nach brieflicher Mittheilung nicht mehr oder doch keinesfalls mit der anfänglichen Bestimmtheit aufrecht, wünscht vielmehr ebenfalls die Erschliessung weiteren Materials. Die Aeusserungen der beiden Genannten finden sich in zwei Arbeiten, die beide dasselbe metrologisch und historisch höchst werthvolle Document zum Gegenstande haben, nehmlich einen Feldplan aus der Zeit des altbabylonischen Königs Dungi. Oppert's Arbeit ist unter dem Titel „Un cadastre chaldéen du quatrième millénium avant l'ère chrétienne“ in den Mémoires de l'Académie des inscriptions et des belles lettres 21 août, p. 331 ff. veröffentlicht (s. die Anm. p. 345 g. E.); die von Eisenlohr „Ein altbabylonischer Felderplan, nach Mittheilungen

Digitized by Google

Bei den Hohlmaassen weist Reisner, nachdem er constatirt hat, dass in diesem System das GUR 300 KA[1]) hat, darauf hin, dass in seinen Texten hinter den Maassbezeichnungen sich „meistentheils der Zusatz ‚König' oder vielleicht richtiger ‚des Königs' findet, was zu der Annahme führen könnte, dass noch ein gemeines System (wie das neubabylonische mit dem GUR zu 180 KA) neben einem königlichen existirt hätte". Hier finden wir die das gemeine und das königliche System betreffende irrige Auffassung, auf die ich schon hingewiesen habe. Aus Reisner's Worten muss man nehmlich folgern, dass etwa das System mit dem GUR zu 300 KA das „königliche", das neubabylonische mit dem GUR zu 180 KA das „gemeine" gewesen wäre. Das ist aber in der Wurzel irrig und im höchsten Grade irreführend Der Unterschied zwischen gemeiner und königlicher Norm bezieht sich, wie ich das auf das Deutlichste ausgesprochen habe, niemals auf den Aufbau des Systems an sich, sondern nur auf eine Differenz der Beträge innerhalb eines und desselben Systems. Also, um bei dem vorliegenden hypothetischen Beispiele zu bleiben, es könnte ein „gemeines" GUR geben und daneben ein „königliches", dessen Inhalt um einen bestimmten Zuschlags-Betrag grösser wäre, als der des gemeinen GUR. Die Eintheilung sowohl des gemeinen, wie des königlichen GUR wäre aber in derselben Periode immer die gleiche, also in altbabylonischer Zeit würde sowohl das gemeine, wie das königliche GUR, in 300 ḲA zerfallen, die sich ihrerseits in demselben Verhältniss unterscheiden, wie die grössere Einheit. Bestand dagegen zu einer Zeit die Eintheilung des GUR in 180 KA, so würde sowohl das gemeine wie das königliche GUR in 180 KA getheilt gewesen sein, und so fort[2]).

Ich habe auch niemals von gemeinem und königlichem System gesprochen, sondern immer nur von gemeiner und königlicher Norm. Die Abweichung von diesem Gebrauch ist der erste Schritt zu der von Reisner vertretenen irrthümlichen Auffassung[3]).

Reisner fährt, nachdem er so auf die Bezeichnung „des Königs" und das Nebeneinander von gemeiner und königlicher Norm hingewiesen hat, fort: „da aber sonst keine Spur eines gemeinen Systems vorhanden zu sein scheint, so wird

---

von F. V. Scheil herausgegeben und bearbeitet", ist selbständig erschienen Leipzig 1896 (s. S. 1). Die beiden Arbeiten gingen mir kurz nach einander in dem Augenblick zu, da ich diesen Bericht für die Drucklegung abzuschliessen im Begriff war. Eine etwaige Berichterstattung oder eine nähere Berücksichtigung ihres Gesammtinhaltes muss also späterer Zeit vorbehalten bleiben. Nur auf einzelne, nicht belanglose Punkte werde ich im Folgenden noch mehrmals hinzuweisen haben. [Während der Correctur erhielt ich dann noch von Hrn. Thureau-Dangin seine von den beiden genannten Schriften ganz unabhängige Bearbeitung desselben Documentes zugesandt.]

1) Sowohl bei den Hohlmaassen, wie bei den Längen- und Zeitmaassen (nach der Tafel von Senkereh) findet sich eine derartige Unterbrechung des rein sexagesimalen Aufbaus, zu dem an Stelle der 6, bezw. 360 als Vielfaches die 5, bezw. 300 eintritt. Wir werden über das Wesen und die Gründe dieser, wie über alle Eigenthümlichkeiten des altbabylonischen sexagesimalen und metrischen Systems im weitesten Sinne voraussichtlich nicht eher ins Klare kommen, bis wir ihr Vorbild und ihre Anknüpfung an und in den Himmelsbeobachtungen und der Zeitrechnung herausgefunden haben. Vgl. unten S. 444, Anm. 2 und S. 445, Anm. 1.

2) Von den beiden Grössen GUR und ḲA muss also mindestens die eine im Laufe der Jahrtausende ihrem Betrage nach geändert worden sein, vgl. meine Bemerkungen bei Meissner a. a. O. S. 100.

3) Auch E. Pernice „Griechische Gewichte" S. 29 begeht diesen Fehler an entscheidender Stelle. (Näheres demnächst.)

Digitized by Google

man gut thun, weitere Beweise abzuwarten." Die Vorsicht ist gewiss löblich und entspricht dem von Reisner bei seinen Untersuchungen überhaupt eingenommenen Standpunkt. Ich möchte aber doch darauf hinweisen, dass, da wir wissen, dass gemeine und königliche Norm nicht bloss bei den Gewichten, sondern auch, wie das bei dem engen Zusammenhange dieser Kategorieen von vornherein anzunehmen war, bei den Hohlmaassen (s. Herodot III 192) neben einander vorkamen, die Bezeichnung „(Maass) des Königs" als ein vollwichtiges Anzeichen dafür zu gelten haben wird, dass, wie ebenfalls längst vermuthet, bereits in dieser Zeit das Nebeneinander von gemeiner und königlicher Norm sich ausgebildet hatte. Wenigstens darf keinesfalls der Umstand, dass „sonst keine Spur eines gemeinen Systems vorhanden zu sein scheint", als Gegenargument verwendet werden, denn die von Reisner behandelten Texte entstammen ja alle einer und derselben Kategorie, es sind Tempelrechnungen aus einer Stadt, die lange Zeit königliche und fürstliche Residenz gewesen ist und deren Tempel sich besonderer Pflege seitens dieser Herrscher zu erfreuen hatten. Es ist nicht nur verständlich, dass sich die Bevorzugung, die sich die Könige durch ein gesondertes Maass gesichert hatten, auch den Priestern zu Gute kam (umsomehr als das königliche Oberpriesterthum in jenen Zeiten noch besonders klar hervortritt): wir wissen auch geradezu aus den ägyptischen von Brugsch[1]) behandelten Angaben, dass die königlichen Zuwendungen an die Tempel in königlichem Gewicht, also entsprechend auch in königlichen Maassen erfolgten, und wir werden den Schluss, dass der Zusatz „des Königs" in den Tafeln von Telloh eine besondere königliche Norm des Hohlmaasses voraussetzt, mit um so grösserer Zuversicht zu ziehen haben, als, wie ich demnächst darlegen werde, auf dem Gebiet der Gewichte das Nebeneinander von gemeiner und königlicher Norm für die Zeit des Dungi sich bereits nachweisen lässt.

II.

Dieses in seinem Bestande, wie in seiner Verwendung in allen Maasskategorien nunmehr durch Reisner's Ermittelungen aufs Neue, und zwar für eine sehr alte Zeit bestätigte und zweifellos aus einer erheblich älteren Zeit herrührende Sexagesimal-System hat nun, wie allseitig zugegeben, sicher seinen Ursprung in der Zeitrechnung. Da es uns bestimmt bezeugt ist, dass die Babylonier in ihrem System die Maasse der Zeit und des Raumes in Verbindung brachten, so erwächst der Forschung die Aufgabe, diese Beziehungen unter Berücksichtigung der naturwissenschaftlichen, namentlich der astronomischen Kenntnisse der Babylonier zu ergründen und klar zu legen, und, wie ich gleichzeitig mit der Kennzeichnung dieser Aufgabe in meiner letztveröffentlichten grösseren metrologischen Arbeit[2]) erklärte, kann die Entstehung und das Wesen des babylonischen sexagesimalen Systems der Maasse der Zeit und des Raumes nicht eher als völlig geklärt und verstanden bezeichnet werden, als bis diese Aufgabe gelöst ist. Ich habe dann in weiteren Forschungen mich der Lösung dieser Aufgabe zugewendet und die, wie ich glaube, erfolgreichen Resultate dieser Bemühungen in meinen, in den Mai- und Juni-Sitzungen 1895 gehaltenen beiden Vorträgen „die Entstehung des Sexagesimal-Systems bei den Babyloniern" und „die Beziehung zwischen Zeit- und Raummessung bei den Babyloniern" dargelegt. Diese beiden

1) Zeitschr. f. Aegypt. Sprache 1889; vgl. Verhandl. 1889, S. 271f., 275.

2) „Das altbabylonische Maass- und Gewichtssystem als Grundlage der antiken Gewichts-, Münz- und Maass-Systeme." Actes de Congrès international des Orientalistes. Lection sémitique b; s. S. 249 [85].

Digitized by Google

Vorträge liegen bisher nur in Auszügen[1]) vor, welche die Ergebnisse zugleich mit den hauptsächlichen Erwägungen, auf denen sie beruhen, kurz wiedergeben.

Ich sehe mich nun in der glücklichen Lage, Ermittelungen und Voraussetzungen, die ich in diesen Untersuchungen auf dem mühevollen und dornigen Wege combinatorischer Beweisführung und Schlussfolgerung, für die allerdings volle Bündigkeit in Anspruch genommen werden durfte, ermittelt hatte, nunmehr durch directe Zeugnisse bestätigt zu sehen, so dass die Verzögerung, welche die Publication jener Vorträge in extenso erlitten hat, sich schliesslich als ein Vortheil erweist. Die vorliegenden und die in Aussicht genommenen weiteren Mittheilungen können grösserentheils als Ersatz für jene Vorträge betrachtet werden.

Die Schwierigkeit bestand darin, dass die directen keilinschriftlichen Zeugnisse über die Zeitrechnung der Babylonier verhältnissmässig aus später Zeit stammten, aus einer Zeit, in welcher für die Zeitmessung diejenigen Grundsätze, aus denen allein sich die Entstehung des Sexagesimal-Systems und Alles dessen, was damit zusammenhängt, erklären liesse, nicht mehr maassgebend waren. Um diesem Mangel abzuhelfen, schlug ich, wie ich mich in meinen Vorträgen ausdrückte, eine „Hülfsconstruction" vor.

Wir kennen mehrere Völker und Culturen, die sicher — ich hatte zunächst die indische und die chinesische im Auge — in ihrer Zeitrechnung und Messkunst (im weitesten Sinne) von Babylonien beeinflusst sind. Bei diesen Völkern finden sich in der Zeit- und Raummessung neben a) Eintheilungsweisen, Maassgrössen u. s. w., deren Prototyp in Babylonien sicher nachweisbar ist, auch b) solche Eintheilungsweisen und Maassgrössen verwendet, deren einstiges Vorhandensein in Babylonien bei dem gegenwärtigen Stande des Materials nur auf dem Wege des Rückschlusses erkannt, nicht aber durch directe Zeugnisse belegt werden kann. In solchem Falle — das war die Hülfsconstruction — darf man annehmen dass, wie die ersteren (a), so auch die letzteren (b), aus Babylonien übernommen sind. Wir würden also in solchen Fällen ein indirectes Zeugniss für die ältere babylonische Vergangenheit zu erkennen haben.

Dies galt nun in erster Linie für die Grundlage der gesammten Sexagesimal-Rechnung. Es ist anerkannt, dass der Ausgangspunkt dieser Rechnung die 360 ist. „Die Beobachtung, dass dem scheinbaren Umlauf der Sonne (dem Jahre) ungefähr zwölf Mondumläufe entsprechen, führte zur Eintheilung der Sonnenbahn (Ekliptik) in 12 Theile (die Thierkreis-Bilder)[2]), die ihrerseits wieder den Tagen des Monats (in angenährter Rundrechnung) entsprechend, in 30 Theile getheilt wurden. So war die Eintheilung eines grössten Himmelskreises und damit (mathematisch) des Kreises überhaupt in 360 Theile (Grade) gegeben[3])."

Nun setzt das aber eine Rechnung nach Monaten zu 30 Tagen voraus, und der Ausgleich des sexagesimalen Rundjahres zu 360 Tagen mit der vollen Tageszahl des wirklichen Jahres (365) muss dann durch Hinzufügung von jährlich 5 „Epagomenen-Tagen" (bezw. von einem Monat zu 30 Tagen in je 6 Jahren) vollzogen werden. Solche Rechnung haben nun thatsächlich die Aegypter und die Perser, worauf ich noch zurückkomme.

---

1) Diese Verhandlungen 1895, S. 411f., 433f.

2) Die Bedeutung der 24 neben der der 12 in der Zeitmessung beruht zunächst gewiss darauf, dass das Jahr durch die Intervalle zwischen Neumond und Vollmond und wieder zwischen Vollmond und Neumond (die Halbmonate) naturgemäss in 24 Theile zerfällt.

3) S. diese Verhandlungen 1895, S. 411.

Digitized by Google

Dagegen rechnen die Babylonier in der späteren Zeit, wenigstens derjenigen, aus der uns bisher die für die Beurtheilung ihrer Zeitrechnung maassgebenden Urkunden zumeist überkommen waren, nicht nach einem solchen Sonnenjahr, sondern nach einem gebundenen Mondjahre, d. h. sie verwenden reine (synodische) Mondmonate abwechselnd zu 29 und 30 Tagen und führen den Ausgleich der 354, bezw. 355 Tage betragenden 12 Mondmonate mit dem tropischen Jahr durch Einschaltung von ganzen Monaten nach mehr oder minder complicirten Regeln aus[1]).

Mit einiger Berechtigung hätte daher gesagt werden können: wenn die Babylonier nicht nach einem Jahr zu 360 (+ 5 u. s. w.) Tagen rechneten, sondern nach einem Jahr von 354, bezw. 355 Tagen, wie kann man dann behaupten, dass das Sexagesimal-System, das doch das Jahr zu 360 (+ 5) Tagen zur Voraussetzung hat, im letzten Grunde babylonischen Ursprunges sei?

Um diesem denkbaren, aber nie erhobenen Einwande zu begegnen, hatte ich u. A. und namentlich hervorgehoben, dass bei den, in ihrer Zeitrechnung sicher babylonisch beeinflussten Indern, und zwar im Rigveda, sowohl die Rechnung nach synodischen Mondmonaten, wie die nach einem Jahr zu 360 Tagen vorkommt[2]). Auch dass das von Windisch[3]) behandelte, u. A. bei den Indern nachweisbare Räthsel vom Jahr, das die Eintheilung des Jahres in 360 Tage zur Voraussetzung hat, deutlich babylonische Elemente zeigt, hatte ich bereits hervorgehoben. Inzwischen bin ich auch von Herrn Noeldeke darauf aufmerksam gemacht worden, dass A. von Gutschmid für die den Iraniern und Aegyptern gemeinsame Rechnung nach dem Jahr von 360 Tagen mit den 5 Epagomenen babylonischen Ursprung vermuthet und geradezu postulirt hat. Auf persischer Seite ist noch von Interesse die Anwendung eines weiteren, durch Schaltung erreichten Ausgleiches und einer damit im Zusammenhang stehenden Cyklusrechnung, die entschieden babylonisch anmuthet. Bekanntlich hat das feste Sonnenjahr in Wahrheit nicht 365, sondern etwa $365^1/_4$ Tage, und das Jahr zu 365 Tagen bleibt in 4 Jahren um ungefähr 1 vollen Tag hinter dem tropischen Jahre zurück, ist also ein Wandeljahr. Bei den Iraniern wird der Ausgleich zwischen diesem Wandeljahr und dem festen Sonnen-

---

1) Und zwar verwendeten die Babylonier wahrscheinlich schon in relativ früher Zeit den 19 jährigen Schaltcyklus, der, weil er in Athen (432 v. C.) von Meton eingeführt wurde, gewöhnlich als der metonische bezeichnet wird. S. die Forschungen von Mahler, die zuletzt zusammengefasst sind in den „Vergleichungstabellen zur Chronologie der Babylonier", Wien 1895, Sonderabdruck aus den Denkschriften der Wiener Akad., math.-naturwiss. Classe, Bd. LXII, und die von Ed. Meyer, ZA IX 325 ff. und mir ZA XI 110 ff. dazu erbrachten Bestätigungen. Gegenüber den sonstigen astronomischen Errungenschaften der Babylonier ist die Beobachtung, dass 19 tropische Jahre fast genau gleich 235 (d. i. $19 \times 12 + 7$) synodischen Monaten sind, und der Gedanke, dass es demnach nur darauf ankommt, 7 Schaltmonate auf 19 „Jahre" zu 12 synodischen Monaten zu vertheilen, um einen Ausgleich mit dem tropischen Jahre zu erzielen, so einfach, dass seine Verwendung und Verwerthung in der Zeitrechnung von vornherein als wahrscheinlich gelten konnte. (Vgl. auch Wislicenus, „Astronomische Chronologie", S. 29: „die Sache selbst war höchstwahrscheinlich schon vorher (vor Meton) bekannt".

2) Siehe A. Weber, Vedische Beiträge, Sitzungsber. Berl. Akad. d. W. 1894 37/38 [809 f.]. „Im Veda dagegen rechnet man nach Sonnenzeit, d. i. man hat 360 tägige Jahre mit 12 Monaten zu 30 Tagen, und stellt die Harmonie mit dem richtigen Sonnenjahr von 366 (!) Tagen durch einen fünfjährigen Cyklus yuga, her, in welchem man einen dreizehnten Monat zu 30 (!) Tagen einschaltet, der die 5×6 (!) überschüssigen Tage zusammenfasst". [Vgl. hierzu auch oben S. 441, Anm. 1.]

„Daneben hält der Veda jedoch auch noch an der Mondrechnung fest".

3) ZDMG 48, 353 ff. Vgl. Meissner ebenda S. 182.

Digitized by Google

ahr so vollzogen, dass alle 120 Jahre ein Monat zu 30 Tagen eingefügt wird. $20 \times {}^1/_4 = 30$[1]). Im babylonischen Sexagesimal-System spielt die 60 eine der 20 nahezu, wenn nicht ganz ebenbürtige Rolle. Vielleicht haben wir sogar in ieser, auf dem Gebiet der Zeitrechnung gemachten Beobachtung einen Grund allerdings sicher nur einen unter vielen) für diese Bedeutung der 120 zu erkennen.

Alles Vorstehende sind aber aber nur Schlussfolgerungen, keine directen Zeugnisse. Als solches wäre schon eher zu betrachten die Stelle eines keilnschriftlichen Textes[2]), in der die 12 Monate des Jahres gleich 6 Soss ($= 6 \times 60 = 360$) von Tagen gesetzt werden. Doch war das eben nur eine vereinzelte Angabe.

Ebenso durfte als ein — aber ebenfalls nicht in dem hier erforderlichen Sinne — untrügliches Indicium gelten, dass das Zahlzeichen 30 regelmässiges Ideogramm für den Mondgott[3]) (Sin) ist. Jetzt aber bin ich in der Lage, auf Grund gütiger Mittheilung von Hrn. Reisner darauf hinzuweisen, dass in den von ihm bearbeiteten Texten von Telloh ausschliesslich nach Monaten zu vollen 30 Tagen gerechnet wird. Da haben wir also das Rundjahr zu 360 Tagen. Und auch für die mit Nothwendigkeit zu fordernden 5 Zuschlagstage (Epagomenen) liegt ein sehr interessantes Zeugniss vor. Wenn nehmlich in Babylonien die Rechnung nach einem Sonnenjahr durch eine solche nach einem gebundenen Mondjahr für das bürgerliche Leben schliesslich verdrängt wurde, wobei eine vielleicht sehr lange Periode gemeinsamen Nebeneinanderbestehens vorauszusetzen ist, so würden wir Spuren der älteren Rechnung da zu finden erwarten müssen, wo in allen Culturen sich das Alterthümliche und Altheilige zu erhalten pflegt, in der Religion und dem Cultus. Und es ist eine bekannte Regel, dass je weniger solche im Cultus erhaltenen Gebräuche und Uebungen mit den entsprechenden Vorstellungen der späteren Zeit, für die sie bezeugt sind, im Einklang stehen, um so sicherer der Schluss zu ziehen ist, dass das jetzt Unverständliche einmal vollverständlich und berechtigt, das Ungebräuchliche einmal regelmässiger Gebrauch gewesen ist.

Nun hat kürzlich Meissner in seiner interessanten und scharfsinnigen Untersuchung „Zur Entstehung des Purimfestes“ [4]) hingewiesen auf den bei Athenaeus (14, 639 c) überlieferten Bericht des Berossos über die Feier des Sakäen-Festes (= babylonisch Zagmuku-Festes), d. i. des Festes des Jahranfanges. Diese

---

1) Vgl. v. Gutschmid „Das iranische Jahr“. Kleine Schriften III, 205 ff. Nach $12 \times 120 = 1440$ Jahrg. beliefe sich also die Einfügung auf 1 Rundjahr zu 360 Tagen, und da die 5 (Epagomenen-)Tage $= {}^1/_{72}$ Rundjahr [NB.! vergl. S. 441, Anm. 1], in $1440 \times 1^1/_{72} = 1460$ Jahren auf ein Rundjahr mit Epagomenen zu 365 Tagen. Auf der Beobachtung, dass somit 1460 feste Sonnenjahre = 1461 Wandeljahren (zu 365 Tagen), beruht bekanntlich die Sothis-Periode der Aegypter.

2) Rawlinson, Cuneiform Inscriptions of Western Asia [R] Bd. III 52, 37 b.

3) Ebenso bildet das Zeichen für 30 einen Bestandtheil des zusammengesetzten Ideogramms für „Monat“, s. darüber F. Delitzsch' soeben erschienene Schrift: „Die Entstehung des ältesten Schriftsystems oder der Usprung der Keilschriftzeichen“ S. 79 ff. — Von besonderer Wichtigkeit als Bestätigung für die von mir ermittelte Gesammtsachlage ist es, dass Delitzsch auf Grund dieser neuen schriftgeschichtlichen Untersuchungen, die in der Methode, wie in den Einzelergebnissen, gewiss grossentheils das Richtige treffen, zu der Erkenntniss gelangt, dass die Erfinder der Keilschrift, die Sumerier, „für Zahl- und Raumverhältnisse, für Maasse und dergleichen, kurzum für Mathematik in allen ihren Zweigen“, die Himmelsbeobachtung eingeschlossen, „hervorragend veranlagt waren“. (a. a. O. S. 67 f., Anm. 1; S. 84 ff.; S. 191 f.; S. 218 u. s. w.) [Zusatz bei der Correctur.]

4) ZDMG 50 S. 296 ff.

Digitized by Google

Festfeier dauerte 5 Tage, und Meissner hat ebenfalls bereits, aus einem ganz anderen, als dem von mir hier hervorgehobenen, Gesichtspunkte, darauf hingewiesen, dass die Feier dieses Festes unter dem gleichen Namen Σακαια von den antiken Schriftstellern auch für die Perser bezeugt ist, und weiter den offenbar richtigen Schluss gezogen, dass mit diesem Sakäen-Feste jedenfalls die Feier der Farwardigan-Tage der einheimischen Perser identisch sei, d. h. der 5 Epagomenen-Tage, welche zwischen den Monaten Aban, Februar und Adur, März lagen. „Thomas Hyde", so führt Meissner (S. 300) fort, „belehrt uns (Veterum Persarum . . . . religionis historia, 2. Ausgabe, Oxonii 1760 p. 266 f.), dass man dieses Fest beging, indem man die besten Kleider anzog, Gastmähler veranstaltete und sich auf alle mögliche Weise vergnügte. Zuerst stimmt die Fünfzahl der zu feiernden Tage auffällig mit der Angabe des Berossos überein, dann fällt die Jahreszeit der Feier der Farwardintage zusammen mit der Feier des Zagmuk und Purimfestes in den Frühlingsanfang, und schliesslich finden bei allen vier Festen der grosse Trubel, die festlichen Kleider, die opulenten Gastmähler und die tollen Zechereien statt".

Wenn nun die 5 Tage der Feier bei den Persern, welche die Rechnung nach dem Rundjahr mit den Epagomenen hatten, auf die Epagomenen fielen, so ist mit Nothwendigkeit zu schliessen, dass diese Fünfzahl auch bei den Babyloniern, von denen die Perser das Fest mit so vielen anderen Elementen der Cultur übernommen hatten, dieselbe Bedeutung hatte. Hier haben wir also ein indirectes, aber sehr bezeichnendes Zeugnis für eine Zeitrechnung, in der die Epagomenen eine Rolle spielten und die nur die nach dem Rundjahre zu 360 Tagen (S. 297) sein kann. Es darf hierbei auch auf den von Meissner, ebenfalls unter anderen Gesichtspunkten, hervorgehobenen Umstand Gewicht gelegt werden, dass Berossos die Sakäen im ersten Buch seiner Βαβυλωνιακά erwähnt, in der die mythische Göttergeschichte behandelt wird. Das stimmt vortrefflich zu der Thatsache, dass die Rechnung nach den 30tägigen Monaten in die älteste Zeit gehört. Damit ist die Beweiskette geschlossen. Die Tafeln aus Telloh bezeugen uns die Monate zu 30 Tagen; für das Vorhandensein der Epagomenen liefert uns das Sakaeenfest ein untrügliches Zeugniss.

Somit ist das von mir so methodisch als möglich bezeichnete Bedenken gegen die Herleitung des Sexagesimal-Systems aus Babylonien definitiv erledigt, noch ehe es von irgend einer Seite geltend gemacht worden ist.

Nachdem wir einmal so weit sind, darf noch hingewiesen werden auf den folgenden, Epping's grundlegender Schrift „Astronomisches aus Babylon"[1]) entnommenen Passus: „Man könnte so sagen: die Astronomen selbst bedienten sich einer doppelten Zeitrechnung. Einer, die als Grundlage die Bewegungen des Mondes hatte, einer anderen, die mit dem Lauf der Sonne in Verbindung stand. Denn wie hätten sie sonst die Positionen der Planeten, selbst des Merkur, auf einige Grade genau vorher bestimmen können? Sie mussten mit der Länge des Sonnenjahres sehr bekannt sein und wohl zunächst ihre Rechnung aus einem in irgend welcher Form geordneten Sonnenjahr bezogen haben, um die Resultate dann von da aus auch auf das Mondjahr zu übertragen". Wir wissen jetzt, dass die Rechnung nach einem Sonnenjahr in Babylonien vor Zeiten nicht bloss Eigenthum der Astronomen, sondern allgemein in Geltung war[2]).

1) „Stimmen aus Maria Laach" XI. Ergänzungsband. S. Fünftes Kapitel: „Hauptergebnisse" S. 186.

2) Auf eine andere, als die in späterer Zeit übliche Rechnung nach synodischen Monaten verweist auch die Thatsache, dass in einem aus sehr alter Zeit stammenden

Digitized by Google

III.

Dass die 27 Stationen des Mondes (ind. nakshatra), die namentlich bei den Chinesen und Indern eine grosse Rolle spielen und auf eine Rechnung nach periodischen Monaten[1]) zu rund 27 Tagen zurückgehen, babylonischen Ursprunges seien, war von den verschiedensten Seiten, besonders von bedeutenden Forschern auf indischem Gebiet vermuthet und mit Bestimmtheit ausgesprochen worden. In meinem zweiten Vortrage[2]) habe ich mich dieser Anschauung angeschlossen, indem ich darauf hinwies, dass nicht nur die Rechnung nach periodischen Mondmonaten bei den Babyloniern, namentlich an den bedeutenden Stätten des Cultus und der Sternkunde, die den Mond und seinen Gott zunächst und am höchsten verehrten (besonders Ur), mit Nothwendigkeit vorauszusetzen sei, sondern dass auch in dem Relationsverhältniss des Goldes zum Silber, wie $13^1/_3 : 1 = 40 : 3 = \mathbf{360 : 27}$, das Verhältniss der Tageszahl des sexagesimalen Rundjahres (360) zu der des periodischen Monates (27) vorliege.

Ich erblickte also in dem Bestehen dieses Verhältnisses einen allerdings nur symptomatischen Beleg für eine Bedeutung der 27 innerhalb des babylonischen Systems, die dann nicht anders erklärt werden konnte, denn als herrührend von der Beobachtung des periodischen Mondumlaufes.

Ich bin nun wiederum in der glücklichen Lage, diesen Rückschluss bestätigen zu können durch einen directen Beweis auf Grund babylonischer Daten.

In seinen „Sumerischen Lesestücken" macht Hommel S. 41 auf eine Angabe aufmerksam, die zuerst Delitzsch im Assyrischen Wörterbuch S. 137 nach dem Londoner Text K. 4349 wiedergegeben hatte:

40 ud-da-ni	li-mu (limu = Jahr)
200 ud-da-ni	arḫu (Monat)

Wahrscheinlich ist uddâni Plural und das Zeitmaass, mit dem wir hier zu thun haben, wäre demnach im Singular als uddânu oder als uddu zu bezeichnen. Wenn der Monat 200 uddu hat, kann das Jahr natürlich nicht deren 40 haben, sondern die 40 sind zu fassen als 40 Sossen = 2400, wie von Hommel richtig erkannt ist. Hommel vermuthete jedoch, indem er auf Grund gewisser Erwägungen eine Aenderung vorschlug, als „ursprüngliche Fassung dieser interessanten Angabe"

30 (× 60) = 1800 uddâni = 1 Jahr
150 uddâni = arḫu (1 Monat)

Hommel fügt hinzu: „In diesem Falle hätte jeder Tag 5 uddu, nehmlich 3 in den 12 Nachtstunden und 2 in den 12 Tagesstunden."

(III R 59 ff.) astronomisch-astrologischen Text, in welchem unter Anderen für den Fall des Eintrittes einer Finsterniss an bestimmten Monatstagen gewisse politische Ereignisse vorausgesagt und als Finsterniss-Tage überwiegend in Betracht gezogen werden der 14., 15., 16., 20. und 21. Mondfinsternisse können bekanntlich nur zur Zeit des Vollmondes (Sonnenfinsternisse nur zur Zeit des Neumondes) stattfinden, d. h. bei reinen Mondmonaten müssen sie auf oder um die Mitte des Monates (15) [bezw. die Sonnenfinsternisse] auf oder an den Anfang des Monates fallen. Damit würde der 14. und 15. in Einklang stehen, nicht aber der 20. und 21. u. s. w. Soweit ist klar, dass hier nicht oder nicht durchweg nach reinen Mondmonaten gerechnet wird.

1) Bekanntlich bezeichnet man als periodischen oder siderischen Monat diejenige Zeit, welche der Mond braucht, um einen vollen Umkreis zu durchlaufen, d. h. die Zeit, bis er wieder mit denselben Sternen durch den Meridian geht. Die Länge dieses periodischen Monats beträgt 27d 7h 43m 11s. 42. S. Wislicenus, Astronomische Chronologie S. 27.

2) Verh. 1895, S. 431 und Anm. 3.

Digitized by Google

Als mich im Herbst 1895 Hr. Hommel in mündlichem Gespräch auf diese Stelle in seiner Schrift hinwies, erklärte ich ihm sofort, diese Aenderung sei undenkbar. Denn nach der unveränderten Angabe ergab sich für das uddânu (uddu) als Zweihundertstel des Monates zu 30 Tagen, bezw. als Viertausendstel des Jahres zu 360 Tagen, die Zeit von $^9/_{60}$ Tagen, das sind 216 Minuten. Und die Zahl 216 ist, wie ich Hrn. Hommel gegenüber betonte, als 6×36, als dritte Potenz der 6, so specifisch und strict sexagesimal, dass, wo immer sie auftritt, sie als unantastbar zu gelten hat. Im Uebrigen liess ich die Sache auf sich beruhen, und wie ich dankbar anerkenne, sind es erst weitere Anfragen von Hrn. Hommel gewesen, die mich zu einer weiteren Untersuchung dieser wichtigen Angabe veranlasst haben. Diese Untersuchung ist noch nicht vollends abgeschlossen, d. h. ich bin davon überzeugt, dass ich noch nicht den letzten Grund und die volle Erklärung für die hier vorliegende Rechnung gefunden habe, aber was sich mir bisher ergeben hat, ist für den Punkt, von welchem wir an dieser Stelle ausgegangen sind, von so grosser Bedeutung, dass eine Mittheilung geboten erscheint.

Bezeichnen wir in Folgendem der Kürze halber das sexagesimale Rundjahr zu 360 Tagen mit R, so ergiebt sich Folgendes:

1 uddânu (uddu) = 216 Minuten = $^9/_{60}$ Tag;

60 (d. i. der Soss des) uddu = 216 Stunden = 9 Tagen = $^1/_3$ period. Monat zu 27 Tagen;

3600 (d. i. der Sar des) uddu = 540 Tagen = 20 period. Monaten zu 27 Tagen = 18 Monaten zu 30 Tagen = $1^1/_2$ R;

7200 (d. i. der Doppelsar des) uddu = 1080 Tagen = 40 period. Monaten zu 27 Tagen = 18 Monaten zu 30 Tagen = 3 R.

In der That hat das Rundjahr $^{40}/_3$ periodische Mondmonate zu 27 Tagen: $27 \times {}^{40}/_3 = 360$. Somit ist die erste Stufe, wo auf beiden Seiten Einheiten ohne Brüche vorkommen, die Gleichung: 40 periodische Mondmonate zu 27 Tagen = 3 R!

Es ist somit klar, dass das uddu wenigstens zum Theil auf einer Rechnung nach periodischen Mondmonaten beruht und dem Ausgleich der periodischen Mondmonate mit dem Sonnenjahr[1]) zu dienen geeignet und gewiss auch bestimmt war.

War aber den babylonischen Priestern die Gleichung: 40 periodische Mondmonate = 3 Sonnenjahren, geläufig, so erklärt sich die Anlehnung an ein solches Verhältniss bei der Bestimmung der Relation von Gold und Silber (40 : 3) noch ungleich bequemer und einfacher.

Natürlich wäre eine solche Anlehnung, wie ich bereits wiederholt hervorgehoben habe, nicht etwa so zu denken, dass ein babylonischer Priester (bezw. Priesterfürst oder König) sich vorgenommen hätte, das Verhältniss von Gold und Silber nach den Tagen des Sonnenjahres und des periodischen Monates zu reguliren, sondern man muss sich vorstellen, dass den Mitgliedern der babylonischen Priesterschaft, die, wie ich nur immer wieder betonen kann[2]), die Functionen der Astronomen, der Astrologen, der obersten Aichungsbehörde, des Finanzministeriums, des Banquiers, des Kaufmannes, des Notars u. s. w. in sich vereinigte, dieses Zahlenverhältniss, mit anderen, gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen war und von ihnen, als es sich darum handelte, für die Relation zwischen Gold und Silber dasjenige Verhältniss festzusetzen, welches der thatsächlichen Sachlage auf dem Weltmarkt am

1) Ueber den Ausgleich zwischen synodischen Mondmonaten und dem Sonnenjahr s. oben S. 444, Anm. 1.

2) Vgl. Verh. 1895, S. 484.

Digitized by Google

Besten entsprach, gleichzeitig aber eine Einfügung in das Sexagesimal-System ermöglichte[1]), als das am meisten zweckentsprechende gewählt wurde. [Dabei mag allerdings secundär eine gewisse Symbolik (Sonne = Gold, Mond = Silber) mit in Betracht gekommen sein, worauf von mir ebenfalls schon hingedeutet wurde][2]).

So geht es überhaupt regelmässig bei Regulirung von Zahlenverhältnissen. Wenn wir nach Dutzenden rechnen, ist uns auch meist nicht gegenwärtig, dass die Zwölferrechnung ursprünglich herrührt von dem ungefähren Verhältniss der Mondumläufe zum scheinbaren Sonnenumlauf. Es ist das nur ein, freilich der uns geläufigste, Unterfall der allgemeinen Erscheinung, dass man, wo Zahlenverhältnisse zu ordnen sind, sich womöglich gern auf bereits gegebene, wenn auch auf ganz anderen Gebieten verwendete und wirksame Abstufungen und Verhältnissen stützt[2]).

Die Rechnung nach siderischen Monaten und mit den 27 Mondstationen setzt voraus, bezw. involvirt eine Eintheilung der Mondbahn in 27 Theile. Die Mondbahn ist ein grösster Himmelskreis, und wie stets die Uebertragung der Eintheilung eines solchen grössten Himmelskreises auf die Himmelskreise überhaupt und dann auf den Kreis (mathematisch genommen) in Betracht zu ziehen ist, so auch hier. Wir werden nicht überrascht sein dürfen, der 27 bei der Kreiseintheilung zu begegnen.

Mit weit grösserem Nachdruck als ich es seiner Zeit in meinem ungedruckten Vortrage gethan habe, glaube ich nunmehr auf Grund dieser Ermittelungen einen Fingerzeig für die Lösung einer in den letzten Jahren vielfach discutirten wichtigen Frage liefern zu können.

In einer auf Rhodos gefundenen astronomischen Inschrift[4]) findet sich am Schluss die folgende auf die Kreiseintheilung bezügliche Bemerkung:

ὁ κύκλος μ(έτρον) ΤΞ′ στιγμῶν ΘΨΚ′ ἡ μοῖρα στιγμῶν . . . .,

d. h. „der Kreis hat 360 Theile (Grade) und 9720 Minuten. Die Minute . . .“

Daraus würde sich, wie der Herausgeber Hr. Hiller v. Gärtringen richtig hervorhob, ergeben, dass ein Grad in 27 Minuten zerfällt. Gegen diese Ermittelung ist von Norbert Herz[5]) eingewandt worden, dass die Hiller'sche Annahme wenig

1) Diese Verhandl. 1889 S. 252 und 1895 S. 433, Anm. 3.

2) Ebenso war, wenn einmal eine Rechnung nach periodischen Monaten bestand, das Verhältniss dieses Monates zu dem 30tägigen Monat des Rundjahres den babylonischen Priestern und Gelehrten natürlich geläufig. Und so finden wir, dass auch dieses Verhältniss 27 : 30 = 9 : 10 mehrfach in der Metrologie verwendet ist; so stehen z. B. die gemeine und die königliche Elle im Verhältniss 9 : 10.

3) So ist auch Solon verfahren, als er die Schatzungsklassen bei den Athenern einrichtete. Er hat auf Verhältnisse zurückgegriffen, die in dem den Weltverkehr beherrschenden babylonischen Gewichts- und Münzsystem vorlagen. Dass die, *Ἀθην. πολ.* 7 vorliegende Angabe über das Mindesteinkommen der Zeugiten auf eine nachsolonische Neuerung zurückgehen muss, und dass wenigstens für Solon selbst die neuerdings von den meisten auf Grund von *Ἀθην. πολ.* 7 verworfenen Anschauungen Böckh's über das Verhältniss und den Zweck der Schatzungsklassen (s. Staatshaushalt der Athener, 3. Aufl., Bd. I, S. 588) trotzdem die richtigen sind, werde ich seiner Zeit in einer von langer Hand vorbereiteten Abhandlung: „Das Mindesteinkommen der Zeugiten und die solonischen Timemata“ darzuthun suchen.

4) veröffentlicht in No. 913 des die Inscriptiones Graecae insularum maris Aegaei (I) enthaltenden Bandes des Corpus Inscriptionum Graecarum, herausgegeben von F. Hiller v. Gärtringen.

5) „Ueber eine unter den Ausgrabungen auf Rhodos gefundene Inschrift.“ Sitzungsberichte d. K. Akademie der Wissenschaften in Wien, math.-naturwiss. Klasse. Band 103 Abt. II, S. 1135 ff.

Digitized by Google

Wahrscheinlichkeit für sich habe, da eine derartige Kreiseintheilung der griechischen Astronomie völlig fremd sei, und Norbert Herz sowohl, wie Tannery sehen sich daher beide nach einer anderweitigen Erklärung der genannten Schlussbemerkung um. Sie kommen dabei zu dem Resultat, dass hier von einer Eintheilung des Kreises nicht in 9720, sondern nur in 720 Theile, also Halbgrade, die Rede sei. Soweit ich sehe, äussert sich Herz nicht ausdrücklich darüber, wie er nun das Θ fasst. Tannery hat nach einander zwei Erklärungen vorgeschlagen. Zuerst nahm er an, es sei als Zeichen für „Sonne" zu fassen, so dass der, thatsächlich einem Halbgrade entsprechende scheinbare Sonnendurchmesser als kleinster Kreistheil hier in Aussicht genommen sei. Diese Erklärung hat er jedoch seither aufgegeben[1]), da in Wahrheit eine solche Bezeichnung der Sonne nicht belegbar ist, und er betrachtet nun das vor ΨΚ′ erscheinende Zeichen als das in den mathematischen Handschriften wohlbekannte Symbol des Wortes κύκλος Kreis (Kreis mit Punkt in der Mitte), von dem in der That der griechische Buchstabe Θ in seiner auf der Inschrift verwendeten Form sich nicht unterscheidet.

Tannery liest nun:

ὁ κύκλος μο(ιρῶν), τξ′ στιγμῶν (κύκλου) ψκ′, ἡ μοῖρα στιγμῶν [β′]

und übersetzt:

„Der Kreis wird eingetheilt in 360 Grade und in 720 „Kreispunkte" („points de cercle"), der Grad in zwei Kreispunkte." Rein philologisch ist das, wie jeder zugeben wird, sehr wenig einleuchtend. Man beachte, dass eben in dieser einen Zeile das Wort στιγμῶν beide Male vollständig ausgeschrieben ist, das Wort μοιρῶν, das ebenfalls zwei Mal vorkommt, ein (das zweite) Mal ausgeschrieben ist, das andere (erste) Mal in einer nicht missverständlichen Abkürzung, M̊, auftritt. Da wäre es doch wahrlich nicht abzusehen, warum bei dem zweimal erscheinenden, mindestens ebenso wichtigen Wort κύκλος, bezw. κύκλου anders verfahren sein sollte, indem man ein im besten Falle, wie man sieht, höchst missverständliches ideographisches Zeichen dafür einsetzte. Auch ist darauf hinzuweisen, dass in der ganzen Inschrift sonst die Namen und Worte voll ausgeschrieben sind, oder doch in verständlichen Abkürzungen vorliegen, wie bei μοιρῶν, nicht aber durch Ideogramme und Symbole wiedergegeben werden, so dass also, wenn Tannery Recht hätte, gerade die eine Zeile **Erklärung** das Unverständlichste und am meisten, wenn nicht allein, einer Missdeutung ausgesetzte Stück der ganzen Inschrift wäre.

Ferner wäre eine Terminologie, die den Theil (κύκλου στιγμή) nicht anders ausdrücken könnte und ausdrückte, denn als Function des Ganzen (κύκλος), sehr wenig glücklich. Es liegt doch auf der Hand, dass hier einander gegenüberstehen, als an sich, ohne Zusatz verständliche Termini, die drei Grössen κύκλος, μοῖρα, στιγμή.

Und schliesslich wird jeder, der vor einer Zahl, die Hunderte bezeichnet (wie hier das ψ = 700), ein 9 findet, dieses als 9000 deuten. Tannery macht noch dagegen geltend, dass das Zeichen für die Tausende (ein Halbkreis links oben neben dem die Zahl bezeichnenden Buchstaben) an dieser Stelle fehle. Dagegen hat aber schon Herz selbst angeführt, dass das nicht maassgebend sein könne, „da auch in den Zeilen 9, 10 und 15, Colonne *D* und in den Zeilen 18 und 19, Colonne *H* dies Zeichen wegblieb, oder im Laufe der Zeiten verschwand". Die von Herz an derselben Stelle angeführte Tannery'sche Bemerkung, „dass daselbst

1) Tannery, „L'Inscription astronomique de Keskinto". Revue des études Grecques VIII (1895), p. 51, n. 3. Vgl. bei Norbert Herz S. 7.

Digitized by Google

die Type ⊙ sich durch ihre Grösse von den anderen unterscheidet," findet sich in Tannery's neuester Abhandlung nicht. Sie hat auch, soweit ich sehen kann, an dem epigraphischen Befund keinen Anhalt. Mir erscheint das Zeichen an dieser Stelle, weder der Form noch der Grösse nach, von den übrigen Fällen, wo in der Inschrift der Buchstabe ⊙ = Θ als solcher oder als Zahl vorkommt, verschieden.

Tannery meint schliesslich, ähnlich wie Herz, dass die Theilung des Kreises in 9720 Theile unmöglich sei, während für die 720-Theilung ein historisches Zeugnis, das des Manilius, vorliege. Dagegen sei es undenkbar, dass die Alten mit den ihnen verfügbaren Mitteln jemals eine so grosse Genauigkeit erreicht hätten, wie es erforderlich wäre, wenn man in den Zahlen der Inschrift die Ergebnisse directer Beobachtungen sähe.

Dazu ist zu bemerken, dass die Kreistheilung in 720 Theile, nach scheinbaren Sonnendurchmessern (Halbgraden), allerdings verschiedentlich bezeugt ist, worüber demnächst, und dass sie, wie bereits in meinen vorjährigen Vorträgen angeführt, als eine der nothwendigen Voraussetzungen für die Ausbildung des Sexagesimal-Systems zu gelten hat, also uraltes babylonisches Gut ist. Dagegen ist doch wohl schwerlich anzunehmen, dass — von der theoretischen Eintheilung, die ja sicher sehr weit hinunter geführt wurde, ganz abgesehen — für genauere astronomische Beobachtungen kein kleineres Himmelsmaass existirt haben sollte, als der scheinbare Sonnendurchmesser.

Kurzum: wie man sieht, ist die Lesung 9720 und damit ein Zeugniss für die Theilung des Grades in 27 Theile das, was sich philologisch ungezwungen und naturgemäss aus dem Schluss-Satze der Inschrift ergiebt.

Und dass man dieser naturgemässen Deutung aus dem Wege gehe, dafür kann thatsächlich nur der eine Grund angeführt werden, dass dieses Ergebniss mit unseren bisherigen Kenntnissen und Vorstellungen nicht übereinstimmt. Das erscheint mir aber, sowohl allgemein methodisch, als auch speciell im vorliegenden Falle, nicht der richtige Weg zu sein. Die Inschrift stammt ihrem Schriftcharacter nach aus der Zeit etwa zwischen 150 und 50 v. Chr., d. h. wir befinden uns in hellenistischer Zeit, deren characteristisches Merkmal die Vermischung griechischer und orientalischer Culturen ist, und in welcher wir gerade auf dem Gebiet der Astronomie und der Mathematik vielfältige Einwirkungen babylonischer Anschauungen und vielfältige Uebertragungen babylonischer Errungenschaften voraussetzen müssen. Man wird dabei nicht einmal besonderen Nachdruck auf die Nachrichten zu legen haben, die nach Kos, d. h. in die nächste Nachbarschaft von Rhodos, eine Pflanzstätte specifisch babylonischer Cultur verlegen. Wir sind über die hellenistische Cultur und ihre verschiedenen Formen keineswegs so gründlich und umfassend unterrichtet, dass wir ein neues und zunächst fremdartiges Ergebniss auf Grund unsererer bisherigen Kenntnisse von der Hand zu weisen hätten. Und wenn einerseits, wie wir nun gesehen haben, in Babylonien eine Eintheilung des Kreises nach 27steln vorhanden war, und wir andererseits in einem hellenistischen Document eine Theilung nach 27steln bei der Kreiseintheilung verwendet finden, so glaube ich, dass wir hier das Wirken babylonischen Einflusses zu erkennen und uns in die neu ermittelte Thatsache zu fügen, mit ihr zu rechnen haben.

Vielleicht, dass eine Untersuchung, welche die von uns behandelten babylonischen Angaben mit den Daten der rhodischen Inschrift zusammen berücksichtigte, in beiden Richtungen Aufklärung geben würde: dass wir sowohl über die noch nicht

Digitized by Google

genügend ergründete, gewiss auch astronomische[1]) Bedeutung des uddu (zunächst = 216 Zeitminuten)[1]), wie über das, was in der rhodischen Inschrift zweifelhaft ist, Aufklärung oder doch grössere Klarheit erhalten würden; dann würde sich möglicher Weise auch herausstellen, was es mit der Eintheilung speciell des Grades, nicht des Kreises, in 27stel auf sich hat.

Näher auf den Inhalt der wichtigen Inschrift selbst einzugehen, ist mir zur Zeit nicht möglich; vielleicht bietet sich dazu später eine Gelegenheit. Nur das möchte ich noch bemerken, dass, wie den Ausgangspunkt unserer Betrachtung die inschriftlich bezeugte Grösse von 216 (Zeit-) Minuten bildet, so auch in dem rhodischen Text die 216 eine Rolle zu spielen scheint[2]), und dass ferner, wenn die Inschrift nach Tannery's Ermittelungen in irgend einer Weise der Bestimmung eines „astronomischen grossen Jahres" diente, d h. die Zeit, nach deren Ablauf die in der Inschrift aufgezählten Planeten zu denselben Punkten zurückgekehrt sein würden, von denen sie am Anfange ausgegungen[3]) waren, dies jedenfalls nicht gegen die Annahme mittelbar babylonischen Ursprungs und babylonischer Beeinflussung spricht, denn die Babylonier, die, wie wir wissen, sich so eingehend mit den Umlaufszeiten der Planeten beschäftigt haben[4]) und für die ausserdem eine weitgehende Rechnung nach Jahrescyclen bezeugt ist (Berossos!), waren gewiss als die Ersten in der Lage, die Frage nach dem grossen Jahr zu stellen und annähernd zu beantworten[5]).

Als Nebenergebniss vorstehender Betrachtung ist zu verzeichnen, dass, da das uddu = $^{6}/_{60} = {}^{51}/_{360}$ Tag, eine Eintheilung des Tages nach 60tel, bezw. 360tel den babylonischen Gelehrten geläufig gewesen sein muss, — ein Ergebniss, zu dem ich bereits früher auf anderen Wegen gelangt war, worüber alsbald.

IV.

Aus den von Reisner behandelten Texten und seinen Untersuchungen geht, wie bereits betont, die Herrschaft und Durchführung des Sexagesimal-Systems in allen Kategorien auf das Klarste hervor. Dadurch erwächst nun meinen Ermittelungen über das **altbabylonische Längenmaass**, die sich auf den Maasstab des

1) Für die weiteren Untersuchungen würden natürlich die sexagesimalen Vielfachen des uddu in höheren Potenzen in Betracht zu ziehen sein. Ferner wäre dabei, wie stets (worauf ich in Bälde zurückzukommen gedenke), zu beachten, dass bei den Babyloniern nicht bloss die Bezeichnungen für Längen- und Zeitmaasse die gleichen waren, sondern dass eben diese Bezeichnungen auch für Längen am Himmel, also für Bogenmaasse verwendet wurden, wie noch heute „Stunde", „Minute" u. s. w.

2) Man vergl. Tannery a. a. O. 53. Absatz 2.

3) Vgl. Hultsch im Artikel „Astronomie", Pauly-Wissowa, Real-Encyklopädie, Bd. II, Spalte 1851 f.

4) Hiermit vergl. man Tannery's Schlussbemerkung und Hultsch's Ausführungen a. a. O.

5) Die Alexandriner (auch Hipparch), deren werthvollstes Material ja die Beobachtungen der Babylonier und Aegypter war, haben sicher manches nur selbständig wiedergefunden, was den Babyloniern bereits bekannt war. Es darf, wie schon oft von mir betont, nicht vergessen werden, dass die babylonische Wissenschaft doch im Wesentlichen Geheimgut eines abgeschlossenen Standes geblieben war. Aber selbst wenn — was immerhin nicht völlig ausgeschlossen — von den Alexandrinern gelegentliche Nachrichten und Andeutungen hinsichtlich der — über die Einzelbeobachtungen hinausgehenden — höheren und höchsten Errungenschaften der babylonischen Astronomie benutzt werden konnten, so bliebe das Verdienst der Alexandriner um den Gesammtfortschritt der Wissenschaft doch ungeschmälert das gleiche.

Digitized by Google

Gudea stützten und mit der Voraussetzung sexagesimalen Aufbaues auf das Längenmaass operirten, eine weitere werthvolle Bestätigung. Ich sage eine weitere Bestätigung, denn in Wahrheit lagen die Dinge von vornherein so, dass an der Berechtigung dieser Voraussetzung kein Zweifel erlaubt schien. Der Maasstab des Gudea selbst gab verschiedentlich deutlichstes Zeugniss für die Anwendung der sexagesimalen Theilung, und die Tafel von Senkereh griff stützend und ergänzend ein, so dass die gewonnenen Ermittelungen volle Sicherheit beanspruchen durften. Da aber neben der Anerkennung dieser Thatsache auch direct ausgesprochener und indirect durch Nichtbeachtung der Ergebnisse bekundeter Widerspruch erfolgt ist, so ist jede weitere Bestätigung freudig willkommen zu heissen, um so mehr, als in einem ursprünglichen und geschlossenen System[1]), wie es in dem altbabylonischen vorliegt, die Längennorm die Grundlage für alle übrigen Maasskategorieen bildet.

Ich sehe mich veranlasst die Ausführungen, die ich in meiner ersten Arbeit über das eigentliche babylonische Längenmaasse gegeben habe, und die sich nunmehr dergestalt bestätigen, an dieser Stelle zunächst zu wiederholen[2]), um daran noch einzelne weitere Bemerkungen zu knüpfen:

„In den classischen Systemen gilt allgemein, dass Fuss und Elle sich wie 2 : 3 verhalten.

„Die Länge des babylonischen Fusses, wie sie sich aus den Ziegeln ergiebt, die einen Quadratfuss darstellen, beträgt etwa 330 *mm*; genau genommen zeigen sich Schwankungen von 328—334 *mm*. Dass sich dieses Maass durch eine sehr lange Zeit constant erhalten hat, davon kann man sich leicht z. B. durch Betrachtung der im Berliner Museum aufbewahrten babylonischen Backsteine überzeugen, die von den Zeiten Gudea's (etwa Anfang des 3. Jahrtausends v. Chr.) bis in die von Nebucadnezar II und später hinabreichen. Die Elle dieses Fusses würde sonach etwa 495 *mm* betragen.

„Das älteste und wichtigste Zeugniss für die Bestimmung des altbabylonischen Längenmasses ist der Maasstab, der auf einer der vor wenigen Jahren in Telloh in Südbabylonien gefundenen Statuen des Priesterkönigs Gudea angebracht ist. Derselbe ist trotz mehrfacher Versuche, ihn für die Bestimmung des babylonischen Längenmaasses nutzbar zu machen, noch nicht völlig richtig verstanden und genügend gewürdigt worden.

„Derselbe zeigt einen Stab, der in 16 (15) kleinere Einheiten abgetheilt ist, die etwa 16,5—16,6 *mm* gross sind, und der ausserdem verschiedene Combinationen und Unterabtheilungen dieses kleineren Maasses bietet. Dass man nicht den ganzen Stab, wie er gezeichnet ist (Länge 27 *cm*), als Maass auffassen darf, wie es mehrfach geschehen, ist selbstverständlich. Denn so gut, wie man heut zu Tage bei unseren Massstäben zur Schonung derselben Maass und Scala" vielfach „erst ein Stückchen vom Rande entfernt beginnen lässt, so gut darf man bei dem Maassstab des Gudea nur das als Maass in Anschlag bringen, was zwischen dem ersten, den Beginn der Scala andeutendem Striche rechts und dem die letzte Unterabtheilung links abschliessenden Striche sich befindet. Zweifelhaft kann nur sein, ob der die 15. Einheit abschliessende Strich auch als Abschluss des ganzen dargestellten Maasses zu gelten hat, wie es nach der Publication scheint und wie es deshalb auch Borchardt angenommen hat, oder ob noch eine 16. Einheit anzunehmen ist. Nach Herrn Schultze's und Herrn Dieulafoy's am Original gemachten

1) Vergl. u. A. Verh. 1889, S. 306.
2) Vergl. Verh. 1889, S. 288f.

Digitized by Google

Untersuchungen erscheint es aber so gut wie sicher, dass nahe dem Rande links noch ein Theilstrich auf dem Maassstab des Gudea angebracht ist, dass letzterer also 16 solcher Einheiten aufweist.

„Die Länge der 16 Einheiten beträgt nach Dieulafoy's Angabe 265,6 *mm*.

„Die Länge von 15 Einheiten nach meiner, allerdings nicht am Original, sondern an der Nachbildung in Heliogravure vorgenommenen Messung, die also nicht als ganz maassgebend betrachtet werden darf, ergiebt 249,2—249,3 *mm* . . ."

„Die erwähnte kleine Einheit ist nun ohne Zweifel „die Fingerbreite, welche im gesammten Alterthum als Einheit festgehalten wird"[1]). Sie beträgt auf dem Maasstab des Gudea 16,5—16,6 *mm*, ist also im babylonischen Fuss (von „mindestens" 330 *mm*) 20 mal, in der Elle 30 mal enthalten. Ist nun dieses Fingermaass eine Einheit des babylonischen Systems, so muss **nach den Principien des Sexagesimal-Systems** die höhere Einheit das **Sechzigfache**[2]) betragen; damit erhalten wir ein Maass von 60 Fingern gleich 2 Ellen. Nun bezeichnet die Tafel von Senkereh, jenes bekannte Document, welches eine Uebersicht der babylonischen Längenmaasse in ihrer Stufenfolge darbietet, ein Maass von **720 Ellen als Soss**[2])" [und zwar aus erkennbaren Grunde, worüber baldigst Näheres][3]). „Nach dem vorher (S. 246 f.) Ausgeführten ist eine als Soss bezeichnete Grösse im Sexagesimal-System als Einheit erster Klasse anzusehen. Und die Kenntniss einer solchen Einheit genügt, um das ganze System der Einheiten erster und zweiter Klasse zu entwickeln. Die nächst kleinere Einheit erster Klasse ist ein Sechzigstel der Soss d. h. 12 Ellen, deren Sechzigstel d. h. $^{12}/_{60} = {}^1/_5$ Elle = 6 Finger ist, ebenfalls Einheit erster Klasse. — Die Reihe der Einheiten zweiter Klasse wird durch das jedesmalige Sechstel der Einheiten erster Klasse gebildet. Solche Einheiten zweiter Klasse sind also 120 Ellen, 2 Ellen und $^1/_{30}$ Elle, d. h. ein Finger.

Wir erhalten also folgende Längeneinheiten:

Einheiten erster Klasse	60×12 Ellen (Soss des Doppelqanu)		1×12 Ellen (Doppelqanu)		$^{12}/_{60}$ Ellen (Handbreite [?])		$^1/_{300}$ Elle ($^1/_{10}$ Finger.)
Einheiten zweiter Klasse		120 Ellen		2 Ellen (Doppelelle)		$^1/_{30}$ Elle (Finger ubanu)	

Es ergiebt sich somit aus der folgerichtigen Verwerthung dieser Angabe der Tafel von Senkereh ein System, in welchem die Elle, die Ruthe (qanu = 6 Ellen) und das Sechzigfache des qanu keinen Platz haben, sondern nur das Doppelte der Elle, das Doppelqanu und als „Soss" das Sechzigfache des Doppelqanu. Die Tafel von Senkereh betrachtet aber im Uebrigen auch die Elle und das quanu u. s. w. als Einheiten. Es gehen demnach, . . . zwei Systeme in diesem Document neben einander her, die sich ähnlich verhalten, wie bei den Gewichten das System der schweren und der leichten Mine. Wie naturgemäss die schwere Mine innerhalb des Sexagesimalsystems als die ursprüngliche Grösse anzusehen ist, so ist bei den Längenmaassen das System, in welchem die Doppelelle als Einheit (2. Klasse) erscheint, als die ursprüngliche

1) Nissen: Metrologie § 7, S. 689 [25].
2) Im Druck jetzt von mir hervorgehoben.
3) Vgl. vorläufig Wochenschrift für classische Philologie 1894, Sp. 128 f.

Digitized by Google

Gestalt des babylonischen Sexagesimalsytems der Längenmaasse anzusehen[1]). Der Beweis dafür kann erst zum Schluss dieser Betrachtungen erbracht werden[2]). Als wichtige Bestätigung dieser unserer, aus der Tafel von Senkereh gezogenen Schlüsse kann jedoch schon jetzt angeführt werden, dass der Maasstab des Gudea wirklich das Maass von 6 Fingern (Handbreite), das in der vorstehenden Tabelle als eine Einheit erster Klasse erscheint, als eine besondere Einheit deutlich abgetragen zeigt (Borchardt), und dass ferner in der Tafel von Senkereh das Maass von 12 Ellen, wie es ihm als Einheit zukommt, eine besondere Bezeichnung führt. Weiter ist noch zu beachten, dass auf dem Maasstabe des Gudea die Eintheilung des Fingers bis zum Sechstel fortgeführt wird und dass dann die Doppelelle von 60 Fingern 360 solcher Fingersechstel, die wir vielleicht als Linien betrachten dürfen, enthält. Dazu stimmt weiter, dass Borchardt bei der Publikation des babylonischen Grundrissfragments des Berliner Museums es im hohen Grade wahrscheinlich gemacht hat, dass dieser Plan zu dem auszuführenden Bau im Verhältniss von 1 : 360 stand. Einer Linie auf dem Plane entspricht eine Doppelelle des Baues. Der Fuss als Drittel der Doppelelle würde sich im Plane als ein Drittel Linie darstellen. Der Maasstab verzeichnet thatsächlich als allerkleinsten Theil das Drittel der Linie.

„Die babylonische Doppelelle beträgt nach dem ungefähren Durchschnitt 990, nach dem durch den Maasstab des Gudea gebotenen Maximum etwa 996 (997) *mm*. Wir wählen für die folgenden Betrachtungen zunächst den ersteren Werth, deuten aber in diesem, wie in allen analogen Fällen, durch ein vorgesetztes „mindestens" an, dass für einen, um ein Geringes höheren Ansatz ein Spielraum vorhanden ist. Eine genauere Bestimmung des Betrages innerhalb der bezeichneten Grenzen kann sich erst am Schlusse dieser Betrachtungen (Verh. 1889, S. 307) ergeben."

„Der babylonische Fuss von mindestens 330 *mm* beträgt 120 Linien. Ein erster Schritt in der Entwickelung neuer Maasse aus dem ursprünglichen babylonischen System ist die, durch eine Concession an das Decimalsystem leicht erklärliche Bildung eines Fusses von 100 Linien zu 275 *mm*, aus welchem als dessen Doppeltes eine Elle von 550 *mm* gebildet wird. So wenigstens kann man sich die Entstehung dieses Maasses vorstellen[3]). Dies ist die sogenannte zweifüssige „grosse" oder „königliche Elle". Diese Elle (von 200 Linien) verhielt sich nun zum babylonischen Fuss (von 120 Linien), wie 3 : 5, und da, soweit die bisherigen Messungen ergeben haben, in den babylonischen und assyrischen Bauten regelmässig diese grosse Elle als Maass verwendet erscheint, so hat Oppert ganz Recht, wenn er behauptet, dass sich im babylonischen System der Fuss zu einer Elle, wie 3 : 5, verhält; nur ist diese Elle nicht die gewöhnliche, dem natürlichen Verhältnisse zwischen Fuss und Elle entsprechende, anderthalbfüssige Elle, die daneben ebenfalls existirt. Oppert's Messungen an assyrischen Bauwerken ergeben für den Fuss etwa 329 *mm*, für die grosse Elle 548,5 (Maximum 549 *mm*), also der Norm von mindestens 330, bezw. 550 *mm* ganz nahe kommende Maasse.

„Diese grosse Elle von 550 *mm* kommt nun dem Betrage der ägyptischen grossen Elle von 527 *mm* einigermaassen nahe, und dieses Verhältniss der Beträge hat zu der vollständig irrigen Behauptung geführt, dass die „babylonische Elle" (d. h. die grosse Elle, die man allein aus den Messungen kannte,) gleich der

1) Natürlich aber nicht, wie stets betont, als die erstursprüngliche Gestalt des in Babylonien jemals verwendeten Längenmaasses überhaupt, s. z. B. Verh. 1889, S. 322 u. s. w.

2) Verh. 1889, S. 307.

3) Ueber weitere dabei in Betracht kommende Gesichtspunkte demnächst.

Digitized by Google

ägyptischen königlichen Elle sei, — eine Anschauung, die dadurch noch genährt wurde, dass Oppert in Folge von Durchschnittsberechnungen (S. 287) in Babylon ein von dem assyrischen verschiedenes Fussmaass von 315 *mm* zu finden glaubte, zu dem eine Elle von 325 *mm* gehörte, die der ägyptischen gleich wäre. Diese Gleichsetzung des babylonischen und des ägyptischen Längenmaasses ist das Grundübel der gesammten älteren orientalischen Metrologie; auf Grund derselben glaubte man sich berechtigt, bei Betrachtung der babylonischen Maasse fortwährend nach Ägypten hinüber zu schielen, was der Erkenntniss des richtigen Sachverhalts in hohem Grade hinderlich war."

Was ich vor 7 Jahren in Vorstehendem ausgesprochen hatte, kann ich in allem Wesentlichen jetzt mit noch grösserem Nachdruck aufrecht erhalten, eben aus dem Grunde, weil für die Durchführung des Sexagesimalsystems, auf dessen Principien ich mich bei den Untersuchungen über das babylonische Längenmaass gestützt hatte, nunmehr durch Reisner's Ermittelungen weitere reichhaltige Bestätigungen gewonnen sind.

Zu bemerken ist folgendes:

Den Maasstab des Gudea habe ich im Frühjahr 1895 in Paris selbst in Augenschein nehmen können und bin ausserdem durch die Güte des Hrn. Heuzey im Besitze eines genauen Abgusses desselben. Ich kann nunmehr aus eigener Anschauung bestätigen, dass thatsächlich neben dem Rande links noch ein Theilstrich angebracht ist, dass also der Maasstab des Gudea 16 solcher Einheiten (zusammen = 265,6 *mm*, s. o.) aufweist. Wir haben es hier also zu thun mit einer halben Elle, bezw. viertel Doppelelle, zu welcher noch eine Fingerbreite hinzukommt, und haben darin vielleicht die älteste oder eine besondere Form des königlichen Ausnahmemaasses zu erblicken, die sich noch genau in den Grenzen und Grundsätzen des Sexagesimalsystems hielt, in der der Zuschlag $^1/_{60} = {}^1/_{15}$, statt wie später durchgehends $^1/_9$, betrug.

Die Beträge, welche sich für das babylonische Längenmaass aus den Daten des Gudea-Maasstabes und ihrer sexagesimalen Ausgestaltung ergeben, bestätigen sich auch, in dem Grade, wie es überhaupt erwartet werden konnte, durch Oppert's neuerdings wieder aufgenommene Untersuchungen über den Umfang von Khorsabad[1]).

Die auf Grund dieser Untersuchungen (durch Vergleich der inschriftlichen Angabe Sargon's über den Umfang der von ihm angelegten Stadt mit den Ergebnissen der Messung an den Ruinen) gewonnenen Grenzbeträge bewegen sich um die aus dem Maassstabe des Gudea ermittelte Norm (z. B. der Fuss nach Oppert zwischen 315 und 336 *mm*).

Mehr war auch im besten Falle nicht zu erwarten, denn aus den Untersuchungen über antike Bauwerke ist, wie immer deutlicher erkannt wird, nur unter ganz besonders günstigen Umständen die verwendete Norm, bezw. deren genauer Betrag zu ermitteln. Hier aber, wo es sich um den Umfang einer zerstörten Stadt handelt, liegen die Dinge nicht günstig, sondern im höchsten Grade ungünstig, und es kann daher nicht anerkannt werden, wenn Oppert seine Untersuchungen mit dem Anspruch beginnt, dass seine Ermittelungen über den Umfang von Khorsabad von jetzt ab als die Grundlage der babylonisch-assyrischen Metrologie zu gelten hätten, und wenn er ferner das Schwanken, welches er aus seinen Ermittelungen constatirt, als auf die Norm bezüglich ansieht. Vielmehr erklärt sich dieses Schwanken wohl z. Th.

1) „Les mesures de Khorsabad." Revue d'Assyriologie et d'Archéologie orientale, vol. III, No. 3; 1895, pag. 89—104.

Digitized by Google

aus der Schwierigkeit einer solchen Nachmessung an einer zerstörten Stadt, theils aber auch aus der häufig beobachteten und sowohl von mir, wie neuerdings (freilich z. Th. allzu) energisch von Pernice betonten Tatsache, dass die Norm der antiken Maasse und Gewichte häufig eben nicht genau eingehalten wird. Nicht der Umfang von Khorsabad, sondern der Maasstab des Gudea bildet und wird bilden die Grundlage zunächst der babylonisch-assyrischen Metrologie. Auch die, wie ich verschiedentlich betont habe, unlöslich mit einander verknüpften und einander controlirenden Daten über die Verhältnisse der antiken Längenmaasse unter einander[1]) lassen keinen Zweifel darüber, dass das babylonische Längenmaass in der von mir dargestellten Weise die Grundlage fast der gesammten antiken Längenmaasse[2]) gebildet hat, und der Rückschluss aus dem bezeugten Verhältniss in ihrer Norm wohl bekannter classischer Längenmaasse zum babylonisch-persichen bestätigt in erfreulichster Weise durchaus die aus den babylonisch-assyrischen Monumenten und Urkunden gewonnenen Ermittelungen.

Uebrigens existirt thatsächlich, was nicht genügend beachtet ist, noch ein zweiter Maasstab auf einer anderen Gudeastatue, nehmlich auf der, die Gudea mit dem Bauplan auf den Knieen darstellt. Der Maasstab, der diesem Plane beigegeben wurde, ist nicht ganz so gut erhalten, wie der vorbesprochene, aber die erhaltenen Theile zeigen doch, wie bereits die Wiedergabe bei de Sarzec, Découvertes en Chaldée, pl. 15 Nr. 1 erkennen lässt, und wovon ich mich durch eigene Anschauung überzeugt habe, ganz dasselbe Eintheilungsprincip. Erkennbar ist die Durchführung der Theile des Fingers, jedesmal mit einem Finger als Zwischenraum, von der Hälfte bis zur Sechstelung. Die von mir am Original vorgenommene Nachmessung ergiebt auch für diesen zweiten Maasstab dieselbe verhältnissmässig grosse Genauigkeit, wie sie für den ersten festgestellt ist. Die Fingerbreite misst auch hier 16,5 oder 16,6 *cm*.

Die Fingerbreite (uban) ist also in ihrem Betrage so sicher bezeugt und bemessen, wie nur irgend eine der Längen des Alterthums. Gleichwohl berechnet Eisenlohr noch in seiner neuesten, oben citirten Abhandlung die Fingerbreite zu 18 *mm* (S. 13: „da der Finger uban in Wirklichkeit“ (?) „etwa 18 *mm* Breite hat“). Diese Bemessung des Fingers hat keine andere Existenzberechtigung, als die längst als irrthümlich erkannte Bemessung der grossen babylonischen Elle, die übrigens gar nicht in 30 Finger zerfiel, auf 540 *mm*. Der Finger misst nach dem Maassstabe des Gudea 16,5 bis 16,6 *mm* und demnach die Elle 495 (bis 498 *mm*). Und keine Bemessung der Längennorm hat eine Berechtigung, die dieses klare und nicht missverständliche Datum ausser Acht lässt.

Noch weniger zulässig ist es aber, wenn Oppert den Maasstab des Gudea als solchen als eine Einheit (als „Spanne“) zu 270 *mm* auffasst und diese „Einheit“ dann, vollkommen entgegen der ausdrücklich auf dem Maassstabe selbst eingetragenen Theilung, seinerseits in 60 Theile zu 4,5 *mm* theilt. Es ist klar, dass er so eine Grösse von $^{16}/_{60}$ Fingerbreiten erhält, die als Einheit absolut keine Existenzberechtigung hat. Auf dieser so gewonnenen Einheit baut Oppert seine Normirung der Beträge der Flächenmaasse auf und fügt dabei noch ausdrücklich hinzu: „c'est donc sur un monument métrologique que repose l'évaluation de l'unité aréale à 4 *mq* 374, ou un quadruple de 17 *mq* 472“! Diesem Verfahren würde es ungefähr entsprechen, wenn ein Fremder, der sich über das bei uns geltende Maass in-

1) S. besonders meinen Congressvortrag S. 245 [81].

2) Das ägyptische Längenmaass ist davon bis auf Weiteres ausgenommen, s. Congressvortrag S. 239 [75], Anm. 1, wo jedoch das sub 2 Bemerkte zu streichen ist.

Digitized by Google

formiren wollte, einen Maasstab von 16 *cm* (oder sagen wir, um einen heut zu Tage näher liegenden Fall zu wählen, von 15 *cm*) Länge, der richtig in Centimeter und Millimeter eingetheilt wäre, als Einheit auffasste, dann diese, weil ihm bekannt wäre, dass bei uns die decimale Eintheilung herrscht, ungeachtet der darauf eingetragenen Theilung in 10 Theile theilte und die so erhaltene Grösse von thatsächlich 1,6 ($1^1/_2$) *cm* als eine Einheit unseres Systems betrachtete. Er würde dann zu einer grösseren Einheit gelangen, die thatsächlich 1,6 ($1^1/_2$) *m* u. s. w. betrüge, also von den bei uns wirklich gültigen Einheiten absolut keine Vorstellung erhalten.

Es muss mit Nachdruck betont werden, dass jegliche Bemessung zunächst des altbabylonischen Längenmaasses, die mit dem Maasstabe des Gudea und der von ihm gegebenen Eintheilung in Widerspruch steht, der Existenzberechtigung ermangelt.

Ich gedenke mit diesen Mittheilungen in einer folgenden Sitzung[1]) fortzufahren. —

(22) Neu eingegangene und erworbene Schriften:

1. Petriceĭcu-Hasdeu, B., Etymologicum magnum Romaniae. III. 4. Bucuresci 1896. Gesch. d. Verf.
2. Orsi, J., Die Nekropole von Novilara bei Pesaro. Breslau 1896. (Centralblatt f. Anthrop.) Gesch. d. Verf.
3. de Blasio, A., Il cranio microcefalo dell'ossuario della Annunziata di Napoli. Napoli 1896. Gesch. d. Verf.
4. Foreningen for Norsk Folkemuseum. Beretning 1895. I. Christiania 1896. Gesch. d. Vereins.
5. Revista do Museu Paulista publicada por H. v. Jhering. I. S. Paulo 1895. Gesch. d. Hrn. v. Jhering.
6. Anales del Museo nacional de Montevideo, publicados bajo la dirección de J. Arechavaleta. IV. Montevideo 1896. Gesch. d. Museo.
7. Schumacher, L., De Tacito Germaniae geographo. Berlin 1886. (Schul-Programm.) Gesch. d. Hrn. Olshausen.
8. Vaïsse, E. F., Hoyos, F., A. Echeverría i Reyes, Glosario de la Lengua Atacameña. Santiago 1896. (Sep.-Abdr. Anales d. l. Univ. de Chile.) Gesch. d. Hrn. Dr. Lenz in Santiago.
9. Ramón y Cajal, S., Beitrag zum Studium der Medulla oblongata des Kleinhirns und des Ursprungs der Gehirn-Nerven. Deutsche Ausgabe von J. Bresler. Leipzig 1896. Gesch. d. Hrn. Dr. J. Bresler.
10. Zeitschrift für Ethnologie. Berlin 1890, Heft 1, und 1892, 1—3. Gesch. d. Hrn. Wagner.
11. Deininger, J. W., Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg. Wien 1896. I. 2 u. 3. Angekauft.
12. Henning, Rudolf, Das deutsche Haus. Strassburg 1882. Angekauft.
13. Academia Română. Lege, statute. Bucuresci 1896. Gesch. d. Academie.
14. Kükenthal, W., Forschungsreise in den Molukken und in Borneo. Frankfurt a. M. 1896. Gesch. d. Verlags-Buchhandlung Diesterweg.
15. Ohnefalsch-Richter, M., Kypros, die Bibel und Homer. 2 Bde. Berlin 1893. Gesch. d. Verf.
16. Günther, M., Haarknopf und innere Wurzelscheide des Säugethier-Haares. Berlin 1895. (Dissertation.) Gesch. d. Verf.

1) S. Januar-Sitzung 1897.

Digitized by Google

17. Buschan, G., Aus der französischen Literatur. o. O. u. J. (Arch. f. Anthropologie 1896.) Gesch. d. Verf.
18. Carlson, J. S., Om filosofien i America. Upsala 1895. (Akademisk Afhandl.) Gesch. d. Verf.
19. Lundell, J. A., De svenska folkmålen. Stockholm 1895. Gesch d. Verf.
20. Boas, Fr., The growth of Indian mythologies. o. O. 1896. (Journ. Amer. Folk-Lore.)
21. Derselbe, Anthropometrical observations on the Mission Indians of Southern-California. o. O. 1895. (Proceed. of the Amer. Assoc. for the advancement of science.)
    Nr. 20 u. 21 Gesch. d. Verf.
22. Olóriz y Aguilera, F., La talla humana en España. Madrid 1896. Gesch. d. Verf.
23. Brinton, D. G., Left-handedness in North-American aboriginal art. Washington 1896. (Americ. Anthropologist.)
24. Derselbe, An Ethnologist's View of History. Philadelphia 1896. (Americ. Anthropologist.)
    Nr. 23 u. 24 Gesch. d. Verf.
25. Harrison, C., Haida Grammar. London 1895. (Transact. R. S. of Canada.) Gesch. d. Verf.
26. Müller, Soph., Vor Oldtid. 11. bis 13. Lev. København 1896. Gesch. d. Verf.
27. Bangs, O., Notes on the synonymy of the North-American mink. Boston 1896. (Proc. Boston Soc. of Natural History.) Gesch. d. Verf.
28. v. Schulenburg, W., Ein Bauernhaus im Berchtesgadener Ländchen. Wien 1896. (Mitth. d. Wiener anthropol. Ges.) Gesch. d. Verf.
29. Reinaud, M., Sur la géographie et l'histoire de l'Inde. Paris 1859. 2 édition.
30. Norton, J. Br., The rebellion in India. London 1857.
    Nr. 29 u. 30 Gesch. d. Hrn. C. Künne.
31. Kossinna, Ueber die deutsche Alterthumskunde und die vorgeschichtliche Archäologie. o. O. u. J. (Verh. der 43. Versamml. deutscher Philologen und Schulmänner. 1895. S. 126.) Gesch. d. Verf.
32. Hamy, E. T., Note sur de nouvelles observations archéologiques recueillies par M. Leroy entre El-Alia et Biskra. Paris 1896. (Comptes rendus de l'Acad. des inscript. et belles-lettres.)
33. Derselbe, Documents sur l'anthropologie de la Corée. Paris 1896.
34. Derselbe, Note sur une boite en laque japonaise, portant le monogramme de Linné. Paris 1896.
35. Derselbe, Note sur l'anthropologie de la Transbaïkalie du Sud. Paris 1896. (Nr. 3—5 Extr. Bull. Mus. d'histoire naturelle.)
    Nr. 32—35 Gesch. d. Verf.
36. Thurston, E., Anthropology of the Todas and Kotas of the Nilgiri Hills Madras, 1896. Gesch. d. Verf.
37. Stucken, E., Astralmythen der Hebräer, Babylonier und Aegypter. I. Theil Abraham. Leipzig 1896. Gesch. d. Verf.
38. Clark, J. M., The functions of a great university. Toronto 1895. Gesch. d. Verf.
39. Mercer, H. C., Cave exploration in the Eastern United States. Aldie 1896. Gesch. d. Verf.
40. Weule, K., Die Eidechse als Ornament in Africa. Berlin 1896. (Sep.-Abdr. a. d. Bastian-Festschrift.) Gesch. d. Verf.

Digitized by Google

41. Preuss, K. Th., Menschenopfer und Selbstverstümmelung bei der Todtentrauer in America. Berlin 1896. (Sep.-Abdr. a. d. Bastian-Festschrift.) Gesch. d. Verf.
42. Burgess, J., Geographical place-names in Europe and the East. London, 1896. (Report of the 6. Internat. Geogr. Congr.) London 1895. Gesch. d. Verf.
43. v. Luschan, F., Das Wurfholz in Neu-Holland und in Oceanien. Berlin 1896. (Sep.-Abdr. a. d. Bastian-Festschrift.)
44. Derselbe, Instruction für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen in Deutsch-Ostafrica. Berlin 1896. (Mittheil. a. d. deutsch. Schutzgebieten.)
45. Derselbe, Das Hakenkreuz in Africa. Drei trepanirte Schädel von Tenerife. Defecte des Os tympanicum an künstlich deformirten Schädeln von Peruanern. Berlin 1896. (Sep.-Abdr. a. d. Verh. d. Berl. anthropol. Ges.)
46. Derselbe und Dr. Weule, Ostafrikanische Erwerbungen im Jahre 1895. Berlin 1895. (Notizblatt des Königl. Museums für Völkerkunde.)
Nr. 43—46 Gesch. d. Verf.
47. Hrishikeśa Śastrí, A descriptive Catalogue of Sanskrit Manuscripts in the library of the Calcutta Sanskrit College No. 5. Calcutta 1896. Gesch. d. Governement of India.
48. Davis, J. F., China. 2. Theil. Magdeburg 1839. Gesch. d. Hrn. Rentier Haussmann.
49. Petrescu, Gh. si Sturdza. Acte și documente relative la istoria renascerei romaniei. vol. I. 2. II—VI. 1. VII. Bucuresci 1888—1896.
50. Crăiniceanu, Gh., Igiena țĕranului Român. Bucuresci 1895.
51. Manolescu, N., Igiena țĕranului. Bucuresci 1895.
Nr. 49—51 Gesch. d. rumänischen Academie.
52. Verzeichniss der Fischerei-Geschichtlichen Ausstellung des Märkischen Provinzial-Museums auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. Berlin 1896. (Sep.-Abdr. a. d. Katalog der Deutschen Fischerei-Ausstellung.) Gesch. d. Märkischen Provinzial-Museums.
53. Adolf Bastian als Festgruss zu seinem 70. Geburtstage. Berlin 1896. Gesch. v. d. Comité der Bastian-Feier.
54. Bannwarth, E., Anthropologische Wandtafeln. Leipzig 1896.
55. Lindenschmit, L., Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. IV. Bd. 10. Heft. Mainz 1896.
56. Veröffentlichungen aus dem Königl. Museum für Völkerkunde. III. Bd. $^1/_2$. Berlin 1893.
57. Nouvelles géographiques. I. Paris 1891.
Nr. 54—57 Angekauft.

Digitized by Google

Sitzung vom 17. October 1896.

Vorsitzender: Hr. **Waldeyer.**

(1) Unser liebes und langjähriges correspondirendes Mitglied, Hr. Nicolaus Tolmatschew, sendet aus Kasan herzlichen Dank für das Glückwunsch-Schreiben, welches die Gesellschaft ihm zu seinem 50jährigen Doctor-Jubiläum (4./16. Juli) übersendet hatte. Er war so eben persönlich in Berlin, um seinen Dank auch mündlich abzustatten. —

(2) Die Gesellschaft hat zwei ihrer besten correspondirenden Mitglieder durch den Tod verloren.

Aus Melbourne wird der Verlust unseres Landsmannes, des Barons Sir Ferdinand v. Müller, eines unserer aufmerksamsten und gefälligsten Correspondenten gemeldet. Er ist 70 Jahre alt geworden. 1825 zu Rostock geboren, hatte er er sich ursprünglich der Pharmacie zugewendet. Da man jedoch eine Anlage zur Lungenphthise an ihm entdeckte, so begab er sich 1847 nach Adelaide und beschäftigte sich mit eingehenden Studien über die australische Flora. Schon 1852 erhielt er die Stelle als Regierungs-Botaniker der Colonie Victoria, 1857 wurde er Director des botanischen Gartens in Melbourne. Auch nachdem in neuerer Zeit diese Stelle einem Anderen übertragen war, wurde ihm das Gehalt belassen. Mit unserer Gesellschaft unterhielt er stets die freundlichsten Beziehungen. Unsere Mitglieder fanden bei ihm stets die beste Aufnahme und thätige Hülfe; selten verging ein Jahr, ohne dass er uns nicht eine neue Schrift oder neue anthropologische oder ethnologische Gegenstände sandte. Seine Anerkennung sprach er auch dadurch aus, dass er die Namen deutscher Gelehrter auf Pflanzen, Berge u. s. w. Australien's übertrug. —

In Kopenhagen ist am 21. September der Director am Nordischen Museum Dr. Petersen gestorben. Die Erinnerung an ihn wird durch vortreffliche Arbeiten auf dem Gebiete der nordischen Archäologie, namentlich der Gräberkunde, erhalten. —

(3) In Paris ist am 25. August Dr. Gustave Lagneau, 69 Jahre alt, gestorben. Er war eines der eifrigsten Mitglieder, früher auch Präsident der anthropologischen Gesellschaft, in welcher er vorzugsweise die historische Seite der Ethnologie vertrat. —

In Berlin starb am 21. September der Missions-Inspector D. Kratzenstein, ein alter Freund und ehemaliges Mitglied der Gesellschaft, der stets dahin gewirkt hat, die afrikanische Mission in Beziehungen zu den wissenschaftlichen Aufgaben der Heimath zu erhalten. Mancher Vortrag in unserer Gesellschaft, welcher Einblick in das innere Leben der südafrikanischen Stämme gestattete, ist von seinen Missionären vor uns gehalten worden. Er selbst hat von seinen Reisen stets reiche Schätze an Beobachtungen und Sammlungen heimgebracht. —

Digitized by Google

In München ist Hofrath Prof. Nicolaus Rüdinger, 64 Jahre alt, dahingeschieden. Seine Verdienste um die Förderung der Anatomie in allen ihren Richtungen sind allgemein bekannt. Die deutsche anthropologische Gesellschaft betrauert in ihm einen derjenigen Fach-Anatomen, welche den Sinn für die Rassen-Anatomie stets bewahrt haben. Seit Jahren war er beauftragt, einen Entwurf zu einer exacten Terminologie der Hirnwindungen auszuarbeiten, aber wiederholt ist er im letzten Augenblick durch persönliche Widerstände abgehalten worden, denselben der General-Versammlung vorzulegen. Ob das Werk nach seinem Tode erhalten ist, wissen wir im Augenblick nicht. Es mag daran erinnert werden, dass Rüdinger der einzige europäische Anatom ist, der ein Gehirn von einem Neu-Hebriden-Insulaner erhalten und beschrieben hat. —

(4) Von ordentlichen Mitgliedern sind durch den Tod uns entrissen worden: Dr. Max Günther in Berlin, Hauptmann Graf zu Leiningen-Neudenau in Spandau und Regierungs- und Medicinalrath Dr. v. Haselberg in Stralsund. —

(5) Zu correspondirenden Mitgliedern sind erwählt die Herren:
Baron W. v. Tiesenhausen, Coadjutor der Kaiserlich Russischen Archäologischen Commission in Petersburg.
Professor Dr. R. Hausmann in Dorpat.

(6) Als ordentliche Mitglieder werden angemeldet die Herren:
Dr. med. Tänzer in Charlottenburg.
Max L. Tornow in Manila.

(7) Hr. Marine-Stabsarzt a. D. Dr. Sander meldet aus Swakopmund, 16. Juli, dass er, obwohl für die nächsten Jahre General-Vertreter der Siedelungs-Gesellschaft für Deutsch-Südwest-Africa, doch Mitglied der Gesellschaft bleiben wolle. —

(8) Am 18. September hat die Eröffnung des neuen Museums für Völkerkunde in Leipzig stattgefunden. —

(9) Der General-Secretär des permanenten Comités des internationalen Congresses für Zoologie, Dr. Raphael Blanchard, zeigt in einem Circular aus Paris, 25. August, an, dass die nächste Session im September 1898 zu Cambridge stattfinden wird und dass Sir William Flower zum Präsidenten derselben erwählt ist. —

(10) Durch Königliches Decret vom 15. Mai 1894 ist für das ganze portugiesische Landesgebiet angeordnet worden, dass im Jahre 1897 zur Erinnerung der Abfahrt Vasco's de Gama zur Entdeckung Indien's eine National-Feier stattfinden soll. Das Programm für diese 400jährige Jubelfeier ist unter dem 10. Juni 1896 ausgegeben worden. Präsident des Central-Comités ist Franc. Joaquin Ferreira do Amaral, Secretäre Luciano Cordeiro und Ernesto de Vasconcellos. —

(11) Hr. C. Mense übersendet aus Cassel, 13. October, die Ankündigung eines demnächst in dem Verlage von Th. G. Fischer & Co. erscheinenden Archivs für Schiffs- und Tropen-Hygiene, in welchem die Pathologie und Therapie besondere Berücksichtigung finden soll. —

(12) Es liegt eine Einladung zu den Versammlungen der Theosophischen Kreuzfahrer aus America vor, welche am 29. August in Berlin hat stattfinden

Digitized by Google

sollen. Gleichzeitig wird das Inhalts-Verzeichniss der beiden ersten Nummern der Metaphysischen Rundschau, zu beziehen durch den „Metaphysischen Verlag“ in Berlin, mitgetheilt. —

(13) Hr. Rud. Virchow giebt Kenntniss von einem Briefe des Mr. Hrolf Vaughan Stevens, Sydney, 25. Juni, befördert durch den dortigen deutschen Consul, in welchem der Reisende berichtet über die Gründe seiner

Abreise von Malacca.

Er schreibt unter Anderem: „Many months ago I wrote you that I was proceeding to the „Timeor“ tribe as small pox had broken out there.

„It was just that small pox which was so disastrous for me. I was exulting at it thinking that it would lead to my obtaining skulls easily, but the reverse happened. The medicine men of the tribe ascribed the visitation of the epidemic to my „hantu“ work in trying to get the dead, and worked up the tribe to an assault upon me on my appearance which left me lying as they thought dead. My „wife“ (so called) dragged my body as she thought away to bury it and brought me round. A broken arm and plentiful minor damages had to heal in hiding and after several close risks of being caught again I got away, broken down dreadfully. Dr. Wilson of Johore helped me and got friends and the Sultan to help me, and when H. H. the Sultan was afraid to let me ly longer in his territory lest I died there, Wilson collected enough money to send me to Australia as I had none.

„Eager to recover health and get to work again I — upon being (literally) deported from Johore by the Sultans orders to the English Doctor in his service there (in fear of my death there) and having been placed against my wishes on boardship, to shake off the malarial fever which was racking me — at once upon my being strong enough to do so proceeded to borrow a horse and travelled inland from station to station visiting friends regaining strength in the bracing climate and antimalarial eucalypts.

„Although I rebelled at being sent away from the East yet I now see it was well it was so ordered for had I stayed but one month more there and received there your letter I should have gone off to Borneo without the recuperation and renewed vigor of mind and body the change of climate has now given me. A medical consultation I called for, yesterday declares that, beyond weakness, now rapidly disappearing, I am sound and unharmed by the past few years. Liver and spleen are especially not affected and in a couple of months, it is positively stated, I shall be quite fit and able to proceed in the jungle again.

„Had I stayed and not left the East, however I should probably have soon succumbed to the fever which had so fast a hold of me, but which has left me so quickly on the change of climate.

„I am regaining my old energy and activity fast and am already looking forward with a readiness I have not felt for a long time to the renewal of work before me.“ —

(14) Hr. Rud. Virchow legt Briefe des Hrn. A. Bässler vor, mit Berichten über seine

Reise im östlichen Polynesien.

1. Ein Brief aus Taiohae, Nuka-Hiwa, vom 21. Mai, meldete seine, an demselben Tage erfolgte Ankunft auf den Marquesas-Inseln (via S. Francisco).

Digitized by Google

2. Ein Brief aus Fakarawa, Paumotu-Inseln, 23. Juni: „Während die Häuptlinge und Vornehmen der Marquesas-Insulaner früher in Paepaes beigesetzt wurden, legte man die Knochen derjenigen Leute, die ihrem Range nach nicht in den Paepaes der Tempel und ihrem Vermögen nach nicht in eigens für sie errichteten Paepaes bestattet werden konnten, in schwer zugänglichen Felsenhöhlen oder in heiligen Banianen nieder. Solchen Banianen sind die zwölf Schädel entnommen, die Ihnen bei erster Gelegenheit zugehen werden.

„Im Nordosten der Insel Nuka-Hiwa liegt die schöne Bucht Hatuhatua. Von dem früher hier lebenden Stamme sind nur noch zwei Frauen übrig; dass die Gegend ehedem bewohnt war, ersieht man nur noch aus den Paepaes, den steinernen Plattformen, auf denen einst die Häuser errichtet wurden. Die Sterblichkeit ist in den letzten zwanzig Jahren auf den Marquesas-Inseln eine so grosse gewesen, dass, falls sie noch lange so anhält, in weiteren zwanzig Jahren nur noch wenige Eingeborne am Leben sein werden. Die Bucht wird nach Westen zu von hohen, wild zerklüfteten Bergen eingeschlossen, die nur im unteren Theile mit tropischem Grün bewachsen sind. An dieser Stelle stehen in einer Höhe von ungefähr 165 *m*, in dichtem Walde versteckt, in einem heiligen Hain zwei mächtige Banianen von ehrwürdigstem Alter, die mit ihren Stämmen und Aesten eine Menge von Schädeln festhalten, leider so fest, dass es mir nur gelang, ihnen zehn zu entreissen. Um der übrigen habhaft zu werden, hätte ich tagelang mit Säge und Axt unter fremder Beihülfe arbeiten müssen. Letztere blieb mir aber versagt: kein Kanaka hätte mich zu diesem von Geistern bewohnten Platz begleitet oder gar mir bei meinem Werk geholfen. Im Gegentheil, es durfte niemand auf der Insel auch nur mein Vorhaben ahnen, da ich dann auf alle Fälle an der Ausführung desselben, vielleicht aber auch an der Rückreise nach Europa, verhindert worden wäre.

„Schädel 11 und 12 stammen von der Südküste der Insel Ua-uka. Hinter der kleinen Bucht Hokatu erhebt sich das Land bald ziemlich steil, doch gedeiht hier Alles, was der Eingeborne für seinen Unterhalt bedarf. Früher, in besseren Zeiten, war die Gegend daher ziemlich bevölkert, wofür die noch vorhandenen Paepaes Zeugniss ablegen; jetzt sind auch hier nur noch kleine Reste des einstmals mächtigen Stammes vorhanden. Etwas abseits von den Wohnungen liegt ein heiliger Hain mit mehreren riesengrossen Banianen, die lange Zeit als Begräbnissstätte gedient haben. Ungefähr 6 *m* musste ich an ihnen hinaufklettern, um mich der beiden Schädel bemächtigen zu können.

„Auch auf den anderen Inseln sind solche Begräbnissplätze zweifellos vorhanden, sie sind aber schwer aufzufinden, weil die Kanakas vollständig die Sprache verlieren, sowie man dies Thema berührt.

„Auf Hiwa-Oa fand ich noch einen heiligen Hain mit alten Stein-Colossen, die leider vom Zahn der Zeit schon recht gelitten hatten; genaue Maasse und Photographien derselben werden Ihnen demnächst zugehen.

„Uäüka bedeutet „Regenloch" und diese Bezeichnung hätte man für die Zeit meines Aufenthalts mit vollem Recht auf die ganze Inselgruppe übertragen können. Drei, bezw. sogar fünf Jahre hatte es auf den Marquesas-Inseln so gut wie nicht geregnet, aber kurz vor meiner Ankunft setzte der Regen ein und als ich die Gruppe verliess, regnete es noch lustig weiter. Angenehm war dies für mich nicht, doch habe ich mich dadurch nicht abhalten lassen, sämmtliche Inseln aufzusuchen. Von den Marquesas-Inseln bin ich nunmehr auf den Paumotus eingetroffen, um von hier aus später nach Tahiti zu gehen." —

3. Ein Brief aus Papeete, 10. August: „Beim 16. *km* biegt die von Papeete nach Westen zu um Tahiti führende Strasse in weitem Bogen nach dem Meere zu

Digitized by Google

aus. Der früher näher an den Bergen entlang laufende Weg ist verlassen, seitdem die „Tupapau", die Geister der Verstorbenen, die in dem „Maruapo"-Thale hausen, den Reisenden, besonders jenen, die Abends von der Hauptstadt heimkehrten, nachdem sie dort von dem ihnen verbotenen Rum genossen hatten, viel Schabernack spielten. Das Thal ist schmal und theilweise von steilen Felswänden eingeschlossen. In einer derselben befindet sich, in einer Höhe von ungefähr 150 *m*, eine schwer zugängliche, grosse Höhle, von der ein niedriger, kaum 0,5 *m* hoher, langer Gang über scharfes vulcanisches Gestein in eine zweite Höhle führt, die zum Theil leider verschüttet ist. Beide Höhlen dienten früher zur Aufbewahrung der Verstorbenen und sind jetzt noch mit Schädeln und Knochen von alten Tahiti-Leuten angefüllt. Ich wählte von den ersteren die besten aus: sie führen die Nrn. 13/13, 14/14, 15/15, 16/16, 17/17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24/24, 25, 26. Die Doppel-Nummern bezeichnen Schädel und Unterkiefer, die, nach der Lage, in der sie gefunden wurden, zusammengehören sollten; den übrigen Unterkiefern, die zu den Einzel-Nummern gehören, habe ich die gemeinsame Nummer 26 gegeben. —

„Schöner noch, als das herrliche Tahiti, ist das westlich von dieser Insel gelegene kleine Eiland Moorea, dessen Nordküste zwei wunderbar schöne Buchten birgt, die halbkreisförmig von hohen, wild zerklüfteten Bergen eingeschlossen sind, während zwischen ihnen auf breiter Landzunge ein mächtiger Bergstock, der „Maua rotui", liegt. Früher hing der Sage nach dieser Berg mit den übrigen der Insel zusammen; seiner Schönheit wegen suchten ihn Geister von Raiatea zu stehlen. In Canus kamen sie über das Meer und begannen in der Nacht den Berg von seinem Platze zu rücken. Durch das Geräusch erwachte die Frau des „Maua rotui", die, als sie sah, was vorging, schnell das Krähen eines Hahnes nachahmte. Die Geister, die nur die Nacht zur Arbeit gebrauchen konnten, glaubten, der Tag breche an, liessen den Berg da stehen, wo er heute noch steht, und entflohen so schnell, dass sie selbst ihre Canus im Stiche liessen, die jetzt noch versteinert auf der Insel liegen.

„Südlich von dem „Maua rotui" liegt der „Maua Tohivea", der höchste Berg von Moorea, westlich von diesem der „Maua roa", ein prächtiger Obelisk, östlich der „Maua puta" mit grossem rundem Loch nahe der Spitze, welches von einem göttlichen Lanzenwurf herrühren soll (Maua = Berg, roa = lang, hoch, puta = durchlöchert). Zwischen „Maua Tohivea" und „Maua puta" befindet sich ein Berg, der, weil er, von der Seite aus gesehen, die Formen einer Frau zeigen soll, für die Frau des „Maua rotui" gilt, die durch den Hahnenschrei ihren Gatten rettete. Am Fusse dieses Berges, unter einem mächtigen Felsblock geborgen, fand ich die Schädel Nr. 27—30, zwei Unterkiefer, beide mit Nr. 31 bezeichnet, mehrere Schädel-Ueberreste, Nr. 32. Herumliegende Steine zeigten an, dass die Höhlung früher verschlossen gewesen war. Entweder stammen diese Schädel von Leuten aus Papetoai (nördlicher District von Moorea), von denen man früher wohl die Körper dicht neben ihren Häusern begrub, die Schädel aber an versteckte Orte brachte, um sie vor Feinden zu schützen, oder sie stammen von Leuten des Districts Haapiti, im Westen der Insel, die im Kampfe gegen die Papetoai-Leute gefallen sind, worauf ihnen der Sieger die Köpfe abgeschlagen und hier versteckt hat. —

„Geht man von dem eben beschriebenen Ort weiter nach Westen zu, so kommt man durch zwei wildromantische schöne Thäler, in denen ungezählte Steinterrassen, auf denen früher die Häuser erbaut wurden, Zeugniss dafür ablegen, wie stark bevölkert einst die Insel gewesen sein muss. Steigt man hinter dem zweiten Thal weiter in die Berge hinauf, so gelangt man bald zu einem „Marae", einem ehemaligen Opferplatz, jetzt zwar auch noch heilig, aber doch nur noch ein unregel-

Digitized by Google

mässiger, grosser, mit Gestrüpp bewachsener Steinhaufen, dann in fast undurchdringbares Gebüsch und endlich auf einen Bergabhang, auf dem hohe Bäume einen etwas freieren Blick auf die riesigen herumliegenden Felsblöcke gewähren. Zwischen mehreren derselben, in einer halb natürlichen, halb künstlichen Höhlung tief versteckt, fand ich die Schädel Nr. 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39/39, ferner drei Unterkiefer Nr. 40, und mehrere Schädelreste Nr. 41. Der Schädel 39/39 war mit Stricken zusammen gehalten und mit Tapa umwickelt (Stricke und Tapa in der Kiste). Ich muss annehmen, dass der Träger des Schädels Nr. 39 ein Mann von Papetoai gewesen ist, der bei Lebzeiten mehrere Menschen, wahrscheinlich Haapiti-Leute, im Kampfe erschlagen hat, deren Schädel, Nr. 33—38, er in dieser Höhle verbarg, ohne sie, was man bei erbeuteten Köpfen niemals that, mit Stricken nnd Tapa zu umwickeln. Nach seinem Tode wurde sein Schädel sorgsam in Tapa eingeschlagen und von seinen Angehörigen hierher gebracht, während sein Körper vermuthlich neben seinem Hause bestattet wurde. Auch diese Höhlung war früher jedenfalls durch Felsblöcke geschlossen, die der Regen nach und nach zerstört und weggewaschen hat. —

„An den District Papetoai stösst im Südwesten der District Haapiti. Dicht an der beiderseitigen Grenze, doch schon in dem letzteren Bezirk, mündet ein Bach, der in der Regenzeit zum Strome anschwillt, jetzt im Winter aber so wenig Wasser enthält, dass man sein Bett gefahr-, wenn auch nicht mühelos zum Aufstieg in der Schlucht, die er durchbraust, benutzen kann. Unweit seiner Quelle befindet man sich in einem engen Kessel, in dem in früheren Zeiten oft die Schädel der Verstorbenen niedergelegt sein sollen. Leider müssen die im Sommer häufig starken Regen und besonders der Orkan, der im Jahre 1889 über die Gesellschafts-Inseln zog und auf Moorea arge Verwüstungen anrichtete, die meisten weggeschwemmt haben, denn ich konnte trotz eifrigsten Suchens nur 2 Schädel Nr. 42 und 43, mehrere Unterkiefer und Schädelreste (Nr. 44) finden. —

„Setzt man, nach dem Ufer zurückgekehrt, seinen Weg am Strande fort, so kommt man an den auf Moorea noch best erhaltenen und grössten „Marae", der früher sehr bedeutend gewesen sein muss, jetzt als Ueberreste nur einige hohe Mauern zeigt, die in ihrem Innern glücklicher Weise noch den alten Opferstein (2,50 *m* lang, 0,90 *m* breit, etwa 0,30 *m* über die Erde emporragend) bergen, während die grossen Steine, welche einst um diesen standen und dem König und den Häuptlingen bei Feierlichkeiten als Sitze dienten, von den Missionären ihrer Güte wegen beim Bau ihrer Häuser verwendet worden sind. Weiter am Strande entlang gehend, kommt man zu dem Orte Haapiti, hinter dem sich ein Felsengebirge erhebt, welches einer von Riesen erbauten Festungsmauer mit Wartthürmen gleicht. Ein ungemein schönes Thal bringt uns in die Nähe des südlichen Wartthurmes, der Rückseite des „Maua roa". Hier hat man eine kurze Strecke fast senkrecht empor zu klimmen und steht dann vor einem Felsblock, der Anfangs unersteigbar scheint. Hat man ihn aber erklommen, so findet man auf ihm einen zweiten Block ruhen, der an einer Seite eine schmale Spalte offen lässt. In dieser fand ich Schädel Nr. 45 und 46, drei Unterkiefer Nr. 47 und Schädelreste Nr. 48. Auch hier haben früher jedenfalls mehr Schädel gelegen, die vom Regen weggeschwemmt wurden, wenn auch die Spalte einst verschlossen gewesen zu sein scheint: auch hier fand ich Tapa und Stricke, und es war daher dieser Ort wahrscheinlich der Bestattungsplatz eines Mannes aus Haapiti mit den von ihm erschlagenen Feinden.

„Ausser diesen von mir aufgefundenen Schädelhöhlen mögen sich auf Moorea noch viele andere befinden. Ich selbst hörte von mehreren, konnte sie aber leider nicht aufsuchen. Die hiesigen Kanaka haben vor Allem, was mit den „Tupapau"

Digitized by Google

zusammenhängt, eine ebenso grosse Scheu, wie die Marquesas-Insulaner; es ist schon schwer, mit ihnen über Begräbnissplätze zu sprechen, unmöglich aber, einen Führer nach einem solchen zu erlangen. Der Europäer hat daher mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe er diese, selbst für einen Kanaka schwer auffindbaren Orte überhaupt aufspürt. Noch schwieriger ist es, etwa gefundene Schädel mitzunehmen und zu bergen. Das Einziehen von Erkundigungen und das Besuchen von Gegenden, wo „Tupapau" hausen sollten, hatte mich bald in die unangenehme Lage gebracht, von den meisten Eingebornen scheu gemieden zu werden, obgleich mich niemals irgend jemand mit einem Schädel gesehen hatte. Wäre dies der Fall gewesen, so würden mich selbst die christlichsten Christen für immer den „Tupapau" für verfallen gehalten haben. Ich habe daher die Insel zu zwei verschiedenen Malen besuchen müssen, um die oben bezeichneten Schädel zu erhalten, hielt es aber dann für besser, wieder einige Zeit Moorea fern zu bleiben, wo man von mir nur noch als von dem „Tupapau tane" (Tupapau = Geist, tane = Mensch) sprach. Kann ich noch einmal dahin zurückkehren, was sich jetzt noch nicht bestimmen lässt, so werde ich versuchen, auch die übrigen Schädelhöhlen aufzufinden. Sollte mir dies jetzt nicht möglich sein, so bringen mich spätere Reisen hoffentlich noch einmal nach den Gesellschafts-Inseln zurück, die so schön sind, dass man sie gern wiederholt besucht.

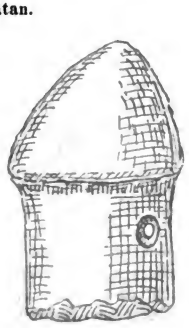
„Der Genauigkeit wegen bemerke ich noch, dass sich auch in der Höhle im „Maruapo"-Thal auf Tahiti Stricke und Tapareste befanden, die jedoch in Staub zerfielen, als ich sie anrührte. Dasselbe war der Fall mit kleinen, ungefähr 0,75 *m* langen Holzsärgen ohne Deckel, die ich auch in einigen Höhlen auf Moorea fand, jedoch stets in einem Zustande, dass sie des Mitnehmens nicht werth waren." —

Hr. Virchow drückt seine Freude und seine Bewunderung über die Ausdauer und die glücklichen Erfolge des Reisenden aus und wünscht demselben einen gleich guten Fortgang seiner Unternehmung, welche so ferne und durch unsere Landsleute seit Langem nicht berührte Regionen betrifft. —

(15) Hr. Richard Andree in Braunschweig übersendet aus einem Briefe des Hrn. Teobert Maler in Yucatan mit Bezug auf Verhandl. 1895, S. 678 folgende Bemerkungen desselben über

Phallus-Darstellungen in Yucatan.

„Zur Phallus-Frage erlaube ich mir zu bemerken, dass Gründe vorhanden sind anzunehmen, dass von den X-Ḳéptúnitš, muthmaasslich zur Vereinfachung, mühsam in Stein ausgehauene Figuren statt ganzer auf die Gräber bedeutender Persönlichkeiten gestellt wurden. Es befindet sich nehmlich in Uxmal (ušmal) auf dem Vorplatze des grossen südöstlichen Haupt-Tempels eine ganze Zahl grösserer und kleinerer Gliedsteine, zusammen mit anderen Grab-Monumenten; nun zumeist von Unfugtreibern zerschlagen. Einer dieser Steine hat sogar ein Löchlein an der rückwärtigen Seite, zweifellos dazu, das zu opfernde Thierlein (z. B. Reh), oder sonstige Opfergaben anzubinden. Im Innern der Tempel habe ich bis jetzt nie einen Phallus gefunden, sondern nur auf öffentlichen Plätzen." —



Digitized by Google

(16) Hr. Dr. Oscar Münsterberg in Berlin übersendet unter dem 1. August folgende Mittheilung über

die sogenannten ältesten japanischen Rüstungen in Europa.

In den Verhandlungen 1896, Heft II, S. 49 berichtet Hr. P. Ehrenreich über seinen Besuch in Madrid und sagt bei Erwähnung der Armeria: „In der letzteren fand ich die vier ältesten, nach Europa gelangten japanischen Rüstungen wieder, welche die Gesandtschaft Hidejoshi's im Jahre 1583 dem Könige Philipp II. überbrachte. Sie hängen über der Thür, sind deshalb leicht zu überschen und mehrfach in der Literatur als nicht mehr vorhanden angegeben." Es ist allerdings eine seit Jahrhunderten sich wiederholende und auch von den vorzüglich unterrichteten Japan-Kennern Gonse (Bd. II, S. 118, L'Art Japonais), Rein (Japan nach Reisen und Studien, Bd. II, S. 389) und Brinckmann (Kunst und Handwerk in Japan, Bd. I, S. 137) wiedergegebene Mittheilung, dass die japanische Gesandtschaft (1582—85) einige Rüstungen geschenkt haben soll. Nach Brinckmann bezog sich diese Angabe auf zwei bei dem Brande der Armeria am 10. Juli 1884 vernichtete Rüstungen, von denen eine Gonse (Bd. II, Taf. VII) abbildet. Ueber die noch jetzt in der Armeria befindlichen Rüstungen fehlt jede Provenienz-Angabe.

Aber auch für die verbrannten Rüstungen ist die Angabe falsch. Die Meinungen über den Import japanischer Kunst-Gegenstände im 16. Jahrhundert haben bisher jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehrt und meine Versuche einer Untersuchung haben bisher das Gegentheil erwiesen. In der Schrift: „Bayern und Asien im 16., 17. und 18. Jahrhundert" versuche ich den Nachweis zu erbringen, dass erst um 1620 durch die Holländer ein Import von Kunstarbeiten sich zu entwickeln begann, dagegen von 1542—1620 nur ganz vereinzelte werthlose Curiositäten nach Europa gelangten. Speciell die von den Jesuiten vorbereitete und in Scene gesetzte Reise von drei Japanern hat gar keine Bedeutung für diese Frage gehabt. (S. 6): „Die zahlreichen Jesuiten-Schriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert habe ich auf das Sorgfältigste durchgelesen und auch nirgends, trotz der weitschweifigen und ausführlichen Schreibweise, auch nur die Erwähnung von kostbaren Geschenken gefunden. Erst die späteren Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts haben alles phantastisch und märchenhaft ausgeschmückt." Nur in einer einzigen Schrift aus Mannsfeld vom Jahre 1586 werden überhaupt Geschenke und zwar an den Grossherzog von Toscana erwähnt, die aber vollkommen werthlos waren: z. B. „Item ein Stück von solchem Holtz oder Beyn; item 2 Stück Papiers, so auss Rinden eines Baumes gemacht seynd, auf deren einem mit irer Sprach der allerheiligste Namen Jesus geschrieben" u. s. w.

Ist also kein historischer Beweis für derartige Geschenke vorhanden, so ist auch aus den ganzen Verhältnissen heraus eine Ueberreichung so kostbarer Gegenstände, wie die Rüstungen es waren, ausgeschlossen. Es sei gestattet, ein Citat aus meinem Buche: „Japan's auswärtiger Handel von 1542—1854" anzuführen (S. 61): „Damals (1582—85) waren es drei Daimios (Feudalherren in Japan) im Süden gewesen, die je einen Verwandten nach Europa schickten und die „ganze Christenwelt in Entzücken setzten". Grosse Feste und kirchliche Feiern wurden vom Papst und den Königen veranstaltet; es war ein Triumphzug der Jesuiten, die jene drei Japaner wie Ausstellungs-Objecte herumführten. Wohlweislich war es verschwiegen worden, dass es sich um drei Knaben im Alter von 15—18 Jahren handelte, die auf Kosten und Anstiften der Jesuiten die Reise unternommen hatten. Allerdings brachten dieselben höfliche Schreiben ihrer fürstlichen Verwandten, aber Japan

Digitized by Google

ihlte damals etwa 260 Fürsten-Häuser, so dass es ganz bedeutungslos erscheint, enn drei davon einen Brief senden, dessen Inhalt höflich, aber nichtssagend war."

Es sei noch bemerkt, dass die Reise nach Europa über zwei Jahre dauerte, a wiederholte Schiffsunfälle die jungen Japaner betroffen hatten und in Indien nge Zeit auf Fahrgelegenheit gewartet werden musste. Um ihren Lebensnterhalt zu erwerben, leisteten sie Priesterdienste.

Ueberhaupt war der Export von japanischen Waffen verboten, und auch als Geschenke wurden stets Metalle, Stoffe und Thiere, aber niemals Waffen erwähnt. Nur 1597 (Japan's Handel, S. 37) schickt Hideyoshi an den Gouverneur von Manila „Lanzen und Waffen" als Geschenke. Es wäre möglich, dass dieselben weiter nach Madrid geschickt worden sind, aber alle Anhaltspunkte fehlen uns dafür.

Hiernach dürfte es sich empfehlen, die Rüstungen in der Armeria des historischen Mäntelchens zu entkleiden und einfach als japanische Arbeit, ohne Angabe der Zeit, zu bezeichnen. Möglich ist es, dass dieselben zwischen 1597 und 1636, — der Zeit der Vertreibung der Spanier aus Japan, — durch heimkehrende Gouverneure nach Madrid gelangt sind, ebenso möglich, dass sie viel später durch Kauf erworben wurden. —

(17) Hr. P. Reinecke schickt d. d. Knin in Dalmatien, 12. August, folgende Mittheilung:

Slavische Schläfenringe in Dalmatien.

Es dürfte Sie interessiren zu erfahren, dass in Dalmatien unsere typischen Schläfen-Ohrringe nicht fehlen. Hier in Knin, im dalmatinischen Hinterlande, unweit der Grenze gegen Bosnien, hat der Kniner Alterthums-Verein auf der Localität „Biskupija Groblje" Ausgrabungen veranstaltet, bei welchen zahlreiche Skeletgräber aus dem VIII. bis IX. Jahrhundert nach Chr. entdeckt wurden. Die Gräber lagen ausserhalb und innerhalb einer Basilika, und zwar unter riesigen Steinplatten, von denen einige mit rohen Sculpturen (Schwerter, Kreuze, dreiblättrige Palmetten mit langem Stiel und Postament, Halbmonde) verziert waren. Die Männergräber enthielten fast ohne Ausnahme Sporen mit den dazugehörigen Schnallen und Beschlägen; hergestellt sind diese Dinge entweder aus Eisen, zum Theil mit Tauschirung, oder aus Messing, vergoldet, oder aus schlechtem Silber, mit Vergoldung und Niellirung(?); die Ornamente, ciselirt, erinnern an gewisse ciselirte Schmuckstücke, welche dem nordischen Culturkreise in der Wikinger-Periode angehören. In 3 Männergräbern lagen auch Eisenschwerter, zum Theil mit tauschirtem Knauf und tauschirter Parirstange; auch sie schliessen sich ganz an das Schwert der Wikingerzeit an.

Die wichtigsten Beigaben der Frauengräber sind Ohrringe u. s. w. Da die Gräber kroatischen Ursprunges sind, deren Zeit sich übrigens durch eine Anzahl byzantinischer Goldmünzen sehr genau bestimmen lässt, ist es nicht verwunderlich, dass die Ohrringe im wesentlichen diejenigen Formen repräsentiren, welche uns aus Russland, Bosnien und gewissen Theilen Ungarn's, Kroatien's und Slavonien's bekannt sind. Jedoch ist die Zahl der Ohrgehänge und die Fülle der Variationen hierselbst überaus gross. Die vornehmlichsten Typen sind Reifen mit 3 aufgesetzten, hohlen, geschlossenen oder durchbrochenen Perlen, mit einer grossen, aufgezogenen, elliptischen Perle, mit einfachem Kügelchenbesatz, oder überhaupt nur einfache Drahtringe. Die Mehrzahl der Ringe besteht aus Silber mit Vergoldung; verziert sind sie fast durchwegs mit Filigran und Granulirung. Typische Schläfenringe, mit rundem oder vierkantigem Drahtreif und platter ∞-Schleife sind ziemlich häufig; ihr Durchmesser schwankt zwischen 20 und 30 *mm*. Der Reif ist

Digitized by Google

stets von dünnem Draht; dicke oder hohlgetriebene Ringe kommen nicht vor. Die Schleife ist meist recht breit.

Ich muss mich auf diese kurzen Angaben beschränken, da jedes Eingehen auf die Details der werthvollen Funde mich zu weit führen würde. Einige Grabfunde sind bereits in den „Starohrvatska Prosvjeta“ des Vereins in Knin publicirt worden, allerdings mit nur mässigen Autotypien. Ueber die archäologische Bedeutung der frühmittelalterlichen Kleinfunde von Knin werde ich einige Bemerkungen im nächsten oder zweitnächsten Heft der Kniner Vereins-Zeitschrift veröffentlichen. —

(18) Mr. R. G. Haliburton hat, unter Bezugnahme auf diese Verhandl. 1895, S. 525, an Hrn. Rud. Virchow verschiedene Berichte gesendet über

Zwergstämme in Süd- und Nord-America.

1. Auf Grund eines an ihn gerichteten Briefes von Mr. E. J. Sullivan über Zwergrassen in Süd-America: „Having been advised to write to Mr. E. J. Sullivan, an American, who has for commercial objects explored unknown parts of Guiana, and who was likely to know something about dwarf tribes in that country, I asked him to send me any data he might have on that subject. In his reply, dated July 27. 1896, he says: „I will first ask you to excuse the limited information I possess on the subject of Pygmy races, for my trip to South America was not for scientific purposes, but wholly a commercial one. I met while there a great many remarkably small people, who were more likely of an Indian, than of a Negro origin, judging from hair, and colour of skin, which was a brilliant reddish yellow. I saw a few cases of very bushy hair, but this I would attribute more to fashion than to nature. They are very ugly in shape. Their stomach is out of proportion to their legs, arms, and head. . . . . They are, I believe, all Pagans, although I am informed that some of them have some idea of a supreme spirit, or power. They have many fetish gods, or idols, which represent animals, and are very ugly specimens of clay pottery. They have also fetish doctors, who dress in the worst fashion possible, and perform cures, or anything their patient wishes, by applying to a particular god, according to the ability of the patient to pay; and, I presume, if the cure is not successful, it is not the fault of the good doctor.

„They also have tribal marks, that sometimes cover the upper body and head. These are made by slits of the skin. Their huts are sometimes constructed of mud, in which case they are low, and some of them resemble a half egg with an opening at one end. Their name for them is Massongo. The same name applies to their huts, when made from poles, and woven grass, which also differ from the African Kraal.

„In conversing with these people as to the extent of their tribes, and the direction of their homes, they make a gesture to impress one with their vast numbers; and invariably point to the West, or West-South-West as their home. This would indicate, as you suggest in your letter, the head waters of the Orinoco, or else that part of Venezuela near the Brazilian border, or Rio Negro river watershed. On a recent commercial trip I succeeded in obtaining many photographs of these people, who were not over 4 ft. 8 in. in height, and some women were smaller still. Clothing in their villages is only worn by adults, and then seldom more than a cloth over the loin. Many brass and copper ornaments are used by these people, and the hair is worked into many fashions similar to those of the Lunda tribe of Africans (South-Central).

Digitized by Google

„It was my misfortune, while going by sea to the Cely of Nickeri, to lose overboard a travelling bag containing many photographs, and valuable data as to my entire Journey. Were it not for this mishap, I would be able to give more definite and undoubtedly valuable information on this subject. As to the names of these people, as I remember some of them, they were as follows, Makalak, Malaka, Malakrat. This is about the style, but they are all hazy in my memory.

„The Pygmies which I refer to were seen in different parts of Surinam. They all appear to be of the same race, give the same location for their homes, and try to impress one with the vast extent of their race." —

Mr. Haliburton bemerkt dazu in einem Schreiben d. d. Boston, Mass., 29. Juli: „Humboldt refers to the persistent rumours as to there being a race of Pygmies at the head waters of the Orinoco, but he did not visit that country; and he suggested that these rumours were unfounded. Martius (or Spix) saw a racial dwarf at Para; but little further has been learned, though Markham gives the names of two Dwarf tribes, with List of Indian Tribes in the Valley of the Amazon, published by the Anthropological Institute of London, January 1895.

„Mr. Sullivan's letter clears up the question, and leaves no doubt as to the existence of numerous Pygmy tribes in Guiana and Venezuela. I lose no time in sending you a copy, and shall be pleased if this important discovery is made public through your Society and yourself.

„I find you did not refer to the contents of my paper on „Dwarf survivals in the New World" read before the American Association in 1894, and you have since received my paper read in 1895, „Dwarf survivals, and Traditions as to Pygmy Races". I have added some notes which will I trust interest you, as to the wide range of the name Tiki.

„I am anxious to get this dwarf subject out of hand, as I wish to devote myself to the Holy Land of Pount. I believe nothing can be surer, than that it was at Tapount in the Dra Valley. My last discovery in 1894, while in Marocco, was that a name for Pount is „Dmim-Kiel-Pount (or a-Pount)", the Holy Land of Pount.

„Not only Pount, but also Eden, the adjoining region, is so sacred, that it would cost a Jew his life to venture there." —

2. In einem Briefe des Mr. Haliburton vom 5. August heisst es: „I have just received the enclosed notice of the discovery of Pygmy Graves near Waynesburg, Pennsylvania, U. S. A., which I send you. I had previously heard from Prof. Waysthoff, who is about to send skeletons to the Smithsonian Institute. He does not seem to know how to measure such remains, but he can hardly be astray as to his general description. —

„There have been for half a century accounts of small skeletons found in the States of New York, East Tennessee, etc.: a subject referred to in the supplementary note which I have added to the paper read before the American Association 1895.

„In East Tennessee these graves were assumed to be „children's graves", and Professor Putnam of the Peabody Museum examined them in 1876 and pronounced them to contain bones similar to those in ordinary graves, — but at that time Pygmies and Griffins stood on the same level, and he may have been mistaken. — He mentions a curious fact, that these small-sized graves contained remains of both long-headed, and round-headed people.

„Originally, perhaps, they were made for dwarfs, and the bones of a longer race were subsequently placed in them." —

Digitized by Google

Hr. R. Virchow: Die mitgetheilten Beobachtungen beziehen sich zum Theil auf vereinzelte Fälle, bei denen der Beweis nicht geführt ist, dass sie zu wirklichen Zwergstämmen gehören. Ich selbst habe an dem Skelet einer Goajira eine Höhe von nur 1352 *mm* gemessen (Verhandl. 1886, S. 700). Da aber dieses Skelet das einzige war, das mir zur Verfügung stand, so mag das Maass ebenso wenig als ein allgemein gültiges gelten dürfen, wie die Schädelmaasse der Goajiro's, bei denen ich alle Uebergänge von Nannocephalen bis zu Köpfen mittlerer Grösse fand. Hr. A. Ernst in Carácas, der eine kleine Monographie über die Goajiro's geliefert hat, sagt allerdings, sie seien verhältnissmässig klein von Wuchs, aber er fügt hinzu, sie erreichten selten eine Höhe von mehr als fünf Fuss (Zeitschr. f. Ethnol. 1870. II. S. 329). Vielleicht wird die jetzige Verhandlung dem verdienten und sorgsamen Forscher eine Veranlassung zu erneuten Nachforschungen geben. Die ausgesprochene Nannocephalie der weiblichen Schädel mag ja mit einer durchgehend niederen Körperhöhe zusammenhangen. Aber wenn eine solche sich nicht auch bei den Männern finden sollte, so dürfte es doch zweifelhaft sein, ob man die Goajiro's geradezu als einen Zwergstamm reclamiren darf.

Die von Mr. Sullivan besuchten Indianer an den Quellflüssen des Orinoco, die möglicher Weise mit den Goajiro's zu demselben Stamme der Arrowaken gehören, scheinen in der That durchgängig klein zu sein Er giebt ihnen eine Höhe von 4′ 8″, und einzelne Weiber waren noch kleiner. Immerhin wäre es wünschenswerth, dass die Reisenden und die einheimischen Beobachter genauere Angaben über die Stämme, ihre Wohnsitze, die Zahl der untersuchten Personen, ihr Geschlecht und Alter machten. Zwischen kleinen Menschen und Zwergen ist doch ein Unterschied, wenn auch Uebergänge vorkommen. —

Mr. Haliburton hat mir gleichzeitig ein Blatt eines amerikanischen Journals (The Journal, New York, 19. July 1896, p. 29) zugehen lassen, welches Beschreibung und Abbildungen eines prähistorischen „Steingrabes“ enthält, das mit 7 anderen bei Waynesburg, einer kleinen Stadt, 61 miles SW. von Pittsburg, durch Zufall entdeckt wurde. Ein Arbeiter, Thomas Finch, stiess mit der Pflugschar an einen grossen Stein und fand darunter einen Schädel von der Grösse eines kindlichen. Prof. Waysthoff hat die Sache weiter untersucht und bestätigt. Die Gräber sind nach ihm ganz verschieden von denen der Indianer. Jedes derselben war mit einem einfachen flachen Stein bedeckt (42″ lang, 3″ dick, am Kopfende 28″, an der engsten Stelle 24″ breit), der 8″ unter der Oberfläche lag, ohne irgend ein äusseres Anzeichen seiner Anwesenheit. Die Skelette hatten eine kriechende Stellung (crouching position), auf die Arme gestützt, die Beine stark flectirt unter dem Körper, der Rücken stark gebogen, der Kopf wenig erhoben, das Gesicht gegen Süden. Unter jedem Schädel lagen die Reste einer grossen Turteltaube (?turtle); in einigen Gräbern auch Skelette von Vögeln. Hunderte dünner Knochenperlen fanden sich um den Hals, besonders dicht unter dem Kinn. Nur ein metallenes Stück wurde gefunden: ein kleines, halbmondförmiges Kupfer-Ornament mit einem Loch. Das aufgefundene Thongeräth ist nicht weiter beschrieben. Ein Skelet war das eines Kindes, alle anderen gehörten ausgewachsenen Männern oder Frauen an. Der Schädel stand stets in einem Missverhältniss zum Körper; er war, selbst an dem kindlichen Skelet, so gross, wie der einer ausgewachsenen Person. Dagegen waren die Skelette augenscheinlich die von Zwergen.

Da wahrscheinlich bald genauere Beschreibungen folgen werden, so mag diese vorläufige Notiz genügen. Bestätigt sich dieselbe, so scheint allerdings ein Zweifel an der zwerghaften Natur dieses „Vorvolkes“ nicht bestehen zu können. —

Digitized by Google

(19) Hr. A. Götze spricht über

das Spinnen mit Spindel und Wirtel.

Der Güte des Hrn. Premier-Lieutenant H. v. Schierstaedt verdankt das Königl. Museum für Völkerkunde ein zwar modernes, im Allgemeinen aber längst der Vergangenheit angehörendes Object: eine aus einem roh geschnitzten, nach beiden Seiten sich verjüngenden Holzstabe bestehende Spindel, an deren unterem Ende ein Wirtel aus Baumrinde aufgesteckt ist. Sie wurde bis jetzt von einem alten Schäfer aus Trebichow im Kreise Crossen benutzt, der mit ihr während seiner ambulanten Berufsthätigkeit die Fäden, deren er für seine Strümpfe bedarf, aus ungefärbter Schafwolle zu spinnen pflegte. Der ausgesponnene Faden wird über dem Wirtel auf die Spindel aufgewickelt und mittelst einer Schleife an ihrem oberen Ende lose befestigt, dann die Spindel in rotirende Bewegung versetzt und dabei der Faden aus dem Wollklumpen, den der Schäfer in der Tasche trägt, weiter herausgedreht. Ist ein genügend langer Faden gesponnen, wird er wieder aufgewickelt u. s. w.

Dieser alte Schäfer hat ausser Wolle früher auch Flachs in gleicher Weise gesponnen, er kann also auf dem Gebiete der Handspinnerei als Autorität gelten. Er macht nun die interessante Angabe, dass man zum Spinnen von Wolle nur ganz leichte Wirtel aus Holz oder noch besser aus Baumrinde verwenden könne; schwere Wirtel aus Thon oder Stein seien hierzu gänzlich ungeeignet. Letztere seien lediglich zum Spinnen von Flachs zu gebrauchen.

Hieraus folgt — die Richtigkeit der Angaben des Schäfers vorausgesetzt — für die Beurtheilung unserer prähistorischen Funde zweierlei:

1. Ueberall, wo man Wirtel aus Thon oder Stein findet, hat man Flachs oder etwas Aehnliches gesponnen.
2. Das Fehlen von Wirteln aus unvergänglichem Material in gewissen zeitlichen oder örtlichen Culturgruppen beweist nicht die Unkenntniss des Spinnens überhaupt, sondern nur die des Spinnens mit Flachs und Aehnlichem.

Bei der Bedeutung dieser Sätze für die Prähistorie wäre es sehr wünschenswerth, wenn noch mehr Material, welches die Angaben meines Gewährsmannes entweder bestätigt oder modificirt, bekannt würde. —

(20) Hr. Laschke bringt photographische Aufnahmen aus Borneo und Japan zur Vorlage. —

(21) Hr. O. Olshausen legt eine von der Commission für Denkmäler in der Prov. Hannover zur Erweckung des Sammeleifers der Landbevölkerung herausgegebene farbige Tafel vor, Alterthümer durchweg im Maassstabe von $^1/_2$ der nat. Gr. zeigend. —

Hr. R. Virchow bemerkt, dass derartige Tafeln auf Anordnung des Unterrichts-Ministeriums in allen Provinzen des preussischen Staates angeordnet sind und dass die Sache auf der General-Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Hannover verhandelt worden ist. —

(22) Hr. Placzek zeigt und bespricht

den lesenden Wunderknaben Otto Pöhler.

Meine Herren! Sie erinnern sich wohl alle des kleinen Wunderknaben, der vor zwei Jahren bei seiner öffentlichen Zurschaustellung im Passage-Panopticum durch seine geistige Frühreife allgemeines und wohlberechtigtes Erstaunen weckte.

Digitized by Google

Das zu jener Zeit erst zweijährige Kind, obwohl im Körperzustande durchaus gleichalterigen Kindern entsprechend, las mit merkwürdigem Eifer und einer verblüffenden Unfehlbarkeit jedes Wort, das ihm vor Augen kam, gleichgültig, ob es sich um Schrift- oder Druckzeichen, selbst um deren verzerrteste, verschnörkelteste Formen handelte.

In Folge der übermässigen Anforderungen, welche die Leitung des Passage-Panopticums zur Förderung ihres rein geschäftlichen Interesses an das Kind stellte, in Folge des vielstündigen täglichen Aufenthaltes in unhygienischem Raume, stets umlagert von zahlreichen Menschen, begann die Gesundheit des Kindes zu leiden. So selbstverständlich es nun scheint, dass unter solchen Verhältnissen die öffentliche Vorführung sofort hätte inhibirt werden müssen, so bedurfte es doch erst einer complicirten Gerichtsverhandlung und eines eingehend motivirten Gutachtens meinerseits, um das Kind den schädlichen Einwirkungen der Oeffentlichkeit zu entreissen. Für die ungestörte Fortentwickelung der fruchtbaren Geisteskeime war so wenigstens eine relative Garantie geboten. Wenn ich nun heute das nunmehr vierjährige, wohlentwickelte Kind vorstelle, so verfolge ich hiermit zwei Ziele. Erstens möchte ich die Fortentwickelung der früheren Geistesfähigkeiten zeigen, zweitens aber neu hinzugekommene besprechen, welche nicht minder berechtigtes Erstaunen erregen dürften. Zum Schlusse werde ich mir erlauben, das psychische Geschehen bei diesem Kinde in seiner Entwickelung und seiner Räthselhaftigkeit auf Grund der Lehren der modernen Psychologie zu deuten. (Vortragender lässt den Knaben verschiedene Zeitungsstellen lesen.)

Im Laufe der letzten zwei Jahre, welche die körperliche Entwickelung ungestört verlaufen liessen, hat sich nicht nur die Lesefähigkeit bis zu dieser Vollkommenheitsstufe entwickelt, sondern gleichzeitig hat sich auch eine Gedächtnisskraft gezeigt, welche für die Zukunft zu sanguinischen Hoffnungen berechtigt. Ich habe zu dem Zwecke von der Mutter eine Auslese der dem Kinde geläufigen Geschichtsfacta zusammenstellen lassen, die schon ein kleines Buch füllen. (Vortragender fragt das Kind nach einigen Geburts- und Todes-Tagen und -Jahren, die dieses fehlerfrei beantwortet.)

Geradezu verblüffend wirkt die spielende Leichtigkeit, mit welcher das Kind grössere Zahlenreihen liest und, was noch merkwürdiger ist, auch nach längerer Zeit reproducirt (Demonstration). Jeder Spaziergang durch Berlin liefert dem Kinde zahlreiche, neue, festhaftende Eindrücke, jede Angabe auf den öffentlichen Denkmälern wird hier getreulich gebucht.

Greifen wir bei unserem Deutungsversuch zunächst die so frühzeitig und ohne den hergebrachten Unterricht entwickelte Lesefähigkeit heraus, so ist es nur naturgemäss, diese mit deren mühseligem Erwerb beim Durchschnittsmenschen in Parallele zu stellen. Wie lernt ein Kind lesen? Zunächst ist es der verhältnissmässig einfache Gesichtseindruck eines einzelnen Buchstaben, welcher auf der Bahn des Schnerven in's Hirninnere dringt und dort an einer bestimmt charakterisirten Stelle der Hirnrinde, dem sogenannten centralen Projectionsfelde des Sehgebietes, als Erinnerungsbild abgelagert wird. Die gleichzeitig vernommene Bezeichnung des Buchstaben dringt vermittels des Hörapparates zu einem anderen Projectionsfelde der Hirnrinde, um dort als Klangbild deponirt zu werden. Je öfter nun der Lernende den Buchstaben sieht und seine Bezeichnung vernimmt, um so leichter werden die eben geschilderten Wege zu den genannten Hirnrinden-Territorien zurückgelegt, um so leichter wird der Buchstabe wiedererkannt oder, was dem Begriffe des Wiedererkennens vollinhaltlich entspricht, um so leichter werden die Erinnerungsbilder des Geschenen und Gehörten zu neuem Leben erweckt.

Digitized by Google

Tritt der Buchstabe in veränderter Gestalt vor das Auge des Kindes, so bedarf es erst eines vergleichenden Bewusstseins-Actes, um das gleiche Klangbild mit dem neuartigen Erinnerungsbilde in Einklang zu bringen, kurz, wir ersehen schon aus dieser flüchtigen Schilderung, welch' complicirte Geistesarbeit ablaufen muss, ehe nur ein einziger Buchstabe fester Bestandtheil unseres Wissensschatzes wird. Erst dann ist dieses Ziel erreicht, wenn die ihm entsprechenden Erinnerungsbilder hinreichend lebhaft und fest mit einander verknüpft und die zu ihnen führenden Hirnpfade genügend ausgeschliffen sind. Hieraus erhellt zur Genüge, welch' vielgestaltige Arbeit die Verbindung von Einzel-Buchstaben zum Worte, die associative Verknüpfung der zugehörigen Erinnerungsbilder darstellt.

Ist nun, so müssen wir fragen, die vollendete Lesefertigkeit dieses Kindes auf so mühselige Weise erworben worden? Die Antwort lautet: nein, denn erstens hat ein Unterricht in der gewöhnlichen Form nicht stattgefunden, wäre wohl auch bei einem zweijährigen Kinde auf Schwierigkeiten gestossen, und zweitens konnte ich bei eingehender Untersuchung die merkwürdige Thatsache constatiren, dass das Kind, welches jedes Wort spielend leicht las, gar nicht alle Bestandtheile des Wortes kannte, dass ihm eine Anzahl Buchstaben des Alphabets völlig fremd waren.

Wollen wir dieses Räthsel deuten, so bleibt uns nur die Annahme, dass jener Vorgang, der, wie ich zuvor schilderte, die Kenntniss eines Buchstaben zu unserem geistigen Besitz macht, hier zuvörderst im Buchstaben-Complex, im Wort, sich vollzog. Das Kind sah ein Strassenschild, die Mutter nannte ihm den Strassennamen, und nun wurden diese beiden Sinnes-Eindrücke im Hirn associativ verknüpft, allerdings mit erstaunlicher Schnelligkeit. Erst dort vollzog sich dann automatisch die Zergliederung des Wortes in die Einzeltheile, so dass das Erkennen eines neuen Wortes jedes folgende Mal sich leichter vollzog.

Ist nun, so müssen wir weiter fragen, diese hypothetische Annahme nicht ungeheuerlich, da ja die gesehenen Worte in fast unendlicher Zahl und einer nicht zu schildernden Mannichfaltigkeit vor unsere Sinne treten? So erscheint es nur auf den ersten Blick, denn wenn die Behauptung Meynert's zu Recht besteht, so betrug selbst Shakespeare's Wortschatz nur 15 000 Worte, und der eines englischen Matrosen übersteigt nicht die Zahl von einigen Hunderten. Es stände also meine Annahme, dass hier von Anfang an jedes Wort ein Erinnerungsbild in der Hirnrinde des Kindes hinterliess und die Summe derer erst das Wiedererkennen neuer Worte ermöglichte, durchaus nicht auf schwachen Füssen.

Die vielleicht noch discutirbare Auffassung, dass es sich hier um eine Vererbung erworbener Eigenschaften, die Lesefähigkeit der Eltern, handle, möchte ich aus verschiedenen, hier nicht näher zu erörternden Gründen unerwähnt lassen.

Für die phänomenale Gedächtnisskraft eine Erklärung zu geben, ist ebenfalls nur auf dem Boden der Hypothese möglich, und diese muss anknüpfen an die modern psychologische Auffassung, laut welcher die Hirnrinde des Menschen die Sinnesreize der Aussenwelt nach Art einer photographischen Platte erfasst. Wie die Eindrucksfähigkeit der photographischen Platte vielfache Varianten aufweist, so müssen wir in Analogie schliessen, dass die Hirnrinde des Menschen, trotz äusserlich gleicher Bauart, die gleiche Variabilität besitzt, und wie die vollkommenste photographische Platte jene zur Aufnahme von Momentbildern dienende darstellt, so ist auch in der Eindrucksfähigkeit dieser Kinder-Hirnrinde eine hochvollkommene Steigerung in der Construction des percipirenden Organs gegeben.

Zum Schlusse sei es mir gestattet, mit wenigen Worten die naheliegende Frage zu beantworten: Was wird aus diesem Kinde werden? Dass hier vielver-

Digitized by Google

sprechende Keime für die Zukunft schlummern, ist unzweifelhaft, aber mit Nothwendigkeit heischen sie eine individuelle Pflege. Schon jetzt zeigt sich, wenn das Kind mit Altersgenossen im Spiele sich vereint, ein bedenklicher Zwiespalt, da das Kind seine geistige Ueberlegenheit und seine andersartigen Neigungen wohl kennt. Dieser Zwiespalt wird um so bedenklicher werden, wenn der Schulbesuch beginnt. Dann wird der Einzelunterricht, der streng individualisirend die vorhandenen Geisteskeime zu entwickeln strebt, unumgänglich nothwendig. Leider sind die Lebensverhältnisse der Eltern nicht derart, um eine Erziehung in dem gewünschten Sinne zu ermöglichen. Es wäre deshalb ein recht verdienstliches Werk, wenn ein reicher Mäcen hier seine Fürsorge bethätigte. Für dieses Kind gelten eben voll die Worte, welche Dühring über Jugenderziehung, speciell die seiner eigenen Kinder, sprach: „Ohne die Verschonung mit der gemeinen Schulfrohn, also mit der Sitzquälerei und dem abstumpfenden, ja geisttödtenden Kram hätte auch wahrlich mein älterer Sohn nicht schon im Alter von 14 Jahren ein wichtiges physikalisch-chemisches Gesetz entdeckt! Alle Originalität, die er weiterhin entwickelte, wäre bei gemeinem Schulbesuch sicherlich zurückgehalten, ja wahrscheinlich für immer erstickt worden." —

Hr. R. Virchow erinnert daran, dass er in der Sitzung vom 20. October 1894 (Verhandl. S. 445) einen kurzen Bericht über das „lesende Kind" gegeben und die Nothwendigkeit, dasselbe den störenden und erregenden Einflüssen der Vorführung zu entziehen, betont hat. So wenig er damals in der Lage war, die merkwürdige Befähigung des Kindes zu deuten, so wenig ist dies nach der hypothetischen Deutung des Hrn. Vorredners der Fall. Selbst die Annahme desselben, die er auf die „moderne psychologische Auffassung" von der photographischen Einrichtung der Gehirnrinde stützt, macht es nicht erklärlich, weshalb ein zweijähriges Kind fast fliessend lesen kann, das niemals lesen gelernt hat. Die gegebene Deutung passt in gleicher Weise für jeden Vorgang des Gedächtnisses, auch bei ganz gewöhnlichen Menschen; für die Erklärung der staunenswerthen Befähigung des Kindes, die vor 2 Jahren, als es erst 2 Jahre alt war, noch weit mehr Eindruck machte, wird die weitere Hypothese erforderlich, dass nicht nur sein photographischer Apparat in der Hirnrinde anders beschaffen ist, als bei anderen Kindern, sondern dass auch die Organisation anderer psychischer Apparate oder die Combination derselben unter einander eine andere ist. Soweit ist auch die moderne Psychologie noch nicht fortgeschritten, um die Localisation ungewöhnlicher Fähigkeiten anatomisch oder experimentell zu zeigen. Die neueste psychologische Auffassung verlegt die Combinations-Thätigkeit übrigens nicht mehr in die Gehirnrinde, sondern in mehr central gelegene Theile. Es kann also nur empfohlen werden, falls ein derartiges Gehirn zur Autopsie kommt, recht genaue Untersuchungen über den anatomischen Bau desselben zu machen. —

(23) Hr. Rud. Virchow erstattet Bericht über

die anthropologischen und archäologischen Congresse des Spätsommers.

Der Spätsommer dieses Jahres brachte eine wahre Hochfluth von Congressen. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde ich kaum daran gedacht haben, dieser Verführung nachzugeben; aber es handelte sich um eine Anzahl von Städten, um nicht zu sagen, von Ländern, welche theure Erinnerungen für mich enthielten, und der Gedanke an alte Freunde, die ich wiedersehen sollte, wurde noch verstärkt durch den Hinblick auf die vielen, welche nun schon der Schooss der Erde deckt.

Digitized by Google

So bin ich denn von Ort zu Ort, von Land zu Land gefahren, und die neuen Erlebnisse sind so zahlreich geworden, dass ich mich auf eine kleine Auslese beschränken muss. Wenn dieselbe vielfach einen mehr subjectiven Anstrich gewinnt, so mögen die besonderen Umstände meiner Reise zur Entschuldigung dienen.

1. Die XXVII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Unsere Versammlung war auf die Tage vom 3. bis 6. August in die Hauptstadt der bayrischen Rheinpfalz, nach Speyer, einberufen. Schon am Sonntag, 2. August, sammelten sich die zureisenden Mitglieder. Bald waren fast alle deutschen Länder vertreten. Dagegen fehlten fast alle Gäste aus anderen Ländern, Oesterreich ausgenommen, — eine Erscheinung, die allmählich immer mehr hervortritt, je zahlreicher die Congresse überall werden. Um so erfreulicher war die lebhafte Theilnahme, welche die Pfalz selbst und die Nachbargebiete bewiesen; nicht nur waren in Speyer Männer aus allen südwestlichen rheinischen Ländern erschienen, sondern es lagen auch die freundlichsten Einladungen von Dürkheim und Worms vor, denen zu entsprechen nur durch die knappste Eintheilung der Zeit ermöglicht wurde. Indess der gute Wille und die Beweglichkeit unserer Mitglieder hat alle diese Schwierigkeiten überwunden und wir haben das reiche Programm voll ausgekostet.

Es war für mich persönlich eine herzliche Freude, diesmal als Vorsitzender der Gesellschaft alle die Plätze wieder zu besuchen, mit denen ich seit einem Menschenalter vertraut bin. Freilich war die Zahl der alten Freunde stark gelichtet, aber die Erinnerung an die alten Beziehungen war noch lebendig geblieben. Es war bei Gelegenheit der 36. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte im Jahre 1861 gewesen, dass ich mit den Bürgern von Speyer in ein näheres Verhältniss getreten war, und ich hatte mich darauf vorbereitet, dass diese alte Erinnerung mit den Männern, welche damals Freundschaft mit uns schlossen, verschwunden sein werde. Um so dankbarer empfand ich es, erkennen zu dürfen, dass die Erinnerung nicht nur an gemeinsame Erlebnisse, sondern sogar an gewisse Aussprüche von damals festgehalten ist. Wie gern wiederholte ich daher den alten Spruch: „Fröhliche Pfalz, Gott erhalt's!“ und wie herzlich danke ich auch heute wieder allen pfälzischen Freunden für den unvergesslichen Empfang, der uns zu Theil ward!

Es ist heute keine Zeit, aller der Einzelnen zu gedenken, welche dazu mitgewirkt haben, oder die Verhandlungen zu besprechen, welche dort stattfanden. Der stenographische Bericht ist auch diesmal von dem unermüdlichen General-Secretär der Gesellschaft, Hrn. Johannes Ranke, und zwar mit besonderer Ausführlichkeit, vorbereitet worden, so dass eine genaue Kenntnissnahme allen unseren Mitgliedern leicht sein wird. Ich muss mich auf ein Paar Bemerkungen beschränken.

Zuerst in Bezug auf die Sammlungen des Historischen Vereins der Pfalz. Sie waren schon früher höchst bemerkenswerth, insbesondere durch die Kostbarkeit der Bronzefunde und durch den Reichthum an Thongeräth. Sie sind seitdem ausserordentlich vermehrt worden und zugleich haben sie eine wundervolle Aufstellung in geordneten Reihen erfahren. Unter ihnen nimmt gegenwärtig das Thongeräth aus der römischen Kaiserzeit durch Zahl und Erhaltung der Gegenstände den ersten Platz ein. Unsere Geschäftsführer, Hr. Director Ohlenschlager und Prof. Harster, deren autoritative Stellung in römischen Dingen allgemein anerkannt ist, zeigten uns, was planmässige Arbeit auf einem so reichen Felde zu leisten im Stande ist.

Digitized by Google

Die Festschrift, welche uns im Namen des Historischen Vereins überreicht wurde, enthält ausser werthvollen Beiträgen zur pfälzischen Volkskunde (Dr. L. Grünenwald) und zur pfälzischen Prähistorie (Dr. Mehlis) eine umfangreiche Abhandlung des Hrn. Harster über die Terra-Sigillata-Gefässe des Speyerer Museums, welche als ein bleibendes Monument dieser Festtage bezeichnet werden darf. Bekanntlich hat die Umgegend des Städtchens Rheinzabern (Tabernae Rhenanae) eine grosse Anzahl alter Töpferöfen und eine fast unerschöpfliche Fülle von Thongeräthen, zum Theil wenigstens in trefflichster Erhaltung, zu Tage treten lassen. Hr. Harster hat in einer, mit naturwissenschaftlicher Treue durchgeführten Detailbeschreibung, welche zunächst an das rothe Geschirr anknüpft, den schon früher aufgestellten Satz bestätigt und erweitert, dass unter allen bekannten Fabrikationsplätzen dieses Geschirrs Rheinzabern an erster Stelle zu nennen ist, nicht allein wegen der Ausdehnung des dortigen Kunsthandwerks, sondern auch wegen seiner Handelsbeziehungen bis in ferne Gegenden der römischen Provinzen. Nicht nur den Rhein hinab bis zu seinen Mündungen, ja selbst nach Nord-Frankreich und Britannien, wurden die Producte von Tabernae vertrieben, sondern auch rheinaufwärts nach der Schweiz, Süd-Frankreich, ja selbst nach Mittel-Italien und ebenso längs der Donau bis nach Noricum verbreitete sich dieser Handel. Beiläufig mag gesagt sein, dass es eine dankenswerthe Aufgabe sein würde, auch für Deutschland einmal eine vollständige Uebersicht der bis weit nach Osten zerstreuten, wenn auch spärlichen Funde von Terra-Sigillata-Gefässen zu veranstalten und deren Herkunft aus dem „rheinischen Arettium" zu prüfen. Mit grossem Scharfsinn hat Hr. Harster die Frage erörtert, welche Gefässe aus dem Süden importirt, welche südlichen Vorbildern nachgeahmt und welche in selbständiger Fortentwickelung von einheimischen (gallischen) Künstlern geschaffen worden sind. —

Der 6. August sah uns schon in Dürkheim. Als wir (Baron Andrian, Ranke und ich), nach einer prächtigen Morgenfahrt durch die weiten Gefilde der Vorderpfalz, in der mir besonders lieben Rebenstadt eintrafen, war die Gesellschaft, die mit der Eisenbahn gefahren war, schon zum Brunholdisstuhl und zur Heidenmauer hinaufgestiegen. Wir trafen sie erst wieder auf dem herrlichen Aussichtsfelsen über dem Grethener Thal und machten dann unseren gemeinschaftlichen Besuch auf dem alten Kloster Limburg, dessen zerklüftete Mauern immer noch der Zerstörung der Atmosphärilien Widerstand leisten. Bei dem üppigen Festmahl in Dürkheim fanden wir die erwünschte Gelegenheit, mit lieben Freunden Gruss und Gegengruss auszutauschen und die edelsten Weine zu proben, welche Dürkheim und Deidesheim in neuerer Zeit hervorgebracht haben. Mit schwerem Herzen mussten wir scheiden, um noch am Abend Worms zu erreichen und so den nächsten Tag voll den Wundern der Hauptstadt der alten Burgundionen zu widmen.

Hier erwarteten uns die Behörden der Stadt und viele wackere Freunde der nationalen Archäologie, an ihrer Spitze der treffliche Dr. C. Köhl. Ich will nicht von dem Paulus-Museum mit seinen reichen Schätzen aus der merovingischen Zeit reden; ein Paar Jahrzehnte haben genügt, um ihm Weltruhm einzutragen. Nur die grossen Ueberraschungen, welche die letzte Zeit gebracht hat, sollen mit ein Paar Worten angedeutet werden. Zunächst die durch Zufall aufgedeckte Römerstrasse, welche einst von Strassburg nach Mainz führte und längs welcher sich die Gräberstadt hinzog. Verschiedene römische Gräber waren zu unserer Belehrung frisch aufgedeckt. Sodann das grosse Grabfeld der jüngeren Steinzeit auf der Rheingewann, welches seit der berühmten Ausgrabung des älteren Lindenschmit am Hinkelstein bei Monsheim (ganz in der Nähe von Worms) die grösste Ueberraschung gewesen ist, welche die rheinische Archäologie in der neueren Zeit erlebt

Digitized by Google

hat. Wir erhielten eine schöne, illustrirte Beschreibung desselben (Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung von Köhl), welche schon über 69 Gräber berichtet[1]). Der überaus glückliche Umstand, dass dieses Gräberfeld sofort systematisch untersucht werden konnte, dank der Hülfe des stets bereiten Mäcens Hrn. v. Heyl und der Leitung durch einen so erfahrenen Gräberforscher, wie Hr. Köhl, und dass alle, auch die kleinsten Fundstücke gesammelt und bewahrt, die Gräber photographirt und die Gebeine, soweit sie überhaupt noch vorhanden waren, sorgsam gehoben wurden, hat das Paulus-Museum sofort zu dem reichsten Schatzhause der neolithischen Zeit gemacht, zu einem so reichen, dass die Zeit hoffentlich nicht mehr fern sein wird, wo dieses ehrwürdige, aber überfüllte Haus durch ein grosses modernes Museums-Gebäude wird ersetzt werden müssen. Die einsichtsvolle Leitung der städtischen Verwaltung durch den Hrn. Ober-Bürgermeister Küchler wird gewiss auch dieser grossen Aufgabe ihre einflussreiche Theilnahme schenken.

Der Tag ging zu Ende und es musste geschieden sein. Frisch gestärkt durch manchen Trunk der kostbarsten Liebfrauenmilch sagten wir nicht bloss den Wormser Freunden für den herrlichen Tag herzlichsten Dank, sondern auch Lebewohl den Unserigen. Unsere Wege trennten sich. Mit mir mussten die HHrn. Ranke und Wagner (Karlsruhe) zu einer wichtigen Sitzung des Vorstandes des römisch-germanischen Central-Museums nach Mainz, um die weitere Entwickelung und Organisation dieser wichtigen Anstalt zu berathen. Unter dem geschäftskundigen Vorsitz des Präsidenten Lippold wurden in einer langen Sitzung die Hauptgesichtspunkte festgestellt und die neu eingerichteten Räume einer Besichtigung unterzogen. Dann kam wieder die Trennungsstunde, und am Abende des 8. August begann ich meine russische Reise, zunächst über Berlin, wo mir noch einige Stunden der Vorbereitung blieben. —

2. Der X. Russische Archäologische Congress zu Riga.

Die Einberufung dieses Congresses lautete auf den 1./13. August; seine Dauer war bis zum 8./20. August geplant, sie erstreckte sich jedoch noch über diesen Termin hinaus. Denn die Aufgabe dieses Congresses, die auch das ganze Mittelalter und namentlich die kirchliche Kunst umfasst, ist so weit gespannt, dass von Anfang an 11 Abtheilungen angeordnet werden mussten. Dem entsprechend war auch die Zahl der Theilnehmer aus allen Theilen des grossen Reiches eine ungewöhnlich grosse.

Am 10. August Abends trat ich in Begleitung meines Sohnes Hans die Reise an. Bei der grossen Schnelligkeit unseres Eisenbahnzuges erreichten wir schon am nächsten Mittag die Grenzstation Wirballen. Ein besonderer Glücksfall hatte uns als Reisegefährten zwei Rigenser zugeführt, Hrn. Kymmel und Hrn. v. Sengbusch, den Bruder des Mannes, der uns für die Dauer unseres Aufenthaltes sein Haus angeboten hatte. So wurden wir während der Fahrt über vielerlei wichtige Verhältnisse unterrichtet. Manches hatte ich schon schon vorher durch unseren städtischen Bibliothekar, Hrn. A. Buchholtz, einen geborenen Rigenser und Bruder des dortigen Geschäftsführers, und durch Hrn. Georg Schweinfurth erfahren, der eben von einem Besuche seiner Vaterstadt Riga zurückgekehrt war, als ich in Berlin eintraf. Da ich selbst schon einmal in Riga gewesen war, so gestaltete sich in meinem Geiste ein recht anschauliches Bild dessen, was ich zu erwarten

1) Ein Auszug aus dem Berichte der Wormser Zeitung steht in unseren „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde", Nr. 4 und 5.

Digitized by Google

hatte. Dieses nahm eine besonders warme Färbung an, als der Stationsvorsteher in Wirballen mir eröffnete, dass eine Depesche des Präsidenten des Congresses, der Frau Gräfin Uwaroff, meine Ankunft angemeldet und Anordnungen wegen der Weiterbeförderung getroffen hatte. Wir erhielten sofort einen durchgehenden Wagen bis Riga.

Mit dem Wagen war nun freilich noch nicht die durchgehende Fahrt gegeben. Im Gegentheil, wir gelangten im Laufe des Nachmittags nur bis Koschedary, einem dorfähnlichen, aber sehr ausgedehnten littauischen Orte, wo wir einen Aufenthalt von 4½ Stunden hatten. Es war also Zeit, uns umzusehen. Die ganze Bevölkerung, auch die zahlreichen Juden, blauäugig und blond, zum Theil sogar weissblond. Lauter Holzhäuser mit Stroh- oder Schindeldächern, Dachreitern und Vorbauten mit untergestellten Holzsäulen, am Giebel Walmdächer und Pferdeköpfe. Zahlreiche kleine Wägelein, die gleichfalls kleinen Pferde in grossen Holzkumten, Alles in lebhafter Bewegung. Wir waren in der „Fremde". Unser Deutsch wurde selten verstanden; wir mussten zum Lexikon greifen. — Die Nacht war schon angebrochen, als wir weiter befördert wurden. Die Reise ging durch den südlichen Theil von Kurland über Mitau geradeswegs auf Riga zu.

Bis dahin hatten wir nur Klagen über die grosse Hitze und die endlose Trockenheit gehört, welche seit Anfang Juli geherrscht hatte. Auch unsere Fahrt war bis über die Grenze hinaus in vollem Sonnenschein und bei warmer Luft verlaufen. Jetzt aber trübte sich der Himmel, ein feuchter Nebel lag über den moorigen Flächen, und als wir in Riga eintrafen, fiel dichter Regen. Trotzdem waren Hr. und Frau v. Sengbusch am Bahnhofe. Sie geleiteten uns über die lange Düna-Brücke und führten uns in ihr Stadthaus, das sie geräumt hatten, um uns Platz zu machen. Sie selbst wohnten inzwischen draussen, auf der linken Düna-Seite, in ihrem „Höfchen". So heissen die ländlichen Besitzungen der ansässigen Familien, die auf einem früheren Dünen-Gebiete angelegt und unter sorgsamer Pflege in prächtige Gärten und Parks umgestaltet sind. Es ist hier nicht der Ort, die Annehmlichkeit der uns gebotenen Gastfreundschaft, die vorsorglich allen unseren Wünschen zuvorkam, zu schildern; bis zu der letzten Stunde hatten wir die angenehme Empfindung, gern gesehene Gäste zu sein. Ich will nur erwähnen, dass die angesehene Stellung, welche die Familie v. Sengbusch schon seit mehreren Generationen in der Stadt einnimmt, uns den Zugang zu allen den zahlreichen Anstalten und Einrichtungen eröffnete, welche die alte deutsche Gemeinde geschaffen hat. Hr. v. Sengbusch selbst, der einen grossen Theil des europäischen Korkhandels beherrscht, hat auf seinem Grundstücke ein umfangreiches Fabrikwesen eingerichtet, wo das Korkholz aus Portugal, Spanien und Africa in grossen Massen aufgestapelt und von zahlreichen Arbeitern, unter Hülfe der besten Schneide- und Pressmaschinen, verarbeitet wird.

Die Stadt Riga hat seit dem Jahre 1877, wo ich sie kennen lernte, ihren Charakter stark verändert. Sie hat nicht gerade aufgehört, eine Handelsstadt zu sein, obwohl die Veränderungen in dem Getreidehandel ihr grossen Abbruch gethan haben, aber sie hat mehr und mehr die Eigenschaften einer Fabrikstadt angenommen. Als solche hat sie, namentlich in ihren Aussenbezirken, sich immer weiter ausgedehnt und die Bevölkerung hat zugenommen. Aber auch diese Zunahme hat viel dazu beigetragen, ihr Wesen zu verändern. Denn es ist vorzugsweise die Arbeiterbevölkerung, welche sich vermehrt, und diese setzt sich zu einem kleineren Theile aus Russen, zum grösseren aus Letten zusammen. Damit verbinden sich jene Einflüsse, welche ich in meinem Vortrage vom 20. October 1877 (Verhandl. S. 367) kurz, aber in aller Offenheit besprochen und mit deren Schilderung ich

Digitized by Google

damals einen energischen Einspruch Seitens der Dorpater gelehrten Gesellschaft hervorgerufen hatte. Leider haben sich meine Befürchtungen, und noch dazu in verstärktem Maasse, bestätigt: die Lettisirung hat Fortschritte gemacht und die deutsche Bevölkerung wird mehr und mehr zurückgedrängt, namentlich seitdem die russische Sprache in hohe und niedere Schulen und auch in das öffentliche Leben eingeführt worden ist. Die Gerichtshöfe verhandeln in russischer Sprache, die städtischen Körperschaften sind verpflichtet, ihre öffentlichen Acte in derselben vorzunehmen. In Riga ist eine glänzende russische Kathedrale erbaut, auch im Lande mehrt sich die Zahl der orthodoxen Kirchen und namentlich die Zahl der Popen. Die Umwandlung der berühmten deutschen Universität Dorpat in die russische Universität Jurjew hat auch die Vertrauensseligen erschüttert und die Auswanderung der gebildeten Männer, auch der eigentlichen Gelehrten, gesteigert.

Es mag genügen, dies constatirt zu haben. Wir können daran nichts ändern. Der harte Schlag ist gefallen, das Geschick des Volkes vollzieht sich in unabwendbarer Consequenz. Uns wurde noch einmal ein Bild der ununterbrochenen wissenschaftlichen Arbeit geboten, welche auf dem Boden der prähistorischen und frühhistorischen Gebiete von den deutschen Gesellschaften der 3 Ostsee-Provinzen geleistet worden ist. Es verstand sich von selbst, dass der Congress, als ein russischer, in russischer Sprache verhandelte. Indess war schon in dem Programm (§ 29) zugelassen, dass das Gelehrten-Comité besondere Sitzungen anberaumen könne, in denen in französischer und deutscher Sprache verhandelt werde. Von dieser Bestimmung ist in liberalster Weise Gebrauch gemacht worden: sowohl die Eingebornen der Ostsee-Provinzen, als auch die anwesenden „Reichsdeutschen" haben in ihrer Muttersprache ihre Beobachtungen dargelegt. Die Reichsdeutschen waren freilich nicht so zahlreich, wie ich es bei der Wichtigkeit des Congresses gewünscht hätte; als ich mit meinem Sohne Prof. Hans Virchow in Riga eintraf, fand ich nur die HHrn. Bezzenberger, Conwentz, Grempler und Voss vor. Unsere Leistungen mussten bei der Anwesenheit so zahlreicher und bedeutender Forscher aus allen Theilen Russland's begreiflicher Weise weit in den Hintergrund treten. Selbst für die nächste locale Aufgabe, die uns interessirte und für die ich auf Grund meiner früheren Beobachtungen ein eigenes Urtheil hatte, ich meine, für die Darstellung der Prähistorie der Ostsee-Provinzen, hatten wir mehr zu lernen, als zu lehren, zumal da der berufenste Vertreter derselben, Prof. Hausmann von Dorpat, auf dem Platze und stets zu bester Auskunft gerüstet war.

Von höchstem Werthe für ein eingehendes Studium der inländischen Alterthümer waren die in reichster Fülle ausgestatteten Ausstellungen der gesammelten Gegenstände. Die Museen von Riga, Dorpat, Reval und Mitau hatten ihr Bestes gegeben; selbst Wilna war hier zum ersten Male vertreten. Dazu kam, dass auch die Letten und Esten besondere Ausstellungen veranstaltet hatten, welche hauptsächlich ethnographisches Material zur Anschauung brachten. Auf den Wunsch der Gräfin Uwarow war ferner eine Bibliographie der Archäologie Liv-, Est- und Kurland's hergestellt worden. Diese wichtige, im Auftrage der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostsee-Provinzen Russland's von Hrn. Anton Buchholtz ausgeführte Arbeit wird nicht nur ein dauerndes Zeugniss für die Arbeitsfähigkeit des Verfassers, sondern auch eine ruhmvolle Erinnerung an die ernste und methodische Thätigkeit der deutschen Gesellschaften bleiben. Sie bringt für die Zeit von 1604—1896 ein chronologisch geordnetes Verzeichniss der Autoren und ihrer Schriften, welche in continuirlicher Reihenfolge die Vorzeit des Landes behandelt haben. Es sind 771 Nummern, von denen die Mehrzahl ein-

Digitized by Google

heimischen Schriftstellern angehört, unter denen jedoch auch fremde Mitarbeiter, insbesondere „Reichsdeutsche", vertreten sind. Für jeden, der sich mit der ostbaltischen Prähistorie beschäftigt, wird dieses Quellenwerk ein werthvoller Besitz bleiben.

Von noch grösserer actueller Bedeutung, in der That eine literarische Musterleistung, ist der grosse, illustrirte Katalog der Ausstellung, zu dem sämmtliche gelehrten Gesellschaften der Ostsee-Provinzen und zahlreiche Einzelne beigesteuert haben. Es ist dabei zu erwähnen, dass die eigentliche Congress-Ausstellung ausser der Archäologie auch Urkunden und Handschriften, Siegel, Münzen und Medaillen, sowie Goldschmiede-Arbeiten umfasste. Jede dieser Abtheilungen erregte die Bewunderung der Beschauer; für meinen heutigen Zweck muss ich mich auf die Archäologie beschränken. Die Bearbeitung dieser Abtheilung lag den HHrn. Hausmann und Anton Buchholtz ob: der erstere hat eine vortreffliche, an materiellem Inhalt reiche, ja erschöpfende Einleitung geliefert; dem anderen verdanken wir die genaueste Zusammenstellung der Einzelnachweise und die Leitung der ikonographischen Beigaben. Letztere geben auf 34 Tafeln die Abbildungen der hauptsächlichsten Gegenstände; sie sind nach photographischen Aufnahmen des Hrn. Rob. Borchardt in Riga durch unseren Landsmann Alb. Frisch in sauberster Weise in Lichtdruck hergestellt. Der Gesammtbestand der ausgestellten archäologischen Gegenstände beziffert sich auf 855 Nummern.

Nach der Eintheilung des Hrn. Hausmann waren die Fundstücke aus Liv-, Est- und Kurland chronologisch folgendermaassen geordnet:

1. älteste Zeit, 300 Nummern.
2. Geräthe der Bronzezeit, 8 Nummern.
3. Depotfunde, 10 Nummern.
4. Gräberfunde, I. Periode vom 1. bis zum 8. Jahrh. nach Chr., 73 Nummern.
5. „ , II. „ „ 8. Jahrh. ab, 360 Nummern, und zwar
   a) Lettisch-livisches Gebiet, 264 Nummern.
   b) Estnisches Gebiet (Nord-Livland, Estland, Inseln Oesel, Moon und Dagden), 95 Nummern.
6. Funde vom 15. Jahrh. ab, 39 Nummern (darunter 5 Gussformen und Stempel).

Es würde nicht möglich sein, alle diese Abtheilungen hier genauer durchzugehen; es muss deswegen auf die Einleitung des Hrn. Hausmann verwiesen werden. Dagegen will ich die ersten Kategorien kurz besprechen. Sie enthalten das, was mich schon vor 19 Jahren veranlasste, eine Reise nach Livland und Kurland zu unternehmen und was auch diesmal der Hauptgrund für meine Betheiligung war, nehmlich das Material zur Beurtheilung der ältesten Bevölkerungsgeschichte dieser Landschaften. In der That sind die Funde aus dieser Zeit immer noch die vornehmsten Gegenstände der Aufmerksamkeit geblieben; sie waren es auch, welche in zwei Sitzungen des Congresses mir als Vorwurf der Erörterung dienten. Ganz abgesehen von diesem persönlichen Interesse, scheinen sie mir die grösste allgemeine Werthschätzung zu verdienen.

In meinem früheren Vortrage (1877, Verh. S. 365) hatte ich schon darauf aufmerksam gemacht, dass die damals hauptsächlich durch den verdienten Dorpater Archäologen C. Grewingk vertretene Ansicht, wonach fast Alles, was man in livländischen Gräbern gefunden hatte, einer Periode angehöre, die vielleicht nicht viel vor Christi Geburt zurückgehe, — ich sagte, dass diese Ansicht wahrscheinlich noch mehr beschränkt werden müsse, indem die Archäologie der Ostsee-Provinzen genau genommen wesentlich einer Zeit zuzurechnen sei, die etwa vom 8. Jahrh. an datire. Die oben gegebene Uebersicht aus dem Rigaer Katalog bestätigt diese Auffassung, indem sie im Ganzen nur 73 Gräberfunde „vom 1. bis zum 8. Jahrhundert" aufzählt, während

Digitized by Google

sie der Zeit vom 8. bis zum 15. Jahrhundert 360 Gräberfunde zutheilt. Ich lasse diese Zahlen unberührt. Mein nächstes Problem bildet die Frage, was etwa bis um die Zeit von Christi Geburt aus den Funden des Ostbalticums zu erschliessen ist.

Hr. Hausmann sagt (Einl. S. XII): „Ein eigentliches Bronzealter lässt sich in unserem Ostbalticum ebenso wenig, wie in Ostpreussen, nachweisen." In der That führt der Katalog nur 8 Nummern als „Geräthe der Bronzezeit" auf, und nur ein Stück davon ist in einem Grabe (bei Neuhof, Ksp. Kremon) aufgefunden worden. Es ist eine kurze Lanzenspitze (Taf. 3, Fig. 2), von der es mir mindestens sehr zweifelhaft ist, ob sie der eigentlichen Bronzezeit zuzurechnen ist, da bei uns ähnliche Stücke mit eisernen zusammen vorkommen. Sie hat unverkennbare Aehnlichkeit mit einer längeren Lanzenspitze von der Insel Moon (Taf. 3, Fig. 1), von welcher Hr. Hausmann vermuthet, dass sie aus Skandinavien eingeführt sei. Ein anderes Stück von der Insel Oesel, ein „langer Kragenkelt mit geschweifter Schneide und niedrigem Kragen auf beiden Seiten (Paalstab)", der auf Taf. 3, Fig. 4 abgebildet ist, scheint mir ebenso sicher ein Importartikel zu sein; er hat am hinteren Ende jenen kurzen und runden Ausschnitt, den ich als ganz bezeichnend für italische Importartikel erachte. Einen sicheren Anhalt für inländische Fabrication scheint mir kein einziges der 8 Stücke darzubieten. Indess auch Importartikel sind nicht gering anzuschlagen, da sie wenigstens die Berührung mit der fremdländischen Cultur beweisen. In dieser Beziehung sind sonst Depotfunde von grosser Bedeutung; aber von den 10 Depotfunden, welche bis jetzt aus diesem Gebiet bekannt sind, enthielten fast alle nur oder doch vorwiegend Eisengeräthe. Wir werden uns also bescheiden müssen, eine eigentliche Bronzecultur für das Ostbalticum auszuschliessen. Fügen wir hinzu, dass die Tène-Cultur nach Hrn. Hausmann im Ostbalticum gar nicht vertreten ist, so reducirt sich die metallische Zeit für dieses Gebiet auf eine verhältnissmässig kurze Periode.

War nun aber das Land vor der metallischen Zeit überhaupt nicht besiedelt? Dies war der Punkt, über welchen der Streit zwischen Grewingk und dem Grafen Sievers ausgebrochen war, der meine Intervention herbeiführte. Ich musste mich für die Zuverlässigkeit der Angaben des letzteren aussprechen und ich freue mich, dass alle späteren Untersuchungen dies bestätigt haben. Die früher streitigen Fundplätze liegen mitten im östlichen (oder nördlichen) Livland an den Ufern des Burtneck-Sees: es sind der seitdem so oft besprochene Rinnehügel, jetzt Rinnekalns geschrieben, und die Sandfläche bei dem „Gesinde" Sweineek. Die Funde von dort standen jetzt mit Recht an der Spitze des Katalogs (S. 1—4, Taf. 1, Fig. 1—34 und 41). Wegen der Einzelheiten darf ich wohl auf meinen früheren Vortrag verweisen. Hier will ich nur erwähnen, dass der Rinnekalns am Ausflusse der Salis aus dem See, ganz nahe am Ufer, liegt und dass er seiner Hauptmasse nach aus Muschelschalen (von Unio tumidus) besteht. Seine zweite, besonders reiche Ausstattung mit Thierresten stammt vom Biber: Graf Sievers und ich sammelten Hunderte von Biberkiefern aus dem Schutt des Hügels. Der Biber, der jetzt in Livland verschwunden ist, soll noch im Anfange dieses Jahrhunderts vorhanden gewesen sein. Da unmittelbar unterhalb der Stelle, wo der Muschelhügel liegt, in der Salis eine Fuhrt besteht, die noch jetzt sehr bemerkbar ist, so schloss ich, dass der Biberfang die Hauptbeschäftigung der Leute gewesen sei (a. a. O. S. 410), offenbar des Pelzes wegen, dass sie jedoch für ihre Ernährung Muscheln und, wie sich aus zahlreichen Ueberresten ergab, auch Fische und jagdbare Thiere, namentlich Elen und Wildschwein, verwendeten. Von Hausthieren konnte ich nur den Hund und das Schaf in vereinzelten Resten nachweisen. Spuren von Ackerbau-Producten wurden nicht entdeckt. Dagegen wiesen zahlreich zerstreute Scherben von Thongefässen,

Digitized by Google

auf welche ich noch zurückkommen werde, darauf hin, dass eine, wenn auch vielleicht nicht beständige, Bewohnung des Hügels stattgefunden habe. Dafür sprach auch die grosse Anzahl bearbeiteter Gegenstände, meist aus Knochen, denen gegenüber Steingeräthe fast ganz fehlten. Metallische Gegenstände, welche der gleichen Cultur-Periode zugeschrieben werden konnten, waren gar nicht vorhanden.

Es ist daher verständlich, dass Graf Sievers nach seinen ersten Untersuchungen zu der Vorstellung kam, der Rinnekalns gehöre einer Periode an, die noch vor die Steinzeit zu setzen sei, gewissermaassen einer reinen Knochenzeit. Wer wird hier nicht an die Sätze des Tacitus erinnert: „Fennis mira feritas, foeda paupertas: non arma, non equi, non Penates: victui herba, vestitui pelles, cubile humus. Sola in sagittis spes, quas, inopia ferri, ossibus asperant!“ Wenn man jedoch bedenkt, dass diese Sätze in der römischen Kaiserzeit, anscheinend auf Grund bestimmter, wenngleich nichts weniger als directer Nachrichten geschrieben wurden, so erkennt man leicht, wie schwer es ist, für diese weit entlegenen Gegenden eine chronologische Ordnung zu schaffen. Auf dem Rinnekalns kam noch eine andere Schwierigkeit hinzu. In dem grossen Muschelhügel war eine beträchtliche Anzahl menschlicher Skelette enthalten (vergl. Hausmann im Rigaer Katal., Einl., S. LXXXII); nach ihrer Lagerung musste man sie für bestattet ansehen. Neben denselben aber fand man eiserne Geräthe, z. B. Messer, und in grösserer Zahl bronzene Schmucksachen. Letztere entsprechen genau dem Kunststyl, den wir aus den sogenannten Liven-Gräbern kennen, also aus einer verhältnissmässig späten, nachrömischen Zeit. Ja, eine nicht geringe Menge von Münzen liess sich sammeln; ich selbst fand bei meinen Ausgrabungen 6 derselben, welche nach ihrer Prägung im Lande hergestellt waren; sie reichten bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts. Es konnte also kein Zweifel darüber bleiben, dass diese Bestattungen bis über das Mittelalter hinaus vorgenommen worden sind. Auch Graf Sievers trug kein Bedenken, in ihnen sogenannte „Nachbestattungen“ zu sehen, die für die Chronologie der Muschelanhäufung ohne Bedeutung seien. Er grub daher tiefer und tiefer, und endlich glaubte er im Grunde des Hügels, unter den Muschelschichten, wenigstens ein Skelet gefunden zu haben, das wegen einer beigelegten Pfeilspitze aus geschliffenem Glimmerschiefer(?) der jüngeren Steinzeit zugerechnet werden konnte. Leider waren meine Bemühungen, in ähnlicher Tiefe menschliche Skelette zu finden, vergeblich, indess kommt es darauf um so weniger an, als Graf Sievers bei einem benachbarten, aber höher gelegenen Skelet Pfeilspitzen aus geschlagenem Stein angetroffen hatte. Ich habe diese Verhältnisse früher (a. a. O. S. 419 und 422) genauer erörtert. Das tief liegende Skelet, das übrigens am Schädel eine Pfeilspitze aus Knochen, neben den Füssen die Pfeilspitze aus Glimmerschiefer und eine zweite aus Knochen, auf der Brust einen Knochenschmuck hatte, erwies sich als das einer älteren, orthodolichocephalen und mesorrhinen Frau. Nach den Beigaben wird man keinen Anstand nehmen dürfen, das Skelet der Steinzeit zuzurechnen.

Unter Erwägung aller Umstände zog ich daher den Schluss, dass der Rinnekalns culturhistorisch der letzten Zeit der paläolithischen, vielleicht sogar der ersten Zeit der neolithischen Periode zugewiesen werden müsse (a. a. O. S. 412). Wenn jetzt der Rinnekalns in dem Katalog geradezu als ein neolithischer Lagerplatz bezeichnet wird, so freut mich dieses Zugeständniss, aber ich möchte doch nicht meine vorsichtigere Fassung aufgeben. Einerseits nicht, weil das bearbeitete Steingeräth, selbst das geschlagene, ungemein spärlich ist; andererseits nicht, weil die Fundorte der geschliffenen Gegenstände nicht genügend sichergestellt sind (vergl. a. a. O. S. 404, 411). Der Katalog bringt freilich Ab-

Digitized by Google

bildungen eines zweifellos geschliffenen „Meissels aus Kieselschiefer" (Taf. 1, Fig. 11) und einer wohl kaum geschliffenen Pfeilspitze aus Feuerstein (Taf. 1, Fig. 12), sowie zweier Pfeilspitzen aus krystallinischem Schiefer (Taf. 1, Fig. 31 und 32), sämmtlich vom Rinnekalns. Vielleicht ist eine der letzteren mit der Pfeilspitze aus Glimmerschiefer identisch, welche Graf Sievers fand. Dagegen habe ich von zwei Hämmern, zu denen möglicher Weise auch der „Meissel aus Kieselschiefer" gehörte, constatirt (a. a. O. S. 411), dass der eine, „aus polirtem Diorit", ausserhalb des Hügels oberflächlich in schwarzer Erde, der andere, gleichfalls geschliffen, ohne Loch, auf der Oberfläche des Hügels gefunden wurde. Es wird daher genauerer Nachweise bedürfen, um die Bedeutung dieser Fundstücke zu verificiren. Die „Lanzenspitzen aus Feuerstein" (Taf. 1, Fig. 46 und 49), sowie die Pfeilspitzen aus Feuerstein (Taf. 1, Fig. 42, 43, 47 und 48), sämmtlich von Sweineek, sind gemuschelt, aber nicht polirt; sie können also vorneolithisch, aber auch nach-neolithisch sein, doch wird man nach der Gesammtheit der Fundumstände[1]) sie wohl nicht aus der Steinzeit herausnehmen dürfen.

Dagegen möchte ich einen alten Einspruch wiederholen, den ich gegen die allgemeine chronologische Einordnung von polirtem Steingeräth in die Steinzeit gemacht habe. Schon bei meinem ersten Besuche in Riga kam ich zu der Meinung, dass „die Mehrzahl der zahlreichen Geräthe aus polirtem Stein, welche man in den Ostsee-Provinzen findet", in die Eisenzeit gehört (1877, Verh. S. 391). Nicht nur sie selbst finden sich in Gräbern neben Bronze und Eisen, sondern auch die aus ihnen gewonnenen Bohrzapfen, von denen eine ganze Menge erhalten ist, darunter auch solche, die in Bronze gefasst sind. An einer polirten Steinaxt von Witebsk (Poln. Livland) sah ich damals neben dem noch im Schaftloche steckenden Holzpflock zu dessen Befestigung 6 starke Eisenstifte angebracht. Wenn Hr. Hausmann (Katalog S. X) sagt: „Alle diese Steingeräthe sind polirt (neolithisch)", so mag das richtig sein im Gegensatze zu paläolithischen Manufacten, aber nicht im Gegensatze zur Eisenzeit. Er selbst gesteht zu (ebenda S. XII), dass „Steinwerkzeuge in diesen ostbaltischen Gebieten sicher noch bis tief in die Eisenzeit hinab in Gebrauch gewesen sind". Ich bin mit diesem Zugeständniss zufrieden, glaube daraus aber auch den Schluss ableiten zu dürfen, dass polirte Steingeräthe nicht ohne besonderen Nachweis[2]) als neolithisch bezeichnet werden sollten, am wenigsten durchlochte. In Beziehung auf Ostpreussen habe ich diese Frage in meinem Bericht über die dortigen Alterthümer besprochen (Verhandl. 1891, S. 756). Hier will ich nur noch auf die Taf. 2 des Rigaer Katalogs hinweisen, wo eine Anzahl ostbaltischer Steinäxte abgebildet ist, welche bestimmt auf Vorbilder aus Bronze hindeuten, darunter auch solche, welche die Nachbildung der Gussnähte zeigen (Fig. 17, 18, 20—22); sie sind im Katalog als „kahnförmige Beilhammer" bezeichnet.

Der Rinnekalns hat jedoch noch andere Einschlüsse bewahrt, die für die Zeitbestimmung von grosser Wichtigkeit sind: es fand sich darin eine grosse Menge von Thonscherben, offenbar von zerbrochenen Gefässen herstammend. Sie hatten vorher wenig Aufmerksamkeit auf sich gezogen; mir dagegen schienen sie so

1) Die Ausgrabungen, welche die Rigaische Gesellschaft vor einem Jahre durch die HHrn. A. Rosenberg und K. v. Löwis of Menar auf dem Rinnekalns hat veranstalten lassen (Verhandl. 1895, S. 556), haben eine neue, wahrscheinlich letzte Bestätigung der früheren Berichte gebracht.

2) Es ist eine schmerzliche Lücke in dem Rigaer Katalog, dass bei vielen einzelnen Fundstücken keine Angabe gemacht ist, ob sie aus einem Grabe stammen oder als blosse Einzelfunde aufgehoben wurden.

Digitized by Google

charakteristisch, dass ich eine ausführliche Beschreibung und Abbildung davon gegeben habe (Verhandl. 1877, S. 402, Taf. XVIII). Es mag daher nur kurz bemerkt sein, dass ich keine Scherben mit Andeutung eines Halses, keine Henkel, keine Füsse antraf, so dass ich annahm, es seien verhältnissmässig kleine Töpfe von fast platter Gestalt, also mehr Näpfchen, gewesen. Sie zeigten keine Spur der Töpferscheibe, waren schwach gebrannt, überwiegend von gelblich-grauer Farbe und hauptsächlich dadurch ausgezeichnet, dass in den Thon, aus dem sie hergestellt wurden, kleinere und grössere Schüppchen von Muschelschalen eingeknetet waren. Ihre äussere Fläche war reich verziert mit linearen Aufreihungen kleiner vertiefter Dreiecke, Rhomben, seltener Quadrate, welche durch das Eindrücken stempelartiger Werkzeuge hervorgebracht sein mussten; daneben sah man einfache lineare Eindrücke, grössere eckige und runde Grübchen und wirkliche Löcher. Auf letztere lenkte ich besonders die Aufmerksamkeit, weil ich ähnlich behandelte Scherben auch bei Sweineek und in den oberen Schichten der Thayinger Höhle gesehen hatte.

Die von Grewingk angegebene Aehnlichkeit dieser Scherben mit solchen vom Saarumkalns bei Wenden musste ich ablehnen, wie ich denn auch jetzt auf der Rigaer Ausstellung von keinem der in Livland so häufigen Burgberge etwas Aehnliches wahrgenommen habe. Der Katalog bringt auf Taf. 1, Fig. 33 u. 34 nur ein Paar winzige Scherben vom Rinnekalns (S. 4, unter Nr. 12) und ein Paar andere von Sweineek (Taf. 1, Fig. 50, 51); ihre Vergleichung mit den beiden ornamentirten Wirteln vom Saarumkalns (Fig. 62 und 64) lehrt die grosse Verschiedenheit. Ich bemerke dabei, dass unter den sonst ausgestellten Scherben von Sweineek sich eine befand, welche Reihen spitzwinkliger, über einander gestellter, schief gestochener Ornamente zeigte, also ganz dem neolithischen Gebrauch entsprach, wie ich Aehnliches früher auch an Scherben vom Rinnekalns beobachtete (vgl. meine Abb. vom Jahre 1877, Taf. XVIII. Fig. 2, unten). Ob einer der vielen Burgberge bis in die Zeit der Burtneck-Funde zurückreicht, muss ich dahingestellt sein lassen. Nach Hrn. Hausmann (Katal., Einl. S. XI) „ist keiner dieser Burgberge bisher planmässig aufgedeckt, wir besitzen aus keinem ein auch nur annähernde Inventar.“ Auch der Vortrag des viel erfahrenen Pastors Bielenstein auf dem Congress liess, soweit ich ihn verfolgen konnte, nur erkennen, dass sich in den Burgbergen Reste der verschiedensten Zeitalter zerstreut und wahrscheinlich vermischt vorfinden, dass jedoch eine sichere Scheidung der Burgberge oder wenigstens ihrer einzelnen Schichten in prähistorische und historische nicht gelungen ist. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, dass sich wirklich prähistorische vorfinden werden, und es wäre dringend zu wünschen, dass die Localforscher sich dieser Untersuchung mit Eifer hingeben möchten. Vielleicht würde es sich empfehlen, zunächst die historischen Schichten genau zu durchmustern, wie es bei uns mit so vielem Erfolge geschehen ist; das Weitere würde sich dann, im Anschluss an Gräberfunde, leichter abgliedern lassen. So bemerkte ich auf der Ausstellung unter den Topfscherben vom Alt-Adlehn-Burgberge, Ksp. Tirsen (Kat. S. 6, unter Nr. 26), solche mit einem breiten und niedrigen Wellen-Ornament, unter denen von den Burgbergen bei Ascheraden (Kat. S. 6, Taf. 10, Fig. 9, 10) und von Lennewarden solche mit seichteren und steileren, zum Theil zugespitzt endigenden Wellenbogen, die vielfach an unsere slavischen Funde erinnerten und die jedenfalls in die gleiche Periode mit diesen gehören. Für unsere Provinz Preussen habe ich früher Aehnliches angemerkt (Verhandl. 1891, S. 751, 762).

Wenn bisher für die Zeitbestimmung der Burtneck-Funde in den Burgbergen kein Anhalt gewonnen worden ist, so darf ich mit um so grösserer Genugthuung

Digitized by Google

auf die Beobachtungen hinweisen, die ich bei einem Besuche der geologischen Sammlung der Universität in Petersburg gemacht habe (Verhandl. 1892, S. 461). Hr. Inostranzew zeigte mir dort die von ihm am Südufer des Ladoga-Sees im Gouvernement Olonetz gesammelten Steinzeitfunde, und zugleich die Ergebnisse von Ausgrabungen, die Hr. Kudriawzew bei Wolosowo im Gouvernement Wladimir ausgeführt hatte. Hier sah ich dieselbe Art von Scherben, insbesondere auch die gleichen Ornamente und die eingekneteten Bruchstücke von Muschelschalen, die mich am Burtneck-See so lebhaft beschäftigt hatten. Ich trug daher kein Bedenken, mit Rücksicht auf die Congruenz der übrigen Funde, die Identität dieser Cultur und wahrscheinlich auch der Bevölkerung für das ganze Gebiet vom Ladoga- bis zum Burtneck-See und bis nach Wolosowo auszusprechen.

Seitdem habe ich in Erfahrung gebracht, dass diese Fundstellen und zugleich noch andere nordrussische eine ausgiebige Schilderung erfahren haben in dem grossen Werke unseres verstorbenen correspondirenden Mitgliedes, des Grafen A. C. Uwarow (АРХЕОЛОГІЯ РОССІИ. Moskwa 1881. T. I—II). Ich konnte auf dem Rigaer Congress dieses prächtig illustrirte Buch vorlegen und zu directer Vergleichung einladen. Es handelt sich dabei um folgende Stellen:

1. Die aus dem Gouvernement Olonetz abgebildeten Funde (II. 29, 133) betreffen die späteren Untersuchungen des Hrn. Inostranzew, die freilich an einer anderen Stelle (I. 387) besprochen werden, noch nicht. Dagegen finden sich charakteristische Thonscherben, die Hr. Poljakow gesammelt hatte, auf Taf. 35, Fig. 495, 499.
2. Ungemein reich illustrirt sind die Funde von Wolosowo. Wegen der Thonscherben verweise ich auf Taf. 18—20 (vergl. I. 289; II. 19, 120). Hier tritt allerdings eine andere Behandlung des Ornaments auf; die Eindrücke sind viel kräftiger, grösser, namentlich tiefer und breiter, aber das Schema bleibt dasselbe: reihenweise Anordnung sowohl der kürzeren, als der längeren Grübchen, häufig in Zickzackform, neben groben, unregelmässigen Vertiefungen. Vereinzelt sieht man auch durchgehende, scheinbar drehend ausgebohrte Löcher.
3. Eine andere Stelle im Gouvernement Wladimir, Plechanow, zeigt die gleiche Technik, nur dass die Reihen zuweilen zu grösseren gitterförmigen Figuren angeordnet, oder die Gruben in mehrfachen Reihen zonenweise zusammengestellt sind (Taf. 24, vergl. I. 291, 312; II. 125). Einmal findet sich eine grössere Schale (Taf. 23, Nr. 4286), welche äusserlich ganz mit tiefen unregelmässigen Gruben bedeckt ist, so dass sie einer Bronzeschale der merovingischen Zeit ähnlich erscheint.
4. Das Gouvernement Jaroslaw bringt eine grössere Zahl der prächtigsten neolithischen Kugelgefässe mit auch bei uns bekannten Ornamenten (Taf. 28, T. II, p. 24), dann aber eine nicht minder grosse Sammlung von Thonscherben des Burtneck-Styls aus Utkino (Taf. 29), nur mit feineren und häufig längeren Einstrichen, aber in bunter, jedoch fast immer regelmässiger Anordnung (T. II, p. 27). Auf einen Scherben von Fatwjanowo (Taf. 30, Fig. 325) werde ich zurückkommen.
5. Auf Taf. 47, Nr. 5968—72 (T. II, p. 146) sind Gefässscherben aus dem Taurischen Gouvernement dargestellt, bei welchen Graf Uwarow selbst auf die Aehnlichkeit mit Wolosow und Plechanow hinweist.

Das Gebiet, welches von diesen Aufzeichnungen betroffen wird, ist ein weit ausgedehntes. Selbst wenn man von den zuletzt genannten taurischen Fundstellen absieht, erstreckt sich dasselbe von dem Ladoga-See und dem Küstengebiet des

Digitized by Google

baltischen Meeres tief in das Innere von Russland, bis in die Nähe von Moskau. Soviel ich ersehe, sind von dem Grafen Uwarow die baltischen Funde gar nicht berührt worden, obgleich seit 1881 in dem Mergellager von Kunda in Estland eine neue Fundstelle für neolithische Geräthe (Katal. S. 6, Taf. 1, Fig. 52—54) aufgedeckt worden ist. Das besondere Thongeräth vom Burtneck-See, das ich der Kürze wegen als dem Rinnekalns-Typus zugehörig bezeichnen will, ist bis jetzt freilich erst aus den Gouvernements Olonetz, Wladimir und Jaroslaw bekannt, aber auch so zeigt es doch eine gewaltige Verbreitungs-Sphäre, welche, in Verbindung mit den viel zahlreicheren Fundstellen anderer neolithischer Producte, auf eine uralte und sehr primitive Cultur hinweist. Zweifellos ist diese gänzlich unmetallische Cultur ein Beweis, dass wir hier auf die Reste der ältesten Bevölkerung dieser Gegenden gestossen sind. Nirgends grenzt sich diese Cultur in gleicher Schärfe ab, wie gerade in den baltischen Provinzen, wo die Gräber der metallischen Zeit in so augenfälliger Weise den Gegensatz einer späteren Cultur erkennen lassen.

Leider ist von den Menschen jener Zeit sehr wenig erhalten. Ausser den Skeletten, welche Graf Sievers aus dem Untergrunde des Rinnekalns gehoben hat (S. 484), kennen wir nur einige Schädel, welche Graf Uwarow erwähnt. Unter ihnen stehen obenan 3 Schädel von Wolosowo (АРХЕОЛ. РОСС. I. 302, 309, 421), welche Bogdanow und Tichomirow beschrieben haben. Einer derselben, der am besten erhaltene, ist auf Taf. VIII daselbst in 4 verschiedenen Ansichten abgebildet worden. Er hatte einen Längenbreitenindex von 80, einen Höhenindex von 75, einen Orbitalindex von 82 und einen Nasenindex von 57; er würde also nach unserer Bezeichnung orthobrachycephal, mesokonch und platyrrhin genannt werden müssen. Auf eine nähere Erörterung möchte ich bei der Spärlichkeit des Materials verzichten: immerhin kann bemerkt werden, dass die genannten Eigenschaften der Annahme einer turanischen oder, wenn man will, finnischen Bevölkerung nicht entgegenstehen würden. Die in demselben Werke (T. I, Taf. IX—XIV) in vortrefflichen Abbildungen wiedergegebenen Schädel von Fatwjanowo im Gouvernement Jaroslaw gehören einem ganz anderen, weit mehr gestreckten Typus an: von Scherben dieses Fundortes finde ich nur einen (T. II, Taf. 30, Nr. 325) abgebildet, dessen Ornamente sich denen von Utkino nähern, aber den Rinnekalns-Styl nicht rein wiedergeben.

Es wird jetzt die nächste Aufgabe der Localforschung sein müssen, zu untersuchen, ob nicht innerhalb der Steinzeit, welche hier behandelt ist, eine chronologische Theilung gemacht werden muss. Schon bei dem Rinnekalns habe ich meine Bedenken in Erinnerung gebracht, ob derselbe nicht vielmehr der letzten Zeit der paläolithischen, dagegen nicht der eigentlich neolithischen Periode einzureihen sei. Dasselbe gilt von den Scherben vom Ladoga-See und von Wolosowo, wahrscheinlich auch von mehreren der anderen, vorher aufgeführten Fundstellen. Die Entscheidung wird etwas erschwert durch das Vorkommen ähnlicher Scherben in Gouvernements, wo ausserdem, wie in Jaroslaw, Topfgeräthe gefunden sind, welche den zweifellos neolithischen deutschen Gefässen im höchsten Grade gleichen. Auch die nächsten neolithischen Fundstellen in Ost- und Westpreussen kann ich auf den Rinnekalns-Typus nicht zurückführen. Ich habe darüber früher im Zusammenhange gehandelt (Verhandl. 1891, S. 748—49 und 753—55), und will hier nur erwähnen, dass die am meisten bemerkenswerthe Fundstelle, die von Tolkemit am Frischen Haff, meines Wissens keine Scherben vom Rinnekalns-Styl geliefert hat. Vorläufig kann daher nur angenommen werden, dass die Area dieser Stylgattung nicht bis in jetzt deutsches Gebiet herübergereicht hat. Damit wird zugleich verständlich,

Digitized by Google

arum die Schädel unserer neolithischen Gräberfelder im Allgemeinen anders gebaut sind, als der von Wolosowo, während sie denen von Fatwjanowo näher stehen. —

Auf die Steinzeit folgt in den baltischen Provinzen fast unmittelbar die Gräberzeit mit ihren Beigaben aus Eisen und Bronze. So lange eine eigentliche Bronze- und eine Tène-Zeit nicht nachgewiesen werden können und auch die Depotfunde keine allgemein gültigen Anhaltspunkte gewähren, also bis gegen die Zeit von Christi Geburt, muss dieses Gebiet als höchstens von Nomaden bevölkert angesehen werden. Damit wird den baltischen Provinzen folgerichtig eine für Europa ungewöhnlich lange Dauer der Steinzeit verbleiben müssen. Was die in der Gräberzeit auftretende Bronze anbetrifft, so scheinen in neuerer Zeit wenig Analysen derselben vorgenommen zu sein; ich kann mich daher darauf beschränken, was ich schon vor längerer Zeit (Verhandl. 1877, S. 391) erwähnt habe, dass hier anscheinend Alles Zinkbronze ist. Das harmonirt allerdings mit der Thatsache, dass diese Gräber der römischen Kaiserzeit angehören, wo auch die Bronze der Münzen mit Zink versetzt wurde. Die Analysen des Hrn. O. Helm über westpreussische Bronzen geben einen bestimmbaren Gehalt an Zink nur für wenige, späte Geräthe an (Zeitschr. f. Ethnol. 1895, XXVII, S. 22: Gegenstände von Putzig, Oliva und Rondsen); in der Regel handelt es sich dort um Zinnbronze. Leider hat der Rigaer Katalog über Funde römischer Münzen nur eine kurze Angabe (Einl. XIII). Darnach sind nördlich von der Düna nur ganz vereinzelt römische Kaisermünzen „aufgetaucht". Der bedeutendste südliche Fund ist der von Kapsehden bei Libau in Kurland (Kat. S. 21, Nr. 319); er enthielt römische Denare aus den Jahren 116—191 nach Chr. Von griechischen und byzantinischen Münzen ist nirgends mehr die Rede.

Auf die ausserordentlich reiche und zum Theil prachtvolle Ausstattung der Gräber aller Perioden mit Bronze will ich nicht näher eingehen. Nur auf eine werthvolle Neuerung, welche wir Hrn. Hausmann verdanken, möchte ich in Kürze die Aufmerksamkeit richten. Dieser zuverlässige Kenner der baltischen Alterthümer hat den Versuch gemacht, die Gräber der beiden Hauptnationen, welche in Betracht kommen, nehmlich der Letten einerseits, der Liven und Esten, also der Finnen, andererseits, von einander zu scheiden. Seine Ausführungen stehen in der Einleitung zu dem Rigaer Katalog S. XXXIV und LX. Ausserdem hat er in einer lehrreichen Abhandlung (Grabfunde aus Estland. Reval 1896) eine kleine Monographie über mehrere ältere estnische Gräber veröffentlicht. Es tritt dabei eine besondere Schwierigkeit hervor, dass nehmlich sowohl in dem baltischen Gebiet, als in dem estnischen, noch wieder locale Verschiedenheiten hervortreten. Auch die grosse Arbeit des Hrn. A. Bielenstein (Die Grenzen des baltischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert. St. Petersburg 1892, nebst einem Atlas) hilft über diese Schwierigkeiten nicht hinweg, da sie gerade die ältere Zeit, auf welche es für meine Betrachtung hauptsächlich ankommt, nicht berührt. Man müsste schliesslich doch auf die Einwanderung der Letten und der Finnen zurückgehen. Nun kann man aber als sicher annehmen, dass die späteren Wohnsitze der einzelnen Stämme nur zum Theil den ursprünglichen Occupationsbezirken entsprechen, indem bis in die letzte Zeit immer neue Verschiebungen der Grenzen und gegenseitiges Einschieben neuer Keile in die alten Gebiete stattgefunden haben.

Hr. Hausmann (Einl. S. XX) lässt es unentschieden, „welche Völker in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung die Hauptmasse der

Digitized by Google

Bevölkerung gebildet haben; dass dabei germanische Einflüsse eingewirkt haben, hält er für möglich, aber noch nicht für bewiesen.“ Auf dem Congress erhielt ich von Mitgliedern aus Finland einen deutsch geschriebenen Auszug aus einer sehr anziehenden Abhandlung des Hrn. A. H. Snellman über die Ostsee-Finnen zur Zeit ihrer Unabhängigkeit (Finska Fornminnesföreningens Tidskrift, XVI. 137). Der Verf. betont darin, dass auch die jetzigen Ostsee-Provinzen als ursprünglich gothisches Gebiet betrachtet werden müssen, weil nach der Ansicht vieler Archäologen die aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung stammenden Gräber und Funde in Kurland und dem grössten Theile von Livland und Estland bis zum Peipus-See im Osten das Vorhandensein einer germanischen Cultur beweisen. Ich bedauere, dieser Ansicht nicht beitreten zu können. In meiner Besprechung der ostpreussischen Bevölkerung (Verhandl. 1891, S. 722) habe ich die Gothenfrage ausführlich behandelt: ich konnte damals nur anerkennen, dass Gothen das rechte Weichselufer in einer mässigen Strecke, das eigentliche Ostpreussen aber gar nicht bewohnt haben. Da das Gräberfeld zu Rondsen bei Graudenz zeitlich einen guten Anhalt für die ersten Jahrhunderte nach Christo darbietet und dieses der Tène-Zeit angehört, so durfte ich schliessen, dass die Gothen als die eigentlichen Träger der Tène-Cultur jenseits der Weichsel anzusehen seien. Fällt nun diese Cultur, wie angeführt, für die Ostsee-Provinzen gänzlich aus, so entfallen damit auch die entscheidenden Anhaltspunkte, dass daselbst Gothen gewohnt haben. Die linguistischen Gründe, welche Hr. Snellman anführt, können diesen Schluss nicht alteriren. Denn wenn die Aufnahme älterer germanischer Lehnwörter in die westfinnischen Stämme, wie er annimmt, spätestens im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung stattgefunden hat, so lässt sich dieselbe auf die Gothen, die damals schon am schwarzen Meere angelangt waren, nicht wohl beziehen. Historische Nachrichten aus der älteren, freilich viel näher an unser archäologisches Wissen heranreichenden Zeit sind erst viel später erhalten. Erst seit dem 9. Jahrhundert hören wir von Cori (Kuren) und bald auch von Esten. Als die deutsche Colonisation eintrat (im Anfange des 13. Jahrhunderts), nahmen die Letten schon einen grossen Theil von Livland ein, indem sie längs der Düna sich weit nordwärts vorgeschoben hatten und zu beiden Seiten dieses Flusses bedeutende Gebiete einnahmen. Liven sassen sowohl westlich davon, als östlich, bis zu den Grenzen der Esten. „Finnische Stämme drangen nach der herrschenden Ansicht im 6. oder 7. Jahrhundert über den Narwa-Fluss, besetzten die Gebiete bis zum Meer und zum grössten Theil auch die vorgelagerten Inseln (Kat. S. LX). Die Inseln blieben finnisch.“ Mit diesen, zum Theil ganz unsicheren Nachrichten ist wenig zu machen.

Als ich meine erste livländische Reise machte, fand ich östlich von der Düna keinen einzigen Liven mehr (Verhandl. 1877, S. 367); westlich in Kurland sollte es noch eine kleine Anzahl in dem nördlichen Kirchspiel Dondangen geben. Ich hatte damals keine Zeit zu einer Fahrt dahin, und auch diesmal habe ich Abstand davon genommen, da die eingezogenen Nachrichten wenig Anlockendes enthielten und die Jahreszeit sehr ungünstig war. Die Hauptsache war und ist, dass sowohl Livland, als gegenwärtig Kurland fast ganz lettisirt sind; was von Livland noch finnisch geblieben ist, gehört sprachlich den Esten. Nach Erwägung aller Umstände schloss ich mich daher der Ansicht des Grafen Sievers an (a.a.O. S.368, vgl. Verh. 1891, S. 770), dass ursprünglich eine lettische Bevölkerung das Land eingenommen habe, dass aber finnische Eroberer sich der Herrschaft bemächtigt haben, so jedoch dass sie niemals eine durchgehende Bevölkerung bildeten, sondern nur eine Art von Ritterschaft oder Grossbauerthum, welches von gewissen Punkten aus das ge-

Digitized by Google

ine Volk beherrschte, wie es später auch die Deutschen gethan haben, nur ss diese auch Städte gründeten. Die genauere Kenntniss der Gräber, welche zt angebahnt ist, wird eine genauere Prüfung dieser Auffassung ermöglichen; läufig scheint es mir, dass noch keine Widerlegung derselben stattgefunden t. Die neueren Untersuchungen des ebenso gelehrten, als ortskundigen Pastors elenstein (a. a. O. S. 350, 374) sind vielmehr zu demselben Resultate gemmen.

Wenn Uebereinstimmung darüber erzielt wird, dass die finnischen Stämme in ıer verhältnissmässig jungen Zeit in die baltischen Provinzen eingedrungen sind. fehlt bis jetzt jeder historische Anhalt für die Zeit der Einwanderung der tten. Dass sie von Süden und Südosten gekommen sind, erscheint nach Lage r Sache so natürlich, dass fast ausnahmslos alle Schriftsteller in dieser Annahme ereinkommen. Seitdem die Linguisten in der lettischen Sprache die nächste rwandte des Sanskrit entdeckt haben, tritt hier und da die Vorstellung hervor, ss die Letten auch die ältesten Einwanderer gewesen seien, welche in der langen ihe der indogermanischen Stämme europäischen Boden betreten haben. Dagen spricht in unwiderleglicher Weise die Archäologie. Wenn die ostbaltischen räber kaum bis in den ersten Anfang unseres Jahrtausends zurückreichen, so üsste für eine sehr viel frühere Einwanderung neues Beweismaterial beschafft erden. So lange dies nicht vorhanden ist, wird man wenigstens für die baltischen ande das Erscheinen der Letten gleichfalls in eine etwas nähere Zeit rücken üssen. Man mag immerhin als möglich zulassen, dass die Letten, wie die Slaven, orher im Innern Russland's eine längere Ruhezeit durchgemacht haben und dass ıre Vorfahren, wie die der Slaven, unter dem allgemeinen Namen der Wenden Veneti) verborgen waren. Aber man wird ihren Aufbruch nach Norden doch icht vor dem der Gräco-Italiker, der Celten und der Germanen setzen dürfen. lr. Snellman erklärt auf Grund linguistischer Erfahrungen über die Entlehnung littauisch-lettischer oder baltischer" Wörter durch die westfinnischen Sprachen, ass dieser Einfluss älter ist, wie der germanische, weil seine Spuren auch in den prachen der Wolga-Völker auftreten, während germanische Lehnwörter in diesen ehlen. Aber er gesteht auch zu, dass „die Letten vor den Finnen an der Küste ewohnt haben," und dass namentlich die Liven „etwas später" erschienen. Vielleicht darf man annehmen, dass sie viel später erschienen.

Mit den Letten tritt eine Reihe näher verwandter Stämme auf den historischen Schauplatz. Unter dem gemeinsamen Namen der Aisten wurden alle jene Stämme usammengefasst, die von den östlichen Grenzen des finnischen Meerbusens bis ahe an die Weichsel wohnten: neben den Letten wurden aus ihnen namentlich ervorgehoben die Littauer und die Pruzzen. Ich habe mich auch über diese Verältnisse in meinem Vortrage über die altpreussische Bevölkerung (Verhandl. 1891. S. 767) eingehend ausgesprochen. Alle diese Stämme sind keine Slaven, wenngleich sie denselben nahe stehen. Aber ihre archäologische Hinterlassenschaft bietet grosse Differenzen von der slavischen, wenigstens von der westslavischen, dar, während sie unter einander viele Beziehungen haben, welche es gestatten, sie einem besonderen Culturkreise einzureihen.

Was die Slaven selbst anbetrifft, so scheint auf den ersten Blick der in den Ostsee-Provinzen öfters wiederkehrende Name der Wenden darauf hinzudeuten, dass früher oder später auch reinslavische Eindringlinge an der Ostsee aufgetreten seien. Namentlich Kurland, das allen von Norden, Westen und Süden heranziehenden Einwanderern das erste Angriffsobject bot und das daher auch Alterthümer aus sehr verschiedenen Perioden erkennen lässt, wird in seinem westlichen

Digitized by Google

Theile als Besitz der Wenden in älteren Schriften aufgeführt. Hr. Bielenstein, der gerade diesen Theil zum Gegenstande ganz specieller Local-Studien gemacht hat, ist jedoch ein ausgemachter Gegner der slavischen Herkunft der kurischen Wenden (a. a. O. S. 334, 337, 343). Er hat, wie mir scheint, überzeugend dargethan, dass der Name „Wenden" denjenigen Letten beigelegt ist, welche in Windau, am den Fluss Windau (lett. Wenta), wohnten und, wie die Semgallen, zu den Niederletten gehörten. Da der berühmte Slavist Hr. Kunik in den Glossen, die er der Abhandlung des Hrn. Bielenstein angehängt hat, keine Einwendungen gegen diese Auffassung erhebt, so scheint mir damit die Frage nach der Existenz wahrer Slaven unter der historischen Bevölkerung dieser Gegenden abgethan zu sein. Es bliebe dann nur die Möglichkeit, dass bei genauerer Exploririung der Burgberge unter lettischen Schichten ältere prähistorische gefunden würden, welche als slavische gedeutet werden könnten. Diese Möglichkeit müssen wir den grabenden Forschern zur Prüfung überlassen.

In Bezug auf die Einwanderung der finnischen Stämme erscheint es nicht zweifelhaft, dass sie in Kurland und Livland von der See her eingedrungen sind. Aber, soviel ich sehe, ist keiner der Vertreter dieser Meinung gewillt, sie von Finland herkommen zu lassen; in der That giebt es keine historischen Nachrichten, dass die eigentlichen Finnen jemals grössere Unternehmungen zur See ausgeführt haben. Vielmehr wird der eigentliche Ausgangspunkt für die Seefahrten der finnischen Stämme in Estland gesucht, wo diese bei ihrer Einwanderung zuerst das Meer kennen lernten und von wo sie erwiesenermaassen schon früh Raub- und Eroberungszüge unternahmen. Hr. Bielenstein (S. 360) legt besonderes Gewicht auf eine Angabe von Koskinen, die durch den Hrn. Setälä bestätigt wird, dass die livische Sprache keinem finnischen Sprachzweig oder Dialect so nahe stehe, als dem der Karelier am Onega-See, welche selbst ihre Sprache Livvi kieli, d. h. livische Sprache nennen; dagegen stehe das Livische dem Estnischen ferner und sei vielmehr zwischen die Sprache der Karelier und Wepsen am Onega-See und die der Esten zu stellen. Aus einer Glosse des Hrn. Kunik (bei Bielenstein S. 488) ersehe ich jedoch, dass Hr. Setälä jetzt erklärt, das Wort livvin (Genitiv von liüdi) habe „mit den baltischen Liven nichts zu schaffen". Hr. Kunik selbst leitet, im Anschlusse an die Stadt Libau, den Namen Liven, der übrigens im Volke gar nicht gebräuchlich sei, von der sandigen Küste her. Es scheint daher, dass man auf diese Betrachtung vorläufig ebenso wenig einen entscheidenden Werth legen darf, als auf die von Hrn. Kaarle Krohn (Die geographische Verbreitung estnischer Lieder. Kuopio 1892. Aus den Berichten der Geographischen Gesellschaft in Finland) nachgewiesene Verbreitung estnischer Lieder und Sagen, die sowohl nach Westen und Süden, als auch nach Norden, speciell am Ladoga-See und im östlichen Finland, gemeinsame Grundlagen erkennen lassen. Indess hat auch dieser Autor keine Neigung, die Lieder vom Ladoga-See aus nach Westen ziehen zu lassen; aus seiner Darstellung geht vielmehr hervor, dass er eine südnördliche Verbreitungs-Richtung voraussetzt. Jedenfalls liegen keine Thatsachen vor, aus denen man schliessen dürfte, die Einwanderung der Esten in das Ost-Balticum sei vom Onega-See ausgegangen; vorläufig wird man sich damit begnügen müssen, sie vom Ural ausgehen zu lassen.

Es würde nun freilich sehr erwünscht sein, wenn man die linguistischen und mythologischen Quellen durch anthropologische Controle sicher prüfen könnte. Leider ist dies bis jetzt auch noch nicht ausführbar. Hr. Hausmann (Katal., Einl. S. LIX und LXXIII) hat einige Schädel aus Gräbern, die er für lettische, livische und estnische hielt, durch Dr. Rich. Weinberg (Sitzungs-Berichte der

Digitized by Google

Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1896) untersuchen lassen. Hierbei ergab sich, dass sämmtliche Esten-Schädel (4) dolichocephal waren, wie die lettischen (2), während von 3 Liven-Schädeln sich 2 als meso-, der dritte als hyperdolichocephal erwiesen. Ich füge hinzu, dass aus einem wahrscheinlich altlettischen Grabe in Zeemalden in Kurland (C. Boy, Sep.-Abdr. aus d. Sitzungsber. der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst 1895, S. 27) ein Schädel entnommen wurde, der unter Leitung von Prof. Stieda durch Dr. v. Hollander sehr genau beschrieben worden ist; er war orthodolichocephal. Da weder Hr. Hausmann, noch Hr. Weinberg auf die zahlreichen Messungen eingegangen ist, welche ich an Gräberschädeln aus verschiedenen Gegenden des Ost-Balticums veranstaltet habe, so will ich hier nur ganz kurz auf unsere Verhandlungen verweisen; das General-Register zu Bd. I—XX derselben giebt unter Esten, Fellin, Kurland, Letten, Livland, namentlich unter Schädel, reiche Citate. Wirklich brachycephale Gräberschädel fand ich im nördlichen Livland (Verh. 1877, S. 387), dagegen stellte sich für die Schädel aus den sogenannten Liven-Gräbern von Kruse und Bähr bei meinen Untersuchungen heraus, dass sie sowohl, als die Schädel von der Insel Oesel, dolichocephale Mittel ergaben. Es würde übrigens nicht schwer sein, für die Mehrzahl der von mir untersuchten Schädel noch jetzt festzustellen, ob sie dem lettischen oder dem livischen Gräber-Typus, wie er jetzt aufgefasst wird, angehören; jedenfalls bin ich nicht in der Lage, umgekehrt aus der Beschaffenheit der Schädel die Nationalität sicher zu bestimmen, der ihre ehemaligen Träger angehört haben. Ich würde auch nicht so weit in nun schon alte Erinnerungen zurückgegangen sein, wenn ich nicht die Hoffnung hegte, dass sie auch für die junge Generation nutzbar gemacht werden könnten. —

Bevor ich diese Mittheilungen schliesse, möchte ich noch ein Paar Bemerkungen über die dem Congress gebotenen Sonder-Ausstellungen sagen. Wie ich schon erwähnte, gab es ausser der grossen, hauptsächlich prähistorischen Ausstellung noch eine besondere lettische und eine estnische Ausstellung, beide überwiegend ethnographischer Art. Für jede derselben ist ein deutscher Katalog ausgegeben. Der estnische allerdings ganz kurz, eigentlich nur eine Aufzählung der ausgestellten Stücke, wobei nur lobend anzuerkennen ist, dass immer die nationale Bezeichnung beigegeben ist. Ausser den Pleskau'schen Esten (Setukesed) waren jedoch nur die Inseln [Kühnö, Mohn, Dagö und Oesel (Saare-ma), letztere sehr reich] vertreten. Der lettische Katalog giebt nur zuweilen die Volksnamen, dagegen hat jede Abtheilung einen beschreibenden und erklärenden Text, mit zum Theil recht werthvollen Hinweisen. Ohne Abbildungen ist freilich für Fernerstehende Vieles unverständlich. Für die Besucher war durch gemalte und gezeichnete Bilder, Photographien, Karten, insbesondere durch zahlreiche und vortrefflich ausgeführte Kostüm-Figuren und -Gruppen, durch Volksfeste lebender Personen, sowie durch mannichfaltige und in lehrreicher Weise ausgestattete Häuser Alles gethan, was zum Verständniss und zur eindrucksvollen Aufnahme der Anschauungen erforderlich war. Wir alle werden dem Comité und seinem umsichtigen Präsidenten Hrn. Fr. Grosswald dafür verpflichtet bleiben; ich glaube aber auch den Wunsch aller Besucher ausdrücken zu dürfen, dass eine dauernde ethnographische Ausstellung in Riga hergestellt werden möchte.

Der leider etwas kurz ausgefallene Abschnitt III des estnischen Katalogs, Anthropologie und Statistik (S. 28), schätzt die Gesammtzahl der im Lande lebenden Letten in Kurland, Livland und Witebsk auf 1 460 000. Hr. Otto Waeber, der 60 Männer und 40 Frauen in Unter-Kurland gemessen hat, berechnet folgende Mittelzahlen: Körperlänge 1704, Brustumfang 955, Rumpflänge 655, Länge der Arme

Digitized by Google

765 *mm*. Da er die grösste Schädelbreite zu 153, die grösste Länge zu 190 *mm* im Mittel angiebt[1]), so würde sich ein Kopf-Index von etwa 80,5, also ein brachycephaler, berechnen. Hr. Waeber geht auf den Index nicht ein, nennt aber den Kopf „ziemlich lang und breit". Der Wuchs sei ein mittlerer, oft auch grösser. Diese Angabe wird in dem Katalog sofort widerlegt, indem nachgewiesen wird, dass die Letten in Europa nur durch die Norweger und die Schotten an Länge übertroffen werden. Der Rumpf und die Arme seien verhältnissmässig kurz. Ich überlasse es den einheimischen Gelehrten, sich mit diesen Angaben auseinanderzusetzen. Die Beschreibung des Haupthaares: „entweder glatt oder auch mehr oder weniger leicht gelockt, meistentheils gelb, oft auch hellbraun, seltener dunkelbraun," sowie die der Augen: „graublau, grau oder auch blau, selten braun," dürfte wohl unbeanstandet bleiben.

Unter den ethnographischen Gegenständen überraschte mich am meisten ein aus ornamentirten Messingplatten zusammengesetzter Gürtel, weil sich ähnliche Stücke auch in dem Grab-Inventar der grossen Ausstellung fanden. Der Gürtel bestand aus einer Anzahl viereckiger, beweglich mit einander verbundener Platten, von denen jede die getriebene Figur eines Hirsches zeigte, und einem grösseren, rechteckigen Mittelstück, das ringsum längs des Randes flache grössere, und in dem gleichfalls rechteckigen Mittelfelde kleinere Buckel hatte. Hinten schlossen sich einfache, gedrehte Metallketten an. Ich habe das Stück als einen Männergürtel aus Abth. XII, Trachten, notirt. In dem Katalog S. 87, wo die Gürtel aufgeführt werden und wo eigentlich nur Frauentrachten stehen, finde ich keine geeignete Angabe über das bezeichnete Stück; vielleicht ist Nr. 108 oder 109 gemeint, da bei Nr. 107 ausdrücklich gesagt wird: „von Frauen getragen". — Dagegen lag in der grossen Ausstellung ein „Ledergürtel mit Bronze-Beschlägen, auf denen Pferdchen in getriebener Arbeit" zu sehen waren (Katal. S. 81, Taf. 14, Fig. 7) aus einem zweifellos männlichen Grabe von Gross-Roop am Ikkul-See, wahrscheinlich aus dem 8. Jahrhundert; aus einem anderen Grabe derselben Nekropole ein „Theil eines Ledergürtels mit Bronze-Beschlägen" (ebend. S. 82, Taf. 14, Fig. 16), welche gleichfalls getriebene Buckelchen und Knöpfchen in sehr zierlicher Anordnung zeigen. Die vortrefflichen Heliogravüren lassen die feine Arbeit sehr gut erkennen. Dürfen wir nun annehmen, dass sich die gleiche Technik und Mode vom 8. Jahrhundert bis jetzt erhalten hat? oder ist das Stück aus der estnischen Ausstellung vielleicht auch ein altes?

Ein gleichfalls atavistisches Gepräge zeigt ein Westenstoff der Abtheilung XII b, welche die etwas zweideutige Ueberschrift trägt: „alte Männertrachten". Der Katalog (S. 90, Nr. 134) schreibt: Reichgestickte Weste aus dem Bauske'schen Kreise. Es handelt sich um Wollstickerei auf grober Leinewand. In abwechselnden Reihen stehen schwarze Pfeilspitzen mit langen Widerhaken und grüne Kreuzchen mit etwas breiten Armen. Woher kann das Pfeilmuster stammen?

Unter dem landwirthschaftlichen Geräth (Abth. XVI b) interessirten mich besonders die Sicheln und Sensen. Zu meinem besonderen Vergnügen sah ich hier die von mir im Jahre 1889 (Verhandl. S. 485, Fig. 1 u. 2) in den Vierlanden bei Hamburg aufgefundene, sehr sonderbare Sichel mit dem „Mattstrick", über welche sich in späteren Verhandlungen unserer Gesellschaft eine ganze Literatur angesammelt hat. Der Rigaer Katalog S. 116 unterscheidet folgende verwandte Gegenstände:

1) Es ist wohl nur ein Schreibfehler, wenn im Text die Schädel- (soll wohl heissen „Kopf-") Breite als Länge und umgekehrt die Länge als Breite bezeichnet ist.

Digitized by Google

18. Sichel, auch jetzt noch in Polnisch-Livland und in einigen Gegenden Ober-Kurland's anzutreffen. (Man schneidet damit den Roggen, wenn man das Stroh zum Dachdecken verwenden will.)
19. Langgestielte Sense, zum Gras- und Getreideschneiden benutzt.
20. Kurzgestielte Sense, mit einer Hand zu handhaben; in der Umgegend von Mitau verwendet man sie bei der Roggen-, Weizen- und Erbsenernte, in Livland auch bei der Hafer- und Gerstenernte.
21. Kleiner Rechen, beim Schneiden des Getreides mit der kurzgestielten Sense verwendbar.

Die beiden letzten Gegenstände entsprechen den Vierländer Werkzeugen. Man berichtete mir darüber, dass die lange Sense in den Gegenden gebraucht werde, wo man zweispännige Wagen benutzt, die kurze dagegen, wo man einspännige Wagen hat, so in Kurland bis nach Frauenburg.

Sehr mannichfaltig waren die Formen der Kumte für Pferde (Abth. XVIb, Nr. 71—77), Sjakks genannt. Sie waren mehrfach aus hohen, schön gebogenen, geschnitzten und bemalten Seitentheilen hergestellt, deren Enden in nach aussen gekehrte Pferdeköpfe ausliefen.

Letztere sah ich auch an den Giebelbrettern der Häuser, meist jedoch nach innen gewendet; häufig nur in sehr rudimentären Formen. Die Häuser, von denen zahlreiche Pläne, Zeichnungen, Photographien und Modelle ausgestellt waren (Abth. XIIIa, C—E), werden weitläufig beschrieben. Ich vermisste nur die Angabe, dass der Giebel häufig ein Walmdach hat und dass sich ausgebildete Vorlauben finden. Obwohl unter diesen Häusern auch sogenannte Rauchhäuser nicht selten sind, so traf ich doch keinen Plan, der an die Disposition unseres altsächsischen Hauses erinnert hätte. —

Die sonstigen, zum Theil sehr interessanten Special-Ausstellungen in Riga, z. B. die der kleinen oder Johannisgilde, muss ich aus Mangel an Raum übergehen. Ebenso die vielen, zum Theil höchst glänzenden Festlichkeiten, welche die Stadtvertretung, die livländische Ritterschaft und einzelne Personen uns zu Ehren veranstalteten. Auch die Besuche der so anziehenden Umgebung darf ich nur kurz erwähnen, so die Excursion an den Strand, wobei mich das Stadthaupt Hr. Kerkovius selbst geleitete, den Dampfer-Ausflug die Düna hinab bis zum Meere, auf dem die Familie meines Wirthes, des Hrn. v. Sengbusch, die Führung übernommen hatte, eine Fahrt nach der neugegründeten Leproserie in einem der Stadt benachbarten Wäldchen, den Besuch der ebenso grossen, als intelligent geleiteten Gärtnerei des Hrn. Wagner, für den ich mich Hrn. Schweinfurth gegenüber persönlich verpflichtet hatte. Ich kann nur noch die höchst gelungene Excursion in die livländische Schweiz besprechen, welche den ganzen Congress vereinigte und neben den Schönheiten des Landes und der Gastlichkeit seiner Bewohner zugleich einen der wichtigsten Punkte für die Prähistorie uns nahe brachte.

Nördlich von der Düna-Mündung ergiesst sich, in geringer Entfernung, einer der Uferflüsse, wie sie die Südküste des baltischen Meeres bis in unsere Gegenden so vielfach besitzt, in das Meer. Die livländische Aa sammelt das Wasser aus einer grossen Zahl von Quellbächen und kleinen Flüsschen im Herzen der engeren Provinz Livland und erwächst sehr schnell zu einem beträchtlichen Strome, der von Wenden her gegen das Hügelland andringt, welches den ganzen Süden dieses Landestheils erfüllt. Da, wo die Aa das Hügelland durchbrochen hat, liegt die livländische Schweiz. Das breite Aathal gewährt mit seinen vom schönsten Laubwald bedeckten Abhängen und den zahlreichen, von ausgedehnten Sand-

Digitized by Google

Anschwemmungen begleiteten Windungen des wasserreichen Flusses einen herrlichen Anblick. Auf seinen Uferhöhen stehen die noch jetzt stolzen Ruinen dreier Ordens-Schlösser, an welche sich die schönsten Erinnerungen aus der Blüthezeit der deutschen Ritter knüpfen: Segewold, Treiden und Kremön. Auf zweien derselben, auf dem jetzt der fürstlichen Familie Krapotkin gehörigen Segewold und in Treiden, jetzt im Besitz der freiherrlichen Familie v. Campenhausen, fanden wir die angenehmste gastliche Aufnahme und hatten Gelegenheit, die zum Theil gewaltigen Reste der alten Bauten in ihren malerischen Formen aus der Nähe zu bewundern. Das eigentliche Ziel des Congresses waren aber die gerade in dieser Gegend zahlreichen Gräber, die schon seit Decennien die baltischen Sammlungen gefüllt haben und deren reiches Inventar wir in der Ausstellung vor uns sahen. Das Verzeichniss der Funde von Kremön, Segewold und Treiden füllt S. 74—80 des Katalogs. Auch Graf C. Sievers hat seine Stelle darin.

Es hatte sich aber durch eine von Hrn. Nicolaus Busch ausgeführte Probe-Untersuchung gezeigt, dass am Putel-Gesinde bei Treiden (auf der rechten Seite der Aa) noch eine grössere Zahl unberührter Hügelgräber vorhanden war. Von 40 Grabhügeln glaubte unser Kundschafter nur 14 als ausgebeutet ansehen zu dürfen (Rigaer Tageblatt, Nr. 175, 1896, Beilage); 24 schienen unberührt oder nur ganz oberflächlich angegraben. Hr. Hausmann begab sich daher in Begleitung mehrerer Herren, darunter auch Hr. Cand. Busch, schon am Tage vor unserem Besuche, nach Treiden und liess 6 Hügel aufdecken; diese wurden dann in unserer Gegenwart vollständig ausgeräumt und ausserdem wurden noch 4 weitere Gräber geöffnet. Das Ergebniss war ein sehr reiches, nicht bloss wegen der Mannichfaltigkeit der Bestattungsformen (Brand- und Skelet-Gräber, auch ein Steinkisten-Grab), sondern auch durch einige ungewöhnliche Funde, unter denen eine silberne Schwertscheide mit romanischen Ornamenten die Aufmerksamkeit auch der inländischen Forscher in höchstem Maasse in Anspruch nahm. Auf weitere Einzelheiten ist hier nicht einzugehen: das Grab-Inventar entsprach im Grossen der auch sonst festgestellten Norm der Gräber aus der Zeit des 10. bis 12. Jahrhunderts (Rigaer Tageblatt, Nr. 178, Beil.).

Nur einen Befund möchte ich hier mittheilen. In einem der Gräber wurde ein ziemlich gut erhaltenes Skelet gehoben. Es war das eines jüngeren Mannes, dessen lange Knochen, sowohl an den oberen, als an den unteren Extremitäten noch lose Epiphysen zeigten. Die Stärke des Os humeri und die Länge des Os femoris (annähernd 490 *mm*) liessen auf eine kräftige Entwickelung schliessen. Keine Platyknemie, kein Loch in der Grube des Olecranon. Der Schädel lieferte mir folgende Maasse:

Grösste horizontale Länge . .	187 *mm*	Gesichtsbreite a	— *mm*
„ Breite	137 „	„ b	91 „
Gerade Höhe	142 „	„ c	99 „
Horizontalumfang	520 „	Orbita, Höhe	33 „
Sagittalumfang	368 „	„ , Breite	36 „
Gesichtshöhe A	119 „	Nase, Höhe	59 „
„ B	73 „	„ , Breite	26 „

Daraus berechnet sich:

Längenbreiten-Index	73,3	Orbital-Index	91,7
Längenhöhen-Index	75,9	Nasen-Index	44,0

Es war also ein hypsidolichocephaler, ultrahypsikoncher und ultraleptorrhiner Schädel. Diese Maasse und Indices, welche grosse Uebereinstimmung zeigen,

Digitized by Google

dürften genügen, um die Besonderheiten des Schädels klar zu legen. Hier sassen im Anfange des 13. Jahrhunderts noch Liven. Hr. Bielenstein (a. a. O. S. 47) sagt: „Die den Düna-Liven nächst benachbarte Liven-Landschaft war Thoreida, als deren Mittelpunkt und Hauptort das heutige Treiden anzusehen ist . . . . . Die Landschaft lag zu beiden Seiten der Aa (Goiwa)." Darnach müssen auch die von uns untersuchten Gräber als wirkliche Liven-Gräber gelten, und wir erhalten dadurch eine neue Bestätigung für die Dolichocephalie der Liven (S. 493).

Die Fahrt in die livländische Schweiz fand am 20. August, dem officiell festgestellten Schlusstage des Congresses, statt. Aber der Eifer der Mitglieder war nicht ermattet, und die unermüdliche Gräfin Uwarow, die alle Sitzungen und Fahrten mitgemacht und mit beständiger Sicherheit den Congress geleitet hatte, liess sich, wie wir annehmen durften, nicht ungern bestimmen, immer noch einen Tag und wieder einen zuzugeben. Da meine weiteren Reisepläne nur eine mässige Verlängerung zuliessen, so empfahl ich mich am 22. August, nachdem ich der Gräfin herzlichen Dank und aufrichtige Hochachtung ausgesprochen hatte. Es war das erste Mal, dass ich eine so active, so würdevolle und doch zugleich so liebenswürdige Geschäftsleitung einer grossen Versammlung sachverständiger und gelehrter Männer durch eine Frau gesehen habe. Ich war stolz darauf, in ihr eines der wenigen weiblichen Ehren-Mitglieder unserer Gesellschaft verehren zu dürfen. —

Noch am Abende des 22. August trat ich mit meinem Sohne die Weiterreise an. Die Eisenbahn brachte uns bald nach Mitternacht nach Jurjew. Eine feierliche Deputation von Collegen empfing uns auf dem Bahnhofe, und ihre freundlichste Theilnahme begleitete uns den ganzen nächsten Tag, wo uns die Stadt und die Anstalten gezeigt wurden. Das war die Stadt, in der die hochberühmte deutsche Universität Dorpat geblüht, in der während der ganzen Zeit meiner jugendlichen Entwickelung eine Reihe der bedeutendsten Gelehrten der Pflege der Wissenschaft obgelegen, von der ich selbst immer neue Erweiterungen meines Wissens und auch immer neue, fleissige und selbständig arbeitende Schüler empfangen hatte! Das ist nun Alles mit einem Schlage vorüber. Auf dem Hügel inmitten der Stadt, der sich wie ein alter Burgberg ausnimmt, steht das trefflich ausgeführte Monumentalbild unseres grossen und lieben Carl v. Baer, ein Mahnzeichen für alle Zeit, was aus diesem Volksstamm bei sorgfältiger Pflege für Männer erwachsen können! Aber es war jetzt sehr still in Jurjew, — es waren ja auch Ferien. Ich konnte daher nicht arbeiten sehen, sondern nur die leeren Anstalten durchwandern. Nur eine Anstalt fand ich ganz voll, das war die Leproserie in Muti, — eine trefflich gehaltene Anstalt, aber doch ein schrecklicher Anblick. Welches Loos für die Unglücklichen, ihr Leben lang Tag um Tag immer wieder die verstümmelten Gestalten, die entstellten Gesichter ihrer Leidensgenossen zu sehen! Erschüttert kehrte ich zur Stadt zurück; ich erholte mich nur langsam im Kreise von Freunden, die mir bis in die Nacht Gesellschaft leisteten, unter ihnen der emeritirte Professor A. Rosenberg, dessen herrliche vergleichend-odontographische Sammlung ich am Morgen mit Bewunderung betrachtet hatte.

Nach Mitternacht führte uns die Eisenbahn weiter. Am nächsten Morgen waren wir in Reval. Es war eine blosse Touristenfahrt ohne irgend ein specielles Ziel. Wir hatten keine Beziehungen dort, keine Empfehlungen. Und doch fanden wir uns schnell in den angenehmsten häuslichen Verhältnissen. Ein Paar Collegen hatten Witterung von unserer Reise gehabt und so konnten wir den sonnigen Tag, die alterthümliche Stadt, das prächtige Meer in angenehmster Gesellschaft geniessen.

Digitized by Google

Ein Nachmittags-Besuch auf der russischen Flotte, welche zu Schiessübungen in der Bucht lag, brachte uns eine neue Ueberraschung: den entgegenkommenden Empfang und die lehrreichen Unterweisungen der Offiziere.

Der nächste Morgen sah uns in St. Petersburg. Meine Geschäfte daselbst waren sehr vereinfacht. Fast alle meine Freunde waren auf dem Lande oder auf Reisen. Die Sorgen, welche die Vorbereitungen für den nächstjährigen internationalen medicinischen Congress in Moskau hatten aufsteigen lassen, waren schon durch eine Nachricht, die ich in Riga erhielt, zerstreut. So blieb mir eigentlich nur die Eremitage und die Sorge um die weitere Entwickelung der transkaukasischen Forschungen. Ich will dabei nicht verweilen. In der Eremitage traf ich — ein glückliches Omen — Frau Nuttall, die uns von Riga aus vorangeeilt war. Sie hatte schon eine Reihe der merkwürdigsten neuen Objecte aufgefunden und wusste uns in Kürze die neuen Schätze in den herrlichen Sammlungen aus der Krim und aus Süd-Russland zu demonstriren. Hr. v. Tiesenhausen, der Adjunct der archäologischen Commission, schloss mir seine Schränke mit den vorläufig noch secretirten Zugängen auf und sagte mir seine Hülfe für meine besonderen Bedürfnisse zu. So behielten wir noch Zeit, mit lieben Landsleuten Stadt und Umgegend zu mustern, und doch am dritten Tage reisefertig zu sein.

Am Mittage des 27. August fuhren wir wieder ab, bis Wilna zusammen. Dort trennten wir uns. Während mein Sohn den Heimweg einschlug, setzte ich meine Fahrt über Warschau fort. Am nächsten Abende war ich in Granica, auf der österreichischen Grenze. Ich fuhr dicht hinter dem Zaren, der seine Reise nach dem Westen begonnen hatte. Am nächsten Mittage, 29. August, traf ich in Budapest ein. —

3. Die Milleniums-Ausstellung in Budapest.

Die Veranlassung für meine Reise nach der ungarischen Hauptstadt lag in den grossen Veranstaltungen, welche Regierung und Volk des Landes getroffen hatten, um das Fest des tausendjährigen Bestehens des Reiches feierlich zu begehen. Zum äusserlichen Ausdruck wurde das Fest durch die sogenannte Milleniums-Ausstellung gebracht, welche bestimmt war, den gesammten Entwickelungsgang des magyarischen Ungarn's im Zusammenhange zur Anschauung zu bringen. Bei dieser Gelegenheit waren auch besondere Ehren-Auszeichnungen ertheilt. So war ich einer der wenigen, welchen die Würde eines Milleniums-Doctors zugesprochen war, und der erste Zweck meines Besuches war, persönlich meinen Dank für diese Ehrung auszudrücken. Leider war weder der Rector der Universität, noch der Decan der medicinischen Facultät in der Stadt. Ich konnte daher nur die Ausstellung und die damit zusammenhangenden Sammlungen kennen lernen.

Der Natur der Sache nach stand für mich die „historische Hauptgruppe" der Ausstellung im Vordergrunde der Aufmerksamkeit. Vorher jedoch brachte mich mein ebenso gefälliger, als unterrichteter Führer, Hr. Prof. Anton Herrmann, in das National-Museum, um auch die neueren Funde genauer anzusehen. Wir hatten das besondere Glück, Hrn. v. Szallay, den Director der Anstalt, anzutreffen. Dieser liess es sich nicht nehmen, die wichtigsten Funde selbst aufzudecken und mir nachher auch die historische Abtheilung der Ausstellung persönlich zu erklären, so dass ich mit einem vollkommenen Verständniss aus dieser merkwürdigen Sammlung scheiden konnte. Was mir in dieser Abtheilung am meisten imponirte, war die gleichmässige Berücksichtigung aller Perioden der so bunten Entwickelung des grossen Reiches, wobei jede Seite derselben zur vollen Anschauung gelangte. Gleichviel ob es sich um specifisch magyarische oder türkische, um monarchische

Digitized by Google

oder revolutionäre Gestaltungen handelte, alle waren durch vorzügliche Gegenstände aus der betreffenden Zeit vertreten. So insbesondere auch die Zeit Kossuth's und des ungarischen Unabhängigkeits-Kampfes nicht minder vollständig, als die Zeiten der unumschränkten Monarchie.

Für die heutige Besprechung möchte ich nur die älteste Periode der magyarischen Invasion, die jetzt sogenannte Landnahme, hervorheben, weil gerade an sie die Milleniums-Feier anknüpfte. Auch war leicht erkenntlich, dass gerade dieser Theil der Ausstellung die Aufmerksamkeit der Eingebornen am meisten beschäftigte. Die dahin gehörigen Gegenstände fanden sich in ein Paar Abzweigungen des Kreuzganges eines Gebäudes, welches als Nachbildung eines alten Benediktiner-Klosters im romanischen Styl durch den genialen Architecten Ignaz Alpár erbaut war (Führer durch die Milleniums-Landes-Ausstellung von M. Gelléri. Budapest 1896. S. 151). Hier hing die Karte der Landnahme, angefertigt nach den Aufzeichnungen des Anonymus Belae regis notarius und bestätigt durch die in verschiedenen Gegenden des Landes aufgefundenen Gräber aus jener Zeit, die sogenannten Reitergräber, weil die alten Krieger darin mit ihrer Kriegsrüstung und ihren Pferden bestattet sind. Hr. Joseph Hampel (Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn, herausgegeben von A. Herrmann, Budapest 1896. S. 22) hat einen kurzen Ueberblick über dieselben geliefert. Darnach wurde das erste derartige Grab, das von Benepuszta, 1834 aufgefunden; seitdem ist eine grosse Reihe ähnlicher Funde gemacht worden. Nach der ausgehängten Karte erstrecken sich dieselben von dem Pass im Nordosten, wo Arpád mit seinen Kriegern den Eintritt erzwang, in das Innere des Landes, insbesondere längs der grossen Flüsse, zuerst an der Theiss abwärts, dann an der Donau aufwärts. Im National-Museum sah ich die Funde von Galzócz (1868), wo ein geflochtener Silberring neben der Agraffe gefunden wurde. Aus der Ausstellung erwähne ich die reichen Gräber von Kecskemét an der Theiss: von da war ein vollständiges Skelet mit Bügeln ausgestellt. Der Reiter, ein Dolichocephalus mit Sutura front. persistens, trug einen einfachen Ring am Ohr; ein krummer Eisensäbel und grosse Steigbügel, ein (nach unserer Bezeichnung) slavischer Topf mit Wellen-Ornament und das Skelet des Pferdes waren beigelegt. Noch werthvoller waren die erst 1895 aufgedeckten Gräber von Törtel, gleichfalls an der Theiss (Adalb. Pósta. Ethnolog. Mittheil. 1896. V. S. 36. Taf. X—XI). Ausser dem Pferde-Skelet wurden daraus mancherlei Gegenstände des Pferdeschmuckes gesammelt. Mich interessirten besonders einige Stücke, die an baltische Funde (S. 494) erinnerten. So ein „Riemenende" aus Bronze mit der erhaben gearbeiteten Gestalt eines Cerviden (Taf. XI, Fig. 8), welches Hr. Pósta für eines der bedeutsamsten Stücke der heidnisch-magyarischen Funde erklärt, und in welchem er ein Verbindungsglied mit einer grossen Gruppe der sogenannten skythischen Funde (Ethnolog. Mittheil. IV. S. 1—26) erkennt; nach seiner Angabe ist dieses Motiv auch in der späteren ungarischen Kunst ein fortlebendes Motiv geblieben. Dazu kommen verschiedene viereckige Platten aus vergoldetem Silber mit blattartigen Ornamenten (ebenda Fig. 7 und 9), welche ihrer Form nach recht wohl Gürtelstücke sein könnten, welche aber der Finder nach Analogie eines Piliner Fundes für Ornamente eines Pferdezeuges hält; da ein ähnliches Ornament auf runden, schildähnlichen Platten aus vergoldetem Silber (Fig. 2—6) vorkommt und die ganz identischen „Silberspangen" in einem Hügel bei Csorna an den Seiten eines Pferde-Schädels lagen (Ethnolog. Mittheil. 1895. IV. S. 213. Taf. II. Fig. 13—15), so ist diese Deutung allerdings wahrscheinlicher. Der zugehörige Menschenschädel ist gleichfalls lang.

Digitized by Google

Ich begnüge mich mit dem Hinweise auf diese ehrwürdigen Ueberreste; genauere Beschreibungen dürften gewiss bald geliefert werden und es wird sich dann die Gelegenheit finden, darauf zurückzukommen. Insbesondere wird es von höchstem Interesse sein, die Schädel der Arpád-Mannen mit denen der heutigen Magyaren und denen der Ural-Finnen zu vergleichen. Der erste Anblick hat mir manche Zweifel erregt: eine solche Dolichocephalie entspricht weder meinen Vorstellungen von dem magyarischen Schädeltypus, noch den herkömmlichen Ideen von dem turanischen Typus überhaupt. Indess haben auch die Ural-Finnen so verschiedenartige Schädel, dass sich bei aufmerksamer Prüfung doch wirklich verwandte Formen werden finden lassen. Neuere ungarische Reisende haben den Versuch gemacht, an Ort und Stelle die charakteristischen Eigenschaften der Uralstämme festzustellen, und es scheint in der That, dass sowohl linguistische, als anthropologische Gründe dafür sprechen, die Wogulen oder auch die ganze Gruppe der Ugrier (Ostjaken u. s. w.) als nächste Verwandte der Ungarn anzuerkennen. Aber auch die kühnsten Vertreter dieser Auffassung sehen sich genöthigt, bei dieser Annäherung mehrfache Umwandlungen der Sprache und des Typus einzuschieben. So nahm der kürzlich verstorbene K. Pápai (Ethnol. Mittheil. 1894. IV. S. 273) an, dass der ursprünglich weisse, blondhaarige, dolichocephale, leptorrhine Typus der Ugrier durch Kreuzung mit einer südöstlichen gelben, sehr dunkelhaarigen, brachycephalen und mesorrhinen Rasse den gegenwärtigen sibirisch-ugrischen Typus geliefert habe. Gerade der südwestliche Theil der Ugrier, der solchen Einwirkungen am meisten ausgesetzt war, gerieth nach der Meinung von Pápai in den Strom des türkisch-tatarischen Völkergewirres, und die daraus hervorgehenden Magyaren erscheinen daher mit brachycephalem Typus, mit dunklerer Haut und dunklen oder sehr dunklen Haaren. Als sie endlich aus ihrer Wolga-Heimath nach Westen zogen, gelangten sie unter den Einfluss des Slaventhums: Haut und Haare wurden heller, aber die Brachycephalie blieb, wie die Sprache.

Auch damit würde die Dolichocephalie der Arpád-Männer noch nicht ganz verständlich. Dazu müsste man noch näher an die Wogulen herangehen, von denen es bekannt ist, dass sie die am stärksten gestreckten Schädel unter den Ural-Finnen besitzen. In dieser Beziehung möchte ich darauf aufmerksam machen, dass Hr. Bernh. Munkácsi (Ebend. 1895. IV. S. 152) sich bemüht hat, die von Herodot erwähnten Βήχαι als die Stammväter der Ugrier und der Ungarn zu erweisen, wie schon vor ihm Hr. W. Tomaschek gethan hatte. Als Urheimath aber der Ugrier betrachtet er die Wüste zwischen dem Ural, dem Kaspischen Meer und dem Aralsee (ebend. S. 187). Möge die Erinnerung an diese Probleme denen vorschweben, welche demnächst die Geschichte der ungarischen „Landnahme" studiren werden, zumal denen ausserhalb Ungarn's. In Ungarn selbst ist der patriotische Geist durch das Milleniumsfest so stark geweckt worden, dass es keiner fremden Erinnerung mehr bedarf. Die neue Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarn's, die in Hrn. A. Herrmann einen erprobten Leiter besitzt, unterstützt sowohl die ethnologischen, als die historischen Forschungen in erfreulichster Weise; seitdem die Ungarische Akademie der durch eine Reihe von Jahren in ruhmvoller Weise fortgeführten Ungarischen Revue, die in deutscher Sprache erschien und den „Reichsdeutschen" das laufende Verständniss der wissenschaftlichen Forschungen in Ungarn ermöglichte, die Subsidien entzogen und dadurch das Weitererscheinen unmöglich gemacht hat, besitzen wir nur in den unter dem Protectorate und der Mitwirkung des Erzherzogs Josef von Hrn. Herrmann herausgegebenen „Ethnologischen Mittheilungen" das so nothwendige und für uns so hoch geschätzte Mittel einer dauernden Verständigung in den Angelegenheiten

Digitized by Google

der Völkerkunde. Möge allen denen, welche daran betheiligt sind, herzlicher Dank ausgesprochen sein. —

Die Milleniums-Ausstellung gewährte ausser den zahlreichsten anderen Veranlassungen dem Fremden ein grosses und in seiner Art einziges Bild von der Dauerhaftigkeit der alten Traditionen in dem Ausstellungs-Dorfe. Dasselbe bot, wie ein Berichterstatter sehr gut gesagt hat, gleichsam die Verkörperung der Vergangenheit und der Gegenwart von Ungarn und der ungarischen Nation. Es zeigte vor Allem den Fortbestand der kleinen Individualitäten des Volkslebens in ihren Besonderheiten, nicht bloss was den Bau und die Ausstattung der Häuser, die Geräthe und Beschäftigungen anbetrifft, sondern es führte auch in einer fortlaufenden Reihe von Volksfesten die Menschen selbst in Kleidung und Schmuck, in Tanz und Lust, vor Augen. Mit einem gewissen Schmerz wird mancher der Beschauer daran gedacht haben, wie die fortschreitende Nationalisirung des ganzen Staates alle diese Besonderheiten mit der Vernichtung bedroht. Für den Liebhaber alterthümlicher Formen und Sitten blieb der Trost, dass doch immer noch recht viel vorhanden ist, was dem Sturme der modernen Civilisation Widerstand geleistet hat und wahrscheinlich noch eine Zeit lang Widerstand leisten wird. Das kleine Heft „Der siebenbürgisch-sächsische Bauernhof und seine Bewohner", von G. Schuller, Hermannstadt 1896, giebt uns ein anschauliches, durch prachtvolle Abbildungen erläutertes Beispiel einer solchen, aus festgegliederten Gemeinden aufgebauten Sondernation. Nur wenige Schritte weiter gelangen wir an die Ausstellung von Bosnien und der Hercegovina, deren stattlicher, in bosnischer und deutscher Sprache abgefasster Katalog auf 311 Seiten uns das Leben in dieser jüngsten Provinz des ungarisch-österreichischen Reiches in seiner schnell aufblühenden Kraft vor Augen stellt, zugleich ein anschauliches Bild, wie unter einer einsichtigen Centralleitung eine schonende Behandlung der Besonderheiten des Volkes nicht nur möglich ist, sondern auch wohlthätig und nützlich wirkt. Unser hochgeschätzter Führer auf den bosnischen Expeditionen, Hr. Regierungsrath v. Hörmann, war auch hier auf dem Platze und stets bereit, die ausführlichsten Erläuterungen zu geben. Wer vermag gegenüber dem Dunkel der kommenden Zeit zu erkennen, welches Geschick jedem der zahllosen Volksglieder des so grossen und innerlich so mannichfaltigen Oesterreich-Ungarn's beschieden sein wird, und welches System der Regierung schliesslich allen diesen Gliedern Eintracht und Frieden bringen wird!

Bei meiner Wanderung durch die vielen Abtheilungen stiess ich nicht selten auf Reminiscenzen früherer Zeit, die plötzlich wieder hervorgetreten sind. Ich möchte nur ein Beispiel dafür erwähnen. In der historischen Hauptgruppe (XLVIII Saal. Amtlicher Katalog, Nr. 7246 und 7252) stehen ein Paar „Waffengruppen" aus den Revolutionsjahren 1848/49, in denen Sensen des Landsturmes aufbewahrt sind. Darunter waren auch „Sensen nach Art einer Säge, mit gezähnter Schneide", ganz so, wie wir sie hier und da in verschiedenen Gegenden Deutschland's als regelmässige Werkzeuge der friedlichen Arbeit noch im Gebrauche finden. Auch sie werden wahrscheinlich bald verschwinden und höchstens noch in Museen zu finden sein. Aber in Zeiten der Noth kommen auch solche Geräthe wieder zum Vorschein, wenngleich sie vor den Hieb- und Schusswaffen der Gegenwart nicht Stand halten können.

Ich schliesse mit einer versöhnenden Erinnerung, deren ich um so lieber gedenke, als sie unter den bunten und wechselvollen Erscheinungen der Ausstellung wahrscheinlich der Mehrzahl der Besucher nicht genügend bekannt geworden ist; ich meine den Pavillon des rothen Kreuzes. Es war gerade die Zeit, wo in der Presse der verschiedensten Länder das traurige Geschick des Gründers des

Digitized by Google

rothen Kreuzes, Henri Dunant, der in einem schweizerischen Krankenhause ein leidensvolles Leben führt, geschildert wurde. Seine Schöpfung entfaltet sich mit jedem Jahre weiter und kräftiger; sie ist nicht mehr dem Kriege allein gewidmet, sondern zu einem grossen Friedenswerke entwickelt, das immer zahlreichere Krankenhäuser errichtet oder an sich heranzieht. Mit Vergnügen ersah ich aus dem Jahresberichte für 1894, den mir die anwesende Schwester überreichte, dass der „Verein vom rothen Kreuze in den Ländern der heiligen Krone Ungarn's" ein Vereinsvermögen von 2 147 966 fl. besitzt und dass für 1895 ein Voranschlag von 124 100 fl. an Einnahme und von 119 150 fl. an Ausgabe aufgestellt war. Möge die Barmherzigkeit, welche sich in diesen Werken offenbart, fortwirken und alle Theilnehmer mit dem beruhigenden Gefühle der Brüderlichkeit erfüllen! —

4. Die Kloster-Ausstellung in Stein am Rhein.

Nur ganz vorübergehend spreche ich von meiner weiteren Reise. Am 31. August fuhr ich von Budapest ab; am nächsten Morgen traf ich in München ein, wo mich ein grösserer Theil meiner Familie erwartete, mit dem eigentlich ein Wiedersehen im Oetzthal (Tirol) geplant war. Das schauderhafte Wetter machte diesen Besuch unmöglich. So blieben wir bis zum 5. September in München. Dann ging ich in Begleitung einiger der Meinigen nach Tegernsee, wo wir mit unserem Freunde Johannes Ranke und den Seinigen 8 genussreiche Tage verlebten. Am 13. Septbr. waren wir in Lindau, von wo wir alte Lieblingsplätze in Bregenz und St. Gallen aufsuchten. Am 16. Septbr. erreichten wir Konstanz und den wackeren Leiner, dessen Rosgarten-Museum in erweiterter und verschönter Gestalt prangt. Dort sah ich von Neuem die römischen Alterthümer von Tasgetium (Eschenz) und erinnerte mich, dass ich bei meinen häufigen Besuchen in Konstanz noch niemals an der alten Römerstätte gewesen sei. Da ich noch einen Tag frei hatte, so fuhren wir am 17. Septbr. mit dem Dampfschiffe nach Stein am Rhein; meine Erwähnung soll hauptsächlich dazu beitragen, dem wundervollen Platze, der nicht weit oberhalb von Schaffhausen liegt, die verdiente Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Von römischen Dingen ist daselbst freilich nichts mehr zu sehen. Die Fundstücke sind sämmtlich nach auswärts, vorzugsweise nach Konstanz, gelangt. Dieselben wurden bei Uferbauten auf der linken, der Stadt gegenüber liegenden Rheinseite, dem Platze des alten Castrum, bei dem Dorfe Unter-Eschenz, gesammelt. Von dort aus führt eine stattliche Brücke, an der Stelle der ältesten, hölzernen Rheinbrücke (8. Jahrhundert), nach Stein hinüber. Dieses, ein sauberes, höchst alterthümliches Städtchen, liegt am Fusse eines starken Felsrückens, auf dem die hochragende Feste Hohen-Klingen steht. Gleich rechts neben der Brücke ist der Eingang zu der ehemaligen Benedictiner-Abtei, die, gegenwärtig im Privatbesitz, zu einem mittelalterlichen und Renaissance-Museum umgestaltet ist. Der Besitzer, Hr. F. Vetter, hat schon 1895, zu einer Art von Gedenkfeier an die Gründung des Klosters, eine Ausstellung daselbst veranstaltet; gegenwärtig trafen wir eine neue und vergrösserte (Zweite Kloster-Ausstellung in Stein a. Rh., 9. August bis 15. October 1896). Es sei zugleich bemerkt, dass das „Klosterbüchlein und Fremdenführer für Stein a. Rh." von Ferd. Vetter (1891, 3. Ausg.) eine gut geschriebene und trefflich illustrirte Darstellung sowohl der Geschichte, als des gegenwärtigen Zustandes enthält.

Das alte Kloster, welches von der weit bekannten schwäbischen Herzogin Hadwig und ihrem Gemahl Burkhart gegründet oder wiederhergestellt war, lag ursprünglich auf dem Hohentwiel, wurde aber 1005 an das Gestade des Rheins, eben nach Stein, verlegt. Nach mancherlei Schicksalen gelangte es 1498 unter

Digitized by Google

die Schirmherrschaft der Stadt Zürich. Von damals stammt die äussere und innere Ausgestaltung des Klosters unter dem Abt David v. Winkelsheim. Aber schon 1525, bei der Reformation, wurde das Kloster eingezogen. Mit vieler Mühe und grosser Hingebung sind neuerlich die Räume restaurirt und in mannichfaltigster Weise gefüllt. —

5. Die LXVIII. Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte zu Frankfurt a. M.

Es waren Jahre verflossen, seitdem ich nicht mehr auf einer Naturforscher-Versammlung gewesen war. Die Fluth der Special-Congresse und Reisen hatten die Zeit der Ferien in Anspruch genommen. Auch schien es mir, dass nach den erregten Verhandlungen, welche die von mir 1881 vorgeschlagene Umgestaltung der Naturforscher-Versammlung in eine wirkliche Gesellschaft hervorgerufen hatte, es für die Herstellung des vollen Friedens nützlicher sein möchte, wenn ich den Sitzungen während einiger Zeit fern bliebe. Jetzt lag ein äusserer Grund zur Wiederaufnahme meiner persönlichen Betheiligung vor: einer meiner treuesten Schüler aus der Würzburger Zeit, Dr. Trenkle, der vor Kurzem in San Francisco gestorben war, hatte durch letztwillige Verfügung sein Vermögen (beiläufig 97 000 Mk.) der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte hinterlassen und zugleich Helmholtz und mich mit der Aufgabe betraut, über die Verwendung des Kapitals nähere Bestimmung zu treffen. Nachdem auch Helmholtz uns entrissen ist, war diese Aufgabe mir allein geblieben und ich hatte der Gesellschaft darüber Rechenschaft zu erstatten. Dies geschah in der öffentlichen Sitzung vom 25. September. Entsprechend den mir bekannten Absichten des Erblassers wird die Gesellschaft von jetzt an eine besondere „Trenkle-Stiftung für Naturforscher und Aerzte" besitzen, deren Kapitalbestand nicht angegriffen werden darf und deren Zinsen ausschliesslich für die Ausführung oder Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten aus den Gebieten der Medicin oder der Naturwissenschaften Verwendung finden sollen.

Die ungemein freundliche Einladung des ersten Geschäftsführers, des berühmten Laryngologen Moritz Schmidt, als Gast in seinem Hause zu wohnen, fand mich daher genügend vorbereitet, zumal da auch ein grosser Theil meiner Special-Collegen meine Anwesenheit wünschte, um die Gründung einer neuen (pathologischen) Gesellschaft zu berathen. Ich begab mich daher nach einem ganz kurzen Aufenthalte in Strassburg am 19. September nach Frankfurt. Hier fand ich eine so verführerische Aufnahme und zugleich ein so lebendiges wissenschaftliches Treiben, dass ich meinen Aufenthalt noch über den officiellen Schluss der Versammlung hinaus verlängerte. Die einzelnen Vorgänge darzustellen, ist mir bei der erdrückenden Fülle der angenehmsten und lehrreichsten Erlebnisse unmöglich; ich beschränke mich daher auf einige Punkte, welche die Interessen unserer Gesellschaft näher betreffen.

Dass es auch eine Section für Ethnologie, Anthropologie und Geographie (die 10. Abtheilung) und eine andere für Tropen-Hygieine (die 27.) gab, darf ich als bekannt voraussetzen. Namentlich in der letzteren wurde recht fleissig gearbeitet. Die allgemeinen Sitzungen brachten eingehende Vorträge der HHrn. Rich. Lepsius über Cultur und Eiszeit, Hans Buchner über Biologie und Gesundheitslehre, Paul Flechsig über die Localisation der geistigen Vorgänge, Ludw. Edinger über die Entwickelung der Gehirnbahnen in der Thierreihe, Max Verworn über Erregung und Lähmung u. A.

Von ganz ungewöhnlichem Interesse waren die ausgestellten Präparate von

Digitized by Google

künstlich zusammengesetzten, zum Theil noch lebenden Froschlarven und Fröschen, die Prof. G. Born von Breslau zeigte. Allen diesen Genüssen war vorgearbeitet durch eine schöne Feier, welche schon vor der Eröffnung der Versammlung die anwesenden auswärtigen Mitglieder und zahlreiche Frankfurter versammelt hatte: die Grundsteinlegung für ein Denkmal, welches dem unvergesslichen Samuel Thomas Sömmerring, in dem sich die wichtigsten Forschungsrichtungen der Gesellschaft vereinigten, in der Anlage vor dem Eschenheimer Thor errichtet werden soll. Die weihevolle Feier bildete den würdigen Beginn der langen Reihe inhaltsreicher Feste, welche uns die ganze Woche beschäftigten.

Wegen der Einzelheiten kann ich auch hier auf das baldige Erscheinen der officiellen Verhandlungen verweisen. Ich überspringe die ganze Woche, um mich dem schönen Schlusstage, der am 26. September ausgeführten Fahrt nach Homburg und der Saalburg, zuzuwenden. Die Nebel, welche am Morgen den ganzen Taunus und die vorliegende Niederung verschleiert hatten, schwanden bald und machten dem klarsten, warmen Sonnenschein Platz. Das prächtige Homburg empfing uns im reichsten Fahnenschmuck. Ueberall fröhliche Menschen und herzliche Begrüssung. Aber sehr bald drängte sich Alles in das wundervoll ausgestattete Saalburg-Museum, in welchem der unermüdliche Erforscher des alten Römer-Castells auf der Wasserscheide und des Limes, Baurath Jacoby, die Fülle aller der Funde in schönster Ordnung vereinigt hat, welche jahrelange Ausgrabungen zu Tage gefördert haben. Hier ist jetzt die grösste und feinste Sammlung der unzähligen Gegenstände des persönlichen Besitzes, der häuslichen Ausstattung, des Schmuckes und der Bewaffnung vereinigt, welche in der Welt existirt; sie gewährt uns das Bild der römischen Provincial-Cultur in einer Vollständigkeit des Details, welche kaum eine Lücke lässt. Zugleich hat der Scharfsinn und das mechanische Verständniss des Sammlers die Deutung der Gebrauchsweise und die Zusammensetzung der Geräthe mit einer Genauigkeit ermittelt, welche jeden Zweifel ausschliesst.

Auf der Saalburg selbst wartete unserer die grösste Ueberraschung. Die Porta praetoria war, natürlich durch täuschende Zuthaten, vollständig restaurirt. Eine römische Wache im vollen Kriegsschmuck unter Führung des Centurio hielt dieselbe besetzt. Im Innern des Castrum stiessen wir auf Gruppen germanischer Krieger in ihren primitiven Fellbekleidungen und mit ihren rohen Waffen. Nur langsam gelang es, durch die endlosen Schaaren der herbeigeströmten Zuschauer bis zu den Zelten vorzudringen, in denen Trank und Speise gespendet wurde. Dann geleitete uns der erfahrene Führer zu dem nahen Limes und erläuterte uns demonstrirend dessen Einrichtung und Bedeutung. Auch das „Gräbche", das in letzter Zeit die Limes-Forscher anhaltend beschäftigt hat, war für uns aufgedeckt. Jede Frage wurde hier sofort durch augenscheinliche Thatsachen beantwortet. Mit warmem Dank an die Ordner des Festes und vor Allem an den glücklichen Leiter der Untersuchungen, zugleich mit Freude über das so schön gelingende Werk der Limes-Forschung, welche jetzt in den Händen der Reichsbehörden ruht, schieden wir gegen Abend von der denkwürdigen Stätte, um unten in der Stadt noch einmal bei festlichem Mahle die vielen Erinnerungen durchzusprechen, welche der Tag gebracht hatte.

Es darf nicht verschwiegen werden, dass das neu aufgestellte und stark bereicherte historische Museum in Frankfurt Ergänzungen für die Sammlungen der Saalburg enthält. Der Conservator desselben, Hr. Otto Cornill, und der stets thätige Dr. A. Hammeran führten mir in Kürze die schönsten Zugänge vor. Hier liegen die prächtigen Funde aus der Niederung, namentlich die von Heddernheim,

Digitized by Google

die uns eine andere Seite des römischen Lebens in der Germania superior eröffnen. Leider war es mir nicht möglich, der freundlichen Einladung des Hrn. Hammeran zu der Eröffnung eines Grabes zu entsprechen. Dafür nahm ich seine Zusage mit mir, die gewiss alle Freunde der deutschen Vorgeschichte mit Befriedigung hören werden, dass er sich an eine Sammlung der Nachrichten über Regenbogen-Schüsselchen machen werde, — ein Desiderat, das ich so oft und bis jetzt im Ganzen so wenig erfolgreich besprochen habe. —

Aus der Versammlung möge nachträglich noch erwähnt sein, dass auf meine Befürwortung eine alte Bekannte, die mikrocephale Margarethe Becker aus Offenbach, in der neurologischen Abtheilung vorgestellt werden konnte. Auf den Congressen der deutschen anthropologischen Gesellschaft ist sie früher wiederholt demonstrirt und besprochen worden; aber auch in unserer Berliner Gesellschaft wird sich Mancher des Besuches erinnern, den sie uns am 21. Juli 1877 (Verh. S. 280, 287) in Gesellschaft ihrer Angehörigen machte. Sie war damals 7 Jahre alt. In buntem Gemisch waren den ganz gesunden Eltern 4 mikrocephale und 3 gesunde Kinder geboren worden. Seitdem sind nun 19 Jahre vergangen. Dank der sorgfältigen Pflege, welche nach dem Tode der Mutter eine ältere Schwester ihr widmet, befindet Margarethe sich noch jetzt körperlich in bestem Zustande, und selbst geistig hat sie gewisse Fortschritte, wenn auch kleine, gemacht, namentlich ist sie ruhiger und aufmerksamer geworden.

Da wir in der Zeit der Röntgen-Strahlen leben und die Frankfurter Ausstellung voll von photographischen Aufnahmen war, unter denen auch treffliche Durchleuchtungen innerer Theile durch Röntgen-Licht in grösserer Zahl vorlagen, so kam mir der Gedanke, ob es nicht möglich sein sollte, auch bei unserer Mikrocephalen etwas mehr zu ermitteln, als die blosse Betrachtung ergab, zum mindesten am Schädel. Unser Prof. Grunmach, der auf der Versammlung anwesend war, und der Special-Delegirte der Ausstellung, Hr. S. Simon (R. Blänsdorf Nachf.) nahmen den Gedanken mit Lebhaftigkeit auf, und wir haben einen Vormittag stundenlang Versuche gemacht, erträgliche Bilder zu erlangen. Die immerhin grosse Unruhe der Mikrocephalen zerstörte jedoch unsere Hoffnungen. Möge es Anderen gelingen, bessere Resultate zu erzielen! Das Einzige, was wir von da heimbrachten, waren Röntgen-Bilder der Hände meiner Frau und meiner selbst; wir sahen hier zum ersten Male die Brüche an Metacarpal-Knochen, die wir früher erlitten hatten. —

Damit schliesse ich diesen schon so langen Bericht. Am 28. September verliess ich mit meiner inzwischen nachgekommenen Familie das uns so lieb gewordene Haus in Frankfurt, das uns alle Annehmlichkeiten altpatricischer Gastlichkeit geboten hatte. Wir folgten für ein Paar Tage der wiederholten Einladung unseres ehemaligen Präsidenten, des Hrn. W. Reiss, auf sein Schloss Könitz in Thüringen, das uns ganz neue und unerwartete Bilder darbot. Aber die Pflicht rief nach Hause. Mit herzlichen Grüssen an die Mitglieder unserer Gesellschaft beladen, trafen wir am 30. September in Berlin ein. —

(24) Die Colonial-Abtheilung des Auswärtigen Amtes übersendet mit Schreiben vom 22. April folgende Abhandlung des Assistenzarztes Dr. Döring, dessen an Bord der Lulu Bohlen an Hrn. R. Virchow geschriebener Brief vom 24. Februar datirt ist:

Anthropologisches von der deutschen Togo-Expedition.

Auf der deutschen Togo-Expedition habe ich, soweit es meine Zeit erlaubte, anthropologische Studien gemacht, die ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe.

Digitized by Google

Ich muss speciell die Schädelmessungen für unvollkommen erklären, da ich noch nie dergleichen Messungen vorgenommen hatte, mir auch kein gültiges Instrument zur Verfügung stand, ich vielmehr nach einem vorhandenen Muster mir ein solches aus Holz (Schiebe-Instrument) von einem allerdings sehr geschickten Europäer anfertigen lassen musste (Tab. 1—3).

Die von mir gemessenen Leute sind 17 an der Zahl, die ich unter 4 Gruppen: Ewhe (1 Mann), Jendi oder Dagomba (4 Männer, 2 Frauen, 1 Mädchen), Mangu (1 Mann, 2 Frauen, 2 Mädchen, 1 Knabe) und Gurma (3 Männer) zusammengefasst habe. Betreffs der Abstammung des zur ersten Gruppe gehörigen Mannes, meines persönlichen Dieners, besteht kein Zweifel. Derselbe ist aus einer in Klein-Popo an der Togo-Küste ansässigen Familie gebürtig. Bedeutend schwieriger ist es, die Herkunft der 4 unter Jendi angeführten Männer zu bestimmen. Zunächst muss man bedenken, dass es in den grossen Staaten des Togo-Hinterlandes zwei verschiedene Rassen giebt: die eingeborne und diejenige, welche das Land erobert und die Ortsansässigen sich unterjocht hat. Dazu kommen dann noch die Sklaven, die aus dem Inneren importirt werden. Wie in Sansanne-Mangu die herrschende Klasse, die Mandingos, selbst erzählen, dass sie von weit hergekommen sind und sich das Land unterworfen haben (Sansanne = immer fertig), oder wie die Gurmaleute aussagen, dass sie vom Süden(!!) her gekommen seien, so wird auch in Jendi die jetzt herrschende Klasse die Ureinwohner sich unterthan gemacht haben. Die Vertreter der herrschenden Klasse sind die Häuptlinge, die Chiefs. Als „the son" eines solchen Chiefs wurde mir Nr. 4 bezeichnet. „Son" kann aber ebenso gut Sohn, wie Verwandter und auch überhaupt „zugehörig" im Allgemeinen nach der Ausdrucksweise unseres Dolmetschers bezeichnen. Ob also Nr. 4 einen Abkommen der herrschenden Klasse darstellt, ist nicht ganz sicher. — Nr. 7 ist einer der Träger unserer Expedition, Sklave eines grossen Häuptlings in Klein-Popo. Derselbe war vor 12 Jahren in Folge eines Kriegszuges in Gefangenschaft gerathen und an die Küste verkauft worden. Seine Wiege stand in Gwobia, einer grossen Ortschaft im Reiche Jendi, 2 Tagereisen südlich von der Hauptstadt Jendi gelegen. Nr. 3 u. 6 wurden mir als Farmer von unserem Dolmetscher bezeichnet. Beide sind Typen aus zwei Klassen von Leuten, wie ich sie täglich Abends von der Farmarbeit in die Stadt zurückkehren sah, Nr. 3 bedeutend stärker vertreten, als Nr. 6. Hauptmerkmale der Unterscheidung waren die Haartracht, die Tättowirung und die Zahnbildung, worüber ich mich weiter unten auslassen werde. Nr. 2 u. 5 wohnten in demselben Hause, wie wir: erstere wurde mir als Tochter unseres Hausmeisters vorgestellt, war also der herrschenden Klasse angehörig; Nr. 5 u. 8 waren Farmer-Frauen.

Unter der Mangu-Gruppe sind 1 Mann, 2 Frauen, 2 Mädchen und 1 Knabe aufgeführt. Der Mann Nr. 9 gab sich als Verwandter unseres Hausmeisters, eines grossen Chiefs, eines Mandingo, aus und bezeichnete als seine Geburtsstadt Mossi; Nr. 12 ist seine Tochter. Nr. 13 und 14 sind Töchter unseres Hausmeisters, Nr. 10 und 11 die Kinder des Premier-Ministers Dandu, eines anderen Mandingo.

Die 3 Gurmaleute sind Beamte des Königs, Nr. 15 und 16 mit ausgesprochener Aehnlichkeit im Gesicht.

Die Berechnung der Indices ergiebt folgende Zahlen:

	Längenbreiten-Index	Nasen-Index	Gesichts-Index		
Nr. 1	71,8	100,0	127,9	Mann	(Ewhe)
„ 3	80,3	95,5	122,4	„ do.	(Dagomba)

Digitized by Google

	Längenbreiten-Index	Nasen-Index	Gesichts-Index		
Nr. 4	73,5	100,0	112,5	Mann	(Dagomba)
„ 6	80,9	88,6	125,5	do.	do.
„ 7	—	105,3	140,0	do.	do.
„ 5	79,6	125,0	133,7	Frau	do.
„ 8	77,0	72,5	115,9	do.	do.
„ 2	78,4	92,5	116,8	Mädchen	do.
„ 9	76,2	112,5	137,0	Mann	(Mangu)
„ 13	76,7	88,9	128,4	Frau	do.
„ 14	82,2	97,6	116,5	do.	do.
„ 10	77,5	105,4	135,7	Mädchen	do.
„ 12	76,7	77,5	128,9	do.	do.
„ 11	70,8	103,3	146,0	Knabe	do.
„ 15	75,4	95,2	134,0	Mann	(Gurma)
„ 16	73,2	97,4	131,4	do.	do.
„ 17	79,4	108,3	131,7	do.	do.

Irgendwelche besondere Schlüsse in Bezug auf die einzelnen Rassen lassen sich daraus nicht ableiten.

Zur Bestimmung der Hautfarbe stand mir keine Skala zur Verfügung; ich musste mich deshalb damit begnügen, die Hautfarbe meines Dieners (Nr. 1) mit der der anderen Individuen zu vergleichen. Auffallend war für mich bei der Vergleichung der verschiedenen Farbentöne besonders die Färbung der Handteller, die, im Vergleich mit der Farbe des Körpers, bei den Eingebornen des Hinterlandes im Verhältniss sich bedeutend dunkler zeigte, als bei dem Küstenmann Nr. 1.

Die Farbe der Iris war dunkelbraun, nur bei Nr. 9 und seiner Tochter, Nr. 12, hellbraun. Die Form des Auges bot nichts Auffallendes. Die Augenspalte lag horizontal, nur bei den 3 Gurmaleuten erschien sie etwas eng geschlitzt und innen etwas nach abwärts geneigt.

Die Haartracht und Haarmenge war eine verschiedene. Typisch, d. h. bei vielen Individuen regelmässig wiederkehrend, war nur bei den Jendileuten: 1) der 3 *cm* breite Haarstreifen, der sich wie ein Kamm vom Haarrand vorn bis hinten in den Nacken zog, die Haare dabei zu kurzen Zöpfen geflochten: 2) die kreisförmige Haartracht am Hinterkopf, — dort, wo die katholischen Geistlichen ihre Tonsur tragen, waren die Haare stehen geblieben, sonst der Schädel rasirt, — die Haare hier ebenfalls zu Zöpfen geflochten. Ferner das Rasiren des vorderen Theils der Haupthaare bei den Gurmaleuten. Die Stirn erscheint bei ihnen dadurch bedeutend höher. Die unter Nr. 10 und 11 aufgeführten Figuren auf dem Schädel sah ich auch schon in Jendi bei Knaben und Mädchen.

Das Barthaar zeigte nichts Charakteristisches. Vom Körperhaar habe ich bei einzelnen nur die Achselhöhlen-Haare angesehen; bei Nr. 6 waren dieselben weggrasirt, bei Nr. 5 zum Theil ausgezogen. Die Haarfarbe war durchgängig schwarz. Ueber die Haarform geben die Hrn. R Virchow überlassenen Proben Aufschluss.

Die Kleidung bestand aus einem umgeworfenen viereckigen Tuche, oder aus Haussahemd, Haussahose, bezw. Dagombahemd. Als Kopfbedeckung sah ich in Jendi ab und zu eine phrygische Mütze, die ausser ihrem Hauptzweck auch noch als Portemonnaie, Kautabaks-Behälter u. s. w. diente. Die Haussakleider sind bekannt. Ein Dagombahemd befindet sich in tadelloser Ausführung im Berliner Museum für Völkerkunde. Das unter Nr. 15 in Tab. 1 gezeichnete Hemd ist ein solches Dagombahemd ohne die Amulette; statt deren finden sich dreimal zwei senkrecht aufeinander stehende ellipsoide Figuren aus rother oder grüner europäischer Wolle auf dem Bruststück ausgeführt.

Digitized by Google

Tabelle 1.

	Ewhe	Dagomba oder Jendi		
	Mann	Männer		
Nummer	1	3	4	6
Ort der Beobachtung	Jendi	Jendi	Jendi	Jendi
Datum	21. XII. 94	23. XII. 94	24. XII. 94	30. XII. 94
Geschlecht	Mann	Mann	Mann	Mann
Alter	etwa 22 Jahr	etwa 35 Jahr	etwa 24 Jahr	etwa 20 Jahr
Name	John Tete Kuay	Tiä Jerö	Momörro Kankässi	Nöga Biller
Stamm	Popo-boy	Dagomba	Dagomba	Mossi?
Geburtsort	Klein-Popo	Jendi	Jendi	?
Gesellschaftl. Stellung	Diener	Farmarbeiter	Sohn eines Häuptlings	Farmarbeiter
Ernährungszustand	mittelfett	gut	gut	gut
Muskulatur	straff	straff	straff	straff
Hautfarbe	ziemlich helles Chokoladenbraun	wenig dunkler als 1	viel dunkler als 1	sehr wenig dunkler als 1
Handteller	hellrothgelb	bedeutend dunkler als 1	do.	viel dunkler als 1
Irisfarbe	dunkelbraun	hellbraun	dunkelbraun	dunkelbraun
Form des Auges	gewöhnlich	gewöhnlich	gewöhnlich	gewöhnlich
Augenspalte	horizontal	äusserer Augenwinkel leicht nach unten gerichtet	horizontal	gerade
Haar: a) Kopfhaar	reichlich	geschoren, in der Mitte ein etwa 3 *cm* breiter Streifen Haare, der vom Mittelkopf bis zum Hinterhaupt zu kurzen Zöpfen geflochten ist.	wie 3	Haare auf dem Hinterhauptswirbel etwa 10 *cm* im Umkreis stehen gelassen und zu kleinen Zöpfen verflochten, sonst rasirt
b) Barthaar	mässig, Schnurrbart	Schnurrbart rasirt, kurzer Kinnbart	wie 3	—
c) Körperhaar	—	—	Schamhaar nicht gesehen, angeblich rasirt	Achselhöhle rasirt
Haarfarbe	schwarz	schwarz	schwarz	schwarz
Haarform	siehe die mitgebrachten Proben			
Besond. Bemerkungen	—	—	—	—
Kleidung	Ueber die Schulter geworfenes viereckiges Stück Zeug einheimischen Gewebes = country-cloth	country-cloth	Dagombahemde, Haussahosen, Ueberwurf, phrygische Mütze	Schamtuch (Badehose), Ueberwurf

Digitized by Google

Tabelle 1.

Dagomba oder Jendi				Mangu
Mann	Frauen		Mädchen	Mann
7	8	5	2	9
Jendi	Jendi	Jendi	Jendi	Mangu
31. XII. 94	1. I. 95	24. XII. 94	25. XII. 94	12. I. 95
Mann	Frau	Frau, O-para	Mädchen	Mann
etwa 35—40 Jahr	etwa 18—20 Jahr	etwa 18 Jahr	13—14 Jahr	etwa 40 Jahr
Anassi Daure	Biatala salefu	Mariam Bukale	Neempa Bukale	Imâira Majuhumbura Bugakâi
Dagomba	Dagomba	Dagomba	Dagomba	Mossi
Gwobia	Jendi	Jendi	Jendi	Mossihauptstadt
Träger, vor 12 Jahren an die Küste verkauft	Farmerfrau	Farmerfrau	Tochter unseres Hausmeisters	Verwandter des Hausmeisters
gut	fett; gravida, T-para	gut	mittelfett	mager
ziemlich straff	straff	straff	straff	schlaff
etwas dunkler als 1	wie 7	dunkler als 1	wenig dunkler als 1	dunkler als 1
—	—	—	—	—
dunkelbraun	dunkelbraun	dunkelbraun	dunkelbraun	hellbraun
gewöhnlich	gewöhnlich	gewöhnlich	gewöhnlich	gewöhnlich
horizontal	horizontal	innen etwas nach unten gerichtet	horizontal	horizontal
reichlich	reichlich	Haar sehr dick, die Enden in dicht bei einander liegenden Strähnen kammartig mit einander verflochten, so dass von vorn nach hinten in der Längsrichtung ein langer Wulst neben dem anderen liegt	reichlich, ohne Besonderheiten	Glatze auf dem grössten Teil des Kopfes
mässig reichlich	fehlt	Achselhöhle zum Theil ausgezogen	fehlt	Backenbart reichlich, Schnurrbart rasirt
—	Achselhöhle Haar zum Theil abgeschnitten	—	—	—
schwarz	schwarz	schwarz	schwarz	schwarz mit grau mehrt
siehe die mitgebrachten Proben				
—	—	—	Tättowirung undeutlich	—
wie 1	Kopftuch, welches den ganzen Kopf verdeckt. Umschlagetuch um die Lenden	Umschlagetuch um Leib und Hüften	Perlenschnur von kl. schwarzen Perlen (3fach) um die Hüften, darum kurzes Hüfttuch	Haussahemd, Haussahose

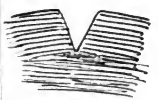
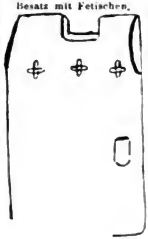
Digitized by Google

Tabelle 1.

	Mangu			
	Frauen		Mädchen	
Nummer.	13	14	12	10
Ort der Beobachtung .	Mangu	Mangu	Mangu	Mangu
Datum.	14. I. 95	15. I. 95	13. I. 95	13. I. 95
Geschlecht.	Frau, T-para	Frau, O-para	Mädchen	Mädchen
Alter	etwa 22 Jahr	etwa 20 Jahr	etwa 6—7 Jahr	etwa 12—13 Jahr
Name	Gangára Mandingo	Asará	Aowä, Tochter von Nr. 9	Nafü Dandu
Stamm	Mangu	Mangu	Mangu	Mangu
Geburtsort	do.	do.	do.	do.
Gesellschaftl. Stellung	Tochter des Hausmeisters	wie 13	Tochter eines Grossen	Stieftochter des Premierministers
Ernährungszustand . .	gut	gut	gut	mittelfett
Muskulatur	ziemlich straff	ziemlich straff	ziemlich straff	ziemlich straff
Hautfarbe	dunkler als 1	dunkler als 1	dunkler als 1	dunkler als 1
Handteller	—	—	—	—
Irisfarbe.	dunkelbraun	dunkelbraun	hellbraun	dunkelbraun
Form des Auges . . .	gewöhnlich, leichter Exophthalmus	gewöhnlich	gewöhnlich	gewöhnlich
Augenspalte	horizontal	innen leicht nach abwärts gerichtet	horizontal	innen leicht nach abwärts gerichtet
Haar: a) Kopfhaar . .	Kopfhaar sehr reichlich, ohne Schmuck	—	rasirt	zum Theil rasirt vorn hinten Schädel von oben gesehen, das Schraffirte sind stehen gebliebene Haare
b) Barthaar . .	—	—	—	—
c) Körperhaar .	—	—	—	—
Haarfarbe	schwarz	schwarz	schwarz	schwarz
Haarform	siehe die mitgebrachten Proben			
Besond. Bemerkungen.	—	—	—	—
Kleidung	Lendentuch	Lendentuch, Kopftuch	Perlenschnur von hellblauen Glasperlen um die Hüften, sonst keine Kleidung	Lendentuch dieselbe Mutter wie Nr. 11, aber zwei Väter

Digitized by Google

Tabelle 1.

Mangu	Gurma		
Knabe	Männer		
11	15	16	17
Mangu	Kankantshari in Gurma	Kankantshari	Kankantshari
13. I. 95	7. II. 95	9. II. 95	9. II. 95
Knabe	Mann	Mann	Mann
etwa 6—7 Jahr	etwa 24 Jahr	etwa 22 Jahr	etwa 35 Jahr
Masūma Dandu	Duálli	Nassūbu	Longa
Mangu	Gurma	Gurma	Gurma
do.	Nondu	Nondu	Nondu
leiblicher Sohn des Premier-Ministers	Oberst-Stallmeister	Leibdiener des Königs	Ausrufer
mittelfett	gut	wie 15	gut
ziemlich straff	straff	do.	straff
wie 10	dunkler als 1	do.	dunkler als 1
—	—	—	—
wie 10	dunkelbraun	do.	dunkelbraun
do.	gewöhnlich	do.	gewöhnlich
do.	etwas eng geschlitzt, innen leicht nach abwärts gerichtet		
vorn und hinten je ein Kreis stehen geblieben, sonst rasirt vorn hinten	reichlich, Schnurrbart. Kinn und vorderer Theil des Kopfhaares (etwa 4 *cm* breit) rasirt	wie 15	Kopfhaar hat vorn einen dreieckigen rasirten Ausschnitt von etwa 3 Querfinger Breite vorn  von oben gesehen
—	—	—	—
—	—	—	klan- u. Schnurrbart kurz gehalten
schwarz	schwarz	schwarz	schwarz
	siehe die mitgebrachten Proben		
—	—	—	—
sehr reich gearbeitetes Haussahemd, Haussahose dieselbe Mutter wie Nr. 10, aber zwei Väter	Dagombahemd = ärmelloses Haussahemd ohne den Besatz mit Fetischen. 	Hemd wie Nr. 15, dazu Hose in Haussaschnitt	wie 16

Digitized by Google

Tabelle 2.

	Ewhe	Jendi oder Dagomba	
	Mann	Männer	
Nummer.	1	3	4
Gesichtsprofil	Unterkiefer wenig vorstehend	Unterkiefer leicht vorstehend	wie 1
Stirn	hoch, steil, flach	mittelhoch, etwas zurückliegend, gewölbt	hoch, leicht zurückliegend, gewölbt
Wangenbein	wenig hervortretend	mässig stark hervortretend	wie 1
Nasenwurzel im Profil	mässig tief abgesetzt	gut abgesetzt	stark abgesetzt
Nasenrücken	gerade	gerade	leicht gebogen
Nasenspitze	stumpf abwärts gericht.	sehr stumpf	stumpf
Nasenlöcher	quer gestellt	quer	quer
Nasenflügel	wenig aufgebläht	stark aufgebläht	wie 3
Lippen	mässig dick	mässig dick	nicht dick
Zähne	vertikal	vertikal	vertikal
Zahnbestand	vollständig	Molar. II u. III l. u. } kariös „ III r. o. }	gut erhalten
Ohr	anliegend, gesäumt, rund	mittelgross, anliegend gesäumt, rund	etwas abstehend, gesäumt, rund
Ohrläppchen	abgesetzt	aufsitzend	abgesetzt
Weibliche Brust . . .	—	—	—
Warzenform	—	—	—
Untere Extremitäten .	gerade	gerade	dünn, lang, kräftig
Fuss	gewölbt	gewölbt	gewölbt
Ferse	nicht vorstehend	wie 1	wie 1
1. Zehe	die grösste	—	—
Hände.	mittelschlank	plump	schlank. Enden kolbig
Nägel	abgeknabbert	kurz, breit, plump, abgeknabbert	gut erhalten, breit und kurz
Schmuck	—	3 Ringe am link. 5. Fing. 2 „ „ „ 3. „ alle aus Zinn, 1 Holzring oberhalb des rechten Ellenbogens	1 Ring aus zusammengedrehtem Messing u. Kupfer am linken Handgelenk

Digitized by Google

Tabelle 2.

Jendi oder Dagomba				
Männer		Frauen		Mädchen
6	7	8	5	2
wie 1	Unterkiefer und Mund stark vortretend	wie 1	wie 1	wie 1
mittelhoch, leicht zurückliegend, gewölbt	wie 4	hoch, ziemlich steil, gewölbt	mittelhoch, gewölbt	hoch, steil, gewölbt
wie 3	wie 3	ziemlich stark vortretend	wie 8	wie 1
scharf abgesetzt	gut abgesetzt	mässig tief abgesetzt	wie 8	wie 8
wie 4	gerade	leicht eingebogen	leicht gebogen wie 4	gerade
mässig stumpf	sehr stumpf	stumpf	stumpf	stumpf
quer	quer	quer	quer	quer
nicht aufgebläht	mässig aufgebl.	leicht aufgebl.	wie 8	wenig aufgebl.
nicht verdickt	dick	leicht verdickt	nicht dick	nicht dick
obere mittlere Schneidez. stehen 4 *mm* (am oberen Theile gemessen) auseinander. Innere Kante schräg (abgefeilt?). Beide Zähne etwas länger, als die anderen, und etwas vorstehend	vertikal	vertikal, mittelgross, obere Schneidezähne etwa 3 *mm* am Ursprung auseinanderstehend	vertikal	vertikal, obere Schneidezähne am unteren Ende leicht nach vorn stehend
vollständig	gut erhalten, vollständig	vollständig, gut erhalten	gut erhalten	gut erhalten
anliegend, gesäumt, rund	anliegend, gesäumt, rund	gesäumt, anliegend, rund	gesäumt, rund, anliegend	gesäumt, rund, anliegend
abgesetzt, Ohrlöcher	aufsitzend	abgesetzt	abges., je 1 Ohrloch	abgesetzt
—	—	halbkugelig	hangend	konisch, etwas schlaff
—	—	gross. Farbe wie die übrige Haut	mittelgross	mittelgross
kräftig	kräftig, gerade	kräftig, gerade	dick, kurz, kräftig	gut, gerade
wenig gewölbt	gewölbt	gewölbt	wenig gewölbt	gewölbt
wie 1	Ferse leicht vorstehend	Ferse nicht vorstehend	wie 1	wie 1
—	—	1. und 2. Zehe	—	—
plumpfingerig	ziemlich plump	plump	klein, aber plump	klein, etw. plump
wie 4	wie 4	wie 4	plump wie 4	krz. u. br., plump, abgeknabbert
r. Unterarm 1 dicker Messingring, 1 schmaler Eisenr., r. Oberarm 1 Lederstreif mit Fetisch, l. 3. Fing. 1 Messingring mit aufgelöth. Threepence	kleiner Messingring am 3. link. Finger	21 dünne Messingringe am linken Handgelenk	2 Ringe aus Holz mit Messing- u. Kupfereinlagen am recht., 2 am linken Ellenbogen, 1 Messingreif am linken Handgelenk	je 1 Ring aus Messing oberh. der Fussknöchel, 2 Messingringe am 4. Fing. links

Digitized by Google

Tabelle 2.

	Mangu			
	Mann	Frauen		Mädchen
Nummer	9	13	14	12
Gesichtsprofil	wie 1	wie 1	wie 1	wie 1
Stirn	mittelhoch, zurücklieg. gewölbt	hoch, steil gewölbt	wie 13	hoch, leicht zurücklieg., gew.
Wangenbein	seitl. und vorn stark vortretend	seitl. und vorn stark vortretend	wie 13	seitl. und vorn etwas vortretend
Nasenwurzel im Profil	sehr tief abges.	mässig tief	wenig abgesetzt	ziemlich flach abgesetzt
Nasenrücken	leicht gewölbt	gerade	gerade	gerade
Nasenspitze	stumpf	stumpf	stumpf	stumpf
Nasenlöcher	quer	quer	quer	quer
Nasenflügel	nicht aufgebläht	leicht aufgebl.	leicht aufgebl.	leicht aufgebl.
Lippen	mässig dick	Unterlippe ziemlich dick	wie 13	nicht dick
Zähne	obere Schneidez. am Ursprung mit 4 *mm* Zwischenr., schräg nach auss. steh., m. d. unt. Ende die äuss. ober. Schneidez. z. Th. verdeckend	Obere Schneidez. etwas schräg nach vorn steh.	wie 13	leicht nach vorn stehend
Zahnbestand	Backenz. fehlen, sonst gut erh.	vollständig, gut erhalten	wie 13	vollständig
Ohr	anlieg., hinten ungesäumt, rund	anliegend, gesäumt, rund	wie 13	anliegend, gesäumt, rund
Ohrläppchen	breit aufsitzend	abgesetzt, je 1 Ohrloch	ziemlich breit aufsitzend	aufsitzend, je 1 Ohrloch
Weibliche Brust	—	mittelgr., häng.	gr., häng. voll	noch nicht entw.
Warzenform	—	Warzenhof dkl.-br.-schw. auf 4 *cm* im Umkreis, Warze klein	sehr klein, 4 *cm* im Umkreis dunkelschwarz	—
Untere Extremitäten	mässig kräftig, gerade	dünn, gerade	kräftig, gerade	dünn, gerade
Fuss	gewölbt	gewölbt	gewölbt	gewölbt
Ferse	wie 1	wie 1	wie 1	—
Zehe	—	—	—	2. Zehe steht vor
Hände	sehr plump, dickfingerig	langfingerig verbogen	mittelschlank	plump
Nägel	kurz, breit	kurz, breit	kurz und breit, am r. Daumen und der ganzen l. Hand länger und besser gepflegt	breit
Schmuck	a. link. 4. Fing. 2, „ „ 1. „ 1 silberner Ring, am linken Handgelenk 1 Messingring	Messingring um das r. Handgel., lange schwarze Perlenkette um den Hals	2 Holzringe am link. Ellenbogen, kl. Perlenkette (blau und weiss) um den Hals	Perlenkette um die Hüfte

Digitized by Google

Tabelle 2.

Mangu		Gurma		
Mädchen	Knabe	Männer		
10	11	15	16	17
wie 1	wie 1	wie 1	wie 1	läuft bei der Bitte um eine Haarprobe entrüstet davon
hoch, steil, gewölbt	wie 10	mittelhoch, steil gewölbt	sehr hoch, steil, gewölbt	
nicht vortretend	wie 10	wie 13	wie 13	
mässig tief abgesetzt	wie 10	wie 10	wenig abgesetzt	—
gerade	wie 10	gerade	gerade	—
stumpf	wie 10	stumpf	stumpf	—
quer	wie 10	quer	quer	—
nicht aufgebläht	wie 10	leicht aufgebl.	leicht aufgebläht	—
mässig dick	O.-L. mäss. dick, U.-L. dick, häng.	nicht verdickt	nicht verdickt	—
obere Schneidezähne schräg nach vorn stehend, sonst vertikal, keine Lücke zwischen den Schneidezähnen	ob. Schneidezähne fehlen, sonst vollständig	vertikal, die 2 oberen inneren Schneidez. leicht nach aussen stehend, einwärts abgeschrägt	wie 15	—
Bestand vollständig	—	vollständig	vollständig	—
anliegend, ungesäumt, rund	etwas abstehend, gesäumt, rund	anliegend, ges., rund, je 1 Ohrl.	anliegend, gesäumt, rund	—
nicht anfsitzend	nicht aufsitzend	abgesetzt	abgesetzt	—
klein, konisch, unentwickelt	-	—	—	—
Warze sehr klein	—	—	—	—
dünn, gerade, kräftig	wie 10	kräftig, gerade	kräftig, gerade	kräftig, gerade
schön gewölbt	wie 10	gewölbt	gewölbt	gut gewölbt
wie 1	wie 10	wie 1	wie 1	wie 1
—	—	—	—	—
sehr schlank, langfingerig	schlank	plump	schlank	sehr langfingerig
gut erhalten, lang	wie 10	breit, schlecht	—	—
4 Messingringe am link. Handgel., 2 silb. am l. 3. Finger, 1 Perlenkette um den Hals. Im rechten Ohrloch eine 2 *cm* lange Koralle, links 2.	am l. Handgel. 2 Ringe aus Silber-, Kupfer- und Messingstangen zusammengedreht	an der 4. linken Zehe kleiner Messingring	am l. Unterarm 4 led. u. 1 Kupferr., am rechten Unterarm und am rechten Oberarm je 2 lederne Ringe	kein Schmuck

Digitized by Google

Tabelle 3.

Nummer nach dem Datum der Aufzeichnung.	Ewhe	Dagomba			
	Mann	Männer			
	1	3	4	6	7
1. Projectionslänge des Schädels	19,9	18,3	19,6?	17,8	—
2. Schädelbreite	14,3	14,7	14,4	14,4	14,0
3. Grösste Jochbogenbreite	13,3	14,2	13,5	13,3	14,0
4. Entfernung zwischen den äusseren Augenwinkeln	9,5	10,0	10,2	9,4	9,6
5. „ „ „ inneren „	3,5	3,6	3,3	3,4	3,2
6. „ „ „ Unterkieferwinkeln	10,3	9,1	9,6	9,8	9,2
7. Abstand zwischen Haarrand und Kinn	17,3	18,1	19,5	16,7	18,1
8. „ „ Nasenwurzel und Kinn	10,4	11,6	12,0	10,6	10,0
9. „ „ unterer Nasengrenze und Kinn	6,2	7,1	6,9	6,2	6,2
10. „ „ Nasenwurzel und Mundspalte	6,1	6,8	7,4	5,8	6,0
11. „ „ Kinn und Tragus	15,2	14,2	15,4	14,0	14,3
12. „ „ Nasenwurzel und Tragus	11,8	11,6	12,3	11,2	12,2
13. Länge des Ohres	5,3	6,3	5,2	5,1	5,2
14. Höhe der Nase, berechnet aus Differenz von 8 und 9	4,2	4,5	5,1	4,4	3,8
15. Breite der Nase	4,2	4,3	5,1	3,9	4,0
16. „ des Mundes	5,4	5,6	5,6	4,9	5,0
17. Länge des Daumens	10,5	10,9	11,1	10,3	11.2
18. „ „ Mittelfingers	10,1	10,8	11,0	10,5	11,2
19. Breite der Hand am Ansatz der Finger	8,0	8,7	8,4	5,8	8.2
20. Länge des Fusses	25,6	26,5	27,5	26,0	27,0
21. Breite des Fusses	9,5	10,1	10,6	9,8	10,0
22. Längsumfang des Kopfes (Bandmaass)	55,4	54,5	54,8	54,0	54.5
23. Klafterweite	170,0	176,0	168,0	165,5	—
24. Höhe des Scheitels über dem Boden	169,0	167,0	172,5	162,0	163,0
25. Breite zwischen den Acromien	—	35,0	—	—	36.5
26. Umfang des Thorax	80,2	83,0	87,0	85,0	84.0
27. „ der Taille	68,0	77,5	76.0	76,5	78,5
28. „ des Oberschenkels	46,5	47,5	47,0	48,0	48.5
29. „ der Wade	32,5	31,5	32,5	32,0	34,5
30. Höhe des Scheitels über der Sitzfläche	86,5	81,3	87,5	86,5	83.5

Digitized by Google

Tabelle 3.

Dagomba			Mangu						Gurma		
Frauen		Mädchen	Mann	Frauen		Mädchen		Knabe	Männer		
8	5	2	9	13	14	12	10	11	15	16	17
18,7	18,6	17,6	18,1	18,0	18,0	16,8	16,9	17,8	18,3	17,9	18,0
14,4	14,8	13,8	13,8	13,8	14,8	12,7	13,1	12,6	13,8	13,1	14,3
13,1	12,3	12,1	13,7	13,1	12,0	11,6	11,8	11,1	13,8	13,8	14,1
9,5	9,3	8,7	8,9	9,7	9,9	8,1	8,8	8,3	10,1	10,0	9,8
3,5	3,5	3,2	3,2	3,3	3,5	2,9	3,1	2,5	3,4	3,2	3,7
9,2	9,3	9,0	10,7	9,8	9,6	9,0	8,4	8,0	10,6	10,7	10,6
17,5	17,2	16,0	16,2	16,5	16,2	14,8	15,5	13,5	17,2	19,0	17,4
11,3	9,2	9,5	10,0	10,2	10,3	9,0	8,7	7,6	10,3	10,5	10,7
6,2	6,0	5,5	6,0	5,7	6,2	5,0	5,0	4,6	6,1	6,6	7,1
6,4	4,7	5,5	6,1	6,1	6,8	5,5	5,1	4,2	6,3	5,6	6,3
13,7	12,4	13,2	13,8	13,4	13,3	11,4	12,4	10,3	14,1	13,7	13,8
11,3	11,8	11,2	11,4	11,4	10,7	9,0	10,2	9,3	12,3	11,5	12,2
5,4	4,9	5,2	5,6	5,3	5,6	4,4	4,7	4,9	5,8	5,3	5,8
5,1	3,2	4,0	4,0	4,5	4,1	4,0	3,7	3,0	4,2	3,9	3,6
3,7	4,0	3,7	4,5	4,0	4,0	3,1	3,9	3,1	4,0	3,8	3,9
5,8	4,8	4,8	5,1	4,5	4,8	3,8	4,1	3,6	4,9	4,5	4,7
10,1	9,3	9,5	10,2	10,1	10,4	6,4	9,3	7,4	11,1	10,5	12,0
9,9	9,1	9,6	9,7	9,9	10,5	7,0	10,0	7,8	10,7	10,5	11,8
7,1	6,5	6,7	8,1	9,9?	7,5	5,8	7,4	5,7	8,1	7,4	7,7
24,0	23,5	23,1	23 1/4	25 3/4	25,5	18,0	25,5	20,0	27,0	27 3/4	28,5
9,5	9,0	9,0	10,5	9,5	9,75	6,9	9,5	7,0	10,5	10,0	10,5
53,5	53,0	51,4	53,0	52,5	53,0	47,8	49,0	49,5	55,2	52,0	53,0
166,0	162,0	151,0	172,0	162,0	170,0	126,5	158,0	122,5	181,0	174,0	178,0
161,0	155,0	148,0	165,0	156,0	159,0	122,0	152,5	119,5	170,0	171,0	169,0
33,2	33,5	—	37,0	36,5	36,5	26,5	33,2	26,5	—	37,0	36,5
78,0	79,0	70,0	78,5	73,5	75,0	58,0	69,5	52,0	82,0	77,0	78,0
76,0	68,5	66,5	72,8	65,5	67,0	56,0	67,5	49,0	76,0	71,0	69,0
46,8	47,0	43,5	40,0	44,0	42,0	32,0	38,0	29,0	43,0	44,5	45,5
32,5	29,5	29,5	30,5	29,0	33,0	22,5	28,5	20,5	31,0	30,0	29,0
83,4	81,5	75,5	79,0	79,2	76,5	62,0	69,5	60,0	82,0	83,5	—

Digitized by Google

Von Tab. 2 will ich specieller die Zahnformation hier besprechen: Bei dem Ewhe-Mann und der Jendi-Gruppe (mit Ausnahme von Nr. 6) fand ich überall die Zähne vertical stehend, bei Nr. 8 die Besonderheit, dass zwischen den oberen mittleren Schneidezähnen sich eine Lücke von 3 *mm* Breite vorfand und bei Nr. 2 die beiden mittleren oberen Schneidezähne etwas schräg nach vorn standen.

Nr. 6, Jendi und Nr. 9, Mangu (geben als Geburtsort Mossi an) weisen dieselbe Zahnbildung auf: die beiden inneren oberen Schneidezähne haben am Ursprung eine Lücke von 4 *mm* Weite zwischen sich und stehen schräg nach aussen, so dass sie mit ihrem unteren Ende die äusseren oberen Schneidezähne zum Theil überdecken. Die Beissfläche dieser Zähne liegt mit der der übrigen Zähne in gleicher Ebene. Ob diese Zahnformation Natur oder artificiell ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Die Mangu-Frauen (Nr. 13 u. 14), sowie die Mangu-Mädchen (Nr. 10 u. 12) hatten die vier obereren Schneidezähne leicht nach vorn stehend. Dem Mangu-Knaben fehlten diese vier Zähne.

Bei den Gurmaleuten waren die inneren oberen Schneidezähne leicht nach aussen stehend, an der medialen Seite etwas abgeschrägt. Zwischen den Schneidezähnen keine Lücke.

Bis auf Nr. 3, der drei cariöse Zähne aufwies, war der Zustand der Zähne ein vorzüglicher.

Die Körpergrösse bei den Männern bewegt sich zwischen 162 *cm* (Nr. 6) und 172,5 *cm* (Nr. 3), bei den Frauen zwischen 155 *cm* (Nr. 5) und 161 *cm* (Nr. 8).

Die Klafterweite war bei sämmtlichen Personen (mit Ausnahme von Nr. 4) grösser, als die Körperhöhe. Die Differenz zwischen beiden Maassen schwankte zwischen 1 *cm* (Nr. 1) und 11 *cm* (Nr. 14 u. 15).

Die sonstigen Maasse und Angaben sind aus den Tabellen zu entnehmen. Besonders erwähnen will ich nur noch die Tättowirungen[1]), mit denen ich mich etwas eingehender beschäftigt habe.

Fig. 15 zeigt uns das Stammeszeichen eines Mannes aus Klein-Popo: ein kleiner, schräger Strich auf der linken Backe.

In Fig. 1a, 1b, 1c finden wir das am häufigsten in Jendi auftretende Zeichen: Auf jeder Backe drei Längsstriche, die noch im Bereich der Haare beginnen und

Fig. 1a.

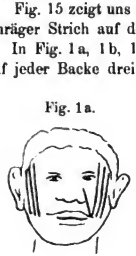


Fig. 1b.

Fig. 1c.

nach unten bis zum Unterkieferrand sich erstrecken, dazu ein Strich vom linken inneren Augenwinkel bis zum Mundwinkel. Mit diesem Zeichen waren Nr. 3, 4 und 7 geschmückt; nirgends fand sich eine Frau derartig tättowirt.

1) Für die saubere und genaue Ausführung der Tättowirungs-Zeichnungen bin ich meinem Kameraden, dem Studierenden der Kaiser Wilhelms-Akademie Hrn. Kudicke, zu besonderem Danke verpflichtet. — Die Köpfe, in welche die Tättowirungen eingezeichnet sind, sollen keine Typen darstellen, sondern sind nur Schemata.

Digitized by Google

Ueber die Tättowirung der Dagomba- (oder Jendi-)Frauen geben Fig. 2—4 Aufschluss. Als regelmässig wiederkehrende Zeichen finden wir bei diesen einen 6—8strahligen Stern auf der rechten Backe, auf der linken Backe an Stelle des

Fig. 2a.

Fig. 2b.

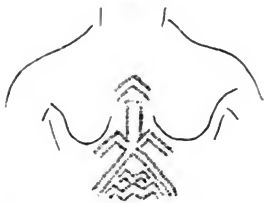


Fig. 4.

Fig. 3a.

Fig. 3b.

Fig. 3c.

Fig. 3d.

Fig. 5a.

Fig. 5b.

Fig. 3e.

Fig. 6a.

Fig. 6b.

Fig. 7a.

Fig. 7b.

Striches, der bei den Männern vom inneren Augen- zum Mundwinkel sich hinzieht, ein Viereck mit zwei spitzen und zwei stumpfen Winkeln; an drei der Ecken liegt ein kleines umgekehrtes Dreieck, von der vierten Ecke aus läuft zum Augenwinkel ein Strich. Während diese beiden Zeichen manchmal die einzige

Digitized by Google

Tättowirung darstellen, wie bei Nr. 8, finden sich bei anderen daneben noch zahlreiche andere Striche und Figuren im Gesicht und auf dem Körper. So zeigte z. B.

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 13a.

Fig. 12.

Fig. 15.

Fig. 13b.

Fig. 14.

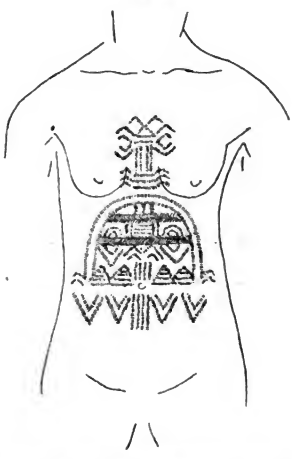


Fig. 2a und 2b die Tättowirung von Nr. 5, und Fig. 3a bis e die Tättowirung einer Prinzessin, angeblich einer Schwester des Jendi-Königs. Diese Dame hatte Fig. 3a

Digitized by Google

(um 90° gedreht) auch auf der rechten Schulter. Ferner hatte sie sich die mittleren oberen und die 4 unteren Schneidezähne roth (mir unbekannt, womit) gefärbt. Auffallend bei diesen Tättowirungen ist, dass die Brüste nirgends zum Ausgangspunkte der Zeichnungen genommen sind.

Was die Bedeutung der einzelnen Zeichen betrifft, so kann ich nur über den Stern auf der rechten Backe Auskunft geben: er soll das Stammeszeichen der Dagomba darstellen. Ich selbst habe zugesehen, wie einem meiner Reisebegleiter auf Wunsch dieses Dagomba-Zeichen mit der Kante eines Rasirmessers auf den Arm eingeritzt und dann mit heisser Asche eingerieben wurde. Ueber das Zeichen auf der linken Backe habe ich keine Auskunft erhalten können. Beide Zeichen finden sich auch bei zwei Adeli-Frauen nach den Zeichnungen des Hrn. Conradt (vgl. Verhandl. vom 10. März 1894, Fig. 7 und 8) auf dem Körper, wie im Gesicht. Während unseres 17tägigen Aufenthalts in Jendi glückte es mir nicht, irgend einen Mann, der mit diesen Zeichen tättowirt war, zu erblicken.

Fig. 5a und b zeigen die Tättowirung des unter Nr. 6 angeführten Mannes, der den Typus einer bestimmten Klasse darstellen sollte: 1. schräge Zahnstellung der mittleren oberen Schneidezähne, mit Zahnlücke zwischen denselben; 2. Haar in Zöpfen geflochten; da, wie die katholischen Geistlichen ihre Tonsur tragen, das übrige Kopfhaar rasirt; 3. die oben aufgeführte Tättowirung: 3 Längsstriche auf den Backen und auf jeder Seite (Dagomba nur auf der linken Seite), Strich vom inneren Augenwinkel zum Mundwinkel.

Ebenso wie Nr. 6, ist auch Nr. 9 tättowirt, der, wie Nr. 6, aus Mossi stammen will und dieselbe Zahnbildung aufweist; über die Haartracht lässt sich nichts gemeinsames feststellen, da Nr. 9 eine Glatze hat.

Fig. 6a und b bringen uns den leiblichen Sohn eines Mandingo, des Premier-Ministers Dandu zu Gesicht. Tättowirung wie Dagomba-Mann, ausserdem jederseits drei kleinere Striche vom Mundwinkel aus nach seitwärts sich hinziehend.

Fig. 7 und 8 führen uns Mangu-Frauen vor Augen. Fig. 8 stellt Nr. 13 dar, Fig. 7a und b Nr. 10 der Tabellen. Nr. 12 zeigt von den in Fig. 7 dargestellten Zeichen nur die dreimal drei Striche um die Mundwinkel; bei Nr. 14 fehlt bei der Tättowirung die eine der zwei auf der rechten Backe dargestellten Reihen kleiner Striche der Fig. 7. Eine Tättowirung des Körpers bei den Manguleuten ist mir nicht bekannt geworden.

In Fig. 9, 10 und 11 finden wir die Tättowirung im Gesicht und auf dem linken Oberarm eines Mannes aus Falakê (3 Tage nördlich von Sansanne-Mangu gelegen).

In Fig. 12 sehen wir den Typus eines Gurma-Mannes. Statt der hier gezeichneten sechs Längsstriche auf beiden Backen (Nr. 15 der Tabellen) finden wir bei Nr. 16 deren rechts 7, links 8, bei Nr. 17 beiderseits 8.

Der Schluss der mitgetheilten Stammes-Tättowirungen betrifft den Stamm Dendi mit der Hauptstadt Karmama am Niger (drei Tagereisen nördlich von Ilo). Fig. 13a zeigt eine kleine Abnormität; statt des bei Männern und Frauen üblichen einfachen Striches vom linken inneren Augenwinkel zum Mundwinkel findet sich an dieser Stelle eine kleine Figur. Auffallend bei dem Dendi-Stamm ist die starke Hyperplasie der Narben der Tättowirungsstriche. —

Fig. 16.

Angefügt habe ich die Muster von 2 Töpfen (etwa 25—40 *cm* hoch) aus Sansanne-Mangu. Die

Oeffnung ist gerade für 2 Finger durchlässig. Fig. 18 zeigt einen solchen Topf von der Seite gesehen, Fig. 16 denselben von oben; Fig. 17 einen zweiten, ebenfalls in der Ansicht von oben.

Fig. 17.

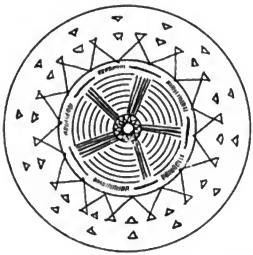


Fig. 18.

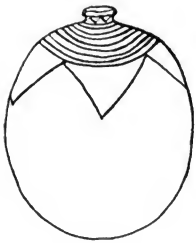


Fig. 19a.

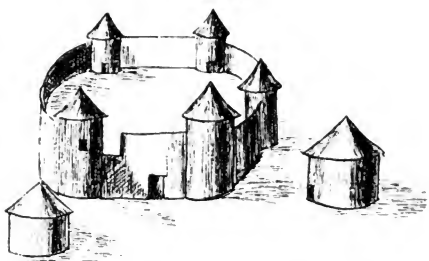
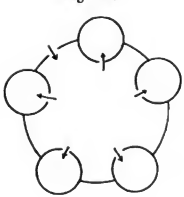
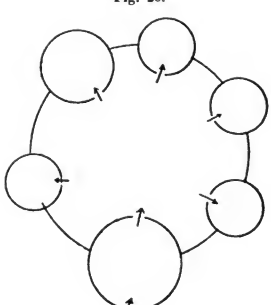


Fig. 20.

Fig. 19b.





Digitized by Google

Als letzte der Zeichnungen ist der Bau eines Gehöftes (Fig. 19a) aus dem Kétéré-Kétéré-Lande abgebildet (zwischen Sansanne-Mangu und der östlich davon gelegenen Borgustadt Kuande). Der Grundriss des Gehöftes (Fig. 19b) ist derselbe, wie im ganzen Hinterlande von Togo (Fig. 20): kreisförmige Anordnung der einzelnen Lehmhütten und Verbindung derselben durch eine Lehmmauer. Thüren der Hütten nach innen, nur eine grössere Hütte hat 2 Thore. Dieselbe dient als Eingang. Die Kétéré-Kétéré-Gehöfte zeichnen sich aus: erstens durch doppelte Höhe der Hütten; dieselben erscheinen dadurch viel schlanker; zweitens sind die einzelnen Hütten einander viel näher gerückt; drittens in der Mitte der Höhe der Hütten breitet sich zwischen denselben eine vollständige Plattform aus, von der aus Thüren zu den einzelnen Hütten gehen; viertens zu der Plattform gelangt man durch einen Einschnitt in der oberen Hälfte der Mauer. Diesen Einschnitt erreicht man auf einem mit Stufen versehenen Balken. Naht Gefahr und ist Nacht, so wird der Balken nach oben nachgezogen; fünftens zum Aufenthalt am Tage dient ein Raum unter der Plattform, der seinen Eingang von aussen zwischen zwei Hütten hat; sechstens diese Gehöfte stehen nicht, wie in Gemeinden, zu mehreren zusammen, sondern sind ganz getrennt aufgebaut. Die Bewohner dieser Gehöfte sind von der Cultur noch wenig beleckt. Die Frauen tragen als einzige Kleidung grüne Blätter, die Männer um die Lenden einen dünnen Streifen Leder, von welchem herab wieder kleinere, mit je einer Kauri-Muschel versehene Lederstreifchen in etwa Fingerbreite einer neben dem anderen hangen. Der Penis ist schon bei den Knaben nach oben unter die Lederschnur geführt, so dass die Schnur vor dem Sulcus coronarius zu liegen kommt. —

Fig. 21a.

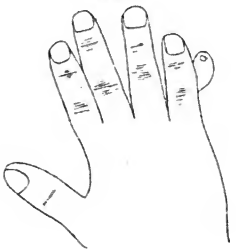


Fig. 21b.

Endlich noch ein Paar Bildungs-Anomalien und pathologische Zustände.

Fig. 21a u. b beide Hände eines Dagomba-Mannes. Derselbe ist 28 bis 30 Jahre alt, blind (wahrscheinlich durch Tripper-Gonorrhoe), Musikant. Der sechste Finger doppelseitig, enthält nur im distalen Theile Knochen. Am proximalen Ende nur durch Weichtheile verbunden. An der Verbindungsstelle sehr tiefe

Fig. 22.

Fig. 23.

Digitized by Google

Hautfurche. Muskelbewegungen des 5. Fingers ohne Einfluss auf den 6.; Nagel vorhanden, aber verkümmert. Erbliche Belastung nicht vorhanden.

Fig. 22: 20jährige Zwergin von Tursani, 1 Stunde nördlich von Jendi, von der Grösse eines etwa 6jährigen Kindes, mit Quadratkopf und vorstehendem Hintern.

Fig. 23: der linke Fuss einer etwa 40jährigen Frau von Sekberi, 1 Tagereise nördlich von Jendi. Die Beckenhälften stehen gleich hoch. —

(25) Von dem Vogtländischen alterthumsforschenden Verein zu Hohenleuben ist nachträglich eine Einladung zur Jahres-Versammlung für den 23. August eingegangen. —

(26) Hr. Maass zeigt die jetzt hier in Castan's Panopticum auftretenden

birmesischen Zwerge mit einem Salzburger Riesen.

Hr. Castan hat mit gewohnter Bereitwilligkeit die heutige Vorführung sowohl der beiden Zwerge mit ihren Angehörigen, als auch des Riesen Leon Henoch gestattet.

Die birmesischen Zwerge, ein Mädchen Fatma, 16 Jahre alt und 0,65 *m* gross, und ein Knabe, Smaûm 14 Jahre alt und 0,60 *m* gross, sollen in Birma, in einer Ortschaft am Irawaddi, geboren sein. Es sind ganz reizende und zierliche Geschöpfe von ebenmässiger Körperbildung und zutraulichem, lebhaftem Wesen. Die Hautfarbe ist bronzeartig, die kleinen Zähne gut entwickelt, das Kopfhaar lang und glatt anliegend, übrigens, wie die Augen, schwarz. Der Knabe hat auf dem linken Auge leichten Strabismus convergens. Bei dem Mädchen ist das Haar oben in einem geflochtenen Knoten vereinigt. Der Knabe trägt dasselbe unter einem darüber gebundenen Tuche kurz geschnitten, wie die übrigen 3 männlichen Mitglieder der Truppe; die erwachsene Frau hat das Haar ebenfalls frei nach oben gestrichen und in einen Knoten geschlungen. Von den männlichen Mitgliedern ist der eine der Bruder der beiden Kleinen, ein 11jähriger Knabe von der natürlichen Grösse seines Alters, eher verhältnissmässig gross als klein zu nennen und von regelmässiger, angenehmer Körperbildung.

Höchst frappirend ist der Gegensatz der beiden kleinen Wesen, wenn sie zur Seite des 2,5 *m* grossen Riesen Leon Henoch auftreten. Dieser 24jährige, in Salzburg geborene Oesterreicher, der im Panopticum beschäftigt ist, hat einen vollständig normalen Körper und ist geistig sehr geweckt; er spricht vier Sprachen. Auch seine Eltern sind Salzburger, aber von gewöhnlicher Körpergrösse. —

Hr. Rud. Virchow: Nach den von mir eingezogenen Nachrichten ist die birmesische Gesellschaft von den HHrn. Weltzien und Zagge aus Stettin, die gegenwärtig in Mergui, (Brit.) Ober-Birma, leben, engagirt worden. Die Schwiegermutter des erstgenannten Herrn, Frau Tamke, eine geschätzte Hebamme, die hier wohnt, hat sich der Kleinen mit aller Sorgfalt angenommen.

Nach einer amtlichen Beglaubigung des Districts-Beamten von Mergui vom 27. Juli d. J. sind die 3 Kleinen Kinder des schon verstorbenen Mong Sein Bu. Sie werden in dem Attest folgendermaassen bezeichnet:

Samar Ann ♂ . . .	10 Jahre alt,	28″	hoch,
Kyn Lin ♂	11 „	„, 41″	„ ,
Phatama ♀	14 „	„, 31″	„ .

Digitized by Google

Hier wird Name und Alter, wie aus der Mittheilung des Hrn. Maass hervorgeht, anders angegeben. Darnach wäre der Knabe Smaûm (alias Smaûl) genannt, 14 Jahre alt und 0,60 *m* hoch, das Mädchen, Fatma, 16 Jahre alt und 0,65 *m* hoch. Meine Messungen ergaben für den ersteren 0,682, für die letztere 0,746 *m*, also Differenzen von 82 und 96 *mm*. Immerhin recht kleine Maasse, da der 11jährige Kyn Lin (jetzt Julei) 1,259 *m* hoch ist.

Fig. 1.

Die begleitenden erwachsenen Personen, angeblich Verwandte, Mong Sein (♂), Ma Shwa Mu (♀) und Ba Mya (♂), der „Onkel“ genannt wird, sind wohl gewachsen (Fig. 1) und von mittlerer Grösse. Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, das Kopfhaar glänzend schwarz, glatt und straff, bei den Männern kurz geschoren, die

Digitized by Google

Augen dunkel. Leider spricht keiner von ihnen eine europäische Sprache; nur Ba Mya kennt einige englische Worte.

Die Kopfmaasse der Kinder betragen:

	Länge	Breite	Längenbreiten-Index
Smaûm	127 *mm*	111 *mm*	87,4
Julei	171 „	141 „	82,4
Phatama	126 „	102 „	80,9
Damit zu vergleichen Ba Mya	195 „	158 „	81,0

Die wegen der Aengstlichkeit der Kleinen etwas unvollständigen und wegen der wenig scharfen Begrenzung des Haarrandes unsicheren weiteren Messungen ergaben:

	Smaûm	Julei	Phatma
Kopfumfang	375 *mm*	495 *mm*	370 *mm*
Gesicht, Höhe A (Haarrand) . .	121 „ (112)	155 „	126 „ (114)
„ „ „ B (Nasenwurzel) .	75 „	90 „	74 „
„ , Breite (Jochbogen). . .	88 „	114 „	84 „
Gesichtsindex (aus Höhe B). . .	55,2	78,9	88,0
Oberarm, Länge	275 *mm*	495 *mm*	295 *mm*
Vorderarm, Länge	102 „	192 „	105 „
Hand, Länge	72 „	127 „	75 „
„ , Breite	40 „	66 „	40 „

Was die ethnischen Beziehungen der Leute anbetrifft, so berührte mich zuerst der Name Mergui. Ich habe vor 2 Jahren (Verhandl. 1894, S. 359) einen Schädel aus dem Mergui-Archipel, den Hr. Martin mitgebracht hatte, genauer beschrieben und bei dieser Gelegenheit eine Reihe von Mittheilungen über die Bevölkerung dieses Archipels, der sogen. Selôn oder Selung (Seilon), gegeben. Da der Ort Mergui, aus dem die Kinder kommen, im südlichen Tenasserim liegt, das jetzt zu (Brit.) Ober-Birma gerechnet wird und vor dessen Küste der gedachte Archipel liegt, so könnte man schwanken, ob man die Leute zu den Birmesen oder zu den Selôn's stellen soll. Wenn die Angabe des Impresario zuverlässig wäre, dass sie in einem Dorfe am Irawaddi geboren seien, so würde die letztere Möglichkeit zu streichen sein. Denn die „See-Zigeuner" des Mergui-Archipels haben mit dem weit nördlich gelegenen Irawaddi nichts zu thun. Ob unsere Leute mit Schifffahrt beschäftigt waren, konnte ich aus Ba Mya nicht ermitteln; ich will jedoch erwähnen, dass Hr. Weltzien eine Perlen-Fischerei leitet. Die mesocephale (Index 76,3) Form des mir früher überbrachten Mergui-Schädels stimmt mit der Brachycephalie der Kinder und des „Onkels" nicht überein. Dagegen würde nichts entgegenstehen, bei diesen an siamesische Abkunft zu denken. Dafür spricht insbesondere die braune Hautfarbe und das straffe, dicke Haar, das von den Spiralrollen der Negritos von Malacca und der Andamanesen ganz verschieden ist.

Die Vergleichung der beiden Zwerge mit ihrem 11jährigen Bruder und ihren Verwandten (Fig. 1) lässt keinem Zweifel darüber Raum, dass es sich nicht um eine Zwergen-Familie handelt. Dadurch wird jedoch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass Atavismus mit im Spiele ist. Seitdem es mir möglich geworden ist, aus neueren Knochensendungen des Mr. Vaughan Stevens an Jakoons vom Festlande von Malacca ausgeprägten Zwergwuchs zu erkennen (Sitzung vom 15. Februar 1896, Verhandl. S. 144, Taf. V), ist die Frage recht nahe gerückt, ob zwischen den Andamanesen und den Jakoons nicht eine ethnologische Beziehung besteht. Dafür würden Zwerge von Mergui eine bequeme Brücke bilden. Trotzdem möchte ich in einer solchen Annahme nicht weiter gehen, da ein Blick auf das

Digitized by Google

Familienbild (Fig. 1) keine anderen Verschiedenheiten der Kleinen und der Grossen erkennen lässt, als sie auch bei uns in Familien mit zwerghaften Kindern gesehen werden, bei denen wir vorläufig nicht weiter gehen dürfen, als bis zur individuellen Variation. Dass eine solche mehrfach auftritt, ist gewiss bemerkenswerth, aber ebenso wenig entscheidend, als das Vorkommen mehrfacher mikrocephaler Kinder

Fig. 2.

in einer Familie sonst wohlgebauter Individuen. Möglicherweise werden weitere Erfahrungen andere Schlussfolgerungen herbeiführen.

Von pathologischer Mikrocephalie kann bei den Kleinen nicht die Rede sein. Auch ihr geistiges Verhalten ist fern von der Stupidität der Mikrocephalen. Im

Digitized by Google

Gegentheil, sie sind äusserst lebendig, ihr Gesichtsausdruck ist, wenn sie sich frei fühlen, listig und aufgeweckt, sie spielen, wie lebhafte Kinder, mit einander und unterhalten sich in schneller, andauernder Rede. Gegen bekannte Personen sind sie freundlich und bald zärtlich. Auch haben sie schon einige deutsche Worte gelernt, die sie gut aussprechen.

Die Nebeneinanderstellung der beiden Zwerge und des Salzburger Riesen (Fig. 2) ist höchst charakteristisch. Ich möchte bei dieser Gelegenheit daran erinnern, dass ich schon bei einer früheren Gelegenheit (Verhandl. 1885, S. 470) auf die Häufigkeit von Riesen in den westlichen Theilen des österreichischen Kaiserstaates hingewiesen habe. —

(27) Hr. Maass stellt ferner vor die gleichfalls im Castan'schen Panopticum anwesenden

drei Australier.

Es sind nach ihm zwei Männer und eine Frau, welche schon seit 1884 mit dem Impresario Hrn. Cunningham umherreisen und auch in Berlin vor 10 Jahren sich gezeigt haben. Hr. Maass macht darauf aufmerksam, dass diese Menschen von dunkelbrauner, fast schwarzer Hautfarbe, mit üppigem, krausem, aber nicht wolligem Haar- und Bartwuchs in ihrer Heimat, dem australischen Busch in Queensland, ganz nackt gehen, nur im Winter mit Känguru-Fellen bekleidet. Die anwesende Frau ist auch hier von den Brüsten abwärts mit aneinander genähten Fellen bedeckt, während die Männer nur Schwimmhosen tragen. Allerdings besitzen sie auch, den hiesigen Verhältnissen entsprechend, europäische Kleidung, die sie aber bei Vorstellungen ablegen.

Ihr Körperbau weicht von dem des Negers wesentlich ab; die Musculatur ist wenig entwickelt, der Kopf sehr behaart, auch die Augenbrauen stark hervorstehend und die Augen tiefliegend. Die charakteristische Gesichtsbildung der Neger fehlt hier. Die Stirn tritt nicht so zurück, und obgleich die Nase breit, der Mund gross und die Lippen dick sind, so treten die Kinnbacken dennoch nicht so hervor. Das Auge ist klein und schwarz, und da es tief im Kopfe liegt, so giebt es dem Gesicht ein ernstes und düsteres Aussehen. Sie haben nicht die krause Wolle des Negers, sondern ihr Haar ist fein und lockt sich leicht.

Als besonderen Schmuck haben sie, auch die Frau, auf ihrem Oberkörper eine grosse Menge systematisch geordneter, künstlich erzeugter Schmucknarben. Mit einem scharfen Steine wird die Haut tief eingeschnitten und die Wunde mit Thon oder ähnlichen Substanzen angefüllt; die Wunde heilt und es bleibt eine erhabene Narbe zurück. Diese Narben stellen Zeichnungen vor, welche nach dem Geschmacke des Betreffenden entworfen sind, oder auch den District bezeichnen, dem die so tättowirte Person angehört.

Zur Verschönerung der Gesichts dient den Männern ein etwa 15 *cm* langes Stück Holz, oder am liebsten ein recht weisser Knochen, den sie durch das untere Ende des Septums der Nase bohren und zu beiden Seiten hervorragen lassen. Die von Natur schon sehr breite Nase wird dadurch noch breiter und giebt ihnen ein überaus groteskes Ansehen.

Als Waffen haben sie eine Art Keule, den ziemlich langen Speer, einen mit Thierhaut bezogenen kleinen Schild und den oft genannten und beschriebenen Bumerang, eine Art Schleuderwaffe, welche nur in Oceanien gefunden wird. Es ist ein aus hartem Holze geschnitztes Wurfholz, fast 1 *m* lang, 4—8 *cm* dick und im Winkel gebogen. Es soll bei verfehltem Ziel zu seinem Schleuderer zurückkehren.

Digitized by Google

Hr. Virchow hat übrigens schon früher über die Australier im Jahre 1883 und 1884 sehr ausführliche Berichte veröffentlicht (Verhandl. 1883, S. 190 und 1884, S. 407). —

Hr. Rud. Virchow: Dass die früher von mir beschriebenen Australier mit den jetzt hier anwesenden identisch sind, möchte ich nicht behaupten. Seit der Vorstellung der auch damals von Mr. Cunningham eingeführten Leute in der Sitzung vom 19. Juli 1884 (Verhandl. S. 407) sind 12 Jahre verstrichen. So könnte es, nach dem äusseren Aussehen, wohl sein, dass die damals von mir auf 16 bis 18 Jahre geschätzte „Prinzessin" Tagarah mit der jetzigen Dagorri (Jenny) identisch wäre; dagegen erscheint es ausgeschlossen, dass der damals als ein etwa 7jähriger Junge angesehene Telegorah dieselbe Person mit dem jetzt sehr kräftigen und stark behaarten Manne Dilgorru (King Bell) ist. Meine damaligen, sehr eingehenden Beschreibungen der Australier passen im Allgemeinen freilich auch auf diese Personen, aber die Maassverhältnisse sind durchweg verschieden. So fand ich damals nur den kleinen Telegorah mesocephal (Index 77,6), alle anderen dolichocephal. Von den jetzigen Personen ist umgekehrt nur Dilgorru dolichocephal (Index 72,9), dagegen Dagorri hoch mesocephal (Index 78,3) und Maturra brachycephal (Index 80,0). So grosse Differenzen lassen sich nicht durch spätere Wachsthumsverhältnisse erklären.

Ich begnüge mich damit, die Zahlen zusammenzustellen:

	Dilgorru (King Bell)	Maturra (William)	Dagorri (Jenny)
Körperhöhe	1636 *mm*	1626 *mm*	1559 *mm*
Klafterweite	1762 „	1662 „	1640 „
Kopf, horizontale Länge . .	199 „	195 „	180 „
„ „ „ Breite . .	145 „	144 „	141 „
Gesicht, Höhe A	188 „	196 „	182 „
„ „ „ B	120 „	129 „	115 „
„ „ Breite	141 „	144 „	138 „
Längenbreitenindex	72,9	80,0	78,3
Gesichtsindex A	75,0	73,5	75,8
„ B	85,1	89,5	83,3
Ueberschuss der Klafterweite über die Körperhöhe . .	+ 126 *mm*	+ 36 *mm*	+ 81 *mm*

Zweifellos sind alle drei ächte Australier. Wenn sie auch wegen ihrer dunklen Hautfarbe als Schwarze bezeichnet werden müssen, so spricht doch ihr weiches, langes Haar für eine scharfe Trennung von den afrikanischen Negern; dasselbe ist, wie ich früher wiederholt gezeigt habe, nicht einmal kraus, noch weniger spiralgerollt, sondern, obwohl zu welligen, gelegentlich zu lockigen Biegungen geneigt, doch in der Hauptsache schlicht. —

(28) Neu eingegangene und erworbene Schriften:

1. Hirth, F., Die Insel Hainan nach Chao Ju-kua. Berlin 1896. (Sep.-Abdr. a. d. Bastian-Festschrift.) Gesch. d. Verf.
2. Martin, R., Altpatagonische Schädel. Zürich 1896. (Sep.-Abdr. aus der Viertelj. d. Naturf. Ges. Zürich.) Gesch d. Verf.
3. Barnabei, F., Nuovi scavi nel tempio Satricano di „Mater Matuta" in Conca. Roma 1896. (Notizie degli Scavi). Gesch. d. Verf.

Digitized by Google

4. Reinecke, Ueber die Nutzpflanzen Samoas und ihre Verwendung. Breslau 1895. (Section f. Obst- und Gartenbau.) Gesch. d. Verf.
5. Kochl, C., Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung. Worms 1896. Gesch. d. Verf.
6. Alfaro, A., Informe presentado al S. Secret. de Estado. 1896. San José 1896. Gesch. d. Verf.
7. Fiala, F., Die prähistorische Ansiedelung auf dem Debelo Brdo bei Sarajevo. Wien 1896. Gesch d. Verf.
8. Derselbe, Ueber einige Wallbauten im nordwestlichen Bosnien. Wien 1896.
9. Derselbe, Die Ergebnisse der Untersuchung prähistorischer Grabhügel auf dem Glasinac im Jahre 1894. Wien 1896.
10. Derselbe, Kleine Mittheilungen. Wien 1896. (N. 7—10 Sep.-Abdr. aus den Wissenschaftl. Mitth. aus Bosnien und der Hercegovina IV.) Nr. 7—10 Gesch. d. Verf.
11. Haliburton, R. G., Dwarf survivals, and traditions as to Pygmy races. o. O. 1895. (Proc. Am. Ass. f. the Advancement of Science XLIV.) Gesch. d. Verf.
12. Bahnson, K., Ethnografien. 20de Levering. Kobenhavn 1896. Gesch. d. Verf.
13. Hamy, E. T.. Jean Héroard. Notice iconographique. Paris 1896.
14. Derselbe, Note pour servir à l'anthropologie des Iles Salomon. Paris 1896.
15. Derselbe, Les races Malaïques et Américaines. Paris 1896. (L'Anthropologie.) Nr. 13—15 Gesch. d. Verf.
16. Boas, F., The decorative art of the Indians of the North Pacific Coast. o. O. 1896.
17. Derselbe, The form of the head as influenced by growth. 1896. (Nr. 16 and 17 reprinted from Science 1896. Nr. 80 and 82.) Nr. 16 and 17 Gesch. d. Verf.
18. Koehler, Steine mit Fussspuren. München 1896. (Correspondenz-Blatt der deutsch. anthrop. Ges.) Gesch. d. Verf.
19. Pleyte, W., Iets over de oude brug te Zuilichem. Amsterdam 1896. (Verslagen en Mededeel. d. k. Ak. v. Wetensch., Afdeel. Letterkunde XII.) Gesch. d. Verf.
20. Peterson, P., A fifth report of operations in search of Sanscrit Mss. in the Bombay circle. Bombay 1896. Gesch. d. Verf.
21. Pyl, Th., Die Greifswalder Sammlungen vaterländischer Alterthümer. Greifswald, 1869. Gesch. d. Verf.
22. Krause, E., Wunderliche Heilige. Berlin 1896. (Für Alle Welt 1897, 1. 2.) Gesch. d. Verf.
23. Steinmetz, G., Ueber Hohlringe von Bronze. München 1896. (Corresp.-Bl. d. deutschen anthrop. Ges.) Gesch. d. Verf.
24. Pisko, J., Kurzgefasstes Handbuch der nordalbanesischen Sprache. Wien 1896. Gesch. d. Verf.
25. Schulze, F., Tjerita Pekerdjahan Prang di Lombok. Bagian Jang Pertama en Ke-Doewa. Batavia-Solo 1894 en 1895.
26. Derselbe, Lombok-Expeditie. 1e en 2e Gedeelte. Batavia-Solo 1894. Nr. 25 und 26 Gesch. d. Verf.
27. Gerould, J. H., The anatomy and histology of Caudina arenata Gould. Boston 1896. (Proceed. Boston Soc. Natur. Hist.) Gesch. d. Verf.

Digitized by Google

28. Kollmann, J., Der Mensch. Basel 1895. (Sep.-Abdr. a. d. Denkschrift der Schw. Naturf. Ges. XXXV.)
29. Derselbe, Flöten und Pfeifen aus Alt-Mexico. Berlin 1896. (Separat-Abdruck aus der Bastian-Festschrift.)
    Nr. 28 und 29 Gesch. d. Verf.
30. Chantre, E., Missions scientifiques en Transcaucasie, Asie mineure et Syrie 1890—1894. Lyon 1895. (Arch. du Muséum d'Histor. naturelle.) Gesch. d. Verf.
31. Schmeltz, J. D. E., Handel in Ethnologica. Leiden 1896. Gesch. d. Verf.
32. Marchand, Ueber Mikrocephalie, mit besonderer Berücksichtigung der Windungen des Stirnlappens und der Insel. Marburg 1892.
33. Derselbe, Ueber einen neuen Fall von Mikrocephalie hohen Grades. Marburg 1896. (Nr. 32 und 33 a. d. Sitzungsber. d. Ges. z. Beförd. d. gesammten Naturwissensch. zu Marburg.)
    Nr. 32 und 33 Gesch. d. Verf.
34. Brinton, D. G., On the remains of the Foreigners discovered in Egypt by Mr. Flinders-Petrie, 1895. Ohne Ortsangabe. 1896. (Proc. Am. Philos. Soc.) Gesch. d. Verf.
35. v. Schulenburg, W., Ueber die Schulzenhammer. Berlin 1896. (Brandenburgia.) Gesch. d. Verf.
36. Heger, F., Die Zukunft der ethnographischen Museen. Berlin 1896. (Sep. Abdr. a. d. Bastian-Festschrift.)
37. Derselbe, Berichte über eine Studienreise in Mitteleuropa. Wien 1895. (Sep.-Abdr. a. d. Annalen d. k. k. naturhist. Hofmuseums.)
    Nr. 36 und 37 Gesch. d. Verf.
38. Deniker et Boulart, Les sacs laryngiens des singes anthropoides. Paris 1896. (Bull. Mus. d'hist. naturelle.) Gesch. d. Verf.
39. Collignon, R. et Deniker, J., Les Maures du Sénégal. Paris 1896. (L'Anthropologie.) Gesch. d. Verf.
40. Scheedel, J., Phallus-Cultus in Japan. Yokohama 1896. Gesch. d. Verf.
41. Veröffentlichungen des Königl. Preuss. Geodätischen Institutes. Berlin 1895.
42. Verhandlungen der 11. allgemeinen Conferenz der Internationalen Erdmessung. I. und II. Th.: Sitzungsberichte. Berlin 1896.
43. Westphal, A., Untersuchungen über den selbstregistrirenden Universalpegel zu Swinemünde. Berlin 1895. (Separat-Abdruck aus der Zeitschrift für Instrumentenkunde.)
44. v. Hellwald, F., Die Erde und ihre Völker. 4. Aufl., bearbeitet von W. Ule. Lief. 2—8. Stuttgart, ohne Jahresangabe.
    Nr. 41—44 durch Hrn. Rud. Virchow.
45. The Medico-legal Journal XIII 3. New York 1895. Geschenk des Hrn. Baron v. Landau.
46. Baschin, O., Bibliotheca geographica, II. Jahrg. 1893. Berlin 1896. Gesch. d. Hrn. Lissauer.
47. Buchholtz, A., Bibliographie der Archäologie Liv-, Est- und Kurlands. Riga 1896. Durch Hrn. A. Voss.
48. Festschrift zur Begrüssung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft aus Anlass ihres im August 1896 zu Speier abgehaltenen XXVII. Congresses dargebracht vom Historischen Vereine der Pfalz. Speier 1896. Gesch. des Hist. Vereins der Pfalz.

Digitized by Google

49. Festschrift zum 550. Gedenktage des Oberlausitzer Sechsstädtebündnisses am 21. August 1896. I. Codex diplomaticus Lusatiae superioris II von R. Jecht. Görlitz 1896. Geschenk der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften.
50. Hultzsch, E., South-Indian Inscriptions. Vol. II. Part. III. Madras 1895. Gesch. d. Government of India.
51. Deininger, J. W., Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg. Wien, ohne Jahresangabe. II. 2. Angekauft v. d. Ges.
52. Hirth, F., Ueber fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst. München und Leipzig 1896. Gesch. d. Verf.
53. Schulze, L. F. M., Atjeh in 1896. Batavia 1896. Gesch. d. Verf.
54. Hahn, E., Demeter und Baubo. Lübeck o. J. Gesch. d. Verf.
55. v. Schrenck, L., Die Völker des Amur-Landes. Ethnographischer Theil. 2. Hälfte. St. Petersburg 1895. Gesch. d. Verf.
56. Mielke, R., Volkskunst. Magdeburg 1896. Gesch. d. Verf.
57. Krause, E., Gräberfeld bei Vitzke in der Altmark. Braunschweig 1896. (Globus). Gesch. d. Verf.
58. Moschen, L., Una centuria di crani Umbri moderni. Roma 1896. (Atti d. Soc. Romana di Antrop.) Gesch. d. Verf.
59. Buschan, G., Ueber Myxödem und verwandte Zustände. Leipzig und Wien 1896. Gesch. d. Verf.
60. Lenz, R., Estudios Araucanos IV y V. Santiago de Chile 1896. (Anal. Univers. de Chile.)
61. Derselbe, Araukanische Märchen und Erzählungen. Valparaiso 1896. Nr. 60 u. 61 Gesch. d. Verf.
62. Vram, U., Contributo allo studio della craniologia dei popoli Slavi. Roma 1896. (Atti d. Soc. Romana di Antropol.) Gesch. d. Verf.
63. Kossinna, G., Vorgeschichtliche Archäologie (der Germanen) 1895. Leipzig 1896. (Jahresbericht f. germanische Philologie). Gesch. d. Verf.
64. Brandstetter, R., Malaio-Polynesische Forschungen V. Die Gründung von Wadjo. Luzern 1896. Gesch. d. Verf.
65. Hausmann, R., Ueberblick über die Entwickelung der archäologischen Forschung in den Ostseeprovinzen während der letzten 50 Jahre. Riga 1896. Gesch. d. Verf.
66. Schwartz, W., Der Blitz als geometrisches Gebilde. Posen 1887. (Festschr. zum 50jährigen Jubiläum des Naturwissenschaftl. Ver. d. Provinz Posen.) Gesch. d. Verf.

Digitized by Google

Sitzung vom 21. November 1896.

Vorsitzender: Hr. **Waldeyer.**

(1) Am 1. November ist das ordentliche Mitglied. Geh. Medicinalrath Dr. Georg Lewin, 76 Jahre alt, gestorben. Nachdem er erst im November v. J. unter grossen Ehren sein 50jähriges Doctorjubiläum begangen und vor Kurzem seine langjährige Lehrthätigkeit aufgegeben hatte, um sich ganz der Vollendung seiner vielseitigen medicinischen Arbeiten zu widmen, ist er ganz unerwartet und plötzlich im Kreise seiner Familie aus dem Leben geschieden. Er hinterlässt ein wohlverdientes Andenken. —

Die Gesellschaft hat noch ein zweites ordentliches Mitglied, Dr. phil. S. Marasse, durch den Tod verloren. —

(2) Auf der Insel Lesina in Dalmatien ist der, vielen von uns durch die bosnische Expedition persönlich bekannt gewordene, treffliche Sims Ljubitsch, 74 Jahre alt, gestorben. Er war lange Jahre Director des archäologischen Museums in Agram, dessen wissenschaftliche Bedeutung hauptsächlich seiner Thätigkeit zu verdanken ist. —

(3) Die neu ernannten correspondirenden Mitglieder, Baron v. Tiesenhausen in St. Petersburg und Prof. R. Hausmann in Dorpat, haben Dankschreiben eingesendet.

Das correspondirende Mitglied Col. Rivett-Carnac zeigt an, dass sein gegenwärtiger Wohnsitz Schloss Wildeck im Cant. Aargau, Schweiz, ist. —

(4) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

Hr. Dr. med. Placzek in Berlin.
- Commerzienrath Julius Isaac in Berlin.
- stud. med. Heinrich Poll.
- Richardt Kandt, pract. Arzt in Berlin. —

(5) Die Commission centrale du Centenaire de l'Inde in Lissabon übersendet unter dem 26. October die Anzeige, dass genaue Mittheilungen über den Zeitpunkt der Feier der 400jährigen Entdeckung Indiens durch Vasco de Gama ergehen werden, sobald die im Januar 1897 zu erwartenden Beschlüsse des Parlaments vorliegen werden.

Gleichzeitig ist ein in deutscher Sprache abgefasstes Programm eingegangen, in welchem vorläufig der 8., 9. und 10. Juli 1897 als National-Festtage bezeichnet werden. —

(6) Die Direction des Schweizerischen Landesmuseums und die Vorstände der Antiquarischen und der Ethnographischen Gesellschaft

Digitized by Google

in Zürich haben unter dem 8. November ein Circular erlassen, betreffend den anthropologischen Wandercongress in der Schweiz. Darin wird eine ausführliche Darstellung der bisherigen Verhandlungen gegeben und dargelegt, aus welchen Gründen ein solcher Congress im Jahre 1897 in Zürich nicht gehalten werden kann. Im Uebrigen wird die Hoffnung ausgedrückt, dass man „die befreundeten Forscher der Nachbarländer zu geeigneter Zeit in Zürich sehen" werde. Nach Privatnachrichten scheint es, dass als eine solche Zeit vorläufig das Jahr 1898 in Aussicht genommen ist. Hoffentlich wird es bis dahin gelingen, den so dringend wünschenswerthen Frieden durch gegenseitiges Entgegenkommen zu sichern. —

(7) Das correspondirende Mitglied Hr. C. de Marchesetti in Triest theilt in einem Briefe an Hrn. R. Virchow vom 18. October mit, dass seine Arbeiten durch eine Retinitis am rechten Auge, in Folge deren er die Sehkraft auf diesem Auge eingebüsst hat, längere Zeit unterbrochen worden sind. Erst in letzter Zeit war es ihm möglich, seine Ausgrabungen wieder aufzunehmen. Er berichtet kurz über eine im letzten Frühjahr entdeckte

Nekropole in S. Canziano bei Triest.

Dieselbe ist deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil sie dem Uebergangsstadium aus der Bronzezeit zur Villanovaperiode angehört. Charakteristisch sind die schönen Bronzewaffen (Schwerter, Dolche, Messer, Lanzen) und das Fehlen der Fibeln mit Ausnahme von einfacher Bogenfibel und Brillenfibel. Hr. M. hat über 180 Gräber geöffnet. Nächstes Jahr wird er die Ausgrabungen fortsetzen. —

(8) Hr. Ed. Seler hat aus Guatemala eine kleine Abhandlung über das mehrfach discutirte Gefäss von Chamá eingesendet. Dieselbe ist im Texte der Zeitschrift gedruckt worden. —

(9) Hr. Georg Schweinfurth sendet im October folgende Mittheilung über eine

Felsinschrift der Bantu am Sambese.

Von Hrn. Carl Wiese, der seit mehreren Jahren im Gebiet des Sambese und jetzt im Auftrage der „North Charterland Exploration Company, Limited" thätig ist, erhielt ich von Bar Missale (32° 40′ Ost Greenw., 14° 20′ n. Br.) die nachfolgenden Zeilen:

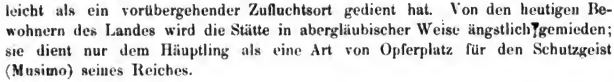
„Vielleicht erinnern Sie sich der von mir während meines letzten Aufenthaltes 1892 in Berlin gemachten Mittheilungen in Betreff einer Inschrift, von der ich auf meinen Reisen im Nord-Sambese-Gebiet Gelegenheit hatte Kenntniss zu nehmen.

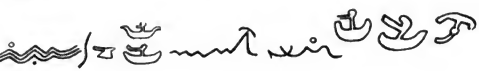
„Ich befinde mich augenblicklich wieder in demselben Gebiete auf einer Reise, die ich für eine englische Gesellschaft in Ausführung bringe. Vor einigen Tagen hatte ich Gelegenheit, eine zweite Inschrift zu entdecken, die Sie vielleicht interessiren wird, da sie, wahrscheinlicher Weise von Bantu herrührend, auf Gebrauch von Schriftzeichen bei denselben in früheren Perioden schliessen lässt.

„Die Inschrift befindet sich unter 33° 6′ östl. Länge von Greenw. und 15° 8′ n. Br. an einem Orte, Cholemba genannt, in der Nähe einer Bergspitze gleichen Namens, und zwar in einem Felsgewölbe, das von einem im Winkel von 60° geneigten und ungefähr 150 Fuss hohen Felsblock gebildet wird. Letzterer ruht auf zwei anderen, parallel zu einander liegenden Blöcken von gegen 50 und 70 Fuss Länge.

Digitized by Google

„Die Inschrift ist in rother Farbe gezeichnet, auf weissem Grunde. Die Farbe ist anscheinend aus einem Eisenerz hergestellt. Küchenreste, die sich im Gewölbe befinden, zeigen, dass der Platz in früheren Zeiten bewohnt gewesen ist oder vielleicht als ein vorübergehender Zufluchtsort gedient hat. Von den heutigen Bewohnern des Landes wird die Stätte in abergläubischer Weise ängstlich gemieden; sie dient nur dem Häuptling als eine Art von Opferplatz für den Schutzgeist (Musimo) seines Reiches.





„Die jetzigen Bewohner des Landes, Maravis (in alten portugiesischen Quellen als Zimba bezeichnet, die, aus dem Gebiete des heutigen Muata Yanvo kommend, in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts das hiesige Gebiet eroberten) können über den Ursprung der Inschrift absolut keine Auskunft geben und schreiben die Autorschaft Gott (Morungo) zu, auch einem weiblichen Wesen, das sie Chamnjire nennen. Sie behaupten, dass ihre Vorfahren die Inschrift bereits vorgefunden haben, als sie Besitz von dieser Gegend nahmen.

„Interessant ist die Form der Aexte in der Zeichnung, die mit keinen der jetzt im Lande gebräuchlichen Aehnlichkeit haben. Die Wellenlinien erinnern einigermassen an arabische Schriftzeichen, und die Punkte, grosse und kleine, über und unter der Linie machen die Hypothese möglich, dass man es hier mit Schriftzeichen zu thun haben könnte, denen eine bestimmte Idee untergelegt wäre. Eine bedeutungslose Spielerei ist wohl ausgeschlossen, da sonst ohne Zweifel Objecte aus der Thierwelt gewählt worden wären, wie dies gewöhnlich der Fall ist und wie man oft zu beobachten Gelegenheit hat. An der letzten Möglichkeit wird man schwerlich festhalten können, wenn man die Anordnung der Zeichen in einer Linie in Betracht zieht.

„In der nächsten Zeit werde ich Gelegenheit haben, Ihnen über die andere Inschrift zu berichten; ich will Photographien senden, da mein Weg den Punkt berühren wird, wo sich dieselbe befindet.“ —

Hr. R. Virchow theilt mit, dass die Absicht des Hrn. Schweinfurth, der inzwischen in Aegypten eingetroffen sein wird, dahin geht, die eingeborenen Stämme auf der rechten Seite des oberen Nils zu besuchen und deren Steinarbeiten genauer kennen zu lernen. —

(10) Von Hrn. A. Bässler ist ein weiterer Reisebericht an Hrn. R. Virchow angelangt. Derselbe ist von Mangaia, Cook-Gruppe, vom September datirt und berichtet über

die Eingeborenen von Mangaia und ihre Todtenhöhlen.

Mangaia ist die interessanteste Insel der Cook-Gruppe, doch ist die Landung mit Schwierigkeiten verbunden: die Schiffe finden keinen Ankergrund, und über

Digitized by Google

das breite Riff kann man nur bei Hochwasser in einem kleinen Canu der Eingeborenen gelangen, während man ein grösseres und stärkeres benutzen muss, um das Riff hinaufzufahren, so dass man vom Schiff bis zum Land drei verschiedene Fahrzeuge gebraucht. Es sieht gefährlich aus, wenn man im Canu vor dem Riff liegt und die Schiffer eine passende Welle abwarten. Oft dauert dies ziemlich lange, — bis zu 15 Minuten Wartezeit habe ich erlebt, — dann wird man plötzlich hoch in die Höhe gehoben und in grossem Bogen auf das Riff geworfen, wo die Geschicklichkeit der Eingeborenen einen schnell aus dem Bereiche der sich brechenden Wellen bringt. Die Kunst des Landens besteht darin, eine allein kommende Welle abzupassen. Würde man sich von einer gewöhnlichen Welle aufs Riff werfen lassen, so würde man keine Zeit haben, der nachfolgenden zu entrinnen, die Kahn und Insassen zerschmettern würde. Dank dem sicheren Auge und der Seetüchtigkeit der Eingeborenen kommen Unglücksfälle selten vor; allerdings ist bei hoher See eine Landung überhaupt ausgeschlossen.

Hinter dem Riff erhebt sich das felsige Ufer sofort bis zu einer Höhe von etwa 10 *m*, um hier eine Terrasse zu bilden, breit genug für eine Strasse und einige Häuser, doch zu schmal, um einer ganzen Ortschaft Raum zu gewähren. Hinter dieser Terrasse erhebt sich senkrecht eine ungefähr 50 *m* hohe Felswand aus vulkanischem Gestein, welche die ganze Insel ringförmig umschliesst und oben breit genug ist, um grosse Dörfer zu tragen; sie fällt nach dem Innern der Insel wiederum senkrecht ab. An den Fuss dieses „Makatea" genannten Walles schliesst sich eine breite fruchtbare Niederung an, welche die Eingeborenen benutzt haben, um in ihr Taroplantagen ebenso terrassenförmig und mit genau derselben künstlichen Bewässerung anzulegen, wie die Malayen ihre Reisfelder im malayischen Archipel anlegen und bewässern. Nach der Mitte der Insel zu erheben sich mehrere Hügelketten, die zwar theilweise Eisenholz und etwas Gebüsch tragen, aber von den Eingeborenen als unfruchtbar bezeichnet wurden, während die zwischen ihnen liegenden Thäler auch zur Anlage von Taroplantagen benutzt werden.

Die Eingeborenen wohnten früher zerstreut über die ganze Insel bei ihren Plantagen; auf Zureden der Missionare haben sie diese Wohnungen verlassen und sich in drei Dörfern nahe dem Strande angesiedelt: Ivirua im Nordosten der Insel liegt theilweise, Tamarua im Südosten ganz auf dem Makatea, von Oneroa im Südwesten ein Theil auf dem Makatea und ein Theil am Strande.

Das Makatea ist der Theil der Insel, der das Hauptinteresse erweckt: es birgt unzählige Höhlen von stellenweise grossartigen Dimensionen, theilweise angefüllt mit so schönen Stalaktiten, wie ich sie herrlicher kaum in den Höhlen der blauen Berge von Neu-Süd-Wales gesehen habe. Es ist gefährlich, sich allein in die Höhlen zu wagen; sie sind endlos, viele sollen bis weit unter das Meer reichen, und wehe dem, der sich in ihnen verläuft: er kann sicher sein, das Tageslicht nie wieder zu erblicken. Diese Höhlen wurden früher dazu benutzt, um in ihnen die Todten zu bestatten, die, entweder in Tapa oder in eine Matte gehüllt, einfach auf den Boden gelegt oder in einem Holzsarg beigesetzt wurden. Auch in christlicher Zeit wurden anfangs diese Höhlen noch als Begräbnisplätze benutzt, doch wurden die Särge in dem Boden verscharrt. Aus diesen Höhlen stammen die Ihnen von hier aus zugehenden Schädel und zwar aus der Nähe von:

1. Ivirua: Nr. 49/49 und 50/50.
2. Oneroa: Nr. 51/51, 52/52, 53/53, 54/54, 55, 56, 57.
3. Tamarua: Nr. 58/58, 59/59, 60/60, 61, sowie die Schädelreste 62—64.

Hätte ich, anstatt von den Eingeborenen stets argwöhnisch bewacht zu werden, nur die geringste Hülfe gehabt, so hätte ich einige vollständig erhaltene Skelette

Digitized by Google

mitbringen können; so muss ich mich mit dieser Sammlung von Schädeln begnügen.

Von Rarotonga (Nordküste) stammt Schädel Nr. 65/65. —

(11) Hr. J. D. E. Schmeltz übersendet im Auftrage des niederländischen Comités die

Festgabe der internationalen Gesellschaft für Ethnographie zum 70. Geburtstage von Prof. Bastian.

Dieselbe ist in einem stattlichen Bande erschienen und zugleich als Supplementheft zu dem Bd. IX des Internationalen Archivs für Ethnographie, Leiden 1896, ausgegeben. Sie enthält folgende Abhandlungen:

1. F. Boas, Songs of the Kwakiutl Indians.
2. G. Schlegel, Chinesische Bootführerinnen.
3. W. Hein, Holzfiguren der Waguhu.
4. G. J. Dozy, Ethnographie und Geschichtsforschung.
5. H. H. Giglioli, On rare types of shafted stone battle-axes.
6. E. T. Hamy, La nécropole berbère d'Henchir-el'-Assel.
7. H. Kern, Menschenfleisch als Arznei.
8. J. D. E. Schmeltz, Bronzepauken im indischen Archipel.
9. E. B. Tylor, On American lot-games.
10. Uebersicht der Schriften von Prof. A. Bastian.

Hr. Rud. Virchow legt den Band vor und dankt Namens des hiesigen Comités für die werthvolle Gabe. Dieselbe wird, gleich unserer Festschrift, bis zur Rückkehr des Jubilars der Generalverwaltung der Königlichen Museen zur Aufbewahrung übergeben. —

Hr. M. Bartels hat einen Brief des Hrn. Bastian erhalten. Derselbe war eben im Begriff, auf 3 Wochen nach Lombok zu gehen. —

(12) Hr. Salomon Reinach übersendet mittelst Schreibens aus dem Musée de St. Germain, 28. October, folgende Berichtigung in Bezug auf

Kairuan.

Je crois rêver quand je lis dans les Verh. Berl. Ges. XXVIII, 237, en parlant de cette bonne ville de Kairouan: „Auch darf kein Nicht-Muhamedaner die Stadt betreten“ etc. Depuis l'occupation de Kairouan par le général Etienne, en 1881, il n'y a pas au monde de ville arabe où l'on soit plus libre; on y entre dans les mosquées sans se déchausser (ce qui serait impossible à Tunis), comme je l'ai fait, en 1883, avec des dames. L'intérieur des mosquées a été photographié dans tous ses détails; les habitants n'ont pas l'ombre de fanatisme. On peut lire à ce sujet le charmant article de Mme. Blanche Lee Childe dans la Revue des deux Mondes, 15. août 1884. —

(13) Hr. J. A. Jentsch in Dresden überschickt folgende Erläuterung über die Worte

Tüffel und Kurkel.

Auf S. 186 der Verh. (1896, III. Heft) wird bezüglich des Wortes Tüffel, russisch туфель, gefragt: „Ist beides, die ostplattdeutsche und die russische Form, eine Abwandlung des Grundwortes Pantoffel? Oder liegt als Urgrund eine slavische

Digitized by Google

Stammform vor?" Die Antwort liegt in dem f; dieses fehlt den slavischen Sprachen, und slavische Wörter mit f sind in der Regel aus dem Deutschen oder Türkischen. Die Wenden haben toll für Pantoffel. In dem wendischen Wörterbuche von Pfuhl fehlt sogar toll, obgleich das Wort allgemein bekannt ist und gebraucht wird, während podpjatak (S. 1098) und stupjeń (S. 1115) von mir niemals gehört worden ist. Der Holzpantoffel hat seinen Namen drjewjanc (Holzgegenstand) nicht nur im wendischen Wörterbuche, sondern auch beim Volke.

Auf Seite 187 wird zu dem plattdeutschen Worte Kurkel bemerkt: „Auffällig erscheint mir nun, dass die russische Sprache das Wort Корка = Rinde, Schale, Rand, hat", und es wird gefragt: „Sollte hier ein slavischer Ursprung des bezüglichen Fussbekleidungsstückes sammt dessen Namen vorliegen in der Bezeichnung geänderter, mit Rand versehener Holzpantoffel?" Kora ist allerdings im Altslavischen die Rinde; korka ist die kleine Rinde, das Rindchen; in Kurkel ist el vielleicht das deutsche Suffix, weniger wahrscheinlich ist das slavische Suffix ula, also korkula. Kora hat sich in den slavischen Sprachen erhalten; die jetzige wendische Form ist skora, auch škora für Baumrinde, Kruste. Im Wendischen bedeutet kórc das Scheffelmaass, weil dieses Maass jedenfalls einmal aus Rinde war. Im Serbischen ist kore die Scheide, kornjača die Schildkröte. Russisch корець, hart werden, entspricht dem bulgarischen korav, steif, hart. Miklosich vergleicht in seinem Wörterbuche der slavischen Sprachen litauisch karna, Lindenbast, und meint, die Wurzel von kor sei vielleicht ker, griechisch κείρω. Man darf allerdings vermuthen, dass Kurkel ursprünglich eine Fussbekleidung aus einem Stückchen Rinde gewesen sei. Die Ableitung von Kork soll aber nicht widerlegt sein, denn ich finde in dem tschechischen Wörterbuche von Rank, dass korek nicht nur Kork, Korkstöpsel, Korkbaum, sondern auch Pantoffelholz bedeute. Es ist auch zu bedenken, dass im Slavischen Manches, z. B. das Scheffelmaass, nicht aber der Pantoffel, von kora den Namen hat. —

(14) Hr. W. Schwartz überreicht ein Paar nachträgliche Bemerkungen zu dem Artikel des Hrn. Sanitätsraths Dr. Köhler über die

Fundorte von Schläfenringen in der Provinz Posen.

„Hr. Köhler", schreibt Hr. Schwartz, „hat S. 246ff. eine interessante Uebersicht über die Verbreitung der Schläfenringe gegeben, wie eine solche sich seit den 70er Jahren herausgestellt hat. In Betreff Slaboszewo's und Tuczno's sehe ich mich jedoch zu einigen nachträglichen Bemerkungen veranlasst, um als ein bei den Funden daselbst seiner Zeit Hauptbetheiligter für spätere Untersuchungen einzelnen Irrungen vorzubeugen.

„Was zunächst die Zusammenstellung der Funde von Slaboszewo anbetrifft, so leidet dieselbe stellenweise etwas dadurch, dass neben den Originalberichten auch secundäre herangezogen sind, und so Wiederholungen, bezw. Verschiebungen in einzelnen Angaben stattfinden[1]). So tritt z. B. die polnische Münze aus dem

1) Wenn z. B. gleich zu Anfang auf Zeitungsartikel von Albin Kohn hingewiesen wird, so ist zu bemerken, dass dieselben zwar zum Theil von mir direkt veranlasst waren, wie ich auch solche in meinen Berichten dann gelegentlich aufnahm, daneben aber auch der Verf. in freierer Form sich in Zeitungs- und Feuilleton-Artikeln über die Sachen erging, indem er freundlich überhaupt den Zweck verfolgte, das Interesse des Publicum in der Provinz Posen an den von mir daselbst unternommenen Ausgrabungen zu fördern, so dass ich bei aller Dankbarkeit dafür (siehe meine „Prähistorischen Studien" vom Jahre 1844.

Digitized by Google

XII. Jahrhundert, welche der Besitzer von Slaboszewo, Hr. Tiedemann, bei einer mit meinen beiden älteren Söhnen vorgenommenen Ausgrabung im Jahre 1879 fand, dreimal in dem Bericht des Hrn. Köhler auf, nehmlich zuerst „dem Katalog der archäologischen Ausstellung in Berlin vom Jahre 1880 entnommen" (und zwar von dort mit einem daselbst sich findenden Druckfehler, als rühre die Münze aus dem XI. Jahrhundert her), dann (richtig) aus dem Originalbericht über die betreffende Ausgrabung nach meinen „Materialien u. s. w." S. 13, und endlich später zum dritten Male als „eine sehr wichtige Nachricht, die in Lissauer's Prähistorischen Denkmälern u. s. w. zu lesen sei." — Auch die Anzahl der gefundenen Schläfenringe stimmt nicht, indem z. B. die, welche S. 247, als in meinem Besitz sich noch befindend, verzeichnet werden, dieselben sind, welche S. 248 nach der „Zeitschrift der historischen Gesellschaft in Posen" in dem Besitz des Landesmuseums daselbst aufgeführt werden, also doppelt rechnen. — Zweckmässig sollten für Slaboszewo zunächst immer nur die Originalberichte herangezogen werden, die ich in der „Ztschr. f. Ethnol.", bezw. in meinen „Materialien" im Anschluss an die einzelnen Ausgrabungen successive gegeben habe, sowie der Schlussbericht des Hrn. Tiedemann mit den Erläuterungen des Hrn. Virchow über die Gesamtresultate, besonders in Bezug auf die gefundenen Schädel, im XIII. Bande der „Zeitschr. f. Ethnol." S. 357 ff.

„Zu dem Bericht über Tuczno bemerke ich Folgendes: Dass ein Halsschmuck daselbst gefunden, davon weiss ich nichts. Der nach meinem Bericht in den „Materialien", II. S. 10 von Hrn. Köhler erwähnte bronzene (stark kupferhaltige) Schläfenring (Fig. 1), welcher zusammen mit einer frührömischen Fibel (Fig. 2) sich

Fig. 1.

Fig. 2.

daselbst gefunden hat, ist auch nicht im „Museum der Freunde der Wissenschaften in Posen", sondern war bis jetzt in meinem Besitz geblieben. Ich erhielt ihn im

S. 437) doch bei etwaigen Differenzen immer nur vertreten kann, was ich unter meinem Namen publicirt habe. Ich bemerke dies ein für allemal, weil mir auch sonst irrthümlich hier und da in Betreff Posener Verhältnisse Behauptungen zugeschrieben werden, welche nur subjective Ansichten des betreffenden Herrn waren, z. B. bei Handtmann „Neue Sagen aus der Mark Brandenburg" 1883, S. 259. Nr. 58.

Digitized by Google

Jahre 1879 bei einem Besuch in Tuczno von dem damaligen Besitzer zugleich mit der betreffenden Fibel unter den von mir wiedergegebenen Fundangaben. Bei dem Interesse, welches dieser Schläfenring jetzt gewinnt, da sonst solche, wie Hr. Köhler mit Recht bemerkt, eben nicht in Urnen vorkommen, gebe ich eine Zeichnung beider Gegenstände in natürlicher Grösse (Fig. 1 und 2), während ich die Originale dem Königl. prähistorischen Museum in Berlin für den Fall überwiesen habe, dass eine weitere Untersuchung auf gleichen oder verschiedenen Kupfergehalt beider gewünscht werden dürfte, was dort leichter zu ermöglichen wäre. — Der Schläfenring im „Museum der Freunde der Wissenschaften in Posen", den Hr. Köhler beschreibt, ist also ein anderer, als der in meinem Bericht erwähnte. Er soll, wie ich höre, auch aus Tuczno sein, aber nicht von dem dortigen Besitzer, sondern von dem Geistlichen daselbst stammen. Nach der jetzt von mir gegebenen Zeichnung meines alten Ringes wird eine Vergleichung beider möglich. Gemäss der von Hrn. Köhler gegebenen Beschreibung des Posener Ringes scheint der, welcher mit der Fibel seiner Zeit in meinen Besitz übergegangen war, oben in der Schleife einen eigenthümlicheren Charakter zu haben." —

(15) Hr. Gymnasialdirektor Dr. Anger übersendet aus Graudenz, 14. Novbr., eine Mittheilung über drei, in verschiedene Perioden gehörende Gräberfelder im Kreise Schwetz. Dieselbe ist in den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1896, Heft 5, S. 77—80 abgedruckt. —

(16) Hr. Buchholz übersendet unter dem 22. October einen Bericht über

das Brandgräberfeld und den wendischen Burgwall bei Postlin, Kreis Westhavelland.

Derselbe ist in den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde, Heft 4, S. 57 veröffentlicht.

(17) Fräulein E. Lemke berichtet d. d. Berlin, 20. Oct., über

Getränk aus Wachholderbeeren in Ostpreussen.

Im Kreise Neidenburg (ob auch anderwärts, vermag ich nicht zu sagen) bereiten sich die Leute ein Getränk aus Wachholderbeeren, welches sie „Bier" nennen. Die Beeren werden zerstossen und mit etwas lauwarmem Wasser durchgerührt; so bleiben sie 24 Stunden lang stehen. Nachdem man das Ganze durch ein Sieb gebracht hat, wird der Saft mit Wasser gekocht; auf $^1/_4$ Scheffel Beeren rechnet man 2 Eimer Wasser. Das fertig Gekochte wird in ein „Achtelchen" — d. h. kleines Fass — gegossen und erhält als Zusatz ein Stück Hefe. Nach wiederum 24 Stunden ist das Bier fertig und wird sogleich getrunken. „Es ist süss und schmeckt besser, als Braunbier". — Man sammelt die Beeren im Herbst, bereitet aber das Bier erst zu Weihnachten oder zu Ostern. Polnisch: kaddikowe piwo. —

(18) Fräulein E. Lemke berichtet d. d. Berlin, 20. Oct., über

Knochen- und Horn-Geräthe in Ostpreussen.

Ich erlaube mir, zu den in den „Verhandlungen" 1889, S. 602 gebrachten Mittheilungen einige weitere hinzuzufügen. — Sehr verbreitet sind die aus Horn hergestellten Schnupftabaksdosen. Fig. 1 zeigt eine solche aus Ziegenhorn.

Digitized by Google

mit Holzboden und Holzstöpsel, Fig. 2 eine aus Kuhhorn gefertigte, mit Holzboden, Holzstöpsel und Messingreifen. Beide stammen aus Rombitten, Kreis Mohrungen. Fig. 2 ist gekocht und danach beschwert worden, damit sie ein wenig flacher werde. Ebendaselbst hatte der Stellmacher eine sogenannte „Schichthubel" (Hobel) mit gefällig bearbeitetem Kuhhorn.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 3 und Fig. 4 stammen aus Saalfeld, Kreis Mohrungen, und sind Seiler-Geräthschaften. Fig. 3, aus Horn, wird „Spliessdorn" (oder Spliessknochen, Spliessnagel, Spitznagel, Spitzknochen) genannt. Ein solches Geräth ist zum Fertigen der Kreuz- oder Fahrleine, d. h. beim „Spliessen" der Zügel nöthig. In Berlin soll man es bei Berg bekommen; Fig. 3 ist indess vor mehreren Jahrzehnten in Saalfeld gefertigt worden. — Fig. 4 wird „Nachhänger" genannt und besteht aus zwei Horntheilen, die zwei nicht mit einander zusammenhangende Eisenstücke bergen.

Schliesslich zeigt Fig. 5 einen Spitzknochen aus Saalfeld, wie ihn die Schuhmacher zum Glätten der Sohlen brauchen (Knochen). —

(19) Von Hrn. Dr. J. V. Prášek liegt ein Bericht aus der Prager Zeitung Nr. 129 vom 7. Juni vor, betreffend die Untersuchungen des Hrn. Joh. Vaněk in Radim auf dem

Begräbnisshügel Pichora bei Dobrichow, Nordböhmen.

In der Einleitung wird die hervorragende historische und prähistorische Bedeutung des gesegneten Geländes zwischen Prag und Kuttenberg, namentlich des

Digitized by Google

Stammlandes der altberühmten Zličaner, hervorgehoben. Durch die neuesten Funde sei nun die wichtige Frage, ob man neben den celtischen Bojern und den germanischen Markomannen eine slavische autochthone Bevölkerung anzunehmen habe, ihrer endlichen Lösung sehr nahe gebracht, und zwar im bejahenden Sinne, insofern sich dabei „die typische Identität dieser Funde mit denen des sogenannten Lausitzer Typus herausgestellt habe, welch' letzterer (heisst es) sich bereits an die Art und Weise der osteuropäischen oder slavischen Funde anschliesst." Bisher habe man in Böhmen diesen Typus nur für das Gebiet rechts der Elbe angenommen; jetzt sei derselbe auch in dem linksseitigen Elblande sichergestellt, und zwar dort, wo sich in dem Thale der Wirawka ein natürliches Thor aus der Elb-Niederung nach der südböhmischen Terrainhebung öffnet. Die Anhöhe zwischen Cerhynek und Dobřichow führe die Benennung na Třebické; da die dort gemachten Funde aus der römischen Kaiserzeit und der Zeit der älteren fränkischen Merovinger stammen, so sei damit der Beweis geliefert, dass „im nordöstlichen Theile Böhmen's bereits in der Markomannen-Periode slavische Stämme angesiedelt waren."

Zu der Gemeinde Dobřichow, deren Pfarrkirche sich auf einer Anhöhe zwischen dem Wirawka-Thale und der Elb-Niederung erhebt, gehört ein runder Hügel, Pichora genannt, der von dem umliegenden Flachlande durch tiefe Ausmuldungen getrennt ist und nach Nordwesten steil gegen die Flussniederung abfällt. Bei den Ausgrabungen des Hrn. Vaněk zeigte sich, dass Pichora ein grosser Begräbnissplatz war. Es wurden dort mehr als 200 Stück Thonurnen gefunden, darunter einige mit durchaus originellen Verzierungen, mit einer Menge kostbarer Liebesgaben aus Bronze, Korallen, Smalte oder vielmehr Glas, das durch die Gluht der Feuerstätte in Smalte umgewandelt ward, schliesslich fünf menschliche Skelette. Nach genauerer Untersuchung entdeckte man drei verschiedene Feuerstätten, von denen eine etwa 10 *m* lang, $1\frac{1}{2}$ *m* oben und 1 *m* unten breit war. Inmitten der Begräbnisstätte wurde der werthvollste Fund gemacht, nehmlich sechs Bronzeurnen, von denen eine in Stücke zerfiel. Eine der Urnen weist einen Henkel in Form eines weiblichen Kopfes auf, der zu beiden Seiten mit Hundeköpfen geschmückt ist. Von den Thonurnen zeigen jene, die an der südlichen Seite aufgefunden wurden, schöne Mäanderzierraten. An Bronze-Gegenständen, Spangen, Messern u. a. entdeckte man 500 bis 600 Stück, daneben Griffe, darunter einen von ägyptisirender Form mit einem Widderkopfe. Weiter fand man da schöne beinerne Schneidewerkzeuge, beiläufig zehn silberne Spangen, eine darunter mit Golddraht verziert. Zahlreich sind die entdeckten bronzenen Bestandtheile männlicher Gürtel; ein derartiges Stück trägt auf der Innenseite die Inschrift ... HILOCAF ... die offenbar die Werkstätte und den Meister kündet. Auch ein goldener Ring wurde zu Tage gefördert. Alle diese Sachen machte Hr. Vaněk dem Museum in Prag zum Geschenke." —

Hr. Rud. Virchow beglückwünscht die böhmischen Forscher zu der schönen Entdeckung. Aber er vermag die daran geknüpfte Schlussfolgerung nicht anzuerkennen. Diese beruht allein auf dem Satze, dass der Lausitzer Typus „sich den osteuropäischen oder slavischen Funden anschliesst." Seine eigenen Untersuchungen in der Lausitz haben ihn jedoch zu der Ueberzeugung geführt, die gegenwärtig bei uns wohl allgemein getheilt wird, dass zwischen den Urnen, für die er selbst den Namen des Lausitzer Typus aufgestellt hat, und denen des Burgwalltypus, den er als den specifisch slavischen nachgewiesen hat, eine scharfe Grenze und ein starkes Zeitintervall liegt. „In meiner kleinen, für den Berliner Congress der deutschen anthropologischen Gesellschaft geschriebenen Abhandlung

Digitized by Google

über den Schlossberg von Burg", bemerkt Hr. Virchow, „habe ich dies genauer definirt und zugleich eine literarische Uebersicht meiner darauf bezüglichen Abhandlungen gegeben (Zeitschr. f. Ethnol. 1880. XII. S. 228); ich darf wohl dahin verweisen. Die römischen Funde auf dem Pichora, für welche auch die Lausitz Beispiele genug darbietet, gehören zweifellos der germanischen Zeit an. Sie sind von sehr grosser Bedeutung, aber nicht in dem Sinne, wie der Artikel der Prager Zeitung voraussetzt". —

Hr. A. Voss: „Ich weiss nicht, ob in letzter Zeit bei Dobrichow ein neues Gräberfeld entdeckt ist, welches einer älteren Zeit angehört. Sollte das von Pič bereits publicirte (Arch. Výzk., Prag 1893, Taf. XVI—XXIX) gemeint sein, dessen Inhalt ich im Museum zu Prag gesehen habe, so würde zu bemerken sein, dass dieses Gräberfeld der späteren römischen Kaiserzeit angehört, also viel jünger ist, als unsere Gräber des Lausitzer Typus, mit letzteren also nicht in so directe Beziehung gebracht werden kann. —

(20) Hr. Emil Holub übersendet folgende Zeitungsartikel aus dem Neuen Wiener Tageblatt, betreffend

Südafrikanische Verhältnisse.

1. Die Greuel in Rhodesia. Nr. 204 vom 26. Juli und Nr. 206 vom 28. Juli d. J.
2. Die afrikanische Seuche. Nr. 306 vom 6. Novbr.
3. Die Hungersnoth in Süd-Africa. Nr. 318 vom 18. Novbr.

Eine fernere Mittheilung in Nr. 228 vom 20. August schildert im Anschlusse an einen Bericht über die botanische Excursion des Cand. phil. Sostavic

das Räuberwesen in Albanien.

(21) Die Museums-Gesellschaft zu Arnstadt und der Verein für meiningische Geschichte zu Hildburghausen wünschen die Beantwortung einer Reihe von Fragen, die sich auf die thüringische Rennsteig-Forschung beziehen.

Da sich diese Fragen durchweg auf ganz locale Verhältnisse beziehen, so muss unsere Gesellschaft, so grosses Interesse sie auch an der Beantwortung derselben und an der Sammlung alles darauf bezüglichen Materials nimmt, doch auf eine directe Betheiligung verzichten. —

(22) Hr. Rob. Behla übersendet einen Separat-Abdruck seiner Bemerkungen (Naturwissensch. Wochenschr. XI. Nr. 41) über

Nichtvererbbarkeit von Stummelschwänzen bei Thieren.

Der Verf. gelangt auf Grund der vorliegenden Thatsachen zu dem Satze, „dass Verletzungen und Verstümmelungen wenigstens sich nicht vererben." Er bringt dabei, ausser einem Falle, wo eine Katze, welche einen Theil des Schwanzes vor dem Eintritt der Trächtigkeit durch Hineingerathen in ein Ratteneisen verloren hatte, 4 Junge mit normalen Schwänzen und in den folgenden Jahren Junge, die nicht verkürzte Schwänze besassen, gebar, die Erfahrung bei, dass in der Lausitz seit Alters her die Sitte geübt werde, den Mutterlämmern der leichteren Begattung wegen den Schwanz zu kürzen, dass aber trotzdem noch nie beobachtet sei, dass schwanzlose oder stummelschwänzige Junge geboren wurden. —

Digitized by Google

Hr. R. Virchow verweist auf seine Erörterung der Frage von der Vererbung erworbener Defecte in der Festschrift für Bastian S. 33—38. —

(23) Hr. Laschke zeigt Photographien aus Ceylon. —

(24) Hr. M. Bartels legt die erste Lieferung einer neuen Auflage seines Buches „Das Weib" vor. —

(25) Hr. A. Bastian übersendet mit einem Briefe an Hrn. M. Bartels aus Batavia, September, ein Manuscript des Capt. Fedor Schulze mit dem

Stammbaume der Familie Martens in Niederl. Ostindien.

Wird im Texte der Zeitschrift veröffentlicht. —

(26) Herr Zenker zeigt einen

Feuerstein in Gestalt eines menschlichen Füsschens.

Er wirft die Frage auf, ob es sich um ein Artefakt handle. —

Hr. E. Friedel erkennt darin einen Knollen aus der oberen Kreide. Da oben an demselben ein Stück abgeschlagen sei, so möge der Knollen als Bohrer gedient haben. —

Hr. R. Virchow erinnert daran, dass er schon vor 25 Jahren eindringlich vor der Verwechselung blosser Naturspiele von Feuersteinen mit Artefakten gewarnt hat (Verhandl. 1871, S. 51). Er besitzt einen ganz ähnlichen „menschlichen Fuss", wie der vorgezeigte, der in dem Grabe eines Kindes gefunden und deshalb zuversichtlich als ein versteinerter Fuss angesprochen wurde.

(27) Hr. G. Fritsch überreicht der Gesellschaft vier von ihm aufgenommene photographische Brustbilder der vor einigen Jahren vorgestellten beiden

Akka-Mädchen.

Da es sich dabei um Aufnahmen in beträchtlicher Grösse handelte (etwa ½ natürl. Gr.), so war es der Unbändigkeit der Mädchen gegenüber nothwendig, Blitzlicht neben Tageslicht in Anwendung zu bringen. Auch unter derartigen Bedingungen galt es eine Art von Kampf, um die Widerspenstigkeit und den Schrecken der Mädchen vor der Entzündung des Magnesiums einigermaassen zu überwinden.

Die aus solchen Gründen technisch nicht vollkommenen Resultate sind gleichwohl aus verschiedenen Gesichtspunkten interressant. Zunächst fällt an den in Vorder- und Seitenansicht aufgenommenen Bildern die bemerkenswerthe Unähnlichkeit der beiden Personen auf, welche Eigenthümlichkeit an den kleiner dargestellten Portraits lange nicht so deutlich hervortrat. Diese Erfahrung lehrt, wie wünschenswerth im Allgemeinen es doch ist, besonders bei Personen von dunkler Hautfarbe zur Beurtheilung der Gesichtszüge Photographien in grösserem Format zu haben.

Von den beiden Mädchen ist die unter dem Namen „Jasmine" vorgestellte ethnographisch die interessantere, da ihr Gesicht einen mehr ausgesprochenen Typus erkennen lässt, als die andere, deren sonstige Gesichtszüge von dem sogenannten „Negertypus" nicht sehr wesentlich abweichen.

Der ganze Habitus des Gesichtes (beiläufig bemerkt auch des Körpers) der Jasmine erinnert vielmehr an denjenigen anderer Zwergstämme Africas, besonders der südlichen Buschmänner. Dies giebt sich besonders zu erkennen durch die relativ starke Schläfenbreite bei etwas vorspringenden Unterkieferwinkeln, wodurch

Digitized by Google

die Vorderansicht sich dem eigenthümlich viereckigen Umriss der Buschmannköpfe nähert. Dabei ist die kleine Nase stark abgeplattet, die Lippen nur mässig aufgeworfen und feiner geschnitten, als bei der zweiten. Die Profilansicht ist durch das verlegene Oeffnen des Mundes etwas entstellt; die Profillinie durch die weniger zurückliegende Stirn und das etwas mehr vortretende Kinn auch mehr buschmannähnlich, als das der Gefährtin. Dasselbe gilt von der niedrigen, aber breiten Ohrmuschel mit rudimentärem Ohrläppchen. Das Hinterhaupt tritt stärker hervor.

Die Haare sind bei beiden Personen spiralig gedreht und vereinigen sich, wo sie länger werden, zu dichten kurzen Fransen; auch hier ist die dürftige Entwickelung, das lückenhafte, büschelförmige Auftreten der grösseren Haargruppen (besonders im Profil) kenntlich, wie es bei Buschmännern als typisch gilt, bei Jasmine mehr ausgesprochen, als bei der anderen („Rühr-mich-nicht-an"). — Das Profil der Ersteren zeigt auch vom Nacken längs der Rückenlinie die Bewachsung mit kurzen, krausen Haaren, auf welche Dr. Stuhlmann grossen Werth legte. Dieses Auftreten von Rückenhaar ist in der That auch höchst bemerkenswerth, zumal da eine ähnliche Erscheinung bei Buschmännern bisher nicht beschrieben wurde. Es wäre erwünscht, dass neuere Forscher ihre Aufmerksamkeit wiederum auf diesen Punkt richteten.

Die Blitzlicht-Aufnahme gestattet auch die auffallende Textur der Haut besonders gut zu erkennen. Stellenweise, z. B. auf den Brüsten, scheint allerdings trotz des sehr warmen Wetters durch die Entblössung „Gänsehaut" entstanden zu sein, aber auch sonst ist die eigenthümliche, unregelmässige, chagrinirte Oberfläche der Haut sehr eigenthümlich und der Buschmannhaut durchaus ähnlich; bei der „Rühr-mich-nicht-an" ist die Gesichtshaut so ausserordentlich rauh, dass sie an Pockennarbigkeit erinnert, doch scheint die Figuration zu regelmässig, um solche Erklärung zuzulassen. Die notorische, sehr starke Ausbildung der Talgdrüsen, weniger der Schweissdrüsen, trägt jedenfalls viel zu der Besonderheit des Oberflächencharakters bei. —

(28) Hr. Steinbach bespricht, unter Vorlegung der Objecte,

einige Schädel von der Insel Nauru (Pleasant Island).

Die drei Schädel, die ich heute die Ehre habe vorzuzeigen, stammen von der Insel Nauru oder, wie sie von den Capitänen der Handelsfahrzeuge benannt worden ist, Pleasant Island, her. Der auf den Karten und in verschiedenen Werken sich findende Name Navodo ist ein Kunstproduct, das wohl irgend einem Missverständniss sein Dasein verdankt. Ebenso kann man in dem weiteren Namen Onavero eine Verstümmelung des Wortes Nauru mit dem sonst auch in der Sprache der Nauru-Leute häufig angewandten Präfix o leicht erkennen.

Die Insel Nauru, ungefähr unter 167° östl. Länge und 0° 30′ südl. Br. ganz isolirt im stillen Ocean gelegen, ist eine ziemlich kreisrunde gehobene Korallenbank von nur ungefähr 10 englischen Meilen Umkreis, so dass ihr Flächenraum noch nicht ganz eine halbe deutsche Quadratmeile beträgt.

Die nächsten Inselgruppen sind die Gilbert-, Marshall- und Carolineninseln, von denen Nauru allerdings Hunderte von Seemeilen entfernt ist. Seiner Lage nach gehört es demnach noch zu dem mit Mikronesien bezeichneten Theile der pacifischen Inselwelt, einem Gebiete, von dem das in Europa befindliche Schädelmaterial noch ein recht kleines ist.

Der höchste Punkt der Insel (von den Eingeborenen bidjémer genannt) ist ungefähr 70 *m* über dem Meeresspiegel auf einem die ganze Mitte der Insel ein-

Digitized by Google

nehmenden, mit nur spärlicher Vegetation bedeckten Plateau, das durchschnittlich 30 *m* hoch ist, gelegen. Längs der ganzen Küste verläuft ein 300—500 *m* breiter Landstreifen, der an einzelnen Stellen mit einer mehr oder weniger mächtigen Humusschicht bedeckt ist. Auf ihm liegen die meisten Dörfer der Eingeborenen; ausserdem bilden noch zahlreiche Hütten um einen im Innern der Insel gelegenen Brackwassersee, der sich in einer muldenartigen Einsenkung angesammelt hat, eine grössere Ortschaft.

Sowohl längs des Strandes, als auch im Innern der Insel finden sich zahlreiche Höhlen, die tiefgehende Spalten im gehobenen Korallenriff darstellen, und in die zum Theil das Meer bei der Fluth eindringt. In die auf dem Plateau gelegenen kann man nur durch tiefe Schächte einsteigen, so dass sie für den Europäer nur mit Seilen zugänglich sind.

Der Eingangsschacht der grössten Höhle ist fast vollständig kreisrund, 20 *m* tief bei einem Durchmesser von etwa 8 *m*, und besitzt eine so regelmässige Form, dass man unwillkürlich geneigt ist, an eine künstliche Herstellung oder doch wenigstens Bearbeitung desselben zu glauben.

Wahrscheinlich handelt es sich bei dieser, einer riesigen Gletschermühle ähnlichen Bildung um einen Vorgang, der sich abgespielt hat, so lange noch das Riff vor seiner Hebung der Thätigkeit des Meeres ausgesetzt war.

Es war mir leider bei dem kurzen Aufenthalt, den ich auf Nauru vom 19. bis 21. August 1894 nehmen konnte, aus Mangel an dem nöthigen Tauwerk nicht möglich, in diese im Innern der Insel gelegenen Höhlen hinabzusteigen. Doch habe ich durch gütige Mittheilungen des dortigen deutschen Bezirksvorstehers Jung, der in die Höhlen unter grossen Schwierigkeiten schon verschiedene Male eingedrungen ist, erfahren, dass man vom Boden des grossen Schachtes aus zunächst durch enge Spalten ziemlich steil über grosse Korallenblöcke hinweg absteigen muss und dann zu einer grösseren Höhle gelangt, deren Boden ein Süsswassersee einnimmt, während die Wände mit schönen Tropfsteingebilden bedeckt sind. Von da aus geht es durch enge Spalten abermals abwärts. Da Hr. Jung befürchtete, sich zu verirren und ganz auf die Hülfe der Eingeborenen angewiesen war, ist er nicht weiter vorgedrungen.

In dieser so beschriebenen Höhle wurde kein fremder, von Menschen hineingebrachter Inhalt gefunden; dagegen stürzen in verschiedene der anderen im Innern befindlichen Höhlen die Insulaner die Leichen der Gestorbenen hinab, eine Sitte, auf die ich noch ausführlicher eingehen werde. —

Die Thierwelt der Insel ist, wie die aller Koralleninseln, sehr arm. Bis auf eingeschleppte Ratten fehlen Landsäugethiere vollständig. Von Vögeln wäre besonders der Fregattvogel zu erwähnen. Derselbe wird, wie dies schon von Finsch in dieser Gesellschaft mitgetheilt worden ist[1]), von den Eingeborenen mit einer Art Bola gefangen und so lange gefesselt gehalten, bis er vollständig zahm ist. Fast bei jedem Hause sieht man ein grosses Gerüst stehen, auf dem mehrere dieser grossen Vögel sitzen; ebenso befindet sich ein riesiger derartiger Stangenbau auf einem der höchsten Punkte der Insel, und man sieht von da aus sich oft die Vögel erheben, um nach der Sättigung auf offener See auch wieder dahin zurückzukehren. Früher betrieben die Eingeborenen gelegentlich mit den schwarzen Federn dieses Vogels einen beschränkten Handel mit den Capitänen kleiner, die Insel anlaufender Schooner, welche sie wieder in anderen Inselgruppen, wo die Federn als Schmuck der Canoes u. s. w. verwandt wurden, verkauften. Jetzt ist

1) Verhandl. 1880, 12. Bd., S. 402 in einem Briefe an den Vorsitzenden.

Digitized by Google

dieser Handel ganz eingeschlafen. Ich glaube auch nicht, dass derselbe die Ursache zum Halten der Vögel war, sondern diese dienten, ebenso wie eine Seeschwalbe, die überall gezähmt auf kleinen tragbaren Gestellen gehalten wird, zur Unterhaltung der Eingeborenen.

Die Vegetation der Insel, welche im Allgemeinen der der niederen Koralleninseln entspricht, hat sehr unter den aller paar Jahre auftretenden langen Trockenheit zu leiden, welche Bäume und Sträucher fast ganz zum Absterben bringt. Bei meiner Anwesenheit auf der Insel war gerade eine solche Trockenperiode vorüber. Die Eingeborenen hatten während dieser Zeit nur von Fischen und den in den vorangegangenen fruchtbaren Jahren eingelegten Dauerconserven von Pandanusfrüchten und eingegrabenen Cocosnüssen gelebt und waren in Folge dessen körperlich etwas heruntergekommen.

Die Zahl der Eingeborenen dieser Insel betrug am 18. December 1893 1377 Personen, und zwar 388 Männer, 620 Frauen, 177 Knaben und 192 Mädchen unter 10 Jahren. Diese Zahl ist an diesem Tage von dem oben genannten Beamten Jung persönlich ermittelt worden. Sämmtliche Eingeborene der Insel mussten sich im Hause des Beamten einfinden; die Zahl der Leute, die zu alt oder krank waren und deshalb nicht erscheinen konnten, wurde am selben Tage von dem Beamten in den einzelnen Hütten festgestellt. Diese Zählung bietet deshalb ein besonderes Interesse dar, weil ungefähr 3 Jahre vorher am 4. September 1890 eine ganz gleiche Zählung von dem Vorgänger des Hrn. Jung vorgenommen worden ist, welche eine Anzahl von 1317 Personen ergab. Binnen drei Jahren hat demnach die Bevölkerung der Insel um 60 Personen, d. h. durchschnittlich aufs Jahr berechnet, um 15,1 pro Mille zugenommen, eine Zunahme, die allein durch den Ueberschuss der Geburten über die Todesfälle erklärt werden muss, da jeder Zuzug von anderen Inseln, ausser einigen hier und da nach der Insel verschlagenen Gilbertinsulanern, ausgeschlossen war. In Gesammt-Deutschland betrug im Zeitraum von 1816—1880 der Zuwachs jährlich nur 9,4 pro Mille.

Ich führe diese Zahlen hier so genau an, weil die oben genannten Zählungen nach meiner Kenntniss die einzigen derartigen Feststellungen sind, die bei einem noch vollständig im Naturzustande lebenden Südseevolke gemacht worden sind. Sie zeigen, dass die in allen Büchern sich findenden Angaben von einem rapiden Aussterben der Südsee-Eingeborenen doch nicht auf alle Theile dieses grossen Gebietes anzuwenden sind.

Auch die Bevölkerung der Marshallinseln hat, wie ich an anderer Stelle auseinander gesetzt habe[1]), sicher keine Abnahme zu verzeichnen; ebenso werden die jetzt noch vorhandenen Bevölkerungen der Gilbert- und Carolineninseln, falls nicht wieder verheerende Seuchen eingeschleppt werden, ihrer Anzahl nach mindestens im Gleichgewicht bleiben.

Während meines Aufenthaltes auf der Insel Nauru habe ich sicher von den 1300 Eingeborenen 1000 gesehen, da ein so seltenes Ereigniss, wie die Ankunft mehrerer Weissen, sämmtliche Einwohner, soweit sie sich überhaupt noch fortschleppen können, an dem Aufenthaltsort der Weissen zusammenkommen lässt. Nach dem allgemeinen Eindruck, den ich bei dieser Revue gefunden habe, wird die körperliche Grösse der Einwohner durchschnittlich nicht viel hinter der unsrigen zurückbleiben. Die gemeinen Leute sind meist hagere Gestalten, die sich aber eines recht guten Wuchses und kräftiger Musculatur erfreuen. Selbst die Waden sind nicht so schlecht, wie bei vielen anderen Südseevölkern, entwickelt.

1) In „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten", Bd. VIII, 1895, Heft 2.

Digitized by Google

Dass die Magerkeit mehr eine Folge schlechter Ernährung, als eine Stammeseigenthümlichkeit ist, zeigt der Umstand, dass unter den Häuptlingen und besonders den Häuptlingsfrauen sich zahlreiche äusserst corpulente Personen befinden. Diese Corpulenz wird durch reichlichen Genuss von Palmwein und absolute Ruhe hervorgebracht und gilt in den Augen der Untergebenen als etwas sehr Schönes. Eine Photographie, die leider die einzige ist, die von meinen daselbst aufgenommenen Platten unbeschädigt nach Europa gekommen ist, mag Ihnen ein Bild dieser Schönheiten geben. Unter den jungen Mädchen findet man oft ganz nette Gestalten und hübsche Gesichter, während natürlich alte Frauen, wie überall, abschreckend hässlich sind.

Im Allgemeinen gleichen ihrem ganzen Bau nach die Eingeborenen am meisten den Gilbertinsulanern, wenn einzelne auch von Marshall-Eingeborenen wohl kaum zu unterscheiden sind. Die Neigung zur Corpulenz ist eine den Polynesiern eigenthümliche Eigenschaft, die sich bei den sogenannten Mikronesiern, besonders den Marshallanern und dem grössten Theile der Carolinier, nicht findet.

Die Hautfärbung der Nauruleute schwankt zwischen 29 und 33 der Broca'schen Farbentabelle; hierbei spielt aber die Sonnenbräunung, wie überhaupt bei allen zum grössten Theil nackt herumlaufenden Südseevölkern, eine grosse, bei derartigen Angaben viel zu wenig berücksichtigte Rolle; denn zwei junge Mädchen, die mit Europäern zusammen lebten und in Folge dessen sich wenig der Sonne aussetzten, wiesen nach derselben Tabelle eine Hautfärbung ungefähr von Nr. 25 bis 26 auf.

Das Haar ist meist schlicht und straff, von schwarzer Farbe; es erreicht bei den Frauen oft eine ziemlich bedeutende Länge. Besonders unter ihnen, aber auch unter den Männern, finden sich einzelne Personen mit leicht gewelltem, manchmal selbst etwas krausem Haar. Der übrige Körper ist auffällig haarlos; Bärte sind nicht häufig; auch die Achsel- und Schamhaare sind nicht besonders stark entwickelt.

Die Nase ist nicht allzu breit; oft findet man auch Individuen mit ziemlich schmaler, leicht gekrümmter Nase.

Die Lippen sind voll, doch ebenfalls nicht allzu sehr aufgeworfen; die Zähne regelmässig und gerade. Die Backenknochen treten nur bei einzelnen Individuen etwas hervor. Die Stirn ist meist hoch und gerade.

Soweit ich gesehen habe, ist die Iris der Augen tief dunkelbraun, die Sklera oft gelblich verfärbt. Sehr oft kann man, wie auch bei vielen anderen Südseevölkern, ein beginnendes Pterygium beobachten.

Die Brüste der Frauen sind in der Jugend straff und ziemlich voll, nehmen aber schon nach der ersten Geburt eine hängende Form an. Der Unterleib ist meist in Folge der grossen Mengen vegetabilischer Nahrung, welche die Eingeborenen zu ihrer Sättigung zu sich nehmen müssen, etwas aufgetrieben.

An den Beinen kann man bei sehr vielen Individuen eine Neigung zu X-Beinen beobachten. Die Füsse und Hände sind für die sonstige kräftige Entwickelung verhältnissmässig klein; der Fussspann ist meist sehr hoch.

Was den Charakter der Eingeborenen der Insel Nauru anbetrifft, so ist derselbe im Verkehr mit den Weissen ein äusserst gutmüthiger. Unter den Eingeborenen selbst allerdings haben bis vor einigen Jahren zwischen den einzelnen Stämmen die erbittersten Kämpfe, aus ganz geringfügiger Ursache entstanden, geherrscht, welche die Männer geradezu decimirt haben. Erst nachdem die deutsche Regierung 1888 sämmtliche Schusswaffen — es waren weit über 1000 — weggenommen hat, herrscht wieder der tiefste Frieden auf der Insel. Da Nauru von Seiten der deutschen

Digitized by Google

Schutzherrschaft im Interesse der Eingeborenen seitdem in einer Art künstlicher Abgeschlossenheit gehalten wird, so leben die Eingeborenen heute noch vollständig nach ihren alten Sitten.

Ihre Sprache ist am nächsten mit der der Gilbertinsulaner verwandt, unterscheidet sich aber doch ziemlich wesentlich von letzterer.

Was die socialen Verhältnisse der Eingeborenen betrifft, so zerfallen diese zur Zeit in 12 Stämme, die aber zerstreut und vollständig durch einander gemischt über die ganze Insel wohnen. Ein 13. Stamm ist, da nur noch zwei Männer vorhanden sind, zum Aussterben verurtheilt, weil die Kinder stets dem Stamme der Mutter angehören. Jedem Stamm steht ein Häuptling vor; zur Zeit meiner Anwesenheit befanden sich darunter auch zwei weibliche Personen, die bei ihren Untergebenen in hohem Ansehen standen. Aus dem Stamme Amidj (zu deutsch „Mücke") stammen die meisten Häuptlinge her; einem anderen Stamme, den Iruwa (= Fremden) gehören alle angetriebenen fremden Eingeborenen an. Es scheint sich demnach nicht um Orts-, sondern um Familienstämme zu handeln.

Da Mutterrecht herrscht, also die Kinder stets den Rang der Mutter erhalten, heirathen die Häuptlinge, die in Polygamie leben, meist wieder Häuptlingsfrauen. Die gemeinen Leute haben fast ohne Ausnahme sämmtlich nur eine Frau.

Die Kleidung besteht bei beiden Geschlechtern nur in einem kurzen, aus zerschlitzten Cocosnuss- oder Pandanusblattstreifen hergestellten Hüftenschurz. Schwangere Frauen tragen darüber noch eine geflochtene Matte.

Auf die sonstigen Gebräuche der Nauruleute will ich und kann ich nicht näher eingehen, da ich dieselben bei meinem kurzen Aufenthalte meist nur durch die Erzählungen einiger weisser Händler kennen gelernt habe. Dieselben stimmen aber im Wesentlichen mit mikronesischen, zum Theil auch polynesischen Sitten überein. Das Tabu ist bekannt und wird in ganz ausgedehntem Maasse angewandt.

Ich will nur nochmals die schon oben bei der Beschreibung der Höhlen erwähnte Sitte, die Verstorbenen in diese Höhlen hinabzustürzen, anführen. Auf die hinabgestürzten Leichname werden grosse Steine und Feuerbrände geschleudert, eine Sitte, die leider für die Gewinnung anthropologischen Materiales sehr peinlich ist, da die meisten Skelettheile vollständig zertrümmert werden. Die Vornehmen werden übrigens in der Erde bestattet; manche Leichen sollen auch, besonders früher, dem Meere übergeben worden sein.

Die drei vorliegenden Schädel stammen vom Boden einer solchen Höhle: es waren nach Aussage des Hrn. Jung, dessen Güte ich dieselben verdanke, die einzigen noch einigermaassen wohlerhaltenen Skelettheile, die er daselbst finden konnte. Der eine derselben weist noch Spuren der hinabgestürzten Feuerbrände auf. Leider sind sie auch sonst, wohl in Folge der Bestattungsart, sämmtlich mehr oder weniger beschädigt; nur bei einem ist der Unterkiefer vorhanden.

Alle drei Schädel gehören wohl ohne Zweifel männlichen Individuen im Alter von 30—50 Jahren an. Zwei der Schädel sind mit einem Längenbreitenindex von 69,3, bezw. 70,4 ausgesprochen dolichocephal, der dritte dagegen mit einem Index von 77,5 mesocephal. Ihre Capacität ist eine ziemlich grosse und beträgt 1480, bezw. 1410 und 1460 *ccm*. Alle drei Schädel sind orthognath.

Der Schädel, bei dem der Unterkiefer erhalten ist, zeigt ein auffällig schmales Gesicht, ebenso wie er ausgesprochen leptorrhin ist. Bei zwei Schädeln sind Praenasalgruben stark ausgebildet. Die sehr stark ausgeprägten Muskelansätze aller drei Schädel weisen auf sehr muskelkräftige Individuen hin; insbesondere treten die Lineae semicirculares stark hervor; dabei sind sie bei einem der Schädel bis ganz dicht an die Sagittalnaht herangerückt. Folgende Tabelle giebt die haupt-

Digitized by Google

sächlichsten Schädelmaasse, soweit sie bei dem Erhaltungszustande der Schädel noch zu nehmen waren:

Nauru-Schädel	No. 1	No. 2	No. 3
I. Schädelmaasse.			
Gerade Länge[1]	187	189	182
Grösste „	190	191	184
„ Breite	129,5	133	141
Kleinste Stirnbreite	96	90	102
Ganze Höhe	148	138	—
Hilfshöhe	145	136	—
Ohrhöhe	126	116	118,5
Länge der Schädelbasis	111	112	—
Breite „ „	102	108	117
Länge der Pars basilaris bis zur Synch. sphen. occip.	25	25	—
Grösste Länge des Foramen magnum	—	37	—
„ Breite „ „ „	—	31	—
Horizontalumfang	522	527	528
Sagittalumfang	—	367	—
Verticaler Querumfang	327	300	315
Gesichtsbreite (nach Virchow)	98	111	98
Gesichtsbreite (nach v. Hölder) (Entfernung der beiden inneren Wangenbeinwinkel)	123	—	126
Jochbreite	138,5	—	144,5
Gesichtshöhe	132	—	—
Obergesichtshöhe	(80)	75	72
Nasenhöhe	59	55,5	55
Grösste Breite der Nasenöffnung	24	28,5	27
„ „ des Augenhöhleneinganges	46	45	45
„ Höhe „ „ „	39	38	36,5
Gaumenlänge	—	(57)	—
Gaumenmittelbreite	40	44	—
Profilwinkel	(86,6°)	84,7°	(85,3°)
Capacität (Cubikcentimeter)	1480	1410	1460
II. Berechnete Indices.			
Längenbreiten-Index	69,3	70,4	77,5
Längenhöhen-Index	79,1	73,0	—
Augenhöhlen-Index	84,8	84,4	81,1
Nasen-Index	40,7	51,4	49,1

Das vorliegende Material ist natürlich viel zu klein, um nach demselben irgend ein zutreffendes Urtheil über die anthropologische Stellung der Bewohner von Nauru

1) Sämmtliche Bezeichnungen sind die der Frankfurter kraniometrischen Verständigung.

Digitized by Google

unter den Völkern der Südsee abgeben zu können; ich hoffe aber, in einiger Zeit durch die Bemühungen des Hrn. Jung in der Lage zu sein, ein grösseres Material vorzuzeigen. —

Hr. v. Luschan: Den Ausführungen des Collegen Steinbach möchte ich beifügen, dass von seinen drei Schädeln aus Nauru nur einer ausgesprochen polynesisch-malayischen Charakter hat, zwei aber jenem Typus angehören, den man mit Volz[1]) am besten als ostmelanesisch bezeichnet. Besonders der von ihm als Nr. I beschriebene Schädel könnte geradezu als das Ideal eines solchen ostmelanesischen Typus bezeichnet werden. Die Erscheinung ist indess durchaus nicht überraschend; ich kann hier aus meiner eigenen Sammlung zwei Schädel von der Osterinsel und einen von den Marquesas vorlegen, welche rein ostmelanesisch aussehen. Aus der Arbeit von Volz geht genugsam hervor, wie weit dieser ostmelanesische Typus über ganz Polynesien verbreitet ist. Für Nauru speciell gewinnt der Befund erhöhtes Interesse dadurch, dass auf den Photographien, die wir von da haben, ein wesentlicher Theil der Leute auch sehr ausgesprochen kraushaarig erscheint. Es ist nur zu bedauern, dass von Nauru nicht mehr Schädel und Photographien vorliegen, gar keine Haarproben und keine Messungen, so dass über das numerische Verhältniss, in dem da Leute mit rein polynesischem und Leute mit rein ostmelanischem Typus neben einander vorkommen, vorläufig nichts Sicheres gesagt werden kann. Jedenfalls aber ist der Befund, so wie er sich aus der Vorlage und den Mittheilungen Dr. Steinbach's ergiebt, von grösstem Interesse, schon als ein neuer Beweis dafür, wie sich so ganz verschiedene Typen trotz Jahrhunderte lang andauernder fortgesetzter Vermischung doch selbst in ihren extremen Formen rein erhalten können, und auch dafür, wie unvorsichtig es ist, nur auf sprachliche Verhältnisse allein gestützt und ohne den anthropologischen Thatsachen Rechnung zu tragen, weitgehende Schlüsse auf die ethnographische Stellung irgend einer Gruppe von Menschen ziehen zu wollen. —

(29) Hr. v. Luschan giebt folgenden

Beitrag zur Kenntniss der Tättowirung in Samoa.

Noch niemals hat sich jemand bisher die Mühe genommen, correcte Abbildungen von der Tättowirung der Samoaner zu veröffentlichen. Da photographische Aufnahmen der auf der hellbraunen Haut in verschiedenen Tönen von blau erscheinenden Muster naturgemäss entweder ganz unbrauchbar werden oder im besten Falle höchst unvollkommen gerathen, so muss man auf eine mechanische Wiedergabe verzichten und bleibt auf das höchst mühevolle und zeitraubende Nachzeichnen angewiesen. Ein anderes und eigentlich sehr einfaches und höchst empfehlenswerthes Verfahren wäre ja, an Ort und Stelle selbst einen der noch lebenden Tättowir-Künstler, tufuga[2]), zu ersuchen, seine sämmtlichen Muster auf Papier zu malen; aber auch dieses Verfahren ist meines Wissens bisher noch niemals eingeschlagen worden. Was ich an Abbildungen samoanischer Tättowirung kenne, ist durchweg unbefriedigend; selbst die Zeichnung bei Ratzel[3]) ist zwar erstaunlich viel besser als ihre Vorlage, eine schlechte Photographie im Godeffroy-

1) Archiv f. Anthropologie, Bd. XXIII, 1895, S. 97 ff.

2) Sprich etwa wie tufunga; ich folge der auch in Samoa selbst jetzt fast allgemein üblichen Schreibweise *g* für jenen eigenthümlichen Nasallaut, den manche mit *ng*, andere mit *ñ* zu schreiben versuchen.

3) Völkerkunde, 1. Aufl., Bd. II, S. 138.

Digitized by Google

Album, aber sie ist doch auch noch ganz unzureichend und giebt nicht entfernt eine richtige Vorstellung von den Einzelheiten der Tättowirung.

Deshalb erschien es mir geboten, die Anwesenheit einer grösseren Gesellschaft von Samoanern, die im Spätherbst 1895 im Berliner Passage-Panopticum gezeigt wurden[1]), aber leider nicht gemessen werden konnten[2]), meinerseits wenigstens zu einer näheren Untersuchung ihrer Tättowir-Muster zu benutzen.

An dieser Stelle die Wichtigkeit gerade der polynesischen Tättowirungen zu betonen, ist vielleicht überflüssig; aber ich möchte doch darauf hinweisen, dass uns da vielfach alte, sonst vergessene, beinahe könnte man sagen prähistorische Muster entgegentreten, und ich kann andererseits nicht verschweigen, dass durch die Ungunst der Verhältnisse, vor Allem durch die Schwierigkeit, diese Muster zu photographiren, aber auch durch die Indolenz vieler Reisenden, sowie durch den Eifer, den viele Missionare in ihrem Kampfe gegen die alten Sitten entwickelt haben, Vieles schon dahin ist, — unwiederbringlich, unersetzbar und für alle Zeit verloren. Ich gehe kaum zu weit, wenn ich sage, dass für die Mehrzahl der polynesischen Inseln die alte typische Art der Tättowirung niemals wieder genau wird ermittelt werden können. Um so mehr muss es uns als Pflicht erscheinen, jetzt zu retten, was noch zu retten ist und in letzter Stunde festzuhalten, was sonst gleichfalls in den Abgrund vollständigen Nichtwissens hinabgleiten würde.

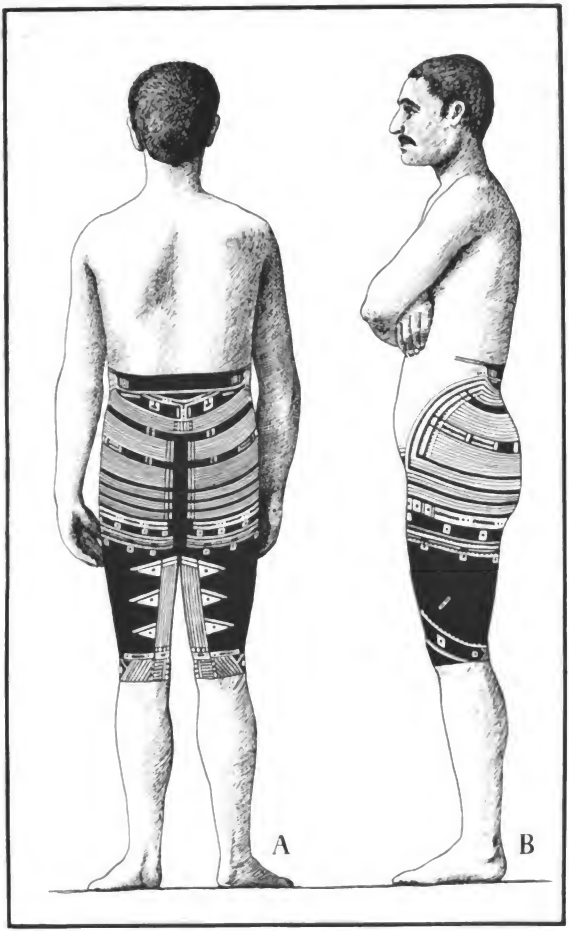
Die Notizen, welche ich selbst zur Tättowirung der Samoaner sammeln konnte, sind nur dürftig und jedenfalls weit davon entfernt, eine abschliessende Untersuchung des Gegenstandes zu ermöglichen. Zu einer solchen reichen schon meine sprachlichen Kenntnisse nicht aus; gleichwohl gebe ich, was ich habe, vor Allem in der Erwartung und Hoffnung, dadurch Andere zu weiterem Studium der Sache anzuregen und ihnen über die ersten Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Meine Bemühungen waren nach zwei Seiten gerichtet: zunächst wollte ich eine möglichst authentische Wiedergabe einer samoanischen Tättowirung versuchen, dann aber auch die Bedeutung und die Namen der einzelnen Muster ermitteln.

Die Abbildungen A, B, C und E sind nach der Natur, die Abbildungen D und F nach in Samoa gefertigten Photographien hergestellt worden. Die Bedeutung der einzelnen Muster zu erfahren, ist mir nur in wenigen Fällen gelungen; die Namen derselben sollen aber hier angeführt werden, so gut wie ich sie durch vieles Kreuz- und Querfragen ermitteln konnte. Die Abbildungen, welche Hr. Fresenius unter meiner persönlichen Controle zeichnete, dürften nur in nebensächlichen Punkten einer Verbesserung fähig sein; vor Allem wird es sich empfehlen, sie in Samoa, besonders auf den entlegensten Dörfern der Inselgruppe, recht vielen Eingebornen zu zeigen und sie von ihnen selbst corrigiren zu lassen. Die individuellen Abweichungen in der Tättowirung der Männer scheinen sehr gering zu sein; soweit es mir möglich war, die in Berlin anwesenden Leute überhaupt neben einander zu bekommen und die Einzelheiten ihrer Tättowir-Muster vergleichen zu können, habe ich greifbare Unterschiede in denselben nicht wahrnehmen können. Hingegen zeigt die unter D reproducirte Photographie eines anderen Samoaners einige ganz leichte Abweichungen von dem Typus bei den ersteren, der in der Zeichnung A festgelegt ist. Eine wesentliche Verschiedenheit scheint lediglich in der Anzahl der später zu erwähnenden saimûtu-Streifen zu liegen; von diesen

1) Vergl. diese Verhandl. 1895, Bd. XXVII, S. 673.

2) Gemessen wurden in Berlin nur sieben Männer, welche 1890 in Berlin waren, vgl. Rud. Virchow, diese Verhandl. 1890, Bd. XXII, S. 387 ff.

Digitized by Google



Digitized by Google

scheint der gewöhnliche Mann drei zu haben, während die kleinen Häuptlinge, tulafale, nur zwei, die grossen Häuptlinge, alii, aber vier haben sollen[1]).

Jedenfalls scheint diese höchst eigenartige Tättowirung, welche ungefähr dieselben Flächen einnimmt, die wir bei uns mit einer Badehose zu bedecken pflegen, ganz ausschliesslich nur auf die Männer beschränkt zu sein. Wenigstens wurde mir übereinstimmend von allen Samoanern, die ich darüber befragte, ganz bestimmt versichert, dass niemals Frauen in dieser Art tättowirt würden. Damit stimmt auch die von Turner[2]), sicher einem der besten Kenner der Inselgruppe, mitgetheilte samoanische Erzählung, die beiden Tättowir-Göttinnen Taema und Tilafaiga[3]) hätten, als sie von Fidschi nach Samoa schwammen, um dort das Tättowiren einzuführen, anstatt immer zu wiederholen: „Tättowirt die Weiber, nicht tättowirt die Männer," unterwegs ihren Vers in Unordnung gebracht und schliesslich immer nur wiederholt: „Tättowirt die Weiber nicht, tättowirt die Männer." Leider geht aus Turner's Nachsatz (hence the universal exercise of the art on the men „rather" than the women) nicht mit Entschiedenheit hervor, was ihm eigentlich über die Tättowirung der Frauen auf Samoa bekannt war. Ich selbst konnte nicht bei einer einzigen unter etwa 30 Samoanerinnen, die ich daraufhin untersucht habe, auch nur eine Spur von guter alter Tättowirung bemerken. Freilich waren sie fast alle tättowirt, aber nur auf den Armen, als ob sie Ringe oder Armreifen gehabt hätten, oder mit irgend einem kurzen Spruche oder mit ihren eigenen Namen in grossen lateinischen Initialen, also durchwegs in zweifellos ganz moderner und daher für uns eigentlich belangloser Art.

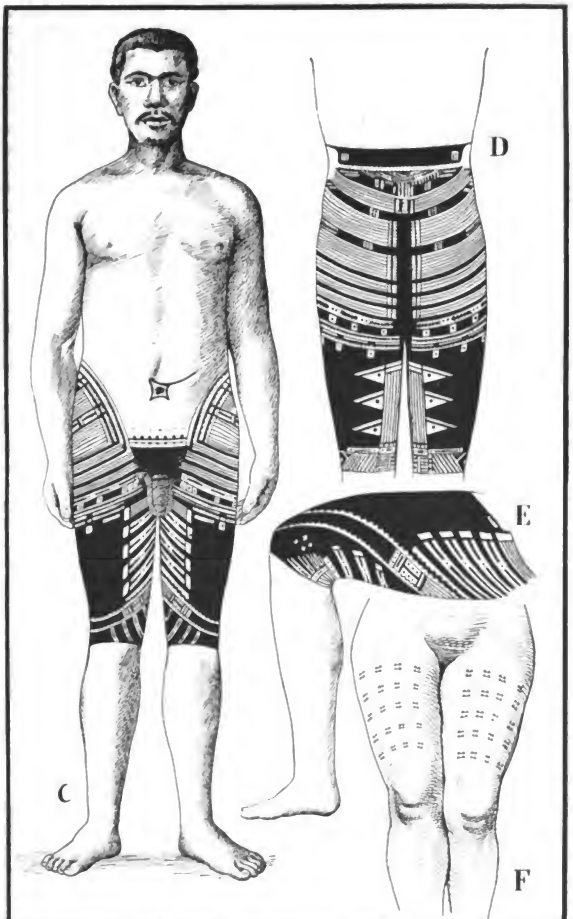
Hingegen verdanke ich Hrn. Marine-Stabsarzt Dr. Krämer, dem ich auch sonst für vielfache Unterstützung dieser Arbeit zu Dank verpflichtet bin, Kenntniss einer Photographie einer Samoanerin, bei der es sich um eine alte und typische, jedenfalls von Europa nicht beeinflusste Art der Tättowirung zu handeln scheint. Wie Fig. F zeigt, sind auf der Vorderfläche beider Oberschenkel reihenweise Gruppen von je vier kleinen, mit einer Spitze nach oben stehenden, etwa gleichseitigen Dreiecken angeordnet. Ich gebe die Zeichnung, so gut wie sie nach der Photographie herzustellen war, betone aber ausdrücklich, dass mir sonst gar nichts weiter über diese Art der Tättowirung von Frauen auf Samoa bekannt ist. Keinesfalls ist sie gegenwärtig sehr häufig; ja es ist selbst nicht ausgeschlossen, dass es sich da um ein Mädchen aus ganz fremdem Stamme handelt, die vielleicht von einer ganz anderen Inselgruppe nach Samoa verschlagen wurde.

1) Eine nähere Untersuchung dieses Verhältnisses wäre sehr erwünscht. Ich selbst bin nicht einmal über die Stellung der tulafale zu den alii genau orientirt. Vergl. F. W. K. Müller, Samoanische Texte, gesammelt von O. Stübel, Veröffentl. a. d. Kgl. Mus. f. Völkerkunde, Berlin 1896, passim und besonders S. 97. Danach scheint es, als ob ein Häuptling nur in reiferem Alter, also wenn er längst tättowirt ist, zum alii oder Malietoa gemacht werden kann. Dann dürfte es aber schwer sein, in die anscheinend in sich geschlossene Tättowirung noch einen vierten saimūtu-Streifen hineinzubringen.

2) Samoa, London 1884, p. 55.

3) Vergl. F. W. K. Müller a. a. O. S. 154. Danach waren Taema und Tilafaiga Zwillings-Schwestern, die nach Art der „Siamesischen Zwillinge" mit einander verwachsen waren, aber später einmal gelegentlich erschreckt wurden, in's Meer sprangen und dabei von einander frei kamen. Von ihrem Zusammenhange mit dem Tättowiren ist in den von F. W. K. Müller herausgegebenen Originaltexten keine Rede. Hingegen hat Turner keine Angabe, dass die Gottheiten des Tättowirens Zwillinge waren; seine zusammengewachsenen und freigewordenen Zwillings-Schwestern sind Taema und Titi. Sicher liegen hier Verschiebungen vor, deren völlige Aufklärung im hohen Grade erwünscht wäre.

Digitized by Google



Digitized by Google

Sicher lässt sich nur an Ort und Stelle selbst ermitteln, was diese Art von Tättowirung bedeutet und auf welche Klasse von Frauen sie etwa beschränkt gewesen sein mag. Damit ist aber Alles erschöpft, was ich über die Tättowirung der Frauen auf Samoa zu sagen weiss, und ich kann nun wieder zu der der Männer zurückkehren. Dass es sich bei dieser ernsthaft um die beabsichtigte Darstellung einer Badehose[1]) handeln könnte, wie mehrfach geglaubt wird, bedarf keiner ausführlichen Widerlegung; mit demselben Rechte könnte man glauben, dass gewisse mikronesische Tättowirungen Handschuhe und Strümpfe ersetzen sollen und dass die alte Tättowirung auf den Marquesas gestickte Tricotkleider vorstellte. Ebenso ist es ganz ausgeschlossen, dass die Tättowirung der Samoaner aus irgend welchen zufälligen oder willkürlich zusammengesetzten Mustern bestehen könnte; schon allein die Vorstellung, dass es sich dabei um das Ergebniss einer sehr schmerzhaften und mehrere Monate andauernden Operation handelt, würde gegen eine solche Vermuthung sprechen, und wenn wir sehen, dass bei einer grossen Zahl von Männern die so schwierig herzustellenden Muster völlig gleichartig sind, so ergiebt sich daraus der nothwendige Schluss, dass diese Muster, so wie sie uns heute fertig und starr vorzuliegen scheinen, eine lange, wahrscheinlich viele Jahrhunderte alte, gesetzmässige Entwickelung durchgemacht haben.

Mein persönlicher Eindruck ist, dass totemistische und genealogische Vorstellungen dabei grossen Antheil gehabt haben mögen; aber das thatsächlich greifbare Material, das bisher vorliegt, reicht nicht aus, um hierüber zu völliger Klarheit zu kommen. Wie alt diese Muster sind, geht schon daraus hervor, dass ihre einheimischen Namen von der gegenwärtigen Bevölkerung theilweise überhaupt nicht mehr verstanden werden, während wir doch mit einiger Sicherheit annehmen dürfen, dass diese Namen ursprünglich eine allgemein verständliche Bedeutung gehabt haben[2]).

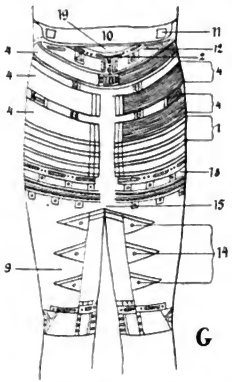
Eine rein sprachliche Untersuchung dieser Namen würde also allein schon zu sehr wichtigen mythologischen und historischen Aufschlüssen führen können; aber es liegt andererseits in der Natur der Sache, dass solche Untersuchungen nur an Ort und Stelle und in lebendigem Verkehr mit den Eingebornen zu einem sicheren Abschlusse geführt werden können. Ich appellire daher in erster Linie an die Missionare und bitte, ihnen das Studium der Tättowirung recht an's Herz legen zu dürfen. Ob es wirklich nöthig war, dass frühere Missionare so eifrig gegen die Tättowirung als solche vorgegangen sind, vermag ich nicht zu beurtheilen; jedenfalls aber würden jetzt die Missionare besser als sonst irgend jemand im Stande sein, das, was an der Tättowirung wissenschaftlich interessant und wichtig ist, noch in letzter Stunde zu retten, — in Samoa und anderswo in der Südsee, soweit überhaupt noch greifbare Reste derselben erhalten geblieben sind. Ist das geschehen, und besitzen wir dann wirklich authentische Abbildungen und vollständige Erklärungen, dann mag das Unabänderliche geschehen, dann mag die lebendige Tättowirung als solche von der Erde verschwinden, wie so vieles Andere ja auch den Weg des Irdischen gegangen ist und noch weiter gehen wird.

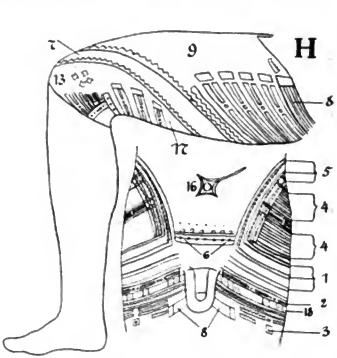
1) Vergl. hierzu des Hrn. „de B . . ." (Karl Friedr. Behrens) Histoire de l'Expedition de trois Vaisseaux aux terres australes en MDCCXXI, La Haye 1737, wo I, p. 206 von den Einwohnern der „Bauman"-Inseln gesagt wird: „ils étoient vetûs depuis la ceinture jusqu'au talon de franges et d'une espece d'étoffe de soye, artistement tissue." Der Reisende hatte also die Tättowirung für Seidenzeug gehalten!

2) Es ist sicher mit diesen Mustern nicht anders, als z. B. mit denen auf orientalischen Teppichen; auch diese sind nicht frei erfunden, sondern haben eine lange geschichtliche Entwickelung und können stylistisch und sprachlich bis auf ihre ursprünglich der Natur entnommenen Vorbilder zurückverfolgt werden, wie ich an anderer Stelle speciell für die Teppich-Muster der West-Kurden ausführlich zu erörtern beabsichtige.

Digitized by Google

Einstweilen versuche ich hier eine Beschreibung der typischen Tättowirung eines samoanischen Mannes zu geben, wie ich sie nach der Natur entworfen, und zwar an der Hand der Abbildungen geordnet habe. Um diese selbst möglichst deutlich zu erhalten, liess ich nachträglich die beiden Skizzen G und H anfertigen und die Ziffern, auf die ich mich im Folgenden beziehen muss, nur in diese allein eintragen.





1. saimutu
2. atualoa
3. gogo
4. tafagi
5. asifacifo?
6. punialo
7. fusi
8. selu
9. lausaë
10. tua
11. faïla
12. pula
13. ulumanu
14. fa'avaevaetuli
15. tasele?
16. pute?
17. tigivai
18. asotalitu
19. pe'a

Im Wesentlichen besteht die Tättowirung der Samoaner aus mannichfachen und zahlreichen Systemen von meist queren Bändern, die hinten viel höher hinaufreichen als vorn, und in zwei, mit einer einzigen Ausnahme, ganz symmetrische seitliche Hälften zerfallen. Ihre obere Grenze verläuft am Rücken fast quer in der Höhe der falschen Rippen, vorn aber, stark nach unten convergirend, etwas höher als die Leistenbeuge. Nach unten reicht die Tättowirung bis etwas unter die Kniee, wo sie scharf und in ganz querer Begrenzung aufhört. Was weiter die samoanische vor jeder anderen polynesischen Tättowirung auszeichnet, ist, dass ein grosser Theil der Oberschenkel völlig einheitlich dunkel tättowirt ist, und dass also sehr grosse und ausgedehnte Flächen vollkommen homogen dunkel gefärbt sind. Wenn also die Tättowirung der Samoaner auch nur einen verhältnissmässig kleinen Theil des Körpers bedeckt, so ist sie doch eine sehr reichliche und ersetzt an Intensität völlig, was ihr an Extensität abgeht. Die Summe von einzelnen Stichen und demgemäss auch die Summe von Farbstoff-Partikelchen, die in der Haut abgelagert sind, dürfte bei der samoanischen Tättowirung ungleich grösser sein, als bei irgend einer anderen bekannten Tättowirung in Polynesien, und überhaupt nur durch manche japanische Tättowirungen übertroffen werden.

Digitized by Google

Die längsten dieser oben erwähnten, in der Hauptsache quer verlaufenden Bänder sind die saimûtu (1)[1]; sie beginnen hinten, in der Höhe des Kreuzbeins, beiderseits etwa einen Querfinger von der Mittellinie entfernt, ziehen um das Gesäss herum und verlieren sich in ein grosses, dunkles Dreieck, das dem Mons Veneris entspricht. Wie schon erwähnt, sind meist drei solcher Streifen vorhanden: die kleinen Häuptlinge sollen zwei, die grossen deren vier haben. Die Bedeutung des Namens, der mir mehrfach und immer in der gleichen Form angegeben wurde, ist mir unbekannt geblieben; das Wort fehlt auch bei Pratt[2]).

atualoa (2) heissen die langen gezackten Streifen, die unmittelbar unter dem untersten saimutu geschen werden, aber auch sonst mehrfach zwischen den anderen Mustern erscheinen. Ganz besonders schön treten sie uns in der Seitenansicht B auch in der Mitte des grossen, breiten, schwarzen Streifens entgegen, der oberhalb der saimutu von den vielen dünnen Strichen (4) eingeschlossen ist. Natürlich sind dieselben auch in der Vorderansicht C zu sehen und in der Skizze H zwischen den beiden mit 4 bezeichneten Strichgruppen. Noch an einer weiteren Stelle sind atualoa vorhanden, am Rücken, recht weit oben, unmittelbar unter den mit 10 und 19 bezeichneten Mustern. Das Wort heisst „Tausendfuss", und ich glaube nicht zu irren, wenn ich in dem Tättowir-Muster dieses Namens wirklich die Darstellung eines Millipeden erkenne. Leatualoa, die dämonische Verkörperung dieses Thieres, ist bei Turner[3]) erwähnt als in Krankheitsfällen über Tod und Leben entscheidend, je nachdem er sich unter einer ad hoc ausgebreiteten Matte verkriecht oder auf derselben sichtbar bleibt. Als Name für ein Tättowir-Muster ist das Wort in der mir bekannten Literatur noch nicht vorhanden.

gogo (3) heissen die mehrfach als Muster erscheinenden kleinen schwarzen Flecken in der Mitte der, wie es scheint, eigens für sie ausgesparten, viereckigen, hellen, fensterartigen Stellen. Das Wort ist der landläufige Ausdruck für eine Möwenart (Sterna), und ich nehme vorläufig an, dass auch das unter diesem Namen hier zum ersten Male beschriebene Tättowir-Muster ursprünglich auf eine Möwe zurückgehen kann.

tua (10) wurde mir als der Name des breiten, queren Bandes bezeichnet, das am Rücken die obere Begrenzung der Tättowirung bildet. Es verläuft als langes Rechteck quer über den ganzen Rücken; seine beiden unteren Ecken sind abgerundet, die oberen beiderseits in je zwei lange, dünne Linien ausgezogen, die weit nach den Weichen übergreifen und bei einzelnen Menschen auch in der Ansicht genau von vorn gerade eben noch sichtbar werden. Tua heisst sonst einfach „der Rücken", aber ich glaube ganz bestimmt gehört zu haben, dass gerade dieser breite Streifen auch so heisst; tûa heisst aber „Pterygium haben" und tu heisst Pterygium; tu ist aber auch der Name einer Taube (Phlegoenas Stairi); ob vielleicht diese dargestellt werden sollte, will ich auch nicht vermuthungsweise aufstellen, obwohl die langen, dünnen Linien, in die das tua ausgeht, leicht als Schwungfedern aufgefasst werden könnten. Die Sache ist noch völlig unklar.

Nahe an den eigentlichen Enden des breiten tua-Streifens ist jederseits zwischen zwei ganz schmalen weissen Streifen ein Fensterchen ausgespart, in dem

1) Die dem einheimischen Namen in Klammer beigesetzte Zahl bezieht sich hier und in der Folge auf die den Skizzen G und H beigeschriebenen Ziffern.

2) Rev. George Pratt, Grammar and Dictionary of the Samoan Language, 2nd edition. London 1891.

3) a. a. O. p. 69.

Digitized by Google

sich je zwei schwarze Flecken befinden; als Namen für diesen constant wiederkehrenden Schmuck, der auch in der für D benutzten Photographie mit geringer Abweichung zu erkennen ist, habe ich faïla (11) ermitteln können. Meine Frage, ob zwei gogo vorgestellt seien, wurde lebhaft verneint; was das Wort bedeutet, weiss ich nicht; einer der Samoaner sagte mir, es sei ein „window", aber ich kann mit dieser Erklärung weder lexikalisch noch sonst irgend etwas anfangen, denn für „Fenster" haben sich die Samoaner, soweit ich ermitteln kann, nur das Wort fa'amalama neu gebildet. Mit failā „Segel setzen" kann unser Wort und unser Ornament wohl auch kaum etwas zu thun haben, und auch mit fauila, wie ich einmal gehört zu haben glaube, kann ich nichts anfangen, da ein ähnliches Wort, wenigstens bei Pratt, nicht vorkommt.

Unter dem tua liegt unmittelbar ein sehr langgezogenes Dreieck pe'a (19); das Wort wird in Samoa für verschiedene Arten von grossen Fledermäusen oder fliegenden Hunden (Pteropus Keraudrenii Q. und G.; Pt. Samoensis, Peale; und Pt. Whitmeei, Alston) gebraucht, und ich halte es einstweilen für ausgemacht, dass dieses Zeichen auch in der That auf die Darstellung eines solchen fliegenden Pteropus zurückgeht.

Unter diesem pe'a folgt der bereits oben erwähnte Tausendfuss, atualoa, und unter demselben ein höchst complicirt gestaltetes Muster, das im Ganzen ebenso lang und auch fast ebenso breit ist, wie das tua, und auch von einer Seite des Rückens zur anderen zieht, aber nicht so gerade, wie das tua, sondern nach oben concav, da es ja das pe'a und das atualoa einschliesst. Ich glaube für das ganze grosse Muster (12) den Namen pula gehört zu haben, was einer der Samoaner mit „cupboard" übersetzen wollte. Ich kann mit dem Worte gar nichts anfangen und bin auch nicht sicher, ob es sich auf das ganze Muster, oder vielleicht nur auf einen Theil desselben bezieht; das Muster, wie ich es als solches zusammenfasse (ob mit Recht, ist ja auch noch fraglich), hat jederseits drei „Fenster", nach innen ein ganz schmales, vertical gestelltes, aussen ein ganz dünnes, das quer gestellt ist, und in der Mitte ein grosses viereckiges, in das, wie ein gogo, ein umgekehrtes T eingesetzt ist.

Zwischen den beiden symmetrischen Hälften dieses pula (oder in der Mittellinie des Körpers unter dem pula. — Genaues konnte ich nicht feststellen) liegt eine aso genannte Tättowirung; das Wort soll Baum oder Balken, „large tree", heissen; ich weiss nicht, in wie weit es mit Pratt's 'aso, „rafters in a roof of a native house" übereinstimmen mag.

Unter dem pula folgen nun unmittelbar drei Systeme von ganz dünnen Querstreifen, tafagi (4), die man am besten auf den Abbildungen A und D aufsuchen wird, die aber auch auf der Seitenansicht B noch vorhanden sind. In der Vorderansicht C ist das oberste dieser drei Systeme nicht mehr zu sehen, da es schon früher aufhört; hingegen sind die beiden unteren Systeme auch vorn noch zu finden, wo sie durch ein atualoa-Muster von einander getrennt sind. Das oberste besteht aus fünf Strichen, die beiden unteren haben je acht, so dass im Ganzen jederseits einundzwanzig mit einander parallele dünne Striche vorhanden sind. Getrennt sind die drei Systeme durch dicke schwarze Striche, deren Namen mir nicht bekannt sind; von diesen Strichen hat der obere jederseits je ein oder zwei Fensterchen mit gogo, der untere hinten je ein Fenster und seitlich je zwei durch ein nach hinten gezähntes Fensterchen getrennte atualoa. Die Bedeutung dieser tafagi ist mir unbekannt geblieben; das Wort fehlt in der mir bekannten Literatur, und mit der mir von den Leuten selbst gegebenen Uebersetzung „hardest wood" vermag ich nichts anzufangen.

Digitized by Google

Unterhalb von diesen tafagi liegen die zwei bis vier bereits Eingangs erwähnten saimutu (1), von einander durch fingerbreite weisse Streifen getrennt, in deren jedem zwei ganz dünne Streifen eintättowirt sind, die ganz den tafagi gleichen, deren Name mir aber unbekannt geblieben ist. Ebenso muss ich leider einsehen, dass ich über die Zählung der saimutu selbst nicht ganz ins Klare gekommen bin. Mit den Leuten selbst zählte ich an ihrer eigenen Haut deren drei und gab mich vollkommen damit zufrieden; dem entsprechend sind auch auf den Skizzen G und H nur drei in die mit 1 bezeichneten Klammern eingefasst; die Betrachtung der Zeichnungen A, B, C und D, an deren Richtigkeit, in diesem Punkte wenigstens, mir ein Zweifel unmöglich erscheint, würde eine Zählung von vier saimutu als das allein Richtige erscheinen lassen. Die Frage ist einfach, ob der unterste Strich, der vielleicht etwas schmäler ist, als die drei oberen, auch noch zu den saimutu gehört oder nicht. Ich bin völlig ausser Stande, diese Frage, die sich mir erst jetzt aufrollt, nach meinen Materialien zu beantworten. Jeder Samoaner, der etwas auf sich hält, wird sie mit Leichtigkeit entscheiden können.

Auf diesen untersten schwarzen Streifen nun, über dessen Zugehörigkeit zu den saimutu wir einstweilen im Unklaren bleiben müssen, folgt nach unten ein schöner atualoa, mehrfach von Punkten und gogo-Fensterchen unterbrochen, und auf diesen wieder ein etwas breiterer Streifen mit zahlreichen gogo-Fensterchen, von denen vorn, neben dem Scrotum, beiderseits je drei direct neben einander stehen. Der mir für diesen Streifen (18) angegebene Name asotalitu ist mir nicht verständlich. Die Leute waren, als ich bei der Untersuchung in diese Gegend kam, bereits ungeduldig und zu einer weiteren Erklärung nicht mehr zu bewegen.

Aus diesem Grunde kann ich auch über die drei weiteren Bänder, die sich an das asotalitu nach unten anschliessen, überhaupt gar keine Angaben machen; sie sind auf G zwischen 18 und 15 eingezeichnet und auch auf den übrigen Zeichnungen sehr schön zu verfolgen. Sie sind die untersten von jenen Bändern, welche um den ganzen Leib herumgehen; was unter ihnen folgt, kommt schon unter das Perineum zu liegen und gehört also den Schenkeln als solchen an.

Die Tättowirung am Perineum selbst wurde mir als tasele bezeichnet. Es war mir nicht möglich, eine genaue Untersuchung dieser Gegend vorzunehmen. Fresenius und ich haben aber unabhängig von einander den Eindruck gewonnen, dass die ganze Mittelfleischgegend gleichmässig dunkel tättowirt ist. Das Wort täsele findet sich übrigens bei Pratt als „a part of the tatooing“ und noch als Verbum „to make part of the tatoo“ und „to strike a mat drum with rapid strokes“. Es ist nicht unmöglich, dass beide Verbal-Bedeutungen zusammengehören, indem gerade in dieser Gegend wegen der besonderen Schmerzhaftigkeit die Tättowirung sehr rasch vorgenommen werden könnte.

Für die grosse schwarze Fläche, welche fast den ganzen Schenkel, mit Ausnahme seiner Innenseite, einnimmt, hatte ich taũa lausaë notirt; Dr. F. W. K. Müller macht mich aber darauf aufmerksam, dass taua wohl nur eine Verbalform sein dürfte[1]), dass hier also nur lausaë in Betracht käme; thatsächlich hat Pratt lausae = „one portion of the tatooing“. Die eigentliche Bedeutung des Wortes ist mir unklar geblieben; sie scheint obscön zu sein oder mit irgend einem Vorgange beim Coitus im Zusammenhang zu stehen. Die Leute erklärten es für unschicklich, darüber zu sprechen; soweit ich mich in der Sache orientiren konnte,

1) taũa verhört für e-taũa = „wird genannt“, also analog etwa dem Namen Budont für das Dorf Dont auf einer älteren Karte Lykien's.

Digitized by Google

schienen sie die Vorstellung zu haben, dass es „angenehm" sei, an der Innenseite der Schenkel tättowirt zu sein. Bei der darüber auf Samoanisch geführten Unterhaltung schien mir ein Wort mami öfter vorzukommen, ich finde es jetzt bei Pratt mit „sugere in coitu" übersetzt. Die Sache ist also völlig dunkel und bedarf umsomehr der Aufhellung, als sich bei Pratt ein Wort tapûlu findet, das dieser übersetzt: „The part of the tatooing, made all black", während nach meinen eigenen Informationen das Wort sich nicht nur auf eine grosse schwarze Stelle bezieht, sondern, soweit ich das feststellen konnte, auf die Gesammtheit der dunklen Stellen, im Gegensatze zu vaisûa (das Wort fehlt bei Pratt), den hell gebliebenen Partien der ganzen Tättowirung.

Eine breite, schräg über den Oberschenkel verlaufende, unten ausgezackte Binde (7), welche das grosse, schwarze lausaë nach unten abgrenzt, heisst fusi. Das Wort steht bereits bei Pratt, und zwar als „Gürtel" und auch als „a portion of the tatooing".

Ganz oben an der Innenseite der Schenkel, gegen das Perineum hin gerichtet, sieht man sowohl auf C, als auch auf den beiden Skizzen H, eine kammförmige Zeichnung, selu (8). Das Wort heisst auch wirklich „Kamm"; über die Bedeutung des Ornamentes dürfte daher zunächst kein Zweifel nöthig sein.

Für die Kniegegend, gerade unter der fusi-Binde, da wo in die Skizze H die Zahl 13 eingeschrieben ist, wurde mir der Name ulumanu genannt, der sich auch bei Pratt als „a portion of the tatooing" findet. Ob er mit „Thierkopf" zu übersetzen sein möchte, vermag ich ebenso wenig zu entscheiden, als ich mit Sicherheit darüber orientirt bin, was eigentlich von der Tättowirung der Kniegegend unterhalb der fusi zu dem ulumanu gerechnet werden darf.

Ebenso bin ich auch über die Ausdehnung jener Tättowirung nicht ganz orientirt, die unterhalb des oberen Endes der fusi-Binde liegt und auf der Skizze H mit 17 bezeichnet ist. Mir wurde für das hier liegende Dreieck der Name tigivai genannt, der sonst nicht weiter bekannt zu sein scheint. Ich möchte übrigens die Möglichkeit offen lassen, dass in meinen Notizen dieser Name nicht zu dem in H mit 17 bezeichneten Dreiecke gehört, sondern zu der reichen Zeichnung, welche man in C und E neben diesem Dreiecke, also in dem oberen Theile der fusi-Binde selbst, dargestellt findet. So oder so, — der Name bleibt einstweilen unaufgeklärt.

Für die gleichfalls sehr reiche und ausgedehnte Zeichnung, welche man zwischen der fusi-Binde und dem selu-Kamme (8) auf der Vorderseite der Schenkel, also besonders auf C und E, sehen kann, habe ich irgendwelche Erklärungen oder Namen nicht erhalten können. Hingegen habe ich für die Darstellungen an der entsprechenden Stelle der Hinterseite der Schenkel, also für die mit 14 bezeichneten Dreiecke der Skizze G, den Namen faa-wae-wae-tuli notirt, was natürlich mit Pratt's fa'avaevaetuli übereinstimmt, das er mit „lit. like the legs of the tuli; the name of one part of the tatooing" erklärt; tuli oder tulī aber ist wohl Charadrius fulvus, also der tuli a tagaloa, über dessen grosse mythologische Bedeutung hier nur auf Tregear[1]) und F. W. K. Müller[2]) verwiesen sei. Für das wirkliche Verständniss der tättowirten Dreiecke, die uns als

1) Maori-Polynesian comparative Dictionary. Wellington 1891.

2) a. a. O. S. 59, 60, 61, 63 ff. Ich könnte natürlich sehr viele andere Quellen zur Kenntniss des Tangaroa nachweisen, ziehe es aber vor, nur die ganz primäre zu citiren, die uns in diesem Jahre durch die Bemerkungen von O. Stübel und F. W. K. Müller erschlossen wurde.

Digitized by Google

„Füsse des Tuli“ bezeichnet werden, ist mit dem Namen allein freilich noch nichts gewonnen; wir sind auch hier noch auf weitere Untersuchungen angewiesen.

Noch habe ich hier drei Tättowirungen anzuführen, alle drei an der vorderen Bauchwand. Zunächst wurde mir als punialo (6) die Tättowirung auf dem Mons Veneris bezeichnet; das Wort findet sich als solches bereits bei Pratt („the part of the tatooing under the navel“), allerdings nicht mit ganz vollkommener Uebereinstimmung in der Localität, so dass auch da noch weitere Erhebung nöthig ist. Ebenso wäre natürlich nach der richtigen Uebersetzung, bezw. Bedeutung des Wortes zu forschen. Es ist nicht ganz unmöglich, dass es als „Platz auf dem Bauche, auf dem man Fische fängt“ mit Pediculis pubis etwas zu thun haben könnte; ich hoffe aber auf eine wissenschaftlich ergiebigere Erklärung.

Zu beiden Seiten des Bauches erheben sich von diesem punialo aus je drei nach oben und hinten verlaufende Linien, welche vom Mons Veneris bis hinauf zu dem tûa ziehen und so den vorderen Abschluss für die einundzwanzig tafagi bilden. Diese drei asifaeifo (5) sind auch dadurch besonders bemerkenswerth, dass nur ihre vorderen Ränder gerade, die hinteren, d. h. lateralen Ränder aber sägeartig gezackt sind. Ueber ihren Namen, den ich in den mir zugänglichen literarischen Quellen nicht wiederfinden kann, habe ich keinerlei Bemerkungen zu machen; nur, dass ich der Orthographie nicht sicher bin und einmal auch aso-faifo und aso-faifu gehört zu haben glaube, muss ich hier erwähnen.

Zum Schlusse bleibt noch die höchst merkwürdige Tättowirung der Nabelgegend selbst zu besprechen: sie wird, als besonders schmerzhaft, stets zuletzt vorgenommen, wie mir, wenn ich nicht irre, von Hrn. Stabsarzt Dr. Kraemer mitgetheilt wurde. Sie ist die einzige Tättowirung in Samoa, die unsymmetrisch ausgeführt wird, indem man die linke obere Ecke des Vierecks, in das der Nabel eingeschlossen wird, nach aussen verlängert und zwar in der Richtung gegen die beiden dünnen Fortsätze des tûa-Bandes. Als Namen dieser Tättowirung habe ich pute notirt; ich sehe aber nachträglich, dass das einfach das samoanische Wort für „Nabel“ selbst ist, und kann jetzt nicht mehr ermitteln, ob ich damals etwa die Tättowirung mit der Localität verwechselte oder ob thatsächlich vielleicht diese Tättowirung ebenso heisst, wie die Stelle, auf der sie angebracht wird. —

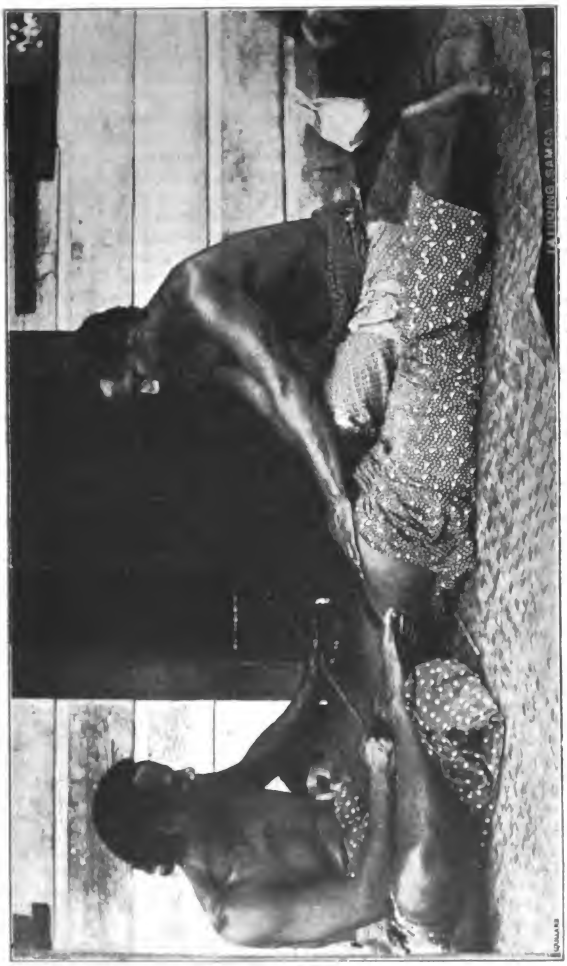
Soweit gehen meine Erkundigungen über die Tättowir-Muster der Samoaner: ich habe schon Eingangs erwähnt, dass sie lückenhaft sind. Ich veröffentliche sie gleichwohl, weil ich hoffe, dadurch Andere zur Fortführung meiner Untersuchung anzuregen.

Eine genauere Beschreibung der beim Tättowiren in Samoa benutzten Instrumente behalte ich mir für eine spätere Mittheilung vor; einstweilen theile ich hier nach O. Stübel und F. W. K. Müller[1]) noch den Text eines merkwürdigen und zweifellos sehr alten Liedes mit, das beim Tättowiren der Häuptlinge gesungen wird. Er lautet:

Loloma ia ae, tuufau mai alii e
talivá mai ia i lau ula ma lau lopa na isi ae lei nonoa,
tuufau mai alii e
peane la a se amoga ta fesui ma lota alofa, tuufau mai alii e
anei foi afiafi te tilotilo i au malofie ua ni lauti usi e,
tuufau mai alii e
fepa'i a'i le au ma le sausau molia le lama ina tau,
tuufau mai alii e

1) a. a. O. S. 106 und 198.

Digitized by Google



Digitized by Google

e ua se vai na tuu lenei toto si o talofa i lou malólo,
tuufau mai alii e.

Ua iu[1]).

F. W. K. Müller giebt den ganzen Text ohne Interpunction und ohne den Versuch einer Zeilentrennung. Ich versuche, hier wenigstens den sechsmal wiederkehrenden Refrain tuufau mai alii e („tuufau, Häuptlingswort = habe keine eigenen Bewegungen, also: lasse willenlos mich Deine Glieder legen und rücken, wie ich es zum Tättowiren gebrauche:" mai alii e = o Häuptling) im Drucke als solchen hervorzuheben. Aber die wirkliche alte Zeilentheilung wiederherzustellen, wage ich auch nicht und überlasse das lieber jemandem, der es im Verein mit Eingebornen thun kann. Ohnehin wäre es sehr erwünscht, zu dem Texte auch die genauen Noten zu erhalten, da dem alten und ehrwürdigen Texte sicher auch eine alte und merkwürdige Melodie entsprechen dürfte, — wenn auch der eigentliche Zweck des Liedes zunächst wahrscheinlich nur der war, einerseits die Schmerzensäusserungen des zu Tättowirenden zu übertönen, andererseits eine beruhigende, gleichsam narkotische oder hypnotisirende Wirkung auf ihn auszuüben.

Wenn dieses Lied wirklich, wie doch ausdrücklich bemerkt ist, beim Tättowiren von Häuptlingen gesungen wird, so lässt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass noch ein zweites Lied vorhanden ist, das beim Tättowiren der übrigen jungen Leute zum Vortrag kommt. Natürlich wäre es sehr erwünscht, dessen Text und Melodie zu erhalten.

Inzwischen gebe ich hier, gleichsam als Illustration des alten Liedes, noch eine Abbildung des ganzen Tättowir-Processes, nach einer Photographie aus dem Besitze des Hrn. Dr. Kraemer (S. 563). Man sieht den Operateur, tufuga[2]), mit dem kleinen, gezähnten Knochenbeil, au, in der einen, und dem Schlägel, sausau, in der anderen Hand. Der Patient liegt vor ihm auf einer Matte; neben ihm kniet ein Assistent, oder ein zweiter tufuga. Wenigstens berichtet Turner[3]), dass meist sechs bis zwölf junge, etwa sechzehnjährige Burschen gemeinsam tättowirt wurden, von denen sich immer ein Theil von den Schmerzen erholen konnte, während die anderen gestichelt wurden, und dass bei einem solchen Cursus, der ja mehrere Monate dauerte, vier oder fünf Tättowir-Künstler thätig waren.

Ich schliesse diese Mittheilung mit der Bitte, mir Verbesserungen und Zusätze gütigst unter der Adresse des Königl. Museums für Völkerkunde in Berlin zukommen lassen zu wollen, und mit meinem Danke an Hrn. Dr. Kraemer, an meinen Collegen Hrn. Dr. F. W. K. Müller und an Hrn. Fresenius für die vielfache Unterstützung, die sie meiner Arbeit zu Theil werden liessen. —

1) Zu Deutsch etwa:
„Gieb Dich mit schlaffen Muskeln, d. h. lasse Deine Glieder schlaff, tuufau mai alii e.
Dann bekommst Du den Schmuck, um den Du mich gebeten hast, die Ketten und Schnüre,
die noch nicht zusammengebunden sind, tuufau mai alii e.
Handelte es sich um eine Bürde (die auch ein Anderer für Dich tragen könnte), so würde
ich sie mit meiner Theilnahme für Dich austauschen, tuufau mai alii e.
Noch heute Abend wirst Du Deine schöne Tättowirung sehen, die so schön sein wird,
wie die Blätter der schwarzen Ti-Pflanze, tuufau mai alii e.
Ich arbeite mit dem Schlägel und dem Kamme, um die Schwärze der Lichtnuss einzubringen, damit die Tättowirung entsteht, tuufau mai alii e.
Wie gestaut gewesenes Wasser schiesst das Blut hervor, ich habe Mitleid mit Deinen
Schmerzen," tuufau mai alii e.

2) Das Wort wird auch für „Zimmermann" gebraucht, vielleicht überhaupt für jeden Handwerker oder Künstler, etwa wie fundi im Kiswahili.

3) l. c. p. 89.

Digitized by Google

(30) Hr. W. Joest verliest unter Vorlage von

fünf peruanischen Alterthümern

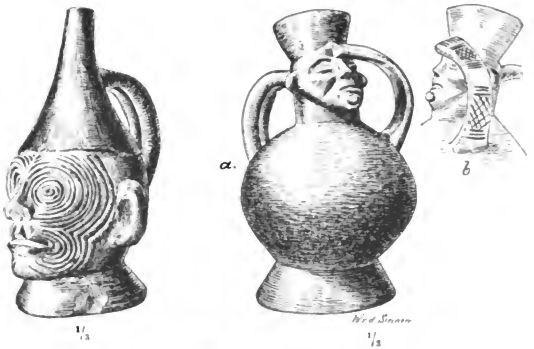
nachstehendes, aus Carácas, 17. September 1896 datirtes Schreiben unseres correspondirenden Mitgliedes, des Hrn. Prof. Dr. A. Ernst:

„Durch den von hier nach Deutschland zurückkehrenden Director der Grossen Venezuela-Eisenbahn, Hrn. Theodor Dieterich, erlaube ich mir, Ihnen ein Kistchen zu übersenden, welches einige peruanische Sachen enthält, die mir von Interesse zu sein scheinen.

„Zunächst zwei Thongefässe von röthlicher Farbe. Das eine ist eine Flasche (Fig. 1), deren Bauch einen menschlichen Kopf darstellt, dessen Gesicht vollständig mit einer eingeritzten Ornamentirung bedeckt ist, die mit neuseeländischer Tättowirung die auffallendste Aehnlichkeit hat; sogar die Augen sind derartig behandelt. Ich erinnere mich nicht, jemals solch ein Gefäss gesehen zu haben, und bin noch nicht ganz von der Aechtheit des vorliegenden überzeugt, obgleich der Finder, ein mir bekannter zuverlässiger Mann, mir die ausdrückliche Versicherung giebt, dass es aus einem „Huaco" bei Pequetepeque in der peruanischen Provinz Pacasmaya, District Libertad, stammt.

„Das zweite Gefäss (Fig. 2a) scheint mir dadurch bemerkenswerth, dass es zwei im Winkel von 90° gegen einander stehende Henkel hat; wenigstens ist der einzige (linke) Arm der Figur derartig geformt und oben bis an den Rand geführt, dass man ihn für einen Henkel halten muss (Fig. 2b). Auch dieses Stück ist aus Pequetepeque.

Fig. 1. Fig. 2.

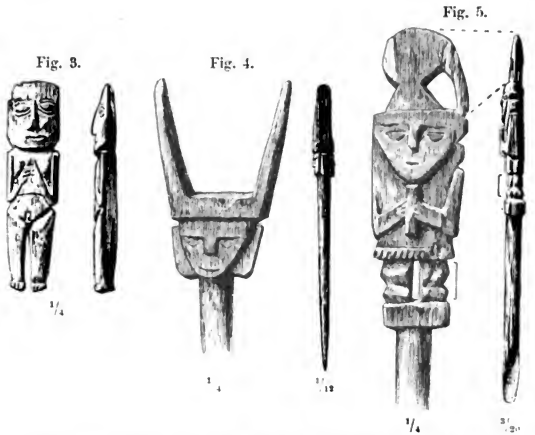


Altperuanische Thongefässe.

„Die drei anderen Sachen (Fig. 3—5) sind Gegenstände aus Holz und gehören zu den Schnitzarbeiten altperuanischen Ursprunges, die man gewöhnlich „Götzenbilder" nennt: es mögen in der That Figuren von Hausgöttern (lares domestici) sein. Dergleichen Gegenstände sind bekanntlich nicht selten, dennoch weiss man nicht viel über ihre Bedeutung; hierher gehört auch die Figur auf Seite 90 in Squier's „Perú". Ich habe mich vergeblich abgemüht, die Holzarten wenigstens annähernd zu bestimmen, aus denen die Figuren geschnitzt sind. Jedenfalls ist

Digitized by Google

die am meisten ausgearbeitete aus einem recht harten und schweren Holze geschnitzt, und sicherlich nicht aus dem weichen Holze der Pavonia capitata, wie Rochebrune viel zu allgemein für dergleichen Gegenstände annimmt. Dagegen ist es wohl möglich, dass die beiden anderen Figuren aus diesem letzteren oder einem ähnlichen Holze gearbeitet sind. Auch diese drei Figuren stammen aus Pequetepeque.



Figürliche Holzschnitzereien aus peruanischen Gräbern.
(Vorder- und Seitenansicht)

„Haben Sie die Güte, die Gegenstände mit den vorstehenden, allerdings sehr dürftigen Notizen der Ges. f. A. vorzulegen; sodann bitte ich Sie, die Sachen dem Museum für Völkerkunde zu überweisen."

Hr. Joest bemerkt hierzu, dass, nachdem diese fünf Stücke mit den Sammlungen des Museums für Völkerkunde verglichen worden, sich kein Grund für die Annahme ergeben habe, dass eines der Stücke nicht ächt oder nicht alt sei. Zu dem einarmigen, bezw. zweihenkeligen Gefäss habe sich kein Gegenstück im Museum gefunden; desto grösserer Dank gebühre Hrn. Dr. Ernst für diese Gabe.

Die beifolgenden Abbildungen (Fig. 1—5) sind nach Zeichnungen des Hrn. Wilhelm von den Steinen angefertigt. —

Hr. K. von den Steinen theilt mit, dass nicht genau gleiche, aber ähnliche Stücke aus Peru im Museum vorhanden sind. —

Hr. M. Bartels spricht die Vermuthung aus, dass das eine der vorgelegten Holzgeräthe (Fig. 4) wahrscheinlich als Spinnrocken benutzt worden ist. Der runde Stiel ist gerade lang genug, um von der Spinnerin beim Spinnen in den Gürtel gesteckt zu werden, wie das in Dalmatien a. a. O. noch heute gebräuchlich ist. Die Gabelung am oberen Ende würde dann zur Befestigung des Flachses oder der Wolle

Digitized by Google

gedient haben. Eine Besichtigung des Geräthes lässt übrigens erkennen, dass an dem Querholze, das den beiden Gabelzinken als Basis dient, jederseits in der Mitte eine feine, unregelmässig eingeschnittene Längsrinne verläuft. Diese Rinnen können wohl durch den darüber hingleitenden Faden verursacht sein. Der Stiel macht den Eindruck, als ob er vielfach durch die Hände geglitten wäre. —

Hr. Ed. Krause macht darauf aufmerksam, dass an dem gabelartigen Holz-Instrument das spitze Ende keine groben Spuren von Abnutzung zeigt, also nicht der arbeitende Theil des Geräthes gewesen ist. Das gegabelte Ende zeigt hingegen starke Abnutzung. Das Holz ist in seiner Masse gänzlich verändert und ist filzig geworden. Gleiche Beschaffenheit zeigen nach längerem Gebrauch die sogenannten Wäscheknüppel, mit denen die kochende Wäsche, welche im Waschkessel durch Auffangen der aufsteigenden Wasserdämpfe nach oben getrieben wird, wieder in das heisse Wasser niedergedrückt, auch oft im kochenden Seifwasser gewendet wird, um gleichmässiges Durchkochen zu ermöglichen und etwaiges Anbrennen am Kesselboden zu verhüten. Auch die zum Umrühren des Pflaumenmuses während des Kochens gebrauchten Kellen, ebenso jede Küchenkelle, die mit kochendem Wasser häufiger in Berührung kommt, zeigen nach längerem Gebrauche die an dem peruanischen Geräth vorhandene filzige Beschaffenheit des Holzes. Das Geräth ist also meiner Ansicht nach sehr lange zum Umrühren oder Quirlen kochender Gegenstände gebraucht worden. Dafür, das Geräth als Quirl anzusehen, spricht auch die Beschaffenheit des, wie bei allen Quirlen, spitz zulaufenden Stiels, den die weichen Handflächen bei dem langen Gebrauch polirt haben.

Weiter ist an dem Geräth die stylisirende Darstellung der Augen in Gestalt von Rauten interessant. —

(31) Hr. M. Bartels berichtet über

den deutschen Anthropologen-Congress in Speyer und über die Bayerische Landes-Ausstellung in Nürnberg und die Milleniums-Ausstellung in Budapest.

Der XXVII. deutsche Anthropologen-Congress war, wie Sie wissen, nach Speyer eingeladen. Er war leider nur spärlich besucht, was um so mehr zu bedauern ist, als die beiden Localgeschäftsführer, die HHrn. Rectoren Ohlenschlager und Harster, mit grossem Geschick sich ihrer schwierigen Aufgabe entledigt und es verstanden hatten, für unsere Versammlungen bei der gesammten Bevölkerung ein reges Interesse zu erwecken. Das fand auch in dem schönen Festschmuck seinen Ausdruck, welchen die freundliche Stadt angelegt hatte.

In Bezug auf die Wichtigkeit und Bedeutung der Vorträge reihte sich der Congress in würdiger Weise seinen Vorgängern an. Auf eine genauere Analyse des Inhaltes dieser Vorträge will ich verzichten, da dieselben in kurzer Zeit Ihnen ausführlich im Druck vorliegen werden. Erwähnen möchte ich aber, dass alle die drei grossen Disciplinen, welche wir in unseren Namen einschliessen, zu ihrem Rechte gekommen sind. Der Anthropologie gehörten die Kritik unseres Hrn. Ehrenpräsidenten an über die Versuche, eine urgermanische Rasse festzustellen und den paläolithischen Menschen Belgiens zu dem Pithecanthropus erectus in Beziehung zu setzen, und ferner sein Vortrag über den Werth der Verbrecher-Anthropologie; ferner der Versuch des Hrn. Ranke, die vorhistorischen Rassen der Erde in zwei grosse Gruppen zusammenzufassen; eine Besprechung der Schwanzbildung beim Menschen durch Hrn. Waldeyer; des Hrn. Furtwängler Schilderung der äusseren Erscheinung der Germanen, im Besonderen der Bastarner

Digitized by Google

nach den figürlichen Darstellungen an dem Tropaeum in Adamklissi in der Dobrudscha, und Hrn. Hagen's durch zahlreiche Photographien erläuterte Besprechung der Papuas von der Astrolabe-Bai in Neu-Guinea. Dieser Vortrag bildete zugleich den Uebergang zur Ethnologie, der auch die Erörterung des Hrn. Barons von Andrian-Werburg über den Wortaberglauben angehörte. Was die Urgeschichte anbetrifft, so ist zuerst der Vortrag des Hrn. Koehl über das reiche neolithische Gräberfeld auf der Rheingewann von Worms zu erwähnen. Da die letztere Stadt uns in freundlichster Weise eingeladen hatte, so konnten wir die merkwürdigen Fundstücke bequem in Augenschein nehmen; in einer schönen Festschrift wurden sie uns in Wort und Bild geschildert. Hr. Ohlenschlager entwarf ein klares Bild von den vorgeschichtlichen Verhältnissen der Pfalz, in welcher die Römerfunde überwiegen; Hr. Harster besprach die vorrömischen Beziehungen der Pfalz zu Italien, Hr. Mehlis berichtete über spätrömische Befestigungen im Hardt-Gebirge, und Hr. Seiler erörterte die strategische Bedeutung des Limes romanus in seiner Beziehung zu dem Vorgelände.

Als Congress-Gabe wurde uns, ausser einem reich illustrirten Führer durch Speyer, eine Abhandlung des Regierungs-Medicinalraths Karsch über die Bevölkerung der Pfalz in den Jahren 1891—94 und eine mit 7 Tafeln geschmückte Festschrift überreicht, in welcher Hr. Harster die Terrasigillata-Gefässe des Museums, Hr. Dr. Mehlis archäologische Funde aus der Pfalz und Hr. Dr. Grünenwald ein volkskundliches Thema, einen hinterpfälzischen Festkalender, besprochen hatte.

Das namentlich an Römerfunden und besonders an Terrasigillata-Gefässen reiche Museum wurde wiederholentlich eingehend besichtigt.

Von den Sehenswürdigkeiten der Stadt bot naturgemäss das hervorragendste Interesse der herrliche Dom, in welchem acht Kaiser und drei Kaiserinnen ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Hr. Domcapitular Zimmern gab uns eine eingehende Erklärung des Bauwerks, das an einem der Abende in bengalischem Lichte feurig erstrahlte, — ein für uns alle unvergesslicher Anblick. Eine nicht geringe culturhistorische Bedeutung kommt auch dem aus dem 14. Jahrhunderte noch erhaltenen Judenbade zu, in welchem die Angehörigen der israelischen Gemeinde ihre rituellen Reinigungen vorzunehmen hatten.

Einer der verfügbaren Nachmittage wurde zu einem Ausfluge nach dem schönen Park von Schwetzingen benutzt.

Die benachbarten Städte Dürkheim und Worms hatten an die Congress-Theilnehmer Einladungen gesendet, und wir Alle werden dankbar an die überaus freundliche und an Genüssen reiche Aufnahme zurückdenken, welche diese Städte uns bereiteten. In Dürkheim begingen wir die unter dem Namen der Heidenmauer bekannte, grossartige prähistorische Befestigung, und besuchten dabei den Brunholdis-Stein mit seinen in den Felsen geritzten Pferdefiguren, die im Correspondenzblatt für Anthropologie beschrieben sind. Auch dem Museum der Pollichia, in dem sich viele steinzeitliche Stücke finden, wurde ein längerer Besuch gewidmet. Ein Ausflug nach der leider in Ruinen liegenden, romanischen Abtei Limburg füllte den Nachmittag aus.

In Worms war es naturgemäss das Paulus-Museum, welches hauptsächlich unsere Aufmerksamkeit fesselte. Wie schon berichtet, sahen wir hier die neuen neolithischen Funde, ausserdem aber die reichen Schätze von den römischen und fränkischen Begräbnissplätzen. Ausser der Besichtigung der Stadt wurde uns auch eine sehr interessante Ausgrabung geboten. Es waren römische Gräber zur Seite der alten Römerstrasse, und zwar theils Skeletgräber, theils Beisetzungen verbrannter Leichen. Nach den neusten Nachrichten sind an dieser Stelle in den

Digitized by Google

letzten Wochen sehr bemerkenswerthe Funde gemacht. Mit herzlichstem Danke an alle die Veranstalter dieser vielen lehrreichen und genussreichen Tage musste dann endlich geschieden sein. —

Der vorige Sommer bot bekanntermaassen einen grossen Ueberfluss von Ausstellungen dar. Im September besuchte ich die Bayrische Landes-Ausstellung in Nürnberg. Naturgemäss verfolgte dieselbe in erster Linie industrielle Zwecke, über welche ich hier nicht zu berichten habe. Es fanden sich dort aber auch zwei allerdings bescheidene Gruppen, welche sich auf die Volkskunde bezogen. Die eine vertrat das Allgäu: sie zeigte die äussere Form eines Hauses, dessen Inneres freilich nur eine Bierschenke war, in welcher als compactes Erfrischungsmittel Allgäuer Käse verabfolgt wurde. Daneben befand sich dann auch eine grosse Hütte, welche eine vollständige Käserei enthielt mit allen hierzu nöthigen Gefässen und Geräthschaften.

Reichhaltiger und interessanter war die Gruppe des Bayrischen Waldes. Es fand sich freilich auch hier die Haus-Atrappe, welche eine Schenke umschloss; aber in plastischer Darstellung sah man die Holzschläger im Walde, wie sie das gefällte Holz auf einem Schlitten den Berg hinunterschaffen. Ausserdem konnte man verschiedenen Arbeiten zusehen, so der Fabrication dünner, langer Holzstäbe für die Herstellung von Streichhölzern, ferner dem Schnitzen der grossen Holzschuhe, wozu sehr absonderlich geformte, auf dem Blatt gebogene Messer benutzt wurden; endlich sah man auch die merkwürdige Schwamm-Industrie, wo aus dem gewöhnlichen Feuerschwamm Mützen, Hüte, Gürtel u. s. w. gefertigt wurden. Auch eine an langem Stabe drehbare Handmühle fiel mir auf, zum Zerkleinern des Brasil-Schnupftabaks der „Waldler", des sogenannten Schmalzlers, der einen grossen Ausfuhrartikel aus dem Bayrischen Walde ausmacht. Eine Mühle ähnlicher Construction habe ich in Ungarn wiedergefunden. In beiden Fällen handelte es sich um eine vierbeinige Bank, an deren einem Ende sich ein feststehender, galgenartiger Aufsatz erhob. In dem horizontalen Fortsatz des Balkens war ein nach unten gehender Stab so eingelenkt, dass sein unteres Ende im Kreise herumgedreht werden konnte. Bei der Tabaksmühle lief dieses untere Ende in einem feststehenden irdenen Napfe herum; ein Abgleiten wurde durch eine glockenförmige Hervorwölbung des Napfbodens verhindert. Bei dem Stück aus Ungarn, den Slovaken des Saroser Comitates angehörend, greift das untere Ende des beweglichen Stabes excentrisch in einen horizontal liegenden Mühlstein ein, der nun an dieser Handhabe um seine centrale Achse gedreht werden kann. Diese Mühle dient zum Zerkleinern des Getreides. —

In Bezug auf das volksthümliche Interesse stand aber bei Weitem obenan die Milleniums-Ausstellung in Budapest. Ich hatte mir mit meinem Collegen von der Wiener anthropologischen Gesellschaft, Hrn. Custos Franz Heger, ein Rendez-vous gegeben, um dieselbe gemeinsam zu besuchen. Mein ältester Sohn begleitete uns.

Hr. Virchow hat Ihnen, meine Herren, in der vorigen Sitzung schon über einen sehr wichtigen Theil dieser herrlichen Ausstellung Bericht erstattet. Ich bitte um die Erlaubniss, noch ein paar Kleinigkeiten hinzufügen zu dürfen. Unter der Leitung des Hrn. Prof. Otto Herrmann war eine reiche Ausstellung der sogenannten Ur-Beschäftigungen zusammengebracht worden. Hierunter verstanden die Herren Alles, was sich auf das primitive Hirtenwesen und die primitive Fischerei bezieht, wie sie vielfach auch heute noch in dem ungarischen Lande gebräuchlich sind. Der Ackerbau war von dieser Gruppe ausgeschlossen, weil die Veranstalter der Ansicht

Digitized by Google

waren, dass die ursprünglichen Magyaren keinen Ackerbau betrieben haben. Hr. Herrmann war so freundlich, uns in dieser Abtheilung als Führer zu dienen.

Man sah die verschiedenen Formen der originellen Rohrhütten und Blockhäuser der Hirten mit der vollständigen Ausrüstung von einfachstem Hausgeräth, mit Kesselhaken aus Astverzweigungen oder einem einfachen Ast mit seitlichen Einkerbungen, mittels deren der Kessel in grösserem oder geringerem Abstande über dem Feuer aufgehängt wird. In einem Falle war bereits ein höherer Kunsttrieb durchgebrochen; hier hatte der Mann eine mehrgliedrige Kette, die oben und unten in einen Holzhaken auslief, aus einem massiven Holzstück geschnitzt. Erwähnen möchte ich auch langgestielte Aexte oder Hammerbeile, die als Stützstock benutzt werden können. Es sind die Vorläufer des jetzt viel zierlicheren Fokos, der als Nationalabzeichen den Magyaren als Spazierstock dient. Ferner fiel mir auf ein Hirtenstab mit weit umgebogenem oberem Ende, an einen vergrösserten Bischofsstab erinnernd und mit eisernen Ringen verziert. Er wird nach dem Leitthiere geworfen, um diesem durch das Klirren der Ringe, je nach der Seite, wo er auffällt, die Richtung des Weges anzugeben. Aus dem Schnabel des Löffelreihers waren wirkliche Löffel gefertigt. Ein aus einem Stücke geschnitztes Holzseidel mit rohen Thierdarstellungen auf dem Henkel erinnerte an ein berühmtes Hallstatt-Gefäss, aber auch an Schnitzereien afrikanischer Völker und Kunstwerke der Battaker in Sumatra. Erwähnenswerth ist auch eine ganze Sammlung von kleinen holzgeschnitzten Darstellungen roher menschlicher Figuren oder von Haus- und Arbeitsgeräth. Die Stücke sind immer paarweise vorhanden, aber das eine ist dabei immer die verkleinerte Nachbildung des anderen. Man würde sie, wenn sie prähistorisch wären, für Amulette, Votivgaben oder Kinderspielzeug halten. Sie sind jedoch Erkennungszeichen der Schäfer für ihre Mutterschafe und Lämmer. Das Mutterschaf bekommt das grössere Stück und das dazu gehörige Lamm die betreffende kleinere Nachbildung angehängt. Das geschieht aber nur fünf Tage lang; denn von diesem Zeitpunkt an muss der Schäfer auch ohne die Zeichen wissen, welche Schafe und Lämmer zusammengehören.

Die Ausstellung der primitiven Fischerei war in einer Pfahlbauhütte untergebracht, neben der Einbäume befestigt und Netze und Reusen aufgestellt waren. Eine dieser letzteren von ziemlich complicirtem Bau hat ihr Analogon bei den Indianern in Virginien, wie aus dem neuesten Annual Report des Bureau of Ethnology in Washington hervorgeht. Ein sehr einfacher Pfahlbau (Kullogó), wie er von den Teich-Fischern der Ungher Gegend heute noch gebraucht wird, aus einem dreieckigen Podium bestehend, das auf drei Balken ruht, war ebenfalls ausgestellt. Thönerne Netzsenker in der Form von prismatischen Gewichten oder von durchbohrten Kugeln oder runden Scheiben kann man von prähistorischen Stücken nicht unterscheiden. Als Netzbeschwerer dienen auch die Metatarsus-Knochen des Pferdes, welche wir als Schlittknochen kennen. Sie werden der Länge nach, einer dicht an den anderen anschliessend, an dem Rande des Netzes befestigt. Aus starken Binsen sind für die Netze Schwimmer gefertigt, deren Form und Zusammenknotung bei den einzelnen Stücken eine Fülle von Variationen aufweist und zugleich das Eigenthumszeichen ergiebt. Jeder Fischer weiss nach der Form des Knotens sofort, wer der Eigenthümer des Netzes ist. Für den Winter sind sie lang und schmal aus dicht an einander liegenden Binsen, aber mit der gleichen Knotung, hergestellt, damit das Eis sie nicht zertrümmert.

Kleine Kuhglocken als Fischerei-Geräth verdienen wohl ebenfalls Beachtung. Sie werden an feststehenden Angeln befestigt, um durch ihren Klang anzuzeigen, wenn ein Fisch angebissen hat. Eine Anzahl von kettenartig an einander gereihten

Digitized by Google

breiten Bandeisen, deren jedes ungefähr die Länge eines Sensenblattes besitzt, wird auf den Grund des Wassers versenkt; die beiden freien Enden werden an zwei Booten befestigt, und auf diese Weise wird das Ganze über den Grund des Gewässers hingeschleift, um ihn von Rohr und Schilf zu befreien. Teichmuschelschalen, in lange Rohrstiele eingeklemmt, bilden primitive Löffel, deren kleinere zum Essen, die aus grösseren Muscheln hergestellten zum Abschöpfen des Fischthranes benutzt werden. Hohle Rohrstengel fast von Spazierstocklänge werden zum Anblasen des Feuers benutzt. Ein sehr grosses, hölzernes Horn gebrauchen die Fischer zu Nothsignalen, wenn sie einen Fang nicht bewältigen können oder wenn sie aus anderen Gründen der Hülfe ihrer Genossen bedürfen. Beile von sehr eigenthümlicher Form, mit sehr langem, eisernem Talon an dem Blatt, dienen dazu, im Winter Löcher in das Eis zu schlagen.

Auch die Jagdausstellung bot vielerlei Interessantes dar, ebenso wie der kroatische Pavillon und der Pavillon Bosniens und der Hercegovina, in welch' letzterem auch eine kleine Čaršija, ein Bazar, mit originalen Verkäufern und Handwerkern, deren Arbeiten man zusehen konnte, zur Ausstellung gekommen war.

Einen ganz hervorragenden Anziehungspunkt bildete aber das ethnographische Dorf. Hier hatte man aus allen Theilen Ungarns ganze Gehöfte aufgestellt mit Wohnhaus, Ställen, Geräthschuppen, Vorrathsräumen, Brunnen u. s. w. Alle diese Räume, namentlich aber die Wohnhäuser, waren mit originaler Einrichtung versehen, und als Aufseher der Gehöfte fungirten Leute in Nationaltracht, welche aus dem betreffenden Districte oder Dorfe stammten. So vermochte man in kurzer Zeit einen Rundgang durch ganz Ungarn zu machen; durch die Nebeneinanderstellung bekam man eine recht klare Vorstellung von der Construction und Anlage, sowie von der allmählichen Entwickelung der Häuser, ihrer Dächer und Schornsteine, von der Ausbildung der Feuerheerde, der Wohn- und Vorrathsräume u. s. w.

Ueber das siebenbürgische Haus war eine illustrirte Festschrift käuflich, sowie einige Photographien. Sonst habe ich in dieser Beziehung leider wenig auftreiben können.

Die Häuser kehren fast regelmässig ihre Schmalseite gegen die Dorfstrasse hin. In der Mitte der gegen den Hofraum gerichteten Breitseite befindet sich die Eingangsthür. Letztere ist zuerst ganz ebenerdig, dann erhebt sie sich um wenige Stufen, dann wird ein veranda-artiger Vorbau der Breitseite am Hofe vorgelegt, und endlich treten zu der Mittelthür auch noch seitliche Thüren hinzu. Einen Oberstock habe ich nur bei deutschen Häusern bemerkt.

Wenn man durch die Mittelthür das Wohnhaus betritt, so trifft man an der gegenüberliegenden Wand auf die Feuerstelle. Diese bildet sich allmählich zu einem stattlichen, grossen Heerde aus. In einigen Häusern tritt nun aber an der linken Wand dieses Raumes noch ein kleinerer Bratheerd hinzu, welcher mit einer hier auftretenden Ofenanlage an der entsprechenden Mauer des Nebenraumes in Beziehung steht. Ein Haus hatte auch noch an der rechten Wand einen analogen kleinen Heerd. Dadurch büsste aber die ursprüngliche grosse Heerdanlage an der Hauptwand ihre eigentliche Bestimmung ein. Ihre alte Heerdform hatte sie zwar behalten, aber sie wurde jetzt als Büffet benutzt.

In der Anlage der übrigen Räume des Hauses konnte nichts Typisches festgestellt werden; sowohl in Bezug auf ihre Zahl und Grösse, als auch in Bezug auf die Art ihrer Benutzung fanden sich die erheblichsten Verschiedenheiten.

Digitized by Google

Damit hängt es auch zusammen, dass die Aufstellung der Oefen keine übereinstimmende war.

Mit dem grösseren Wohlstande der Gegend nahm auch die Art des Hausgeräthes und die Zahl der Prunkbetten zu, welche an den Rändern ihrer Ueberzüge mit geschmackvollen Stickereien versehen waren. Um diese zu geziemender Wirkung kommen zu lassen, waren die Unzahl von Kopfkissen aufrecht stehend, mit der gestickten Schmalseite gegen den Beschauer, auf die übrigen Betten geschichtet, und so füllten sie oft das ganze Bettgestell vom Fussende bis zum Kopfende aus. In einem slovakischen Hause aus dem Saroser Comitat hing die Wiege in vierkantiger Krippenform von einem Deckenbalken herab und war mit dem gestickten Tuche der Frau und der Festtagsjacke des Mannes überdeckt.

Auch die Formen der Vorrathshäuser und der Ställe, sowie der Ziehbrunnen zu verfolgen, hatte grossen Reiz. Gewöhnlich wird der Wassereimer durch einen sehr langen, am unteren Ende beschwerten Balken bewegt, der in seiner Mitte durch einen aufrechtstehenden Pfahl unterstützt wird. In der Bekrönung dieses letzteren zeigt sich eine grosse Mannichfaltigkeit. Bei den deutschen Stämmen wird der Eimer nicht durch diesen Balken, sondern durch ein senkrecht stehendes Rad gehoben, an welchem die Kette befestigt ist. Dieses Rad steht unter einem Schutzdach, das zugleich den ganzen Brunnen überdeckt. Einzelne magyarische Gehöfte hatten auch diesen Ziehbrunnen mit dem Rade; hier stand dasselbe jedoch ganz auf der Seite des Brunnens, so dass es vom Schutzdache nicht mehr bedeckt wurde.

Auf die verschiedenen Formen der Webstühle, die bei den magyarischen Völkern klein und niedrig, bei den deutschen Stämmen sehr gross und höher und von der Form sind, wie wir sie aus Schlesien und Sachsen kennen, sowie auf die Spindeln, Spulen und Haspeln, welche wieder umgekehrt bei den Magyaren gross und bei den deutschen Stämmen kleiner sind, ferner auf das Haus- und Arbeitsgeräth kann ich hier nicht weiter eingehen, da ich sonst zu keinem Ende kommen würde. Jedenfalls möchte ich aber mit dem Wunsche schliessen, dass diese hochinteressanten Dinge, welche mit einer solchen Fülle von Fleiss und Umsicht zusammengebracht worden sind, nun auch ihre recht genauen wissenschaftlichen Bearbeiter und Illustratoren finden möchten. Das wäre ein sehr würdiges Denkmal, welches das ungarische Volk sich setzen könnte. —

(32) Hr. C. F. Lehmann übersendet folgende

Berichtigung.

In meiner Mittheilung: „Metrologische Nova“ (Juli-Sitzung d. J. S. 438 ff.) hat sich neben einigen leicht erkennbaren Druckfehlern (wie: S. 444, Anm. 1, Z. 3 v. u. lies „in der babylonischen Zeitrechnung“; S. 447, Z. 7 v. u. der Anmerkungen lies: Somit statt „Damit“; S. 451, Abs. 4, Z. 3/4 v. o. lies „scheint“ statt „erscheint“) auch ein, den von mir beabsichtigten Sinn völlig verändernder Druckfehler eingeschlichen. S. 446, Abs. 3, Z. 1 ist nicht zu lesen „das von mir so methodisch als möglich bezeichnete Bedenken“, sondern „das von mir methodisch als möglich bezeichnete Bedenken.“ —

(33) Neu eingegangene und angekaufte Schriften und Geschenke:

1. Martin, R., Ziele und Methoden einer Rassenkunde der Schweiz. Zürich 1896. (Sep.-Abdr. a. d. Schweizerischen Archiv f. Volkskunde.) Gesch. d. Verf.

Digitized by Google

2. Jaworski, J. L., Kurzer Bericht über eine wissenschaftliche Dienstreise nach Centralasien im Sommer 1894: II. Anthropologische und ethnographische Skizze der Turkmanen. III. Materialien zur Kraniologie der turkestanischen Bevölkerung. Odessa 1895. (Russisch.) Gesch. d. Verf.
3. Stieda, L., Anthrologische Arbeiten in Russland. Erlangen 1896. (Biologisches Centralblatt.) Gesch. d. Verf.
4. Conwentz, H., On Englisch Amber, and Amber generally. London 1896. (Natural Science.) Gesch. d. Verf.
5. Bosnien und die Hercegovina auf der Milleniums-Ausstellung in Budapest im Jahre 1896. Budapest o. J. Gesch. d. Hrn. Ehrenreich.
6. The Cliff Dwellers. Chicago 1893. Durch Hrn. H. Virchow.
7. Lister, J., Address to the British Assoc. f. the Advancement of Science. Liverpool 1896.
8. Catalogue of exhibits in the Victorian Court. Melbourne 1893.
   Nr. 7 u. 8 Gesch. d. Hrn. Magnus.
9. Achelis, Th., Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben. Stuttgart 1896. Gesch. d. Verlagsbuchhandlung F. Enke.
10. The medico-legal Journal, XIII, No. 4. New-York 1896. Gesch. d. Barons v. Landau.
11. Wiklund, K. B., Entwurf einer urlappischen Lautlehre. I. Helsingfors 1896.
12. Edfeldt, H., Om föremålen för den praktiska filosofiens propedevtik. Upsala 1895.
    Nr. 11 u. 12 Gesch. d. k. Universitäts-Bibliothek in Upsala.
13. Alfaro, A., Antigüedades de Costa Rica. Entrega 1. San José 1896.
14. Primera Exposicion Centroamericana de Guatemala. Documentos relativos á la participación de Costa Rica, No. 1. San José 1896.
    Nr. 13 und 14 Gesch. d. Museo Nacional de Costa Rica.
15. Flinders Petrie, W. M., Ten years' digging in Egypt 1881—1891. Second edition, London 1893. Gesch. d. Hrn. Jagor.
16. Smithsonian Contributions to Knowledge. Bd. 16, 18—23. Washington 1870 bis 1881. Gesch. d. Hrn. Künne.
17. Mittheilungen des X. Archäologen-Congresses in Riga 1. bis 15. August 1896. Riga 1896. (Russisch.)
18. Ausstellung von Alterthümern, welche durch die Kaiserl. archäol. Commission dem Kaiser zur Ansicht vorgelegt wurden. St. Petersburg 1896. (Russisch.)
    Nr. 17 u. 18 Gesch. d. Arch. Commission in Petersburg.
19. Ling Roth, H., The natives of Sarawak and British North Borneo. 2 Bände. London 1896. Angekauft.
20. v. Hellwald, F., Die Erde und ihre Völker. 4. Auflage. Stuttgart 1896. Lieferung 9—11. Gesch. d. Verlagsgesellschaft Union.
21. Weinberg, R., Ueber einige Schädel aus älteren Liven-, Letten- und Estengräbern. Dorpat 1896. (Sep.-Abdr. a. d. Sitz.-B. d. Estn. Ges.) Gesch. d. Hrn. Kossinna.
22. Katalog der Ausstellung zum X. archäologischen Congress in Riga 1896. Riga 1896. Gesch. d. Frau Gräfin Uwarow.
23. Murray, David. An Archaeological Survey of the United Kingdom. Glasgow 1896. Durch Hrn. R. Virchow.
24. Robinsohn, Jacob. Psychologie der Naturvölker. Leipzig (1896). Gesch. d. Verlegers.

Digitized by Google

25. Ten Kate, H., Sur quelques points d'ostéologie ethnique. La Plata 1896. (Revista del Museo de La Plata.) Gesch. d. Verf.
26. v. Schulenburg, W., Märkische Kräuterei aus dem Kreise Teltow und die Dreifelderwirthschaft der Bauern von Wittstock und der landwirthschaftliche Bericht des Tacitus. Berlin 1896. (Brandenburgia No. 5 und 6.) Gesch. d. Verf.
27. Boas, F., Songs of the Kwakiutl Indians. Leiden 1896. (Sep.-Abdr. a. d. Internat. Arch. Ethnogr.)
28. Derselbe, A rock painting of the Thompson River Indians, British Columbia, by James Teit. New York 1896. (Bull. of the Amer. Mus. of Natur. History.)

    Nr. 27 u. 28 Gesch. d. Verf.
29. Salmon, Ph., L'école d'anthropologie de Paris (1875—1896). Paris 1896. (Revue mens. de l'École d'Anthrop.) Gesch. d. Verf.
30. Morselli, E., Osservazioni critiche sulla parte anthropologico-preistorico del recente „Trattato di Paleontologia" di Carlo Zittel. Firenze 1896. (Arch. per l'Antrop. e l'Etnol.) Gesch. d. Verf.
31. Morse, Ed. S., On the so-called bow-pullers of antiquity. Salem, Mass. 1894. (Essex Inst. Bull.) Gesch. d. Verf.
32. de Ujfalvy, Ch., Les Aryens au Nord et au Sud de l'Hindou-Kouch. Paris 1896. Gesch. d. Verf.
33. Bühring, J., Referat über die Rennsteigfrage. Berlin 1896. (Korresp. d. Gesammtv. d. deutschen G. u. Alterth.-Vereine.) Gesch. d. Verf.
34. Piette, E., Études d'ethnographie préhistorique. Paris 1896. (L'Anthropologie.) Gesch. d. Verf.
35. Preuss, K. Th., Die Todtenklage im alten America. Braunschweig 1896. (Globus.) Gesch. d. Verf.
36. Müller, Soph., Vor Oldtid. 14. Levering. Kobenhavn 1896. Gesch. d. Verf.

Digitized by Google

Sitzung vom 19. December 1896.

Vorsitzender: Hr. **Waldeyer.**

(1) Es ist die Nachricht eingegangen, dass eines unserer ältesten und erfahrensten auswärtigen Mitglieder, der Amtsgerichtsrath Franz Kuchenbuch zu Müncheberg in der Mark, nach langem Leiden am 27. November sanft entschlafen ist. Obwohl 84 Jahre alt, hatte er volles Interesse für unsere Bestrebungen bewahrt. War er doch in unserer Zeit der erste, dem es gelungen war, durch einen Epoche machenden Grabfund die allgemeine Aufmerksamkeit auf die alten Gräber unserer Provinz zu lenken. In dem Anzeiger für Funde deutscher Vorzeit von 1869 veröffentlichte er die Ergebnisse der zufälligen Aufdeckung eines Grabes, welches bei dem Bau der Berlin-Cüstriner Eisenbahn auf dem Boden des jetzigen Müncheberger Bahnhofes aufgefunden worden war: darin hatte ausser mancherlei zur Bewaffnung eines Kriegers gehörigen Gegenständen auch die nachmals so berühmt gewordene Lanzenspitze gelegen, deren Runeninschrift eine ganze Literatur hervorgerufen hat. Die musterhafte Beschreibung, welche er lieferte, war in damaliger Zeit — es war das Gründungsjahr unserer Gesellschaft — doppelt überraschend. So wurde er denn auch unser Führer zu den Fundstätten des Oderbruches, wo die ersten slavischen Bestattungsgräber unserer Provinz nachgewiesen wurden. Eine Uebersicht seiner Ermittelungen steht in unserer Zeitschrift 1875, VII. S. 26. Mit seinem Mitbürger, dem wackeren Reichert, der später so lange unsere Sammlungen verwaltet hat, und dem noch jetzt thätigen Hrn. Ahrendts brachte er ein eigenes kleines Museum in Müncheberg zusammen, dessen werthvolle Schätze es wohl verdienten, in dem Königl. Museum für Völkerkunde für alle Zeit sicher behütet zu werden, um die Erinnerung an diese glücklichen und besonnenen Forscher auch für grössere Kreise zu bewahren. Wir werden die Erinnerung an sie nicht verlieren. —

(2) Hr. Rud. Virchow erstattet Namens des Vorstandes und im Auftrage des Vorsitzenden den

Verwaltungsbericht für das Jahr 1896.

Wiederum haben wir ein Jahr durchlebt, in dem uns der Mann fehlte, von dem die Gesellschaft von ihrer Gründung an so viele Belehrung und Anregung empfangen hat. Hr. Adolf Bastian ist irgendwo im fernen Osten, voraussichtlich noch im indonesischen Gebiet, und wir sind genöthigt gewesen, am 26. Juni die Feier seines 70jährigen Geburtstages ohne ihn zu begehen. Ein Bericht über diese Feier ist in der Sitzung vom 18. Juli erstattet und in Abdrücken an alle diejenigen vertheilt worden, welche an den Festgaben betheiligt waren. So betrübt wir über die Abwesenheit des hochverdienten Jubilars sind, so dürfen

Digitized by Google

wir ihm doch von Herzen Glück wünschen zu der Leichtigkeit, mit der er in seinem vorgerücktem Alter eine so weite Reise übersteht, und zugleich der Hoffnung Ausdruck geben, dass wir ihn bald neu gestärkt wieder unter uns sehen werden.

An seine Stelle im Ausschuss ist Hr. Minden cooptirt worden, dessen juristische Befähigung uns sein Fehlen recht empfindlich gemacht hatte.

Hr. Olshausen hat trotz unseres längeren Widerstandes sein Amt als Schriftführer, das er 11 Jahre ununterbrochen geführt hatte, niedergelegt, da ihn gegenwärtig andere Geschäfte zu sehr in Anspruch nehmen. In seine Stelle ist Hr. R. Neuhauss cooptirt worden. —

Der Bestand der Gesellschaft hat sich im Laufe des Jahres stark verändert.

Von unseren Ehrenmitgliedern ist unser hochgeschätzter Freund Beyrich dahingeschieden, so dass die Zahl derselben nunmehr noch 5 beträgt.

Von den correspondirenden Mitgliedern sind Bogdanow, Ferd. von Müller, Ornstein und Petersen durch den Tod uns entrissen. Neu ernannt sind die HHrn. Hausmann und Baron von Tiesenhausen. Durch die Güte des letzteren haben wir so eben eine werthvolle Sammlung von Berichten der Kaiserlich-Russischen Archäologischen Commission empfangen. Die Gesammtzahl unserer correspondirenden Mitglieder beträgt jetzt 117 (2 weniger, als im Vorjahre).

Von den ordentlichen Mitgliedern ist die Zahl der immerwährenden unverändert (5) geblieben. Dagegen haben wir von den zahlenden Mitgliedern, deren Bestand am Schlusse des letzten Verwaltungsjahres 538 betrug, durch den Tod 10 verloren: Bornemann, Günther, v. Haselberg, Hosius, Kuchenbuch, Graf Leiningen-Neudenau, Lewin, Marasse, Gerhard Rohlfs und Schadenberg. Ausgetreten oder wegen Verweigerung der Beitragszahlung gestrichen sind 36. Eben so viele sind neu aufgenommen. Somit beläuft sich die Zahl der ordentlichen Mitglieder, mit Einschluss der immerwährenden, auf 528+5=533, also 10 weniger, als am Schlusse des Vorjahres.

Bei der steigenden Höhe der Ausgaben ist eine Verstärkung der Zahl der ordentlichen zahlenden Mitglieder dringend zu wünschen. Der Staatszuschuss, für den wir dem Herrn Unterrichtsminister in hohem Grade dankbar sind, genügt bei Weitem nicht, um unsere Ausgaben soweit zu decken, dass wir in das neue Verwaltungsjahr mit einem ausreichenden Bestande an Mitteln eintreten können. Wir sind daher fast ausschliesslich auf unsere eigenen kommenden Einnahmen angewiesen. Der nachher zu erstattende Bericht unseres Herrn Schatzmeisters wird darthun, in wie knappen Verhältnissen wir unsere Verwaltung führen müssen. Der Vorstand muss daher von Neuem an den Eifer der Mitglieder appelliren, dass sie uns neue Mitglieder zuführen. —

Die Gesellschaft hat es an Fleiss nicht fehlen lassen. Ausser den 10 ordentlichen Monatssitzungen hat sie 3 ausserordentliche Sitzungen abgehalten, von denen zwei (am 22. Februar und am 13. Juni) vorzugsweise für die Demonstration von Projectionsbildern, eine (am 28. März) für die Vorführung eines tunesischen Harems bestimmt waren. Ausserdem folgte eine grössere Anzahl von Mitgliedern am 21. Juni einer Einladung des Ausschusses des Deutschen Colonial-Ausstellung in den Treptower Park, wo Eingeborene aus den deutschen Colonien in Africa und Melanesien vorgestellt wurden. Von besonderem Interesse waren die Projectionsabende, von denen ausser den erwähnten durch die erfolgreiche Thätigkeit der „Freien photographischen Vereinigung“ (unter der Leitung der Herren Fritsch, Görke und Neuhauss) noch eine Reihe weiterer geboten wurde.

Digitized by Google

In sehr wechselnder Zahl haben sich Mitglieder unser Gesellschaft an den Versammlungen fremder Gesellschaften betheiligt. Unter diesen hätten uns am nächsten gestanden die Hauptversammlungen der anthropologischen Gesellschaften der beiden Lausitzen, die jedoch zu so ungünstigen Zeiten stattfanden, dass auch unsere sonst eifrigsten Reisenden daran nicht theilnehmen konnten; um so mehr müssen wir die Lausitzer Collegen ihres grossen Eifers wegen beglückwünschen. Ueber die Versammlung der nordbayrischen Anthropologen in Nürnberg erhielten wir einen Bericht des Hrn. Lissauer, über die Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft und die Milleniums-Ausstellung in Budapest Berichte der Herren Rud. Virchow und M. Bartels, über die Versammlung der russischen archäologischen Gesellschaft in Riga und die der deutschen Naturforscher und Aerzte in Frankfurt a. M. solche des Hrn. Rud. Virchow. Ueberall in Europa regt sich fortschreitende Thätigkeit auf unserem Gebiete.

In America macht sich ein nicht minder grosser, wenngleich etwas unruhiger Eifer bemerkbar. Nach den mancherlei Special-Congressen, welche sich an die Weltausstellung von Chicago knüpften, ist in wenig statutenmässiger Weise ein Congress nach Mexico berufen worden, der im letzten Herbst stattgefunden hat. Von unseren Mitgliedern war, soweit bekannt, Hr. Seler daselbst anwesend; er weilt noch gegenwärtig in Guatemala auf den berühmten alten Ruinenstätten, unterstützt durch Mittel unseres immerwährenden Mitgliedes, des Herzogs von Loubat, der, wie bekannt, auch bei unserer Königlichen Akademie der Wissenschaften einen Preis für amerikanistische Studien gestiftet hat. Bei der ersten Vertheilung eines Preises aus der prähistorischen Abtheilung ist kürzlich seitens der Akademie Hrn. Seler für seine neue Ausgabe der von Alexander v. Humboldt erworbenen altmexikanischen Bilder der Lorbeer zu Theil geworden. — Was unsere Gesellschaft anbetrifft, so ist neulich die für sie bestimmte Medaille für ihre Betheiligung an der Weltausstellung in Chicago in unsere Hände gelangt.

Der Kreis der wissenschaftlichen Forschungen, welche die Gesellschaft beschäftigen, ist nach mehreren Richtungen erweitert worden. Die Frage des Pithecanthropus, die während des Vorjahres im Vordergrunde auch unseres Interesses stand, ist seitdem bei uns selbst nur gelegentlich berührt worden; dagegen giebt eine ganze Reihe anderweitiger Publicationen Zeugniss von dem tiefen Eindruck, den sie hinterlassen hat. Die Fragestellung ist dabei nicht verändert worden; noch immer discutirt man darüber, ob der Pithecanthropus ein Mensch oder ein Affe war, und die einzelnen Gelehrten entscheiden sich bald für die eine, bald für die andere Annahme. Wir werden daher nicht umhinkönnen, auch unsererseits darauf zurückzukommen. — Inzwischen ist die Erörterung über die menschlichen Zwergstämme uns näher getreten. Die unermüdlichen Anstrengungen des Mr. Haliburton haben unsere Aufmerksamkeit auf die Zwerge von Nordwest-Africa, Spanien und America gelenkt, namentlich seitdem in prähistorischen Gräbern von Nordamerica anscheinend zuverlässige Reste einer alten Zwergrasse aufgefunden sind. Andererseits haben die letzten Sendungen unseres vielgereisten und stets zuverlässig befundenen Reisenden, des Mr. Vaughan Stevens, die Existenz zwerghafter Individuen unter den Jakoons von Malacca dargethan. Einen Theil dieser Sendungen habe ich der Gesellschaft vorgelegt. Die Schwierigkeit der Unterscheidung bloss individueller Variation von erblicher, sei es atavistischer, sei es rassenhafter Zwerghaftigkeit, ist uns direct vor Augen getreten durch die Zwerge von Mergui, welche noch in unserer Stadt verweilen und in einer der letzten Sitzungen der Gesellschaft vorgestellt worden sind (S. 524). Sicherlich werden

Digitized by Google

wir uns mit diesen für die Geschichte der Menschheit so wichtigen Untersuchungen auch ferner beschäftigen müssen.

Das höchst verwickelte Problem der Acclimatisation ist trotz der zunehmenden Zahl von Beobachtern in tropischen und subtropischen Gegenden noch fern von seiner Lösung. Zweifellos finden sich dort noch zu wenige Beobachter, welche genügend vorbereitet in die fremden Verhältnisse eintreten. Jeder, auch ganz ungeschulte Reisende macht auf Grund persönlicher Erfahrungen Angaben, deren rein subjectiver Charakter sehr bald durch den Widerspruch anderer Reisender ersichtlich wird. Die meisten wissen nicht einmal, dass der Nachweis der Acclimatisation einzelner Personen keinen Anhalt gewährt für die Acclimatisation der Rasse, nicht einmal der Familie. Um diese festzustellen, sind blosse Reisende an sich wenig geeignet; dazu bedarf es längerer Beobachtung und ausgedehnter Forschung. Mit besonderer Freude haben wir aus der einzigen Mittheilung, welche Hr. Bastian von seiner gegenwärtigen Reise an uns hat gelangen lassen und welche erst in der letzten Sitzung vorgelegt ist, ersehen, wie sehr ihn das gedachte Problem beschäftigt. Er hat in Capitän Schulze, dessen Darstellung der Verhältnisse von Ceram uns schon vor langer Zeit gelehrt hat, wie sorgfältig seine Studien sind, einen Mann gefunden, der wenigstens für eine Familie sichere günstige Thatsachen beigebracht hat. Der Stammbaum, den wir durch ihn erhalten haben, wird demnächst veröffentlicht werden; vielleicht wird dieses Beispiel den Eifer anderer Herren, die in den Colonien leben, beleben. Viele trösten sich jetzt damit, dass die Ausbreitung besserer hygieinischer Einrichtungen allmählich über die Gefahren der Acclimatisation ganz hinausführen werde. Wie sorglos! Gewiss ist der Einfluss dieser Einrichtungen bemerkbar; aber eben so sicher ist es, dass er vorläufig kein allgemeiner ist, und dass die Sicherheit, welche der Einzelne durch Aufmerksamkeit auf sein eigenes Befinden und das der Seinigen gewinnen kann, keine Bürgschaft dafür leistet, dass man sich ungestraft über ausdauernde Vorsichtsmaassregeln hinwegsetzen darf.

Unsere reisenden Mitglieder lassen es an Aufmerksamkeit nicht fehlen. Aber ihre Beobachtung ist weniger den hygieinischen Verhältnissen, als den Menschen selbst zugewandt. Die HHrn. P. Reinecke und Steinbach haben uns werthvolle Beobachtungen und praktische Materialien für die Kenntniss der Polynesier heimgebracht. Hr. A. Bässler ist wiederum eifrig an der Arbeit, diesmal, um die östlichsten polynesischen Inselgruppen auszubeuten; seine trefflichen Briefe lassen uns erwarten, dass wir demnächst neue Schädel der seltensten Art sehen werden. Hr. W. Joest ist eben im Begriff, eine grössere Reise nach der Südsee anzutreten, um die Tättowirung an Ort und Stelle von Neuem zu studiren. Mr. Vaughan Stevens, der den gefährlichen Boden von Malacca verlassen und in Australien wieder eine feste Grundlage für seine erschütterte Gesundheit gewonnen hat, schickt sich an, nach Borneo zu gehen. Hr. Schweinfurth befindet sich wieder einmal in Aegypten, diesmal in der Absicht, den eingebornen Stämmen des rechten oberen Nilufers einen Besuch zu machen.

Inzwischen füllen sich die Schränke und die Säle unseres Museums für Völkerkunde immer mehr. Auch die Sammlungen der Gesellschaft wachsen fortwährend, so dass neue Einrichtungen geschaffen werden müssen, um das Neue unterzubringen. Seit Jahren hat der Vorstand der Gesellschaft sich mit der Zukunft des Museums beschäftigt. Er ist schon lange zu der Ueberzeugung gelangt, dass dasselbe in grösserem Stil entlastet werden muss, und er hat dem Unterrichts-Ministerium bestimmte Vorschläge dafür unterbreitet. Insbesondere hat er hervorgehoben, dass die gesammte prähistorische Abtheilung aus dem gegenwärtigen Ge-

Digitized by Google

bäude entfernt werden müsse. Dazu wäre aber ein neues, geräumiges Gebäude herzustellen. Der Vorstand hat daher den Antrag gestellt, dass in der nächsten Nähe des Museums ein Neubau errichtet werden möchte, der zugleich geeignet sei, die Sammlungen der anthropologischen Gesellschaft und das Trachten-Museum aufzunehmen. Letzteres ist durch die jetzt bestehende Compression in einem sowohl seiner Lage, als seinen Räumen nach unzulänglichen Gebäude unfähig, sich fortzuentwickeln und seine schöne und für das Volksleben so wichtige Aufgabe ganz zu erfüllen. Erst bei voller Ausgestaltung wird es die angestrebte Bedeutung für die Kenntniss und die Erhaltung des deutschen Volksthums erreichen. Das war der Grund, warum der Vorstand der Königlichen Staatsregierung den Plan vortrug, neben dem, wesentlich für fremdländische Sammlungen bestimmten Museum für Völkerkunde ein besonderes deutsches National-Museum zu errichten, welches sowohl die vaterländischen Alterthums-Gegenstände, als auch die Sammlungen der anthropologischen Gesellschaft und des Trachten-Museums aufzunehmen und der Zukunft zu erhalten haben wird. Leider haben wir von dem Herrn Unterrichts-Minister einen definitiv abschlägigen Bescheid erhalten. Wir sehen daher kaum eine Möglichkeit, gegenwärtig das zu verwirklichen, was wir für eine unabweisbare Nothwendigkeit erachten, und wir müssen uns darauf vorbereiten, dass vielleicht während einer für uns nicht absehbaren Zeit wir uns in die gegebenen Verhältnisse fügen müssen; aber wir werden es als unsere Pflicht betrachten, immer wieder von Neuem eine verbesserte Gestaltung der herrlichen Schöpfungen anzuregen, welche wir mit zu vertreten haben. Jedermann im Volke wird es empfinden, dass jedes weitere Jahr unwiederbringliche Verluste in dem Bestande unserer nationalen Ueberlieferungen mit sich bringt und dass es gilt, das Wenige zu bewahren, das davon noch erhalten ist.

Diese Nothwendigkeit ist uns gerade in den letzten Monaten an einem besonders bezeichnenden Beispiel entgegengetreten. Bei der General-Versammlung in Speyer erfuhren wir, dass der allbekannte Schlossberg von Burg a. d. Spree von der Gefahr der Zerstörung bedroht ist. Eine Vicinal-Eisenbahn, welche gerade an dieser Stelle den Spreewald durchqueren soll, ist soweit vorbereitet, dass die Entscheidung in nächster Zeit fallen muss. Der Schlossberg soll nicht nur durchschnitten werden, sondern er soll auch das Material zur Aufschüttung des Bahnplanums hergeben. Viele Mitglieder der deutschen Gesellschaft kennen den Schlossberg aus eigener Anschauung, namentlich von der grossen Excursion her, welche wir bei Gelegenheit der Berliner General-Versammlung 1880 veranstaltet hatten. Die Erinnerung an diesen schönen und ganz gelungenen Ausflug ist überall im Vaterlande lebendig. Ich habe damals eine übersichtliche Darstellung der geschichtlichen Bedeutung der Anlage geliefert, welche den Theilnehmern überreicht wurde (Zeitschrift f. Ethnol. XII, S. 222). Es handelt sich hier um das grösste und in seiner Art einzige Bauwerk der prähistorischen Zeit, welches östlich von der Elbe und südlich von dem Meeresstrande erhalten ist, freilich vielfach beschädigt, aber doch in seinen Hauptformen noch unberührt. Es ist das Ziel aller Touristen, berühmt auch durch seine landschaftliche Schönheit. Unsere Untersuchungen haben ergeben, dass auf einer natürlichen Anhöhe alte Ansiedelungen stattgefunden haben: eine jüngere, welche in die frühslavische Zeit, jedoch höchstens bis in das 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückversetzt werden kann, und eine viel ältere, die bis in die Zeit der Lausitzer Grabfelder, vermuthlich bis in das 4. oder 5. vorchristliche Jahrhundert, reicht. Die Mitglieder der General-Versammlung in Speyer waren einstimmig der Meinung, dass dieses ehrwürdige Monument erhalten werden müsse. Knüpft sich doch die volksthümliche Tradition

Digitized by Google

gerade an diesen Ort, wo der „Wendenkönig“ seine Residenz gehabt haben soll; auch deuten die Meldungen des Tacitus darauf hin, dass der mächtigste germanische Stamm der römischen Kaiserzeit, die Semnonen, hier den Mittelpunkt seiner Zusammenkünfte hatte. Der Vorstand der Gesellschaft wurde daher beauftragt, einen Protest gegen die Vernichtung oder Verstümmelung des Schlossberges bei den betreffenden Behörden einzulegen. Dies ist geschehen, und mir, als dem damaligen Vorsitzenden, fiel die Aufgabe zu, zu versuchen, diesen Protest weiter zu vertreten. Es ist in der That gelungen, einen Aufschub und eine erneute Untersuchung zu erlangen. Der Herr Unterrichts-Minister, obwohl er sich nicht für ermächtigt hielt, auf Grund gesetzlicher Bestimmungen einen entscheidenden Einspruch zu erheben, ist doch geneigt, die Bedeutung der beigebrachten Gründe anzuerkennen und dafür Sorge zu tragen, dass wenigstens der grössere Theil des Schlossberges erhalten werde. Die nächste Zeit wird darüber entscheiden. Wir werden versuchen, bei aller Anerkennung der Verkehrsinteressen, welche in Betracht zu ziehen sind, doch wenigstens das zu erlangen, dass der Schlossberg in seiner Hauptform nicht beschädigt werde, auf dass er den kommenden Generationen als ein sichtbares Zeichen der Vorzeit übergeben werden kann. Dabei wird die Frage zu erwägen sein, ob nicht der schon wiederholt erörterte Gedanke, den Schlossberg anzukaufen und in öffentlichen Besitz zu bringen, ausgeführt werden kann. —

Statutengemäss soll heute noch berichtet werden über den Stand der Sammlungen der Gesellschaft:

1. Die Bibliothek hat durch Geschenke, Ankauf und Tauschverkehr einen Zuwachs von 358 Bänden (davon 191 Zeitschriften) und 123 Broschüren erhalten, so dass der Gesammtbestand jetzt 7483 Bände und 1079 Broschüren beträgt. Durch die Aufstellung eines neuen Schrankes ist dem früheren Mangel an Raum für die nächsten Jahre abgeholfen worden.
2. Die Sammlung der Gypse wurde durch einen von Hrn. E. Dubois geschenkten Schädel-Abguss des Pithecanthropus erectus vermehrt.
3. Die Sammlung der Photographien hat sich im verflossenen Jahre um 148 Stück vermehrt. Sie besteht jetzt aus 3508 einzelnen Blättern und 5 zusammengestellten Albums mit 632 Aufnahmen, sowie aus 20 photographischen Werken.
4. Die anthropologische Sammlung konnte durch Einreihung von 5 Skeletten und 25 Schädeln, welche theils aus den älteren Beständen, theils aus neueren Geschenken und Ankäufen herstammen, erweitert werden: ausserdem fand der Mumienkopf der Aline als Leihgut des Hrn. Prof. v. Kaufmann darin Aufnahme.
5. Die prähistorischen und ethnologischen Eingänge werden an das Königliche Museum für Völkerkunde abgegeben. —

(3) Der Schatzmeister Hr. W. Ritter erstattet den Bericht über die

Rechnung für das Jahr 1896.

Bestand aus dem Jahre 1895		1 651 Mk. 44 Pfg.
Einnahmen:		
Jahres-Beiträge der Mitglieder	10 772 Mk.	
Staatszuschuss für 1896/97	1 500 „	
	12 272 „ — „	
Latus		13 923 Mk. 44 Pfg.

Digitized by Google

	Transport	13 923 Mk. 44 Pfg.
Beitrag des Hrn. Unterrichts-Ministers für die Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde für 1896	1 000 Mk.	
Capitalzinsen	761 „	
Ausserordentliche Einnahme:		
Geschenk eines Mitgliedes	50 Mk.	
		1 811 Mk. — Pfg.
Bestand und Einnahmen zusammen		15 734 Mk. 44 Pfg.

Ausgaben:

Miethe an das Museum für Völkerkunde		600 Mk. — Pfg.
Mitglieder-Beiträge an die Deutsche anthropol. Gesellschaft .		1 590 „ — „
Ankauf von Exemplaren der Zeitschrift für die ordentl. Mitglieder		2 805 „ — „
Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde (Jahrgang 1896), einschliesslich der Remuneration für die Bibliographie, aber ausschliesslich der Abbildungen		1 030 „ 85 „
Einladungen zu den Sitzungen		147 „ 35 „
Index der Verhandlungen für 1895		150 „ — „
Porti und Frachten		1 201 „ 29 „
Bibliothek (Ankauf von Werken, Einbände u. s. w.)		766 „ 45 „
Remunerationen		222 „ 41 „
Bureau- und Schreib-Materialien		753 „ 88 „
Ankauf wissenschaftlicher Gegenstände:		
a) Zeichnungen	323 Mk. 75 Pfg.	
b) Skelette und Präparate	728 „ — „	
c) verschiedene Ausgaben	93 „ — „	
		1 144 „ 75 „
An die Verlags-Buchhandlung Asher & Co. für überzählige Bogen und Abbildungen zu den Verhandlungen für 1895 . . .	3 216 Mk. 70 Pfg.	
Abschlagszahlung für 1896	1 500 „ — „	
		4 716 „ 70 „
Gesammt-Ausgaben . .		15 128 Mk. 68 Pfg.
Bleibt Bestand für 1897		605 Mk. 76 Pfg.

Der Capitalbesitz besteht aus:

1.	den verfügbaren Beträgen von	
	a) Preussischen 3½ procentigen Consols. . .	8 000 Mk.
	b) „ 4 procentigen Consols . . .	900 „
	c) Berliner 3½ procentigen Stadt-Obligationen	11 000 „
2.	dem eisernen Fonds, gebildet aus den einmaligen Zahlungen von je 300 Mk. Seitens 5 lebenslänglicher Mitglieder, angelegt in Preussischen 4 procentigen Consols	1 500 „
	Summa	21 400 Mk.

Hr. R. Virchow: Der Bestand der laufenden Gesellschaftskasse ist in diesem Jahre ungewöhnlich klein. Er beträgt nur 605,76 Mk., um mehr als 1000 Mk. weniger als im Vorjahre. Dabei bildet der Staatszuschuss, der bis zum 31. März 1897 vorhalten soll, den grössten Theil dieser Summe. Leider hat aber die Gesellschaft,

Digitized by Google

wie alljährlich, eine nicht unbeträchtliche schwebende Schuld, deren Höhe erst in ein Paar Monaten durch die Schlussabrechnung mit der Verlagshandlung festgestellt werden wird. Eine frühere Abrechnung ist nicht möglich, da der Druck der Zeitschrift, der Verhandlungen und der Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde sich meist bis über den Februar hinaus fortsetzt und die Herstellung des Inhalts-Verzeichnisses erst nach dem Abschlusse aller dieser Abtheilungen erfolgen kann.

Wir geben uns der Hoffnung hin, dass der Herr Unterrichts-Minister uns auch für das neue Rechnungsjahr den Staatszuschuss, mindestens in der bisherigen Höhe, bewilligen wird. Im Uebrigen sind wir auf die Mitglieder-Beiträge angewiesen. Da die Zahl der zahlenden Mitglieder sich um 10 vermindert hat, so müssen wir wiederum den dringenden Wunsch aussprechen, dass nicht nur die alten Mitglieder uns treu bleiben, sondern dass auch neue Mitglieder in stärkerem Maasse gewonnen werden. Die Möglichkeit, unsere Publicationen in gewohnter Weise auszustatten und fortzuführen, ist ganz abhängig von der Grösse unserer Zahlungsmittel; würde sich hier kein Gleichgewicht herstellen, so müssten in einer oder der anderen Richtung Ersparungen gemacht und der Werth unserer Publicationen herabgemindert werden. Die Erwägung, dass wir eine bedeutungsvolle wissenschaftliche Aufgabe erfüllen, die sonst der Königlichen Staatsverwaltung zufallen würde, wird, wie wir sicher annehmen, die Wage der Entscheidung zu unseren Gunsten senken. —

Die Rechnung ist von dem Vorstande statutengemäss dem Ausschusse vorgelegt worden. Dieser hat, nachdem eine Prüfung durch die HHrn. Lissauer und Friedel stattgefunden hat, dem Vorstande Decharge ertheilt (Statuten § 36).

Dem Herrn Schatzmeister sind wir für seine mühselige Geschäftsführung zu grossem Danke verpflichtet. —

(4) Hr. Rud. Virchow macht folgende Mittheilung über die

Rechnung der Rudolf Virchow-Stiftung für das Jahr 1896.

Der Capitalstock der Stiftung betrug nach der vorjährigen Rechnung (Verhandl. 1895, S. 759) nominell 120 000 Mk. Er ist im Laufe des Jahres 1896 nicht verändert worden. Die ihn bildenden Werthpapiere sind bei der Reichsbank deponirt. Sie betragen

in 4 procentigen Consols nominell			94 500 Mk. — Pfg.
„ $3\frac{1}{2}$ „ „ „			1 600 „ — „
„ 3 „ „ „			24 500 „ — „
		zusammen	120 600 Mk. — Pfg.
Der flüssige Bestand betrug am Ende des Vorjahres	13 391 Mk. 75 Pfg.		
Dazu laufende Zinsen aus 1896 . .	5 517 „ 30 „		
	Flüssiger Bestand und Einnahmen zusammen		18 909 Mk. 05 Pfg.

Ausgaben wurden geleistet in 1896 für

Mr. Hrolf Vaughan Stevens (Malacca)	500 Mk. — Pfg.	
Dr. Ohnefalsch-Richter (Cypern) . .	800 „ — „	
Bildhauer Kolbow (Gypsabguss) . . .	25 „ — „	
Aufstellung eines Skelets	30 „ — „	
Porti und Spesen	23 „ — „	
	zusammen	1 378 Mk. — Pfg
bleibt flüssiger Bestand am Schlusse des Jahres 1896		17 531 Mk. 05 Pfg.

Digitized by Google

Der verhältnissmässig geringe Verbrauch erklärt sich durch den Umstand, dass verschiedene grössere Unternehmungen, für welche Reserven gehalten wurden, nicht zu Stande kamen. So namentlich die schon mehrfach erwähnte armenische Expedition und ebenso eine im letzten Augenblick aufgegebene, auf mehrere Jahre berechnete polynesische Reise. Sollten im Jahre 1897 ähnliche Hindernisse fortdauern, so würde die Frage herantreten, ob nicht ein Theil des Bestandes zur Verstärkung des Capitalstockes verwendet werden sollte, da die bevorstehende Conversion der 4procentigen Staats-Anleihe eine fühlbare Verminderung der Einnahme herbeiführen wird. —

(5) Es folgt die

Neuwahl des Vorstandes.

Es wird der Vorschlag gemacht, von einer Abstimmung durch Zettel abzusehen und die Wahl durch Acclamation vorzunehmen, so jedoch, dass die HHrn. Virchow und Waldeyer in den Stellen des Vorsitzenden und des Stellvertreters wechseln. Da von keiner Seite Widerspruch erhoben wird, so wird die Acclamation als einstimmig angenommen.

Der Vorstand für das Jahr 1897 wird demnach bestehen aus den HHrn.

Rud. Virchow als Vorsitzendem,
Waldeyer,
W. Schwartz } als Stellvertretern desselben;
A. Voss,
M. Bartels,
R. Neuhauss } als Schriftführern;
W. Ritter als Schatzmeister.

(6) Hrn. Fedor Jagor, der sein 80. Lebensjahr antritt, werden die herzlichsten Glückwünsche dargebracht. —

(7) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Verein für Heimathskunde in Müncheberg.
Hr. Schauspieler Bernhard Vorwerk in Berlin.
„ Dr. med. Hugo Apolant in Berlin.

(8) Die I. R. Accademia di Scienze, Lettere ed Arti degli Agiati zu Rovereto übersendet unter dem 1. December den Aufruf eines Centralcomités für die Feier der 100jährigen Wiederkehr des Geburtstages von Antonio Rosmini als „Wiederherstellers der Philosophie und Begründers des Ordens della Carità." Die Feier soll im nächsten Frühjahr begangen werden. —

(9) Hr. Dr. M. Grunwald in Hamburg überschickt Namens des Comités der Henry Jones-Loge für jüdische Volkskunde einen vom November datirten Aufruf für Sammlungen zur jüdischen Volkskunde mit einem ausführlichen Fragebogen, der sich auf Namenkunde und Mundartliches, Dichtung, Glaube und Sage, Sitte und Brauch, Weissagung, Zauber und Volksheilkunde, Hausbau und Volkstracht bezieht. —

(10) Frl. Eysn aus Salzburg übersendet durch Hrn. Lissauer zwei Photographien für die Sammlung der Gesellschaft. Die eine stellt einen mit grünem Blätterkranz und rosenrothen Blüthen bemalten Schädel dar aus der Thurmhalle

Digitized by Google

von Wackersberg, einer alten Siedelung mitten in der grossartigen Moränenlandschaft im Isarwinkel; die zweite giebt ein charakteristisches Bild von Hügelgräbern, welche sich an einem alten Verkehrswege nächst Tittmaning am linken, also bayrischen Ufer der Salzach erheben.

Dieselbe theilt ferner mit, dass unterhalb Maria Plain, jenes herrlich gelegenen Klosters bei Salzburg, ein grosses Reihengräberfeld, auf welches sie schon wiederholt die Aufmerksamkeit der Forscher zu lenken versucht hatte, endlich von Dr. Much jun. systematisch untersucht worden sei. Bis jetzt sind schon über 100 Gräber eröffnet, ohne dass das Gräberfeld ersehöpft wäre; nach den gehobenen Funden zu urtheilen, welche in die Sammlung Much übergingen, ist dasselbe dem von Hrn. v. Chlingensperg in Reichenhall aufgedeckten ganz analog.

Auch römische Brandgräber wurden in den letzten Monaten in der Nähe von Salzburg, beim Bau einer neuen Irrenanstalt zwischen Salzburg und Freilassing, blossgelegt; doch sind dieselben bisher nicht weiter verfolgt. Wahrscheinlich wird man dabei auf die vindelicische Strasse stossen, von der noch ein ziemliches Stück jenseits der Saale im bayrischen Gebiet bei Freilassing erhalten ist, welches über die Richtung der Funde nach Juvavum weist.

In Betreff des jungen Salzburgers mit Riesenwuchs, der kürzlich in unserer Gesellschaft vorgestellt wurde (S. 524), theilt sie ferner mit, dass er wahrscheinlich ein Sohn der Familie Hennoch in Salzburg sei, die durch ihre ungewöhnliche Grösse auffällt. Ein Bauer auf dem Heuberg rief beim Anblick des Hennoch bezeichend aus: „Ist das ein langer Mensch, schier so lang als der Sunnawendtag!“ —

(11) Hr. M. Bartels hat in seinem Vortrage über das

vorgeschichtliche Kupferbergwerk auf dem Mitterberg

angegeben, dass der daselbst entdeckte Schmelzofen nicht erhalten sei (Verhandl. S. 295). Hr. Bergverwalter Pirchl schreibt jetzt, dass derselbe noch existire: er sei nur überschüttet, um ihn vor Zerstörung zu bewahren. Er könne jeder Zeit wieder freigelegt werden. —

(12) Hr. R. Andree übersendet eine Mittheilung über

Lactation unbelegter Ziegen.

Die mit der Laetation zusammenhängenden Fragen sind in der letzten Zeit wiederholt in der anthropologischen Gesellschaft erörtert worden. Vielleicht ist dazu nachstehende Mittheilung von Belang. Bei uns (im Braunschweigischen) ist nehmlich bei kleinen Leuten auf dem Lande, welche Ziegen halten, eine Manipulation im Ganzen, welche „Kloppmelk måken“ genannt wird. Sie besteht darin, dass man das Euter von Ziegen, welche noch nicht geworfen haben, mit feuchtwarmen Tüchern reibt, das Euter stösst und dann zeitweise das Melken versucht. Diese Versuche werden so lange fortgesetzt, bis Milchabsonderung eintritt. Gewöhnlich wird der Zweck erreicht. — Ich weise dabei auf eine (nicht quellenmässig belegte) Mittheilung in Ploss, Das Kind, II. S. 116 hin, wonach in Neuseeland eingeborene Weiber, die noch nicht geboren hatten, stillten. —

Hr. M. Bartels bemerkt hierzu: Hr. Treichel hat die gleiche Thatsache unserer Gesellschaft im Jahre 1888 aus Westpreussen mitgetheilt (Verhandl. XX, 257). Das Säugen durch eine Nullipara habe ich in meiner Bearbeitung von Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde besprochen (siehe 4. Auflage, Bd. II, S. 391. Leipzig 1895). —

Digitized by Google

(13) Hr. C. F. Lehmann bespricht

eine assyrische Darstellung der Massage.

Unter den assyrischen Sculpturen des Berliner Museums fesselt, als Gesammtdarstellung wie wegen der fein beobachteten und wiedergegebenen Einzelzüge, die Aufmerksamkeit des Beschauers in besonderem Maasse das mit V. A. Nr. 965 bezeichnete Alabaster-Relief, Theil einer Wandverkleidung aus dem Palaste Sanherib's (705—681 v. Chr.) zu Ninive (Kuyunǧyk[1]).

1 Vgl. „Königliche Museen zu Berlin. — Verzeichniss der vorderasiatischen Alterthümer und Gypsabgüsse." S. 102.

Digitized by Google

Es stellt einen Theil eines mit einer Mauer befestigten [1]) Lagers dar. Man sieht im Vordergrunde zwei Zelte. In dem Zelte links vom Beschauer giebt ein Mann einem Krieger zu trinken, während ein anderer Mann an einem Bette beschäftigt ist, in dem ein Mensch liegt. In dem zweiten Zelte, von dem nur ein Theil erhalten ist, weidet ein Mann ein Schaf aus, das an einer Zeltstange aufgehängt ist. Ausserhalb der Zelte und mehr im Hintergrunde sieht man einen Mann an einem Troge beschäftigt, ruhende Kamele im Austausch von Zärtlichkeiten, Schafe und einen Ziegenbock.

In dieser sonst klar zum Verständniss sprechenden Darstellung ist eines räthselhaft, nehmlich die Scene an dem Bett. Seitdem ich in den Jahren 1887 und 1888 mit Inventarisirung und Katalogisirung der assyrischen Alterthümer im Berliner Museum beschäftigt war, hat mich die Frage, was da vorgehe, mehrere Jahre lang beschäftigt. Der an dem Bette Stehende giebt dem Ruhenden nicht etwa zu trinken oder zu essen, er verbindet ihn nicht, er bettet ihn auch nicht oder hilft ihm seine Lage verändern, wie das ebenfalls bei einem Verwundeten oder Kranken zu erwarten wäre, er deckt ihn auch nicht zu. Alles dieses ist durch die Stellung des über das Bett gebeugten Mannes ausgeschlossen.

Schliesslich ist mir die Bedeutung der Darstellung aufgegangen. Die Körperhaltung und besonders die sehr deutlich hervortretende charakteristische Stellung der Hände des an dem Bette Beschäftigten (man vergleiche die Abbildung [2]) S. 585) zeigen klärlich, dass wir es hier mit einer Darstellung der Massage zu thun haben, und zwar, allem Anschein nach, mit einer Massage des Unterleibes. Die Darstellung ist, eben mit Ausnahme der Bewegungen der Hauptperson, skizzirt gehalten, so dass die Körperlinien des im Bett Liegenden und die Details des Bettes und seiner etwaigen Bedeckung nicht besonders hervortreten.

Es ist nun bereits manches Jahr darüber vergangen, seit mir diese Lösung klar geworden ist. Ich habe aber, um ganz sicher zu gehen, dass ich mich nicht täuschte, wiederholt Gelegenheit genommen, mir bekannte, vollkommen unbefangene Besucher des Museums vor das Original zu führen und ihnen die Frage vorzulegen, was der stehende Mann mit dem im Bette liegenden vornehme? Und regelmässig wurde mir die Antwort: „er massirt ihn“ [3]).

Nach solcher Vorprüfung glaube ich nunmehr meine Beobachtung mittheilen zu sollen.

Dass die Massage im Orient seit uralter Zeit geübt wurde, war ja bekannt. Hier dürfte aber das älteste directe Zeugniss für diese Uebung, und fraglos wohl die älteste bisher bekannte Darstellung der Massage vorliegen. —

(14) Hr. C. F. Lehmann legt vor

eine neue Ausgabe der auf russischem Gebiet gefundenen chaldischen Keilinschriften.

Dieselbe, von Hrn. Nikolsky besorgt, ist veröffentlicht als 5. Heft der von der kaiserlich. archäologischen Gesellschaft zu Moskau unter Redaction der Gräfin

1) Man könnte auch daran denken, dass die oben (d. h. im Hintergrunde der natürlich wenig perspectivischen Darstellung) erscheinenden Mauern und Zinnen einer belagerten Stadt angehörten, vor welcher in einiger Entfernung die angreifenden Assyrer ihr Lager aufgeschlagen hätten.

2) Dieser liegt eine Photographie von Dr. E. Mertens u. Co. zu Grunde. Obige Wiedergabe beschränkt sich auf das eine hier interessirende Zelt und dessen Umgebung.

3) Auch von Mitgliedern der Gesellschaft wurde dem Vortragenden verschiedentlich bestätigt, dass dieser Deutung beizustimmen sei: die Körper- und die Handstellung des Mannes seien die eines Massirenden.

Digitized by Google

Uwarow herausgegebenen „Materialien zur Archäologie des Kaukasus“[1]). Es ist ein Band in gross Quart mit prächtig gelungenen photographischen Nachbildungen der sämmtlichen Inschriften. Zugleich ist vielfach der Fundort und die Umgebung der Inschrift, deren Kenntniss sich für die Bestimmung des Inhaltes der Inschrift als so wichtig zu erweisen pflegt, photographirt. Die Inschriften werden ausserdem im Typendruck wiedergegeben, transcribirt, ins Russische übersetzt, und sind mit ausführlichen Erläuterungen versehen. Uebersetzung und Commentar, bei denen jetzt auch die neuesten, in den Verhandlungen unserer Gesellschaft veröffentlichten Arbeiten berücksichtigt werden konnten, zeigen schon bei oberflächlicher Prüfung wesentliche Fortschritte gegen die früheren Bearbeitungen des Hrn. Nikolsky[2]).

Den wichtigsten der von Hrn. Belck und mir ermittelten Deutungen stimmt Nikolsky bei. So wird nunmehr durchweg pili mit „Canal“ übersetzt[3]). —

Hr. Belck hat zur Edition der Texte folgende Bemerkungen übersandt:

„Nikolsky's neue musterhafte Ausgabe weist bezüglich verschiedener Texte wesentliche Verbesserungen gegenüber Sayce's und Nikolsky's eigenen früheren Publicationen auf. Die wichtigsten beziehen sich auf die Inschrift von Atamchan (Nik. Nr. 16), bei der Nikolsky im Anschluss an unsere Ausführungen in der Zeitschr. f. Assyr. [ZA.] IX, 348 Anm. 2 den Namen des Vaters des Königs Sardur, von dem die Inschrift herrührt, Argištiš, statt wie früher fälschlich Ipitus, liest. —

In der grossen Menuas-Inschrift von Taschburun — früher auch fälschlich von Karakoinlu genannt — (Nik. Nr. 1), ist namentlich die früher von Nikolsky und Sayce falsch gelesene Zeile 15 jetzt richtig gestellt. Dass sie falsch gelesen sei, hatte ich bereits in diesen Verhandlungen 1896, S. 313 betont; denn nach Analogie aller anderen Anfänge von Fluchformeln musste diese Zeile lauten:

Me-nu-a-š(e) a-li-e a-lu-š(e) u. s. w.,

d. i. „Menuas spricht: Wer u. s. w.“, während Nikolsky mit Sayce dafür gelesen hatte:

Me-nu-u-a-li-e-a-lu-li-ni

und mit ihm dieses vielsilbige Wort als eine Bezeichnung wie „Wohnstätte des Menuas, bezw. des Volkes von Menuas“ aufgefasst hatte. Auch Zeile 17 dieser Inschrift weist eine wesentliche Abänderung auf. Statt (pi)-i mit dem darauffolgenden Determinativ für Stein liest Hr. Nikolsky jetzt nur:

a-i-ni.

Damit fällt übrigens der directe Beweis dafür, dass aini(š) „Stein“ bedeutet[4]).

Eine wichtige Vervollständigung weist die Bau-Inschrift von Gazandschy (Nik. Nr. 4) auf, in der das nach den früheren Publicationen angeblich fehlende Object des sonst vollständigen Satzes (die Bezeichnung des ausgeführten Baues) jetzt gegeben wird.

Ganz verändert erscheint die Inschrift von Kulidschan, deren Text, wie sich nun erweist, sich nicht auf 11, sondern nur auf 7 Zeilen vertheilt.

Die weitaus grössten Abweichungen zeigen sich bei den Inschriften von Sarikamisch (Nik. Nr. 21) und von Koelani Girlan (Nik. Nr. 18); in jeder

1) Матеріалы по археологіи Кавказа. Выпускъ 5. 1896.
2) Vergl. Verh. 1892, S. 217 ff.
3) Vergl. zuletzt Verh. 1895, S. 597 ff; 1896, S. 309 ff.
4) Vergl. Verh. 1893, S. 218.

Digitized by Google

derselben liest Nikolsky jetzt 13, bezw. 12 Zeichengruppen anders, als in seiner ersten Veröffentlichung. Ein Blick auf die beigegebenen photographischen Reproductionen dieser Inschriften erklärt das vollkommen aus dem trostlosen Zustande dieser Inschriften; bei der ersten vermag man einige Zeichengruppen zu erkennen, bei der letzteren gar nichts; meine stets wiederholte Behauptung, dass nur eine fortgesetzte, oftmals wiederholte Untersuchung der Originale in diesen Fällen zu einer, wenn auch nicht vollständigen, so doch für die Mehrzahl der Gruppen zutreffenden Entzifferung verhelfen könne, ist dadurch nur bestätigt worden.

So sehr ich daher auch den Werth der Arbeit des Hrn. Nikolsky anerkenne und die Mühe zu beurtheilen und richtig zu würdigen weiss, der er sich durch die erneute Untersuchung dieser beiden Inschriften unterzogen hat, so halte ich es doch um so mehr für meine Pflicht, davor zu warnen, diese seine Lesungen beider Inschriften als durchaus richtig zu betrachten und auf dieser Grundlage weiter zu arbeiten. Vielmehr können auch Nikolsky bei seiner jetzigen Fassung der Texte ohne Weiteres verschiedene Fehler nachgewiesen werden, und zwar solche, die dem Sinne und Geist chaldischer Inschriften widersprechen.

Wenn es z. B. in Zeile 1—2 der Inschrift von Koelani Girlan heisst: „Rusas, der Sohn Sardur's (spricht): **ich** habe" u. s. w., so muss eine auf „bi" = 1. Person Perfecti endigende Verbalform folgen, die sich jedoch bei Nikolsky nicht findet. Ich vermuthe, dass das von ihm gebotene

ma-gu-u-la

zu lesen ist:

a-gu-u-bi.

In Z. 15 wiederum muss es statt „^{m} Ru-sa-a-še" entweder heissen: „te-ru-bi a-še", was dem Sinne am meisten entsprechen würde, oder es müsste dem „Rusas" sofort ein „alie" = „spricht" folgen, und Aehnliches mehr.

Bezüglich der Inschrift von Sarikamisch habe ich in meinen Ausführungen, ZA IX. S. 347 Anm., einen Irrthum zu berichtigen (s. Nikolsky's Bemerkungen). Einerseits hatte ich in Hrn. Nikolsky's früherer Publication zu meinem Bedauern den Nachsatz übersehen, demgemäss die Inschrift ausser den 24 von ihm gebotenen Zeilen noch 2 weitere zerstörte enthalte, andererseits ist in der ZA. an genannter Stelle durch ein Versehen die noch vorhandene Zeilenzahl fälschlich zu 28 angegeben, statt zu 27. Ueber der ersten, von Nikolsky gebotenen Zeile befindet sich nehmlich noch eine weitere, von der allerdings nur noch wenige Charaktere erhalten und von mir copirt sind. Im Uebrigen ist der obere Theil des Schriftsteines weggebrochen, so dass also die der Zahl nach unbekannten Anfangszeilen fehlen.

Da meine Copie der Inschrift von Sarikamisch sehr erhebliche Abweichungen gegenüber dem von Nikolsky gebotenen Text aufweist und ich mich zur Zeit, als ich diesen Schriftstein untersuchte, der Inschrift gegenüber deshalb in einer günstigeren Lage als Hr. Nikolsky befand, weil ich bei meiner damaligen völligen Unbekanntschaft mit der Keilschriftforschung beim Copiren naturgemäss durchaus objectiv vorging und vorgehen musste und nur das aufzeichnen konnte, was ich wirklich sah, bezw. zu sehen glaubte, keinenfalls aber durch etwaige subjective Vorstellungen über den Tenor der Inschrift beirrt werden konnte, so werde ich demnächst meine Copie, so wenig vollständig die Lesung auch ist, an geeigneter Stelle veröffentlichen.

In der neuen Edition dieser Inschrift erregen mir Bedenken namentlich das

Digitized by Google

Vorkommen des Wortes (BIT) 'a-ri, das ein dem Cultus dienendes Gebäude (wahrscheinlich geringerer Art)[1]) bezeichnet, mitten in einem Kriegsbericht, der eine eroberte Stadt nach der andern aufzählt; ferner in Zeile 5 das Länderdeterminativ vor dem Worte i-bi-ra-ni.

Wenn Nikolsky bei den Inschriften von Armavir und von Taschburun den genannten Namen in der Ueberschrift hinzufügt: „Argistihinili", bezw. „Menuahinili", so ist zur Vermeidung von Missverständnissen darauf hinzuweisen, dass diese Namen nur den Palästen des Argistis, bezw. des Menuas zukommen (inili = Palast)[2]), nicht etwa den Städten. Das Stadtnamen bildende Suffix heisst im Chaldischen „na"; so kennen wir mindestens eine Menuas-Stadt (Menuahina), und ich habe aus dem Vorkommen des Wortes „Argistihina" in einer aus Armavir stammenden Inschrift schon längst (Verh. 1892, S. 481f.) gefolgert, dass Armavir eine Gründung Argistis' I. sei und nach ihm „Argistis-Stadt" hiess, eine Thatsache, welche durch die von mir in diesen Verhandlungen 1896, S. 309ff. behandelte Canal-Inschrift Argistis' I. unwiderleglich bewiesen wird.

Dies alles sind jedoch im Verhältniss zur Gesammtleistung geringfügige Ausstellungen, die den lebhaften Dank nicht schmälern können, den die Wissenschaft Hrn. Nikolsky für seine vorzügliche Arbeit schuldet." —

(15) Hr. Ed. Krause zeigt eine Skizze der

Ausmalung der Hausdiele eines hannöverischen Bauernhauses.

Dieselbe ist anlässlich der Hochzeit einer Tochter des Hauses ausgeführt worden.

Als ich mit meinem Freunde Dr. Schötensack auf der Suche nach Steinkammergräbern im Juni 1894 das Haus des Gemeindevorstehers in Hackemühlen, Kreis Neuhaus a. d. Oste, Provinz Hannover betrat, war ich überrascht, die geschwärzten Balken und Wände der Diele dieses Rauchhauses mit prähistorischen Mustern bemalt zu sehen. Auf Befragen erfuhr ich, dass im Frühjahr eine Tochter

des Hauses Hochzeit gehabt hatte und dass die Mägde zur Feier das Haus durch diese Malereien geschmückt hatten. Skizze *a* giebt den reichst bemalten Theil des

1) Vergl. hierzu diese Verh. 1895, S. 603.
2) Siehe Verh. 1893, S. 318ff.

Digitized by Google

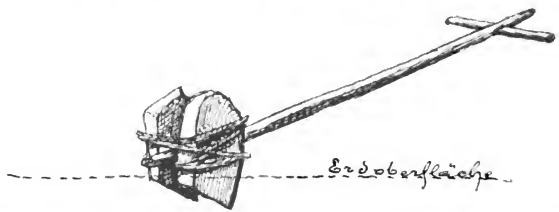
Balkenwerkes wieder; die Muster sind in etwa 3 *cm* breiten weissen Streifen mit Weisskalk auf den vom Rauch schwarzen Grund gemalt. *b* und *c* sind Motive von den Wänden, *d* das eines Kopfbandes (Balkens). *b* und *c* stellen nach Erklärung der Leute „Tannenbäume", das sind Kiefern, dar, *d* eine Schlange. Die Bedeutung der Punkte wurde mir nicht gesagt. „Das machen die Mädchen so". hiess es unter etwas zweideutigem Schmunzeln, welches vermuthen liess, dass etwas dahinter steckt, was man nicht verrathen wollte.

Hr. Dr. Diederich Hahn theilte mir später mit, dass diese Sitte der Bemalung des Dielenraumes bei Familien-Festlichkeiten in der ganzen Gegend verbreitet ist. —

(16) Hr. Ed. Krause legt die Zeichnung eines

modernen Steingeräthes aus der Provinz Hannover

vor, welches bei Dahlenburg, Kreis Dannenberg, als Pflug zum Häufeln der Kartoffeln benutzt wird. Es besteht aus zwei unten spitz auslaufenden Feldsteinen, welche mittels Schnüren an dem unteren Ende einer Deichsel befestigt sind. Die



Steine sind etwa 40 *cm* hoch, wovon etwa 10 *cm* in die Erde eingreifen. Besitzer waren kleine Leute, die zur Beackerung ihres wenig ausgedehnten Feldes keine Zugthiere halten konnten, deshalb zogen Mann und Frau selbst an dem Geräthe. Beobachtet Sommer 1893. —

(17) Hr. Ed. Krause überreicht im Anschlusse an Verh. 1895, S. 769 seine weitere Correspondenz in Bezug auf den

versteinerten Mann von Columbia, South Carolina.

Hrn. Consular-Agent W. Dreher in Guben hatte ich, da ich Separat-Abzüge seines früheren Berichtes leider nicht erhalten hatte, den mir für die Anfertigung des Index von der Druckerei übersandten Aushänge-Bogen zugeschickt, um ihm das Interesse der Gesellschaft an seiner Mittheilung zu beweisen. Hr. Dreher hat nun seinen Bruder in Columbia um genauere Auskunft gebeten und diese von ihm erhalten. Ich gestatte mir, die mir von Hrn. Dreher unter dem 8. Juni zugegangenen Schriftstücke anbei zur gefälligen Benutzung zu überreichen.

Wenn auch die Sache hiermit keineswegs klargestellt ist, so ist doch durch die Vorlegung in unserer Gesellschaft das Interesse auch der amerikanischen Gelehrten erhöht und endliche Klarstellung zu erhoffen, wozu ich mir weitere Schritte vorbehalte.

1. Brief des Hrn. Dreher an Hrn. Krause:

„Als ich vor 5 Wochen erfuhr, dass der „versteinerte Mann" Gegenstand einer Discussion in einer Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft bilden sollte,

Digitized by Google

schrieb ich an meinen Bruder Ernest S. Dreher, Superintendent of Schools in Columbia, Süd-Carolina, um mir genauere Auskunft über den Fund zu erbitten. Ich bin jetzt in der Lage, Ihnen die mir übersandten Informationen mitzutheilen.

„Ich hatte meinen Bruder u. A. gebeten, das Urtheil des Prof. Dr. James Woodrow, President of South-Carolina University zu Columbia, zu erlangen, da letzterer auf diesem Gebiete eines guten Rufes geniesst. Darauf antwortet mein Bruder: „I have not seen Dr. Woodrow, and it will do no good to see him. He wanted to get a piece of the body for careful examination, and because he could not do this on account of the objections of the owners, he refused to go to see the man, saying it was all a fake. I wrote, however, to Prof. E. B. Craighead of Clemson (Agricultural) College, asking him for his opinion. I enclose his letter, and I agree with him as to the appearance of the man. Let me attempt here a description of him. The body has the appearance of having been laid out for burial: the hands are crossed on the chest, the head is a little raised and thrown back somewhat: the legs are straight, and the toes are perfect, the two big ones standing off a little from the others in the natural position. There is an imperfect moustache, with no hairs distinct. The abdomen has the appearance of having expanded to the bursting point, broken and then sunk back to below the natural state. In the cavity thus formed, which is about the size of a wash basin (wie ich schätze, ungefähr 25 *cm* Durchmesser), you can see the outlines of the petrified intestines, and the walls of the abdomen. The bodily characteristics are perfect; you can see the impressions of the ribs and collar bones; the skin in places has the appearance of having contracted, and you can distinguish the fine regular contractions. But the most natural things about the man are the penis and scrotum. I don't believe art could produce a thing so perfect. The scrotum is drawn up in wrinkles, as when one comes from a bath. The penis, with the prepuce drawn back, lies to the right in perfect order. Mr. Buff prized off a piece of the upper lip, and found the man's teeth also in perfect order. This has more fully convinced me of the genuineness of the man than any other one thing."

„Mein Bruder berichtet weiter, ein Bekannter von uns, William Huffmann, habe einen dritten Antheil an dem Manne gekauft und bereise jetzt Süd-Carolina und die benacharten Staaten mit ihm. „If I should see Huffmann again I may be able to get a small piece of the man for Hr. Krause.""

2. Der Brief des Hrn. Professors E. B. Craighead in Columbia an Hrn. Professor E. S. Dreher in Columbia lautet:

„I know Hr. Krause only from reputation, but would gladly assist him in reaching a conclusion in regard to the „petrified man". I can only say that if it is „not a genuine petrified man", it is the most unique and masterful fraud I have ever seen. Could you not secure a fragment of the body in order to send it to Germany for examination? This would settle the question for ever. It has every appearance of being a real petrified man, and I would like to see the question settled." —

(18) Hr. Dr. Köhler in Posen übersendet mit folgendem Briefe vom 8. Decbr.

einen Schädel von Węgierskie bei Schroda.

Węgierskie, ein grösseres Gut im Besitz meines Schwagers, hat bis jetzt als Funde ergeben einen Schläfenring und eine Feuersteinschlagstätte; beides habe ich beschrieben. Es zieht sich auf den Fluren dieses Dorfes eine Kette von sandigen Anhöhen hin, die meistens mit Wald bedeckt, theilweise urbar gemacht sind.

Digitized by Google

An einer Stelle war die Feuersteinschlagstelle, etwa gegen 600 Schritt entfernt. Unter einem einzeln dastehenden Hügel aus weissem Sand lag der Schädel ohne irgend welche Beigaben. Dieser kleine Hügel ist zum grössten Theil abgetragen, da man von hier den Sandbedarf holt. Der Hügel ist etwa $1^1/_2$—2 *m* hoch gewesen, der Schädel lag ebenso tief. Beim Nachfragen erhielt ich nur die Antwort, dass vor zwei Jahren ein Knecht schon zwei Schädel gefunden habe, doch lagen auch diese ohne Beigaben. Er hat auch noch tiefer gegraben, da er etwas zu finden hoffte, doch war nichts da. Die Schädel hat er wieder vergraben, doch kann er die Stelle nicht mehr angeben. Es ist nicht unmöglich, dass der beigesandte Schädel einer von diesen ist; unter meiner Aufsicht wurde die Fundstelle im Umkreise durchgraben, doch ohne Erfolg. Die Einschnitte auf dem Schädel möchte ich als vom Spaten entstanden ansehen; gern möchte ich auch den Schädel mit der Feuersteinschlagstätte in Verbindung bringen. —

Hr. R. Virchow: Der kleine, scheinbar weibliche Schädel ist sehr zerstört. Es fehlen die ganze Stirn und das Gesicht. Der Vorderkopf ist niedrig und schmal, die Scheitelcurve flach und länglich, der Hinterkopf nach oben (Theile der Parietalia und der Schuppe) etwas abgeflacht, so dass er beim Aufstellen auf eine ebene Fläche etwas steht. Der grössere Theil der Stehfläche liegt am Mittelkopfe. Die Nähte sind ordentlich gebildet.

Maasse:	Grösste horizontale Länge . .	170 *mm*
	„ Breite	129? „
	Ohrhöhe	107 „
	Minimale Stirnbreite	85 „

Daraus berechnet sich eine orthomesocephale Schädelform (L.-Br.-I. 75,9?, O.-H.-I. 62,9). Zieht man die occipito-parietale Abflachung, die wahrscheinlich krankhaft gebildet ist, ab, so würde vielleicht ein dolichocephaler Index herauskommen.

Was das Alter anbetrifft, so kann der Schläfenring nichts entscheiden, da er in keinem Zusammenhange mit den Schädeln gefunden wurde. Indess hat auch der Nachweis einer Schlagstätte von Feuersteinen keine endgültige Bedeutung, da solche auch in slavischer Zeit entstanden. Der Schädel selbst zeigt eine Form, welche auch in frühslavischen Gräbern angetroffen wird. Ich vermag daher nicht zu sagen, dass die Schädel auf eine frühere Zeit hindeuten. —

(19) Hr. General v. Erckert schenkt der Gesellschaft einen

deformirten Schädel von Stawropol, Kaukasien.

Derselbe ist nach einem unter dem 8. October an Hrn. Virchow gerichteten Briefe in der nächsten Umgebung von Stawropol ausgegraben, jedoch hat sich über die eigentliche Fundstätte nichts Näheres ermitteln lassen.

Hr. Rud. Virchow: Der an der Oberfläche etwas verwitterte, sonst sehr feste und bräunlich-gelbe Schädel ist auffallend schwer. Er wiegt (ohne Unterkiefer) 847 *g* und hat eine Capacität von 1320 *ccm*, bei einem Horizontalumfange von 515 *mm*. Der Hinterkopf ist in der Gegend des Lambdawinkels und an den hinteren Theilen der Parietalia so stark abgeplattet, dass er auf der dadurch gebildeten Fläche leicht steht. Die Knochen sind durchweg verdickt, besonders hinten, wo ein starker Torus occip. und eine kräftige Protuberanz hervortreten. Die Stirn zurückgelegt, mit einem schwachen Rest der Stirnnaht. Die Sagittalis bis nahe

Digitized by Google

an die Fontanellgegend synostotisch, ebenso ein Theil der linken Coronaria und die Spitze der Lambdanaht. Ein solitäres Emissarium parietale.

Die Form des Schädels in seiner deformirten Gestalt ist orthobrachycephal (L.-Br.-I. 86,9, L.-H.-I. 73,9, Ohrhöhenindex 63,1); indess darf wohl angenommen werden, dass die natürliche Form gleichfalls brachycephal gewesen sein wird. Jedenfalls ist die gerade Hinterhauptslänge (hinter dem Foramen magnum) sehr kurz, 45 *mm* = 25,5 pCt. der Länge, während die basilare Länge (vor dem Foramen) 100 *mm* = 56,8 pCt. der Länge beträgt. Das Foramen magnum selbst zeigt Maasse von 35 auf 29 *mm*, ist also gleichfalls kurz: Index 82,8.

Das Gesichts-Skelet (ohne Unterkiefer) ist hoch und verhältnissmässig schmal, nur die Stirn ist breit (95 *mm*), und die Wangenbeine sind gross. Die Orbitae von mittlerer Grösse; Index 80,9, mesokonch, Nase hoch und schmal, die rechte Seite etwas grösser; Index 40,9, ultraleptorrhin. Alveolarfortsatz stark und etwas prognath; Gaumen tief, im Ganzen breit, nach hinten enger; Index 58,7, ultraleptostaphylin. Zähne abgenutzt.

Die absoluten Maasse betragen:

Gewicht	847 *g*	Gesichtshöhe B (Nasenwurzel bis Kinn)	81 *mm*
Capacität	1320 *ccm*	Orbita, Höhe	34 „
Horizontalumfang	515 *mm*	„ , Breite	42 „
Grösste horizontale Länge .	176 „	Nase, Höhe	61 „
„ Breite	153 „	„ , Breite	25 „
Gerade Höhe.	130 „	Gaumen, Länge	63 „
„ Hinterhaupts-Länge.	45 „	„ , Breite	37 „
Basilare Länge	100 „		
Minimale Stirnbreite . . .	95 „		

Die Verbreitung der sogenannten Makrocephalie im Norden des Kaukasus ist noch immer nicht sichergestellt. Bis in die neuere Zeit kannte man dieselbe, wie zur Zeit des Hippokrates, nur aus Kolchis und dem Thale der Kurá. Als ich 1888 den ersten deformirten Schädel aus dem Thale des Baksan, eines Quellflusses des Terek, erhielt, erkannte ich darin die Ausfüllung einer Lücke, die zwischen den Makrocephalen der Krim und denen von Transkaukasien hervorgetreten war (Verhandl. XX, S. 406, 410). Als ich zwei Jahre später ein neues ähnliches Stück von Kumbulte in Digorien, sowie andere von Tschmy in Ossetien und von Tschegem in der Kabardá bekam (Verh. 1890, S. 422, 429, 440), konnte ich zugleich auf analoge Schädel hinweisen, die Hr. Chantre gleichfalls aus dem Baksan-Thal und der Nachbarschaft abgebildet hat. Aber keiner dieser Schädel hatte einen so weit nördlich vorgeschobenen Fundplatz, wie der von Stawropol, der sich schon der Kuban-Linie nähert. Das Geschenk des Generals v. Eckert ist daher ein sehr werthvolles, und ich freue mich, ihn zu der Dauer seines Glückes in Auffindung seltener Vorkommnisse des Kaukasus beglückwünschen zu können. —

(20) Hr. Rud. Virchow bespricht

colossale Foramina parietalia an menschlichen Schädeln.

Der Assistenzarzt am Stadt-Krankenhause zu Frankfurt a. O., Hr. Dr. Gutzeit, hat mir mit folgendem Schreiben vom 16. November ein recht merkwürdiges Schädeldach zugeschickt. Er sagt:

„Das Schädeldach stammt von einer 43jährigen, geisteskranken Frau, die im Sommer dieses Jahres im hiesigen städtischen Krankenhause secirt wurde. Die

Digitized by Google

weichen Bedeckungen des Schädels boten keine Veränderung dar; dagegen fanden sich im Schädeldach zwei symmetrisch gelegene Löcher am Ende und zu beiden Seiten der Sut. sagittalis, sowie ein kleineres in der Hinterhauptsschuppe nahe dem linken Lambdaschenkel in der Höhe der Protub. occip. Die Dura war an den, den grossen Löchern entsprechenden Stellen rauh, blutreicher; es erfolgte beim Zurückschlagen der weichen Schädeldecken aus dieser Gegend eine stärkere Blutung. Die dem Gehirn zugekehrte Seite der Dura war glatt, unverändert, mit den weichen Hirnhäuten nirgends verwachsen. Letztere waren über dem Stirnhirn diffus verdickt, weiss. Von Lues oder Tuberculose ist weder anamnestisch, noch während des Krankenhaus-Aufenthalts, noch bei der Section etwas zu eruiren gewesen. Von angebornen Geschwülsten in dieser Gegend (Meningo-Encephalocele?) weiss die Mutter nichts anzugeben."

Aehnliche Löcher in den Parietalia sind wiederholt beobachtet worden, jedoch im Ganzen recht selten. Am ausführlichsten hat sich mit ihnen unser verstorbenes correspondirendes Mitglied Wenzel Gruber beschäftigt. Er hat in meinem Archiv f. patholog. Anatomie u. s. w. (1870. L. 124. Taf. IV. Fig. 2 und 1876. LXVIII. 305. Taf. VI. Fig. 1—2) 3 Fälle eigener Beobachtung davon beschrieben und zugleich aus der früheren Literatur 9 Fälle fremder Beobachtung beigebracht. Zwei neue Fälle sind von Theodor Simon (ebendas. 1870. LI. 137 u. 1872. LV. 536) und zwei weitere von Broca (Bullet. Soc. d'anthrop. 1875. Sér. II. T. X. p. 192. Fig. 1—2) beschrieben worden. Obwohl bei der Vorlage der letzteren in der Pariser anthropologischen Gesellschaft verschiedene Ansichten über die Entstehung solcher Löcher vorgetragen worden sind, wird nach den Auseinandersetzungen von Gruber und nach der Betrachtung der wirklichen Schädeldächer kein Zweifel darüber bestehen können, dass es sich um abnorm weite Foramina s. Emissaria parietalia handelt.

Allein Gruber vermochte einen Grund für diese Weite oder, wie man gewöhnlich sagt, „Erweiterung" nicht aufzufinden. Die französischen Gelehrten versuchten verschiedene Erklärungen. Broca selbst glaubte eine solche in einer Entwickelungshemmung (arrêt de developpement), die HHrn. Hamy und Giraldès dagegen in einer Meningo- oder Hydro-Encephalocele zu finden. Andere Autoren dachten an blosse Erweiterungen der Venen oder der Arterien. Die Schwierigkeiten würden sich vereinfacht haben, wenn man die Ausfüllung der Löcher bei der Autopsie genau gekannt hätte. Aber man hatte in der Mehrzahl dieser Fälle blosse Schädeldächer, an denen überhaupt keine Section gemacht war oder die erst nach der Maceration genauer betrachtet wurden. Nur von Sir Will. Turner wurde angegeben, dass die Löcher durch eine Membran geschlossen waren. Den ersten grossen Fortschritt hat die Kenntniss der Verhältnisse durch Th. Simon gemacht. Nachdem er schon in seinem ersten Falle nachgewiesen hatte, dass deutliche Arterienfurchen in der Nähe der Löcher nicht vorhanden waren, fand er in dem zweiten allerdings je eine Arterie und eine Vene in jedem Loche, aber beide Gefässe zusammen hatten nur einen Durchmesser von 0,5—0,6 *cm*, während die Löcher selbst 1,0 und 1,1 *cm* lang waren. Dagegen enthielt „die innerste und in noch grösserer Ausdehnung die äusserste Partie der Oeffnung festes Bindegewebe, welches die Dura mater mit dem äusseren Periost verband". Ich kann constatiren, dass in einem ähnlichen Falle, den ich frisch untersuchen konnte, auch nichts Anderes als ein gefässreicher Bindegewebs-Pfropf und weite Emissarien (Foramina) zu sehen waren. Der Grund der Störung muss also in einer entzündlichen Neubildung der harten Hirnhaut liegen, welche sich frühzeitig im Umfange der durchtretenden Gefässe entwickelt. Die Analogie derselben mit den sogenannten

Digitized by Google

Pacchioni'schen Wucherungen, die vorzugsweise um Gefässe herum, und zwar häufiger um Venen, als um Arterien, entstehen, kann wohl nicht bezweifelt werden.

Für eine proliferirende Pachymeningitis spricht auch der Umstand, dass in dem Falle des Hrn. Gutzeit ausser den beiden Foramina parietalia noch ein kleines Loch an der Squama occipitalis vorhanden ist. Das gleiche Verhalten ist schon von Sir. Will. Turner (bei Gruber, Archiv L. 127) an einem, dem Dr. Maclagan gehörigen Schädel einer 25jährigen Frau beobachtet worden: das 2,5 auf 1,25 *cm* grosse Loch lag in der „Mitte der Interparietalportion" der Squama occip. und war, wie die Foramina parietalia, durch eine Membran geschlossen. An dem ausgesägten Stück der Hinterhauptsschuppe (Fig. 1), welches mir Hr. Gutzeit überschickt hat, findet sich ein 3 – 4 *mm* grosses, rundliches Loch, dessen medialer Rand etwas ausgeweitet ist und einige zackige Vorsprünge zeigt; es sieht aus, wie eine Verletzung durch einen Schrotschuss. Das Loch liegt in der linken Linea semicirc. occip. superior, 9 *mm* entfernt von dem lateralen Schenkel der Lambdanaht, 45 *mm* von der Mittellinie; die Umgebung ist ohne bemerkenswerthe Veränderungen, auch an der Innenfläche. Beide Schenkel der Lambdanaht sind flach, aber der linke fast ganz verstrichen, der rechte deutlich und zackig, beide sehr steil. Auf der linken Seite muss demnach eine ausgedehnte Reizung bestanden haben.

Fig. 1. $^1/_2$

Die abgesägte Calvaria zeigt eine eigenthümliche Zeichnung, die gleichfalls auf frühe Störungen hinweist. Die Oberfläche ist etwas uneben und matt; dicht unter der Oberfläche sieht man ein maschiges Gefässnetz, von dem baumförmige Verzweigungen ausgehen, besonders auf der rechten Seite. Das ganze Schädeldach ist schief, rechts vorn etwas eingedrückt, links vorn leicht ausgewölbt, links hinten weniger gedrückt, doch als solches erkennbar. Die Knochen sind im Ganzen etwas dünn, aber rechts dicker und mit mehr Diploë ausgestattet. An der Innenfläche der dünneren und weiteren linken Hälfte sind die Gefässfurchen, namentlich die Verästelungen der Art. meningea, stärker. Zugleich sieht man zerstreut an verschiedenen Stellen, namentlich an der linken Hälfte der Calvaria und ganz nahe an der Mittellinie, tiefe, aber enge Löcher, die bis zu der Tabula externa reichen: offenbar Grübchen von Pacchionischen Warzen. Auch sind an der Innenfläche fast alle Nähte verstrichen, nur die Mitte der Sagittalis ist frei geblieben; zu letzterer führen grössere Gefässfurchen, die am Schnittrande endigen. An der äusseren Oberfläche sind die Nähte deutlich; nur an der Coronaria befinden sich die medianen Abschnitte, besonders links, im Beginn der Verwachsung.

In der Gegend der vorderen Fontanelle liegt ein seichter Eindruck, indem das Stirnbein in unregelmässiger Weise erhoben ist, während die Parietalia hier niedergedrückt sind, wobei das linke etwas vorgreift, das rechte zurückbleibt. Tubera sind nirgends deutlich. An der Sagittalis ist der Anfang verstrichen, die Mitte stärker gezackt und nach hinten zu als ein Grat vortretend; dann folgt eine kurze Abweichung nach rechts und weiter ein längerer flacher Bogen nach links, der in die sogleich zu besprechende Quernaht einfällt. Hier (s. Fig. 2) liegt jederseits eines der erwähnten grösseren Löcher, und zwar das linke, im Ganzen rechteckige ein wenig mehr nach vorn, in der Richtung von vorn aussen nach hinten innen etwas schief, das rechte, abgerundet elliptische etwas näher an der Naht und mehr horizontal gestellt. Der Zwischenraum zwischen beiden Löchern misst 27 *mm*. Die Durchmesser betragen:

Digitized by Google

rechts in der Querrichtung (frontal) 16 *mm*, in der Längsrichtung (sagittal) 11 *mm*
links „ „ „ „ 12 „ „ „ „ „ 7 „

Die Ränder der Löcher sind dünn und fast scharf; aussen fällt die Oberfläche gegen die Oeffnung schräg ab, innen zeigt sie geringe Niveaudifferenz, sieht aber fast narbenartig gestreift aus.

Fig. 2. $^1/_2$

Die erwähnte Quernaht, welche gegen die Pfeilnaht einen leichten Vorsprung bildet, erstreckt sich von der Mitte der medialen Ausrundung des linken Loches zu dem oberen medialen Ausschnitt des rechten. Die Pfeilnaht endigt hier. Die Gegend der Quernaht ist von aussen her stark eingedrückt: nur der mediale Winkel des rechten Parietale bildet hier, wie schon erwähnt, eine Erhöhung.

Innen sieht man einen 45 *mm* langen Rest der Naht. In dieser Gegend, und nach hinten noch darüber hinaus, erreicht der Sulcus longit. eine besondere Tiefe und Breite. Der Lambdawinkel ist undeutlich, indem die obersten Abschnitte der Lambdanaht auf der rechten Seite verstrichen, auf der linken zum Theil synostotisch sind. Beide Schenkel treten weit auseinander und sind dementsprechend steil; am unteren und medialen Rande der Foramina parietalia sieht man den Anschluss kaum angedeutet. Zwischen dem linken Foramen und dem linken Schenkel der Lambdanaht bemerkt man eine weitere, schwer erkennbare (in der Abbildung etwas zu starke) schiefe und kurze Naht, durch welche der obere linke Winkel abgetrennt ist.

Endlich ist zu erwähnen, dass durch die Oberschuppe eine grosszackige Quernaht verläuft, welche nach Art einer Incanaht ein grosses Stück der Oberschuppe abtrennt. Leider ist diese Naht in ihrer ganzen Länge durch den Sägeschnitt getroffen und nach links hin fast ganz zerstört; innen scheinen nur kleine Strecken von ihr noch erhalten gewesen zu sein. Durch ihre Anwesenheit entsteht eine höchst sonderbare und ungewöhnliche Einrichtung: der ganze Lambdawinkel mit dem grössten Theil der Oberschuppe ist durch die Quernaht abgetrennt: letztere ist von der anderen Quernaht zwischen den Foramina 55 *mm* entfernt: ihre lateralen Enden schliessen sich an die Schenkel der Lambdanaht, und zwar anscheinend ungefähr an die Mitte derselben an. Der abgetrennte Knochen stellt somit ein Dreieck mit abgestumpfter Fläche (Os triquetrum obtusum) dar, dessen auffällige Höhe (54 *mm* Umfangsmaass) durch die Kürze der Sagittalis (86 *mm*) ausgeglichen wird.

Aus diesem Befunde erhellt, dass in dem Gebiete des Lambda-Winkels eine höchst complicirte, zweifellos congenitale Missbildung besteht, welche sowohl die hinteren sagittalen Theile der Parietalia, als auch die Oberschuppe des Occipitale betroffen hat. Durch dieselbe sind zuerst zwei neue Knochen ent-

Digitized by Google

standen, welche später zu einem einzigen verschmolzen sind: ein Os interparietale und ein Os triquetrum. Letzteres nähert sich durch seine Gestalt einem Os Incae s. epactale proprium. Ich darf mich wohl zum genaueren Verständniss auf meine Darlegungen in der akademischen Abhandlung „über einige Merkmale niederer Menschenrassen am Schädel", Berlin 1875, S. 76 und 80, beziehen.

Was das Os interparietale s. sagittale betrifft, so erkennt man dasselbe in dem vorderen Abschnitte des später vereinigten grossen Schaltknochens, der sich zwischen die colossalen Foramina parietalia bis zu der vorderen Quernaht erstreckt und mit seiner kurzen, abgestumpften Spitze gerade gegen das Ende der hier sehr einfachen Sut. sagittalis stösst. Erst hinter den Foramina parietalia beginnt jederseits ein Schenkel der Lambdanaht, deren vordere Enden gleichfalls synostotisch oder doch im Verstreichen begriffen sind. Dieser Theil gehört der Squama occipitalis an; er reicht rückwärts bis an die zweite (untere) Quernaht, welche in der Gegend des Sägeschnittes gelegen (und in der Abbildung nicht gezeichnet) ist. Dass diese Quernaht nicht eine Sutura transversa squamae occipitalis persistens im engeren Sinne ist, geht aus meiner Begriffsbestimmung dieser Sutur (ebendas. S. 71) bestimmt hervor: denn ihre lateralen Enden gehen nicht „auf die Stelle der seitlichen hinteren Fontanelle", sondern an die mittleren Theile der Lambdanaht. Man vergleiche dazu meine Ausführungen in diesen Verhandl. 1888, S. 470. Es handelt sich also nur um eine höher gelegene Naht zwischen dem getrennt gebliebenen Spitzentheil der Oberschuppe und ihrem unteren Hauptheil, während bei dem Os Incae proprium umgekehrt der Spitzentheil mit dem darunter gelegenen, aber durch eine Quernaht in zwei über einander gelegene Abschnitte zerlegten Hauptheil verwachsen ist.

In dem Falle des Hrn. Gutzeit ist der auf ganz anomale Weise durch Verwachsung eines Os sagittale und eines Os triquetrum entstandene Knochen so stark gewachsen, dass er mehrfach behindernd und verschiebend auf die Nachbarknochen eingewirkt hat. Das bezeugen die grossen Niveaudifferenzen in der Gegend zwischen den Foramina parietalia, die Dislocationen an der Pfeilnaht selbst und an der Gegend der vorderen Fontanelle, endlich die Plagiocephalie.

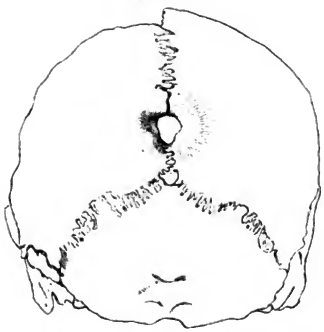
In der Literatur findet sich ein interessantes Analogon dafür. Bei einem 50jährigen Manne fand Th. Simon (mein Archiv LV. 537) eine Pfeilnaht von nur 9 *cm* Länge, „indem ein grosser dreieckiger Knochen zwischen Occiput (und?) in das Ende der Pfeilnaht eingeschaltet" war. Er nannte diesen Knochen ein Os Incae. Seine lateralen Grenznähte waren fast ganz verstrichen oder im Verstreichen. Der Schaltknochen lag etwas unter dem Niveau des Occiput und der Scheitelbeine. Seine Nähte entsprachen der Richtung der Foramina parietalia. Da über die lateralen Ansatzpunkte dieser unteren Quernaht nichts gesagt ist, so lässt sich nicht direct bestimmen, dass es keine wirkliche Sutura transversa persistens war; die Uebereinstimmung mit dem von mir beschriebenen Falle ist jedoch so gross, dass man wohl vermuthen darf, der betreffende Schaltknochen sei kein eigentliches Incabein gewesen. Jedenfalls darf man auch für diesen Fall annehmen, dass eine primäre Erkrankung der Meningen der Anfang der Störung gewesen ist. —

Zufälliger Weise bin ich in der Lage, noch einen neuen Fall von abnorm weitem Foramen parietale vorzulegen. Vor einer Reihe von Jahren erhielt ich in Schussenried (Württemberg) durch den eifrigen Erforscher der dortigen Pfahlbauten, Hrn. Frank, das Fragment eines älteren Schädels; dasselbe befindet sich jetzt in der Sammlung des hiesigen Pathologischen Instituts (Nr. 37 vom Jahre 1880). Es stammt aus einem Grabe unbestimmten Alters, hat aber ein sehr verwittertes, rauhes,

Digitized by Google

braunes, anscheinend altes Aussehen. Der Hinterkopf und der grösste Theil des Mittelkopfes sind unversehrt erhalten. Beide sind sehr breit und hoch. Im hinteren Abschnitt der Sagittalis, genau in der Mittellinie, befindet sich, 16 *mm* entfernt von der Spitze der Oberschuppe, ein länglich ovales, etwas unregelmässiges Loch von 8 *mm* Länge, in seiner vorderen Hälfte 12 *mm* breit, etwas stärker nach rechts ausgerandet (Fig. 3). Die Ränder fallen von aussen nach innen so stark ab, dass

Fig. 3. $^1/_3$



dadurch der Eindruck entsteht, als sei das Loch von einer wallartigen Erhöhung umgeben; in Wirklichkeit ist eine solche nicht vorhanden. Auch an der Innenfläche ist nichts Besonderes um das Loch zu bemerken. Der Abschnitt der Sagittalis hinter dem Loche ist mit kurzen, aber starken Zacken besetzt; an der Spitze des Lambdawinkels ein kleiner Nahtknochen. Vor dem Loche ist die Sagittalis auf einer Strecke von 7 *mm* Länge einfach; dann folgt ein stark zackiger und stark gewölbter längerer Abschnitt. Weitere Foramina sind nicht vorhanden.

Es bedarf wohl keines Hinweises darauf, dass statt der normalen 2 seitlichen Emissarien ungemein häufig, ohne sonstige Anomalie, nur ein einziges Loch gefunden wird. Ein solches liegt meist seitwärts von der Sagittalis; jedoch kommen auch Fälle von medianer Lage desselben vor (vgl. S. 593). Ein so weites medianes Loch, wie an dem Fragment von Schussenried, ist jedoch meiner Erinnerung nach nicht aufgezeichnet worden. —

Schliesslich mag noch erwähnt werden, dass Broca (l. c. p. 193) bei einem scaphocephalen Schädel von den canarischen Inseln, der 2 weite Foramina parietalia und 2 grosse Schaltknochen in dem linken Schenkel der Lambdanaht hatte, weitläuftig die Frage discutirt hat, ob die Löcher künstlich (chirurgisch) erzeugt sein könnten. Mit guten Gründen weist er diese Möglichkeit zurück. Wenn er dagegen auch die pathologische Natur dieser Löcher nicht zulassen will, so beruht das nur auf einer zu engen Auffassung des Begriffs „pathologisch", worüber ich mich anderweitig zu wiederholten Malen geäussert habe. Alles, was nicht typisch in der Entwicklung des Menschen ist, muss eben als pathologisch aufgefasst werden.

Für diese Art der Entstehung kann ich noch einen weiteren Fall anführen. In der Sammlung des Pathologischen Instituts befindet sich der aus dem alten

Digitized by Google

Anatomischen Museum der Universität dahin übertragene Schädel eines 9jährigen hydrocephalischen Mädchens (Nr. 1647). Derselbe ist sehr gross und im Uebrigen vollständig entwickelt. Alle Nähte sind stark gezackt, aber ohne Unterbrechung. In den sehr grossen Parietalia sieht man jederseits in symmetrischer Lage, den Foramina parietalia entsprechend, ein grösseres Loch. Sie stehen nicht genau in einer Linie. Das linke, ein wenig grösser, hat 8, das rechte 3 *mm* im Durchmesser. Zwischen ihnen ist die Sagittalis weniger gezaekt, als davor und dahinter. Das linke ist von der Mitte der Nahtlinie 3,5, das rechte 3,3 *cm* entfernt. Die Ränder laufen ganz allmählich zu; an ihnen sind noch Reste eines membranösen Verschlusses zu erkennen. An der Innenfläche des Schädels liegen hier breite und flache Impressiones digitatae, denen starke Verdünnungen des Daches entsprechen. Am rechten Parietale, etwas mehr nach hinten, ist noch ein weiteres, aber kleineres Loch zu erkennen; es ist nur 2 *mm* lang und 1 *mm* breit.

Dass bei Hydrocephalus congenitus Ossificationsdefecte an verschiedenen Stellen des Schädeldaches vorkommen, ist bekannt. Sie entsprechen den Stellen, welche dem Wachsthumsdrucke von Gyri des Gehirnes besonders ausgesetzt sind. Eine solche Usurstelle ist offenbar das kleine hintere Loch gewesen. Dagegen müssen die beiden grösseren Löcher auf die Foramina parietalia bezogen werden; ihre Lage und namentlich ihr symmetrisches Auftreten lassen sich auf bloss zufällige Druckstellen nicht deuten. Freilich verdanken sie ihre Grösse gleichfalls dem Wachsthumsdruck von Gyri der Hirnrinde, aber ihre Localität schliesst den Zufall aus. Man wird daher diesen Druck unter den determinirenden Ursachen der Durchlöcherung mit aufführen müssen. —

In geradem Gegensatze dazu steht das Schädeldach eines 19jährigen Jünglings in unserer Sammlung (Nr. 16a vom Jahre 1871), bei dem freilich die Weite der Oeffnungen viel geringer ist. Die äussere Eingangsöffnung des linken Emissariums misst nur 3, die des rechten 4 *mm*; die erstere liegt 9, die zweite 10 *mm* von der Mittellinie entfernt. Von da geht jederseits ein schiefer Canal durch die ganze Dicke des Knochens nach innen; beide öffnen sich gegen den Sulcus longitudinalis ganz nahe an einander. Ihre Weite ist so gross, dass man bequem hindurchsehen kann. Die Verbindung mit den Gefässfurchen des Innern ist ganz deutlich. Die Sagittalis ist in dieser Gegend ein wenig gewunden, aber gar nicht zackig. Sonst ist nichts weiter zu bemerken, als die Existenz eines grossen Os apicis am Lambdawinkel.

In diesem Falle wird auch für einen wenig geübten Beobachter die Deutung der Oeffnungen als weiter Foramina parietalia nicht zweifelhaft sein. Aber die „Erweiterung" bis auf 3 und 4 *mm* Durchmesser führt direct auf die stärker entwickelten Formen. Die sonstigen Befunde an der Leiche deuteten auf weit verbreitete Störungen im Knochenwachsthum: der Jüngling war skoliotisch, hatte Anchylosis eubiti u. A. Aber eine directe Beziehung dieser Störungen zu der abnormen Ausbildung der Foramina parietalia lässt sich nicht erkennen. So wird man wohl, wie bei so vielen anderen Anomalien des Schädeldaches, eine Mehrheit von wirkenden Ursachen zugestehen können; aber für die Deutung der besonderen Localisation wird sich die Existenz der Foramina parietalia als wichtigstes Moment nicht zurückweisen lassen. —

Nach einer Benachrichtigung des Hrn. Gutzeit will der Vorstand des Frankfurter Krankenhauses, Hr. Dr. Glaser, das besprochene Schädeldach der Sammlung des Pathologischen Institutes überlassen. Indem ich für das werthvolle Geschenk bestens danke, erwähne ich noch, dass Dr. Gutzeit eine weitere Bearbeitung des Falles sich vorbehalten hat. —

Digitized by Google

(21) Hr. R. Virchow zeigt den

Kopfputz eines Borgu-Kriegers.

Hr. P. Staudinger hat mir im Auftrage des Hrn. Prem.-Lieut. v. Carnap (früher in Togo) das interessante Stück überreicht. Ich werde dasselbe in dem Königl. Museum für Völkerkunde niederlegen, möchte aber hier dem freundlichen Geber meinen Dank abstatten. —

(22) Hr. v. Stoltzenberg (Luttmersen, Hannover) spricht, unter Vorlegung von Fundstücken und Karten, über

die Gräfte bei Driburg, Westfalen.

(Hierzu Tafel XI.)

Als mir durch die besondere Freundlichkeit des noch lebenden Königl. Hannöverischen Staatsministers a. D. Freiherrn v. Hodenberg das Hölzermann'sche Werk zugänglich gemacht wurde, da erkannte ich, dass durch diese Arbeit die tiefen Schatten, welche die römisch-germanische Geschichte bisher verdunkelt hatten, endlich einer Klärung entgegengeführt waren. In dem gesammten Hölzermann'schen Nachlasse befand sich aber keine Frage, die so hervorragende Bedeutung eingenommen hätte, wie die: „Was sind die Gräfte von Driburg gewesen?"

Es war daher zuerst die Frage zu prüfen: ist die Lage Driburg's als Endpunktes der Varus-Schlacht mit den römischen Urkunden in Uebereinstimmung zu bringen? Dies Studium führte zu dem Resultate, dass eine Reihe von Wahrscheinlichkeiten dafür sprach, dass das Ende der dreitägigen Hermanns-Schlacht in der Thalebene von Driburg, da wo wir heute die Gräfte finden, stattgefunden haben könne. Demnächst trat ein zweites Bedenken hervor: Dürfen wir in der Gräfte die Ara Drusi erblicken, dann müssen zweifellos in der Nähe derselben Spuren des römischen Heerlagers vorhanden sein, da das römische Heer sowohl im Herbste des Jahres 15, als auch im Frühjahre des Jahres 16 hier auf cheruskischem Gebiete einem Feinde wie Hermann gegenüber ohne Lagerbefestigungen nicht Tage und Wochen lang sich festsetzen konnte. Die Reste des römischen Heerlagers stellen sich nun aber schon in dem Hölzermann'schen Plane südlich vom Mittelwerke und nördlich in den damals noch vorhandenen Resten des Heerlager-Walles dar. Ausserdem sind aber spätere weitere Stücke der Heerlager-Befestigung in Wall- und Grabenresten festgestellt, so dass jeder Zweifel über das Vorhandensein des grossen Heerlagers bei mir geschwunden ist. Dass Hölzermann trotz seiner bedeutenden Arbeitskraft diese grundlegenden Fragen nicht in so kurzer Zeit bewältigen konnte, liegt auf der Hand, da er als pflichtgetreuer Officier, dem nicht einmal grosse Mittel zur Verfügung standen, seine Forschungen nur nebensächlich durchführen konnte, und er ja kaum anderthalb Jahre nach seiner Untersuchung auf dem Schlachtfelde von Wörth den Tod fand. Wenn es ihm nicht vergönnt war, seine Studien zu Ende zu führen, so bleibt ihm unzweifelhaft das grosse Verdienst, durch seinen Scharfblick in der Gräfte die Ara Drusi wiedererkannt zu haben. Die beweiskräftige Unterstützung seiner Ansicht ist erst durch die Forschung der Gegenwart erreicht worden. Den Anstoss zu dieser endgültigen Forschung verdanken wir wiederum unserem Altmeister, Hrn. Virchow, der am 5., 6. und 7. August 1895 zu diesem Zwecke nach Driburg gekommen war. Wenn die eigene Thätigkeit dieses hochstehenden Gelehrten durch sein plötzliches Erkranken auch gehindert wurde, so ist doch durch sein Erscheinen die Frage über die Gräfte von Neuem in Anregung gekommen. —

Digitized by Google

Die Gräfte von Driburg, nach Hölzermann.

Der in Westfalen für „Graben" sehr gebräuchliche Ausdruck „Gräfte" ist auf ein Werk übertragen, welches wohl schwerlich noch seines Gleichen hat. Es besteht aus einem Hügel derselben äusseren Gestalt, wie sie die Hügel bei Gartrop zeigen. Dieser Hügel ist von einem Walle umschlossen, dessen quadratförmige und zierlich abgerundete Ecken eine bedeutende Kunstfertigkeit des Erbauers voraussetzen lassen. Diesen Wall umschliesst ein zweiter, durchaus gleichconstruirter Wall von etwas geringerem Profil, an welchen sich gegen Norden und Süden ein dritter und vierter anschliessen. Der an dem Werke vorüberfliessende Bach scheint ehemals um dasselbe geleitet gewesen zu sein, hat aber im Laufe der Zeit seinen Lauf geändert, die nordwestliche und nordöstliche Ecke des zweiten Walles durchbrochen und eine theilweise Zerstörung derselben herbeigeführt.

Urkundlich wird dieses eigenthümliche Bauwerk nirgends erwähnt; was darüber in Erfahrung zu bringen war, ist kurz Folgendes:

Am Anfange dieses Jahrhunderts kaufte dasselbe ein Bürger Driburg's, Heinemann, als einen völlig wüsten, dicht mit Dornengestrüpp überwucherten Platz, welcher sich in diesem Zustande schon seit Menschengedenken befunden hatte. Nachdem die Dornen weggeräumt waren, wobei die Wälle etwa um einen Fuss abgekämmt wurden, besäete der Besitzer die letzteren mit Grassamen und benutzte sie, ohne weitere Veränderungen daran vorzunehmen, als Grasplatz. Vor etwa 10 Jahren entdeckte der jetzige Besitzer im Innern des mittleren Hügels Mauerwerk, brach die südwestliche Ecke an und fand bei dieser Gelegenheit eine Anzahl von Scherben schön bemalten Thongeschirres, wie solches (seiner Angabe nach) jetzt nirgends mehr im Gebrauch ist, da dasselbe keine Glasur zeigte.

Die Kinder erfreuten sich an den bunten Figuren und spielten damit, bis die Scherben verloren gingen. Bei meiner im Herbst des Jahres 1868 angestellten Untersuchung fand sich im Innern des Hügels eine quadratförmige Mauer von 2 *m* Dicke und kaum 1 *m* Höhe, deren obere Fläche deutlich zeigte, dass dieselbe niemals höher gewesen sei. Im Innern dieser Mauer fand sich zunächst unter dem Rasen eine festgeschlagene Thonmasse mit zahlreichen Kohlen- und Aschenresten, nebst Stücken rothgebrannten Thones, alles so unregelmässig vertheilt, als ob die Trümmer einer alten Feuerstelle mit dem Thon gemischt worden seien. Unter den Thonmassen stiess man auf den Flusskies, welcher sich dort im Bache findet. Die weitere Nachgrabung musste aus Mangel an Zeit unterbleiben. Doch wurden dem Bürgermeister von Driburg später von Seiten des Vorstandes des Westfälischen Alterthumsvereins Geldmittel zur Disposition gestellt, um die Nachgrabungen fortzusetzen und womöglich einige Scherben der genannten Thongeschirre zu erhalten. Sollten letztere in der That, wie es der Beschreibung nach den Anschein hat, römischen Ursprungs sein, so liegt die Vermuthung nahe, dass dieses eigenthümliche Werk der durch Germanicus wieder hergestellte Altar des Drusus (Ara Drusi) ist.

Anderen Mittheilungen nach soll dicht neben dem Werke, mehrere Fuss unter dem Boden, eine Steinstrasse liegen, welche man in nördlicher Richtung bis an den Fuss der Iburg verfolgt habe. In südlicher Richtung würde diese dann am Trappisten-Kloster vorüber im Thale aufwärts geführt haben. Vielleicht stand sie auch mit einer Steinbahn in Verbindung, welche vor mehreren Jahren im Walde auf der Höhe des Forsthauses Schwanei beim Durchstich der Westfälischen Eisenbahn entdeckt wurde. Diese Steinbahn besteht aus einem förmlichen Strassenpflaster, auf welchem die Spuren der Wagenräder (von geringer Spurweite) noch

Digitized by Google

deutlich zu sehen sind. Die bei Augrabung einer Strecke gefundenen zahlreichen Hufeisen wurden der Regierung zu Minden eingesandt und von dieser dem Provincial-Museum zu Münster zur Aufbewahrung übergeben.

Die Strasse biegt am westlichen Abhange des Netenberges allmählich in die Richtung Schwanei-Paderborn ein. ist aber noch nicht über das Forsthaus Schwanei verfolgt worden. —

Ergebnisse meiner Forschungen und Grabungen in den Gräften von Driburg aus den Jahren 1888, 1895 und 1896.

Wir gehen dazu über, die eigenen Forschungen aus dem Jahre 1888 und die sich dabei ergebenden Funde, die damals in Folge der irrthümlichen Ansichten der Localforscher zu keinem durchschlagenden Resultate führten, mitzutheilen.

Zahlreiche Geschirrscherben, die ich bei der ersten Voruntersuchung auf dem Felde vor den Gräften fand, hatten in mir die Vermuthung geweckt, dass die ganze Ackerkrume mit diesen Gefässresten dursetzt sein müsse. Diese Ansicht hat sich jedoch bei meiner letzten Untersuchung insofern als eine irrthümliche herausgestellt, als ich erst jetzt in Erfahrung gebracht habe, dass der damalige Guts-Inspector den grössten Theil des Ostwalles der Gräfte auf das umliegende Terrain auseinandergefahren hatte, und dass thatsächlich diese Geschirrscherben dem zerstörten östlichen Walle entstammten. Nach später stattgehabter tiefer Pflügung ist jetzt von diesen Geschirrscherben auf der Ackerfläche kaum eine Spur zu entdecken.

Mehrere Accordarbeiter an der Dringenberger Chaussée forderte ich auf, mit Hacken und Schaufeln bei einem Einschnitt in das Mittelwerk, also in die vermeintliche Ara Drusi, behülflich zu sein. Als ich Hölzermann's Aussagen bestätigt fand, ging ich zur Untersuchung des ersten quadratischen Walles über.

Hier verdanken wir die Entdeckung des Crematoriums mehr oder weniger einem Zufall. Ein Maulwurf, indem er sich durch den Wall durcharbeitete, hatte aus dem Innern desselben unbedeutende Spuren von calcinirten Knochen ausgeworfen, welche dem Anschein nach aus einer rothen Branderde stammten, in die sie eingehüllt waren. Diese Entdeckung liess mich auf den Gedanken kommen, dass ich es hier mit den Brandresten des Todtenhügels zu thun hatte, der einst von Germanicus errichtet und später von den Germanen zerstört worden war.

Ich wandte mich jetzt brieflich an die Baronin v. Cramm und bat um die Erlaubniss, die Gräfte wissenschaftlich untersuchen zu dürfen. Frau v. Cramm kam dieser Bitte auf das Gütigste entgegen. Ja, sie hatte einige Alterthumsforscher, den Hrn. Apotheker Rave aus Nieheim und den Hrn. Grafen von der Asseburg aus Godelheim zu dieser Ausgrabung eingeladen. Ersterer protestirte, bevor die Ausgrabung begonnen hatte, mit Hand und Fuss gegen die Hölzermann'sche Ansicht, dass man in den Gräften die Ara Drusi erkennen dürfe. Andere Alterthumsforscher hätten bereits an einer anderen Stelle des Teutoburger Waldes den Kampfplatz gefunden, der sich durch zahlreiche Todtenhügel kennzeichne, in denen auch die Gebeine von Frauen und Kindern gefunden seien. Diese letzte Thatsache konnte mich nicht überzeugen, dass die Localforscher dort den letzten Kampfplatz der Varischen Legionen entdeckt hätten.

Ich hatte 12 Arbeiter zur Verfügung, von denen ich 5 damit beschäftigte, das Kernwerk an der Ostseite zu untersuchen. 7 stellte ich auf dem ersten Vorwall an, da, wo die Maulwurfserde Knochenspuren gezeigt hatte.

An der Ostseite der Mauer, welche das Kernwerk einschliesst, fand sich in derselben eine schlotartige Einlassung, die mindestens einen Fuss tief noch mit

Digitized by Google

Holzasche gefüllt war. Zwischen der letzteren fanden sich Lasuren von Thierzähnen, welche Sachkundige als Schweinezähne bestimmt haben, auch ein Eisenrest, der deutlich als alter Reitersporn mit einfachem Bickel erkannt werden musste. Vor diesem Aschenbehälter, die Mauer entlang, traf man verkohlte Holzreste. Unter den Scherben, welche zahlreich gefunden wurden, waren ausser den bereits besprochenen dünnwandigen, gereifelten Thongefäss-Scherben auch gröbere, aus hellem Thon angefertigte Gefässstücke ohne Glasur, die ebenfalls auf der Drehscheibe gearbeitet waren, die ich aber damals als spät-mittelalterliches Machwerk ansah. In der Nähe, etwa 2 *m* weit von dem Aschenschlote, innerhalb der Mauer, fanden wir beim Ausgraben zwei aus rothem Thon gebrannte, in ihrem Untertheil vollständig erhaltene, etwa 18—20 *cm* lange Amphoren. Das ganze Erdreich des Mittelwerkes war von kleinen, gebrannten Thonresten durchsetzt, wie man sie heute noch auf jeder grossen Brandstätte findet, welche auf Thonboden angelegt ist. Auch zeigte dasselbe, soweit es über dem Urboden lag, dass es, bevor es in seine jetzige Lage kam, förmlich durcheinandergeworfen sein musste. Auch Hölzermann ist dieser Umstand besonders aufgefallen. Die Ausgrabungen aus dem Walle zeigten, nachdem die obere Erdschicht abgedeckt war, eine bedeutende Branderdenschicht, welche von Nordwesten nach Südosten sich verlief, in welcher aber jede Spur von Holzkohlen fehte. Diese Branderdenschicht ruhte nach Südosten hin auf einer Lage von Wasserkalk. Da, wo sie sich mit dem Wasserkalk zusammengefügt hat, war die Branderde mit einer förmlichen Glasur überzogen, und diese zeigte Abdrücke von Stroh, schilfartigen Gewächsen und ganz deutlich ausgeprägten Farnkräutern, welche dem Anschein nach vorwiegend das Aschenmaterial für die Branderde geliefert zu haben schienen. Dieser Umstand veranlasste den anwesenden Hrn. Apotheker Rave mit der bestimmten Meinung hervorzutreten, dass die Gräfte eine mittelalterliche Glasbereitungs-Anstalt gewesen sei.

Am ganzen Teutoburger Walde entlang fänden sich zahlreiche mittelalterliche Glashütten, bei denen man die aus Farnkraut gewonnene Pottasche zur Glasbereitung verwandt hätte. Diese Mittheilung hat damals meine Ansicht über den römischen Ursprung der Gräfte soweit in's Schwanken gebracht, dass ich den Beschluss fasste, zunächst weitere Kunde über die fraglichen mittelalterlichen Glashütten einzuziehen, da ja nur die Amphoren als specifisch römisches Machwerk angesehen werden durften. Als gegen Mittag der Hr. Graf von der Asseburg und die Frau Baronin v. Cramm bei den Gräften eintrafen, musste ich erklären, dass die Ansichten des Hrn. Rave erst durch weitere Untersuchungen klargelegt werden müssten, ehe ich die Ausgrabungen mit dem ausgesprochenen Ziel, hier ein römisches Alterthum zu finden, fortsetzen könnte.

Durch weitere Forschungen wurde aber zur Evidenz festgestellt, dass die Gräfte mit den fraglichen Glashüttenresten gar nicht verglichen werden dürfen, da in dem ganzen Bereiche der Gräfte weder ein Glassplitter, noch Glasschlacken entdeckt werden konnten.

Inzwischen habe ich fast alle deutschen Museen bereist, ohne anderswo die Amphorenform in der deutschen Keramik angetroffen zu haben.

Die Amphorenformen sind etruskisch-romanischen Ursprungs. Gerade sie waren es, welche von Neuem in mir die Ueberzeugung befestigten, dass Hölzermann in seiner ersten Auffassung doch Recht haben könne und dass es dringend nothwendig erscheine, eine dritte gründliche Untersuchung vorzunehmen.

Seit der Römerzeit sind 19 Jahrhunderte über diesen Erdenfleck hinweggegangen: die mittelalterlichen Fundstücke, welche die Oberfläche der Gräfte zeigten, müssen aus einer viel späteren Zeit stammen. Diese und eine Reihe

Digitized by Google

weiterer historischer Erwägungen sind die Veranlassung gewesen, die Untersuchung der Driburger Gräfte wieder aufzunehmen und zur endgültigen Klärung zu bringen.

Ich hatte Anfang Mai 1895 an den Vorsitzenden der anthropologischen Gesellschaft, Hrn. Virchow, geschrieben, ob er es nicht möglich machen könne, nach Beendigung der anthropologischen Versammlung in Cassel auf einen Tag nach Driburg herüberzukommen, um die geschichtlich höchst interessante und wichtige Frage, ob wir in den Gräften die Ara Drusi erkennen dürften oder nicht, unter seiner Leitung zur endgültigen Entscheidung zu bringen. Er antwortete mir von Innsbruck aus, wo er sich damals aufhielt, er werde sich mit den Herren der anthropologischen Gesellschaft darüber berathen; dann werde ich von Seiten des Vorstandes Nachricht erhalten. Nach Verhandlungen mit Prof. Ranke in München und dem Sanitätsrath Dr. Bartels zu Berlin wurde nun festgestellt, dass die Ausgrabung der Gräfte im Beisein des Hrn. Virchow und mehrerer Mitglieder der anthropologischen Gesellschaft schon am 6. und 7. August, also vor der Versammlung in Cassel, stattfinden solle. Ich selbst kam bereits am 5. August in Driburg an, desgleichen Hr. Virchow und der zur Leitung der Ausgrabungen von mir eingeladene Major v. Bärenfels, Corps-Adjutant in Münster[1]).

In den Voruntersuchungen am 5. August lag es mir daran, festzustellen, welche Verbreitung die rothgebrannten Thonerdenpartikelchen ausser in dem Kernwerke auch in den Umfassungswällen zeigten, weil dieselben nach meiner Ansicht nur von den grossen Feuern herrühren konnten, die nach römischem Gebrauch auf dem Todtenhügel zur Weihe der Verblichenen abgebrannt wurden. Auch bei der Leichenparade im Frühjahr 16, die ja eine grosse Schaustellung bildete, wird das Flammenfeuer auf dem Altar nicht gefehlt haben.

Ich war auch nicht überzeugt, ob nicht in den übrigen Wällen sich Brandstätten vorfinden würden, wie ich sie in der Südostecke des ersten Umfassungswalles im Jahre 1888 aufgedeckt hatte. Die Voruntersuchung zeigte jedoch, dass das Suchen nach einer zweiten Brandstätte vergeblich sei, dass die verbrannten Thonpartikelchen sich ausser dem Kernwerke nur in der Südostecke des ersten Walles zeigten. Wo sich diese rothgebrannten Partikelchen in den Wällen und in dem Kernwerk zeigen, da finden sich auch überall Scherben von Thongefässen vor. Dieser Umstand lässt mit Bestimmtheit darauf schliessen, dass die Erde des zerstörten Tumulus, aus dem sowohl die Geschirrscherben, wie die gebrannten Thonpartikelchen herstammen müssen, in dem östlichen Theil der Wälle angeschüttet worden ist. In dieser Richtung wird auch der Tumulus gelegen haben, da auch auf dem dort vorliegenden Felde die verbrannten rothen Thontheile sich finden, und dort im Jahre 1888 bei meiner ersten Untersuchung noch zahlreiche Gefässscherben gefunden wurden. — Es sollte weiter bezüglich des südlichen Vorwalles festgestellt werden, ob die Befestigung des hier von mir vermutheten Prätorium, soweit Wall und Graben an der Aussenseite reicht, ihrer Bauart nach als römisches Machwerk anerkannt werden könne. An der Westseite des Vorwalles oder des Prätorium war noch ein kurzes Stück des Umfassungswalles übriggeblieben. Hölzermann hat dasselbe noch mit auf seinen Plan gebracht. Jetzt war aber der alte Lagerwall verschwunden und die davor liegenden Gräben ausgeglichen. Ein einfacher Einschnitt bis zur Grabensohle constatirte hier aber das Vorhandensein des alten Wehrgrabens. Nach 3 Fuss Tiefe stiess man auf eine mehrere Fuss dicke Darch-Schicht, welche den Beweis lieferte, dass der Graben eine sehr lange Reihe von Jahren offen gelegen haben musste, da die Grabensohle auch starke

1) Vergl. Verhandl. 1895, S. 634.

Digitized by Google

Baumwurzeln (Erlen) enthielt. Die Breite im Untergrund mochte 6—8′ betragen haben. Die Böschung war nach innen steil, nach aussen flacher. Wall- und Grabenreste zeigten sich daher so, wie man dieselben sonst in anderen römischen Marschlagern anzutreffen pflegt, denn von einem solchen kann ja nur die Rede sein. Ebenso fanden wir es auch bei dem Prätorium an der Isenburg bei Duendorf, wo nachweislich Germanicus im Herbste 16 n. Chr. nach der Schlacht am angrivarischen Grenzwall das Lager für eine Legion und die prätorischen Cohorten errichten liess.

Bei der Ausgrabung des Lagerwalles traf Professor Virchow auf den Gräften ein. Am 6. August Morgens fand zunächst die Ausgrabung und Untersuchung auf der Iburg statt, um festzustellen, ob die Iburg, die zwischen dem Endpunkt der Lippestrasse und dem Weserthale liegt, nicht als ein zwischenliegendes Strassencastell angesehen werden könne. Hierzu berechtigte die Thatsache, dass Ptolemäus etwa in die Gegend, wo heute Höxter liegt, das römische Fort Amasia verlegt. Sentius Saturnius hatte nehmlich während seiner Statthalterschaft in Niedergermanien die befestigte Lippestrasse von Aliso aus in östlicher Richtung als Heerweg über die Weser hinaus verlängert, da er in dieser Richtung südlich vom Harze und vom Thüringer Walde bis nach Böhmen vorzudringen beabsichtigte, um dort Marbod, den damals so mächtigen Markomannenkönig, zu bekämpfen.

Die Untersuchungen auf der Iburg lieferten Vermuthungen dafür, dass dieselbe in ihrer ersten Anlage von den Römern befestigt worden sei. Sie brachten aber auch den bestimmten Beweis, dass die Befestigungen der Iburg in der Zeit, wo dieselbe als mittelalterliche Volksburg, Kloster und Dynastenburg benutzt worden war, wesentliche Veränderungen erlitten haben muss. Karl der Grosse soll dort nach der Eroberung der Iburg das sächsische Volksheiligthum, die Irminsul, vorgefunden haben.

Am 6. August Nachmittags wurde genau an derselben Stelle, wo ich schon im Jahre 1888 gegraben hatte, die Ausgrabung von Neuem begonnen, um vor allen Dingen die volle Ausdehnung der Brandstätte zu ermitteln, da der grösste Theil derselben ja bereits ausgegraben war. Zu dieser Ausgrabung hatten sich 3 Delegirte des Paderbörnischen Historischen Vereins: der Vorsitzende Pfarrer Dr. Mertens, Graf von der Asseburg-Godelheim und Baurath Biermann eingefunden. Die Ausgrabung hatte folgendes Ergebniss:

In der mittleren Erdpyramide wurden, soweit dieselbe nicht bereits früher ausgegraben war, die Eisenreste eines Scramasax-ähnlichen Messers gefunden. Ausserdem wurde eine Anzahl von Geschirrscherben, wie sie die übrigen Ausgrabungen ergeben hatten, aus dem Schutt ausgelesen. Es wurden übrigens dabei auch mittelalterliche und vormittelalterliche Theile von Thongefässen zu Tage gefördert Auch wurden in der Oberfläche einzelne glasirte, aus der Neuzeit stammende Gefässstücke entdeckt, dazu allerhand moderne Gegenstände, z. B. noch nicht in Eisenoxydul übergegangene Nägel. Es wurde auch ein feinwandiges Gefäss dicht am Crematorium ausgegraben, das allerdings theilweise zerdrückt war, sich aber in seiner Form reconstruiren lässt. Form und Machwerk sprechen durchaus nicht für germanischen Ursprung. Die Ausgrabungen in dem schon im Jahre 1888 zum grossen Theile freigelegten Crematorium zeigten dieselben Erscheinungen, wie früher.

Oben stand mehrere Fuss tief Rasen und Wallerde; dann zeigte sich die bereits beschriebene Branderde, zwischen der sich nach der südöstlichen Spitze hin Wasserkalk eingelagert fand. — Diese Ausgrabung am 6. August konnte nicht

Digitized by Google

vollendet werden, da bereits vor Abend Regenwetter eintrat. Die Resultate meiner Ausgrabung im Jahre 1888 konnten aber insofern bestätigt werden, als nach der südöstlichen Seite unter der Branderde sich Wasserkalk befand, die Branderde aber nach Südwesten hin sich ganz in die Nähe des Grabens, fast nach der Aussenseite des Walls, hinzog. Nach Nordwesten hin, also in der Richtung auf das Kernwerk, hörte die Branderde etwa 2 *m* von der Grabensohle, etwa da, wo die Wallböschung anfing, vollständig auf. Die Aschenlage zeigte dort noch eine Stärke von 45 *cm*.

Die zahlreichen, mit dem Mittagszuge aus Berlin angekommenen Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft waren mit dem geringen Resultate nicht zufrieden. Der grössere Theil der Gesellschaft war am Abend des 6. August gegen eine Fortsetzung der Ausgrabungen, obgleich noch eine Reihe von Fragen, welche durchaus nicht erschöpft waren, offenstand. Nach Südosten hin war die Brandstätte noch nicht bis zur Aussenseite des Walles durchgearbeitet.

Mit dieser Arbeit wurde am 7. Aug. Morgens unter meiner Leitung, sowie unter Beihülfe der Herren von Bärenfels und Mertens begonnen. Bei dieser Grabung stellte es sich nun heraus, dass der Wasserkalk und die Branderde plötzlich aufhörten. Es fand sich eine gelbe, kalkartige Masse, die ich sofort als phosphorsauren Kalk, bezw. Knochenerde erkannte. Eine Untersuchung durch den Apotheker in Neustadt stellte durch eine einfache Citratlösung den eingelieferten Kalk als stark phosphorsäurehaltig fest. Spätere Untersuchungen haben einen Phosphorgehalt von 30 pCt. ergeben. Unter dieser Kalkmasse fand sich in der Höhe der Grabensohle noch ein kleiner Rest Holzkohle. Wir hatten also in diesen endlichen Aufdeckungen den Rest des wirklichen Knochen-Crematoriums gefunden; die hinterliegende Branderde hatte somit nichts mit der Verbrennung der gesammelten Knochen zu thun gehabt. Die verbrannten Farnkraut- und Kornmassen, welche die Branderde geliefert haben, scheinen einem religiösen Gebrauche der Römer entsprochen zu haben, da sie nur als raucherzeugende Brandstoffe angesehen werden können. Gerade dieser Fund war der ausschlaggebende, der wichtigste, der bei der ganzen Ausgrabung gemacht ist. Er zeigte, dass zwischen dem ersten und zweiten Wall der Kern des Todtenhügels mit dem darin enthaltenen Knochen-Crematorium gelegen haben muss, welches nach römischem Bericht von den Germanen zerstört worden ist. Die Vertheilung der gebrannten Thonstücke in dem Kernwerke und in der ersten Nordwest-Wallecke, in der das Crematorium eingebettet war, liefert uns den Beweis, dass die Wallerdmassen, die das Crematorium umgaben, aus dem zerstörten Leichenhügel herstammen müssen, da nur durch die Zerstörung, bezw. Umwühlung des Leichenhügels, sowie des Altars, die Vermischung der oberen gebrannten Erdschicht mit dem übrigen Erdboden entstanden sein kann. Die anfänglich ganz unerklärliche Erscheinung der Wasserkalkreste dicht hinter dem Knochen-Crematorium wurde nach dieser Entdeckung vollständig erklärt. Die ausserordentlich grosse Hitze, durch welche die Knochen zu Staub verbrannt worden waren, hatte dazu geführt, die Kalksteine, welche das ganze Erdreich durchsetzen und mit welchen der Boden der ganzen Brandstätte gepflastert war, zu durchglühen und dadurch den Wasserkalk zu erzeugen.

Ferner lag die Frage offen: Durften wir in den Gräften die Ara Drusi wiedererkennen? Durften wir in dem quadratischen Vorwall das Prätorium des Feldherrnlagers erblicken? Dann mussten selbstverständlich doch noch irgend welche Reste des Lagerringwalles, wenn nicht oberirdisch, so doch unterirdisch in den Grabensohlen zu erkennen sein. Hierzu bot aber schon der Hölzermann'sche

Digitized by Google

Plan eine Unterlage, da derselbe an der Nordwestecke einen Wallrest verzeichnet, der parallel mit dem Südostwall des Prätorium lief. Dieser Wallrest ist jetzt verschwunden, aber man kann die Spuren desselben in geradliniger Richtung verfolgen bis zur Dringenberger Landstrasse und darüber hinaus. Dass hier thatsächlich ein abgestossener Wall mit vorliegendem Graben gewesen ist, bezeugt jede Grabung, welche bis auf die Grabensohle hinuntergeht, wo sich wiederum Pflanzenreste finden, wie wir sie bereits im Aussenwalle des Prätorium am ersten Grabungstage gefunden hatten. Auch im Norden setzt sich ganz erkenntlich der Wall des Prätorium parallel zu dem südlichen Wall fort. Hier aber ist der vorliegende Wallgraben, der bis zur Separation als Weg benutzt wurde, zu einem ausgespülten Hohlweg geworden, der nach der Anlage als Koppelweg mit einem Theil der Wallerde geebnet worden ist.

Endlich finden sich im Westen der Dringenberger Landstrasse erkennbare Wallreste, die von Süden nach Norden zeigen. Wir bekommen damit ein Heerlager, in dem wenigstens 6—8 Legionen Platz finden konnten, durch das in der Mitte der jetzt noch vorhandene kleine Bach floss (Taf. XI). Südwestlich von der Gräfte, da, wo der Bach die Ecke derselben abgespült hat, findet sich am gegenüberliegenden Ufer desselben ein kurzer Damm. Dieser Damm ist offenbar ein mächtiger Staudamm gewesen und hat dazu gedient, das aufgestaute Bachwasser in die Gräben der Gräfte hineinzutreiben. Der zweite Umfassungsgraben ist an der Ostseite vermittelst einer unterirdischen Verbindung durch den ersten Umfassungswall mit dem Graben, der das Kernwerk umgiebt, verbunden gewesen; erkennbare Spuren dieser Wasserverbindung sind noch vorhanden. Durch diese Wasserstauungen und Füllungen der Wassergräben war offenbar eine Zerstörung des in der Mitte liegenden Altars mit einiger Schwierigkeit verbunden. Vor allen Dingen haben durch diese Manipulation die Germanen den Anhalt dafür verloren, in dem Kernwerk ein römisches Heiligthum zu erkennen, da sonst zweifellos schon die germanischen Priester die den römischen Göttern geheiligte Stätte von Neuem zerstört haben würden, wie sie das im Herbste 15 nicht allein mit dem Altar, sondern auch mit dem Todtenhügel gethan hatten.

Die Summe dieser Forschungsergebnisse liess nun keinen Zweifel aufkommen, dass wir in dem Mittelwerk der Gräfte die Ara Drusi wiedergefunden hatten, um so mehr, da die römischen Berichte nicht allein in Bezug auf die Lage von Driburg, sondern auch in Bezug auf die Erscheinungen in den Wällen und in dem Kernwerke der Gräfte sich in Uebereinstimmung mit dem befinden, was Tacitus über die Vormärsche des Germanicus nach dem Varischen Schlachtfelde in den Jahren 15 und 16 mittheilt.

Nichtsdestoweniger hat eine Anzahl von Herren aus Berlin, Hannover und Breslau über die Grabung ein Protokoll veröffentlicht, auf Grund dessen der historische Verein für Niedersachsen die Gräfte nicht für römisch, sondern für einen mittelalterlichen Wachtposten erklärt, der im Interesse der Iburg zur Bewachung des vorliegenden Dringenberger Gebirgspasses angelegt sei. Nach diesem, mit Zeichnungen versehenen Protokoll[1]) soll das Crematorium in der Südostecke des zweiten Vorwalles aufgedeckt sein; dieser aber ist bereits 1888 bei meiner ersten Untersuchung abgetragen worden. Die in dem 10 *m* langen und 2 *m* breiten Crematorium enthaltenen Aschenreste sollen von einem zweiten, auf dem Walle erbauten hölzernen Schutzthurme herrühren, der über einer Walltraverse erbaut gewesen sei. Thatsächlich hatten aber die Ausgrabungen von 1888 und 1985 nicht in dem zweiten,

1) Verhandl. 1895, S. 708.

Digitized by Google

sondern in dem ersten Wall stattgefunden. Nach den festgestellten Wasserverhältnissen müsste die Traverse, die von einem gefüllten Wassergraben in den anderen führt, ein unterirdischer Verbindungscanal sein. Diese und andere leicht nachweisbaren Irrthümer haben die Veranlassung gegeben, dass ich im Jahre 1896 eine dritte Reise nach Driburg machte, um alle ausstehenden Zweifel durch eine endgültige Untersuchung klarzustellen. Die HHrn. Graf v. d. Asseburg-Godelheim, Freiherr v. Münchhausen und Hr. Oskar Wichtendahl aus Hannover haben in anerkennender Weise an dieser Untersuchung Theil genommen.

Bei dieser Untersuchung wurde in der Südostecke des zweiten Umfassungsgrabens, dem Crematorium im ersten Walle gegenüber, ein 1 *m* tiefer Einschnitt gemacht, in der Voraussetzung, dass dort in der Grabensohle sich Spuren von Holzkohlen finden würden, die dem zerstörten Crematorium angehören mussten. Diese Voraussetzung fand sich vollkommen bestätigt, da in dem unteren Grabenschlamm sich massenhaft Holzkohlen vorfanden. Es wurde aber auch die zweite Thatsache bestätigt, dass der hier vorhandene Vorsprung des ersten Walles eine Fortsetzung des Crematoriums bildete, das durch eine unterirdische Steinsetzung gegen die Gräben hin abgeschlossen war. Hinter dieser Steinsetzung, dem Crematorium gegenüber, fand sich in einer Ausdehnung von 2 *m* krystallisirter Wasserkalk, der sich drusenartig entwickelt hatte. Die chemische Untersuchung hat auch in diesen Kalkmassen procentualisch vorhandene Phosphorsäure nachgewiesen. Eine weitere Untersuchung stellte aber auch fest, dass das Crematorium dem ersten Umfassungsgraben gegenüber mit einer Steinsetzung abgeschlossen war. Dieselbe befindet sich innerhalb des Walles, ist also äusserlich durch die Wallform nicht zu erkennen.

Es wurde nun weiter genau in der Mitte der Ostseite des Kernwerkes, über die unterirdische Umfassungsmauer hinweg, da, wo ich 1888 den Aschenschlot in der Grundmauer entdeckt hatte, ein Einschnitt gemacht, der eine kleinere quadratische Mauer in Länge und Breite von 3 ½ *m* aufdeckte, in der wir zweifellos die Anlage des Opferaltars erkennen dürfen, da der vorliegende Aschenschlot zahlreiche Reste von Thierknochen enthielt. Auch wurden an der von Hölzermann nachgewiesenen Nordseite des Heerlagerwalles Einschnitte gemacht, welche das Vorhandensein des Wehr- und Wassergrabens feststellten. Es ging unzweifelhaft daraus hervor, dass seit der Anlage des Staudeiches, so lange derselbe nicht durchbrochen war, durch diesen Wehrgraben die Ableitung des überschüssigen Bachwassers bewerkstelligt worden ist, das sich unterhalb der Gräfte in die alte natürliche Bachrinne, welche das grosse Heerlager durchzieht, ergossen haben wird.

Es wurde ferner constatirt, dass das südlich der Gräfte liegende Prätorium in seiner nördlichen Hälfte durch die Aufstauung des Baches inundirt worden ist, da hier vor dem äusseren Südwall der Boden mit thonartiger Schlammerde durchsetzt ist. Das Volk nennt das früher umwallt gewesene Prätorium heute noch „Fischteich". Bei einer Bodenuntersuchung in dem sogenannten „Fischteich" wurde auf 2 Fuss Tiefe ein Hufeisen gefunden, das in seiner Form und in seiner Grösse den auf Römerstrassen und römischen Schlachtfeldern gefundenen Hufeisen absolut gleicht. Es wurde endlich festgestellt, dass der Bach etwa 500 *m* westlich von der Gräfte an einem Berghange des Teutoburger Waldes direct aus einer Felsspalte hervorsprudelt, so dass die Quelle unverändert zu allen Zeiten eine gleiche Wassermasse fördert. Bei Schneeschmelzen und heftigen Regengüssen wird das Wasser durch oberirdische Zuflüsse entsprechend vermehrt. Endlich wurden neue Messungen der Gräfte vorgenommen und die Gräfte selbst, um das sie auf drei Seiten umgrenzende Heerlager, soweit die Grabenuntersuchungen es ergeben haben, kartographisch zur Darstellung zu bringen. —

Digitized by Google

Die als Ara Drusi wiedererkannten Gräfte von Driburg im Lichte der römischen Berichte.

Nach dem Berichte des Tacitus war Germanicus im Herbste des Jahres 15 mit 8 Legionen und im Frühjahre des Jahres 16 mit 6 Legionen auf dem Varus-Schlachtfelde anwesend. Als er das Land der Bructerer im Herbste des Jahres 15 bis zu seinem äussersten Ende (ad ultimos Bructerorum) verheert hatte, baute er ein neues Lippe-Fort in der Nähe des zerstörten Aliso. Bei diesem Vorstoss gegen die römerfeindlichen Bructerer, in deren Volksheiligthum man ja den Adler der 19. Legion wiedererbeutet hatte, hörte Germanicus, dass die Gebeine der erschlagenen Legionen noch immer unbestattet auf dem nahe gelegenen Schlachtfelde lägen. Diese Nachricht brachte ihn zu dem Entschlusse, mit seinem Heere nach dem Schlachtfelde aufzubrechen, um dem geschädigten Ansehen des weltbeherrschenden Roms durch die Bestattung der gefallenen Krieger Genugthuung zu verschaffen. Zu diesem Zwecke liess er in den Sümpfen, welche zwischen dem Lippe-Fort und dem „Saltus teutoburgensis" lagen, Dämme schlagen. Nachdem er die Gebirgspässe unter Vorausschickung einer Vorhut durchzogen hat, stösst er auf das noch gut erhaltene Lager der 3 Legionen. Nach dem Standpunkt unserer jetzigen Forschung ist anzunehmen, dass das von Drusus erbaute Aliso und das später von Germanicus wiedererbaute Lippe-Fort da gelegen haben müssen, wo die vom Rhein in dem Lippethale heraufführenden befestigten Wege ihr Ende erreichten. Es giebt Forscher, die es versucht haben, diese Ansicht zu bekämpfen: aber es ist keinem gelungen, seine Ansicht mit irgendwie haltbaren Unterlagen zu begründen. Es ist bezeugt, dass Drusus, als er mit seinem Heere von den drei vereinten Völkerschaften, den Cheruskern, den Sigambern und den Chatten, in dem Thalkessel von Arbola eingeschlossen wurde und sich nur mit grosser Gefahr aus dieser schwierigen Stellung zu befreien vermochte, an der Grenze des cheruskischen Gebietes im Lippethale das Fort Aliso erbaute, um den umwohnenden germanischen Stämmen Respect einzuflössen. Wir wissen, dass Germanicus, als er im Frühjahr 16 das Lippe-Fort entsetzt hatte und als auf dem römischen Schlachtfelde die Ara Drusi wiedererrichtet war, mit seinem Heere die ganze Linie vom Lippe-Fort bis zum Rheine mit neuen Heerwegen und Marschenstellen befestigen liess; es ist daher zweifellos, dass Aliso, wie das Lippe-Fort, da gelegen haben müssen, wo die jetzt noch vorhandenen Spuren der befestigten Heerwege im Lippethale aufhören. Das ist die Gegend von Ringboke, wo die beiden, südlich und nördlich von der Lippe liegenden Heerwege fast in gleicher Höhe zu Ende gehen. Der Punkt, von dem Germanicus aus dem Lippethale mit seinem Heere abzog, ist uns also bekannt; offene Frage aber bleibt es, ob Germanicus von Boke aus in der Richtung auf die Döhrenschlucht oder in der Richtung auf die Gebirgspässe von Horn marschirt ist. Wir wissen jetzt, dass das Standlager des Varus, als er seine letzte Heerfahrt antrat, sich am Nordwesthange des Deisters befand; wir wissen ferner, dass der römische Heerweg von dort bis zur Weser zunächst über den Bückeberg und von dort in westlicher Richtung nach Minden, in südlicher Richtung an der Arensburg vorbei nach Rinteln zog. Ptolemäus nennt uns nun das Fort Steriontium in der Höhe von Minden, wo ganz unzweifelhaft eine feststehende Brücke von den Römern erbaut war, da hier die grosse römische Heerstrasse, welche im chaukischen Gebiete begann, das Wiehengebirge entlang die Weser erreichte. Hat Varus bei Minden die Weser überschritten und seinen Marsch nach dem Teutoburger Walde, dem Werrethale folgend, über Rehme, Herford, Salzufflen und Lage genommen, so lässt sich mit Bestimmtheit

Digitized by Google

voraussetzen, dass der erste entscheidende Kampf zwischen den Römern und Germanen in oder vor der Döhrenschlucht stattgefunden hat. Hat Varus bei Vlotho die Weser überschritten, so würde naturgemäss sein Weg über Lemgo nach Detmold geführt haben; von dort aus hätte er die Pässe von Horn erreichen müssen[1]). Hat Varus aber bei Rinteln die Weser überschritten, so würde der naturgemässe Weg über Bremke, Bösingfeld, Barntrup, Blomberg und Horn gewesen sein. Bei Bösingfeld finden wir das lang gestreckte Warendahl, wo in der Nähe von Posteholz bei Anlage von Verkoppelungsgräben das Vorhandensein eines grösseren Heerlagers constatirt worden ist. Den Gebirgspass, den Germanicus im Jahre 15 von Süden nach Norden durchzog, hatte offenbar Varus von Norden nach Süden durchziehen wollen, da Germanicus nördlich von den Pässen auf das Lager stiess, das Varus noch nach dem ersten Kampfestage anlegen konnte. Die Entscheidung darüber, ob dieses Lager nördlich von der Döhrenschlucht oder nördlich von den Engpässen von Horn gelegen hat, würde sich möglicher Weise dann entscheiden lassen, wenn sich in der Senne noch Spuren der von Germanicus angelegten Dämme finden würden, worüber neuerdings der Historische Verein von Paderborn die Absicht hatte Untersuchungen anzustellen. Von der Döhrenschlucht, wie von den Externsteinen aus, ist die Entfernung bis Driburg nicht so gross, dass ein im Rückzuge begriffenes, kämpfendes Heer sie nicht in zwei Tagen zurücklegen könnte. Auf diesem Wege begegnen wir aber auch in der Nähe von Nieheim dem Varusberge. Die Entfernung von Driburg nach Horn bis zur Döhrenschlucht wird etwa 16 *km* betragen.

Als Germanicus im Herbste 15 von dem ersten Lager, nördlich vom Gebirge, den noch kenntlichen, römischen Heerweg verfolgend, auf das zweite, noch halbvollendete Lager stiess und dann endlich auf dem Platze ankam, wo der Rest der römischen Legionen ausserhalb der Wälder im freien Felde erschlagen war, da errichtete er an diesem Orte den Todtenhügel zur Bestattung der bleichenden Gebeine; zugleich baute er dem Andenken seines Vaters Drusus die Ara Drusi. Naturgemäss musste das Heerlager der Legionen in unmittelbarer Nähe dieses Heiligthums angelegt sein. Nach diesem kühnen Vorstosse des römischen Feldherrn stand es zu erwarten, dass Hermann mit seinen Cheruskern und mit seinen treuen Bundesgenossen, den Bructerern und Angrivariern, die Römer in diesem gefährlichen Gebirgsterrain angreifen würde, was denn auch sehr bald geschah, nachdem Todtenhügel und Altar eben hergestellt waren. Bei der Verfolgung des cheruskischen Heeres in dem wald- und schluchtenreichen Wesergebirge erlitt Germanicus so bedeutende Verluste, dass er zum schleunigen Rückzuge nach dem Rhein gezwungen war. Durch diesen Vorstoss war er aber von der Lippestrasse so weit abgekommen, dass er diese Strasse als Rückszugslinie nicht mehr benutzen konnte. Ein Theil des Heeres unter Caecina passirte die Domitianischen Dämme, deren Spuren wir in dem Wittfenn bei Dülmen wiedergefunden, um auf diesem Wege Colonia Agrippina zu erreichen. Germanicus selbst zog mit den übrigen Legionen an die Ems, um durch das Land der Friesen und Bataver heimwärts in die Winterlager am linken Niederrhein zu gelangen. Nach ihrem siegreich beendeten Herbstfeldzuge zerstörten die Germanen den den römischen Göttern geweihten

1) Dass in Minden, dort, wo die Bastau in die Weser mündete, ein römisches Castell gestanden hat, ist vor wenigen Jahren festgestellt, da gelegentlich der Anlage neuer Gas- und Wasserleitungen wohl 3 oder 4 *m* tief unter dem Strassenpflaster römische Bahnwege gefunden wurden. — Ueber das Vorhandensein der Reste eines römischen Castells bei Vlotho haben die Untersuchungen bisher keinen Abschluss gefunden.

Digitized by Google

tar und den Todtenhügel. Denn Wotan hatte zum zweiten Male im Teutoburger Waldgebirge den deutschen Völkern mit mächtig schirmendem Arm geholfen.

Der unglückliche Ausgang dieses Feldzuges liess Germanicus mit fieberhafter Hast daran arbeiten, das Heer zu rüsten und eine neue Flotte zu bauen, um Hermann und das cheruskische Volk, die den Aufstand in Germanien schürten, mit einem Schlage zu vernichten. Schon im Frühjahr zieht er mit 6 Legionen die Lippestrasse hinauf, um das im Sommer 15 von ihm erbaute Lippe-Fort, das die Germanen belagerten, zu entsetzen; leicht wurden zwar die Heerhaufen zerstreut, aber hier erfuhr er, dass der Todtenhügel der unter Varus gefallenen Legionen und der Altar, den er seinem Vater geweiht hatte, von den Feinden zerstört sei. Diese Nachricht veranlasste ihn, mit dem Heere vom Lippe-Fort aus nach dem Schlachtfelde vorzudringen.

Bei diesem Marsche ist nirgendwo die Rede von der Durchziehung sumpfiger Ebenen und gefahrvoller Gebirgspässe, wie im Herbste des Vorjahres. Der Marsch geht ohne Kampf in kurzer Zeit vor sich. Die zweifellose Ursache aber hiervon ist, dass das römische Heer vom Lippe-Fort aus auf der zur Weser führenden Heerstrasse die Pässe von Driburg erreichte, bei welchen Germanicus im Jahre zuvor den Todtenhügel und die Ara Drusi errichtet hatte. Dieser Weg bot keine Schwierigkeiten; dazu ist die Entfernung kaum halb so weit, wie die Marschlinie, die er im Jahre 15 eingeschlagen hatte. Es zeigt sich hier deutlich, dass Germanicus bei seinem Vormarsche nach dem römischen Schlachtfelde im Herbste 15 nicht in Klarheit über den Punkt gewesen ist, wo die römischen Legionen erschlagen waren, da er sonst weder die Sümpfe vor dem Gebirge, noch die gefahrvollen Gebirgspässe hätte zu durchziehen brauchen. Als er im Frühjahre 16 mit seinem Heere die Stätte betrat, wo der von ihm erbaute Tumulus und Altar der Zerstörungswuth der Germanen gefallen war, beschloss er, den Tumulus nicht wieder zu errichten, aber den Altar zu Ehren seines Vaters neuzuerbauen. Wenn man bedenkt, dass ein so bedeutender römischer Feldherr, wie Germanicus, angesichts feindlicher germanischer Scharen mit 6 Legionen einen so weiten Marsch machte, nur um dem entweihten Andenken seines Vaters Genugthuung zu verschaffen, dann muss man sich doch sagen, dass die Neuerbauung des Altars so stattfinden musste, dass eine abermalige Zerstörung durch die Germanen möglichst ausgeschlossen erschien. Um dieses zu erreichen, war die Neuerbauung des Hügels nicht rathsam. Den Altar aber kleidete Germanicus in eine regelrechte römische Verschanzung mit Wällen und Gräben ein. Nachdem das ganze Werk hergestellt war, inundirte er dasselbe durch einen mächtigen Staudeich, wozu der sich nie verändernde Felsenquell, der an einer nahen Bergwand entspringt, die sichere Unterlage bot. Nach dieser Inundirung ragten Wälle und Altar nur in ihren Höhepunkten aus den sie umgebenden Wassergräben hervor. Nur durch diese von dem Geist des Germanicus getragenen Arbeiten ist es möglich geworden, dieselben vor der abermaligen Vernichtung der Germanen zu schützen, welche nicht ahnten, dass hier ein den römischen Göttern geweihter Altar unter einer Erdpyramide verborgen sei. Dieser Altar hat Jahrtausende überstanden. Dem Forschergeiste Hölzermann's war es vorbehalten, dieses Werk des Germanicus aufzufinden und wiederzuerkennen. Die Forschung der Gegenwart hat die Richtigkeit von Hölzermann's werthvollem Funde festgestellt. Wir haben die Erdarbeiten der Gräfte als Einkleidung der Ara Drusi, wir haben das vorliegende Prätorium mit Wall und Graben, wir haben die Reste des sich anschliessenden alten Heerlagers: überall treffen wir auf römische Formen und römische Maasse. Wir haben die unzweifelhaften Erdreste des zerstörten Tumulus in einem Theil der Wälle und den Altar in dem Kernwerk wiedererkannt, weil

Digitized by Google

diese Erdreste von rothgebrannten Erdpartikelchen und zugleich von Gefässscherben bis auf den Mutterboden durchsetzt sind. Wir haben in der Südostecke des ersten Umfassungswalles das mehr als 10 *m* lange und 2 *m* breite Crematorium mit der grossen Masse von Aschenresten aus Weichpflanzen gefunden, denen nach Südwesten Wasserkalk und phosphorsaurer Kalk vorlagert. Dieses Crematorium, das auf einer Pflasterung ohne Seitenmauern ruht, ist mit der grössten Sorgfalt in den Wall eingebettet und mit einer Erdschicht von 2—3 Fuss überdeckt. Wir haben weiter in der Grabensohle vor dem Crematorium massenhafte Holzkohlenreste gefunden. Wir haben die unzerstörten Mauerreste des grossen Altars und an der Ostseite desselben die Mauern des kleinen Altars mit dem Aschenschlot bei den Ausgrabungen im Juli 1896 festgestellt. Wir haben die Geschirrscherben als römisches Machwerk erkannt. Wir haben aus der geographischen Lage der Gräfte gesehen, dass der Vormarsch des Germanicus im Herbste 15 und sein Vormarsch im Frühjahr 16 sich in vollste Uebereinstimmung bringen lassen mit den in den römischen Berichten festgestellten, bedingenden Verhältnissen.

Halten wir die römischen Berichte für wahr, fassen wir die Gesammtheit der übrigen Beweisstücke zusammen und bekennen wir dann der Wahrheit gemäss, dass die Gräfte auf deutscher Erde als ein Unicum dasteht, das seines Gleichen noch nicht gefunden hat, dann dürfen wir nicht mehr zweifeln, dass wir hier das Werk des Germanicus vor uns haben, welches er im Frühjahr 16 dem Andenken seines Vaters neu erbaute, welches er durch Erd-Ueberschüttungen und Wasser-Ueberstauungen der Kenntniss der Germanen entzogen hat und das uns jetzt nach fast 19 Jahrhunderten den Erdenfleck hat wiederfinden lassen, wo der Rest der römischen Legionen erschlagen wurde.

Blickt man rückwärts auf die Geschichte der Varus-Schlacht, auf die Geschichte des ersten deutschen Befreiungskrieges, übersieht man die ganze Situation, dann kommt man zu der Ueberzeugung, dass ohne dieses Werk des Germanicus die Auffindung des Ortes der Varus-Schlacht für immer ein Problem geblieben wäre.

Durch die neueren Forschungen haben wir die Erkenntniss gewonnen, dass die germanische Verschwörung von den Cheruskern und Bructerern in erster Linie geplant war und dass der von den Römern nicht genannte Volksstamm, der im Emsgebiete gegen ihre Herrschaft sich erhoben hatte, kein anderer war, als die römerfeindlichen Bructerer, welche es verstanden hatten, das römische Heer in die gefährlichen Engpässe des Teutoburger Waldes hineinzulocken. Wir müssen zu der Ueberzeugung kommen, dass der westlich von der Weser gelegene Theil des cheruskischen Gebietes weder von Minden, noch von Rinteln aus von einer Römerstrasse durchzogen war, wie uns auch aus römischen Berichten keinerlei Kunde geworden, dass im Gebiete der freien Cherusker römische Castelle oder Heerstrassen erbaut worden wären; die bis zur Weser verlängerte Lippestrasse ist, wie es den Anschein hat, schon auf alt-sigambrischem Gebiete erbaut worden. Wir erkennen weiter, dass Varus, nachdem ihm der versuchte Durchzug durch die Gebirgspässe die erste blutige Niederlage eingetragen hatte, bestrebt gewesen ist, mit dem Reste des Heeres sich nach den Pässen von Driburg durchzuschlagen, durch welche die nach der Weser verlängerte Lippestrasse führte. War die Iburg, wie wir das nach dem Standpunkte unserer jetzigen Forschung vermuthen dürfen, das zwischenliegende Marschcastell zwischen Aliso und Amasia, so war es die Absicht des Heerrestes, die schirmende Bergveste zu gewinnen; die Germanen dagegen, die Absicht erkennend, im Bewusstsein ihrer Uebermacht, beendeten den Kampf durch einen allgemeinen Angriff in der Ebene, bei dem der Rest des

Digitized by Google

rischen Heeres erschlagen wurde; der sich rettende Theil der römischen Reiterei a offenbar die nach Aliso führende Heerstrasse erreicht.

Endlich aber haben wir durch die Auffindung der Ara Drusi die Gewissheit halten, dass die alten deutschen Volkssagen, welche dazu geführt haben, das ermanns-Denkmal auf der Grotenburg zu errichten, auf begründeten geschichtlichen hatsachen beruhen. Alt-Hermann sieht von der Grotenburg herab auf die Thäler, welchen die Legionen des Varus auf seiner letzten Heerfahrt ihr erstes Blut ssen mussten. —

Hr. v. Stoltzenberg bespricht im Einzelnen die keramischen Fundstücke. —

Erklärung der Tafel XI.

Fig. 1. Die Ara Drusi und das anschliessende Lager der Legionen und der prätorischen Cohorten, reconstruirt nach den Forschungen aus den Jahren 1888, 1895 und 1896. Die durch den Staudeich inundirten Flächen sind schattirt. *V* Die künstliche Umleitung des aus der Inundationsfläche abfliessenden Wassers. *W* Die Lagerfläche des Heeres für 6, bezw. 8 Legionen. *X* Das Prätorium. Die nördliche inundirte Hälfte ist zur Zeit der Anlage durch den Lagerwall gegen die Ueberschwemmung geschützt gewesen. *Y* Die Stelle, wo im ersten Umfassungswalle eine unterirdische Wasserverbindung nach dem Graben geführt hat, um diesen mit Wasser zu füllen. *Z* Der unter einer Erdpyramide verschüttete Altar.

„ 2. *a* Aschenreste aus Weichpflanzen (mit erdigen Beimischungen). *b* Wasserkalk. *c* Feste Kalkmassen mit Phosphorsäure-Gehalt. *d* Schlammschicht des zweiten Ostgrabens, in der viele Kohlen eingebettet sind. *e* Mauerreste, die das Crematorium gegen den Graben abschliessen. *h* Steinpflasterung unter dem Crematorium.

„ 3. Grundriss des Mauerwerks der Ara Drusi. *k* eingebauter Opferaltar. *l* Aschenbehälter mit Resten von Thierknochen.

„ 4. *m* Jetziges Bachthal. *n* Reste des Staudeiches. *o* Erster Umfassungswall nach Norden. *p* Die Ara Drusi. *r* Erster Umfassungswall nach Süden. *u* Mauerwerk.

„ 5. Die Erdumkleidung des Altars, von oben gesehen.

Hr. W. Krause: Ueber die Varus-Angelegenheit würden am besten solche Forscher urtheilen können, wie die, welche die Limes-Commission zusammensetzen.

Abgesehen von der welthistorischen Bedeutung haben die Localitäten der Römerkriege auch ein anatomisches Interesse. Mehrere jener Schlachten haben theilweise in Sümpfen stattgefunden, aus denen man möglicher Weise gut conservirte, genau datirte germanische Schädel erhalten könnte. Es würde sich dabei um unvermischte germanische Krieger handeln, lange vor der Zeit der Völkerwanderung und der Reihengräber.

Die Meisten halten die Sache für hoffnungslos, weil die aus dem Alterthum überkommenen Nachrichten zu fragmentarisch sind. Hr. v. Stoltzenberg hat aber nach zwei Richtungen hin den richtigen Weg bezeichnet. Er hat die Aufnahme sämmtlicher sogenannter prähistorischer Schanzen in der Provinz Hannover unter zahlreichen Schwierigkeiten in Gang gebracht. Darunter sind viele sächsische und mittelalterliche Anlagen; aber es wäre doch möglich, dass die eine oder andere sich, wenn nicht als römisch, doch als mit den Römerkriegen im Zusammenhang stehend erwiese.

Ferner ist der Ort der Varusschlacht wahrscheinlich erheblich südlicher oder südöstlicher zu suchen, als gewöhnlich angenommen wird.

Hiernach würde sich eine systematische Untersuchung aller Verschanzungsanlagen u. s. w. zwischen Driburg, Höxter, Karlshafen. Marsberg empfehlen, falls

Digitized by Google

man versuchen will, in der vielumstrittenen Angelegenheit etwas Brauchbares zu ermitteln. —

Hr. Rud. Virchow erinnert daran, dass er seiner Zeit, als die erste Limes-Vorlage im Reichstage eingebracht war, auf die Nothwendigkeit hingewiesen hat, auch den germanischen Resten in der Nähe des Limes die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Zum Theil ist dies seitdem geschehen, wenn auch vielleicht nicht in genügender Ausdehnung. Gerade bei den keramischen Funden wäre eine Nachforschung nach Stücken aus Terra sigillata höchst wünschenswerth (S. 478). Die jetzt vorgelegten Topfscherben dürften kaum genügen, um ihren römischen Ursprung zu erkennen. —

Hr. v. Stoltzenberg bemerkt, dass die letzteren aus dem Tumulus stammen, der in einem Theil der Ostwälle angeschüttet worden ist. —

(23) Hr. W. Krause spricht über

Schädel-Capacität.

Der Rauminhalt des Schädels, aus dem man unter Abzug von etwa 15 pCt. auf das Gehirnvolumen schliessen kann, ist in vieler Beziehung das Interessanteste, was man an einem Schädel durch Messung festzustellen vermag. Ob es sich um einen einzelnen Schädel eines hervorragenden Mannes, wie Schiller, Kant, Sebastian Bach, oder um einen Mikrocephalus, oder um eine neuentdeckte oder wenigstens bisher nicht untersuchte Menschenrasse handelt, — stets ist die nächstliegende Frage die nach der Schädelcapacität. Augenblicklich stehen in Hinsicht auf die Grösse der letzteren die Eskimos mit 1546 *ccm* an der Spitze und übertreffen selbst die Engländer, die sich 1510 *ccm* im Durchschnitt zuschreiben. Man sieht, dass Rückschlüsse auf die Intelligenz nicht so ohne Weiteres gestattet sind; vor Allem kommt es nebenher auf die Körpergrösse und das Körpergewicht an.

Es giebt nun eine recht grosse Anzahl von Methoden, um die Capacität der Schädel zu messen. Gewöhnlich wird das sogenannte trockene Verfahren angewendet, der Schädel mit Sand, Hirse, Graupen, Erbsen oder Glasperlen gefüllt. Am sichersten ist die Füllung mit Bleischrot; sie setzt aber eine sehr erfahrene Hand voraus, um einen mit etwa 12 *kg* Blei gefüllten Schädel ohne Verletzungen zu handhaben. Hr. Poll hat eine kreuzweise angelegte Kopfbinde (Capistrum) construirt, die den Schädel sichern soll. Uebrigens sind die Messungsresultate von der Geschwindigkeit der Anfüllung, von der Höhe des Herabfallens der Schrotkörner und ihrer nachträglichen Zusammenpressung abhängig. Noch mehr gilt dies von den anderen trockenen Methoden, welche Differenzen verschiedener Beobachter an demselben Schädel bis 100 *ccm* ergaben. Hr. P. Bartels jun. hat daher eine neue Bahn eingeschlagen, um die Fehlerquellen wenigstens auf die Hälfte zu reduciren, wobei die Erbsen, deren specifisches Gewicht besonders bestimmt werden muss, gewogen anstatt gemessen werden; er hat darüber im 4. Hefte dieser Verhandlungen 1896 (S. 256—262) berichtet. Füllt man den Schädel mit Gyps, so erhält man einen ganz interessanten Ausguss, der Schädel selbst aber muss dabei zerstört werden. Versucht man, ihn direct mit incompressibler Flüssigkeit, wie Wasser, zu füllen, so ist es sehr schwierig, die vielen Nähte und Löcher des Schädels mit Glaserkitt oder Mennige dicht zu bekommen. Daher hat Hr. Poll, durchaus selbständig, einen neuen Apparat construirt und darüber die folgende Abhandlung eingereicht: —

Digitized by Google

Hr. Stud. med. H. Poll zeigt und erläutert

einen neuen Apparat zur Bestimmung der Schädel-Capacität.

Der neue Apparat (Fig. 1) dient zur Bestimmung der Capacität von Menschen- und Thierschädeln.

Er beruht auf dem Princip, die Wassermenge zu messen, die erforderlich ist, um eine dünnwandige Gummiblase im Schädel-Innenraume so weit auszudehnen, dass sie sich den Wandungen eng anschmiegt.

Hierzu dient folgende Vorrichtung: In dem Halse einer Gummiblase (*a*, Fig. 1) ist ein Glascylinder (*b*) wasserdicht befestigt. Das obere Ende dieses Cylinders besitzt zwei durch Hähne verschliessbare Oeffnungen (*c* und *d*): durch die eine (*c*) steigt im Innern des Cylinders eine Glasröhre, das „Füllrohr" (*e*), bis zum unteren Ende hinab, die andere (*d*) dient dem Entweichen der Luft. Der Glascylinder hängt in der drehbaren Mittelachse (*f*) eines Stativs (*g*), während an diesem oben und unten Stützen (*h* und *i*) für den Schädel beim Füllen und Entleeren angebracht sind.

Fig. 1.

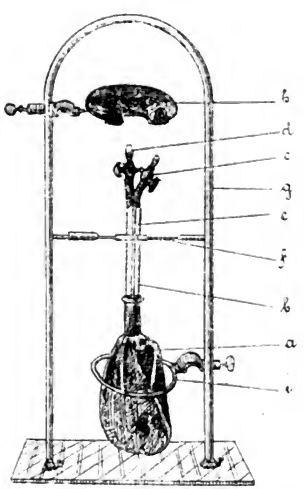
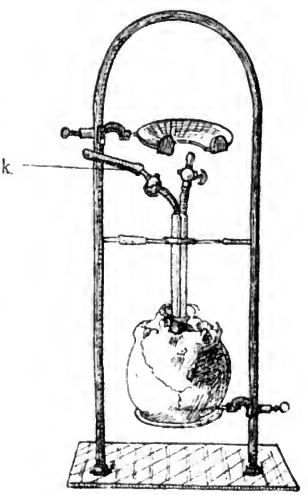


Fig. 2.



Um eine Messung auszuführen, legt man den Schädel, mit dem Foramen occipitale magnum nach oben, auf den unteren Ring (*i*, Fig. 1) und stopft die Gummiblase hinein, bis der untere Cylinderrand in der Ebene des Foramen steht (Fig. 2). Man öffnet beide Hähne und verbindet den des Füllrohrs (*e*, Fig. 1) mittelst eines Gummischlauches (*k*, Fig. 2) mit der Wasserleitung, lässt kräftig Wasser einströmen, und schliesst den zweiten Hahn (*d*, Fig. 1), wenn der Wasserspiegel im Cylinder sichtbar wird. Man verhindert durch den Abschluss der Luft

Digitized by Google

ein weiteres Steigen des Wassers, und dieses muss nunmehr die nachgiebige Blase dehnen und an die Knochenwand anpressen. Sobald dies erreicht ist, beginnt der Wasserspiegel im Cylinder wieder zu steigen: in diesem Momente schliesst man den Hahn der Wasserleitung und des Füllrohrs und entfernt den Wasser zuführenden Schlauch. Jetzt notirt man den an der Graduirung des Cylinders abzulesenden „Wasserstand": d. h. die Anzahl der Cubikcentimeter Wasser, die sich oberhalb des Foramen magnum befinden, um sie später vom Resultat in Abzug zu bringen. Nun setze man den Schädel auf den oberen Teller (Fig. 3) und entleere die Blase durch Oeffnen der jetzt nach unten gerichteten Hähne in ein untergestelltes Messgefäss.

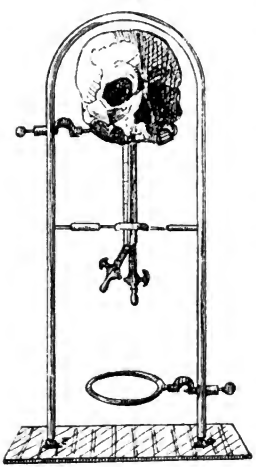
Das so gefundene Resultat bedarf noch zweier Correcturen:

1. es ist der „Wasserstand" im Cylinder abzuziehen,
2. es ist die „Blasencorrectur" hinzuzuaddiren, d. h. die Anzahl der Cubikcentimeter, welche von der Blasenwandung im Schädelinnern eingenommen wurde.

Damit ist die Messung beendet.

Hr. Paul Altmann, Berlin NW. (Luisenstr. 52) hat es übernommen, derartige Apparate zum Preise von etwa 15—18 Mk. zu liefern.

Fig. 3.



Zusätze: I. Für Kinder- und Thierschädel sind kleinere Blasen zu verwenden, nöthigenfalls auch engere Cylinder.

II. Hat man die Capacität aufgesägter Schädel zu bestimmen, so verbindet man die Theile derart, dass an den Schnittflächen ein Spielraum — etwa durch eingelegte Pappstückchen, die man vor der Messung entfernt — erhalten bleibt, welcher der Dicke der von der Säge fortgenommenen Substanz gleich ist.

Ebenso bleibt die Methode auch dann anwendbar, wenn kleine Läsionen, z. B. eine verletzte Orbitadecke, oder selbst grössere Defecte in der Schädeldecke oder am Foramen magnum, vorhanden sind.

III. Davon, dass die Blase den Schädelinnenraum vollständig erfüllt, kann man sich an den Foramina ovalia und den Fissurae orbitales superiores durch das Gesicht und das Gefühl überzeugen, indem man die Blase mit einem stumpfen Gegenstande (Streichholzköpfchen, Stecknadelknöpfchen aus Glas u. s. w.) berührt. Sie liegt der Knochenwand prall gefüllt an, ohne aus den Löchern hervorzuquellen.

Auch die Sella turcica wird von der Blase erfüllt: wenn man die Sinus sphenoideales von der Schädelbasis aus eröffnet und die Decke derselben durchstösst, kann man durch die entstandene Oeffnung das Verhalten der Blase in der Sella beobachten.

Noch sicherer kann man sich von der Erfüllung des Hohlraumes durch die Blase überzeugen, wenn man die Messung, statt an einem Schädel, an einem Glaskolben

Digitized by Google

vornimmt, an dem sich unregelmässige Hervorragungen, Eindrücke, Löcher u. s. w. befinden.

Dass die Blase auch den Bereich des Foramen magnum ausfüllt, wird durch die oben erwähnte Einstellung des unteren Cylinderrandes in das Niveau der Oeffnung erreicht, so dass eine Correctur hierfür überflüssig erscheint.

IV. Dass die Blase ihren Wasserinhalt völlig entleert, bewirkt der äussere Atmosphärendruck, da während des Auslaufens Luft in die Blase nicht eintreten kann. Die geringe, den Blasenwandungen adhärirende Wassermenge wird bei der Blasencorrectur berücksichtigt.

V. Die Bestimmung dieser „Blasencorrectur" geschieht, indem man die (womöglich noch von einer vorhergegangenen Messung) an der Innenseite feuchte Blase in einen mit Wasser gefüllten Messcylinder taucht und die Anzahl der von der Blasensubstanz und dem adhärirenden Wasser verdrängten Cubikcentimeter Wasser abliest.

VI. Derselbe Apparat kann auch zum Messen mittelst Luft benutzt werden: nur sind die Resultate in Folge der grossen und verschiedenen Compressibilität weniger zuverlässig und bedürfen mannichfacher Correcturen.

VII. Hat man eine Wasserleitung nicht zur Verfügung, so kann man ebenso gut eine mit Wasser gefüllte Druckflasche verwenden, aus der man das Wasser mittelst einer Kautschukbirne in die Blase hineintreibt.

Zur Prüfung des Apparates wurde zunächst ein Ranke'scher Bronzeschädel, dessen Inhalt 1293,5 *ccm* beträgt, zehnmal gemessen: das niedrigste Resultat betrug 1285, das höchste 1294,5 *ccm*, der Mittelwerth 1290 *ccm*. Diese Messung wurde durch das Fehlen der natürlichen, im Schädel vorhandenen Oeffnungen ausserordentlich erschwert, da die Luft aus dem Binnenraume nur unvollkommen entweichen konnte.

Dann wurde ein mit mannichfachen Hervorragungen, Eindrücken, Löchern u. s. w. versehener Glaskolben, dessen Inhalt 1909 *ccm* betrug, zehnmal bestimmt: die folgende Tabelle A enthält eine Zusammenstellung der erhaltenen Resultate:

Tabelle A.

Nummer	Uncorrigirtes Resultat	Correcturen		Corrigirtes Resultat
		Wasserstand (abzuziehen)	Blasencorrectur (zu addiren)	
1	1924	− 41	+ 26	1909
2	1925	− 42	+ 26	1909
3	1918	− 39	+ 26	**1905**
4	1924	− 42	+ 26	1908
5	1927	− 43,5	+ 26	1909,5
6	1926	− 42,5	+ 26	1909,5
7	1941	− 58,5	+ 26	1908,5
8	1930	− 47	+ 26	1909
9	1919	− 35	+ 26	1910
10	1927	− 42,5	+ 26	**1910,5**
			Mittelwerth . . .	1908,8 *ccm*

Digitized by Google

Eine Messung, bei welcher die Wassermenge durch Wägung bestimmt wurde, ergab das Resultat 1907,25 *ccm*.

Sodann wurden die Capacitäten eines deutschen Schädels und eines Negerschädels je zehnmal bestimmt, um die Constanz der Resultate bei einem und demselben Schädel zu erweisen. Hierüber geben die folgenden Tabellen Auskunft: bei dem deutschen Schädel wurde eine Blase, deren Correctur auf 26 *ccm*, bei dem Negerschädel eine andere, deren Correctur auf 23 *ccm* bestimmt war, zum Messen verwendet:

Tabelle B. Deutscher Schädel.

Nummer	Uncorrigirtes Resultat	Correcturen		Corrigirtes Resultat
		Wasserstand (abzuziehen)	Blasencorrectur (zu addiren)	
1	1413	− 81	+ 26	1388
2	1450,5	− 86	+ 26	1390,5
3	1420	− 57	+ 26	1389
4	1420	− 57	+ 26	1389
5	1425	− 62	+ 26	1389
6	1420	− 57	+ 26	1389
7	1422	− 64	+ 26	**1384**
8	1438	− 76	+ 26	1388
9	1417	− 51	+ 26	**1392**
10	1415	− 52	+ 26	1388
		Mittelwerth . . .		1389 *ccm*

Tabelle C. Negerschädel.

Nummer	Uncorrigirtes Resultat	Correcturen		Corrigirtes Resultat
		Wasserstand (abzuziehen)	Blasencorrectur (zu addiren)	
1	1258	− 29,5	+ 23	1251,5
2	1271	− 49	+ 23	1245
3	1255	− 29	+ 23	1249
4	1276	− 51	+ 23	1248
5	1267	− 42	+ 23	1248
6	1255	− 34	+ 23	**1244**
7	1271	− 48	+ 23	1246
8	1256	− 29	+ 23	1250
9	1271	− 50	+ 23	**1244**
10	1287	− 58	+ 23	**1252**
		Mittelwerth . . .		1248 *ccm*

Digitized by Google

Ferner wurden zur Vergleichung mit anderen Messmethoden zehn afrikanische Schädel, von denen Nr. 1—9 von dem verstorbenen Rob. Hartmann mit Hirse gemessen waren, während von dem zehnten eine neue Hirsebestimmung gemacht wurde, zuerst noch einmal mit Erbsen, sodann mit Wasser bestimmt. Von Nr. 10 lag ausserdem noch eine Erbsengewichts-Messung vor = 1628 *ccm*.

Tabelle D.

Nr.	Stamm	Katalog-Nummer	Messung mit		
			Hirse	Erbsen	Wasser
1	Monwu	24 799	1050	1100	1130
2	—	24 798	1200	1240	1276.5
3	—	25 024	1250	1295	1317
4	Bongo	25 777	1160	1300	1330
5	Unyamuezi	25 015	1300	1340	1347
6	—	25 012	1290	1325	1317
7	—	15 020	1410	1535	1539
8	Bantu	4 116	1430	1455	1449,5
9	—	21 917	1325	1360	1349
10	Ama Tembu-Kaffer	XXVIII	1610	1650	1628

Es bleibt nun abzuwarten, ob der vorstehend beschriebene Apparat sich auch in anderen Händen bewähren wird. Ueber die Genauigkeit einer Methode im Vergleich zu anderen geben ihre Resultate gewöhnlich am besten Auskunft, und es genügt wohl, in dieser Hinsicht auf die obigen Zahlentabellen zu verweisen.

Nachtrag: Hr. Paul Bartels war so freundlich, mich auf die mir bis dahin unbekannt gebliebenen Versuche Broca's (Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris 1873, p. 81 et 95. Vgl. auch Pacha, Benedikt, Kraniometrie und Kephalometrie 1888, S. 5) hinzuweisen, die damals nicht gelungen und deshalb nicht beachtet worden sind. — Bei dieser Gelegenheit hebe ich noch hervor, dass die oben beschriebene Kautschukblase aus zwei Hälften besteht, deren Zusammensetzungsstelle verstärkt ist. Daher schmiegt sie sich der Schädelform genau an, indem sie ungefähr ellipsoid und auch vor dem Zerreissen am Dorsum sellae bewahrt wird. —

Hr. Rud. Virchow: Ich habe mich schon vor Jahren für die Messung mit Schrot entschieden. Nach einer persönlichen Conferenz mit Broca habe ich mich überzeugt, dass das von mir angenommene Verfahren mit dem seinigen in der Hauptsache übereinstimmte und nur in Nebensachen, z. B. in der durch Rütteln und sanftes Drücken herbeigeführten Verdichtung des Schrotes, die ich für nöthig halte, sich unterschied. Nach diesem Verfahren habe ich seitdem Hunderte von Schädeln gemessen.

Um eine Controle über die Vergleichbarkeit dieses Verfahrens mit dem anderer Untersucher zu gewinnen, habe ich auf Wunsch des Hrn. Joh. Ranke nachher den von ihm hergestellten Bronzeschädel auf gleiche Weise wiederholt bestimmt (Verhandl. 1884, S. 290). Der uns gelieferte Bronzeschädel, der sich im Besitze der Gesellschaft befindet, war vorher durch den Physiker Hrn. Stohn-

Digitized by Google

reuther unter allen Cautelen gemessen worden: dieser hatte eine Capacität von 1316,4 *ccm* gefunden. Ich erhielt in 5 getrennten Untersuchungen mit Schrot 3mal 1320, je 1mal 1310 und 1300, also im Mittel 1314 *ccm*. Durch eine vergleichende Messung ergab sich ferner, dass in einem engen Messcylinder zwischen Wasser und Schrot keine Differenz erschien. Ich betrachtete dieses Ergebniss als genügend für die Ueberzeugung, dass mein Verfahren allen billigen Ansprüchen genüge, und ich habe auch jetzt, nachdem ich dasselbe so lange und so oft angewandt habe, kein Bedürfniss, ein anderes anzunehmen.

Selbstverständlich erfordert die Schwere der zu benutzenden Schrotmasse besondere Vorsicht, wenn der Schädel defect oder nicht ganz fest ist. Insbesondere bedarf es dann der Assistenz eines geschulten Gehülfen, der den Schädel zu halten und zu schützen hat. Das Einfüllen des Schrotes in den Schädel und das Zurückschütten desselben in das Maassgefäss besorge ich stets selbst. Dabei ist mir niemals ein Unglück passirt. Das Umfassen des Schädels durch die seitlich oder gelegentlich vorn und hinten angelegten Hände des Gehülfen, bei besonderer Gebrechlichkeit des Schädels das Umlegen eines glatten Bandes, haben meine Schädel stets vor Schaden bewahrt. Bei wirklichen Lücken schliesse ich dieselben durch Auflegen grösserer Pflaster. —

Hr. Waldeyer rühmt der Methode des Hrn. Poll nach, dass sie wenig Zeit beanspruche und auch bei gebrechlichen Schädeln gut verwendbar sei. —

(24) Neu eingegangene Schriften:

1. Schuller, G., Der siebenbürgische Bauernhof und seine Bewohner. Hermannstadt 1896. Gesch. d. Hrn. M. Bartels.
2. Deininger, J. W., Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg. Wien o. J. I. Heft 4. Angekauft.
3. Ploss-Bartels, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. 5. Aufl. 1. Liefrg. Leipzig 1896. Gesch. d. Hrn. M. Bartels.
4. Flinders Petrie, W. M., and J. E. Quibell, Naqada and Ballas 1895. London 1896. Angekauft.
5. Girenas, Le livre des salutations. Leipzig 1888.
6. Derselbe, West-östliches Stammbuch zu Mirza-Schaffy's 70. Geburtstag, 22. April 1889. Leipzig 1889.
7. Derselbe, Lithuania's Dirge over Prince Albert Victor of Wales. Leipzig o. J. Nr. 5—7 Gesch. d. Verf.
8. Bulletin de la Société Ouralienne d'amateurs des sciences naturelles. T. XIV, 5. XV, 2. Jekaterinenburg 1895/96. Gesch. dieser Ges.
9. Mémoires de la Société Ouralienne de Médecine à Ekathérinebourg. IV. 2. Perm 1896. Gesch. dieser Ges.
10. Výroční zpráva o stavu a činnosti spolku Českych lékarův v Praze 1894. v Praze 1895. Gesch. dieser Ges.
11. Tageblatt der 68. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Frankfurt a. M. 1896. Frankfurt a. M. 1896. No. 9 u. 10. durch Hrn. R. Virchow.
12. Tippenhauer, Gentil, Die Insel Haiti. Leipzig 1893. Gesch. d. Verf.
13. Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou 1895, No. 1 et 2. 1896, No. 2, 3, 4. Moscou 1895/96. Gesch. dieser Ges.
14. Hultzsch, E., Reports on Sanskrit Manuscripts in Southern India. No. 1. Madras 1895. Gesch. d. Verf.

Digitized by Google

15. Bulletins de la Société d'anthropologie de Paris. 4. Série VI. 1, 2, 4, 6. VII. 1, 2, 3. Paris 1895/96.
16. XI. Congreso de Americanistas. Reunion en México 1895. Programm. México 1895.
17. L'Oriente. II. No. 1, 2. Roma-Napoli 1895.
18. Jahresbericht des Directors des Kgl. Geodät. Instituts f. d. Zeit vom April 1895 bis April 1896. Potsdam 1896.
19. Poliwanow, W. N., Das Gräberfeld von Muranka. Moskau 1896. (Russisch.)
20. Erste allgemeine Versammlung des Provincialtages in Kasan am 26. Mai 1896 zur Bekämpfung der Diphtherie. Kasan 1896. (Russisch.)
21. Muster-Erzeugnisse des ländlichen Gewerbebetriebes im Kasan'schen Gouvernement. Kasan 1896. (Russisch.)
    Nr. 15—21 durch Hrn. Rud. Virchow.
22. de Bézobrazow, O., La femme nouvelle. Paris 1896. Gesch. d. Verf.
23. Materialien zur Archäologie Russland's, herausgeg. von d. K. Archäologischen Commission. 10 Bände. Nr. 10—19. St. Petersburg 1893—96. Gesch. der Archäolog. Commission. (Russisch.)

Berichtigung:

S. 569, Zeile 5 von unten und S. 570, Zeile 2 von oben lies Herman statt Herrmann.

Digitized by Google

Chronologisches Inhaltsverzeichniss

der

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1896.

Verzeichniss des Vorstandes, des Ausschusses und der Ehren-Mitglieder S. 3, der correspondirenden Mitglieder S. 4, der ordentlichen Mitglieder (einschliesslich der immerwährenden) S. 7.

Uebersicht der durch Tausch oder als Geschenk zugehenden periodischen Publicationen S. 16.

Sitzung vom 25. Januar 1896. Wahl des Ausschusses S. 25. — 70. Geburtstag von Grempler S. 25. — 50jähriges Jubiläum von Weinhold S. 25. — 80. Geburtstag von Tappeiner S. 25. — Alex. Schadenberg † S. 25. — Neue ordentliche Mitglieder S. 25. — Subscription für eine Büste von Strobel. Pigorini S. 26. — Aufruf zur Rettung der Kafirs im Hindukusch. **Leitner** S. 26. — Internationaler Congress für Psychologie in München S. 26. — Haarmensch Ram-a-Sama. **E. Fromm** S. 26. — Isländische Gräber der Vorzeit. **Pálmi Pálsson, Marg. Lehmann-Filhés** S. 28. — Zwei isländische Handschuhe (2 Zinkogr.). Dieselbe S. 29. — Medicinisches aus Africa. **Staudinger** S. 30. — Plagiat in Bezug auf spanische Stiergefechte. **W. Joest** S. 31. — Photographien cujavischer Bauern aus der Gegend von Kruschwitz, Reg.-Bez. Bromberg. **Lehmann-Nitsche** S. 34. — Menschliches Os femoris mit Bronzepfeil von Watsch, Krain. **Bartels** S. 34. — Koma- und Boscha-Gebräuche der Bawenda, Nord-Transvaal. **M. Bartels** S. 35. — Das Thanyet, eine merkwürdige Waffe der Birmanen (4 Zinkogr. und 1 Autotypie). **Fr. Nötling** S. 36; **Staudinger, Bastian** S. 40. — Birmanisches Maass und Gewicht. **Fr. Nötling** S. 40. — Reise durch die iberische Halbinsel (2 Autotypien und 2 Zinkogr.). **P. Ehrenreich** S. 46. — Angeborene Hand-Anomalien (14 Zinkogr.). **G. Joachimsthal** S. 57. — Drei trepanirte Schädel von Tenerife (1 Autotypie). **F. v. Luschan** S. 63. — Schädel mit Narben in der Bregma-Gegend (2 Autotypien). **F. v. Luschan** S. 65. — Zerstörungen der Schädelgegend durch Brechweinstein-Salbe. **Rud. Virchow** S. 69. — Defecte des Os tympanicum an künstlich deformirten Schädeln von Peruanern (hierzu Tafel III und 3 Zinkogr. im Text). **F. v. Luschan** S. 69; **Rud. Virchow** S. 73. — Neu eingegangene Schriften S. 74.

Sitzung vom 15. Februar 1896. Neue Mitglieder und Jubiläen S. 75. — Fiorelli † S. 75. — Römische und prähistorische Thonsachen aus Albanien. **Pisko** S. 75. — Japanische Phalli. **Schedel** S. 75. — Sibirische Dolche. **Otis T. Mason** S. 75; **A. Voss** S. 76. — Mexikanische Alterthümer. **W. H. Holmes** S. 76. — Regenbogen-Schüsselchen in Deutschland. **K. Walcker, R. Virchow** S. 76. — Weisse Einlagen an zwei Stücken der Schliemann'schen Sammlung. **Ed. Krause** S. 76. — Archäologische Untersuchungen in Transkaukasien im Jahre 1894 (95 Zinkogr.). **E. Rösler** S. 77; **R. Virchow** S. 108. — Prähistorische Holzstücke aus Zimbabye (Maschona-Land) und Nord-Transvaal. **M. Bartels** S. 108. —

Digitized by Google

Zwei Zauberhölzer der Bavenda in Transvaal (2 Zinkogr.). **M. Bartels** S. 109; **F. v. Luschan** S. 110. — Lactatio serotina in Java. **Glogner, M. Bartels** S. 110. — Volksthümliche Universitäts-Curse in Wien; Blasen an den Pferdemäulern der Ciste von Moritzing. **M. Hörnes** S. 112. — Goldgefässe von Langendorf bei Stralsund. **R. Baier** S. 114; **Olshausen** S. 115. — Thüringer Wallburgen. **A. Götze**: 1. Die Martinskirche bei Hetschburg, Sachsen-Weimar (2 Zinkogr.). 2. Die Himmelsburg bei Mellingen, Sachsen-Weimar (1 Situationsskizze). 3. Der Sonnenberg bei Sulza, Sachsen-Weimar. 4. Wallburg über der Luther-Kanzel bei Jena. — Feuerstein-Werkstätte auf der Alteburg bei Arnstadt, Thüringen (16 Zinkogr.). **A. Götze** S. 119. — Funde aus dem nordwestlichen Phrygien und bei Salonik. **Alfred Körte** S. 123. Schädel und Knochen von da. **Rud. Virchow** S. 123. — Bronzen, Steinbeil und Thongefässe von dem Urnenfelde bei Wilmersdorf, Kreis Beeskow-Storkow (5 Zinkogr.). **H. Busse** S. 126. — Feuerstein-Beil von Kunersdorf, aus demselben Kreise. **H. Busse** S. 128. — Burgwall (Räubersberg) bei Görsdorf (1 Situationsskizze). **H. Busse** S. 129. — Burgwall bei Buckow (1 Situationsskizze). **H. Busse** S. 129. — Burgwälle in Ost-Pommern. **A. Treichel** S. 130: 1. Schlossberg Borntuchen, Kreis Bütow (1 Situationsskizze). 2. Burgwall von Morgenstern, ebenda. 3. Kegelberg bei Bütow. 4. Deutschordens-Schloss in Bütow. 5. Burgwall Altes Schloss bei Carlsthal (1 Situationsskizze und 5 Zinkogr.). — Hakenkreuz in Africa (3 Zinkogr.). **F. v. Luschan** S. 137. — Junger Mann aus dem Stamme der Wayao, Ost-Africa. **F. v Luschan** S. 141. — Schädel und Extremitäten-Knochen von Jakoons, Malacca (hierzu Tafel V und 3 Zinkogr.). **Rud. Virchow** S. 141; **Waldeyer, Ehrenreich** S. 156. — Neolithische Ansiedelung mit Band-Keramik in Württemberg. **P. Reinecke** S. 156.

Ausserordentliche Sitzung vom 22. Februar 1896. Projectionsbilder aus Bosnien und der Hercegovina. **M. Bartels** S. 157. — Neu eingegangene Schriften S. 157.

Sitzung vom 21. März 1896. B. Ornstein und Sappey † S. 159. — Neue Mitglieder S. 159. — Jubiläen S. 159. — Bericht über das Kaukasische Museum in Tiflis. **Radde** S. 159. — Ankauf von Grönländer- und Anachoreten-Schädeln S. 159. — Manuscript über die Eingebornen von Assam. **Peel** S. 159. — Archäologische Excursion nach Dshebrail, Transkaukasien (15 Zinkogr.). **E. Rösler** S. 160. — Ausgrabungen bei Chodshali 1895 (23 Zinkogr.). **E Rösler** S. 170. — Steinkisten-Gräber von Schuscha. **E. Rösler** S. 185. — Thonfunde aus Albanien. **Pisko, M. Bartels** S. 186. — Japanischer Porzellankopf. **Serrurier** S. 186. — Volksthümliche Fussbekleidung in Zellin, Neumark. **E. Handtmann** S. 186. — Volkskundliche Mittheilungen aus der Mark. **W. v. Schulenburg**: 1. Frau Harke S. 187. 2. Geweihtes Brot, Fünffingerkreuz S. 188. 3. Bäume beschenken. Neujahr geben S. 189. — Vorgeschichtliche Funde in Schlesien, der Mark und Pommern (4 Zinkogr.). **W. v. Schulenburg** S. 190. — Geschliffene ägyptische Steinwerkzeuge und Bronzen. **J. R. Martin** S. 191. — Der Kopf der Aline und Schädel aus dem Fayum (2 Autotypien und 1 Zinkogr.). **Rud. Virchow** S. 192. Chemische Untersuchung der Mumienbinden und der Masse aus der Mundhöhle des Kopfes der Aline. **E. Salkowski** S. 214; **v. Kaufmann** S. 217; **Waldeyer** S. 219. — Thonscherben aus Bosnien. **M. Bartels** S. 219. — Felszeichnungen der Buschmänner bei Pusompe (Transvaal), einer Cultstätte der Massele. **M. Bartels** S. 220. — Getigerte Grazien. **Maass** S. 221. — Ceremonial-Masken aus British Neu-Guinea. **F. v. Luschan** S. 222. — Dreissig Gypsmasken von Ost-Africanern. **Stuhlmann, F. v. Luschan** S. 222. — Hypertrichosis universalis eines 6jährigen Mädchens (3 Autotypien). **E. Lesser** S. 222. — Aschanti-Goldgewichte. **P. Staudinger** S. 224. — Hausschlüssel der Mosi, Fingerringe von Salaga, Arm- und Fussringe von Dagomba und von den Isála oder Dagaba (2 Zinkogr.). **P. Staudinger** S. 225; **F. v. Luschan** S. 226. — Anthropologische Untersuchungen auf Samoa. **Fr. Reinecke, R. Virchow** S. 226. — Pagoden von Pagan in Ober-Birma (7 Autotypien). **Fr. Noetling** S. 226; **P. Ehrenreich** S. 235. — Photographien eines Zwerges und einiger Cretins aus Rumänien (1 Autotypie). **Moisilu** S. 235. — Eingegangene Schriften S. 236.

Ausserordentliche Sitzung vom 28. März 1896. Vorführung eines tunesischen Harems aus Kairuan. **Maass** S. 237.

Digitized by Google

Sitzung vom 18. April 1896. A. Bogdanow und K. Humann † S. 239. — Neue Mitglieder S. 239. — Naturforscher-Versammlung in Frankfurt a. M. und russischer archäologischer Congress in Riga S. 239. — Niederlausitzer anthropologische Gesellschaft S. 240. — Pflege der Denkmäler in der Provinz Brandenburg. **Bluth** S. 240. — Publication des Märkischen Provincial-Museums S. 240. — Fensterurne von Sadersdorf, Kreis Guben (3 Zinkogr.). **Jentsch** S. 240. — Wellenlinien an vorslavischen Gefässen und Deckeldose (4 Zinkogr.). **Jentsch** S. 241. — Schädel aus der älteren Hallstatt-Zeit vom Mühlhart, Ober-Bayern (1 Zinkogr.). **J. Naue**, **Rud. Virchow** S. 243. — Fundorte von Schläfenringen in der Provinz Posen. **Koehler** S. 246. — Skythische Alterthümer in Europa (1 Zinkogr.). **P. Reinecke** S. 251. — Einrichtung des Geheimgemachs. **A. Treichel** S. 254. — Neue Methode der Capacitäts-Bestimmung des Schädels. **Paul Bartels** S. 256. — Frühreifes Kind aus Dalheim, Ostpreussen (mit Autotypie). **Papendiek, Ph. Ehlers** S. 262. — Beiträge zur Volkskunde: 1. Das Vier-Zeichen (33 Abbild. in Zinkogr.). 2. Das Osterspiel mit Eiern. 3. Die Kornmutter (1 Zinkogr.). 4. Die grosse Zehe küssen und beissen. **W. v. Schulenburg** S. 264. — Spät-Lactation. **M. Bartels** S. 267. — Ausdruck der Gemüthsbewegungen der Orang Hûtan. Malacca. **H. Vaughan Stevens**, **M. Bartels** S. 270. — Die chinesische Armbrust (11 Zinkogr.). **Forke** S. 272. — Zur bosnischen Volkskunde. Milena Mrazović, **M. Bartels** S. 279. — Afrikanische Stücke: 1. Steinäxte von der Goldküste. 2. Steinperle aus Salaga. 3. Carneolperle von Sierra Leone. 4. Steinerner Armring aus dem Gebirge Yambori, Timbuktu. **P. Staudinger** S. 285. — Hügelgrab bei Wandlitz, Nieder-Barnim (1 Situationsskizze und 5 Thongefässe in Zinkogr.). **H. Busse** S. 286. — Neue Alsengemme von Säckingen (1 Zinkogr.). **H. Sökeland** S. 288. — Brandgräberfeld bei Stradow, Kreis Kalau (1 Zinkogr.). **H. Sökeland** S. 291. — Altes und Neues vom Mitterberge. **M. Bartels** S. 292; **A. Voss**, **M. Bartels** S. 297. — Ausbildung der Rassen-Merkmale des menschlichen Haares. **G. Fritsch**, **Waldeyer** S. 297. — Neu eingegangene Schriften S. 297.

Sitzung vom 16. Mai 1896. Hosius, da Silva, R. Eckardt † S. 299. — Neue Mitglieder S. 299. — Gründung der anthropologischen Gesellschaft von Australasien S. 299. — Persische Alterthümer. **A. Houtum-Schindler** S. 299. — Zur Geschichte der Djâkun (Jakoon, Benar-Benar) in Malacca. **H. Vaughan Stevens**, mit Uebersetzung von **Klemm** (1 Kartenskizze) S. 301; **Rud. Virchow** S. 309. — Chaldische Forschungen: 1. Eine Canal-Inschrift Argistis' I. **W. Belck** S. 309. 2. Eine Backsteininschrift von Armavir. **W. Belck** S. 315. 3. Tiglatpileser III. gegen Sardur von Urartu. **C. F. Lehmann** S. 321. — Schädel mit Carionecrosis der Sagittalgegend (2 Zinkogr.). **R. Virchow** S. 327. — Phallus von dem Hrádek in Časlau, Böhmen (1 Zinkogr. und 1 Autotypie). **Kliment Čermák** S. 330. — Zusammengeklebtes Gefäss aus der Steinzeit von Drobovic bei Časlau (3 Zinkogr.). **Kliment Čermák** S. 331. — Sogen. Wikinger-Schiffe in Ost- und Westpreussen. **A. Treichel** S. 332. — Geheimgemach. **A. Treichel** S. 333. — Mittheilungen aus dem Frauenleben der Orang Belêndas, der Orang Djâkun (Jakoon) und der Orang Lâut in Malacca. **Stevens**, **M. Bartels** S. 335. — Polnischer Knabe mit Hypertrichosis. **L. Castan** S. 336. — Neu eingegangene Schriften S. 336.

Ausserordentliche Sitzung vom 13. Juni 1896. Aufforderung zu einem Besuch der Milleniums-Ausstellung in Budapest S. 337 (346). — Bericht über H. Vaughan Stevens S. 337. — Zwergtypen in den Pyrenäen. **David M'Ritchie** S. 337. — Vermeintliches Vorkommen von prähistorischem Zinkguss in Siebenbürgen. **Rud. Virchow** S. 338. — Backwerk am Niederrhein, Palmstock und Salomonsknoten (9 Zinkogr.). **W. v. Schulenburg** S. 340. — Projectionsbilder von den neuesten Ausgrabungen auf Cypern. **M. Ohnefalsch-Richter**, **Voss**, **Magnus**, **Rud. Virchow** S. 344. — Toda und Kôta in den Nilagiri, Vorder-Indien. **G. Oppert** S. 344.

Sitzung vom 20. Juni 1896. Gäste 345. — Neuer Schriftführer und neues Ausschussmitglied S. 345. — Neue Mitglieder S. 345. — Gerhard Rohlfs und Dr. Jacob † S. 345. — Ankündigung der Jubelfeier des 70. Geburtstages von Ad. Bastian S. 345. — Anthropologischer Wander-Congress in der Schweiz. **Rud. Virchow** S. 346. — Bevorstehende Congresse in Speyer und Sommerfeld

Digitized by Google

S. 346. — Eingang der Bronze-Medaille für die Betheiligung der Gesellschaft an der Welt-Ausstellung in Chicago S. 346. — Staatsbeihülfe für die Gesellschaft S. 346. — Feuerstein-Schlagstätten im Posen'schen (10 Zinkogr.). **Koehler** S. 346. — Thongefässe aus der Steinzeit auf der Insel Rügen (20 Autotypien). **R. Baier** S. 350; **R. Virchow** S. 362. — Wetterzauber mit Steinbeilen und Gott Perkunas. **W. v. Schulenburg** S. 362. — Reconstruction des Schädels vom Pithecanthropus erectus Dubois. **W. Krause** S. 362. — Der ehemalige Brandwall von Koschütz bei Dresden. **R. Virchow** S. 363. — Reife-Unsitten bei den Bawenda, Transvaal. **R. Wessmann**, **M. Bartels** S. 363. — Schienen-Verbände für Knochenbrüche bei den Bawenda (1 Zinkogr.). **C. Beuster**, **M. Bartels** S. 363. — Hochzeit in der Cassubei. **A. Treichel** S. 366. — Giebel-Verzierungen und Anderes aus Westpreussen (48 Zinkogr.). **A. Treichel** S. 368. — Die Kopce oder Grobe bei Leohain, Kr. Neustadt (1 Situationsskizze). **A. Treichel** S. 374. — Doppelwall von Bendargau, Kr. Carthaus (1 Situationsskizze). **A. Treichel** S. 376. — Analyse einer cujavischen Kupferaxt und Bearbeitung des Kupfererzes. **Weeren** S. 380; **Olshausen**, **G. Schweinfurth** S. 383; **Staudinger**, **Olshausen** S. 384. — Feuerzeuge aus dem Innern von Malacca. **H. Vaughan Stevens**, **F. W. K. Müller**, **F. Jagor**, **Olshausen** S. 384. — Neu eingegangene Schriften S. 384.

Sitzung vom 18. Juli 1896. Beyrich, Bornemann, Curtius, Hovelacque † S. 385. — Gräfin Constance Sievers † S. 386. — 70. Geburtstag des Hrn. Neumayer S. 386. — Bastian-Feier. **Rud. Virchow** S. 386; **R. Schöne** S. 390; **Grünwedel** S. 391; **R. Virchow** S. 392. Fest bei V. Weisbach S. 393. — Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte in Frankfurt a. M. S. 393. — Anthropologischer Wander-Congress in der Schweiz S. 393. — Colonial-Ausstellung im Treptower Park S. 393. — Correspondenz. **E. v. Hesse-Wartegg** S. 393. — Indisches Recept zur Herstellung von Räucherwerk. **B. Laufer** S. 394. — Ausgrabungen bei Gülaplu, Transkaukasien (hierzu Tafel VIII, 1 Situationsplan und 2 Gräberskizzen). **E. Rösler** S. 398; **R. Virchow** S. 402. — Todtenbestattung bei den Haussa. **P. Staudinger** S. 402. — Nannocephaler Menschenschädel von Buckau bei Magdeburg. **A. Nehring** S. 405. — Lausitzer Alterthümer (Absatzcelt bei Gehren, Steinklöppel mit Schäftungsrille von Langengrassau und durchbohrter Henkel von Freesdorf). **Behla**, **A. Voss** S. 406. — Angetriebene Schlackenstücke von der Insel Föhr. **Hauchecorne**, **Rud. Virchow**, **M. Bartels** S. 407. — Versammlung nordbayrischer Anthropologen und Prähistoriker in Nürnberg. Limes-Photographien. **Lissauer** S. 407. — Grabfund der römischen Zeit von Raben, Kr. Belzig (hierzu Tafel IX). **Lissauer** S. 408; **Voss** S. 411. — Schädel von Hova und Bara aus Madagascar (2 Autotypien). **Eugen Wolf**, **Rud. Virchow** S. 411. — Stiergefechte in Spanien und Portugal. **P. Ehrenreich** S. 429; **O. Katz** S. 436; **Waldeyer**, **Ehrenreich**, **Olshausen** S. 437. — Metrologische Nova. **C. F. Lehmann** S. 438. — Neu eingegangene Schriften S. 458.

Sitzung vom 17. October 1896. Jubiläum von Tolmatschew S. 461. — Baron Ferdinand v. Müller, Petersen, G. Lagneau, D. Kratzenstein † S. 461; N. Rüdinger, Max Günther, Graf zu Leiningen-Neudenau und v. Haselberg † S. 462. — Neue correspondirende und ordentliche Mitglieder S. 462. — Eröffnung des neuen Museums für Völkerkunde in Leipzig S. 462. — Internationaler Congress für Zoologie zu Cambridge 1898 S. 462. — Nationalfeier für Vasco de Gama in Lissabon 1897 S. 462. — Neues Archiv für Schiffs- und Tropen-Hygieine. **C. Mense** S. 462. — Theosophische Kreuzfahrer aus America S. 462. — Abreise von Malacca. **Vaughan Stevens** S. 463. — Reise im östlichen Polynesien. **A. Bässler** S. 463; **Rud. Virchow** S. 467. — Phallus-Darstellungen in Yucatan (1 Zinkogr.). **Maler**, **R. Andree** S. 467. — Die sogenannten ältesten japanischen Rüstungen in Europa. **O. Münsterberg** S. 468. — Slavische Schläfenringe in Dalmatien. **P. Reinecke** S. 469. — Zwergstämme in Süd- und Nord-America. **R. G. Haliburton** S. 470; **R. Virchow** S. 472. — Spinnen mit Spindel und Wirtel. **A. Götze** S. 473. — Photographische Aufnahmen aus Borneo und Japan. **Laschke** S. 473. — Alterthümer-Tafel für die Provinz Hannover. **Olshausen**, **Rud. Virchow** S. 476. — Der lesende Wunderknabe

Digitized by Google

Otto Pöhler. **Placzek** S. 473; **Rud. Virchow** S. 476. — Bericht über die anthropologischen und archäologischen Congresse des Spätsommers. **Rud. Virchow** S. 476. 1. Die XXVII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft S. 477. 2. Der X. russische anthropologische Congress in Riga S. 479. 3. Die Milleniums-Ausstellung in Budapest S. 498. 4. Die Kloster-Ausstellung in Stein am Rhein S. 502. 5. Die LXVIII. Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte zu Frankfurt a. M. S. 503. — Anthropologisches von der deutschen Togo-Expedition (40 Zinkogr.). **Döring** S. 505. — Zwei Zwerge von Mergui, Birma, und ein Salzburger Riese (2 Zinkogr.). **Maass, Rud. Virchow** S. 524. — Drei Australier. **Maass** S. 528; **Rud. Virchow** S. 529. — Neu eingegangene und erworbene Schriften 529.

Sitzung vom 21. November 1896. G. Lewin, Marasse und Ljubitsch † S. 533. — Correspondirende und neue Mitglieder S. 533. — 400jähriges Jubiläum für Vasco de Gama in Lissabon S. 533. — Anthropologischer Wander-Congress in der Schweiz. Circular der Züricher gelehrten Gesellschaften S. 533. — Nekropole von S. Canziano bei Triest. **C. de Marchesetti** S. 534. — Das Gefäss von Chamá, Guatemala. **E. Seler** S. 534. — Fels-Inschrift der Bantu am Sambese (1 Zinkogr.). **Carl Wiese** S. 534; **G. Schweinfurth** S. 535. — Reisebericht von Mangaia, Cook-Gruppe. Todtenhöhlen. **A. Bässler** S. 535. — Festgabe der internationalen Gesellschaft für Ethnographie zum 70. Geburtstage Adolf Bastian's. **J. D. E. Schmeltz** S. 537; **M. Bartels** S. 537. — Kairuan, Tunis. **Sal. Reinach** S. 537. — Tüffel und Kurkel. **J. A. Jentsch** S. 537. — Fundorte von Schläfenringen in der Provinz Posen (2 Zinkogr.). **W. Schwartz** S. 538. — Gräberfelder im Kreise Schwetz. **Anger** S. 540. — Brandgräberfeld und wendischer Burgwall bei Postlin, Kr. Westhavelland. **Buchholz** S. 540. — Getränk aus Wachholderbeeren in Ostpreussen. **E. Lemke** S. 540. — Knochen- und Horngeräthe in Ostpreussen (5 Zinkogr.). **E. Lemke** S. 541. — Begräbnisshügel Pichora bei Dobrichow, Nord-Böhmen. **J. V. Prášek** S. 541; **R. Virchow** S. 542; **A. Voss** S. 543. — Süd-afrikanische Verhältnisse und Räuberwesen in Albanien. **Emil Holub** S. 543. — Rennsteig-Forschung in Thüringen. Gesellschaften zu Arnstadt und Hildburghausen S. 543. — Nichtvererbbarkeit von Stummelschwänzen bei Thieren. **R. Behla** S. 543; **R. Virchow** S. 544. — Photographien aus Ceylon. **Laschke** S. 544. — Das Weib. **M. Bartels** S. 544. — Stammbaum der Familie Martens. **F. Schulze, A. Bastian** S. 544. — Feuerstein in Gestalt eines menschlichen Fusses. **Zenker, E. Friedel, Rud. Virchow** S. 544. — Akka-Mädchen (Ewwe). **G. Fritsch** S. 544. — Schädel von Nauru (Pleasant-Island). **Steinbach** S. 545; **F. v. Luschan** S. 551. — Beitrag zur Kenntniss der Tättowirung in Samoa (8 Zinkogr. und 1 Autotypie). **F. v. Luschan** S. 551. — Peruanische Alterthümer von Pequetepeque (8 Zinkogr.). **A. Ernst, W. Joest** S. 565; **W.** und **K. von den Steinen, M. Bartels** S. 566; **Ed. Krause** S. 567. — Deutscher Anthropologen-Congress in Speyer, bayrische Landes-Ausstellung in Nürnberg und Milleniums-Ausstellung in Budapest. **M. Bartels** S. 567. — Eingegangene und angekaufte Werke S. 573.

Sitzung vom 19. December 1896. F. Kuchenbuch † S. 575. — Verwaltungsbericht für 1896. **R. Virchow** S. 575. — Rechnung für 1896. **W. Ritter** S. 580; **R. Virchow** S. 581. Decharge S. 582. — Rechnung der Rudolf Virchow-Stiftung für das Jahr 1896 S. 582. — Neuwahl des Vorstandes S. 583. — 80jähriger Geburtstag von F. Jagor S. 583. — Neue Mitglieder S. 583. — Gedächtnissfeier für Rosmini in Rovereto S. 583. — Sammlungen zur jüdischen Volkskunde. **Grunwald** S. 583. — Römische und fränkische Gräberfelder in Salzburg. Riesenfamilie. Frl. **Eysn** S. 584. — Vorgeschichtliches Kupfer-Bergwerk auf dem Mitterberge. **M. Bartels, Pirchl** S. 584. — Lactation unbelegter Ziegen. **R. Andree, A. Treichel** S. 584. — Alabaster-Relief von Niniveh, Massage darstellend (1 Autotypie). **C. F. Lehmann** S. 585. — Neue Ausgabe der auf russischem Gebiet gefundenen chaldischen Keil-Inschriften. **Nikolsky, C. F. Lehmann** S. 586; **W. Belck** S. 587. — Ausmalung einer Hausdiele in Hackemühlen, Kr. Neuhaus a. d. Oste, Hannover (1 Zinkogr.). **Ed. Krause** S. 589. — Moderner Pflug aus Steinen, Dahlenburg, Kr. Dannenberg, Hannover (1 Zinkogr.). **Ed. Krause** S. 590. — Versteinerter Mann von Columbia, S.-Carolina. **Ed. Krause,**

Digitized by Google

Dreher S. 590; **Craighead** S. 591. — Schädel von Węgierskie bei Schroda, Posen. **Köhler** S. 591; **Rud. Virchow** S. 592. — Deformirter Schädel von Stawropol, Kaukasien. **v. Erckert, R. Virchow** S. 592. — Colossale Foramina parietalia an menschlichen Schädeln (3 Zinkogr.). **Rud. Virchow, Gutzeit** S. 593. — Kopfputz eines Borgu-Kriegers. **v. Carnap, Rud. Virchow** S. 600 — Gräfte bei Driburg, Westfalen (hierzu Taf. XI). Freiherr **v. Stoltzenberg** S. 600; **W. Krause** S. 613; **R. Virchow** S. 614. — Schädel-Capacität. **W. Krause** S. 614. — Apparat zur Bestimmung der Schädel-Capacität (3 Zinkogr.). **H. Poll** S. 615; **Rud. Virchow** S. 619; **Waldeyer** S. 620. — Neu eingegangene Schriften S. 620.

Chronologisches Inhaltsverzeichniss der Sitzungen von 1896 S. 622.

Alphabetisches Namen-Register S. 627.

Sachregister zu den Verhandlungen S. 629.

Autoren-Verzeichniss.

Andrée, Richard, Braunschweig 34, 467, 584.
Anger, Graudenz 540.
Bater, Rud., Stralsund 114, 350.
Bässler, A., z. Z. auf Reisen 463, 535, 578.
Bartels, M., Berlin 34, 35, 108, 109, 110, 157, 186, 219, 220, 239, 267, 270, 279, 292, 297, 335, 363, 365, 407, 537, 544, 566, 567, 577, 584.
—, Paul, Berlin 255.
Bastian, Ad., z. Z. auf Reisen 40, 272, 537, 544, 578.
Behla, Rob., Luckau 406, 543.
Belck, Waldemar, Weilburg 309, 315, 587.
Beuster, C., Ha Tschewasse, Nord-Transvaal 35, 108, 365.
Beyfuss, Gustav, Malang (Java) 267.
Bluth, Provincial-Conservator, Berlin 240.
Borchgrewinck 420.
Buchholtz, Anton, Riga 481.
Buchholz, R., Berlin 540.
Busse, Hermann, Berlin 126, 286.
v. Carnap, Togo 600.
Castan, L. und G., Berlin 335, 524, 528.
Čermák, Kliment, Časlau 330, 531.
Craighead, E. S., Columbia 591.
Czech, Mehlken 372.
Dames, W., Berlin 411.
Döring, z. Z. auf Reisen 505.
Donner v. Richter, Frankfurt a. M. 218.
Dreher, Ernest S., Columbia (South Carolina) 591.
—, W., Guben 590.
Ehlers, Ph. 262.
Ehrenreich, Paul, Berlin 46, 156, 235, 429, 437
v. Erckert, R., Berlin 592.
Ernst, A., Caracas 565.
Eyrich, Berlin 195.
Eysn, Fräulein, Salzburg 583.
Forke, Schanghai 272.
Friedel, E., Berlin 544.
Fritsch, Gust., Berlin 297, 544.
Fromm, E., Aachen 26.
Giselius 362.
Glogner, Samarang (Java) 110.
Götze, A., Berlin 110, 115, 119, 473.
Grempler, W., Breslau 75.
Grünwedel, Albert, Berlin 391.
Grunwald, M., Hamburg 583.
Gutzeit, Frankfurt a. O. 593.
Hagen, Hamburg 568.
Hallburton, R. G., Boston, Mass. 470, 577.
Handtmann, E., Seedorf bei Lenzen a. E. 186.
Harster, Speyer 568.
Hausmann, R., Dorpat 483, 533.
Helm, Otto, Danzig 159.
Herman, Otto, Budapest 569.
v. Hesse-Wartegg, E., Luzern 393.
Höftmann, Königsberg 262.
Hörnes, Moritz, Wien 112.
Holmes, W. H., Chicago 76.
Holub, Emil, Wien 543.
Houtum-Schindler, A., Teheran 299.
Jacoby, Homburg 504.
Jagor, F., Berlin 159, 384.

Digitized by Google

Jentsch, H., Guben 240, 346.
—, J. A., Dresden 537.
Joachimsthal, G., Berlin 57.
Joest, W., Berlin 31, 565, 566, 578.
Kaiserling, Dr., Berlin 194, 414.
Katz, O., Berlin 536.
v. Kaufmann, R., Berlin 217.
Klemm, Berlin 301.
Köbl, Worms 568.
Köhler, Posen 246, 346, 591.
Körte, Alfred, Bonn 123.
Kollmann, Basel 346.
Korella, W., Danzig 369.
Kratzenstein, Berlin 109.
Krause, G. A., West-Africa 225, 285, 404.
—, Eduard, Berlin 76, 567, 589, 590.
—, W., Berlin 362, 613, 614.
Laschke, Berlin 473, 544.
Laufer, R., Leipzig 394.
Lehmann, C. F., Berlin 309, 438, 572, 585, 586.
Lehmann-Filhes, Fräul. Marg., Berlin 28, 29.
—, R., Berlin 119.
Lehmann-Nitsche, München 34.
Leitner, G. W., Woking 26.
Lemke, Fräul. E., Berlin 540.
Lesser, E., Bern 222.
Lissauer, Berlin 407, 408, 577.
v. Luschan, F., Berlin 63, 110, 137, 141, 222, 226, 551.
Maass, K., Berlin 221, 237, 524, 528.
Mac Ritchie, David, Edinburg 337.
Magnus, P., Berlin 344.
Maler, Theobert, Ticul, Yucatan 467.
de Marchesetti, C., Triest 534.
Martin, J. R., Stockholm 191.
Mason, Otis T., Washington 75.
Mehlis, Dürkheim 568.
Mense, C., Cassel 462.
Mesrop Ter Mowsarsjan, Etschmiadzin 309, 315.
Moisilü, Julius, Târgu-Jiu, Rumänien 285.
Mrazović, Fräulein Milena, Sarajevo 279.
Müller, F. W. K., Berlin 384.
Münster, Königsberg 263.
Münsterberg, Oscar, Berlin 468.
Naue, J., München 243.
Nehring, A., Berlin 405.
Nikolsky, Moskau 586.
Nötling F., Calcutta 36, 40, 226.
Ohlenschlager, Speyer 568.
Ohnefalsch-Richter, Max, Berlin 344.
Olshausen, O., Berlin 115, 383, 384, 437, 473.
Oppert, G., Berlin 344.
Pálsson, Pálmi, Reykjavik 28, 29.
Papendiek, Dalheim 262.
Passarge 402.
Peel, Assam 159.
Pigorini, L., Rom 26.
Pirchl, Mitterberg 584.
Pisko, Julius E., Janina 75, 186.
Placzek, S., Berlin 473.
Poll, H., Berlin 615.
Prášek, J. V., Prag 541.
Radde, G., Tiflis 159.
Ranke, Johannes, München 567.
Reinach, Salomon, St. Germain-en-Laye 537.
Reinecke, F., Breslau 226, 578.
—, Paul, München 156, 251, 469.
Reisner 438.
Rivett-Carnac, Wildeck, Schweiz 533.
Robinson, C. H. 403.
Rösler, Emil, Schuscha 77, 160, 170, 185, 398.
Salkowski, E., Berlin 192, 214, 418.
Sander, Swakopmund 462.
Schedel, Jos., Yokohama 75.
v. Schierstädt, H., Frankfurt a. O. 473.
Schlömann, Malakong, Transvaal 220.
Schmeltz, J. D. E., Leiden 186, 537.
Schöne, R., Berlin 390.
v. Schulenburg, W., Berlin 187, 190, 264, 340, 362.
Schultze, Fedor, Batavia 544, 578.
Schwartz, W, Berlin 538.
Schweinfurth, Georg, z. Z. auf Reisen 383, 534, 578.
Seler, Edward, Guatemala 534.
Serrurier, Leiden 186.
Snellman, A. H. 490.
Sökeland, H., Berlin 288, 291.
Staudinger, Paul, Berlin 30, 40, 224, 284, 384, 402.
Steinbach 545, 578.
von den Steinen, K., Berlin (Neubabelsberg) 566.
—, W., Berlin (Gross-Lichterfelde) 566.
Stevens, Hrolf C. Vaughan, Malacca 141, 270, 301, 335, 337, 384, 463, 578.
v. Stoltzenberg, Freiherr, Luttmersen 600, 614.
Stuhlmann, F., Africa 222.
Sullivan, E. J. 470.
Tappeiner, F., Meran 25.
v. Tiesenhausen, Baron, St. Peterburg 533.
Tolmatschew, Nicolaus, Kasan 461.
v. Torma, Fräul. Sofia, Broos 339.
Treichel, A., Hoch-Paleschken 130, 254, 332, 334, 366, 368, 374, 376, 584.
Umlauff, J. F. G., Hamburg 159.
Vaněk, Joh., Radim 541.
Virchow, Rud., Berlin 25, 76, 77, 83, 108, 123, 141, 156, 186, 192, 226, 243, 309, 327, 338, 344, 345, 346, 362, 363, 386, 392, 402, 407, 411, 463, 467, 472, 473, 476,

Digitized by Google

524, 529, 535, 537, 542, 544, 575, 581, 582, 592, 593, 600, 614, 619.
Visser, Robert 138.
Völtzkow, A., Berlin 411.
Voss, A., Berlin 76, 297, 344, 406, 411, 543.
Walcker, Karl, Stuttgart 76.
Waldeyer, Berlin 156, 219, 297, 437, 620.
Weeren, Charlottenburg 380, 384.
Wessmann, R., Ha Tschakoma 363.
Wiese, Carl, Sambese 534.
Wittmack, Berlin 123.
Wolf, Eugen, z. Z. auf Reisen 411.
Zenker 544.

Sach-Register.

A.
Aberglaube und Zauberei in Bosnien 279 ff.
Abofagato, Schwirrholz in Portugal 54.
Absatz-Celt von Gehren, Lausitz 406.
Abschnürung, angeborne 62.
Abtritte, alte, in Rastenburg 254, öffentliche, in Nürnberg im Mittelalter 335.
— s. Geheimgemach.
Acclimatisation 578.
Ackergeräthe der Ostsee-Provinzen und der Vierlande 495.
Adelnau, Posen. Feuerstein-Schlagstätten 349.
Aegypten, Feuerzeug 384, Kopf der Aline und Schädel aus dem Fayum 192, Pyramide von Illahun 208, Reisen in 535, 578, geschliffene Steinwerkzeuge und Bronzen 191.
Affenmensch, Rham-a-Sama 26.
Africa s. Aegypten, Akka, Aschanti, Bawenda, Bantu, Buschmänner, Haussa, Madagascar, Mandingo, Maschona, Tenerife, Togo, Transvaal.
—, steinerne Armringe 285, Cult-Stätte der Massele 220, Entfernung eines Pfeiles aus der Wunde 30, Gypsmasken von Ost-Afrikanern 222, Hakenkreuz 137, Hausschlüssel der Mosi 225, Holzstücke aus Zimbabye und Transvaal 108, Kairuan 537, Koma- und Boscha-Gebräuche 35, Kopfschmuck eines Borgu-Kriegers 600, Kuren der Eingebornen 30, 365, Malachit zur Kupfergewinnung 384, Messing-Gussproben 225, Schutzgeist der Bantu 535, Steinäxte von der Goldküste 284, Steinperle von Salaga 285, Stosswaffe der Zulu 40, südafrikanische Verhältnisse 543, Wayao-Mann 141, Zauberhölzer der Bawenda 109, Zwerge 577.
Aisten in den Ostsee-Provinzen 491.
Akka-Mädchen, Photographien 544.
Alaska, Stahl- und Kupferdolche 76.
Albanien, Räuberwesen 543, alte Thonsachen 75, Terracotta-Köpfe 186.
Algäu, das, auf der Landes-Ausstellung in Nürnberg 569.
Aline, Aegypten, Kopf 192.
Alsengemme, von Säckingen 288.
Altarbild, sonderbares, in Sevilla 47.
Alt-Döbern, Kr. Kalau, vorgeschichtliche Sammlung 191.
Altenburg b. Arnstadt, Wallburg und Feuerstein-Werkstätte 119.
Alter der Armbrust in China 272, isländischer Gräber mit Eisenfunden 28, der ostbaltischen Gräberfunde 482, kaukasischer Gürtelbleche 114, der Pagodenstadt Pagar 228, des Rinnekalns, Livland 484, der Schläfenringe 246, der Steinzeit-Gefässe von Gingst 361.
Alterthümer, mexikanische 76, persische 299, peruanische 565, römische, von Tasgetium im Museum zu Constanz 502, skythische 251.
— -Tafeln aus Hannover 473.
Altsorge, Posen. Schläfenringe 249.
Amarapara, Ruinenstadt in Birma, Photographien 235.
America, Congresse 577.
— Nord-, Dolche aus Alaska 76, Grönländer-Schädel 159, versteinerter Mann von Columbia, South Carolina 590, Metall-Industrie der Indianer 384, Phallus-Darstellungen in Yucatan 467, mexikanische Alterthümer 76.
— Nord- und Süd-, Zwergstämme 470, 577.

Digitized by Google

America, Süd-, Alterthümer aus Peru 565, Defecte des Os tympanicum an künstlich deformirten Peruaner-Schädeln 69, Gefäss von Chamá 534, Goajiras 472, Hakenkreuz 137, Sammlungen in Madrid 51.
Americana in Spanien 47, 50.
Amphibolit-Steinaxt von Dobrovic 831.
Amulette, moderne, in Portugal 57.
Anachoreten-Inselnoner, Schädel 159.
Analyse der Kopfkrone eines Bara, Madagascar 418, einer cujavischen Kupferaxt und Bearbeitung der Kupferäxte 380.
Analysen von Metall-Alterhümern aus Siebenbürgen 338.
Angelhaken aus Bronze, von Wilmersdorf 127.
Anker aus Blei, phönicischer, Spanien 50, in einem Bruche in Westpreussen gefunden 333, und Mastbäume im Moor bei Bohlschau, Westpreussen 333.
Ankerbeil, Pommern, Ankerfund 333.
Anleitung für die Pflege und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Brandenburg 240.
Annalen Tiglatpileser's III. 322.
Anomalien, angeborne, der Hand 57.
Ansiedelung, neolithische, mit Bandkeramik in Württemberg 156, vorslavische und frühslavische, auf dem Schlossberg bei Burg 579.
Anthropologen-Congress, der deutsche, in Speyer 477, 567, -Congresse 476, -Versammlungen 577.
Anthropologischer Wander-Congress in der Schweiz 393.
Anthropologisches von Samoa 226, von der deutschen Togo-Expedition 505.
Antimon-Bronze aus Siebenbürgen 339.
Anzan, das alte, in Persien, Geburtsland des des Cyrus 300.
Apparat, neuer, zur Bestimmung der Schädel-Capacität 615.
Ara Drusi in den Gräften bei Driburg 600, 609.
Ararat, geologische Veränderung der Ebene des 311.
Araxes, Keil-Inschrift am 310.
Archäologen-Congress in Riga 239, 479, -Congresse 476.
Archäologie des Kaukasus, Materialien 587, der Ostsee-Provinzen 481.
Archiv für Schiffs- und Tropen-Hygiene 462.
Argistis I., Eine Canal-Inschrift von 309.
Arles, Frankreich, Stiergefechte in der alten römischen Arena 437.
Armavir, Armenien, Ruinenstadt am Araxes 310, 320, Backstein-Inschrift 315.
Armbrust, chinesische 272, für Kugeln, chinesische 278, mit Pfeil-Magazin, chinesische 278.
Armenien, Thonlampen 344.
— s. Armavir, Chalder.
Armeria in Madrid, japanische Rüstungen 468.
Armringe, steinerne aus Africa 285.
Arm- und Fussringe von Dagomba und von Isála oder Dagaba 225.
Arnstadt, Thüringen, Feuerstein-Werkstätte 119.
Arrowaken und Goajiras 472.
Artillerie-Museum in Madrid 49.
Aschanti-Goldgewichte 224.
Asien, Birma, Pagoden von Pagan 226, alterthümliche Waffe der Birmanen 36, Zwerge aus Birma 524, 577, China, über die chinesische Armbrust 272, Photographien aus Ceylon 544, Indien, Herstellung von Räucherwerk 394, Photographien aus Borneo und Japan 473, Porzellankopf, Japan 186, Lactatio serotina in Java 110. 267, deformirter Schädel von Stawropol, Kaukasus 592, Ausdruck der Gemüthsbewegung der Orang-Hütan, Malacca 270, Feuerzeuge von Malacca 384, Frauenleben auf Malacca 335, Knochen aus Gräbern in Malacca 337, Malacca, Geschichte der Djákun 301, Schädel und Knochen von Jakoons 141, Niederländisch Ostindien, Stammbaum der Familie Martens 544, Toda und Kota in Vorder-Indien 344, persische Alterthümer 299, archäologische Untersuchungen in Transkaukasien 77, 160, 398.
Assyrien, Darstellung der Massage 585.
Astronomisches aus Babylon 446.
Asur und Chaldis im Kampf um die Weltherrschaft 327.
Atabeyen-Strasse, alte, in Persien 300.
Aufruf zur Rettung der Kafirs im Hindukusch 26, für Sammlungen zur jüdischen Volkskunde 583.
Augen der Jakoons 148, blaue, der Juden und Littauer in Koschedary 480.
Ausfüllung, weisse, der Ornamente, an Steinzeit-Gefässen 357.
Ausgrabungen bei Chodschali, Transkaukasien 77, 170, neueste auf Cypern 344, in Dalmatien 469, römischer Gräber in Worms 568, in den Gräften bei Driburg 600, neue, bei Gülaplu, Transkaukasien 398, bei Maria Plait 584, in Oberfranken 408.

Digitized by Google

Ausmalung der Hausdiele eines hannöverschen Bauernhauses 589.
Ausraubung altisländischer Gräber 29.
Aussatz s. Lepra, Leproserie.
Ausschuss 3, Cooptation 576, -Neuwahl 345, -Wahl 25.
Ausstellungen in Budapest 498, 569, in Nürnberg 569, in Riga 481, estnische 493, lettische 493, in Stein a. Rh. 502.
Ausstellungsdorf in Budapest 501, 571.
Austral-Asien, Gründung der anthropologischen Gesellschaft 299.
— s. Polynesien.
Australier, lebende, in Berlin 528, Maasse 529.
Austrinken des Fasses, Hochzeitzgebrauch in der Cassubei 366.

B.

Babylonier, Jahresanfangsfest der 445.
Bachtiari-Land in Persien, Alterthümer 299.
Backstein-Inschrift, eine chaldische 315.
Backwerk am Niederrhein 340.
Baden, Dühren, Bronzespiegel 251.
Bäume beschenken, Neujahr geben 189.
Balemba, Volk, Africa 35.
Balkenlagen in Kurganen 82, 102.
Banderilleros im Stiergefecht 432.
Bandkeramik in Württemberg 156.
Banianen-Bäume für Gräber der Marquesas-Insulaner 464.
Bannwald von Bussaco, Portugal 55.
Bantu, Felsinschrift am Zambese 534.
Bara und Kaffern 414, afrikanische Beziehungen der 413, -Schädel, Madagascar 411.
Bartalha, Ruhestätte Heinrichs des Seefahrers 55.
Barthaar von Togo-Leuten 507.
Bartwuchs, früher 224.
Bastarner, Germanen, äussere Erscheinung 567.
Bastian, 70. Geburtstag 345, Festgabe für 587.
Basuthe, Orakel der 110.
Bauernhaus, Hannöversches, mit ausgemalter Hausdiele 589.
Baumgarth, Westprenssen, sog. Wikingerschiff 332.
Baumpech, Kittung eines Steinzeitgefässes mit 332.
Bautasteine fehlen auf Island 28.
Bawenda, in Nord-Transvaal, Reife-Unsitten. Beschneidung 363, Gebräuche 35, Orakel der 110, Schienenverbände 365, Zauberhölzer 109.
Bayern, Anthropologen-Versammlung 407, Grabhügel im Mühlhart 243, Gräberfeld in der Beckerslohe 407, Hügelgräber bei Tittmanning 584, Landes-Ausstellung in Nürnberg 567.
Bearbeitung der Kupfererze 380.
Becher, Steinzeit, von Gingst 359.
Becker, Margarethe, Mikrocephale 505.
Beckerslohe, Bayern, Gräberfeld 407.
Befestigungen, spätrömische, im Hardt-Gebirge 568.
Begräbnisse der Haussa im Gehöft 402.
Begräbnisshügel Pichora bei Dobrichow, Nordböhmen 541.
Begräbnisstelle, altphrygische 123.
Beilhämmer, kahnförmige, als Nachbildungen von Bronze-Originalen 485.
Belendas, Malacca, Frauenleben der 335, Physiognomie der 270.
Benar (Binua) von Johore 305.
Bendargau, Westpreussen, Doppelwall 376, Moorfund 379.
Bergbau, prähistorischer, im Fichtel-Gebirge 408.
Bergwerks- und Hüttenbetrieb in alter Zeit im Mitterberge 293, -Werkzeuge, vorgeschichtliche aus dem Mitterberge 294.
Bernstein-Perlen, Scherben und Knochen von Mehlken, Westpreussen 334.
Beschneidung bei den Bawenda 364.
Beschwörung von Krankheiten in Bosnien 283.
Besisi in Malacca = Ber-sisi = Bersisek, Herkunft des Namens 308, = Orang Hütan 309.
Bestattungsgräber bei Chodschali, Transkaukasien 179.
Betsileo-Stamm auf Madagascar 421.
Bevölkerung Madagascars 412, Mittelfrankens 408.
Beyrich, Ernst. Berlin † 385, 576.
Biale-Piatkowo, Posen, Schläfenringe 251.
Bibliographie der Archäologie Liv-, Est- und Kurlands 481.
Bibliothek der Gesellschaft 239, 580.
Bibrowsky, Knabe mit Hypertrichosis 335.
Bier aus Wachholderbeeren, Ostpreussen 540.
Biesenthal, Brandenburg, Feuerstein-Messer und -Spähne 191, Feuerstein-Werkstätte 128.
Bilddarstellungen der Birmaner 36.
Bildungs-Anomalien aus Togo 523.
Binua, von Johore 304.
Biologie und Gesundheitslehre 503.
Birma, Maass und Gewicht 40, Vulkan Popa doung 228, eine alterthümliche Waffe 36, Pagoden 235, Zwerge aus Mergui, in Berlin 524.

Digitized by Google

Biskupija Groblje, Dalmatien, Ausgrabungen 469.
Blasen an den Pferdemänlern der Ciste von Moritzing 112.
Böhmen, Begräbniss-Hügel Pichora bei Dobrichow 541, Phallus vom Hrádek in Caslau 330, Schläfenringe 246, Steinzeit-Gefäss von Dobrovic 331.
Bogdanow, Anatol; Moskau † 239, 576.
Bogen, chinesische, verschiedene Arten 273.
Bohlschau, Westpreussen, Anker und Mastbäume im Moor 333.
Bootbau der Djakun 304.
Borgu-Krieger, Kopfschmuck 600.
Bornemann, Joh. Georg; Eisenach † 385.
Borneo, Photographien 473, Reise 578.
Borntuchen, Kr. Bütow, Burgwall 130.
Bosnien, Land und Leute 157, Schläfenringe 246, Thonscherben 219, Volkskunde 279, Croatien und Hercegovina auf der Ausstellung in Budapest 571.
Botokuden-Trompete in Lissabon 56.
Brachycephalie der Aline 202, von birmanischen Kindern und Zwergen 526, des nannocephalen Schädels von Buckau 405, eines Schädels von Stawropol 593.
Brandenburg, Provinz, s. Biesenthal, Freigrund, Görsdorf, Gross-Rietz, Kunersdorf, Wilmersdorf, Wulfersdorf.
— Krachtsche Haide 130, Absatz-Celt von Gehren, Lausitz 406, Deckeldosen aus der Lausitz 241, Erhaltung der Denkmäler 240, Fensterurne von Sadersdorf 240, Gräberfeld und Burgwall bei Postlin 540, Giebelverzierungen 373, Hügelgrab bei Wandlitz 286, vorgeschichtliche Funde von Muckwar 190, Raben, Gräberfeld römischer Zeit 408, Volkskunde 264, Wellenlinien, vorslavische 241, die grosse Zehe küssen und beissen 267, Zerstörung des Schlossberges bei Burg im Spreewald 579.
Branderde, phosphorhaltige, in den Gräften von Driburg 603, 604.
Brandgräber in Kurganen 82, römische bei Salzburg 584.
Brandgräberfeld bei Stradow, Kreis Kalau 291, und wendischer Burgwall bei Postlin, Kreis Westhavelland 540.
Brandhügelgrab bei Chodschali, Transkaukasien 82.
Brandwall, ehemaliger, von Koschütz b. Dresden 363.
Braunsberg, Schloss, Anlage der Abtritte 255.
Braunschweig, Schädel von Hohnsleben 406, Schädel eines Ritters, von Königslutter 406.
Bregma-Gegend, Narben an Schädeln in der 65.
Bronze-Angelhaken von Wilmersdorf 127, -Cultur fehlt im Ost-Balticum 483, -Dolche von Dawschanli-Artschadsor 93, -Fibeln von S. Cantiano bei Triest 534, -Funde aus einem Kurgan, Transkaukasien 103, aus einem Kurgan 105, im Museum zu Speyer 477, von Rügen 350, -Gabel aus einem Kurgan 93, -Geschütze, malayische, im Artillerie-Museum in Madrid 49, -Gürtel vom Pichora, Böhmen 542, -Gürtelblech von Dshebrail 169, vom Mühlhart, Ober-Bayern 244, -Kessel von Chodschali 83, -Lampe von Dshewanschir 169, -Medaille von der Weltausstellung in Chicago 346, -Messer in Spanien 47, -Pfeilspitzen aus transkaukasischen Gräbern 93, aus einem Kurgan 87, 105, -Ring mit Carneolperle als Schluss von Dshebrail 168, -Schläfenring, mit frührömischen Funden aus Posen 539, Schwert von Dawschanli-Artschadsor 93, -Spiegel in einem La Tènezeit-Grab bei Dühren 251, aus Südrussland 251, skythischer, in Schottland 251, -Urnen vom Pichora, Böhmen 542, -Vogel aus einem Kurgan 177, -Waffen aus einem Kurgan 93, der Uebergangszeit von der Bronze- zur Villanova-Zeit von S. Canziano 534.
— und Eisenfunde aus einem Skeletgrabe bei Dshebrail 169, und Hallstatt-Cultur in Bayern 408, und Kupfer-Figuren in einem antiken Gemach, Persien 301.
Bronzen aus Aegypten 191, aus einem Brandhügel-Grab von Chodschali 172, aus Chankendi 169, — und Carneolperlen von Chodschali 171, aus Steinkistengräbern mit sitzenden Hockern in Transkaukasien 399, von Hadrut, Transkaukasien 163, Steinbeil und Thongefässe von dem Urnenfelde bei Wilmersdorf, Kr. Beeskow-Storkow 126.
Brot, geweihtes, in der Mark 188.
Bructerer, zur Zeit des Germanicus 609.
Brunholdis-Stein oder Brunholdis-Stuhl mit Pferdefiguren bei Dürkheim 478, 568.
Brunnengräber von Illahun, Aegypten 208.
Buckau bei Magdeburg, nannocephaler Schädel 405.
Buckelgefäss mit zwei Reihen von Buckeln 291.
Buckelurnen aus dem Spreewalde 291.
Buckow, Kr. Beeskow-Storkow, Burgwall 129.
Budapest, Ausflug 337, Milleniums-Ausstellung 337, 346, 498, 567, 569, 577.
Büste A. Bastian's 345, Strobels 26.

Digitized by Google

Bütow, Ordensschloss 134.
Bumerang, Wurfholz der Australier 528.
Burg im Spreewalde, Zerstörung des Schlossberges 579.
Burgstadl = Hrádek in Časlau 330.
Burgwälle in Ostpommern 130.
Burgwall in Buckow, Kr. Beeskow-Storkow 129, bei Morgenstern, Kr. Bütow 132, wendischer, bei Postlin 540, oder Räuberberg bei Görsdorf, Kr. Beeskow-Storkow 129, Altes Schloss bei Carlsthal, Kreis Bütow 136.
Burtneck-Stil in Livland und Nord-Russland 486.
Buschmänner, Felszeichnungen der 220.
Bussaco, Bannwald, Portugal 55.
Buszkowo, Posen, Schläfenringe 251.
Byzantinische Münzen, Dalmatien 469.

C.

Cambridge, Zoologen-Congress 462.
Canal-Inschrift, von Argistis I. 309.
Canoes, versteinerte Geister-, auf Moorea, Südsee 465.
S. Canziano bei Triest, Nekropole 534.
Capacität der Jakoon-Schädel 154, von Mumien-Schädeln aus dem Fayum 204.
Capacitäts-Bestimmung des Schädels, neue Methode 256, 614.
Carionecrosis der Sagittalgegend 327.
Carlsthal b. Bütow, Burgwall Altes Schloss 136.
Carmona, Spanien, Tumuli 48.
Carneol-Perlen aus einem Kurgan in Transkaukasien 84, von Sierra Leone 285.
Časlau, Phallus vom Hrádek 330.
Cassubel, Hochzeits-Gebräuche 366.
Castillejo de Guzman, Dolmen in Spanien 47.
Ceremonial-Masken aus British Neu-Guinea 222.
Cerro de los Santos, Spanien, Steinfiguren 50.
Ceylon, Photographien 544.
Chalder, Forschungen über 309, Keil-Inschriften auf russischem Gebiet 586.
Chaldis und Asur im Kampfe um die Weltherrschaft 327.
Chama, Guatemala, Gefäss von 534.
Chankendi, Transkaukasien, Ausgrabungen 77. 169.
Chicago, Bronze-Medaille 346, 577.
China, Armbrust 272.
Chodschali, Transkaukasien, Ausgrabungen 77, 170.
Citania dos Briteiros, keltische Stadt in Portugal, Ueberreste 52.
Coimbra, Sammlungen 54.
Colonial-Ausstellung im Treptower Park 393.
Colophon 396.
Columbia, South Carolina, versteinerter Mann 590.
Congo, Entfernung eines Pfeiles aus der Wunde 30.
Congress, Archäologen-, in Riga 479, deutscher Anthropologen-, in Speyer 477, 567, internationaler für Psychologie in München 26.
Congresse in America 577, anthropologische und archäologische des Spät-Sommers 476, 567.
Cretinen aus Rumänien 235.
Cueva do Mengal, Dolmen in Spanien 48, de los murcielagos bei Albuñol, Spanien, Höhlen-Ansiedelung 50, de los pastores, Dolmen in Spanien 47.
Cujaven in alter Tracht 34.
Cultur und Eiszeit 503, Uebereinstimmung zwischen Phrygien, der Troas und Thrakien 123.
Cursiv-Keilschrift, chaldische 317.
Curtius, Ernst, Berlin † 385.
Cylinder, babylonische, in den Ruinen von Malamir, Persien 300.
Cypern, neueste Ausgrabungen 344.
Czerlin, Posen, Schläfenringe 249.

D.

Dagaba, West-Africa, tauschirter Holzring 226.
Dagomba oder Jendi, West-Africa, Arm- und Fussringe 225, Schädelmessungen 506.
Dahlenburg, Hannover, Pflug aus Stein 590.
Dakowy mokre, Posen, Feuerstein-Schlagstätte 349.
Dalmatien, slavische Schläfenringe 469.
Damgolu, Transkaukasien, Grabhügel 96.
Dawschanli-Artschadsor, Transkaukasien, Ausgrabungen 77.
Debelo brdo, Bosnien, Thonscherben 219.
Deckeldosen aus der Niederlausitz 241.
Defecte an menschlichen Händen 57, an Händen und centralen Theilen 59, des Os tympanicum an künstlich deformirten Schädeln von Peru 69, Vererbung erworbener 544.
Deformirter Schädel von Stawropol, Kaukasien 592.
Dehdiz, Persien, Grab und antikes Gemach 301.
Denare von Herzog Jaromir und Thon-Phallus 330.
Dendriten zur Herstellung des ersten Kupfers 383.
Denkmäler der Provinz Brandenburg, Erhaltung 240, megalithische, in Spanien 47.
Denkmal Sömmerring's 604.
δέπας ἀμφικύπελλον aus einem phrygischen Tumulus 123.

Digitized by Google

Deutschland, das Vierzeichen 264, Vorkommen der Regenbogen-Schüsselchen 76.
Deutschthum in den Ostsee-Provinzen 481.
Dichtung, jüdische 583.
Djâkun (s. auch Jakoon), Malacca, Bedeutung des Namens und verschiedene Stämme 307, Frauenleben 335, Geschichte 301, Minenspiel 270, in Djôhore 302, 303.
Djungelpfade in Malacca, Djôhore u. s. w. 303.
Dlužyna, Posen, Feuerstein-Werkstätte 349.
Dobrovic, Böhmen, Gefäss aus der Steinzeit 331.
Dolche aus Stahl und Kupfer von Alaska 76, die sibirischen 75.
Dolichocephalie von Australiern 529, von Bara-Schädeln 418, von Esten-, Letten- und Liven-Schädeln 493, eines oberbayerischen Hallstatt-Schädels 244, von Hova-Schädeln 422, der Liven 497, von Nauru-Schädeln 549, von Schädeln aus ägyptischen Brunnengräbern 209, 210, der Schädel aus Reitergräbern Ungarn's 499.
Dolmen in Portugal 55, 56, in Spanien 47.
Dolsig, Posen, Schläfenringe 250.
Dom zu Speyer 568.
Donnerkeile, Wetterzauber mit Steinbeilen 362.
Doppelbildungen an menschlichen Händen 57.
Doppelwall bei Bendargau, Kreis Carthaus 376.
Dorf, ethnographisches, auf der Ausstellung in Budapest 571.
Dorfgötter in Birma 235.
Dorpat, Museum 481.
Dreiecke, gestrichelte, an Steinzeit-Gefässen von Gingst 358.
Dreifuss-Kessel aus Phrygien 123.
Driburg, Westfalen, Gräfte 600.
Dshawat bei Baku, Transkaukasien, Thongefässe mit Silbermünzen 169.
Dshebrail, Transkaukasien, prähistorische Fundgegenstände 161, 168.
Dühren, Baden, Bronze-Spiegel in La Tène-Grab 251.
Dürkheim 477, die Heidenmauer bei 477, 568, Museum der Pollichia 568.

E.

Eckhardt, Rob., Lübbinchen † 299.
Edict, altrömisches, von Aljustrel, Portugal 56.
Eheschliessung in Bosnien 279.
Eichenbalg, Posen, Schläfenringe 249.
Eichenholz fehlt im Gingster Torfmoor 355.
Eichenlaub im Gingster Torfmoor 355.
Eierspiel zu Ostern in Bayern 266.
Eigenthumszeichen der ungarischen Fischer 570.
Einbäume in Ungarn 570.
Eingeborne von Assam 159, von Mangaia und ihre Todtenhöhlen 535.
Einlagen, weisse, an zwei Stücken der Schliemann-Sammlung 76.
Einschnitte in Fensterläden, Westpreussen 371.
Einwanderung der Finnen und Letten in die baltischen Provinzen 489.
Eisen-Beigaben aus Kistengräbern in Transkaukasien 399.
— **-Funde** in alten isländischen Gräbern 28.
— **-Schwerter** vom Cerro de Almedinilla bei Cordoba, Spanien 50.
Eiszeit und Cultur 503.
Elam, das alte, in Persien 300.
Elle, königliche, alt-babylonische 455.
Entschwefelung der Kupfererze 381.
Entstehung des Purimfestes 445.
Epagomenen-Tage in der alt-babylonischen Zeitrechnung 443.
Eremitage-Museum, St. Petersburg 498.
Erregung und Lähmung 503.
Erwachsenheit und daran schliessende Gebräuche in Bosnien 281.
Espada, der, im Stiergefecht 433.
Esten, Ansstellung in Riga 481, Einwanderung der, in die Ostsee-Provinzen 492, alte Gräber 489.
Ethnographisches aus den Ostsee-Provinzen 481.
Ethnologisches im Museum in Madrid 51.
Etlus, Reich des, Armenien 319.
Eucalyptus-Wald-Luft gegen Malaria 463.
Export, ältester aus Japan 468.
Evora, Spanien, phallische Bronze-Idole 50.
Ewhe, Togo, Schädelmessung 506.

F.

Familiengräber mit Steinkränzen in Transkaukasien 400.
— **-Marken** in Deutschland 264.
Farbenreste, prähistorische, Portugal 56.
Fastnachts-Weggen am Niederrhein 341.
Fatma (Phatama), Zwergin aus Mergui 524.
Fayum, Kopf der Aline und Schädel 192.
Feiern des Kupfers 381.
Feldzeichen (Gabel) aus Kurgauen 94, 103.
Fels-Inschrift der Bantu am Zambese 534.
— **-Inschriften** in Transkaukasien 401.
— **-Zeichnungen** der Buschmänner bei Pusompe in Nord-Transvaal, einer Cultstätte der jetzt dort ansässigen Massele 220, bei Dürkheim 568.
Fensterurne, kleine, von Sadersdorf, Kr. Guben 240.
Fest-Gabe der internationalen Gesellschaft für Ethnographie zum 70. Geburtstage von Prof. Bastian 537.

Digitized by Google

Schrift für die Bastian-Feier 345, des Anthropologen-Congresses in Speyer 477, 567, 568.
Stbestandtheile in der Umwickelung der Mumie der Aline 200.
Stbildung, übermässige bei einem frühreifen Kinde 262.
Sette aus Mumienbinden 215.
Steuerbrände, auf Leichen geworfen, Nauru 549.
Steuer-Setzen zur Erzgewinnung in alter Zeit 294, 382.
Steuerstein in Gestalt eines menschlichen Fusses 544.
— **-Axt aus** dem Gingster Moor 355.
— **-Geräthe** von Biesenthal, Kr. Nieder-Barnim 191.
— **-Messer** aus dem Gingster Moor 355.
— **-Schlagstätten** im Posenschen 346.
— **-Schlagstätte** von Wegierskie, Posen 591.
— **-Werkstätte** auf dem Haide-Berg bei Biesenthal 128, in Thüringen 119.
Feuerzeug, ägyptisches 384, aus dem Innern von Malacca 384, aus der Steinzeit 384.
Fibeln von S. Canziano 584, von Raben, Kreis Belzig 409.
Fichtelgebirge, prähistorischer Bergbau 408.
Figueira da Foz, Portugal, Museu municipal 55.
Figuren, menschliche vom Cerro de los Santos, Spanien 50, in persischen Höhlen 300.
Filigran-Ohrringe aus Gräbern in Dalmatien 469.
Fingerringe von Salaga 225.
Finnen in den Ostsee-Provinzen 490, 492, am Ural und in Ungarn 500.
Fischerei auf der Ausstellung in Budapest 569.
Fischermäntel, portugiesische, aus Seetang 55.
Fischerzeichen von Rügen 265.
Flachgräber auf Island 29.
Flachsspinnen 473.
Flächenmasse, altbabylonische 439.
Flintobjecte in Spanien 47.
— s. Feuerstein.
Föhr, Schlesw.-Holstein, angetriebene Schlacken 407.
Förder-Eimer und -Schachteln, prähistorische, im Mitterberge 294.
— -Säcke, prähistorische, im Mitterberge 294.
Fohrde, Brandenburg, eiserne Kästenbeschläge 411.
Foramina parietalia, colossale, an menschlichen Schädeln 593.
Form altägyptischer Schädel 214.
Fortpflanzung von Europäern durch mehrere Generationen in Ost-Indien 544.
Fort Sterlontium bei Minden 609.
Frankfurt a. M., Museum, Saalburg-Funde 504, Naturforscher-Versammlung 239, 393, 508, 577.
Frankreich, Stiergefechte 436.
Frau Harke, in der Mark 187.
Frauenburg, Ostpreussen, Schiffsfund 334.
Frauenleben auf Malacca 335.
Frauen-Tättowirung in Samoa 554.
Freesdorf, Kr. Luckau, durchbohrter Henkel 407.
Freigrund, Kreis Beeskow-Storkow, Steinbeil 128.
Freskomalerei in römischen Gräbern in Spanien 48.
Friedhof aus der ersten christlichen Zeit in Transkaukasien mit Kistengräbern 163.
Froschlarven und Frösche, künstlich zusammengesetzte 504.
Frühreife eines Kindes 262, geistige, des Knaben Pöhler 473.
Fünflingerkreuz 188.
Füsse der Tuli, samoanische Tättowirung 562.
Fulbe, Todtenbestattung 403.
Fund, vorgeschichtlicher, im Kreise Dshawat, Gouvernement Baku, Transkaukasien 169.
Funde aus pommerschen Burgwällen 130 ff., von der Martinskirche bei Hetschburg 115, aus dem nordwestlichen Phrygien und von Salonik 123, prähistorische in Portugal 55, aus Schlesien, der Mark und Pommern 190, aus dem Kreise Dshebrail 168, aus dem Kreise Schuscha und aus dem Kreise Dshewanschir 169.
Fundorte von Schläfenringen in der Provinz Posen 246, 538.
Fundstücke aus Kurganen bei Dawschanli (Artschadsor) 93, und Damgolu 98, aus dem alten Kupferbergwerk im Mitterberg 297.
Fuss, missbildeter in Togo 524.
Fussbekleidung, volksthümliche in Zellin, Neumark 186.

G.

Gabel aus einem Kurgan 94, 103.
Gärtnerei in Riga 495.
Galzocz, Ungarn, Reitergrab 499.
Ganggrab, Cueva de los pastores, in Spanien 47.
Gaumen der Hawara-Schädel 207.
Gebärmutter, Aberglaube, Bosnien 283.
Gebeine, menschliche, in einem altphrygischen Tumulus 123.
Geburt, Gebräuche bei der, in Bosnien 280.
Gedächtnisskraft des Knaben Pöhler 474.
Gedanke, der grosse, Wohlthätigkeits-Gesellschaft in Madrid 438.

Digitized by Google

Gefäss von Chamá 534, zusammengeklebtes, aus der Steinzeit, von Dobrovic, Böhmen 331.
Gehelmgemach s. Abtritt.
— Einrichtung des 254, 334, am Ordensschloss in Bütow 135.
Gehirnbahnen, Entwickelung der, in der Thierreihe 503.
Gehöft-Anlage in Togo 523.
Gehörgänge, zusammengedrückte, an Jakoon-Schädel 147.
Gehren, Lausitz, Absatz-Celt 406.
Geisterspuk und Hahnenschrei auf Moorea, Tahiti 465.
Geld, ältestes, gemünztes, in Birma 40.
Gemüthsbewegungen, Ausdruck der, bei den Orang Hütan von Malacca 270.
Georgsdorf, Posen, Schanzenberg, Feuerstein-Schlagstätte 347.
Germanen, äussere Erscheinung 567.
Germanicus in Deutschland 609.
Germanischer Einfluss in Nord-Russland 490.
Geschlechtsreife eines 6jährigen Mädchens 222.
Geschichte der Djâkun (Benar-Benar), Malacca 301.
Gesellschaft, anthropologische, von Australasien, Gründung 299, Niederlausitzer, Versammlung 240, Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft 346, 477, 567.
Gesellschafts-Inseln, Schädel von den 466.
Gesichtsbildung der Nauru-Leute 548.
Gesichtshöhe von Hawara-Schädeln 206.
Gesichtsmaasse eines Bara-Schädels 417.
Getränk aus Wachholderbeeren in Ost-Preussen 540.
Getreide in einem altphrygischen Tumulus 123.
Getreidekorn, babylonisches Gewicht 440.
Gewicht, birmanisches 40.
Gewichte der Ashanti, mit Hakenkreuz 138, aus Gold 224, altbabylonische 438.
Gewichts-Geld in Birma 40.
— **-System**, das altbabylonische 439.
— **-Unterschiede** der Schädel aus dem Faynm 203.
Giebelverzierung aus Posen 373, aus der Provinz Brandenburg 373, in den Ostsee-Provinzen 495.
Gingst, Rügen, Steinzeit-Thongefässe 351.
Glas-Fussboden und Wandbekleidung in einem antiken Gemach, Persien 301.
— **-Perle** von Gross-Bogendorf, Schlesien 191, aus einem Kurgan 104.
— **-Perlen** in alten isländischen Gräbern 28.
Glas-Ringe und Perlen in einem antiken Gemach, Persien 301.
Glaube und Sage, jüdische 583.
Glocken an Angeln in Ungarn 570.
— **-Pagoden** in Pagan 239.
Gluchowo, Posen, Schläfenringe 250.
Goajira, Schädelmaasse, Zwerg-Skelet 472.
Görsdorf, Kreis Beeskow-Storkow, Burgwall (Räuberberg) 129.
Götzenbild aus Stein am Burgwall Bendargau 379.
Götzenbilder, thönerne, der Zwergstämme Guianas 470, aus Holz, Peru 565.
Gold Alter, oder Kupfer? 382.
— **-Bleche** aus einem Kurgan 181.
— **-Diadem** aus einem Höhlengrab, Spanien 50.
— **-Fund** aus einem Grabe in Persien 301.
— **-Funde** aus Kurganen 93, 178, vom Pichora, Böhmen 542.
— **-Gefässe** von Langendorf, Kreis Franzburg 114.
— **-Gewichte** der Aschanti 224.
— **-Gewinnung** in West-Africa 225.
— **-Küste**, Steinäxte 284.
— **-Münzen**, byzantinische, in dalmatinischen Gräbern 469.
— **-Ringe** von Evora, Spanien 50.
Gorzyce, Posen, Feuerstein-Schlagstätte 349.
Gothen sassen nicht in den Ostsee-Provinzen 490.
Gottesäxte, Goldküste 284.
Grab, Kreis Pleschen, Feuerstein-Schlagstätte 347.
Grabfeld s. Gräberfeld.
Grabfund bei Dehdiz in Persien 301, der römischen Zeit von Raben, Kr. Belzig 408, von Dshebrail, Transkaukasien 168.
Grabgewölbe aus Ziegeln in einem Kurgan 165.
Grabhügel von Chodschali, Transkaukasien 79, der Hallstattzeit mit zerstückelter Leiche, Mühlhart, Ober-Bayern 243, auf Island 28.
Grabkapelle, alte, bei Chodschali 85, bei Karabulagh, Transkaukasien 167.
Grabraub in Kurganen Transkaukasiens 90.
Grad-Eintheilung der alten Babylonier 449.
Gräbche, das, im Limes der Saalburg 504.
Gräber des VIII. und IX. Jahrhunderts in Dalmatien 469, vorgeschichtliche, fehlen in der Umgebung von Dschebrail 163, alte, im Museum zu Figueira da Foz 55, aus der Vorzeit auf Island 28, am Flusse Karkar, Transkaukasien 175, der Marquesas-Insulaner in Tempeln und Höhlen 464, vorhistorische, in Transkaukasien

Digitized by Google

398, römische und fränkische bei Worms 568.
Aberfeld in der Beckerslohe, Bayern 407, neolithisches, auf der Rheingewann von Worms 478, 568.
Aberfelder im Kreise Schwetz 540.
Aberhöhlen auf Mangaia 536, auf den Marquesas-Inseln 464, in Spanien 50, auf Tahiti 465, s. Nauru.
Aberzeit mit Bronze- und Eisenbeigaben in den baltischen Provinzen 489.
Äfte, die, bei Driburg, Westfalen 600.
Aebbelsche, Kölsche, mit Fleutsche, Backwerk 340.
Areuel in Rhodesia 543.
Arönländer-Schädel 159.
Aross-Bogendorf, Schlesien, Steinkisten-Gräber 190.
Gross-Rietz, Kreis Beeskow-Storkow, Urnenfeld 130.
Grotten in Portugal 55.
Grünsteine, ornamentirte, Portugal 56.
Gudea, Maassstab des altbabylonischen Königs 453, 458.
Gülaplu, Transkaukasien, neue Ausgrabungen 398.
Gürtel aus ornamentirten Messingplatten bei den Letten 494, 499, vom Pičhora, Böhmen 542, in samoanischen Tättowirungen 561.
Gürtelblech mit figürlichen Darstellungen, aus einem Kurgan von Chodschali 83.
Guiana, Zwergstämme 470.
Gulmaraës, Museum, Funde von Citania 52.
Gunzenhausen, Pfahlgraben 408.
Gurma, Togo, Schädelmessungen 506.
Gussproben aus West-Africa 225.
Gyps-Masken von Ost-Africanern 222.
— -Sammlung der Gesellschaft 580.

H.

Haar der Akka-Mädchen 545, der Australier 528, der Bara, Madagascar 414, der Hova Madagascar 412, der Jakoons 148, der Nauru-Leute 548, von Togo-Leuten 510, Rassen-Merkmale 297.
Haare, blonde, der Juden und Littauer in Koschedary 480.
Haarmensch Ram-a-Sama 26.
Haarscheeren im alten Aegypten 196.
Haartracht der alten Aegypter 196. und Haarmenge von Togo-Leuten 507, der Zwerge Guianas 470.
Hackemühlen, Hannover, Ausmalung der Hausdiele 589.
Hacksilberfunde aus der Provinz Brandenburg 240.
Hadrut, Transkaukasien, Gräberfunde 164.
Häuptlings-Abzeichen in der Tättowirung in Samoa 554.
Häuser, littauische 480, ungarische 571.
Haïk' = Kimmerier, in Armenien 318.
Haine, heilige, auf den Marquesas-Inseln 464.
Hakenkreuz in Africa 137, auf einem Sarkophag in Citania 53.
Halsringe, skythische, mit La Tène-Funden 252.
Hammerbeile aus Ungarn 570.
Hand-Anomalien, angeborne 57.
Handmangel aus Westpreussen 371.
Handmühle für Schnupftabak 569, aus Westpreussen 372.
Handschuhe, isländische 29.
Handelsbeziehungen Rheinzaberns zur Römerzeit 478.
Hannover, Alterthümertafel 473, Ausmalung der Hausdiele 589, Pflug aus Stein 590.
Hardt-Gebirge, spätrömische Befestigungen 568.
Harem tunesischer von Kairuan 237.
Harke, Frau, in der Mark 187.
Harz, mit, gekittetes Steinzeitgefäss 332.
Haspel, prähistorische im Mitterberg 294.
Haselnüsse im Gingster Torfmoor 355.
Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte in Sommerfeld 240, 346.
Haus mit 7 Thüren ohne Fenster 335.
Haus- und Familienmarken in Deutschland 264.
Hausbau, jüdischer 583, lettischer 493.
Hausdiele, Ausmalung der, in hannöverschen Bauernhäusern 589.
Hausgeräth, römisches, im Saalburg-Museum 504.
Hausgötter (?) aus Peru 565.
Hausindustrie der Kassuben 371.
Hausschlüssel der Mosi, West-Africa 225.
Hausthiere im Rinnekalns, Livland 483.
Haussa, Mittel gegen Tollwuth 31, Todtenbestattung 402.
Haut der Akka-Mädchen 545.
Hautfarbe der Jakoons 148, der Nauru-Leute 548, von Togo-Leuten 507.
Hautnarben als Stammeszeichen der Zwergstämme in Guiana 470.
Hawara, Nekropole im Fayum, Ausgrabungen 192.
Hedderuheim, römische Funde von, im Museum zu Frankfurt a. M. 504.
Heerlagerwall in den Gräften bei Driburg 600.
Heerstrasse, alte, in Persien 300.
Heidenmauer bei Dürkheim, prähistorische Befestigung 478, 568.
Helme aus Kurganen Transkaukasiens 100.

Digitized by Google

Henkel, durchbohrter, von Freesdorf, Provinz Sachsen 407, rechtwinklig zu einander stehende, an einem Thongefäss aus Peru 565.
Henoch, Louis, Riese, 524, 584.
Hercegovina, Land und Leute 157.
Hetschburg, Weimar, Wallburg 115.
Hexenbesen an Kirschbäumen 372.
Hexenglaube in Westpreussen 372.
Himmelsburg, bei Mellingen, Sachsen-Weimar 116.
Hippopotamus madagascariensis 411.
Hirtenwesen auf der Ausstellung in Budapest 569.
Hochzeitsbrauch, Ausmalung der Diele, Hannover 589.
Hochzeitsgebräuche in der Cassubei 866.
Hocker, sitzende, in Steinkistengräbern Transkaukasiens 398.
Höfe, keltische in Citania, Portugal 53.
Höhlen mit Skulpturen und Keilinschriften in Persien 300, auf Nauru 546.
Höhlenfunde in Portugal 55, von Peniche 56, in Spanien 60.
Höhlengräber auf den Marquesas-Inseln 464 auf Tahiti 465.
Hohlmaasse, altbabylonische 489.
Hohlmeissel von Liepnitz-Werder bei Bernau 128.
Hohnsleben, Reihengräberfeld 406.
Holz-Alterthümer aus Peru 565.
Holzhäuser in Littauen 480.
Holzsärge auf Mangaia 536.
Holzschlüssel aus West-Africa 225.
Holzschnitzereien, figürliche, aus peruanischen Gräbern 566.
Holzstücke aus Zimbabye (Maschona-Land) und Nord-Transvaal 108.
Homburg vor der Höhe, Saalburg-Museum 504.
Horngeräthe in Ostpreussen 540.
Hostus, Münster † 299.
Hova-Schädel von Madagascar 411, 421.
Hovelacque, Abel; Paris † 385.
Hrádek in Časlau, Phallus 330.
Hügelgrab bei Wandlitz 286.
Hügelgräber bei Kunersdorf, Kreis Beeskow-Storkow 129, in Livland 496, bei Mellingen, Weimar 118, bei Tittmanning in Bayern 584, in Westpreussen 374.
Hütten der Zwergstämme in Guiana 470.
Humann, Karl; Smyrna † 239.
Hungersnoth in Süd-Africa 543.
Hygiene, Archiv für Schiffs- und Tropen- 462.
Hypertrichosis 335, des Haarmenschen Rham-a-Sama 27, universalis eines 6jährigen Mädchens 222.
Hypsibrachycephalie von Jakoon-Schädeln 147.
Hypsidolichocephalie eines Schädels aus einem livländischen Hügelgrabe 496.
Hypsihyperbrachycephalie eines altphrygischen Schädels 124.

I.

Iburg bei Driburg, Westf., Ausgrabungen 605.
Ideđj, Ruinenstadt in Persien 300.
Illahun, Aegypten, Brunnengräber und Pyramide 208.
Import aus Japan, ältester 468.
Indices von altägyptischen Schädeln 212, eines Bara-Schädels 417, von Jakoon-Schädeln 156, von Madagascar-Schädeln 429, von Nauru-Schädeln 550, von Togo-Schädeln 506.
Indien, altbabylonische Zeitrechnung 444, Herstellung von Räucherwerk 894, Jubiläum der Entdeckung 533.
Inschrift, eine Canal-, Argistis I. 309, eine chaldische Backstein- 315, iberische 50.
Inschriften von Citania, Portugal 52, -Tafeln in Pagan, Birma 227.
Irawaddi-Landschaften, Photographien 235.
Isâla, West-Africa, tauschirter Holzring 226.
Island, Fausthandschuhe 29, Gräber der Vorzeit 28.
Italien, vorrömische Beziehungen der Pfalz zu 568.

J.

Jacob, Dr., Bamberg (früher Römhild) † 345.
Jagd-Ausstellung in Budapest 571.
Jaice, Bosnien, Thonscherben 219.
Jakoons (s auch Djâkuns), Malacca, Schädel und Extremitätenknochen 141.
Japan, Gesandtschaft 1582—1585 468, alte Lanzen und Waffen in Europa 469, Photographien 473, Porzellan-Kopf, Photographie 186.
Jahres-Anfangsfest, alt-babylonisches 445.
Jaroslaw, Gouv. Jaroslaw, Steinzeitfunde 487.
Java, Lactatio serotina 110, Spät-Lactation 267.
Jena, Wallburg 118.
Jendl oder Dagomba, Togo, Schädelmessungen 506.
Johore, Binua von 304.
Judenbad in Speyer 568.
Jurjew (Dorpat), Besuch 497.

Digitized by Google

K.

sten-Beschläge von Fohrde 411, von Raben 409.

ifirs, Verfolgung der, im Hindukusch 26.

khufibeln vom Mühlhart, Ober-Bayern 244.

alruan, Tunis 237, 537.

alk, kohlensaurer, als Masse der weissen Einlagen auf Thongefässen 76.

alläken-Krieger, Statue, keltische 53.

kalläker, keltischer Volksstamm in Portugal 52.

kallang = Tambusa = Seletar in Djôhor = Orang Lâut 306.

Kamm-Abbildungen in samoanischen Tättowirungen 561.

Kanne, Steinzeit-, von Gingst 359.

Kampfspiele, Stiergefechte als, in Portugal 434.

Kapree, auf Lankowarrie bei Atjeh 302.

Karabulagh, Transkaukasien, Grabcapelle 167.

Karinchy-Leute auf Singapore 302, und Sabimba in Singapore 308.

Karkar, Gräber am Flusse Karkar 175.

Kartoffelpflug aus Stein, in Hannover 590.

Katarrhine s. Nase.

Kaukasus, Materialien zur Archäologie des 587.

Kaukasier, Stawropol, deformirter Schädel 592.

Kauri-Muscheln in ägyptischen Brunnengräbern 208.

Kawenczyn, Posen, Schläfenringe 249.

Kegelberg (Burgwall) bei Bütow 132.

Kegel-Pagoden in Birma 235.

Keil-Inschriften, chaldische auf russischem Gebiet 586, in Höhlen von Persien 300.

Keilschrift auf Ziegelstein von Armavir 315.

Kelteureste in Citania, Portugal 52.

Kephalone aus einem ägyptischen Brunnengrabe 209.

Kete (Togo-Gebiet), Goldgewichte 225.

Ketere-Ketere-Land, Togo, Bau eines Gehöftes 523.

Kielau, Westpreussen, sog. Wikingerschiff 333.

Kimmerier in Armenien 318.

Kind, frühreifes 262, 473.

Kinder, malayische, ihr Benehmen gegen Europäer 308.

Kirche, die, und die Stiergefechte 437.

Kistengräber in Transkaukasien 163, auf einem christlichen Kirchhofe 398.

Kjökkenmöddinger von Mugem, Portugal 56.

Kleidung auf Nauru 549, von Togo-Leuten 507.

Kleinheit der Jakoon-Weiber 151, brasilianischer Indianer-Weiber 156.

Klöster in Birma 235.

Klopfsteine vom Mitterberge 295.

Kloppwerk mäken 584.

Kloster-Ausstellung in Stein am Rhein 502.

Klosterschulen in Birma 235.

Knabe mit Hypertrichosis 335.

Kuin, Dalmatien, slavische Schläfenringe 469.

Knochen aus Gräbern in Malacca 337.

— **-Brüche**, Schienenverbände für, bei den Bawenda 365.

— **-Geräthe aus** Kurganen 102, 105, vom Pichora, Böhmen 542, aus dem Rinnekalns 484.

— und Horngeräthe in Ostpreussen 540.

— **-Idole**, Portugal 56.

— **-Perlen** in Steingräbern Pennsylvaniens 472.

— **-Plättchen** mit Thierfiguren, Spanien 48.

Knöpfe, kassubische 372.

Königsmutter, Braunschweig, Schädel eines Ritters 406.

Königs-Residenz, altarmenische, Armavir 320.

Körper-Beschaffenheit der Nauru-Leute 547.

— **-Grösse** der Orang Lâut 302, der Jakoon 151.

— **-Lage** des versteinerten Mannes von Columbia 591.

— **-Maasse** der Zwerge von Mergui 525, der Letten 493.

Koma- und Boscha-Gebräuche der Bawenda in Nord-Transvaal 35.

Konstanz, Rosgarten-Museum 502.

Kopanino, Posen, Schläfenringe 248.

Kopce oder Grobe, bei Leohain, Kreis Neustadt 374.

Kopf der Aline und Schädel aus dem Fayum 192.

— **-Krone** eines Bara-Mumienkopfes 414.

— **-Maasse** birmesischer Kinder und Zwerge 526.

— **-Putz** eines Borgu-Kriegers 600.

Kornmutter, in Westpreussen 267.

Korpulenz der Leute auf Nauru 548.

Koschütz bei Dresden, Brandwall 363.

Kôta und Toda in den Nilagiri, Vorder-Indien 344.

Krain, Femur mit Bronze-Pfeilspitze 34.

Krälkelloz, Backwerk am Niederrhein 340.

Kranz von Juwelen, indisches Räucherwerk 394.

Kratzenstein, Berlin † 461.

Kreistheilung der Babylonier 449.

Kreuz, das rothe, in Ungarn 501.

— **-Fahrer**, theosophische, aus America 462.

— **-Zeichnung** auf einer Steinaxt aus Schlesien 191.

Krieger-Skelette in Steingräbern, Pennsylvanien 472.

Kriegsbeute Tiglatpileser's III. 322.

Kroatien, Schläfenringe 246.

Kuchenbuch, Franz, Müncheberg † 575.

Digitized by Google

Kugel-Armbrust, chinesische 278.
Kuhn, Westpreussen, Schiffsreste im Moor 334.
Kunersdorf, Kreis Beeskow-Storkow, Feuerstein-Beil 128.
Kupfer älter als Eisen 381, gediegenes, als Grundlage der Metall-Industrie fraglich 384.
— **-Axt**, cujavische, Analyse 380.
— **-Aexte**, Höhlenfunde in Portugal 56, in Spanien 47.
— **-Bergwerk**, prähistorisches, im Mitterberge 293, 584.
— **-Erze**, Verhüttung geschwefelter, in alter Zeit 380.
— **-Funde** Americas 384, aus einem Grabe in Persien 301.
— **-Schmucksachen** in einem antiken Gemach, Persien 301.
— **-Zierrath** aus einem Steingrabe Pennsylvaniens 472.
— und Bronze-Alterthümer vom Mitterberge 295, 584.
Kuren (Cori) 490.
— (Behandlung) mit Steinbeilen 362.
Kurgan Baschi-Kassik mit hohem Thurm, altarmenisches Zaren-Grab 163, Kara-Köpag, Transkaukasien 160, Ssirchawande, Transkaukasien, Ausgrabungen 102.
Kurgane bei Chankendi in Trankaukasien 77, in Transkaukasien 398, 401.
kurkeln und Tüffeln 186, 537.
Kurland, Archäologie 481, älteste Besiedelung 491, römische Münzen 489, Wenden 491.

L.

Lactatio serotina in Java 110, künstliche Erzeugung 268.
Lactation unbelegter Ziegen 584.
Lähmung und Erregung 503.
Längenmaass, altbabylonisches 452.
Land und Leute von Bosnien und der Hercegovina 157.
Landes-Ausstellung, bayrische, in Nürnberg 567, 569, s. Budapest.
Landnahme Ungarns durch Arpád 499.
Langendorf, Pommern, Goldgefässe 114.
Langengrassau, Provinz Sachsen, Steinklöppel mit Schäftungsrille und Bohrloch 406.
Lankowarrie, Bewohner der Insel 302.
Lanzen und Waffen, alte, aus Japan 469,
La Tène-Funde von der Alteburg bei Arnstadt 122, fehlen im Ostbalticum 488.
Lausitz, Alterthümer 406.
— **-Typus** in Böhmen 542.
Laut, Malacca, Frauenleben der 335.
Leg, Posen, Feuerstein-Schlagstätten 349.
Leguminosen-Holz aus Zimbabye 108.
Leiche, zerstückelte, in einem Hallstatt-Hügelgrabe, Oberbayern 243.
Leichenbrand in Kurganen Transkaukasiens 401.
Leichenhöhlen s. Gräberhöhlen.
— auf Nauru 546.
Leichenverbrennung in Birma 235.
Leipzig, Eröffnung des Museums für Völkerkunde 462.
Lepra, angebliches Mittel gegen, in Africa 31.
Leproserie in Muti bei Dorpat 497, bei Riga 495.
Lesenlernen der Kinder 474.
Letten, Ausstellung in Riga 481, in den Ostsee-Provinzen 490, 493, Schädel 492.
Libanon, Thonlampen 341.
Liebeszauber in Bosnien 282.
Lied beim Tättowiren samoanischer Häuptlinge 564.
Lindchen, Kreis Kalau, „Lüttchen" 191.
Liepnitz-Werder bei Bernau, Hohlmeissel 128.
Lieschow, Rügen, Steinzeit-Gefäss aus einem Moor 360.
Limburg, Klosterruine bei Dürkheim 478, 568.
Limes romanus, strategische Bedeutung des 568.
— Photographien 467.
Lippe-Fort des Germanicus 609.
Lissabon, Sammlungen 56, Stiergefechte 434.
Livland, livländische Schweiz 497.
— Liven-Gräber 489, 497, Muschelhaufen, Rinnekalns 483.
Localisation der geistigen Vorgänge 503.
Loncz-Mühle, Posen, Schläfenring 250.
Loubat-Stiftung für amerikanistische Studien 577.
Lublatówko, Posen, Feuerstein-Schlagstätte 349.
„Lüttchen" (Zwerge) bei Lindchen, Kreis Kalau 191.

M.

Maass, birmanisches, und Gewicht 40, s. Längenmaass.
Maasse von lebenden Australiern 529, von Jakoon-Schädeln 155, von Jakoon- und andern Rassen-Skeletten 144, des Kopfes der Aline 197, von Malacca-Skeletten 142, von Mumien-Schädeln von Hawara im Fayum 204, von Nauru-Schädeln 559, eines altphrygischen Schädels 125, altägyptischer Schädel 212, eines Schädels von Stawropol 593, eines Schädels von Wegierskie 592.
— und Gewichte, altbabylonische 438.
Maassstab, altbabylonischer 453.
Maasstafel, altbabylonische 454.
Madagascar, Hova- und Bara-Schädel 411, 421.

Digitized by Google

Madrid, japanische Rüstungen in der Armeria 468.
Männer auf böhmischen Urnen 542.
Mähren, Schläfenringe 246.
Männertättowirung in Samoa 554.
Mahlsteine, prähistorische, für Kupfererze, am Mitterberge 295.
Mainz, Central-Museum 479.
Makalak = Malaka, Zwerge in Guiana 47.
Makrocephalie eines Schädels von Stawropol 593.
Malacca, Ausdruck der Gemüthsbewegungen der Orang-Hûtan 270, Feuerzeuge 384, Frauenleben 335, Geschichte der Djâkun 301, Knochen aus Gräbern 337, Schädel und Knochen von Jakoons 141, Stevens' Abreise 463, Zwerge 577.
Malachit zur Kupfergewinnung in Africa 384.
Malaka, Malakrat, Zwerge in Guiana 471.
Malaria geheilt durch Eucalyptus-Waldluft 463.
Malayen, ihr Benehmen gegen Europäer 308.
Mandalay, Birma, Photographien 235.
Mandingo in Togo 506.
Mangaia, Cook-Gruppe, Einwohner 535, Schädel aus Todtenhöhlen 536.
Mangelhölzer aus Westpreussen 371.
Mangu, Togo, Schädelmessungen 506.
Mann, versteinerter, von Columbia, South Carolina, America 590.
—, junger, aus dem Stamme der Wayao 141.
Mannbarkeit, Ceremonien bei Eintritt der, bei den Bawenda 35.
Marae, Opferplatz auf Moorea, Gesellschafts-Inseln 465, 466.
Maria Plain, Salzburg, Reihengräberfeld 584.
Marmorcylinder aus einer Höhle in Portugal 56.
Marquesas-Inseln, grosse Sterblichkeit 464, Tempel- und Höhlengräber 464.
Martinskirche bei Hetschburg, Sachsen-Weimar 115.
Maschona-Land, Holzstücke aus Zimbabye 108.
Masken in Sammlungen zu Coimbra 54, von Neu-Guinea 222.
—,-Costüm der Negersecte der Ñañigos auf Cuba, in Madrid 51.
Massage in altassyrischer Darstellung 585.
Massele, Cult-Stätte der, Africa 220.
Massengrab in einem Hügel bei Wandlitz 286, in einem Kurgan bei Dawschanly, Transkaukasien 91.
Matador im Stiergefecht 433.
Mauern, cyklopische, bei Citania, Portugal 58.
Mauerwerk in den Gräften von Dribnrg 602.
Mechanik altchinesischer Armbrüste 275.
Medaille von Chicago 577.
Medicin-Männer der Zwergstämme Guianas 470.
Mehlkeu, Westpreussen, Schiffstheile, Scherben, Knochen, Bernsteinperlen 384.
Mellingen, Thüringen, Hünnelsburg 116.
Meneek (Negritos), Malacca, Physiognomie 270.
Mergui, Zwerge 524, Schädel 526.
Merkmale, pithekoide, Fehlen an den Bewohnern Malaccas 144.
Mesocephalie eines Australiers 529, eines Mergui-Schädels 526, eines Nauru-Schädels 549, von Schädeln aus ägyptischen Brunnengräbern 210, eines Schädels von Węgierski 592.
Messer aus Feuerstein, prismatische von Arnstadt, Thüringen 121.
Messing- und Kupfer-Schmuck der Zwerge Guianas 470.
Messungen von Madagascar-Schädeln 428.
Messzahlen von Bild und Kopf der Aline 211, eines oberbayrischen Hallstatt-Schädels 245.
Metacarpal-Knochenbrüche auf Röntgen-Bildern 505.
Metall-Funde aus dem Rinnekalns, Livland 484.
— **-Industrie** der nordamerikanischen Indianer 384.
Metaphysische Rundschau 463
Methode, neue, der Capacitätsbestimmung des Schädels 256, 614.
Metrologie, babylonische 438.
Mexico, Alterthümer 76.
Mikrocephale Margarethe Becker 505.
Mikrocephalie, ein Fall von, und ihre Ursachen, in Franken 408.
Millenniums-Ausstellung in Budapest 337, 346, 498, 567, 569, 577.
Miloslaw, Posen, Schläfenringe 249.
Miniszewo, Posen, Feuerstein-Werkstätte 350.
Missgeburten in Bosnien 283, s. Anomalien.
Mitau, Museum 481.
Mitterberg, Salzburg, Altes und Neues vom, vorgeschichtliches Kupfer-Bergwerk 292, 584.
Mittelfranken, Bevölkerung von 408.
Monate, altbabylonische 447.
Mondgott Sin, altbabylonischer 445.
Mondmonate der Babylonier 447.
Monkowarsk, Posen, Schläfenringe 249.
Monumente, altbabylonische metrologische 438.
Moorea bei Tahiti, Geisterspuk, Geistercanoes 465.
Moorfund von Bendargau, Westpreussen 379.
Moorfunde aus der Steinzeit auf Rügen 351.
Moosseedorf, Schweiz, Feuerzeug 384.

Digitized by Google

Morgenstern, Kreis Bütow, Burgwall 132.
Moritzing, Ciste von, Blasen an den Pferdemäulern 112.
Moscher in Armenien 319.
Mosi, Westafrica, Hausschlüssel der 225.
Muckwar, Brandenburg, vorgeschichtliche Funde 191.
Mühlhart, Oberbayern, Hallstatt-Schädel 243.
Müller, Baron Ferd. v., † Melbourne 461, 576.
Münzen aus dem Rinnekalns, Livland 484, aus Ruinen in Persien 300.
Mumienkopf eines Bara von Madagascar 414.
Mundartliches, jüdisches 583.
Muschelreste in Thonscherben vom Rinnekalns und aus nordrussischen Fundstätten 485.
Museen in Madrid 49, in Portugal 52, in Riga, Dorpat, Mitau, Wilna 481.
Museo archeologico in Madrid 50.
Museu da historia natural in Coimbra 54.
Museum für Völkerkunde, Berlin, Ueberfülle 578, in Cadiz 46, in Frankfurt a. M. 504, in Konstanz 502, für Völkerkunde in Leipzig, Eröffnung 462, römisch-germanisches Central-, in Mainz 479, Paulus-, in Worms, neolithische, römische und fränkische Gräberfunde 568, der Pollichia in Dürkheim, steinzeitliche Funde 568, Saalburg- 504, in Speyer, Römerfunde 568, kaukasisches, in Tiflis 159.
Musimo, Schutzgeist der Bantu 535.
Mutterrecht auf Nauru 549.
Muze und Muzemändelcher, Backwerk am Niederrhein 342.
Myrrhe an einer ägyptischen Mumie 200.

N.

Nabelgegend, Tättowirung, bei Samoanern 562.
Nachbestattungen in einem Hügelgrabe bei Wandlitz 286.
Nachbänger der Seiler, Ostpreussen 541.
Nachzieben Lebender durch Verstorbene in Bosnien 283.
Nadziejewo, Posen, Schläfenring 249.
Nähte, offene, an einem nannocephalen Schädel 405.
Nakel, Posen, Schiff im Moor 334, Schläfenringe 250.
Namenkunde, jüdische 583.
Nannocephalie eines Schädels aus einem ägyptischen Brunnengrabe 210, eines Fayum-Schädels 204, eines Schädels von Buckau bei Magdeburg 405, der weiblichen (Goajira)-Schädel 472, von Jakoon-Schädeln 146.
Nase der Hawara-Schädel 206, katarrhine bei Madagassen 424.
Nasenschmuck der Australier 528.
Nat's, Naturgottheiten in Birma 235.
Nationalität der Erbauer der Pagoden von Pagan 228.
National-Museum in Budapest 498, deutsches (vorgeschlagenes) 579.
Nationaltracht in Südfrankreich 437.
Naturforscher- und Aerzte-Versammlung in Frankfurt a. M. 239, 393, 503, 577.
Naturgottheiten in Birma 235.
Naturspiel von Feuerstein 544.
Nauru, Schädel von 545.
Negerinnen, getigerte 221.
Nekropole in S. Canziano bei Triest 534, römische, bei Cormona, Spanien 48.
Netzsenker, thönerne, in Ungarn 570.
Neubildung bei Knochendefecten am Schädel 330.
Neu-Guinea, Ceremonial-Masken 222, Photographien von Papuas der Astrolabe-Bai 568.
Neuendorf bei Lübben i. L., Ausgrabungen 241.
New-York, Zwerg-Skelette 471.
Ngémpeng, Spät-Lactation 268.
Nichtvererbbarkeit von Stummelschwänzen bei Thieren 543.
Niederlausitz, Funde aus provinzialrömischer und älterer Zeit 240, Hauptversammlung der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte 240, 346.
Niederrhein, Backwerk am 340.
Nielliruug in dalmatinischen Gräbern 469.
Nilagiri, Toda und Kota in den, Vorderindien 344.
Ninive, Wandbekleidung mit Darstellung der Massage 585.
Normal-Gewicht, birmanisches 43.
Nürnberg, öffentliche Abtritte im Mittelalter 335, nordbayrische Anthropologen-Versammlung 407, bayrische Landes-Ausstellung 567, 569.
Nullipara, Säugen durch eine 584.
Nupe, Todtenbestattung bei den, West-Africa 403.

O.

Oceanien, Anthropologische Untersuchungen auf Samoa 226, Mangaia, Cook-Gruppe, Eingeborne und Todtenhöhlen 535.
— s. Polynesien.
Oberfranken, Ausgrabungen 408.
Obornik, Posen, Feuerstein-Werkstätte 350.

Digitized by Google

sidlan - Pfeilspitze von Chankendi, Transkaukasien 169.
-Pfeilspitzen aus einem Kurgan 95.
chre, zwei und vier, an Steinzeit-Gefässen von Gingst 356.
esterreich, römische Brandgräber bei Salzburg 584, Nekropole von S. Canziano b. Triest 534, prähistorisches Kupfer-Bergwerk im Mitterberge 292, 684, Reihengräberfeld bei Maria Plain 584, Riese aus Salzburg 524, Schädel von Wackersberg 584.
Ohrdurchbohrung, Ceremonie in Birma 235.
Ohrringe, altkroatische, in dalmatinischen Gräbern 469.
Opferplatz der Bantu 535.
Opferstein auf Moorea 466.
Orakelhölzer der Bavenda 109.
Orang Laut, Körpergrösse 302.
— — = Orang-Seletaro in Djohor 306.
Orbitalindex der Hawara-Schädel 206.
Ordens-Schlösser in Livland 496.
— **-Schloss** in Bütow 134.
Orinoco, Zwerge an den Quellflüssen des 470.
Ornamentirung der Steinzeit-Gefässe von Gingst, Rügen 356.
Orostein, Athen † 159, 576.
Orthobrachycephalie ostbaltischer Steinzeit-Schädel 488.
Orthognathie der Naurn-Schädel 549.
Os tympanicum, Defecte an Peruaner-Schädeln 69.
Osterfest in Sevilla 46.
Osterspiel mit Eiern 266.
Ostindien, Niederl., Stammbaum der Familie Martens 544.
Ostpreussen, Getränk aus Wachholderbeeren 540, Schiffsfund 334.
Ostsee-Finnen 490.
— **-Provinzen**, Prähistorie 481, Russificirung 481.

P.

Pagan, Ober-Birma, sein Alter 228, Pagoden 226.
Pagoden s. Pagan.
Palmmösske, Backwerk am Niederrhein 340.
Palmstock, Backwerk am Niederrhein 340, 343.
Pangchang, Malacca, Minenspiel 270.
Papuas der Astrolabe-Bai in Neu-Guinea 568.
Paulus-Museum in Worms 478, 568.
Paumotu-Inseln 464.
Paunt, das heilige Land 471.
Pawlowice, Posen, Feuerstein-Schlagstätte 350.
Peniche etc., Portugal, Höhlenfunde 56.
Penis und Scrotum des versteinerten Mannes von Columbia 591.
Pennsylvania, prähistorische Zwerggräber 471.
Perkunas, Gott in Preussen 362.
Perkuno Kulka, Steinbeile 362.
Perlen aus Carneol 181, aus transkaukasischen Kistengräbern 390, und Muscheln aus einem Kurgan bei Chodschali 174.
Perrücken im alten Aegypten 196.
Perser, Jahresanfangsfest 446.
Persien, Alterthümer 163, 299, Ausgrabungen 299, 301.
Peru, Alterthümer 565.
Peruaner-Schädel, Defecte am Gehörgange 69.
Petersburg, St., Reise nach 498.
Petersen, Kopenhagen † 461, 576.
Petra Formosa, skulpirter Stein in der Citania, Portugal 53.
Pfähle im Gingster Torfmoor 355.
Pfahl-Bau der Steinzeit bei Gingst auf Rügen 360.
— **-Bauten**, neuere, in Ungarn 570.
— **-Gräben** im rhätischen Limes 408.
Pfalz, Vorgeschichte der 568.
Pfeile, chinesische 273.
Pfeilspitzen von Arnstadt in Thüringen 120, Stein-, Portugal 56.
Pferde - Figuren auf dem Brunholdisstein bei Dürkheim 568.
— **-Knochen** als Netzsenker in Ungarn 570.
— **-Köpfe** an littauischen Häusern 480.
— **-Kumte** in den Ostsee-Provinzen 495.
Pferdeskelet in magyarischen Reitergräbern 499, in einem Kurgan 92.
Pflug aus Stein in Hannover 590.
Phalli, japanische 75.
Phallus als Bekrönung eines altphrygischen Tumulus 123, aus Bronze von Transkaukasien 175, aus gebranntem Thon von dem Hrádek in Časlau 330.
— **-Darstellungen** in Yucatan 467.
— **-Figuren** als Gräberschmuck 467.
— **-Idole** von Evora, Spanien 50.
Philippinen, eingeborene Stämme 25.
Phönizier-Hinterlassenschaften in Spanien 50.
— **-Sarkophag** im Museum in Cadiz 46.
Phrygien, Grab-Funde 123.
Photographie eines menschlichen Femur mit darin steckender Bronze-Pfeilspitze aus dem Gräberfelde von Watsch in Krain 84.
Photographien von Akka - Mädchen 544, der neuesten Ausgrabungen auf Cypern 344, von cujavischen Bauern in alter Tracht 34, aus Birma 231, 235, aus Borneo und Japan 473, von Ceylon 544, von Hypertrichosis universalis 222, vom Limes 407, getigerter Menschen 221, von Pagoden in Pagan 231, der Papuas von der Astrolabe-Bai 568, eines japanischen Porzellan-

Digitized by Google

kopfes 186, Sammlung der Gesellschaft 580, eines Schädels von Wackersberg und von Hügelgräbern an der Salzach 583, eines Zwerges und eines Cretins aus Rumänien 235.
Photographien s. Projectionsdarstellungen.
Picador, im Stiergefecht 431.
Pičhora, Böhmen, Begräbnisshügel 541.
Pieranie, Posen. Feuerstein-Schlagstätte 347.
Pithecanthropus erectus Dub. 577.
— und der paläolithische Mensch Belgiens 567.
— Reconstruction des Schädels 362.
Pithekoider-Schädel eines Hova 422.
Pleasant-Island (Nauru), Schädel 545.
Plechanow, Gouv. Wladimir, Steinzeit-Funde 487.
Podanin, Posen, Feuerstein-Schlagstätte 347.
Pöhler, Otto, lesender Wunderknabe 473.
Polen, Schläfenringe 246.
Pollex valgus und P. varus 69.
Polydactylie, ein Fall in Togo 523.
Polynesien s. Anachoreten, Mangaia, Marquesas, Nauru, Samoa.
— Reise im östlichen 463.
Pommern s. Borntuchen 130, Bütow 182, Carlsthal 186, Morgenstern 132.
— Burgwälle 130, Goldgefässe von Langendorf 114, Stolzenburg, Feuersteinaxt 191.
Porträts altägyptischer Mumien von Hawara im Fayum 192, 196, von Birmanen, Photographien 235.
Portugal, Reise 46, 51, Stiergefechte 429, keltische Ueberreste 52.
Porzellan-Artefacte, Kopf aus Japan 186.
Posen, Provinz, Giebelverzierung 373, Feuerstein-Schlagstätten 346, Fundorte von Schläfenringen 538, Schädel von Węgierskie 591.
Postilin, Kreis Westhavelland, Gräberfeld und Burgwall 540.
Prähistorie der Ostsee-Provinzen 481.
Prähistorisches im Museo archeologico in Madrid 50, im Museum in Sevilla 47.
Processionen in Sevilla 46.
Prognathie an Jákoon-Schädeln 147.
Projectionsbilder von den neuesten Ausgrabungen auf Cypern 344, Vorführungen in der Gesellschaft 576.
Prondy-Mühle, Posen Schläfenringe 249.
Provence, Stiergefechte 436.
Prunk-Inschriften Tiglatpileser's III. 322.
Psychologie, internationaler Congress für 26.
Purimfest, Entstehung 445.
Pusompe, Transvaal, Felszeichnungen 220.
Pygmäen-Stämme in Süd- und Nord-America 470.
— s. Zwerge.
Pyramide von Illahun, Aegypten 208.
Pyrenäen, Zwergtypen in den 337.

Q.

Quimbayas, Schatz der, in Madrid 51.
Quirl aus einem altperuanischen Grabe 567.

R.

Raben, Kreis Belzig, Grabfund der römischen Zeit 408.
Radajewice, Posen, Feuerstein-Schlagstätten 350.
Räuberberg bei Görsdorf 129.
Räuberwesen in Albanien 543, in Transkaukasien 88, 167.
Räucherwerk, indisches, Recept zur Herstellung 394.
Raffiniren des Kupfers 381.
Rahmel, Westpreussen, sogen. Wikinger-Schiff 333.
Rakwitz, Posen, Schläfenringe 250.
Ram-a-Sama, indischer Haarmensch 26.
Ram Hormuz, Persien, Thonfigur 301.
Rangun, Shwe Dagon-Pagode 235.
Rarotonga, Schädel von 537.
Rassen, vorhistorische der Erde 567.
— -**Merkmale** des menschlichen Haares 297.
Rastenburg, Ostpreussen, Anlage der Abtritte 254, Haus ohne Fenster 335.
Rauchhäuser in den Ostsee-Provinzen 495.
Rauten als Augen an einem altperuanischen Holzgeräth 567.
Rechnung der Gesellschaft für das Jahr 1896 580, der Rudolf Virchow-Stiftung für das Jahr 1896 582.
Regenbogenschüsselchen in Deutschland 76, Sammlung von Nachrichten über 505.
Reife-Unsitten bei den Bawenda in Nord-Transvaal 363.
Reihengräberfeld von Hohnsleben 406, bei Maria Plain, Salzburg 584.
Reinheit des prähistorischen Kupfers 296, 380.
Reise in Aegypten 535, nach Australien 337, nach Borneo 578, nach Budapest 498, durch die iberische Halbinsel 46, in Nord-America 577, im östlichen Polynesien 463, in Russland 498, nach dem Spreewalde 291, nach der Südsee 578, in Transkaukasien 161.
Reitergräber in Ungarn 499.
Reunsteig-Forschung, thüringische 543.
Repetir-Armbrust, chinesische 278.
Reval, Besuch in 497, Museum 481.

Digitized by Google

Rheingewann bei Worms, Steinzeit-Grabfeld 478. 568.
Rheinzabern, römische Töpferei 478.
Rhodesia, Greuel in 543.
Riga, Archäologen-Congress 239, 479, Museum 481, s. Leproserie.
Riese, Salzburger, Louis Henoch 524, 584.
Riesen häufig in den westlichen Theilen Oesterreichs 528.
Rinder, „wilde", in der Camargue, Süd-Frankreich 437.
Rinnekalns, Muschelhügel in Livland 483.
— **-Typus**, Thongefässe 488.
Rippen, plastisch aufliegende, auf Steinzeit-Gefässen von Gingst 357.
Römer-Castell Saalburg 504.
Römerfunde in der Pfalz 568.
Römerstrasse und Gräberstadt bei Worms 478, 568.
Röntgen-Bilder von Knochenbrüchen 505.
— **-Strahlen**, vergeblich versuchte Photographie einer Mikrocephalen 505.
Rösten der Kupfererze 380.
Rohlfs, Gerhard; † 345.
Rosgarten-Museum, Konstanz 502.
Rüdinger, Nicolaus; † 462.
Rügen, Alterthümer, Bronzefunde und Thongefässe der Steinzeit 350.
Rüstungen, die ältesten japanischen in Europa 49, 468.
Ruinenstätte Pagan, Birma 226.
Rundwall b. Wulfersdorf 129.
Russland, Archäologen-Congress in Riga 239, 479, Bevölkerung der prähistorischen Zeit 489, Bronze-Spiegel 251, Bronze-Zeit 489, palão- und neolithische Zeit 482, Reise in 479, 497, Schläfenringe 246.
— s. Kaukasus, Leproserie, Transkaukasien.

S.

Salzburg bei Homburg v. d. Höhe 504.
— Funde im Museum zu Frankfurt a. M. 504.
Sablimba, Stamm in Djohore 305, und Karinchy in Singapore 368.
Sachsen, Königreich, Brandwall von Koschütz 363.
—, Provinz, nannocephaler Schädel von Buckau 405, Steinklöppel mit Schäftungsrille von Langengrassau 406.
— **-Weimar**, Wallburgen 115.
Sadersdorf, Kreis Guben, Fensterurne 240.
Säcklingen, Alsengemme 288.
Sämereien zwischen Steinzeit-Gefässen im Gingster Torfmoor 355.
Säugen durch eine Nullipara 584. und Säuglinge in Bosnien 281.
— s. Lactatio.
Sage und ihr vorgeschichtlicher Hintergrund 333.
Sagen über den Burgwall von Bendargan 379.
Sagittalgegend, Carionecrosis 65, 327.
Sakáeu-Fest, altbabylonisches 445.
Salaga, West-Africa, Fingerringe 225, Goldgewichte 225, Steinperle 285.
Salomonsknoten, Backwerk am Niederrhein 340, 342.
Salonik, prähistorische Funde 123.
Saltus teutoburgensis 609.
Salzburg, vorgeschichtliches Bergwerk im Mitterberg 292, römische Brandgräber 584.
Sammlung römischer und prähistorischer Thonsachen aus Albanien 75, vorgeschichtliche, auf Schloss Alt-Döbern 191, vergleichend-odontographische in Dorpat 497, japanischer Phalli 75.
Sammlungen in Coimbra 54, der anthropologischen Gesellschaft 579, 580, des historischen Vereins der Pfalz in Speyer 477.
Samoa, Tättowirung in 551, anthropologische Untersuchungen 226.
Sardarapat, Armenien, Keil-Inschrift 310.
Sardur von Urartu gegen Tiglatpileser III. 321.
Sarkophag in einem ägyptischen Brunnengrabe 208, eines bärtigen Phöniziers im Museum in Cadiz 46.
Schaber und Bohrer von Arnstadt 121.
Schadenberg, Alexander †, Manila 25.
Schädel aus Brunnengräbern in Aegypten 208, altphrygische 123, von Arpäd-Mannen 500, von Assos 125, nannocephaler, von Buckau bei Magdeburg 405, mit Carionecrosis der Sagittalgegend 65, 327, mit colossalen Foramina parietalia 593, von Grönländern und Anachoreten-Insulanern 159, von Hawara und Illahun im Fayum 192, 203, 208, von Hissarlik 125, aus dem Reihengräberfeld von Hohnsleben 406, von Hova und Bara aus Madagascar 411, von Eingeborenen von Mangaia 536, menschliche, in Banianen-Bäumen auf den Marquesas-Inseln 464, aus dem Mergui-Archipel, Birma 526, aus der älteren Hallstatt-Zeit vom Mühlhart, Ober-Bayern 243, von der Insel Nauru (Pleasant Island) 545, des Pithecanthropus erectus Dubois, Reconstruction 362, von Rarotonga 537, mit starken Stirnwülsten in Spanien 47, deformirter, von Stawropol,

Digitized by Google

Kaukasien 592, aus Höhlen auf Moorea 465, von Tahiti 464, drei trepanirte, von Tenerife 63, aus Steinkranz-Gräbern in Transkaukasien 400, bemalter, von Wackersberg, Salzburg 583, allein gefunden, von Wygierskie bei Schroda 591, der Steinzeit von Wolosowo 488, — und Extremitäten-Knochen von Jakoons, Malacca 141.

Schädel-Capacität, neue Methode der Bestimmung 256, 614.

— **-Maasse** der Goajiras 472.

— **-Sammlung** der Gesellschaft 580.

— **-Typus** der Jakoon 154, ostmelanesischer 551.

Schalenstein auf Island 29.

Schatz der Quimbayas aus Columbien in Madrid 51.

Schauspiele der Birmanen 36.

Schelle als menschlicher und als Pferdeschmuck 113.

Schienbeine, platyknemische, vorgeschichtliche, in Spanien 47.

Schienen-Verbände für Knochenbrüche bei den Bawenda von Nord-Transvaal 365.

Schiff im Moor bei Nakel gefunden 334.

— **-Grab** auf Island 29.

— s. Wikinger.

Schiffstheile im Moor bei Kulm 334, ausgegraben bei Mehlken, Westpreussen 334.

Schild, keltischer 53.

Schippenbeil, Ostpreussen, Geheimgemächer nach der Strasse 334.

Schlacken, angetriebene, von den Inseln Föhr und Sylt 407.

Schläfen-Ring neben einer frührömischen Fibula, Tuczno, Posen 539, von Wygierskie, Posen 591.

— **-Ringe**, slavische, in Dalmatien 469, in Posen 538, ihre Verbreitung 246.

Schlange in der Ausmalung der Hausdiele 590.

Schlesien, vorgeschichtliche Funde von Gross-Bogendorf 190, Schläfenringe 246.

Schleswig-Holstein, Schlacken von Föhr und Sylt 407.

Schliemann-Sammlung, weisse Einlagen an Thonscherben 76.

Schlösser aus Holz von West-Africa und Nord-Europa 225.

Schlossberg Borntuchen, Kreis Bütow, Burgwall 130, von Burg a. d. Spree, durch Zerstörung bedroht 579.

Schlossjungfern, verwünschte 136.

Schmelzofen, alter, am Mitterberge 296, 584.

Schmuck der Bäuerinnen im Douro-Thale, Portugal 51, römischer, im Saalburg-Museum 504, von Togo-Leuten 512.

Schmuck-Kästchen in einem Grabe bei Raben 409.

— **-Narben** der Australier 528.

Schnabelkannen aus einem altphrygischen Tumulus 128.

Schnittverzierung an Steinzeit-Gefässen von Gingst auf Rügen 356.

Schnupftabaksdosen aus Horn, Ostpreussen 540.

Schnur-Verzierung fehlt an den Steinzeit-Gefässen von Gingst auf Rügen 357.

Schönlanke, Posen, Feuerstein-Schlagstätte 350.

Schöpfkelle aus Thon, Steinzeit, von Gingst 360.

Schottland, Bronze-Spiegel 251.

Schriften-Austausch 16.

Schriftführer der Gesellschaft 345, 576.

Schubin, Posen, Schläfenringe 248, 250.

Schuhmachergeräth (Spitzknochen) aus Knochen, Ostpreussen 541.

Schuscha, Transkaukasien, prähistorische Funde 169, Steinkistengräber 185.

Schusserspiel in Bayern 267.

Schutzgeist der Bantu 535.

Schwanzbildung beim Menschen 567.

Schwefel, Ausscheidung aus Erzen 382.

Schwefelverbindung in einer Kupferaxt 380.

Schweiz, anthropologischer Wander-Congress 346, 534, Feuerzeug aus der Steinzeit 384, livländische 495.

Schwemmtröge, prähistorische, im Mitterberge. 294.

Schwert, das birmanische 37.

Schwerter des VIII. und IX. Jahrhunderts in Dalmatien 469.

Schwertscheide, silberne, aus einem livländischen Hügelgrab 496.

Schwimmhaut-Bildung bei Menschen 408.

Schwirrholz als Kinderspielzeug in Portugal 54.

Scrotum des versteinerten Mannes von Columbia 591.

Seehorst, Posen, Schläfenringe 251.

Seil aus Bast im Ochr eines Steinzeit-Gefässes von Gingst 355.

Semnonen in der Lausitz 580.

Senkerech, altbabylonische Maasstafel 454.

Senkgruben in Nürnberg 335.

Seuche, afrikanische 543.

Sevilla, Osterfest 46.

Sexagesimal-System in alter Zeit 438.

Shakespeare's Wortschatz 475.

Sibirien, Dolche 75.

Sicheln und Sensen in den baltischen Provinzen 494.

Sicilien, Thonlampen 344.

Digitized by Google

Siebenbürgen, Bauernhof 501, vermeintlich prähistorischer Zinkguss 338.
Sierra Leone, West-Africa, Carneolperle 285.
Sievers, Gräfin Constance †, Wenden in Livland 386.
Silber-Belag auf einem Bronze-Schläfenring von Stabozewo 247, auf Bronze-Schläfenringen 250.
— **-Funde** in dalmatinischen Gräbern 469, römischer Zeit von Raben 409, vom Pičhora, Böhmen 542.
Silva, Joaquim Possidonio da, Lissabon † 299.
Sin, altbabylonischer Mondgott 445.
Sitte und Brauch, jüdische 583.
Skelet aus einem Hügelgrabe, Livland 496, in einem Kurgan 97.
— **-Gräber** in Transkaukasien 168, 398, 400, in Kurganen 85, in Persien 301.
— **-Knochen** von Bara-Leuten von Madagascar 419.
— und Schädel-Sammlung der Gesellschaft 580.
Skelette vom Pičhora, Böhmen 542, menschliche, mit Metall-Beigaben aus dem Rinnekalns in Livland 484, aus Zwerg-Gräbern in Pennsylvania 471.
Skulpturen, alte, in Höhlen in Persien 300.
Skythen und ihre Beziehungen zur La Tène-Cultur Mittel-Europas 251, -Alterthümer in Europa 251.
Staboszewo, Posen, Feuerstein-Schlagstätte 350, Schläfenringe 247, 538.
Slams in Africa 35.
Slaven in den Ostsee-Provinzen 491.
Smaüm, Zwerg von Mergui 524.
Sociales von Nauru 549.
Sömmerring-Denkmal, Frankfurt a. M., Grundstein-Legung 504.
Sonnenberg, Wall bei Sulza, Weimar 118.
Spät-Lactation s. Lactatio.
Spanien, Dolmen 47, vorgeschichtliche Funde 47, Ganggräber 47, Reise durch 46, Stiergefechte 429, Thierfiguren auf Knochenplatten, 48, Zwerge 577.
Speyer, XXVII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft 346, 477, 567, der Dom 568, Sammlungen 477, Terra-sigillata-Gefässe und sonstige Römerfunde im Museum 568.
Spinnen mit Spindel und Wirtel 473.
Spinnrocken, vermutheter, aus Peru 566.
Spitzknochen der Schuhmacher in Ostpreussen 541.
Spliessdorn der Seiler in Ostpreussen, aus Knochen 541.
Sporen in dalmatinischen Gräbern des VIII. und IX. Jahrhunderts 469.
Sprache der Nauru-Leute 549.
Sprachliches von Madagascar 412, aus den russischen Ostsee-Provinzen 492.
Spreewald, Reise 291.
Spuk auf dem Gräberfelde bei Wandlitz 288.
Ssachssagan, Transkaukasien, Fels mit Burg und Kurganen 100.
Ssirchawande-Ballukaja, Transkaukasien, Grabfunde 101.
Staatszuschuss 346, 576, 582.
Stadt-Anlagen, vorrömische in Portugal 52.
Stäbchen-Panzer von Nordwest-America, im Museum von Madrid 51.
Stämme, eingeborene, der Philippinen 25.
Stalaktiten-Höhlen auf Mangaia 536.
Stammbaum der Familie Martens in Niederländisch-Ostindien 544, 578.
Stammeszeichen der Zwergstämme in Guiana 470.
Stawropol, Kaukasien, deformirter Schädel 592.
Stehen und Sitzen bei den Jakoons in Malacca 145.
Steigbäume in den alten Mitterberger Schächten 294.
Stein a. Rh., Kloster-Ausstellung 502.
Stein-Aexte vom Innern der Goldküste 284, alte Nachahmung geschäfteter, aus Marmor, Portugal 56.
— **-Axt** von Dobrovic 331.
— **-Axthämmer** von Gross-Bogendorf, Schlesien 191.
— **-Axthammer** von Wilmersdorf 127.
— **-Beil** aus Feuerstein von Kunersdorf, Kreis Beeskow-Storkow 128.
— **-Beile** in alten Eichen eingewachsen 362, aus der Krachtschen Haide 130, Wetterzauber 362.
— **-Colosse** in einem heiligen Haine auf den Marquesas Inseln 464.
— **-Figuren**, vorgeschichtliche, in Spanien 48.
— **-Geräth**, modernes, aus der Prov. Hannover 590, in Sabroso, Portugal 54.
— **-Geräthe** aus der Eisenzeit in Livland 485, in Portugal 54, 56, aus dem Rinnekalns in Livland 484.
— **-Hämmer** und Scheiben vom Kupfer-Bergwerk am Mitterberge 249.
— **-Hammer** aus dem Gingster Moor 355.
— **-Hügel** mit Steinkiste bei Chodschali 1[illegible]6.
— **-Kelle** aus Phrygien 123.
— **-Keulen** aus Dolmen, Portugal 56.
— **-Klöppel** mit Schäftungsrille und Bohrloch von Langengrassau 406.

Digitized by Google

Stein-Kurgane bei Chodschali 85, 171.
— **-Perle** aus Salaga 285.
— **-Perlen** aus einem Kurgan von Chodschali 178.
— **-Pfeilspitzen** in Kurganen Transkaukasiens 99.
— **-Sägen** in Spanien 47.
— **-Setzungen** in alten Gräbern Islands 28, auf und in Kurganen Transkaukasiens 79, in Westpreussen 374.
— **-Werkzeuge**, geschliffene ägyptische und Bronzen 191, in Spanien 47.
Steinbruch, prähistorischer, in Portugal 56.
Steine werden auf Leichen geworfen, Nauru 549.
—, geschnittene, Siegel und Münzen in Ruinen von Malamir, Persien 300.
Steingrab bei Waynesburg, Pennsylvania 472.
Steinhöhlungen zur Bergung von Schädeln auf Moorea 466.
Steinkistengräber von Gross-Bogendorf, Schlesien 190, von Schuscha, Transkaukasien 185.
Steinkranzgräber in Transkaukasien 398, 400.
Steinmetzzeichen in Deutschland 264.
Steinzeit in Livland und Nord-Russland 483, in Süd-Deutschland 156.
— **-Alterthümer** von Rügen 350.
— **-Ansiedelung** mit Bandkeramik in Württemberg 156.
— **-Feuerzeug** von Moosseedorf 384.
— **-Fund** von Freesdorf, Lausitz 407.
— **-Funde** von der Alteburg bei Arnstadt in Thüringen 121, von Jaroslaw 487, vom Ladoga-See, von Plechanow, von Wolosowo, aus Taurien 487.
— **-Gräberfelder** auf der Rheingewann bei Worms 478, 568.
— **-Skelette** aus dem Rinnekalns 484.
— **-Thongefässe** auf der Insel Rügen 350.
Stempel-Verzierungen der Thonscherben vom Rinnekalns, Livland 486.
Stempeln, Posen, Schläfenringe 250.
Sterblichkeit, grosse, auf den Marquesas-Inseln 464.
Stich- und Strich-Verzierung an Steinzeit-Gefässen von Gingst auf Rügen 356, 357.
Stiere, portugiesische, beweglicher als die spanischen 431.
Stiergefechte in Portugal 434, in Spanien 31, 429, Einwirkung auf den Volkscharakter 430, in Süd-Frankreich 436.
Stirnwülste an vorhistorischen spanischen Schädeln 47.
Stoffe, wohlriechende indische, Verzeichniss 397.
Stolzenburg, Pommern, Feuersteinaxt 191.
Stossaxt aus Birma 36, der Zulu 40.
Stradow, Kr. Kalau, Buckelurnen 291.
Streitwagen in Alt-Armenien 322.
Stricke und Tapa-Reste an Schädeln auf Moorea 465, 466.
Stummelschwänze bei Thieren 543.
Sulza, Weimar, Wallburg 118.
Surinam, Zwerge 471.
Surra, Schwirrholz in Portugal 54.
Sutura frontalis persistens an Jakoon-Schädel 146.
Swelneek, Livland, Steinzeit-Funde 485.
Sylt, angetriebene Schlacken 407.

T.

Tabu auf Nauru 549.
Tänze in Birma 295.
Tättowir-Göttinnen auf Samoa 554.
Tättowirung mit Hakenkreuz 139, in Samoa 551, als Stammeszeichen 521, auf einem altperuanischen Thongefäss 565, in Togo 506, 518.
Tagebaue, vorgeschichtliche, am Mitterberge 296.
Tahiti, Geisterspuk und Schädel aus Höhlengräbern 465.
Tannenbaum-Muster 590.
Tasgetium (Eschenz) römische Alterthümer 502.
Tasse, Steinzeit, von Gingst 359.
Taurien, Steinzeitfunde 487.
Tauschirung auf einem Holzringe von West-Africa 226, in dalmatinischen Gräbern 469.
Telloh, Babylonien, Thontafelfunde 438.
Tempel-Pagoden in Pagan 231.
Tempelrechnungen, altbabylonische 438.
Tene-Cultur fehlt im Ostbalticum 483.
Teneriffe, trepanirte Schädel 63.
Tennessee, East-, prähistorische Zwergskelette 471.
Terra-Sigillata-Gefässe von Rheinzabern im Museum in Speyer 478, 568.
Thanyet, eine alterthümliche Waffe der Birmanen 36.
Theilbegräbnisse auf Moorea bei Tahiti 465.
Theosophische Kreuzfahrer aus America 462.
Thier-Abbildungen auf transkaukasischen Grabfunden 93.
Thierdarstellungen an Aschanti-Gewichten 224, an ungarischem Hirtengeräth 570.
Thierform, Thongefäss in, aus einer Höhle, Portugal 56.
Thierknochen, in Kurganen 83 ff., in einem altphrygischen Tumulus 123, 125.
Thierornamente von Pičhora, Böhmen 542, in ungarischen Reitergräbern 493.

Digitized by Google

erreste in dem Muschelhügel Rinnekalns 483.
ierskelette in prähistorischen Steingräbern Pennsylvaniens 472.
ierwelt von Nauru 546.
ionfigur von Ram Hormuz, Persien 301.
ionfunde aus Albanien 186, in ägyptischen Brunnengräbern 208.
hongefässe, Hallstattzeit, aus Ober-Bayern 244, aus einem Grabhügel bei Chodschali 173, und Silbermünzen von Dshawat, Transkaukasien 169, schwarzglänzende, von Dschebrail 162, aus einem Kurgan von Ssirchawande, Transkaukasien 105, vorgeschichtliche, von Muckwar, Brandenburg 191, aus Peru 565, vom Pičhora, Böhmen 542, von Rheinzabern 477, aus der Steinzeit auf der Insel Rügen 350, mit nicht gegenständigen Henkeln, Spanien 50.
Thongeräth aus Steingräbern Pennsylvaniens 472.
Thonlampen aus Armenien, vom Libanon und aus Sicilien 344.
Thonsachen, römische und prähistorische aus Albanien 75.
Thonscherben aus Bosnien 219, vom Rinnekalns 485.
Thontafelfunde von Telloh 438.
Thonwaare, vorgeschichtliche, Spanien 47.
Thüringen, Feuerstein-Werkstätte 119, Rennsteig 543, Wallburgen 115.
Tibarener in Armenien 319.
Tical, birmanisches Gewicht 40.
Tiglatpileser III. gegen Sardur von Urartu 821.
Timur Lenk zerstört Kloster Wank 161.
Tittmanning, Bayern, Hügelgräber 584.
Toda und Kota in den Nilagiri, Vorder-Indien 344.
Todtenbestattung in Bosnien 282, bei den Haussa 402, auf Mangaia 536, in Bäumen auf den Marquesas-Inseln 464, in Höhlen, in die Erde und in das Meer auf Nauru 549.
Todtenhöhlen s. Gräberhöhlen.
Todtenhügel der Legionen des Varus 611.
Töpferöfen, römische, bei Rheinzabern 478.
Törtel, Ungarn, Reitergräber 499.
Togo, Expedition, deutsche, Anthropologisches 505, Kopfmessungen 505, 508, Polydactylie 523, Topfwaare 522, Tättowirungen 518, Zwergin 524.
Tollwuth, Behandlung bei den Haussa 31.
Topfwaare, alte, vom Mitterberge 295, aus Togo 522.
Torfosch, Siebenbürgen, Zinkfund (?) 338.
Torero, der, im Stiergefecht 430.
Trachten in Portugal 51, in Spanien 47, auf der Rigaer Ausstellung 493.
Transkaukasien, Ausgrabungen bei Chodschali 170, bei Gülaplu 398, archäologische Excursion 160, Steinkistengräber von Schuscha 186.
Transvaal, Felszeichnungen der Buschmänner 220, alte Holzstücke 108, Koma- und Boma-Gebräuche der Bawenda 35, Reife-Unsitten 363, Schienen-Verbände für Knochenbrüche bei den Bawenda 365, Zauberhölzer der Bawenda 169.
Trebichow, Kreis Crossen, Wollespinnen 473.
Trelden, Livland, Hügelgräber 496.
Trense als Brustschmuck 112.
Trepanation an Höhlenschädeln 56, an menschlichen Schädeln von Teneriffe 63.
Treptow, Colonial-Ausstellung 393.
Triquetrum in Luftloch-Einsätzen in der Citania, Portugal 52.
Trochanter tertius am Jakoon-Skelet 145.
Tropenhygiene 578.
Tuczno, Posen, Schläfenringe 248, 538.
Tüfteln und Kurkeln, Herleitung der Namen 186, 537.
Tumulus, altphrygischer 123, bei Salonik 123.
Tunis, Harem aus Kairuan 237.
Tuspa-Van in der armenischen Geschichte 319.
Typen, verschiedene, der Pagoden von Pagan 230.
Typus der Bevölkerung Madagascars 427.

U.

Uebereinstimmung altphrygischer Grabfunde mit Schliemann's troischen Funden 128.
Ueberfülle des Museums für Völkerkunde 578.
Ueberzahl von Fingern 57, s. Polydactylie.
Ulejno bei Schroda, Posen, Schläfenringe 248.
Umgehen der Verstorbenen in Bosnien 282.
Ungarn, Milleniums-Ausstellung s. Budapest. — Reitergräber 499, Schläfenringe 246.
Universitäts-Curse, volksthümliche, in Wien 112.
Unkeuschheit in Bosnien 281.
Untersuchung, chemische, der Mumienbinden und der Masse aus der Mundhöhle des Kopfes der Aline 192, 214.
Untersuchungen, anthropologische, auf Samoa 226, archäologische, in Transkaukasien 77, 160.
Uralstämme, Eigenschaften 500.
Ur-Beschäftigungen, Ausstellung der, in Budapest 569.
Urbevölkerung in Portugal 52, in Nord-Russland 483, 488, 490.
Urgermanen, Rasse der 567.

Digitized by Google

Urgeschichtliches in Portugal 56.
Urnen von Hadrut, Transkaukasien 163, aus dem Spreewalde 291.
— **-Feld** von Gross-Rietz, Kreis Beeskow-Storkow 130, bei Wulfersdorf 129.
— **-Funde** von Gross-Bogendorf, Schlesien 190.

V.

Vasco de Gama-Jubiläum 462, 533.
Vegetation von Nauru 547.
Veränderung, geologische, der Ebene des Ararat 311, der Flussbetten in der Ebene von Eriwan 313.
Verblendstein mit Keil-Inschrift, Armavir 316.
Verbrecher-Anthropologie 567.
Verbrennung der Leiche eines Priesters in Birma 235.
Vererbung erworbener Defecte 544.
Verhältniss der alten Bevölkerungen Malaccas 302, 309, 526.
Verlobung in der Cassubei 367.
Verrenkungen an menschlichen Händen 57.
Versammlung, XXVII. Allgemeine, der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Speyer 346, 477, 577, nord-bayrischer Anthropologen und Prähistoriker 407, des voigtländischen Alterthumsforschenden Vereins zu Hohenleuben 524, der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte in Frankfurt a. M. 230, 393, 503.
Versammlungen der Lausitzer Gesellschaften 577.
Verschiebungen an menschlichen Händen 57.
Verwachsung von Knochenwunden am Schädel 330.
Verwaltungsbericht für das Jahr 1896 575.
Verwundung durch Pfeil mit Widerhaken und Entfernung des Pfeiles durch einen Eingeborenen am Congo 80
Verzierung auf Butterstücken 371, der Steinzeit-Gefässe von Gingst 356.
Vierlande, Ackergeräthe 495.
Vier-Zeichen 264.
Virchow-Stiftung 582.
Völkerkunde in Ungarn 500.
Völker-Verschiebungen auf Malacca 302, im Togo-Gebiet 506.
Volkskunde, Brandenburg 187, 261, bosnische 279, jüdische 583, Sammlung für, in Lissabon 57.
Volksthümliches auf der bayrischen Landes-Ausstellung 569.
Volkstracht, jüdische 583.
Volkstrachten in Valencia und Catalonien 49.
— **-Museum** 579.
Vorbauten an littauischen Häusern 480.
Vorder-Indien, Toda und Kôta 344.
Vorgeschichte der Pfalz 568.
Vorkommen der Regenbogen-Schüsselchen Deutschland 76, vermeintliches, von prähistorischem Zinkguss in Siebenbürgen 388.
Vorlauben an ostbaltischen Häusern 495.
Vorstand 3, Neuwahl 583.
Votiv-Figuren in Portugal 57, prähistorische, Spanien 47.
Vulkan Popa doung in Birma 228.

W.

Wachholderbeeren, Getränk aus, in Ostpreussen 540.
Wachtposten, mittelalterlicher, in den Gräften bei Driburg 607.
Waffen und Geräthschaften als Gewichte der Aschanti 224.
— der Australier 528, römische, im Saalburg-Museum 504.
Wald, bayrischer, auf der Landes-Ausstellung in Nürnberg 569.
Wallburg über der Luther-Canzel bei Jena 115.
Wallburgen, Thüringer 115.
Walmdächer an littauischen Häusern 480, an ostbaltischen Häusern 495.
Wander-Congress, anthropologischer, in der Schweiz 346, 393, 534.
Wandlitz, Provinz Brandenburg, Hügelgrab 286.
Wank, Kloster bei Dschebrail, Transkaukasien 163.
Waremba, Posen, Feuerstein-Schlagstätte 347.
Watsch, Femur mit Bronze-Pfeilspitze 34.
Wayao-Mann, Ost-Africa 141.
Waynesburg, Pennsylvania, Steingrab 472.
Webstühle der Magyaren 572.
Wegierskie, Posen, Feuerstein-Werkstätte 347 (s. auch Wengierski), Schädel 591.
Weib, das, Buch von M. Bartels 544.
Weichselzopf in Westpreussen 372.
Weigelu, Spiel in Bayern 266.
Weissagung, jüdische 583.
Wellenlinien an vorslavischen Gefässen 241.
— **-Ornament** in livländischen Burgwällen 486, von Časlau, Böhmen 330.
Welt-Ausstellung in Chicago, Bronze-Medaille 346.
Wenden in den russischen Ostsee-Provinzen 491.
— **-König**, Residenz des, auf dem Schlossberge bei Burg 580.
Wengierskie, Posen, Schläfenringe 250 (s. auch Wegierski).

Werbsmann, Hochzeit-Werber in der Cassubei 367.
Westfalen, die Gräfte bei Driburg 600.
Westpreussen, Doppelwall bei Bendargau 376, Einschnitte in Fensterläden 371, Giebel-Verzierungen 368, 369, Gräberfelder im Kreise Schwetz 540, Handmühle 372, Kornmutter 267, Steinsetzungen 374, sogen. Wikingerschiffe 332, Wirthshausschild von Sianowo 371.
Wetterzauber mit Steinbeilen und der Gott Perkunas 362.
Widderköpfe aus einem Kurgan bei Chodschali 83.
Wien, volksthümliche Universitäts-Curse 112.
Wikingerschiffe, sogenannte, in Westpreussen 332.
Wilkowo, Posen, Feuerstein-Schlagstätte 347.
Wilmersdorf, Kreis Beeskow-Storkow, Gräberfeld 126.
Wilna, Museum 481.
Windhose in Transkaukasien 107.
Wirsitz, Posen, Schläfenring 249.
Wirtel für Flachs und für Wolle 473, aus Quarz, Goldküste 285.
Wirthshaus-Schild aus Sianowo, Westpreussen 371.
Wollespinnen 473.
Wollstein, Posen, Feuerstein-Schlagstätte 350.
Wolosowo, Gouvernement Wladimir, Steinzeit-Funde 487.
Worms, Besuch der Anthropologen 477, 568, Paulus-Museum 478, neolithisches Gräberfeld 568.
Wort-Aberglaube 568.
Wortschatz Shakespeare's 475.
Württemberg, Band-Keramik 156.
Wulfersdorf, Kreis Beeskow-Storkow, Rundwall und Urnenfeld 129.
Wunderknabe Otto Pöhler, lesender 473.

Y.

Yucatan, Phallus-Darstellungen 467.

Z.

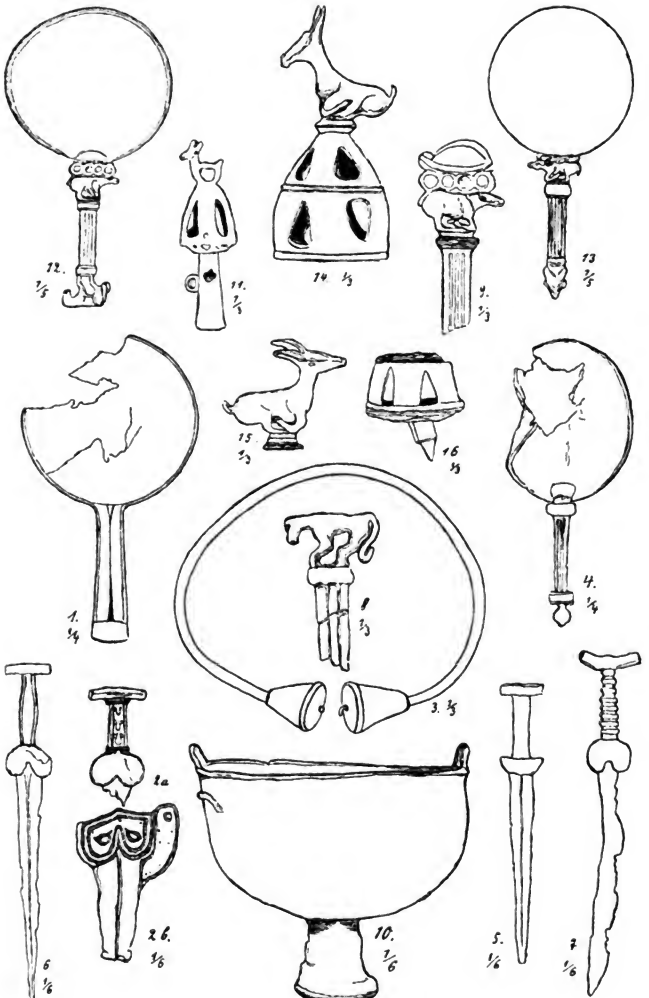
Zahl der Eingebornen auf Nauru 547.
Zahlbezeichnung, altbabylonische 439.
Zahnbildung, von Togo-Leuten 506.
Zauber und Volksheilkunde, jüdische 583.
Zauberei und Aberglaube in Bosnien 279.
Zauber-Hölzer der Bawenda in Transvaal 109.
Zehe, die grosse, küssen und beissen, in der Provinz Brandenburg 267.
Zehen des versteinerten Mannes von Columbia 591.
Zeitrechnung und Sexagesimal-System, babylonische 442.
Ziegen, Lactation unbelegter 584.
Zimbabye, Holzstücke 108.
Zinkguss, vermeintlich prähistorischer, in Siebenbürgen 338.
Zinkbronze in den baltischen Provinzen 489.
Zinn, Schläfenringe von Slaboszewo 247.
Zulu, Haarkrone (Isixoxo) 414.
— **-Schädel** 420.
Zusammensetzung der mittelfränkischen Bevölkerung 408.
Zwerg aus Rumänien 235.
Zwerge, birmanische, in Berlin 524.
— in Surinam 471.
Zwerg-Gräber bei Waynesburg, Pennsylvania 471.
Zwergin in Togo 524.
Zwergstämme 577, in Süd- und Nord-America 470, auf Malacca 142, Jakoons 151.
Zwergtypen in den Pyrenäen 337.
Zydowo, Posen Schläfenringe 248.

Eduard Krause.

Digitized by Google

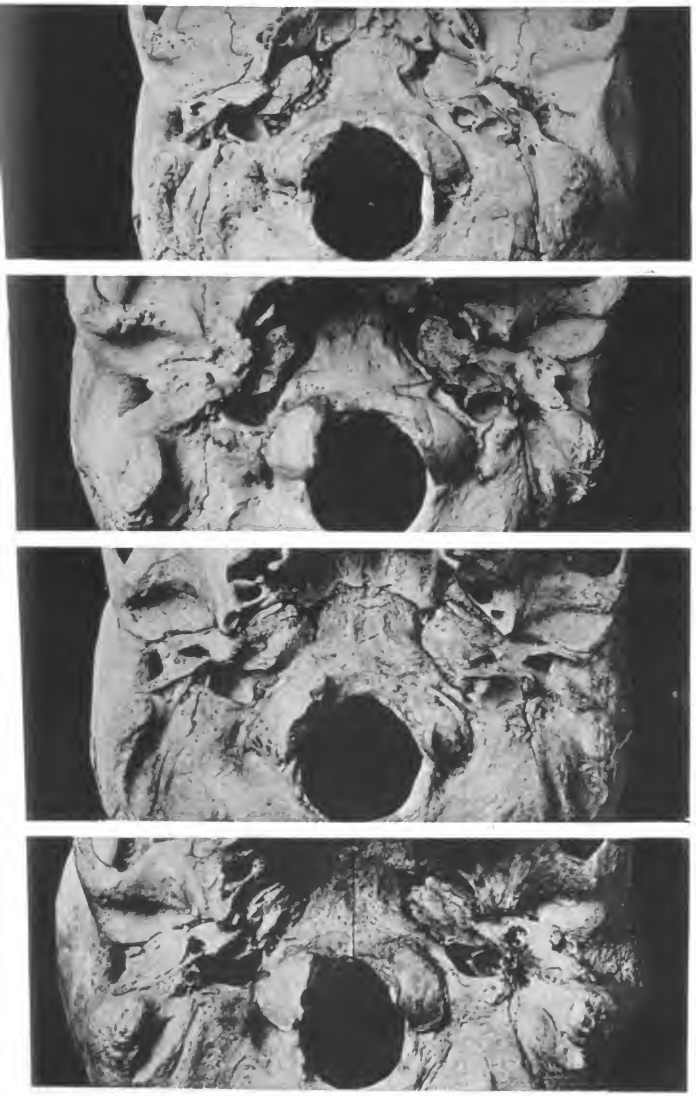
Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburgerstr. 30.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



a

b

c

d

Lichtdruck von Albert Frisch, Berlin.

Digitized by Google

IIa.

IIb.

Ia.

Ib.

Digitized by Google

Alle Figuren in $^1/_5$ der natürlichen Grösse

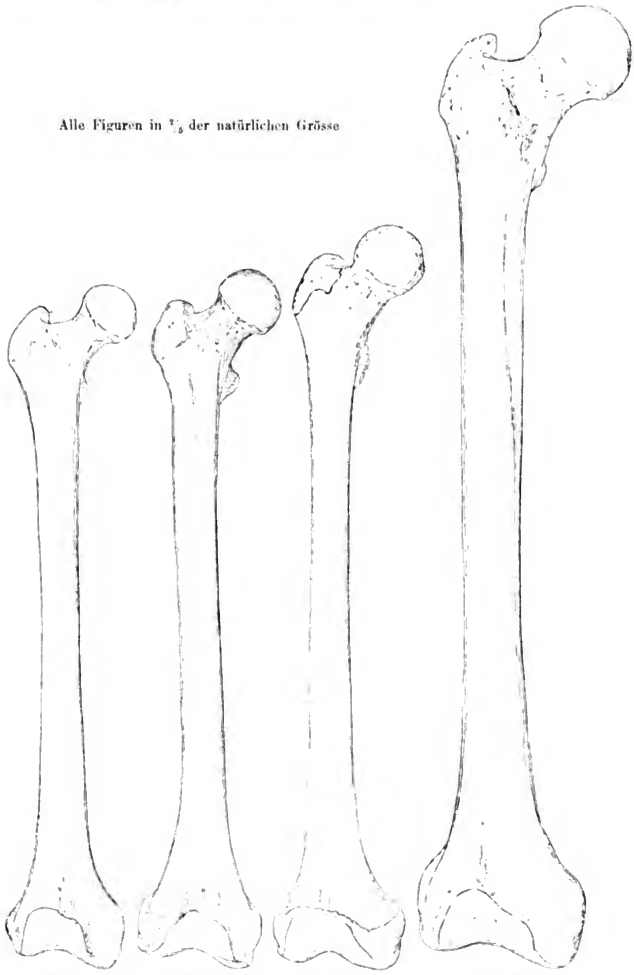


Fig. 1 Fig. 2 Fig. 3 Fig. 4

Digitized by Google

Digitized by Google

Fig 1

Fig 3

Fig 2

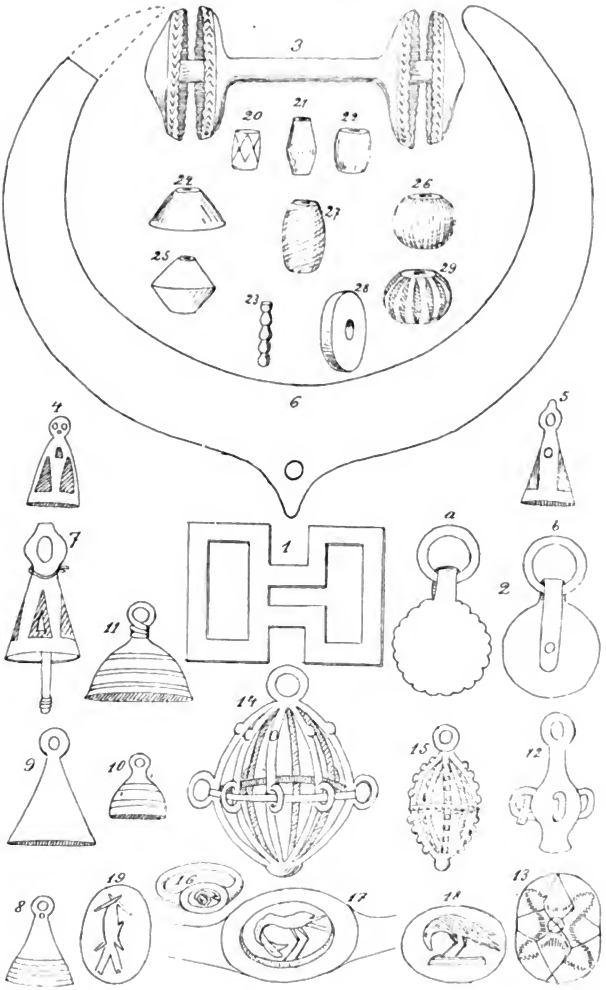
Fig 4

Fig 5

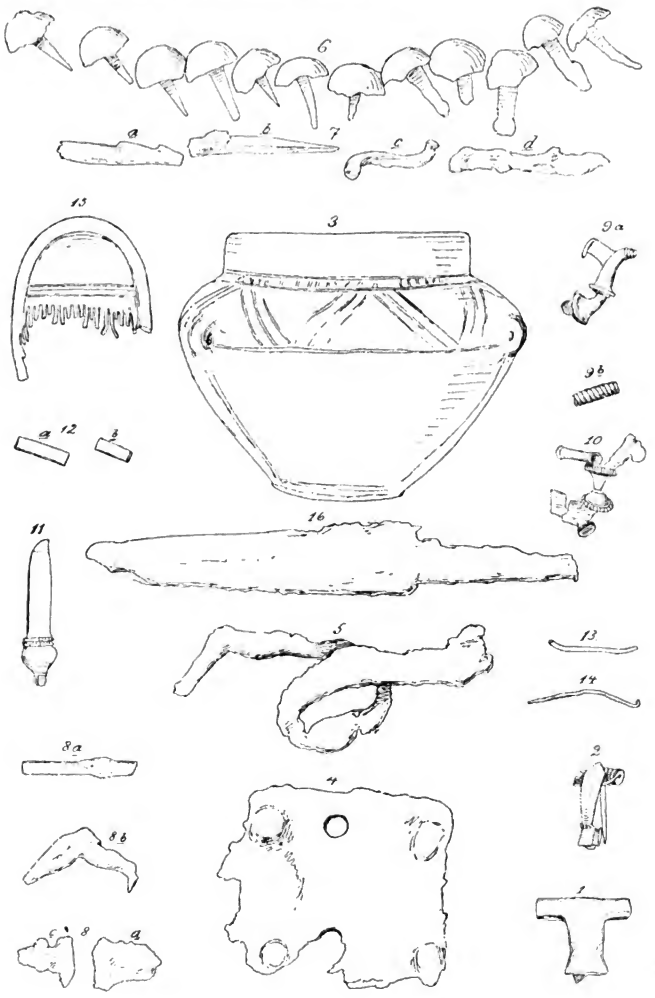
Fig 6

Lithogr Anst v C L Keller, Berlin S

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

lie

'aas. *Michaël Cordesius.*
Beamter a. D.
von
line Claise.
844.
Ingenieur-Officiers.
er:
ntantyn, geb. 1865. (Von
kang erschossen.)
7. ±
ederik, Michaël, geb.

, geb. 1871.
, geb. 1874.

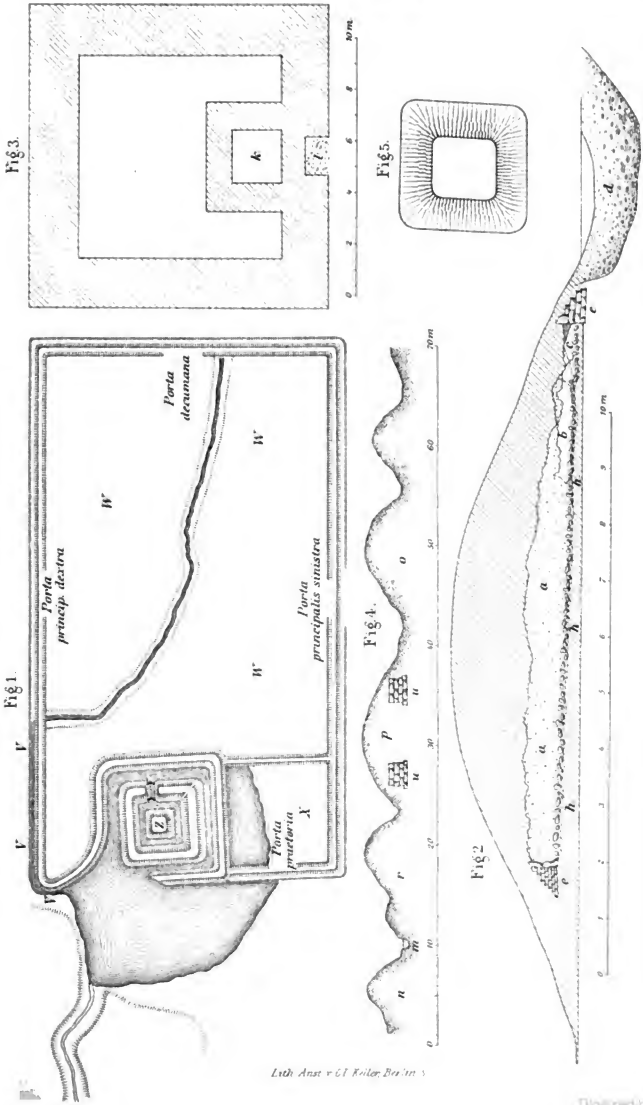
lmina, geb. 1885

Chroniken etc.

1896.

Digitized by Google

Digitized by Google



Lith. Anst. v. C. L. Keller, Berlin S.

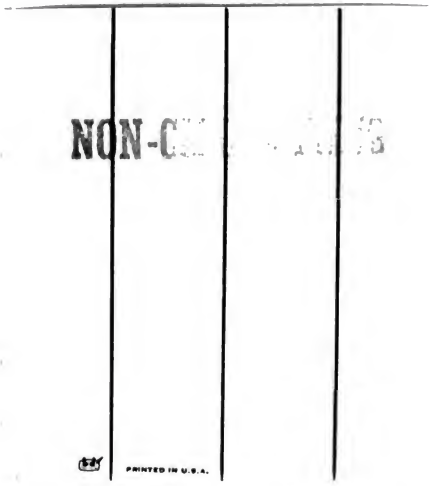
Digitized by Google

For
USE IN LIBRARY
ONLY
DO NOT REMOVE
FROM LIBRARY

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 765 189

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
Stanford, California



Digitized by Google

Digitized by Google